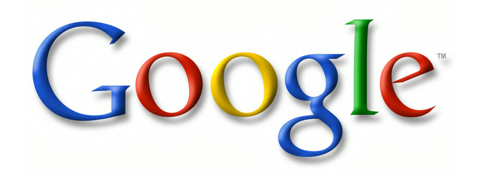




UNIV OF TX AUSTIN - LIB STORAGE
04636991
2134470406
053 T814 V.24 1921/22 MAIN


SEAL OF THE UNIVERSITY OF TEXAS
PRAESIDIVM
DISCIPLINA
CIVITATIS


Digitized by Google



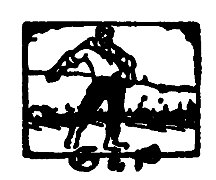
Der Türmer

Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber:

Professor Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard

Vierundzwanzigster Jahrgang · Band I
(Oktober 1921 bis März 1922)



Stuttgart
Türmer-Verlag Greiner und Pfeiffer

Druck von Greiner und Pfeiffer, Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis

Gedichte

Novellen und Skizzen

Aufsätze



Besprochene Schriften

Offene Halle

Literatur

Bildende Kunst

Musik

Türmers Tagebuch

Auf der Warte



Kunstbeilagen und Illustrationen

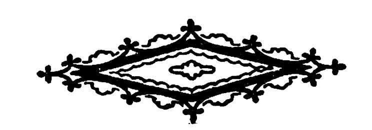
Notenbeilagen

Briefe

Auf den Beilagen.

Eingesandte neue Schriftwerke

Auf den Beilagen.





Auf der Walz Julius Kurz

Beilage zum Türmer



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard

24. Jahrg. | Oktober 1921 | Heft 1

Das gute Recht und die Unentbehrlichkeit der deutschen Art

Von Rudolf Eucken

Es ist ein Zeichen trüber und verworrener Zeiten, daß sich in ihnen die Stärken der eigenen Art in Schwächen zu verwandeln drohen. Als eine Stärke der deutschen Art galt das Vermögen, sich in andere Völker und Kulturen zu versetzen und dadurch eine innere Weite zu erreichen; in solcher Denkweise suchten wir den ganzen Umkreis des Lebens an uns zu ziehen und ihn uns innerlich zu verbinden. Jetzt aber erfahren wir die Kehrseite dieser elastischen Denkweise. Daß wir von den Gewalthabern der Gegenwart verschmäht und niedergedrückt werden, das könnten wir zur Not ertragen; weit bedenklicher ist es, daß wir uns in großer Unsicherheit über das Hauptziel und über die Hauptrichtung des eigenen Strebens befinden. Von mannigfachen Seiten ist man bemüht, uns dem eignen Wesen zu entfremden; die einen suchen Hilfe von möglichster Annäherung unseres politischen Lebens an die westliche Demokratie; andere hoffen eine Hebung des deutschen Geistes, wenn ihm möglichst viel Indisches zugeführt wird. Mehr als je besteht heute die Neigung, das Deutsche gegen das Fremde zurückzustellen; dazu kommt der Haufe vermeintlicher Propheten, welche von besonderen Heilmitteln und Künsten eine Genesung hoffen und dabei sich gelegentlich so weit verirren, daß die Grenzen zwischen Echtem und Scheinhaftem, zwischen Gutem und Bösem zusammenfließen. Selbst ernste

und wohlgesinnte Menschen geraten heute oft widerstandslos in den Strudel wunderlicher Theorien; augenscheinlich fehlt uns ein genügendes Unterscheidungsvermögen, es fehlt uns an klaren Zielen und an erhöhenden Notwendigkeiten.

Diese Ziele und Notwendigkeiten kann uns aber nichts anderes geben als die Selbstbesinnung auf die eigentümliche Art unseres Volkes; die Grundzüge dieser Art kräftig herauszuarbeiten und sie vollauf zu beleben, das ist der einzige Weg, der uns von den gegenwärtigen Zweifeln befreien kann. Summarisch müssen wir dabei deutsche und fremde Art deutlich auseinanderhalten mit vollem Bewußtsein, daß auch bei den Deutschen sich viel Undeutsches findet, und daß uns auch bei anderen Völkern manches freundlich entgegenkommt; aber es handelt sich hier nicht um die Meinungen und Stimmungen der Individuen, sondern um das Wirken von Lebensmächten; und dabei ist ein Entweder — Oder meist nicht zu umgehen.

Die deutsche und die fremde Art scheiden sich vornehmlich bei der Stellung und der Behandlung der uns umgebenden Welt. Jene betrachtet die Welt als eine gegebene Größe; in dieser Welt eine Stelle zu erringen und in ihr etwas zu erreichen, das gilt ihr als das Hauptziel des menschlichen Strebens. Dem deutschen Menschen genügt dies nicht, ihm wird die Welt und seine Stellung zu ihr zu einem zwingenden Problem, ohne eine Lösung dieses Problems droht ihm das Leben leer und schal zu werden. Aus solcher Gesinnung wagte Luther getrost, der in der Überzeugung der Menschheit geheiligten Ordnung eine neue entgegenzusetzen; aus solcher Denkweise unternahm die deutsche Philosophie in Männern wie Leibniz, Kant, Hegel das überkommene Welt- und Lebensbild aufzugeben und der Menschheit neue Wege zu eröffnen; aus solcher Denkweise vermochten schaffende Geister wie Bach und Beethoven neue Regionen des Geistes und des Gemütes zu erschließen. Daß den Fremden ein solches Unternehmen vermessen und töricht erschien, das kümmerte jene Helden des Geistes nicht im mindesten; ihr Wirken trug in sich selbst eine innere Notwendigkeit und hob sie sicher über alle Sorgen und Nöte der Umgebung hinaus.

Was uns aber jene Höhen des Lebens und Schaffens anschaulich zeigen, das entspricht dem Grundzug des deutschen Wesens, das bedeutet eine eigentümliche Gestaltung des gesamten Lebens.

Der Mensch ist nach deutscher Überzeugung als geistiges Wesen berufen, ein neues Lebensgefüge zu bilden, von innen heraus eine Wirklichkeit zu erbauen, die allein dem Leben einen Inhalt verspricht. Als ein solches Wesen kann er eine selbsttätige Lebensenergie werden, einen inneren Zusammenhang mit dem Ganzen des schaffenden Lebens gewinnen, auf Grund dieses Lebens eine Wesensbildung vollziehen und an seiner Stelle zur Erhöhung des Ganzen wirken. Er kann das aber nicht ohne eine innere Umwälzung, nicht ohne eine Erhebung in eine Tatwelt, nicht ohne eine Verlegung des Schwerpunkts seines Lebens vom Sinnlichen in eine selbständige Geistigkeit. So nur konnte ihm der Bestand der Wirklichkeit zu eignem Leben werden, nur so konnte er die Güter und Ziele, aber auch die Forderungen und die Hemmungen teilen, welche das Leben und Schaffen im menschlichen Bereich erfährt. Nichts ist dem deutschen Wesen eigentümlicher als

dieses, daß es die Nöte und die Wirren des Lebens vollauf anerkennt, ohne darüber den Lebensmut und den Lebensglauben einzubüßen. Dieses unterscheidet unsere Art deutlich von der anderer leitender Kulturvölker. Die griechische Weisheit hatte wohl ein starkes Gefühl für das Hemmende und Feindliche, aber sie hoffte durch die Verwandlung des Strebens in reine Anschauung des herrlichen Kosmos alles Widerwärtige in einen bloßen Schein zu verwandeln, sie würdigte nicht vollauf das Dunkle und Böse im Weltbestande und in der eigenen Seele; die indische Weisheit fand ihren Gipfel in der Befreiung sowohl von der Unbeständigkeit als auch von dem wilden Lebensdurst, sie war groß in der Verneinung, aber sie gab dem Leben keinen positiven Gehalt. Die deutsche Denkweise dagegen vertraut, in Übereinstimmung mit dem Grundgedanken des christlichen Lebens, auf ein erhöhendes Wirken des schaffenden Lebens im Weltganzen. Sie kann diese Überzeugung nicht hegen, ohne eine Unfertigkeit dieser Welt anzuerkennen; damit verwandelt sie das Leben in einen Kampf, der weit über den Menschen hinausweist, an dem aber teilzunehmen die Hauptgröße und Würde des Menschen bildet.

Der Kampf kann aber nicht das Ganze sein, wenn nicht alles Unternehmen vergeblich und sinnlos werden soll; so strebt die deutsche Art über den Kampf hinaus zu einer Überwindung, sie gewinnt durch die Eröffnung einer neuen, dem Kampf überlegenen Lebensordnung einen festen Halt und eine innere Tiefe; im Zusammmenwirken einer grundlegenden, kämpfenden und überwindenden Geistigkeit wird ein Gesamtbild der Wirklichkeit und des Lebens gewonnen. Die dabei erstrebte Lösung ist nicht an erster Stelle intellektueller Art, wie bei den Indern und bei den Griechen, sondern sie ist ethischer Art; wobei natürlich der Begriff des Ethischen weit über alle bloße soziale Moral hinauszuheben ist; zugleich gewinnt hier das Persönliche die Oberhand über das Unpersönliche, ebenfalls unter entschiedener Abhebung von der landläufigen Fassung, unter Erhöhung zu einem Weltbegriff und unter Eröffnung eines neuen Lebens schaffender Innerlichkeit. Nur vom Persönlichen aus kann die Welt eine Seele gewinnen und kann das Leben einen Sinn und Wert erreichen, nur von hier aus wird es möglich, das Nein vollauf anzuerkennen und doch fest am Ja zu halten. Daß diese Schätzung und Behandlung des Persönlichen als der selbsttätigen Geistigkeit auch der deutschen Staats- und Gesellschaftsbildung einen eigentümlichen Charakter verleiht, das sei hier nur kurz erwähnt.

Wenn aber diese deutsche Denkweise ihr Vermögen je im weltgeschichtlichen Leben der ganzen Menschheit zu erweisen hat, so muß das in der Gegenwart geschehen. Denn an dem Bestehen einer schweren Lebenskrise der ganzen Menschheit kann nicht der mindeste Zweifel sein. Immer mehr hat sich uns das Leben vom Innern ins Äußere gewandt und ist es ein bloßer Kampf um die Mittel des Lebens geworden; die gegenwärtige Kultur sinkt mehr und mehr zu einer Scheinkultur; auch die Moral entbehrt der erforderlichen Kraft; mit der Religion sind wir zerfallen, und wir finden nicht die Kraft zu ihrer Erneuerung, so mühen wir uns um die einzelnen Stücke und erreichen nicht den Punkt, der eine Einigung und Erhöhung vollziehen könnte.

* * *

Welche Volksart ist nun in diesen inneren Nöten an erster Stelle berufen, bei der unentbehrlichen Vertiefung und Umwälzung voranzugehen? Nach dem Zeugnis der Weltgeschichte ist es die deutsche. Wie sie aus ungeheuren Leiden und Verlusten Mut und Kraft zu neuem Leben finden konnte, das zeigt der Dreißigjährige Krieg. Unmittelbar nach jener furchtbaren Erschütterung erzeugte Deutschland Männer ersten Ranges, wie Leibniz, Bach, Händel; schon der Aufstieg des 18. Jahrhunderts brachte eine geistige Bewegung, welche die ganze Neuzeit auf ihre höchste Höhe führte, der andere Völker nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen haben. Daß wir auch in der Gegenwart nicht von allen guten Geistern verlassen sind, das zeigt das staunenswerte Wirken unserer wirtschaftlichen Arbeit; inmitten eingreifender Umwälzungen haben wir eine unverdrossene Anpassung an die neue Lage vollzogen und sind wir in unablässigem Fortschreiten. Nun aber gilt es über jene Arbeit hinaus eine geistige Konzentration zu erreichen und den Glauben an uns selbst neu zu beleben. Auch die anderen Völker, wenn nicht Gehässigkeit und Lüge ihren Blick getrübt haben, teilen diesen Glauben. Mit Freude gedenken wir der zahlreichen Stimmen aus dem Norden, gedenken wir vielfacher Sympathie, die uns von der spanischen Welt erwiesen wird; von Indien kommt die Stimme des edlen Tagore; China und Japan erweisen unserer Kultur und Wissenschaft eine unbegrenzte Hochachtung, selbst von dem uns sonst sehr unfreundlichen Australien kam an mich eine warmherzige Äußerung eines dortigen hervorragenden Theologen und Schriftstellers, der fest darauf vertraut, daß Deutschland dank seiner Ideen und seiner Tradition die jetzige Erschütterung glücklich überwinden und für die Menschheit Großes leisten werde. Und unter solchen wohltuenden Eindrücken und Zeichen sollten wir selbst verzagen?! Seien wir nur dem eignen Wesen treu, und setzen wir alle Kraft daran, es bei sich selbst zu konzentrieren! Dann kann aus dem Niedergang ein Aufstieg werden, der in die weltgeschichtliche Bewegung eingreifen und der Menschheit neue Bahnen eröffnen wird.



Am Abend

Von Gunda von Freytag-Loringhoven

Langsam geht der müde Tag zu Ende,
Der so fremd am Morgen mir gedroht, —
Lieber Gott, ich leg' in deine Hände
All mein Sorgen, alle meine Not.

Meine Seele kniet vor deinem Throne
Unter denen, die da elend sind,
Hilf ihr, daß sie ihre Dornenkrone
Willig trage als dein liebes Kind.

Schenke ihr von deiner Kraft und Milde,
Was zu fassen irgend sie vermag,
Und daß sie, gedeckt von deinem Schilde
Morgen trete in den neuen Tag.



Nach zwanzig Jahren

Ein Dichtermärchen von B. Frh. v. M.

1.

Der kleine Junge war sehr dumm und sehr faul. Es ging immer viel zu schnell in der Schule vorwärts für seinen armen Kopf, und er konnte nicht folgen.

Da hieß der erste lateinische Übungssatz: „Hektors Schild tönte unter dem Schwertstreich". Wie unbeschreiblich schön war dies Wort „tönte"! Wie brauste darin die Schlacht, wie klangen die Zurufe der Führer in das Gewühl der Helden, schwirrende Lanzen zitterten über das Blachfeld, ein Schwert pfiff durch die Luft, daß es klang, als ob Seide zerriß. Aber Hektor fing den Hieb Achills auf mit ehernem Schild — und der Schild tönte vom Schlag, — wie herrlich!

Ja, aber die Klasse war inzwischen ganze drei und eine halbe Zeile weiter vorgekrochen in dem lateinischen Übungsstück und war jetzt bei: „Die Gallier glaubten nicht, daß sie gesiegt haben würden, wenn ..." Und als der kleine Junge aufgerufen wurde, da wußte er nicht einmal, wo die anderen waren — ach, er war ja eben noch in der Skamander-Ebene vor dem ewigen Ilion! Wie konnte man nur so schnell weitergehen, sein Kopf konnte da nicht mit. Und der schlimme Peiniger, der vor ihm stand, sagte zum dritten Male heute: „Du bist überhaupt viel zu dumm für die Klasse! Ja, für die ganze Schule! Du wirst nie etwas werden, du wirst einmal im Zuchthause oder in der Gosse endigen!"

Und erst die Hausarbeiten, wenn er die Klappe des braunen Schreibschrankes, der innen ganz gelb war, niedergeschlagen hatte und nun über den schweren griechischen Zeitwörtern brütete! Er guckte in das gelbe Tempelchen hinein, das da in der Mitte der vielen kleinen Schubladen war, seine Augen wurden immer größer und das Tempelchen immer weiter, bis er dahinter den blühenden Garten seiner Heimat sah. Da lagen zwei empfindsame Gammas im Rasen und pflückten Gänseblumen, da stand als Gartentor ein großes Xi, der schrecklich-schöne Buchstabe, dessen Teile wie durch einen Sprengschuß in die Luft gewirbelt schweben, ohne Zusammenhang miteinander und mit der Erde, da lehnte ein Digamma dürr und gespenstig ohne jeden Grundstrich an der Hecke und starrte ihn an ...

Und wenn dann am nächsten Tage der schlimme Peiniger nach den Zeitwörtern fragte und rechts und links von ihm die Antworten abschnurrten wie Kreisel von der Schnur, dann stockte der kleine Junge gleich beim ersten, verwickelte sich gleich in der ersten der stachligen Dornenhecken und blieb jämmerlich darin hangen. Der kleine Junge war eben viel zu dumm. Ja, und zu faul außerdem! Er war dem Lehrer gar nicht etwa böse, er war ja selber viel zu sehr davon überzeugt, daß er einmal im Zuchthause sterben müsse oder in der Gosse.

Was das bedeute, das wußte er freilich nicht genau, denn wer stirbt, liegt doch nicht auf der Straße. Aber er glaubte seinem Lehrer, der ja so viel klüger war, alles aufs Wort, und so graute er sich vor diesem schrecklichen Schicksal fast noch mehr, als vor dem Zuchthause.

Und nun war das Osterfest da — ach, für ihn gab es keine Feste und kaum Feiertage, denn wer so dumm und so faul ist, der muß immer arbeiten, auch an den Sonntagen. Und nun erst das schreckliche Ostern mit den Versetzungen!

Der kleine Junge wußte ganz genau, daß er sitzen bleiben sollte, daß man ihn auf einmal aus dem Kreise der alten Kameraden herausreißen und unter lauter viel kleinere und fremde Jungen stecken würde. Er wußte, daß er noch einmal ein ganzes langes Jahr — und ein Jahr ist ja nicht kürzer als die fürchterliche Ewigkeit! —, daß er noch einmal Hunderte und Hunderte von Tagen vor dem schlimmen Peiniger sitzen und durch die alten, zerlesenen Bücher denselben qualvollen Weg schleichen sollte.

Aber vielleicht hatten die anderen Lehrer doch Mitleid. Vielleicht erhoben sich doch Stimmen für ihn, die ihn vor dem Schrecklichen bewahrten? Der kleine Junge klammerte sich an diese Möglichkeit mit allen Fasern seiner dummen Kinderseele. Er betete stündlich zum lieben Gott, er lag abends kniend in seinem Bett und betete in sein naßgeweintes Kopfkissen hinein, bis er vor Übermüdung einschlief.

Und nun war der große Tag der Entscheidung da. Die Aula der Schule saß dichtgedrängt voll von Schülern und Eltern, ganz vorn die abgehenden Oberprimaner, einige schon mit kleinen Bärtchen auf der Oberlippe, und dahinter die anderen. Es ging ein Summen durch den Saal, das hinten immer heller und heller plätscherte. Neben ihm hatte einer das Lesebuch der nächsten Klasse mitgebracht und zeigte es. Wie roch das neue Buch frisch nach Kleister, wie festlich war sein glänzender Einband! Der kleine Junge hielt es sehnsüchtig in der Hand — ach, wenn das doch auch für ihn bestimmt wäre! Er gab es schnell zurück, seine dünnen Finger zitterten vor Kälte und Erregung.

Da ging die Tür auf, und die Lehrer kamen herein. Sie hatten Plätze oben auf der Bühne erhalten, wo sie sich in weitem Halbkreis niedersetzten. Der schlimme Peiniger lächelte ein wenig, und wenn es auch bei seinem heimtückischen Gesichte gar nicht sehr freundlich aussah, so fing der kleine Junge doch wieder ein ganz klein wenig zu hoffen an — vielleicht ... ach, vielleicht! ...

Und nun trat der Direktor an das Pult: „Wir singen zu Beginn unserer Feier das Lied ‚Harre, meine Seele'", und er setzte gleich selber mit seiner klaren, edlen Stimme ein. Auch der kleine Junge sang mit, obgleich es ja gerade das Schmerzens- und Trostlied war, das er sich viele hundert Male im stillen aufgesagt hatte. Und das war sein Verhängnis, denn als er bei dem „Sei unverzagt" war, da stieg ihm etwas ganz dick und heiß in der Kehle hoch — „Bald der Morgen tagt" —, da flossen ihm die Tränen aus den Augen, daß er alle die hohen Fenster der Aula mit gelben und violetten Rändern sah — „und ein ew'ger Frühling" —, der kleine Junge weinte lautlos. Aber natürlich hatten es die andern auf den Stühlen neben ihm doch schon gesehen, stießen sich an und starrten nach ihm hin. O, er kannte die herzlosen Hänseleien dann auf dem Schulhofe nur zu gut, er wußte, was ihm bevorstand!

Das Lied war zu Ende, der Direktor nahm die großen Listen auf und fing an zu lesen: „Die Abgangsprüfung bestanden alle elf Oberprimaner" ... und dann die Namen. „Aus der Unterprima nach Oberprima rücken auf ... Aus

Obersekunda nach Unterprima rücken auf" ... Namen über Namen erklangen, dem kleinen Jungen alle unbekannt, denn wie hätte er bei dem vielen Arbeiten Tag für Tag Zeit gehabt, an die Schüler der oberen Klassen zu denken. Und nun stockte ihm das Herz, nun hielt er den Atem an, nun endlich kam seine Klasse, eine der allerletzten. Und alle die wohlbekannten Namen seiner Mitschüler erklangen vom Klassenersten an, einer nach dem andern, grade bis zu seinem Nebenmann.

Der Direktor legte das Blatt hin und hob das nächste auf.

Der kleine Junge war sitzen geblieben.

Und der riesige Saal um ihn her summte und brauste, alles stand auf und drängte zur Türe. Lauter fröhliche, erleichterte Gesichter sah er rings, die Eltern atmeten ordentlich auf, suchten ihre Söhne im Gewühl und drückten ihnen die Hand. Auch die Lehrer hatten sich erhoben. Der kleine Junge sah noch einen Augenblick nach dem schlimmen Peiniger hinüber — o, wie gern wäre er vor ihm niedergekniet und hätte seine Hände geküßt in Dankbarkeit, wenn ... ja, wenn!

Aber er war ja viel zu dumm und zu faul, ihm war es ja bestimmt, im Zuchthause oder in der Gosse zu sterben. Und er sehnte seinen Tod herbei, gleich jetzt, schnell, schnell ersehnte er ihn mit all seiner heißen, wilden Sehnsucht.

Ganz klein und gedrückt schlich er unter den Letzten die lange Steintreppe hinunter. Draußen hörte er wie aus weiter Ferne die Worte: „Du sollst nun doch auf eine andere Schule kommen." Er wußte nicht, ob er sich freuen sollte, er war so demütig, daß er sich nicht mehr zu freuen wagte.

2.

Zwanzig Jahre sind eine lange Zeit im Leben des Menschen, und grade zwanzig Jahre waren seit jenem Tage vergangen. Aber wenn es grade derselbe Tag ist, auf den damals Ostern fiel, und wenn man grade an diesem Tage zum ersten Male wieder die steinernen Stufen zur Aula hinaufsteigt, so scheinen zwanzig Jahre so kurz wie der Tag, der gestern vergangen ist ...

Aber heute war nicht Ostern, und doch war der große Saal gesteckt voll Menschen. Denn ein berühmter Dichter wollte aus seinen Werken vorlesen, und dazu war die halbe Stadt gekommen. Die Schüler saßen heute auf der Tribüne, und ihr helles Durcheinandersprechen plätscherte über dem Gesumme der erwachsenen Zuhörerschaft her wie weißer Schaum über dunkeln Wogen. Die Lehrer hatten ihre Plätze auf der Bühne wie damals, und es waren noch viele dabei, die auch vor zwanzig Jahren da gesessen hatten, auch der schlimme Peiniger hockte in weißen Haaren dort und hielt die Vortragsfolge vor seine dicken grünlichen Brillengläser.

Nun trat der junge Direktor an das Pult, und das Summen im Saale verstummte auf einmal. Er sagte, daß dies ein Freudentag für die Stadt und ein Ehrentag für die Schule sei, denn der Dichter sei ein Sohn der Stadt und ein früherer Schüler der Anstalt, wenn er sie auch leider nur kurze Zeit besucht habe. Und er erzählte von dem Elternhause des Dichters und seinem Werdegang, nannte die Hochschulen, die er besucht und die Reisen, die er gemacht hätte, und dann erläuterte er in Anknüpfung an den deutschen Unterricht, den er in den

Oberklassen gab, wie der Dichter in die augenblickliche literarische Bewegung einzuordnen und an die vergangene anzuknüpfen sei. Und schließlich hieß er den Sohn der Stadt im Namen aller Anwesenden und auch der vielen, die aus Platzmangel abgewiesen waren, von Herzen willkommen.

Und da kam aus der kleinen Türe hinter den Lehrern der Dichter hervor, und tausend Augen richteten sich auf ihn, viele hatten auch wie im Theater ihre Gläser mitgebracht und musterten ihn dadurch. Wie durch tausend Pfeile, so ging er an das Pult, aber es waren Pfeile, die nicht der Haß, sondern die Liebe entsendet hatte, denn schon seit Jahrzehnten hatten ja alle immer häufiger seinen Namen gehört, seine Gedichte gelesen. Er hatte mit seinen Werken Kleinmütige aufgerichtet und Starken den Weg gewiesen, hatte Fröhlichen und Traurigen das in Worten entbunden, was in ihnen dunkel wallte, hatte Liebenden ihre Liebe und hatte Grollenden ihren Groll ausgesprochen.

Und so ging er unbekümmert und gleichmütig die wenigen Schritte zum Pulte. In fast allen Städten der deutschsprechenden Welt hatte er so lichterumglänzt da oben gestanden, hatte die Blicke und den Beifall von Zehntausenden zu sich heraufdringen gefühlt, und war heute so ruhig wie seit vielen Jahren an diesem Platze, der nun eben sein Platz war, an den er hingehörte, wie der Töpfer an die Scheibe und der König an den Thron. Er blickte in den Saal hinein und über die vielen weißen Gesichter hinweg nach der Ecke, in der vor zwanzig Jahren der kleine Junge gesessen hatte, der in seines Herzens Not zu weinen anfing.

Denn aus dem Kinde von damals war nun er geworden, der jetzt hier oben stand und wartete, daß der Beifall der Begrüßung verebbte.

Und dann begann er seine Gedichte zu sprechen. Beim ersten war er noch voll Trauer über seine damaligen bitteren Leiden und voll Empörung über den Peiniger, der schräg hinter ihm saß und dessen Nähe er wieder so stark und ängstlich spürte wie damals, wenn er bei Klassenarbeiten neben seinem Platze stehen geblieben war. Es war ihm, als ob er in einem Traume lebe. Während er sprach, dachte es tief in ihm, ob er wohl noch Schüler wäre und plötzlich aufwachen würde, ob er nicht doch aus Furcht vor dem Sitzenbleiben ohnmächtig geworden wäre und nun dies alles um ihn her, der Saal und die Lichter, die Lehrer und die vielen Menschen und er selber mitten drin nur ein Traumgesicht wären. Der plötzlich einsetzende Beifall schreckte ihn auf.

Aber dann ergriff ihn die klingende Schönheit seiner eigenen Verse, und er wurde warm bei dem Gefühl, denen da unten eine Stunde Freude und Schönheit geben zu können. Ja, er konnte Freude geben und wollte Freude geben und Vergessen des Alltags! Denn die da vor ihm saßen, waren ja alle vom Leben zerdrückt und zermürbt, und nun sollten sie wieder froh werden in der Schönheit seiner Gedichte. Und wie er so in die ersten Reihen hineinsah, da erkannte er einen ehemaligen Mitschüler — und da saß ja auch sein früherer Klassenerster! Wie waren ihre Gesichter alt und versorgt, wie matt die Augen hinter der Brille des einen, wie grau schon der müde Kopf des anderen!

Und mit einem Male überkam ihn eine tiefe Scham. Er dachte an das schwere Leben jener, die nicht wie er das Flügelbrausen von Adlern der Ewigkeit



ums Haupt gespürt hatten. Wieviel mehr Lasten mochte der müde Nacken da getragen haben, wieviel mehr Kummer und Sorgen! Und da wurde ihm auch das Elend des schlimmen Peinigers klar, der nun jahrzehntelang in die Fron der erbärmlichsten Alltagsarbeit eingespannt ging. Immer neue Scharen von Jungen saßen vor ihm, und auf die zum millionsten Male gestellte Frage folgte uhrenhaft zum millionsten Male derselbe Fehler. Da war sein Herz erkaltet und er selber zum unerbittlichen Handwerker geworden, der den bequemen Ziegel griesgrämig zu den gleichförmigen legte, den unbequemen verärgert verwarf.

Sollte er ihm einen Vorwurf machen, er, zu dem eben aufs neue der Beifall aufbrandete wie ein tosendes Meer!

Er begann ein neues Gedicht, und die Gedanken in ihm webten das Bild seines Lebens. Man sah es ihm nicht an, daß seine Seele zutiefst auf anderen Wegen ging, denn er war ein sicherer und gewandter Sprecher. Seine Augen leuchteten vor Leben, seine Lippen formten die Worte klar und klingend bis in die letzten Ecken des Saales, seine Hände unterstrichen leise das Mienenspiel und die dahingleitenden Verse. Und doch war das Wortgetümmel der Heldengedichte und die Brandung ihrer Leidenschaften nur an der Oberfläche seiner Seele, so wie die Wellen nur den Spiegel der See bewegen. Aber tief drunten ziehen still die ewigen Ströme im Meer, und kein Sturm vermag ihre dunklen Pfade zu beirren...

Was war sein Leben gegen den Leidensgang derer da unten! Sprangen nicht die Türen auf vor seinem Schritt, wurde es nicht hell vor ihm, wohin er kam! Drängte sich nicht alles herzu, ihm als Gegengabe eine Freude zu schenken, flogen ihm nicht die Herzen zu wie zahme Tauben, machten nicht seine Briefe, seine Worte schon die froh, denen sie galten? Und wie verwöhnte ihn die Kritik, wie stiegen die Auflagen seiner Bücher, wie häuften sich die Bitten der Zeitschriften um seine Mitarbeit auf dem Schreibtische daheim!

Immer demütiger wurde der Dichter, je länger er sprach. Wohl kannte auch er wie jeder Künstler in ruhiger Sicherheit den Wert seines Werkes, — aber hatte er ein Recht, dafür Beifall zu empfangen? Hatte er sich je diesem Beifall entsprechend mühen müssen? War er nicht ein Gärtner, der Blumen zu Sträußen bindet und sich loben läßt, dafür daß Gott sie köstlich geschaffen hat? Nein, gewiß, er hatte nicht genug gearbeitet, um diese Überfülle von Glück zu verdienen, seine Arbeit war diesen Lohn nicht wert!

Wieder war ein Gedicht zu Ende, und wieder kam das Echo wie ein Brausen zu ihm herauf. Es war jetzt sehr heiß geworden im Saale, die Lichter drüben an der Türwand flimmerten durch den Dunst, der über den vielen Köpfen lag, das Klatschen der Hände klapperte von rechts und links, von vorn und hinten durch heiße Luftwellen. Wenn der Beifall im Saale abflaute, fingen die Schüler auf den Tribünenplätzen wieder an und rissen die anderen in eine neue Woge von Lärm und Jubel hinein. So begann das letzte Gedicht, und seine Gedanken spannen den Faden weiter.

Nein — sein Werk war den Beifall vielleicht wert, aber nicht er, nicht seine Mühe!

Aber vielleicht seine Leiden?

Da sanken die großen Ströme seiner Seele in die dunkelsten Tiefen, in die Tiefen seiner Leiden. Und mit einem Schlage riß der Schleier von oben bis unten, und er fühlte Gottes ewige Gerechtigkeit auch in seinem kleinen Leben. Zwar dachte er nicht an die vielen schlaflosen Nächte, die ihm wie jedem Künstler in reichem Maße beschieden waren, nicht an die Verzweiflungsstunden seiner Kunst und nicht an die große Einsamkeit, in der auch er zu leben gezwungen war. Aber er dachte an den Tag vor zwanzig Jahren und an den kleinen Jungen, der dumm hieß, weil er anderes wußte als die anderen, und faul, weil er den zügellosen Rossen seiner Phantasie noch nicht Zaum und Sattel aufzulegen verstand. Und er gedachte, wie er damals gelitten hatte, so schwer wie nur ein Kind leiden kann, gedachte seiner Vereinsamung und seiner Tränen von damals — und auf einmal klang ihm eine Weise tief im Innern ..., er wußte beim Sprechen nicht, welche Melodie es war, und auch die Worte fielen ihm nicht ein ...

Da war sein Vortrag zu Ende. Wie er sich verneigte, um für den letzten Beifall zu danken, da stieg es ihm sekundenlang heiß im Halse auf, und gerade in dem Augenblick sprach Gott zu ihm:

Sei unverzagt!
Bald der Morgen tagt,
Und ein ew'ger Frühling
Folgt dem Winter nach!



Ein Weg

Von Isa Madeleine Schulze

**Grau und öd der Tag! — Ein kalter Wind
Jagt die Blätter — Regen sprüht — in Trauern
Steht die Welt — jetzt naht die dunkle Zeit,
Die mein Herz ersehnt, — da wird mein Leid
Stiller sein, umwebt von Herbstesschauern.
Sonne tat so weh! — In Nebelgraun
Will ich schreiten über Dorn und Steinen
Durch das Welken — mit mir soll der Wind
Klagend gehn — es soll der Himmel blind
Alle seine blanken Sterne weinen.
Dann bin in dem todumwebten All
Ich daheim, — zum Jauchzen wird mein Bangen,
Denn ich fühl's: wir alle, — Stern und Baum,
Jeden Lebens schmerzvoll süßer Traum
Geht denselben Weg, den du gegangen.**



Die Schuld am deutschen Bauerntum

Von Gustav Schröer

Wer lobt heute noch den Bauern? Es braucht ihn jeder, weil er der Erzeuger der unentbehrlichsten Lebensmittel ist, aber keiner dankt ihm seine Arbeit; jeder zahlt mit Zähneknirschen die Preise, die ihm abverlangt werden, und wünscht im stillen dem Bauern den Teufel in den Nacken.

Von einem Ausgleich zwischen Stadt und Land zu reden, ist Unsinn. Die Kluft ist nie größer gewesen. Der städtische Mittelstand ist, soweit er sich aus Beamten und Angestellten zusammensetzt, infolge der hohen Preise in der denkbar übelsten Lage. Nicht viel besser geht es dem Arbeiter; denn auch seine Lohnsteigerung hält mit der Verteuerung nicht mehr Schritt. Erträglich sind die Zustände noch für diejenigen Berufe, die bezüglich ihrer Einnahmen durch Anpassung der Preise an die allgemeine Preislage einigermaßen mitgehen können. Auch da aber sind die Grenzen bestimmt erreicht; denn die Kaufkraft versagt.

Allesamt vermögen wir, die wir aus der Vorkriegszeit her gewöhnt waren, Ware und Preis miteinander in Einklang zu bringen, innerlich nicht mehr mitzukommen, weil die Preisbildung heute den Eindruck der Willkür geradezu machen muß.

Wir stehen schlecht, der Bauer steht sich gut. Samt und sonders aber sind wir auf den Bauernstand angewiesen. Der jedoch, das muß gesagt werden, ist nicht mehr das, was er einmal gewesen ist. Falsch wäre es, den Bauernstand dafür allein verantwortlich zu machen. Die Hauptschuld trägt der Staat.

Das Verfahren, das er einschlug, die Zwangswirtschaft, war in der Form, in der er sie übte, vollkommen verfehlt und ist zu einem schweren Verschulden am deutschen Bauernstande geworden.

Es hat der Zwangswirtschaft das gefehlt, was allein sie nicht nur erträglich gemacht, sondern sie bestimmt ihren Zweck hätte erfüllen lassen: die moralische Grundlage. Gewiß, wir mußten, was auf deutschem Boden wuchs, haben bis auf das letzte Korn. Trotzdem war es nicht angängig, einen Stand allein sozusagen an die Fessel zu legen. Und wäre die Zwangswirtschaft noch tatsächlich lückenlos durchgeführt worden, nicht nur soweit es sich um den Erzeuger, sondern erst recht um den Verbraucher handelte, die Verbitterung darüber wäre nicht so groß geworden, als sie es ward.

Während aber der Bauer Jahre nicht Herr seines Eigentums war, ihm die Ernte auf dem Felde abgeschätzt wurde, bei der Dreschmaschine der Polizist stand, ihm die Böden und die Keller durchsucht wurden und bei alledem ein Preis gezahlt ward, zu dem er tatsächlich nicht mehr erzeugen konnte, sah derselbe Bauer, wie sich das Jungvolk der Munitionsfabriken die Zigaretten mit Geldscheinen anzündete, wie ihnen die Löhne sprungweise erhöht wurden, während seine Getreidepreise sich mühselig in die Höhe quälten. Ich weiß, daß ein mittlerer Bauer für den

größten Teil seiner Ernte, den er auf legitimem Wege ablieferte, sage und schreibe: ein Paar lange Stiefel und eine Rolle Zwirn erhielt.

Wir haben uns den Mund wund geredet, den Bauern von der Verpflichtung gegen sein Volk zu überzeugen, es stand zuviel an harten Tatsächlichkeiten gegen alle Versuche, moralisch auf ihn einzuwirken.

Alles miteinander hat dazu geholfen, den Bauern zu demoralisieren. Er kam in die Geschäfte, den Bezugsschein in der Tasche, die Waren waren ausverkauft. Er zog ein Stück Butter aus dem Sacke, den vielgerühmten „fettigen" Bezugsschein: die Waren waren in Friedensqualität vorhanden, und den Bezugsschein konnte er wieder einstecken. Die Zeitungen berichteten von dem Kohlrübenelend in den Städten. Aus der Stadt aber kam der Fabrikant — den er als Arbeiter gekannt und bei dem es bis vor kurzem immer auf des Messers Schneide stand —, kaufte das nächste Rittergut, sah besser denn wohlgenährt aus und führte im Wagenkasten oder im Automobil die beschlagnahmten Eier, die Butter in seinen städtischen Haushalt über. Verwandte kamen aus den Städten — und seinerzeit hatte jeder Verwandte auf dem Lande — und wußten zu erzählen von den Diners, die in den Gasthäusern „hintenherum" zu haben waren.

Eines kam zum andern, tausend Dinge, ein Rad griff in das andre, der Bauer mußte zu der Überzeugung kommen, daß die ganze Zwangswirtschaft eine Farce, Gerechtigkeit ein Märchen sei. Geld war die Losung, und er — hatte es nicht. Auf legitimem Wege kam er nicht nur dazu nicht, kam er auch nicht zu dem, was er für Wirtschaft und Haushalt brauchte.

Wer im deutschen Vaterlande hat aus der Zeit eine saubere Weste mitgebracht? Und ist sie bei vielen nicht ganz so besudelt als bei anderen, so ist das in den wenigsten Fällen ein Verdienst, sondern sie hatten einfach nicht die Möglichkeit zum Schleichhandel. Der Bauer aber hatte sie und hat gelernt, sie auszunutzen.

Nein, nicht aus sich heraus gelernt, man hat ihn den Schleichhandel gelehrt, ihn dazu gezwungen. Es ist ein traurig wahres Wort, wenn ein größerer Grundherr heute offen sagt: „Gott sei Dank, daß wir den Schleichhandel hatten. Hätten wir ihn nicht gehabt, wir wären alle miteinander bankerott geworden."

Was für Unheil hat allein die Druschprämie angerichtet. Es war aber mit den überzeugendsten Darstellungen aus unmittelbarer Erfahrung heraus an keiner Stelle etwas anzufangen. Sie waren alle auf die Druschprämie eingeschworen, vom Ministerium über die Generalkommandos weg bis zu den Landratsämtern.

Bei alledem handelt es sich nicht einmal so sehr um wirtschaftliche Vor- oder Nachteile, als vielmehr um den Rückgang der Moral.

Der Bauer mußte zwangsläufig unmoralisch werden. Jeder Städter, der ihm ins Haus lief, fing's auf Betrug der Allgemeinheit an. Daß er nicht anders konnte, das steht auf einem Blatte für sich. Für den Bauern kam summa summarum alles miteinander darauf hinaus: Heute ist der Ehrliche der Dumme.

Automatisch löste das Sinken der Moral die Eigensucht aus. Ist es denn verwunderlich, wenn er Geschmack an großen Einnahmen fand, wenn auch ihm das Geld Selbstzweck wurde? Es ist eine Heuchelei, zu tun, als würden andere Stände anders, besser gehandelt haben.

Und wir wollen uns wundern über das, was wir heute sehen? Was sehen wir denn heute? Die landwirtschaftlichen Erzeugnisse sind teuer. Sie sind durchschnittlich auf das Zwanzigfache gestiegen. Das tut uns, die wir auf feste Einnahmen angewiesen sind, bitter weh, weil die nur um das Sechs- bis Achtfache gestiegen sind. Zugegeben auch, daß es so nicht weiter gehen kann. Aber was tut bzw. was verlangt denn der Bauer? Er verlangt für sein Getreide den Preis, den wir Argentinien auch zahlen müssen. Begeht er damit ein Unrecht? Bedanken wir uns bei unserer Valuta.

Gewiß, die Sache liegt so, daß wir aus dem Bauernstande heraus die Losung zu erwarten berechtigt sind: Valuta hin, Valuta her, wir wollen uns an unserem verarmten Volke nicht bereichern, sondern begnügen uns mit einem Preise, der uns über unsere Gestehungskosten hinaus einen bescheidenen Verdienst läßt.

Ja, wäre die demoralisierende Zwangswirtschaft nicht gewesen, stünden wir alle miteinander noch auf moralischem Boden, dann ließe sich auch über den Fall reden; aber soll der Bauer geringen Preis nehmen, um hernach nur anderen größere Verdienstmöglichkeiten zu geben? Das wäre denn doch zuviel verlangt.

Ich fürchte bestimmt schwere Konflikte aus den gegenwärtigen Preisen, aber der Bauer trägt daran nicht soviel Schuld, als ein vorschnelles Urteil behauptet. Von dem mittleren Bauernstande, der mir genau bekannt ist, darf ich sogar sagen, daß er noch lange nicht so entmoralisiert ist, als das unter Würdigung aller Umstände der letzten Jahre zu befürchten sein müßte.

Wir haben gerade dem Bauernstande gegenüber eine schwere Schuld auf uns geladen. Auf eine Gesundung von heute zu morgen ist nicht zu hoffen. Die kann und wird nur mit einer allgemeinen Gesundung Hand in Hand gehen.



Begegnung

Von August Brixner

Aus ihren Augen leuchtet schon das Land,
Dahin sie gehn wird, wenn ihr Leib zerbrochen —

Aus seinen Augen lodert wild ein Brand;
Ihm ist noch kein erlösend Wort gesprochen.

Er hört das Blut in seinen Adern kochen,
Bei ihrem Nahsein wird ihm eng und heiß —

Sie fühlt dies wohl und lächelt, weil sie weiß:
Auch dir wird einst das große Wort gesprochen.



Hausbuch
Heimgedanken von Friedrich Lienhard

Vorspiel.

Dieses Plauderbuch — das zunächst noch nicht in Buchform erscheinen soll — gehört zu jener Spielart, worin sich Anschaulichkeit und Geistgehalt, Anmut und Würde zu einem schlicht-freundlichen Ganzen zu verbinden trachten. Und zwar von einem „Ich“ aus, das aus dem Besondern ins Allgemeine strebt. So schrieb ich die Wanderbücher „Wasgaufahrten“ und „Thüringer Tagebuch“; so fügt sich als drittes derartiges Werk dieses „Hausbuch“ an.

Wandrer war ich; nun bin ich seßhaft im Herzen Deutschlands. Ich lief den Dingen und Menschen nach; ich lasse sie nun zu mir kommen. Vieles ward verloren, andres gewonnen. Haus und Garten sind mein und die Herzen guter Menschen. Ein edler Besitz! Und solches Eigentum ist kein „Diebstahl“, sondern eine Summe von Lebenskräften. Und eine Summe von Segnungen. Denn ungesegnete andre sind am Wege liegen geblieben. Dies stimmt uns zu Dank und Demut.

Demut — und auch eine feine Wehmut sind aus unsrer Innenwelt nicht mehr zu tilgen. Unsre Seele hat vernarbte Wunden. Doch die Gewißheit macht stark: Wir stehen unter Führung. Meister wachen über uns im Dienste Gottes. Und so sind auch wir hinwiederum verantwortlich für das uns Anvertraute.

Oft überkommt es uns wie Gebetsstimmung. Und in dieser Gebetsstimmung birgt sich auch die allbeherrschende Sorge um Deutschland.

Über meines Hauses Pforte, in einer stillen Allee Weimars, steht das Rosenkreuz. In der Diele findet man den Spruch:

Dem Rosenkreuz ist dieses Haus geweiht:
In Rosen wandle sich das Weh der Zeit!

Und daneben den erweiternden Reim:

Dies ist mein Wunsch, daß nach verwund'nem Weh
Das Rosenkreuz auch über Deutschland steh'.

In solchem Sinn und Zeichen lese man dieses Hausbuch!

Verklungener Traum.

Ein schöner Traum ist hinter mir ins Wesenlose verklungen. Ich habe diesen Traum viele Jahre, ja von Jugend an, geliebkost und beherbergt; ich habe ihn durch den heimischen Wasgenwald getragen und den Quellnixen und Burgtrümmern von ihm erzählt. Den Traum nämlich, daß im Elsaß — im Gegensatz zu Berlin und allem großstädtisch-modernen Unwesen — ein Seelenkönigreich der Schönheit, Weisheit und Liebe aufblühen könnte, wie es einst in sittenloser Merowingerzeit Odilia gewollt hat, die Schutzpatronin unserer Heimat.

Ja, ihr Alisassen, die ich gern als Edelsassen geachtet hätte, ich gestehe gern: ich hatte gehofft, daß dort, abseits von Berlin und Paris, fernab vom materia-

listischen Zeitgeist, wie etwa in den Tagen unsres Landsmanns Johannes Tauler, Menschen der Innerlichkeit aus der Haßstimmung gespannter Völker und Volksschichten emporwachsen könnten. Dieses Seelenkönigreich hätte sich dann hinübergestrahlt nach Frankreich wie nach unsrem Deutschland, ja hätte sich über ganz Europa wohltätig verbreitet.

Wähnt man etwa, dies seien nachträgliche Phantasien, die sich als Regenbogen über den Zusammenbruch hinüberspiegeln in ein nunmehr wehmütig verklärtes Jugendland? Nein, das ist deutlich schon in den Büchern jener Frühzeit geprägt. So schloß meine dramatische Legende „Odilia" (aufgeführt zu Straßburg am 7. Oktober 1898) mit den Worten der elässischen Heiligen:

Auf nun, mein Heervolk, deine Kön'gin ruft!
Zum Kampfe ruf' ich um ein holdes Land.
Auf, nehmt den Bann von ihres Hasses Gruft,
Als Freudenboten hat uns Gott gesandt.
Viel Edle sehnen sich nach Himmelsluft,
Erlöste, eilt, stählt ihnen Herz und Hand — —
Ein Sonntag komme, dem kein Sonntag gleich,
All meinem Elsaß, meinem Königreich!"

Und in der neuen Auflage (1911) steht folgender Vorspruch:

Im Elsaß wuchs Odilias Lenzgedicht
Von einem Königreich, das wir erwarten;
Oft trugen mich still-schöne Wasgaufahrten
In des Odilienberges hehres Licht.
Was meine Blicke dort vom Fels gewahrten,
Das sucht an einem engen Orte nicht —
Vom Seelen-Adel, der die Welt bezwang,
Von Geistes-Königskronen spricht mein Sang.

Des Wasgaus Stechpalmblatt hat herben Trieb,
Und schön daneben blühen Königskerzen:
Ich liebe dieses herbe Volk mit Schmerzen
Und habe meiner Heimat Schönheit lieb.
Doch eine andre Heimat ist in Herzen,
Denen ein Drang zum Licht Gesetze schrieb —
Sie grüß' ich, die solch Band zusammenhält,
Sie grüß' ich durch die ganze weite Welt.

Deutlicher kann wohl ein Lebensideal nicht geprägt werden. Doch fühlt man hier schon eine leise Lösung von der Scholle, ein ahnungsvolles Erweitern ins Allgemeine.

Auch was die „Wasgaufahrten" suchten, was in zahlreichen andren Büchern und Äußerungen jener Jahre immer wieder zutage drängte: es war der Ruf nach Edelmenschen, es war die Sorge um die deutsche Seele, um die Seele der Menschheit.

Dies ist nun weithin sichtbar geworden als die schlechthin wichtigste Sorge der ganzen Gegenwart.

Mein Traum vom Wasgau-Königreich ist ins Lächerliche zerronnen. Was lange vor dem Weltkrieg unterirdisch drohte, das Niedere, das Dämonische, der Haß, die Tücke — es ist herausgebrochen, es scheint zu triumphieren. Im Munde der Franzosen sind wir nur noch „Boches". An der Rheinbrücke bei Kehl standen bezahlte Schufte und warfen Kot und Schmähworte auf ausgejagte Deutsche. Gesindel stürzte zu Straßburg und zu Metz deutsche Denkmäler, schleifte den Bronzekopf des ehrwürdigen alten Kaisers an Seilen durch den Straßenstaub — während es Deutschen niemals eingefallen war, in den vorausgehenden siebenundvierzig Jahren auch nur ein einziges französisches Denkmal zu schänden. So triumphiert nun Gemeinheit.

Nach menschlicher Voraussicht werde ich den Boden meiner Heimat nie mehr betreten. Die Seelen dort sind vergiftet, vergewaltigt wie die Muttersprache, aus dem deutschen Treu-Eid wieder hinübergerissen in französische Obmacht. Wie springt man mit jenem deutschen Grenzvolk um! Eine Schmach Europas!

Wartburg-Tagung vertriebener Elsaß-Lothringer

An einem Sommersonntag, als die Goldfarbe der Erntefelder sich vom Dunkelblau der Gebirge abhob, waren sie jüngst auf der Wartburg versammelt: die in Thüringen weilenden vertriebenen Elsaß-Lothringer. Ein ernster Zug, der sich auf die ohnedies stark belebte Burg bewegte! Auch unser letzter deutscher Statthalter, Exzellenz Schwander, der Alt-Elsässer, jetzt Regierungspräsident in Kassel, und ich selbst traten ins alte Burgtor ein.

Da waren sie nun beisammen, die ich so oft hieherzuschmeicheln versucht hatte: aus dem Grenzland ins Herzland! Sie standen im hintersten Teile des Burghofes, zwischen Palas, Gadem und abschließendem Turm. Der Wind wehte kraftvoll, ja wild von Südwesten her über die hellblau ineinander geschichteten Berge, als wir vom Balkon zu unsren Landsleuten sprachen.

Man sah wohl manche Träne, doch wahrlich, es war uns wohl um tiefsten Ernst, doch nicht um weichliche Rückschau zu tun. „Zur Zeit der heiligen Elisabeth" — so etwa sprach ich zu den Flüchtlingen — „hielt man an dieser Stelle einen Löwen gefangen. Eines Tages brach das Raubtier los, niemand wagte ihm entgegenzutreten: nur der mutige junge Burgherr Ludwig der Heilige, waffenlos, mit seines Blickes Gewalt, bändigte das Untier, bis bewaffnete Männer es zurückscheuchten in seinen Zwinger. Jetzt ist der Löwe los in ganz Europa, in der ganzen Kulturwelt. Haß, Neid, Lüge, Unrecht, Raub, Gewinngier an allen Orten und Enden — — und ihr, meine Freunde, seid ein Opfer dieses Löwen! Der Burgherr aber, der ihn bändigt, ist noch nicht erschienen. .. Wir erleben den noch immer andauernden Weltkrieg in dreierlei Formen: Soldatisch, sozial, seelisch. Die erste Kriegsform ist abgetan: ehrenvoll ist Deutschland vom Schlachtfeld abgerückt, unbesiegt, nur der Übermacht weichend und der inneren Not. Nun stehen wir mitten im sozialen Krieg. Wird es gelingen, eine innere Einheitsfront zu finden von links bis rechts? Nur dann, wenn wir die dritte Form des Krieges gewinnen: wenn wir seelisch erstarken. Und das ist das schöne Amt der Dichter, Denker, Erzieher. Helft uns darin, gerade ihr leidgeprüften Flüchtlinge aus der Grenz-

mark! Nicht bitter werden, wenn euer Unterkommen hier im selber notvollen Deutschland sich nicht immer so anläßt, wie ihr es euch wohl wünschen möchtet: sondern das Leid zur Waffe schmieden! Elisassen seid ihr — Elendsassen —, doch werdet Edelsassen! Es ist nicht eigentlich der höhere Lohn oder dergleichen, was *die* arbeitende Volksschicht um uns her sucht, sondern Wärme von Mensch zu Mensch, Brüderlichkeit, Güte. Helft diese neue Zeitstimmung herausbilden, ihr Leidgestärkten, damit von hier aus, vom Herzen Deutschlands aus, eine reinere Gesinnung hinausstrahle in die ganze Kulturwelt! Sind wir seelisch geläutert und gestärkt, so werden wir auch sozial Ordnung und Eintracht schaffen. Sie haben uns viel genommen, jedoch:

Was auch der Feind uns nehmen mag,
Eins kann er uns nicht rauben:
Die Hoffnung auf den bess'ren Tag
Und unsren deutschen Glauben ...

In den Gesprächen des Nachmittags stellte mir eine Zuhörerin eine fein zugespitzte Frage: „Wenn der Burgherr, von dem Sie sprachen, einmal kommt: wird er mehr Parsifal sein oder mehr Arminius?“ Ich erwiderte: „Vermutlich Parsifal. Denn Amfortas muß erst gesunden, ehe er wieder eine Waffe schwingen kann“ ...

Bei Tisch trug ich eine Dichtung vor, die obigen Gedanken erweiterten Ausdruck gibt:

Elsaß-Elegie

Also senkte nun Gott verlorenes Land in den Traumschlaf,
Daß es lebendigen Leibs leuchtend ruhe im Bann,
Wie dort Brünhild ruhte, die Göttin, als sie, von Wotans
Zaubernden Runen gebannt, langhingelagert entschlief.

Leuchtend-lebendig bleibst du, mein Elsaß: du schläfst nur am Wasgau,
Sieh, und es glüht in der Luft immer, noch immer die Glut,
Immer, noch immer die farbige Flamme scheidender Sonne —
Sieh, und der grünliche Rhein atmet in doppeltem Glanz,
Wenn seine rasche, reißende Welle die Lichter zurückwirft,
Während der Abend versprüht hinter durchbrochenem Dom.

Wenige tranken wie wir deine starke, berauschende Schönheit,
Ach, und wir wenigen sind fern von der Heimat gebannt,
Wir, deine Söhne, geboren aus dir, genährt von der Saaten
Goldener Kraft und durchglüht von dem noch goldneren Wein.
Heut', im Herzen der Deutschen versammelt, wir grüßen dich, Heimat,
Kampfüberschauerte Mark, Fangball von Ost und von West!
Wann wird endlich für immer der Bogen des Friedens vom Schwarzwald
Bis auf den Wasgenwaldkamm kühn überbrücken den Rhein?
Oder sind wir für immer bestimmt, als Opfer zu wandern
Jetzt nach Frankreich hinein, jetzt nach Deutschland zurück?
Sind wir der Kampfplatz zweier Nationen? Sollen die Ähren,
Draus wir backen das Brot, immer sich düngen mit Blut?

Schweige, mein duldendes Herz, und schlummre, vieldulbendes Elsaß!
Oft sind in Schleier gehüllt Schönheit und Schicksal und Schmerz.
Also verschleiert schlummre, doch wachse! Es blühe des Pfirsichs
Rötliches Wölkchen wie einst zierlich am Weinberg entlang!
Immer stattlicher wölbe den Wipfel der stattliche Nußbaum
Über das moosige Dach, das unser Ahne gebaut!
Schlummre, mein Land, doch wachse! Es wachse desgleichen dein Heimweh,
Deutschland, wie heimliche Saat! Ja, und so wachse das Recht!
Bis es zuletzt so Schale wie Scholle zersprenge — und bis einst
Mit dem Betruge zumal bricht der erbärmliche Haß.

Uns, meine Freunde, geziemt es, verlorene Scholle zu segnen,
Die uns mit Schönheit beglückt, die uns begnadet mit Leid.
Beugt sich am äußersten Wald im Wind ein verkrüppelter Weißdorn,
Drin sich ein Vögelein birgt — wachse, mein Elsaß, auch dort!
Edelsassen, so nannt' ich euch oft, Landsleute der Westmark:
Seid es! Seid edel und stark! Schmiedet zur Waffe das Leid!
Seid ihr nicht Schollengemeinschaft mehr, so eint euch im Geiste!
Nicht nur Gemeinde der Not: seid auch Gemeinde der Kraft!
Wie sich Odilia schuf ein Reich der Weisheit und Liebe,
Schafft euch ein Elsaß im Geist, wenn sich das äuß're versagt!
Elisassen! Im Elend saßen schon oft Alemannen,
Losgerissen vom Reich — Eiland sind wir auch jetzt!
Oh, vergeßt nicht verlorenes Land! Durchflammt es mit Liebe,
Bis ihr, gereift in der Not, siegen und segnen gelernt!

Also sann ich, ihr Brüder und Schwestern, im nächtlichen Weimar,
Bis über Wolken im Ost wachsende Röte sich hob.
Siehe, da lag sie wahrhaftig im Wolkengebirge, die Göttin,
Haupt und Busen und Knie, herrlich gelagertes Weib!
Aber dahinter erhob sich ein Andrer in funkelndem Goldhelm:
Siegfrieds erlösende Kraft küßte die Schlummernde wach.

Mit diesem Nachklang nehme ich von meiner Heimat Abschied. Elsaß — eine Summe von Leid und von Schönheit, eine nie ganz vernarbende Wunde! Elsaß — eine Aufgabe und sühneheischende Forderung für das nächste deutsche Geschlecht, für die mehr als hunderttausend Flüchtlinge, diese Opfer französischer Gewaltpolitik!

Frankreich hat uns zwischen 1871 und 1914 ein Vorbild gegeben, wie man das Andenken an Verlorenes planvoll wach erhält. Nun, wir werden mit mehr Recht diesem Vorbild folgen.

Einstweilen vermögen wir jenem unleidlichen Zustand kein Ende zu bereiten, sondern müssen dulden und die deutsche Seele im Dulden stärken.

Wenn uns ein geliebter Mensch durch den Tod genommen wird, so verwandeln sich Stoff und Gestalt in ein geistiges Bild. Dieses Bild wird Erinnerung: Innenbesitz. So ist das verlorene Elsaß für uns Verbannte ein Bild geworden und weilt in unsrem Innern. Wir Alt-Elsässer, mein Weib und ich, sprechen auch hier in Thüringen untereinander nur unsre Mundart. Unsere ferne Heimat be-

reicherte uns mit ihren Schönheiten und Schauungen, mit den gut deutschen Namen und Klängen ihrer Dörfer und Städte, ihrer Burgen und Berge, Fluren und Flüsse und all der reichen geschichtlichen Geschehnisse. Dieses Bild wird eines Tages im Wechsel der Geschicke wieder herausbrechen und aufs neue Stoff und Gestalt werden und — deutscher Besitz. Denn es ist unser.

(Fortsetzung folgt)



Unerreichbar!

Von Fritz Jaffé

Sie nehmen uns den Hammer und die Essen,
Den Amboß und die Glut — aus unserm ernsten Fleiß
Den wucherischen Zins — aus unserm blut'gen Schweiß,
Was nehmbar scheint, nach Willkür und Ermessen.

Sie stehlen uns auf Märkten und auf Messen
Die Arbeit und den Lohn, die Ware und den Preis,
Auf unsern Feldern stehlen sie das künft'ge Reis —
Die Narren! Eines haben sie vergessen!

Sind wir in Räubersmacht, von Sieg und Glück verwaist,
Und fühlen wir den fremden Stiefel fest im Nacken —
Tief tragen wir das Haupt — doch hoch den freien Geist!

Wie sie mit krummen Schnäbeln gierig danach hacken,
Von ihnen unerreicht, in blauen Lüften kreist
Der deutsche Genius — ihn können sie nicht packen!



Das Gespräch in der Nacht

Von Gertrud Burdett

Als Dr Gorm die Briefe, welche er auf seinem Schreibtisch vorfand, gelesen hatte, lehnte er sich zurück und blickte lange und regungslos hinaus.

Ein Spätsommerabend hing dunkelnd und schwermutvoll über der Landschaft, und es war, als ob die Erde beklommen atme; vielleicht zitterte sie unter der Last der großen, reifen Kornfelder, welche schwer und gesegnet auf ihr ruhten und der Mahd entgegenharrten, vielleicht aber war es, daß in dieser schweigenden Stunde unmittelbarer als sonst ein Hauch aus dem grenzenlosen All sie streifte und sie in ihrer stummen Gebundenheit ahnungsvoll erschauern ließ.

In der Ferne wetterleuchtete es; das matte, flackernde Aufzucken des bläulichen Lichtes ging wie unruhiger Pulsschlag durch die schwüle Nacht.

Der struppige Hund, der zu Füßen des Mannes lag, hatte schon ein paarmal den Kopf gehoben, um ihn nach kurzem Zögern stets wieder geduldig auf die ausgestreckten Vorderfüße sinken zu lassen; nun aber richtete er sich vollends auf; seine kindhaft-fragenden, goldbraunen Augen suchten das Antlitz seines Herrn, während er die feuchte schwarze Schnauze fordernd und hilflos zugleich in dessen herabhängende Hand bohrte.

Der Einsame war in seinem Sinnen gestört; er stand mit schroffer Bewegung auf, schritt ein paarmal hin und her und trat dann, gefolgt von dem Hunde, in den anstoßenden Raum.

Es war das Laboratorium. Gorm schaltete das Licht ein und setzte sich an seinen Arbeitstisch. In Schränken und auf Borten standen zahllose Flaschen, in denen schimmerten wasserhelle und farbige Füssigkeiten; der Tisch war bedeckt mit allerlei feinen und geheimnisvollen Gerätschaften, mit Retorten und sonderbaren Gläsern. Es war ein seltsames Blitzen und Flimmern ringsum; das strahlend weiße Licht holte zitternde Funken aus den fluoreszierenden Flüssigkeiten und ließ Glas und Metall unruhig aufblitzen. Schwerer Hauch hing in der Luft, ein Gemisch von scharfen Dünsten, Säuren, herben Würzen; und dazwischen strich verloren ein leiser, süßer Ambraduft.

Der Doktor hantierte lautlos. Er hatte verschiedene Ingredienzen in eine kupferne Schale getan und eine Spiritusflamme darunter entzündet; die Bewegungen seiner schmalen Gelehrtenhände waren unendlich sorgsam und sicher.

Hier war seine Welt; in ihr war ein tiefes Wissen, war unermüdlichste, geduldigste Arbeit im Binden und Lösen der feinsten und flüchtigsten Elemente, im Entsiegeln und Nutzbarmachen ihrer geheimsten Kräfte. Fremd und fernab rauschte das bunte Leben; fremd und fernab lag für ihn aber auch jener schimmernde Pfad, der eine Brücke spannt von der traumdunkeln Erde in die Weiten letzten Erkennens.

Die bläuliche Spiritusflamme warf tanzende Lichter, zuckte noch ein paarmal auf und erlosch; die brodelnden Dünste, welche der Schale entstiegen, wurden zarter, hingen eine kleine Weile noch wie silbergraues Gekräusel in der Luft und

waren dann verschwunden, einen süßlichen Geruch zurücklassend. Dr Gorm nahm die Lupe, um den Inhalt zu untersuchen; sehr lange und sorgfältig schien er zu prüfen; wie er dann aber einige Zahlen und Berechnungen in ein Büchlein eintragen wollte, ließ er die Hand sinken, und zum zweitenmal an diesem Abend überkam ihn ein Sinnen. Die Zeit rann. Endlich ging er zur Tür. Mechanisch suchte seine Hand den elektrischen Schalter, und jetzt war der große Raum ein formloses Dunkel.

Der Hund war schwerfällig aufgestanden und ihm gefolgt; nun sie draußen waren, vor der Treppe aus gebräunten Eichendielen, drängte er sich unruhig an das Knie seines Herrn. Langsam stieg Gorm empor; zögernd folgte der Hund und blieb auf halber Höhe stehen.

„Komm!" sagte der Doktor.

Aber das Tier hob nur den Kopf mit einem dunkeln Blick der Abwehr und stieß einen leisen Klagelaut aus. Nun war Dr Gorm oben; sekundenlang stand er vor der breiten Tür mit dem altmodischen Messingschmuck, sah noch einmal zu dem Hund hinab, der unbeweglich verharrte, und jetzt, wo seines Herrn Auge ihn traf, abermals ein unterdrücktes Wimmern hören ließ; dann öffnete er sachte und trat ein.

Auf einem niedrigen Ruhebett lag seine Gattin. Sie war am Abend zu jener feierlichen Stunde, als die Sonne sich zum Horizont neigte, leicht und kampflos gestorben und lag nun so unfaßbar still, wie nur Tote liegen.

Die junge Krankenschwester, welche in einem Lehnstuhl kauerte, fuhr aus leichtem Halbschlaf empor.

„Legen Sie sich nieder, Schwester," sagte der Eintretende; „ich bleibe hier." Es klang kurz und herrisch; geräuschlos glitt sie hinaus.

Er trat an das Lager; seltsam schmal zeichneten sich die Linien des gestreckten Körpers unter der seidenen Decke ab; über das ruhevolle Antlitz warf das warme Licht der verschleierten Lampe einen täuschenden Hauch von Leben. Der Doktor zog einen Stuhl heran und setzte sich. Seine Blicke wanderten von der starren Gestalt der Toten zu den Gegenständen, die das geräumige Gemach mit jener vornehmen, altertümlichen Behaglichkeit füllten, die der äußere Rahmen zu dieser nun dahingegangenen Persönlichkeit waren; der Fuß versank in der Weiche eines purpurnen Teppichs, schillernd flossen die Falten der schweren Vorhänge; in spiegelnden Schränken schimmerte kostbares Porzellan, altes Mahagoni leuchtete in sattem Goldglanz, und überall lagen feine und anmutige Dinge, die diesem weltfernen Zimmer eine eigene Weihe verliehen, Dinge, die fast zu atmen schienen, die beredt waren, als hätte eine liebende Hand sie soeben erst niedergelegt: ein geöffnetes Buch, eine kleine, ziselierte Dose, über der Stuhllehne ein violetter Schal, Lavendelblüten in einem Kristallglas, zierliches Nähgerät — —

Und wie der Doktor so saß, tauchte aus ferner Vergangenheit Bild um Bild empor und reihte sich zu einer Kette, die ihn mit magischem Band umschloß.

Er sah die ersten Jahre seiner jungen Ehe an sich vorübergleiten; nach schweren Kämpfen erst hatte er sie, die nun tot war, heimführen können, denn er war mittellos und unbekannt, sie aber aus reicher, alter Familie, und die Eltern hatten so ganz anderes mit ihr im Sinn.

Dann schlugen die Wogen eines heißen Glückes über ihnen zusammen. Als aber der Alltag wieder in seine Rechte trat, trieb ein eitler Ehrgeiz den jungen Gelehrten in jene glänzenden Kreise, welche oft ein Rausch sind für den, der bisher abseits stand. Viele Menschen gingen nun in seinem gastlichen Hause aus und ein, und bald war er eine oft genannte Persönlichkeit, denn er errang einige leichte und glückliche Erfolge in seinem Beruf.

Zuweilen wohl, in einer jener seltenen Stunden, wo Stille war, wo das rauschende Getriebe verebbte und die neue Flutwelle erst fern und leise herandrängte, überkam es ihn mit dumpfer Empfindung, und er fragte sich: Geht mir mein Edelstes nicht verloren? Mein tiefster Menschenwert, mein bestes Können? Auch das Glück, so wie ich vor wenigen Jahren noch es erträumte? Dann aber brauste das betörende Lebenslied wieder daher und nahm ihn auf seine goldenen Flügel, und die Zeit hastete mit eilenden Füßen weiter und fort.

Dr. Gorm atmete gequält auf, als bedränge ihn noch in dieser Minute der jagende Rhythmus jener lang vergangenen Tage. Seine Augen lagen forschend auf dem verschwiegenen Antlitz der Toten.

„Es war so sonderbar —: wenn du und ich damals allein beieinander weilten, so war es, als ob eine gläserne Wand zwischen uns emporwuchs; wir sahen uns wohl, aber wir konnten nicht mehr zueinander kommen; und es mußte wohl auch sein, daß es schillerndes Glas war, denn du erschienst mir anders; die reinen Linien, die ich geliebt hatte, waren verwischt, und ich sah, daß du auch mich anblicktest wie ein Fremdes, Verzerrtes; wie seltsam, daß man so etwas wahrnimmt und nicht im selben Augenblick die Hand ausreckt und die Scheidewand zertrümmert" —

Irgendwo in der Wand ging auf einmal das feine Ticken des Totenwurmes. Eine Nachtmotte, die in den Falten des Vorhanges gehangen hatte, war aufgewacht und flog surrend um die Lampe. Das Licht sang.

„Und dann wußte ich, daß ein anderer da war; wußte es mehr mit dem Wissen des Herzens wie mit dem Wissen des Verstandes. Er blieb fern und war doch nahe; er schwieg, aber sein Wesen tönte aus dir. Da tat ich, was ich längst hätte tun sollen: ich zerbrach die Form unseres bisherigen Lebens; ich kaufte dies alte Haus, das einsam liegt, und als ich hörte, daß er, der deinen Weg gekreuzt hatte, aus dem Leben schied, glaubte ich, daß wir uns wiederfinden könnten; aber es war zu spät; wir blieben getrennt, und die Scheidewand, die einst gläsern war, ragte nun dunkel; wir sahen uns auch nicht mehr. Ich vergrub mich völlig in meine Wissenschaft, du lebtest hier oben, in einer gesonderten Welt, und über uns beide schritten die Jahre —"

Dr. Gorm empfand auf einmal, daß die Luft im Zimmer schwer und heiß war, und voll von einem lähmenden Duft; der mochte aus all den altertümlichen Dingen umher aufsteigen und war vermischt mit dem Hauch der welkenden weißen Rosen, welche die Schwester im Garten gepflückt und in die Hand der Toten gelegt hatte. Er stand auf, schlug die Vorhänge zurück, öffnete das breite Fenster und ließ die Lampe verlöschen. Die ruhelose Schwüle des Augustabends war gewichen; ein großes und gelassenes Schweigen lag draußen; der Himmel war hoch und weit; kein zuckendes Wetterleuchten bewegte den Horizont; Sterne hingen wie goldene

Tropfen in der reinen Luft; die Erde schlief. Und wie er stand und schaute, wurde das nächtliche Bild seinem Auge heller, er sah die schwarzen Silhouetten der beiden Pappeln wie Wächter vor dem alten Hause aufragen, er sah in der Senkung des Geländes den reglosen See, in dem die Nacht sich geheimnisvoll spiegelte.

Eine linde Welle flutete zu ihm herein, eine Welle gewoben aus Ferne und Unendlichkeit, aus unaussprechlicher Stille und matter Klarheit; die erfüllte nun das Zimmer mit ihrer stummen und sanften Feierlichkeit.

Der Doktor trat vom Fenster zurück und ließ sich in den Armstuhl sinken.

„Ja," sagte er aus seinen Gedanken heraus, „damals entglittest du mir, und ich wußte nie wohin —"

Plötzlich wurde sein verloren träumender Blick jäh gebannt; von dem alten venezianischen Spiegel gegenüber dem Ruhebett der Toten ging ein seltsames Glitzern aus; all das feine Schimmern dieser Nacht fing sich in den breiten Facetten und strahlte es heller zurück; die große Silberfläche aber trug, wie der See da draußen, das Abbild der sternklaren Weite, das Spiegelbild der Toten, welches aus dem Dämmer des Gemaches sich weiß hervorhob.

Merkwürdig, wie Linien und Ausdruck des Antlitzes im Spiegelbild leise verändert schienen; er bemühte sich, diesen ungreifbaren und doch vorhandenen Unterschied zu ergründen, und konnte es nicht.

Ein Schauer lief über ihn hin.

Irgendwie erinnerte er sich, gehört zu haben, daß man Spiegel in einem Totenzimmer zu verhängen pflegt, und empfand ein unbestimmtes Wundern, warum die Schwester es nicht getan hatte. Er wollte aufstehen und ein Tuch über das rätselhaft leuchtende Bild werfen, aber er saß wie gelähmt. Und wie er nun dumpf verharrte, war es seinem schauenden Auge, als richte sich das Bild der Schläferin empor, als höben sich die Lider, als träfe ihn ein Blick voll von einem unirdischen und wissenden Glanz. Alles um ihn her zerrann, der Raum zerfloß, nur das Antlitz blieb klar, doch eine unausdenkbare Ferne schien es von ihm zu trennen. Da umklang ihn ein seltsames Rauschen, wie wenn ein Wind draußen durch die Pappeln rieselte. Doch kein Wind ging durch die Nacht; das Rauschen verhallte, und in der unendlichen Stille, die nun eintrat, vernahm er wie von weither die Stimme der einst geliebten Frau.

„Wohin ich dir entglitt, fragst du? Willst du es von mir hören? Jetzt — in dieser Stunde?"

„Sprich!" antwortete etwas in ihm.

„Sieh, jener andere, der in mein Leben trat, wies mir neue Pfade."

„Und sie führten —?"

„Zu reineren Höhen."

„Nun sage mir, war es deine Liebe oder sein Tod, die dich lehrten?"

„Wohl mehr noch sein Tod."

Der Fragende schwieg.

„Entsinnst du dich," begann die fern-ferne Stimme wieder, „wie du spottetest, als ich versuchte, dir von den Gedanken zu sprechen, die zu jener Zeit langsam, aber unentrinnbar über mich hereinbrachen? Gedanken, die über unser Erdenleben hinausweisen?"

„Wohl war ich stets ein Spötter —“

„Das aber war meine Schuld an dir, daß ich nicht wieder und wieder versuchte, dich aus deiner Sphäre herauszuziehen, sondern eigensüchtig die neugefundenen Wege vorwärtsschritt. — Nun mußte ich in dieser Stunde noch einmal zu dir kommen, um Versäumtes nachzuholen.“

„Du bist ja gestorben —“

„Nur mein Leib ist tot; vernimmst du nicht, wie meine befreite Seele zu dir redet?“

„Ich träume —“

„Nie warst du wacher. Denn für diese kurze, unnennbare Spanne Zeit ist die Dumpfheit deiner Sinne gebrochen. Du schaust und hörst.“

„Ich komme von der lang vergangenen Zeit nicht los. So war letzten Endes jener andere es dennoch, durch den ich dich verlor?“

„Vielleicht war diese Liebe nur eine Maske.“

„Wie soll ich das verstehen?“

„Und es verbarg sich ein höheres Gebot hinter ihr. Vielleicht konnte nur durch sie und den jähen Tod des nie zwischen uns Genannten meine Seele so getroffen und bereitet werden, daß sie erkannte.“

„Von welcher Erkenntnis sprichst du?“

„Vom Erkennen und Finden ewiger Welten.“

Das Wort verklang.

Opalene Nacht kam durchs Fenster; eine Nacht, welche den aufgehenden Halbmond wie eine geheimnisvolle Opferschale durch den Raum trug; eine Nacht, die in ihrer verschwiegenen Tiefe von einem Morgen noch nichts wußte.

Taumel der Stille umfing den Einsamen.

„Wo bist du?“ fragte er endlich benommen.

„Bei dir. Noch für eine kurze Frist. Sieh, die Wege, auf denen wir Menschen wandern müssen, sind seltsam und vielgestaltet; das Ziel aber ist immer das eine, und alles muß diesem Ziel dienen.“

„Und wie nennst du das Ziel?“

„Gott. — Auch du wanderst zu diesem Ziel.“

„Auch ich?“

„Wohl ist es über alle Maßen wichtig und bedeutsam, den rechten Weg zu haben — aber auch Irrwege führen einmal und endlich dorthin.“

„Du sprichst zu einem Menschen ohne Glauben.“

„Du wirst dich wandeln.“

„Wenn ich aus diesem wunderbarsten und rätselvollsten aller Träume erwacht bin?“

„Wir wandeln uns ohne Unterlaß; von Stunde zu Stunde gleitet die Seele durch neues Erleben. Noch singt die Stufe, auf der du standest; doch der Klang der neuen Stufe tönt bereits in das Gewesene. Bist du denn noch derselbe, der, aus der dunklen Schwüle des Augustabends kommend, gewohntem Arbeitsdrang folgend, in das Laboratorium trat? Bist du in dieser Minute noch derjenige, welcher die Tür zu meinem Totenzimmer öffnete? — Schon bist du ein anderer.“

Dr Gorm atmete schwer. Eine Flut von Gedanken, von scheuen, zitternden und doch sonderbar drängenden Gedanken kam heran und hüllte ihn ein wie ein Mantel. Vorstellungen, Möglichkeiten tauchten aus dem Unbewußten auf, nahmen Gestalt an, zerrannen wie Schaum, um wiederzukehren und sich aufs neue zu formen. Ihm war, als könne er aus diesem geheimnisvollen Zwischenland nie zurückfinden zu jener anderen Welt, die doch da sein mußte, ganz nahe, welche die einzige wirkliche Welt war, die ihn bis zu diesem Tage hin sicher getragen hatte, in welcher man von Wegen, die zu einem unausdenkbaren Ziele führten, nichts zu wissen brauchte.

„Warum schweigst du?" durchbrach er jählings den Bannkreis seines Empfindens.

Aber ihm wurde keine Antwort mehr, und der wogende Mantel schlug noch einmal über ihm zusammen, während Minute sich an Minute reihte und Stunde auf Stunde lautlos versank.

Die Sterne wurden bleicher; die Mondschale verblaßte im Grau des heraufdämmernden Tages, und ganz weit im Osten erglomm schon ein seliggoldener Schein. Durch das offene Fenster strich kühler Wind.

Mit Blicken, die unsicher und verwirrt waren, als kämen sie von fremden Gefilden her, sah Dr Gorm umher. Der Spiegel hing leblos und blind, nun das Zauberlicht der Nacht erloschen war; die Tote lag so unfaßbar still, wie nur Tote liegen.

* * *

Dr Gorm senkte die heiße Stirn in die Hände, während das unbestimmte, schwermütige Morgenlicht ihn umspielte.

„Gott!" löste es sich endlich langsam von seinen Lippen.

Und es kann sein, daß dieses eine Wort, aus tiefstem Grunde scheu emportastend — war es Frage, war es Sehnsucht? — als Bitte und Gebet in Gnaden angenommen wurde.

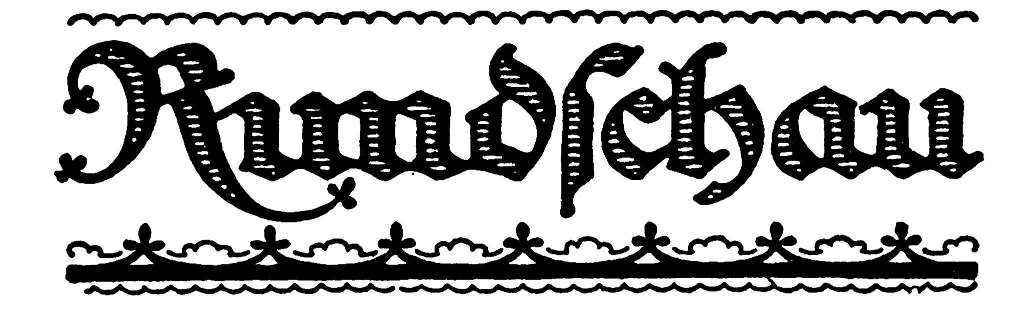


Liebe

Von Clara Schelper

Und wenn die Welt aus den Fugen geht,
Und wenn das Meer in Flammen steht,
Und wenn die Sonne vom Himmel fällt
Und an den steinernen Bergen zerschellt —
— — Mir ist, du rufst ein leises Wort —
Und ich wandere immer, immerfort — — —
— Mir ist, mir ist, ich wüßte den Weg
Ueber reißende Ströme auf schwankem Steg! —
Durch Chaos und Flammen, Graus und Gestein
Lief' ich in Nacht und Not hinein
— — — Zu dir!





Aus der Heimat ausgewiesen

Von einem Elsässer

Ein waschechter Altelsässer gibt hier seine Erlebnisse beim Umschwung zum besten. Wir lassen diesen ausgewiesenen Lehrer ungeschminkt sprechen und tilgen nur die Namen. Es ist ein erschütternder Einblick in die jetzige elsässische Volksseele. D. T.

Der Waffenstillstand machte uns klar, daß der Fels, auf dem das Deutsche Reich ruhte, unser herrliches Heer, zu Sand zermürbt war, aufgelöst durch das Gift der feindlichen Lug- und Flugblätter und der von unseren eigenen deutschen Landsleuten gezüchteten Unzufriedenheit hinter der Front.

Sollten wir Elsässer nun wirklich den Franzosen ausgeliefert werden?

Unsere Behörde, die „neue Regierung“, die unseres Landes Überleitung aus deutscher unter französische Herrschaft sich zur Aufgabe gestellt hatte, ersuchte in einem Rundschreiben, jeder Beamte und Angestellte möge auf seinem Posten bleiben und ruhig seines Amtes weiter walten. Die Freiheit der Person und des Eigentums sei gesichert, und keiner werde zur Rechenschaft gezogen für Handlungen, die vor dem Waffenstillstand geschehen seien.

Ich fragte vorsichtshalber bei meinen Vorgesetzten an. „Auf der Stelle bleiben, als ob gar nichts vorgefallen wäre“, lautete die Antwort.

So blieb ich denn in X mit dem Vorsatze, auch unter französischer Herrschaft meinem Lande treu zu dienen, solange meine Überzeugungen und Gefühle nicht vergewaltigt würden. —

Unser Heer kam von der Front zurück. Die meisten Soldaten trugen rote Rosetten auf der Brust. Aber die Haltung war gut, der Mut ungebrochen, die soldatische Zucht nicht gelockert. Diesen treuen Wall hätten die Franzosen noch nicht eingedrückt!

Das Lied von der Heimat, vom Wiedersehen, das sich der gepreßten Brust der Krieger sehnsuchtsvoll entrang, ergriff uns tief. Wieviel Wehmut lag darin, wieviel Trauer, wieviel gebrochener Stolz!

Vom Samstag auf den Sonntag nach dem Waffenstillstand beherbergten wir die letzten deutschen Soldaten; am Sonntag Mittag spielte die letzte deutsche Militärkapelle auf dem Dorfplatz; am Montag zogen die letzten deutschen Truppen vorbei.

Nur wenige Leute in X. waren roh genug, sie zu beschimpfen, die uns Haus und Hof und Flur länger als vier Jahre bewahrt und treu geschirmt hatten.

Schon am folgenden Tage durchstreiften kleine französische Abteilungen die Gegend und besetzten S. Und am Abend kam unser Töchterlein, unsere tapfere Grete, zu Fuß von E. Es trieb sie, uns noch einmal zu sehen. Und am Mittwoch früh, es war noch Nacht, begleitete ich sie bis über die Rheinbrücke.

Im Schulhause von S. lärmten betrunkene Franzosen, da und dort torkelten kleinere Gruppen von Himmelblauen, geführt von „Patrioten“, über die Straße.

Die Posten gegen Y. ließen uns ungehindert durch. Wie ich aber zurückkehrte, verließ der letzte deutsche Doppelposten die Brücke, und ich begegnete bereits einer Abteilung Franzosen, die sich anschickte, sie zu besetzen. Niemand durfte mehr hinüber.

So war mein Töchterlein die letzte deutsche Elsässerin, die bei Y. frei den Rhein passierte.

Kilometerlange Kränze und Hunderte, nein Tausende von französischen Fahnen schmückten plötzlich jeden Ort. Und unmittelbar vorher die erbärmlichen Notschreie in den Zeitungen, es mangele vollständig an Wäsche für die Säuglinge! Nein, das war nicht eine plötzlich hervorsprudelnde, weil lange verhaltene Begeisterung, das war von langer Hand vorbereitet, ganz geheim, besonders in katholischen Pfarrhäusern und bei den Schulschwestern. Die französischen Begrüßungsgedichte waren den deutschen Kindern durch Wochen eingetrichtert worden und die Ansprachen der Bürgermeister „geochst". Die Sache war organisiert. Von wem?

Feierlich zogen die „Befreier" ein in jede Ortschaft.

Ich hielt in Z. vertretungsweise Schule. Da, ich glaube, es war Dienstag, sollten nachmittags 3 Uhr die Franzosen empfangen werden. Die meisten Buben erschienen mit Rosetten in den französischen Farben. Ich tat, als ob das ganze Getue mich nicht kümmere und unterrichtete in meinen Werktagskleidern, während meine Amtsgenossen, darunter ein Altdeutscher, im Festtagsstaat prangten.

Aber toll ging's her bei den Schulschwestern! Alle Kinder in ihren besten Kleidern, eine Schar Mädchen in Weiß mit blau-weiß-roten Schärpen und Blumensträußen, die alte Schwester strahlend vor Seligkeit und wie Quecksilber. „Vive la France. vivent les Alliés!" wurde in der Schule und auf dem Hofe mühsam eingeübt.

Um 3 Uhr kam die Meldung: die Franzosen kommen!

Die Buben stürmten wild über die Bänke aus der Schule. Wir Lehrer ließen sie gewähren. In schöner Ordnung dagegen zogen die Schwestern mit den Mädchen, nachdem sie vorher die Bilder des Kaisers und der kaiserlichen Familie unter Hohngeheul zertrümmert hatten, den Brüdern entgegen.

Das ganze Dorf wälzte sich hinaus auf die Z.er Straße, die Feuerwehr, die Musik, der Gesangverein, alle in Uniform und mit den Fahnen, der Pfarrverweser mit dem Gemeinderat und mit den Veteranen, die noch vor und bis 1871 im französischen Heere ihrer Dienstpflicht genügt hatten. Ich trottete aus Neugierde hinter der Menge her.

Am Ausgange der Ortschaft staute sich der Haufe vor einem anmarschierenden französischen Bataillon mit aufgepflanzten Bajonetten. Es machte Halt. Der alte K. trat vor und gab mit unsicherer Stimme seinem Glück Ausdruck, die französische Fahne wieder im Elsaß begrüßen zu können. Der Kommandant dankte kurz. „Fife la Frangs!" schrie das Volk, und der Marsch wurde fortgesetzt ins Dorf hinein.

Dort auf dem Platze hatten die Schulschwestern ihre Schäflein aufgestellt. Auch der Gemeinderat und der Pfarrverweser waren da. Dieser schrie eine französische Rede, die nicht enden wollte und von der Menge, die nichts davon verstand, mit lärmender Unruhe begleitet wurde, so daß man nur ab und zu einen Brocken davon erhaschen konnte. Die Soldaten ließen sie in Ungeduld achtlos verhallen. Die Mädchen papageiten ihre Sprüchlein und reichten ihre Blumen; und jetzt folgte ein köstliches Schauspiel: der Kommandant verküßte das keusche Gesicht der keuschen Oberschwester!

Eine Kompagnie des Bataillons nahm in den Schulsälen Nachtquartier. Am folgenden Morgen waren nicht nur der Boden, das Pult und die Bänke, sondern auch die Wände beschmutzt und mit Tinte verschmiert, alle Bilder, mein Stuhl und mehrere Bänke zerschlagen, die Schränke aufgebrochen und teilweise ausgeraubt.

Zwei oder drei Tage später fand auch in X. der zwei- oder dreimal angesagte und wieder verschobene feierliche Einzug des „siegreichen Heeres" statt. Der Bürgermeister, der nicht nur den Bürgermeisterposten, sondern auch eine deutsche Auszeichnung — krummbuckelnd und

speichelleckend vor den deutschen Behörden und an geeigneter Stelle (Polizeikommissar) schmierend — erkrochen hatte, tollte zwei Tage wie besessen in Angströhr und Frack, mit blau-weiß-roter Schärpe im Dorfe herum, an jedem Arm eines seiner Mädchen führend, die in schreienden Farben als „Elsässerinnen" verkleidet waren. Der reinste Fastnachtsaufzug!

Die Kränze an den Häusern und Ehrenpforten fingen schon an welk zu werden, da kamen die Franzosen unvermutet hereingeschneit, und die so schön vorbereitete Komödie war aus dem Leim. Das Fräulein, das die Begrüßung sprechen und den Blumenstrauß überreichen sollte, war beim Haarkünstler in B., um sich aufputzen zu lassen. In aller Hast wurden die Schulkinder und eine bescheidene Menge „Volk" zusammengescheucht. Unser Haus war wohl das einzige, das keine französischen Fahnen und keinen Schmuck trug.

Den „überwältigend großartigen Empfang in S." wollte ich nicht sehen. Ich hörte und las später in der Zeitung genug davon. Selbstverständlich zeichnete sich dabei Herr ... aus, das Wesen, das sich so gerne „Direktor der Realschule" nennen ließ, aber in Wirklichkeit Hauptlehrer der Mittelschule war. Zur Amtsbezeichnung „Vorsteher" konnte er es nicht bringen, weil er nie imstande war, die Mittelschulprüfung abzulegen. Ein pädagogischer Handwerker unter dem Durchschnitt, hatte er es verstanden, sich die Gunst des Herrn Schulrats und die Leitung der Mittelschule zu erschwindeln und sich, ohne je die vorgeschriebene Prüfung ablegen zu können, auf der Stelle zu behaupten durch allerergebenste und alleruntertänigste Kratzfüße auf dem deutschen Bezirkspräsidium. Und dieser Mann, der gerade aufgehört hatte, seine deutschen Vorgesetzten am Ende des Rückens zu küssen, machte sich sofort daran, mit seiner noch von deutschem Unrat beschmutzten Zunge die neuen, französischen Machthaber an derselben Stelle zu lecken! Ich muß um Entschuldigung bitten, lieber Leser, daß ich mich nicht „salonfähiger" auszudrücken verstehe. Wie der Mensch, der — ebenfalls selbstverständlich — sich auch eine deutsche Auszeichnung „verdient" gehabt hatte, in einem Gespräch mit mir über die deutschen „Hunnen" loszog, für welche die allerhärteste Behandlung immer noch zu gelinde sei, da wallte mein Blut. Aber ich durfte ihm nicht meine Meinung sagen. Nur in sinnbildlicher Rede konnte ich ihm erklären, daß es einem Mistkäfer nicht darauf ankomme, ob er es sich in deutschem oder französischem Dreck gütlich sein ließe. Bald darauf ist dank seiner „Fürsorge" der deutschgesinnte Mittelschullehrer Herr ..., die eigentliche Seele der Mittelschule, ausgewiesen worden, und auch andere charakterfeste Lehrer hat er, laut Andeutungen des französischen Schulinspektors, der französischen Behörde „empfohlen". Wenn ich diesen kleinen Einzelfall besonders heraushebe, so geschieht dies, weil ich glaube, daß auch diese Art Tätigkeit der — Lumpen verzeichnet werden müsse, da sie ins Bild passen.

Wochenlang waren die Zeitungen angefüllt mit Berichten über die feierlichen Empfänge in allen größeren Ortschaften. Manchen interessanten Umstand verschwiegen sie, so z. B., daß in R. die beiden Vikare wie toll vor der tollen Menge hertanzten, wie weiland König David selig vor der Bundeslade, nur ohne Harfe!

Mitleiderregend und empörend zugleich wirkte die Haltung der elsaß-lothringischen Presse. Gestern noch lag sie auf dem Bauch vor dem deutschen Götzen; heute zog sie ihn in den Schmutz und wälzte sich im Staube vor dem Franzosen. Nur wenige Zeitungen bewahrten ihre Würde — und mußten ihr Erscheinen unter dem „régime de la liberté" (der Herrschaft der Freiheit) einstellen.

Das ekelhafteste Schauspiel aber — und ich spreche als treuer Katholik — bot die Geistlichkeit.

Die Herren, die im deutschen Elsaß sich großer Achtung, großen Einflusses und insbesondere eines schönen Einkommens erfreuten, die man immerzu auf der Kreisdirektion, dem Bezirkspräsidium, dem Ministerium vorsprechen sah, die jedesmal von Ergebenheit gegen die deutsche Regierung troffen, wenn sie irgend einen Vorteil erlangen oder einen lieben Mitchristen kalt stellen wollten: diese Herren quollen nun plötzlich über von Abscheu und Haß gegen

die deutschen Behörden, die stets ihren Wünschen entgegengekommen waren, gegen das deutsche Reich, das sie gehätschelt, gegen das deutsche Volk, das sie auf den Händen getragen hatte, gegen ihre deutschen Pfarrangehörigen, selbst gegen deren Kinder, denen sie geistliche Väter, Lehrer, Führer, Tröster, Hirten hätten sein sollen!

Muß ein solcher Ausbund von Charakterlosigkeit unsere religiöse Überzeugung nicht in seinen Grundfesten erschüttern? — N'importe! Vive la France! (Es tut nichts! Hoch Frankreich!) Das ist jetzt die Losung.

Alsbald begann die Verfolgung der Deutschen. Nicht nur die zurückgebliebenen Gendarmen und Grenzaufseher, von denen sich einige recht unbeliebt gemacht hatten, sondern auch andere Beamte, selbst harmlose, friedliche Arbeiter und Landwirte wurden von Rüpeln, die sich jetzt keine Zurückhaltung mehr aufzuerlegen brauchten, beschimpft, bedroht, mißhandelt. Die Franzosen ließen das ruhig geschehen. Dem altdeutschen Lehrer von X., der schließlich schmählich zu den Franzosen überging, wurden eines Abends Scheiben eingeworfen und zwei Schüsse auf das Haus abgegeben. Anzeige wurde erstattet. Zwei französische Gendarmen erschienen zur Untersuchung des Falles. Als eine Frau ihnen sagte, der Lehrer sei ein „Boche", brachen sie sofort auf mit den Worten: „Dann ist die Sache für uns erledigt."

Nach dem Beispiele der Erwachsenen fingen auch die Schulkinder an, ihre Kameraden altdeutscher Abstammung zu verspotten, anzuspucken, zu schlagen, mit Steinen zu werfen. Die meisten Lehrpersonen hatten nicht den Mut, dagegen einzuschreiten. Einzelne, besonders Schulschwestern, auch Geistliche, leisteten dem Unfug noch Vorschub dadurch, daß sie die Kinder, an deren altdeutsche Herkunft niemand mehr dachte, ihren Mitschülern bekannt gaben. Einige, dabei leider auch wieder Geistliche und Schwestern, waren roh genug, diese armen Kinder selbst zu kränken.

In Y. bin ich allein mit aller Wucht gegen die Lümmelei eingeschritten. Ich habe meine Schüler eindringlich auf die Unvernunft des Nationalhasses hingewiesen, habe sie erinnert an Christi Worte von der Nächsten- und Feindesliebe, an das Sprichwort: Was du nicht willst, das man dir tu, das füg' auch keinem andern zu. Und wenn an unsern Brüdern, Vätern, Verwandten, die sich noch in Altdeutschland befinden, Vergeltung geübt würde? Die Flegel aber, die nicht auf meine Mahnungen hören wollten, habe ich handgreiflich zurechtgewiesen und am eigenen Leibe fühlen lassen, wie es tut, wenn man andere mißhandelt. —

Die erste Maßnahme der französischen Verwaltung war, von jedem Bürgermeisteramt eine Liste der Altdeutschen und der Verdächtigen, d. h. der deutschgesinnten Elsaß-Lothringer, aufstellen zu lassen. Dann wurden die Verkehrsscheine eingezogen, um mit französischem Sichtvermerk versehen zu werden. Die Altdeutschen und Verdächtigen bekamen die ihrigen nicht wieder zurück; auch wir nicht, meine Familie und ich. Der Herr Bürgermeister hatte uns also die Ehre erwiesen, uns Alt-Elsässer als Verdächtige zu bezeichnen, auch mein neunjähriges Töchterlein. Meine Frau war in Behandlung bei einem Professor in B., ich benutzte dort die Bibliothek, mein Junge besuchte die Gewerbeschule. Daher ging ich zum französischen Spezialkommissar, welcher die Verkehrsangelegenheiten verwaltete, und bat um unsere Scheine. „Für Sie gibt's keine Scheine mehr!" — „Weshalb denn nicht?" — „Wenn Sie das nicht wissen, dann kann man es Ihnen in X. sagen. Sie haben Schmähartikel gegen Frankreich verfaßt." — So! Ich ging, da ich einsah, daß ein weiteres Verhandeln nur noch weiter vom Ziel geführt hätte.

Die Franzosen fingen bald an, Gendarmen, Grenzaufseher, Beamte, Geschäftsleute, auch Frauen und junge Leute zu verhaften und einzelne innerhalb 24 Stunden auszuweisen. — „Du wirst wohl auch bald an die Reihe kommen", dachte ich bei mir selbst. Ich schnürte mir also ein Bündelchen, steckte etwas Geld zu mir und war bereit, jeden Augenblick abgeführt zu werden. Eine Flucht nach der Schweiz wollte ich nicht versuchen, um nicht meine Familie der Einkerkerung auszusetzen. Wie mir zumute war, der ich schon 37 Monate in französischer

Geiselhaft gewesen war, kann der beurteilen, der selber in französischer Gefangenschaft geschmachtet hat.

Wir trafen auch Vorkehrungen für den Fall, daß die ganze Familie ausgewiesen werden sollte; wir verpackten die Schriften und Wertgegenstände, die notwendigsten Kleider und Wäschestücke. Tag und Nacht waren wir in Aufregung, und wie die Tür sich öffnete, glaubten wir, die Gendarmen mit dem Verhaftungs- oder Ausweisungsbefehl eintreten zu sehen.

Im Dorfe bildete sich wie in jeder anderen Gemeinde die „Ausweisungskommission", zusammengesetzt aus den elendesten Gaunern, zurückgekehrten Fahnenflüchtigen, Krakehlern und Lumpen. Kein einziger nur einigermaßen anständige Mensch war darin. Glücklicherweise beachteten mich die meisten nicht, und wir machten uns so wenig wie möglich bemerkbar.

Aber eines Abends, es war Mitte Dezember, kam ein Gendarm zu uns und nahm meine, meiner Frau, unserer Eltern und Großeltern Personalien auf, während ein anderer Gendarm im Dorfe auf offener Straße meist bei Schuljungen Erkundigungen über mich einzog. Und später erfuhr ich, daß zu gleicher Zeit auch in Y. mein Amtsgenosse, sowie der Pfarrverweser, die Schulschwestern, der Bürgermeistereiverwalter durch Gendarmen und Beamte des Spezialkommissariats über mich, über meine Vorträge usw. befragt wurden. Alle diese Leute waren mir gegenüber so — aufrichtig, nichts von ihrem Verhör verlauten zu lassen; ich habe nie erfahren, was sie für oder gegen mich ausgesagt haben. Erst später haben sie mir's eingestanden, nachdem ich abgesetzt war

Anfang Januar wurde ich durch einen Gendarmen auf das Spezialkommissariat beschieden. Nach meiner und meiner Frau Stammbaum wurde wieder geforscht und nach unserm Vermögen. Auf meine Frage, welche Bewandtnis es damit habe, bekam ich die Auskunft, das könne man mir nicht sagen.

Von meinem Schulinspektor ließ ich mir ein amtliches Zeugnis ausstellen. Es hat mir seither schon gute Dienste geleistet, und ich danke hiermit dem lieben, wohlwollenden Herrn nochmals herzlichst dafür. Bald darauf wurde er seines Amtes enthoben. Warum? Weil er es treu nach Pflicht und Gewissen verwaltet hatte.

Da wurde der neue Pfarrer von X. durch den Kantonalpfarrer aus N. N. in sein Amt eingeführt. Der Bürgermeister in breiter blau-weiß-roter Schärpe begrüßte ihn kurz auf französisch. Zu einer längeren französischen Ansprache wäre der gute Mann noch weniger fähig gewesen als zu einer hochdeutschen. Die Kirche prangte in blau-weiß-rotem Fahnenschmuck, und der Kantonalpfarrer hielt eine ebenfalls blau-weiß-rote Einführungspredigt. Er log unter anderem auch von seinen Leiden in deutscher Gefangenschaft, während mir einer seiner Genossen aus dem Lager am Niederrhein versicherte, daß er dort bei einer reichen, frommen Familie, mit der er jetzt noch verkehre und die er jetzt noch anbettele, die herrlichsten Tage in aller Freiheit verlebt und dazu noch den Geldbeutel gespickt habe. Wie recht übrigens die deutsche Verwaltung gehabt hatte, den Kerl als Landesverräter in Schutzhaft zu nehmen, der für die französischen Kriegsanleihen Gelder gesammelt hatte, bewies er nachträglich durch sein haßerfülltes Vorgehen gegen alle Deutschen und Deutschgesinnten, durch sein Toben auf der Kanzel, auf der Straße, in der Schule gegen alles Deutsche und insbesondere durch das Umwechseln von vielen Tausend Mark in deutschem Gold, das er zusammengekapert hatte, gegen französische Noten auf der Bank von S. Diese Tatsache ist mir aus zuverlässigster Quelle bekannt.

Auf dem Heimweg am Abend nach der Einführung äußerte er einem Amtsbruder gegenüber, er wolle mir meine deutsche Gesinnung schon eintränken. Nun war es mir klar, warum der Herr Spezialkommissar sich so teilnahmsvoll nach meinen Verhältnissen erkundigt hatte!

Der neue Pfarrer von X. machte von Haus zu Haus seinen Antrittsbesuch. Nur uns überging er, trotzdem wir seine Nachbarn und die regelmäßigsten Kirchenbesucher seiner Gemeinde waren und er mich auf der Orgel hat sehen und hören müssen. Ich habe mich aber darüber sicher nicht geärgert. Im Gegenteil! Erst nachdem ich mich bereits auf das rechte

Rheinufer in Sicherheit hatte bringen müssen, fand er den Weg zu meiner Frau, um sie zu bitten, sie möge die Kundgebung unterschreiben, welche die Beibehaltung der konfessionellen Schule und der christlichen Erziehung der Kinder wie unter der deutschen Herrschaft verlangte. „Nein, Herr Pfarrer", lautete die Antwort meiner wackeren Frau. „Mein Mann war ein christlicher Lehrer und hat seine Schüler in christlichem Geiste erzogen; daß er fliehen mußte, daran ist in erster Linie Ihresgleichen schuld, ebenso daß noch so viele andere durch und durch christliche Lehrer ausgewiesen oder abgesetzt und durch französische Gottesleugner ersetzt worden sind. Sie haben den Franzosen entgegengejubelt! Tragen Sie nun auch die Folgen der Franzosenherrschaft und löffeln Sie die Suppe aus, die Sie sich eingebrockt haben!"

Am 18. Januar 1919 wurde ich auf Montag den 20. Januar nachmittags 2 Uhr vor die Commission de Triage im Landgerichtsgebäude zu M. M. geladen. Worüber ich mich verantworten sollte, war nicht gesagt. Ich erzählte das auf dem Schulhofe zu X. meinen Amtsgenossen. Da teilte mir der Herr Hauptlehrer mit, daß er bereits vor zwei oder drei Tagen aufgefordert sei, am gleichen Tage vor der Kommission zu erscheinen, um gegen mich vernommen zu werden. Es machte auf mich einen befremdenden Eindruck, daß der Mann mir das erst jetzt mitteilte.

Schweren Herzens nahm ich am Montag morgen Abschied von Frau und Kindern, denn ich glaubte mich keineswegs sicher, wieder zurückzukehren. Lieber wäre ich über die Grenze gegangen, wenn ich nicht gefürchtet hätte, daß man meine zurückbleibenden Lieben für meinen Schritt büßen lassen würde. Ich versah mich mit etwas Wäsche, Geld und — in Erinnerung an frühere schreckliche Tage — mit Mundvorrat auf eine halbe Woche. — „Bleib' aufrecht vor der Bande, mein lieber Mann, behalte deinen Mut, und begleit' dich Gott!" sagte mir mein treues Weib zum Abschied. — „Mir bangt, aber fürchten tu' ich mich nicht; denn ein schlimmeres und ein längeres Leid als ich bereits während meiner Gefangenschaft durchgemacht habe, wird man mir nicht zufügen können", antwortete ich.

Schon vor elf Uhr war ich in M. M.; den Hauptlehrer konnte ich weder im Zuge, noch am Bahnhof, noch in der Stadt entdecken. Endlich um zwei Uhr tauchte er im Landgerichtsgebäude auf. Fast zu gleicher Zeit erschien die Kommission: Oberst L., der ein steifes Bein nachzog, zwei Leutnants, welche Schreiberdienste versahen, und ein Zivilist mit blödem Gesichtsausdruck, es soll ein „Franzose" aus — Schopfheim in Baden gewesen sein (der, um seine Herkunft zu verwischen, seine Landsleute mit dem wütenden Haß eines Renegaten verfolgte!), der vermutlich erforderlichenfalls den Dolmetscher hätte spielen sollen, der aber den Mund nicht aufzutun brauchte und ihn während der vierstündigen Verhandlung auch nur zwei oder dreimal zum Gähnen aufgetan hat.

Auf dem Tische lag ein hoher Stoß Akten in grauen Umschlägen. Der oberste Deckel trug die Aufschrift: Aussage des Herrn Pfarrers ... Während meiner Vernehmung schlug der Oberst häufig in den verschiedenen Heften nach, hat mir aber keine Mitteilung daraus gemacht.

Die Anklage, die er in langer Rede mit langen Pausen vortrug, faßte er schließlich in drei Punkte zusammen: 1. Sie waren bereits schon vor dem Kriege als deutschfreundlich bekannt. 2. Während Ihrer Gefangenschaft haben Sie stets deutsche Gesinnung zur Schau getragen. 3. Nach Ihrer Rückkehr haben Sie in Wort und Schrift für die deutsche Sache gewirkt.

Darauf antwortete ich ihm: „Die deutsche Gesinnung, die man bei jedem ehrlichen deutschen Lehrer im Elsaß, der seinem Lande und seinem Kaiser den Eid der Treue geleistet hatte, als etwas Selbstverständliches voraussetzen mußte, hat mich nicht gehindert, für Frankreich, das Land meiner Väter und meiner Jugend, die größte Sympathie zu hegen; denn meine deutsche Vaterlandsliebe entsprang nicht dem Haß der Fremden. Hätte ich jedoch meine deutsche Gesinnung im Gefangenenlager verleugnet, dann wäre ich ein undankbarer Feigling gewesen und hätte meinen Diensteid verletzt. Mein Benehmen war aber nie herausfordernd. Ich habe nie einen Franzosen gereizt, nie einem Franzosen oder einem französisch gesinnten Elsässer

seine Überzeugung verübelt; im Gegenteil habe ich oft gesagt, ich könnte einen Franzosen, der sein Vaterland nicht über alles liebte, nicht verstehen und nicht achten. Aber ich verlangte, daß andere mir gegenüber den gleichen Standpunkt einnähmen. Mit mehreren gebildeten und wirklich edlen Franzosen — ich führte einige Namen an — habe ich während meiner Gefangenschaft innige Freundschaft geschlossen. Wenn schließlich meine Liebe zu Frankreich während meiner Gefangenschaft nicht gewachsen ist, dann bin daran nicht ich, dann ist daran unsere mehr als unmenschliche Behandlung während langer Monate schuld."

Da sprang der Oberst auf und donnerte mich an: „Ich verbiete Ihnen, hiervon zu sprechen!"

Nach einer Pause fuhr ich fort: „Daß ich nach meiner Befreiung in Wort und Schrift für die deutsche Sache tätig gewesen bin, geschah nach Pflicht und Gewissen und in treuer Erfüllung eines Versprechens, das ich meinen in der Gefangenschaft zurückgebliebenen Unglücksgefährten gegeben hatte. Ich wollte durch Schilderung ihrer Leiden das öffentliche Interesse für sie wecken, um auf diese Weise ihre Befreiung zu beschleunigen."

„Davon will ich nichts hören", schrie der Oberst. „Haben Sie Vorträge gehalten in Versammlungen, in welchen auch deutsche Offiziere anwesend waren?"

„Ja."

„Bekennen Sie sich zu diesen Sätzen am Schluß Ihres Vortrags: Es wäre wirklich schade um unser liebes Elsaß, wenn es wieder französisch würde, und wir können unserm Herrgott und unsern lieben Feldgrauen nicht dankbar genug sein, daß sie unser Heimatland geschützt und geschirmt haben und schützen und schirmen werden, damit wir in Stolz und Freude Kinder sein und bleiben können unserer hohen Mutter Germania?"

„Ja."

„Da haben wir genug! Sie sind ein indésirable (Unerwünschter). Wir können Sie im Elsaß nicht dulden. Sie haben Ihre Ausweisung zu gewärtigen."

Ich wurde entlassen.

Erleichtert trat ich den Heimweg an, froh, eine wenn vielleicht auch nur kurze Galgenfrist vor mir zu haben. Aber schwer lag es auf mir, als ich am späten Abend meiner Frau Bericht erstattete. Und wir weinten uns zusammen das Leid vom Herzen herunter. Denn trotzdem wir auf die Ausweisung gefaßt waren, erwogen wir doch erst jetzt, wo die Gefahr in greifbare Nähe zu rücken anfang, die ganze Größe des Elendes, welche sie mitten im Winter im Gefolge haben mußte.

Am folgenden Tage erhob ich beim Oberkommissar der Republik in Straßburg Einspruch gegen die Drohung der „Commission de Triage", weil sie den Bestimmungen des Waffenstillstandes zuwider sei. Eine Antwort habe ich nie erhalten. (Schluß folgt)



Die Grenzen der Chemie

Setzt man zwei Gramm reines Eisen an der Luft der Feuchtigkeit aus, dann beginnt es, wie jedermann weiß, sehr bald zu rosten. Wartet man ruhig ab, was geschieht, wird man nach einiger Zeit an Stelle des blanken Eisenstückes ein Häufchen braunroten Rostpulvers finden. Wägt man es, so wiegt es 2,86 Gramm. Das erscheint merkwürdig. Was ist da hinzugekommen? Darüber dachten schon die alten Chemiker nach, und da sie bei der Analyse fanden, daß Eisenrost außer Eisen nur noch Sauerstoff enthält, so war damit festgestellt, daß der im Rost gebundene Sauerstoff im gegebenen Fall 0,86 Gramm schwer war.

Eisen verhält sich also in der vorliegenden Verbindung wie 2 zu 0,86, was sich auch als Bruch $\frac{2}{0,86}$ schreiben läßt.

Es läßt sich nun aber mit der Wage auch feststellen, daß wenn sich Eisen mit irgend einem anderen Stoff verbindet, immer eine ganz bestimmte Menge auf einmal die Wandlung mitmacht. Und zwar sind es stets 55,9 Teile, die hiebei in Betracht kommen Beim Sauerstoff liegen die Verhältnisse anders.

Auch dieses Gas hat ein Gewicht. Es sind stets 16 Teile Sauerstoff, die eine Verbindung eingehen. Diese konstanten, absolut unveränderlichen Zahlen nennt man die Atomgewichte der betreffenden Elemente und sagt kurzerhand: Eisen habe das Atomgewicht von 55,9, Sauerstoff dagegen von 16.

Nun hat man Zahlen in der Hand, mit denen sich sehr einfach rechnen läßt. Wenn man den oben gefundenen Bruch auf die Atomgewichte bezieht, dann lautet die Formel des Eisenrostes auf materielle Teilchen bezogen: $\frac{2 \times 55,9}{0,86 \times 16,0.}$ Oder wenn man diesen Bruch ausrechnet, dann erhält man 0,65.

Das will uns die Chemie mitteilen, wenn sie sagt: im Eisenrost seien Eisen = Ferrum (oder abgekürzt Fe) je zweimal verbunden mit dreimal Sauerstoff = Oxygen (oder kurz O). Und sie schreibt das in einer eleganten Formel hin, die nicht so schwerfällig lautet $\frac{2\,Fe}{3\,O}$ wie sie eigentlich aussehen sollte, sondern kurz und handlich: $Fe_2\,O_3$.

Was ich hier an einem Beispiel ausführte, das mag für viele gelten und den Nichtchemikern ein Verständnis dafür öffnen, auf welche Weise alle die wunderbaren chemischen Formeln zustande gekommen sind, mit denen die Wissenschaft arbeitet und mit deren Hilfe die chemische Industrie ihre Farben, Arzneien, Süßstoffe, Sprengmittel und sonstigen heute unentbehrlichen tausend Erzeugnisse herstellt. Immer geht das nur durch sorgfältiges Abwägen und nachheriges Rechnen, wodurch die Arbeitsformeln geschaffen werden.

Den Chemikern mag aber durch dieses Beispiel etwas in Erinnerung gerufen werden, das man im Drange der Geschäfte allgemein vergessen hat, obwohl es von allergrößter Wichtigkeit ist. Indem man nämlich den Bruch 0,65 ohne weiteres durch die Vereinfachung ² ersetzte und statt 0,65 ruhig 0,666 ∞ nahm, beging man einen Fehler: *Die chemischen Formeln sind nur Annäherungsformeln und nicht exakt.*

Schon die Atomgewichte selbst, auf denen sie beruhen, sind nicht genau. So ist z. B. das Atomgewicht des Sauerstoffs keineswegs 16, wie oben angegeben wurde und allgemein angenommen wird, sondern nach den sehr genauen Wägungen von *Morley* nur 15,879. Der Chemiker rechnet seelenruhig „der Einfachheit halber" 16,00 und regelt nach dem Oxygen alle anderen Atomgewichte. Seine gesamten Formeln und Rezepte können vor der strengen Wissenschaft nicht bestehen und haben nur einen *praktischen* Wert.

Ich habe diesen ein wenig trockenen Gedanken- und Rechengang meinen Lesern deshalb zugemutet, weil er für eine außerordentliche Umwertung der gesamten chemischen Industrie, die im Begriffe ist, sich vorzubereiten,. das Verständnis eröffnet.

Allerdings schwört die chemische *Praxis* noch unbeirrt auf den Wert ihrer Formeln, und würde den, der sie anzweifelt, mit überlegenem Lächeln auf die Milliardenwerte verweisen, die sie jährlich durch ihre Umwandlungskunst hervorbringt. Aber im Oberstockwerk, wo kühl und unbeirrbar reine Wissenschaft nicht nach verkäuflichen, sondern nach ewigen Werken trachtet, da sind diese Sorgen schon längst erwacht und reichen noch in ganz andere Gebiete als diese Andeutungen vermuten lassen.

So ist es beispielsweise, um nur eines herauszugreifen, für die chemische *Wissenschaft* ein offenes Geheimnis, daß die gesamte *Atomistik*, auf der sich alles chemische Denken aufbaut, auf einer durchaus willkürlich ausgesuchten Grundlage steht.

Die Ansicht, daß alle Materie aus kleinsten Teilchen bestehe, durch deren Umbau eben die Eigenschaften verändert werden, ist Voraussetzung jeder Chemie. Der Chemiker tritt an die Welt und ihre Stoffe mit dem festen Glauben heran, sie seien gewissermaßen so wie Häuser aus Bausteinen aufgeführt. Seine Kunst besteht darin, diese Häuser abzubrechen und in Bausteine zu zerlösen. Das ist seine Analyse. Aus den Bauelementen aber führt er nach bestimmten Plänen neue, oft nicht einmal in der Natur vorkommende Bauten auf. Und durch diese synthetische Kunst hat die Chemie das Ansehen erlangt, das sie mit Recht genießt.

Der einzige reale Baustein, von dessen Vorhandensein sich der Chemiker überzeugen kann, heißt nun Molekül. Man hat durch geeignete Vorrichtungen Wasser in so dünne Schichten ausgebreitet, daß es endlich den Zusammenhang als Masse verlor und sich in „Körner" verwandelte, und hat so diese Wassermoleküle unmittelbar sichtbar gemacht. (Näheres hierüber wie über das gesamte Grundproblem der Chemie findet der Leser in meinem soeben erscheinenden Werke: Bios, Die Gesetze der Welt. München, Franz Hanfstängls Verlag. Erscheint in sechs Lieferungen, von denen bereits vier vorliegen.)

Wenn man die gleichen Mengen von Stoffen, also z. B. von Gasen, abwägt und für sie verschiedene Gewichte findet, so kann man annehmen, daß entweder die Zahl dieser Stoffbestandteile vulgo Moleküle in dem schwereren Gas eine größere sei, oder aber, daß in gleichen Mengen die Zahl der Moleküle gleich, deren Gewicht aber je nach den Gasen bzw. Stoffen verschieden sei. Diese letztere Annahme hat seinerzeit der Chemiker Avogadro gemacht, und man hatte bei Anwendung dieser jedem Chemieschüler wohlgeläufigen Avogadroschen Hypothese keine Folgen gefunden, die mit den Naturtatsachen unvereinbar gewesen wären. Also hat man sie für wahr angenommen und hat aus der Lehre von den Molekulargewichten die chemische Atomlehre abgeleitet, auf der alle chemischen Rechnungen beruhen.

Aber diese Avogadrosche Hypothese trifft in Wirklichkeit nur für „ideale Gase", nicht für die in der Natur vorkommenden zu. Selbst für den Wasserstoff, den man doch als Einheit angenommen hat, der also gewissermaßen der Grundstein des ganzen rechnerischen Turmbaues der chemischen Arbeit ist, gibt es Abweichungen, wenn sie auch kaum meßbar sind. Bei anderen Gasen sind sie sehr wohl erkennbar; betragen sie doch für Chlor z. B. 1½%!

Mit anderen Worten: Die von den Chemikern künstlich hergestellten Substanzen verwirklichen niemals Naturgesetze, sondern sind nur annähernde Kopien der natürlichen Stoffe.

Künstlicher Gummi ist in diesem strengen Sinn nicht das gleiche wie natürlicher Gummi, auch wenn er nach der chemischen Formel die gleiche Zusammensetzung hat, künstlicher Indigo ist nicht natürlicher Indigo, künstlich hergestellter Traubenzucker ist nicht der Zucker der Trauben. Ein wenig übertrieben, aber plastisch ausgedrückt: Die Welt des Chemikers verhält sich zur wirklichen Welt etwa so, wie eine Theaterlandschaft zur Natur.

Und wir verstehen nun, aus welchen Gründen das so sein muß.

An diesem Punkt kommt jetzt der Physiologe mit Erfahrungen, die sich seit einiger Zeit so verdichten, daß eben einmal doch in der Öffentlichkeit von den Interna einer Wissenschaft gesprochen werden muß.

Es hat sich nämlich herausgestellt, daß vielen künstlich hergestellten Medikamenten, wie Chinin, Digitalin usw., bestimmte Wirkungen auf den menschlichen Körper abgehen, trotzdem sie genau so zusammengesetzt sind wie das Wirkende in dem aus den Fingerhutpflanzen gewonnenen Digitalissaft oder in der Chinarinde.

Unbegreiflich erscheint das. Aber sollte nicht das hier Geklärte den Schlüssel geben? Ist denn nicht wirklich chemisch aufgebautes Chinin etwas anderes als organisch entstandenes? Klafft denn nicht tatsächlich eine Differenz zwischen dem Naturgesetz und seiner rechnerischen Kopie? Wir haben vorhin die Fehlerquellen aufgesucht und stehen nun hier vor ihren Folgen.

Diese Erkenntnis raubt der chemischen Technik nicht ihren Wert, sie führt sie nur auf ihr richtiges Maß zurück. Die chemischen Produkte sind unentbehrlich, und wir können glücklich sein, daß es der Menschengeist so weit gebracht hat, aber sie genügen nicht für alle Zwecke. Und vor allem: sie ersetzen nicht die Natur.

Schon hat sich das auch die Chemotechnik klar gemacht; der erste Schritt zur Einsicht ist für sie auch der erste Schritt zur Verbesserung der Methoden. Von hier aus wird eine neue Chemie entstehen, die sich sowohl ihrer Grenzen bewußt ist, wie sie es versteht, die Annäherungen an das Naturgesetz noch weiter zu treiben. Unausdenkbare Möglichkeiten für Wissenschaft und Leben schlummern da noch, und das merkwürdige Wort, das der Einsiedler von Sils Maria einst von der Physik schrieb, gilt nicht weniger auch für die Chemie:

„Schon dämmert es in den besten Köpfen, daß auch sie nur eine Zurechtlegung und Zurechtdeutung sei, nicht aber die Lehre von der wirklichen Welt."

Raoul H. Francé



Die Gründe des Zusammenbruchs

Noch lange wird, von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, die bange Frage nicht verstummen: Wie konnte alles so kommen? Da sind es weiter zurück liegende Entwicklungen und die letzten entscheidenden Ereignisse, die das Ergebnis herbeiführten. Denn lange vorbereitet, durch politische Strömungen und Taten, die zum Teil um Jahrzehnte zurückliegen, entwickelten sich die letzten entscheidenden Ereignisse des Weltkrieges und dieser selbst zum allgemeinen Zusammenbruche.

Am meisten zurück führt uns Botschaftsrat Freiherr von Eckardstein mit dem dritten Bande seiner Lebenserinnerungen und politischen Denkwürdigkeiten über „Die Isolierung Deutschlands" (Verlag Paul List, Leipzig, 208 S.). Denn in kaleidoskopartigen Bildern entrollen sich hier vor unseren Augen Ereignisse von 1887 bis 1914.

Die Stellung des Freiherrn von Eckardstein ist ja aus seinen bisherigen Veröffentlichungen bekannt. Er war um die Jahrhundertwende Botschaftsrat bei der deutschen Botschaft in London und zwar zeitweise in ziemlich einflußreicher Stellung, da bei der Erkrankung des deutschen Botschafters Fürsten Hatzfeld die Führung der Geschäfte in seiner Hand lag. Hier bot sich ihm nun mehrfach Gelegenheit, ein dauerndes festes Bündnis mit England und Japan zu schließen. Diese Gelegenheiten wurden durch die Schuld der deutschen Politik versäumt. England, das irgend einer Anlehnung auf dem Festlande bedurfte, wandte sich daher an Frankreich und zwar mit größerem Erfolge. Denn seit 1904 begann die Einkreisungspolitik des Königs Eduard.

Man kann dem Freiherrn von Eckardstein den Schmerz des Politikers nachfühlen, der ein beinahe gelungenes Werk durch die Torheit anderer scheitern sieht und nun als Ergebnis dieser Torheit einen allgemeinen Scherbenhaufen vor sich hat. Die hierüber aufsteigende Verbitterung gibt den Eckardsteinschen Erinnerungen ihren besonderen Anstrich und begründet namentlich sein absprechendes Urteil über den Fürsten Bülow.

Es ist nicht meine Aufgabe, den Fürsten Bülow zu retten. Ich würde ihn und seine Politik ebenso rückhaltlos preisgeben wie seinen Nachfolger, ja wie den Kaiser selbst, wenn ich dies für gerecht und geschichtlich begründet hielte. Doch darf man eben nie vergessen, daß Bülow für seine auswärtige Politik keine freie Hand hatte. Er hatte die Leitung des Auswärtigen Amtes und die Reichskanzlerschaft übernommen mit der Verpflichtung, die Durchführung der kaiserlichen Flottenpolitik zu ermöglichen, und das konnte er eben nicht bei einem Bündnisse mit England. Man kann ja darüber in Zweifel sein, ob ein leitender Staatsmann sich in dieser

Weise binden lassen darf. Wie die kaiserliche Stellung um die Jahrhundertwende noch war, blieb ihm nichts anderes übrig. Sonst bot sich eben ein anderer Handlanger als Werkzeug der kaiserlichen Politik, und auf dem gefährlichen Wege, den der Kaiser einmal eingeschlagen hatte, Unheil nach Möglichkeit zu verhüten, ist doch auch eine Aufgabe, des Schweißes der Edeln wert. So bildete trotz alledem die Bülowsche Reichskanzlerschaft den Höhepunkt der kaiserlichen Regierungszeit.

In Verfolgung seines Lieblingsgedankens eines deutsch-englischen Bündnisses zeigt Freiherr von Eckardstein, wie schon Bismarck in seinem Briefe an Lord Salisbury vom 22. November 1887 ein solches erstrebt hat. Was Bismarck vergeblich erstrebte, das fiel dem Epigonen, der vermeint hatte, als sein eigener Kanzler einen Bismarck ersetzen zu können, von selbst in den Schoß. Aber er wußte mit diesem Geschenke eines gütigen Geschickes nichts anzufangen.

Nun gibt es in der Politik niemals absolute Fehler. Die einzelnen menschlichen Handlungen und Unterlassungen werden zu solchen nur im Zusammenhange der Dinge. Auch die am meisten angefochtenen Handlungen der deutschen Politik, wie Krüger-Telegramm und Einritt in Tanger, die übrigens beide keine plötzlichen kaiserlichen Einfälle, sondern wohl erwogene Regierungshandlungen waren, hätten in anderem Zusammenhange der Dinge wohl Ergebnisse höchster politischer Weisheit sein können, wenn man namentlich nicht in beständigem Zickzackkurse von dem bisherigen Wege bald wieder abgesprungen wäre. Den berühmten Rückversicherungsvertrag mit Rußland konnte man fallen lassen, wenn man vorher ein festes Bündnis mit England gehabt hätte. Aber andererseits war doch auch nicht, wie Freiherr von Eckardstein meint, das Bündnis mit England der Weisheit letzter Schluß.

Man konnte ruhig die Flotte bauen und Weltpolitik treiben. Dann mußte man aber ein enges Bundesverhältnis mit Rußland haben, ihm Österreich und den Balkan preisgeben. Ich habe noch im Frühjahr 1914 auf eine solche Entwicklung der Dinge vergeblich hinzuwirken gesucht. Die traditionelle Freundschaft zwischen den Häusern Hohenzollern und Romanow gehört allerdings, wie Freiherr von Eckardstein nachweist, in das Bereich der Fabel — nebenbei bemerkt sind die angeblichen Namen der Herrscherhäuser auch Fabel. Aber solche Fabeln sind eben Imponderabilien der Politik. Darin, daß man das deutsch-englische Bündnis scheitern ließ, ohne ein deutsch-russisches zu haben, und damit glatt zwischen zwei Stühle zu sitzen kam, lag das Verhängnis.

In dieser Hinsicht geben nun die Briefe des Kaisers an den Zaren neue Einblicke. Der Kaiser glaubte im Sinne der alten Kabinettspolitik alles am besten selbst durch persönlichen Verkehr von Herrscher zu Herrscher erledigen zu können. Beim Zaren drang er immer von neuem auf persönliche Zusammenkünfte. Dabei stiftete er aber mehr Unheil als Nutzen, der berüchtigte Björkövertrag vom 24. Juli 1905, ohne Wissen der verantwortlichen Ratgeber zwischen den Herrschern persönlich abgeschlossen, wurde als gänzlich undurchführbar auf Verlangen der beiderseitigen Minister fallen gelassen. Schließlich entglitten dem Kaiser gegenüber dem Zaren die Zügel aus den Händen. König Eduard löste seinen Neffen beim Zaren ab und machte die Sache besser. König Eduard aber nannte nach dem Björkövertrage den Kaiser The most brilliant failure in history,

In diese neuere Zeit führt uns schon der vormalige Staatssekretär und Botschafter Freiherr von Schoen herüber mit seiner Schrift: Erlebtes, Beiträge zur politischen Geschichte der neuesten Zeit" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin 1921, 227 S.).

Es ist ein Jammer, daß unsere leitenden Staatsmänner sich alle berufen fühlen, Erinnerungen zu schreiben. Man hat dabei vielfach den Eindruck der Mohrenwäsche am eigenen Leibe, was freilich an den bekannten Strafrechtsfall des Versuchs mit untauglichen Mitteln am untauglichen Objekte erinnert. Die Schrift des Freiherrn von Schoen erreicht nicht den Tiefstand der Bethmann Hollwegschen und Jagowschen Erinnerungen, ist aber dafür in anderer Hinsicht um so bedenklicher.

Freiherr von Schoen tritt uns auch in seinen Erinnerungen entgegen als eine feine diplomatische Persönlichkeit ohne Entschlußkraft. Redegabe und diplomatisches Geschick gingen ihm ab. Diese gefährlichen Mängel gibt er selbst zu. Aus diesen Mängeln ergaben sich aber gleichzeitig seine Vorzüge für den Fürsten Bülow. Ein solcher Staatssekretär konnte dem Fürsten Bülow niemals als möglicher Nachfolger gefährlich werden wie Bülow selbst einst dem Fürsten Hohenlohe. Er sagte daher dem neuen Staatssekretär, der von dem Gesandtenposten in Kopenhagen erst kurz vorher zum deutschen Botschafter in St. Petersburg berufen war, die weitestgehende Unterstützung zu und behielt die Zügel in seiner Hand.

Aus der ruhigen und leidenschaftslosen Darstellung des Verfassers erfahren wir daher nicht viel Neues. Eine Bestätigung findet nur meine vom Fürsten Bülow selbst bisher bestrittene Auffassung über die Wirkung der Daily Telegraph-Angelegenheit als des entscheidenden Wendepunktes unserer inneren und damit zum Teil auch unserer äußeren Geschichte. Danach hat der Kaiser schon im Frühjahr 1909 dem Freiherrn von Schoen erklärt, er sei vom Reichskanzler nicht nur nicht genügend verteidigt, sondern geradezu verraten worden, es handle sich nicht um ein Versehen oder eine Nachlässigkeit, sondern der Kanzler habe geflissentlich der Veröffentlichung freien Lauf gelassen in der Berechnung, daß die Angelegenheit mit einer Unterwerfung des Kaisers unter ein gewisses Hausmeiertum enden werde. Damit dürfte der Kaiser den Nagel auf den Kopf getroffen haben. Ich hatte eine ähnliche Äußerung des Kaisers von Ostern 1909 gegenüber einem mediatisierten deutschen Fürsten bereits berichtet. Und da Bülow wußte, daß er nach Abschluß der Reichsfinanzreform fortgeschickt werden würde, benutzte er die Gelegenheit, daß die Reichsfinanzreform nicht genau auf dem ihm vorgezeichneten Wege zustande kam, um aus parlamentarischen Gründen seinen Abschied zu nehmen. Damit hatte zum ersten Male der Parlamentarismus über das monarchische Prinzip gesiegt.

Im allgemeinen ist die Schoensche Veröffentlichung ebenso überflüssig wie unschuldig. Das Bild, das man sich bisher schon über den früheren Staatssekretär und Botschafter gemacht hatte, wird dadurch in keiner Weise geändert.

Der entschiedenste Widerspruch muß aber erhoben werden gegen den Anhang über die Schuld am Kriege. Ob der Verfasser mit seinem Salomonischen Urteilsspruche über die Verteilung der Schuld: „Rußland der Hauptschuldige, Frankreich mitschuldig, England nicht genügend tätig, Österreich-Ungarn schießt übers Ziel, Deutschland mitverantwortlich" gerade den Stein des Weisen gefunden hat, will ich dahingestellt sein lassen. An Landesverrat grenzt es aber geradezu, was Verfasser über die Verletzung der belgischen Neutralität sagt. Selbstverständlich weiß er ebensowenig wie Bethmann Hollweg in seiner berüchtigten Augustrede 1914, daß wir nach alten Verträgen zur Besetzung der belgischen Festungen berechtigt waren. Wenn er aber die Verletzung der belgischen Neutralität einen schweren Verstoß wider Recht und Ehre nennt, der uns die Ächtung der Welt zugezogen hat, und das Niedertreten eines schwachen, durch heilige Verträge geschützten Landes als einen Frevel bezeichnet, gegen den sich das Weltgewissen sühneheischend erhebt, so sind diese Äußerungen geradezu unerhört. Unbenommen bleibt einem jeden sein Urteil über die Zweckmäßigkeit des deutschen Einmarsches in Belgien. Die Form, in der der Verfasser dieses Urteil ausspricht, ist Wasser auf die Mühlen unserer Feinde. Das preußische Allgemeine Landrecht von 1794 sagt in § 28 I, 1: „Menschen, welchen das Vermögen, die Folgen ihrer Handlungen zu überlegen, ermangelt, werden blödsinnig genannt". Ich will mich diesem harten Urteile des Gesetzgebers nicht anschließen. Aber etwas anderes ist es doch, wenn der frühere deutsche Staatssekretär und bis zum Kriege deutscher Botschafter in Paris oder wenn ein beliebiger Kommunist oder Pazifist eine solche Äußerung tut, zumal der Versailler Friede mit der deutschen Schuld am Kriege steht und fällt. Unbegreiflich ist es, wie der Verfasser mit einer solchen Auffassung der Dinge noch über den Kriegsausbruch hinaus im Dienste der deutschen auswärtigen Politik bleiben und den wichtigen Gesandtenposten in München annehmen konnte. Der diplomatischen Be-

fähigung des Verfassers wird durch dieses Schlußkapitel gerade kein besonders glänzendes Zeugnis ausgestellt.

Über diese vorbereitende Entwicklung hinaus führt uns das Buch von Karl Friedrich Nowak, „Der Sturz der Mittelmächte“ (Georg D. W. Callwey, Verlag für Kulturpolitik, München, 435 S.) unmittelbar in die Katastrophe hinein.

Der Krieg ist schließlich unvermeidlich geworden. Er wütet bereits seit Jahren, ohne zu einer endgültigen Entscheidung zu führen. Endlich ist Rußland zusammengebrochen, und das mehr noch wirtschaftlich als militärisch bedrängte Mitteleuropa atmet auf. Ex oriente lux, vom Osten kommt die Erlösung, die Erlösung namentlich von der drohenden Hungersnot. Der „Brotfriede“ von Brest-Litowsk ist es, mit dem die Darstellung beginnt, um bis zum Zusammenbruche im Herbst 1918 zu führen. Die allerletzte Katastrophe, der endgültige Sieg der Revolution, fehlt leider. Wir sehen schon den Schatten des Gespenstes an der Wand, aber das Gespenst selbst erscheint nicht auf der Bildfläche.

Dem Verfasser ist eine glänzende Darstellungsweise eigen, die an Carlyle erinnert. Auch die Zusammenfassung der Ereignisse unter einzelnen Schlagworten findet schon ein Vorbild in Carlyles Geschichte der Französischen Revolution. Es ist der Journalist, der Geschichte schreibt. Als solche blendenden Schlagwörter für die einzelnen Abschnitte finden wir Brest-Litowsk, Krisen, Granaten und Tanks, Kompromißversuche, Bulgarien, Waffenstillstandsbitte, das Programm der Milde, Ideen der Zeit, Parlamentarisierung und die Müdigkeit der Völker.

Dem Verfasser haben viele, bisher unbenutzte Quellen zur Verfügung gestanden. Das Vorwort rühmt namentlich, daß ihm für sein Werk von nahezu allen führenden Staatsmännern und Militärs, die auf seiten der Mittelmächte die Entscheidung hatten, die intimsten und ausführlichsten Darstellungen zur Verfügung gestellt wurden. Auch ohne diese Angabe würde man das merken. Woher sollte der Verfasser sonst z. B. wissen, was der Staatssekretär von Kühlmann an den einzelnen Tagen gedacht hat? In diesen reichen, aus persönlichen Mitteilungen fließenden Quellen liegt aber andererseits auch ein gewisser Nachteil. Das vorher erwähnte Bedürfnis der Mohrenwäsche am eigenen Leibe ist unter den leitenden Staatsmännern stark verbreitet. Warum sollte man, statt es selbst zu tun, dies Geschäft nicht lieber durch Herrn Nowak besorgen lassen? Trotz des reichlichen Fließens der Quellen und der subjektiven Wahrhaftigkeit des Verfassers, kann deshalb doch die Zuverlässigkeit der Quelle und des darauf gestützten Ergebnisses nicht immer unerschütterlich erscheinen.

In der Beurteilung der einzelnen Persönlichkeiten treten beim Verfasser starke Sympathien und Antipathien hervor, auf welche die Quellen nicht immer ganz ohne Einfluß gewesen zu sein scheinen. So erfährt z. B. auf deutscher Seite der Staatssekretär von Kühlmann, entgegen der herrschenden öffentlichen Meinung, eine auffallend günstige Beurteilung, während andererseits General Ludendorff und der Staatssekretär von Hintze sehr schlecht fortkommen. Das unheilvolle Treiben von Mathias Erzberger, der mit Kaiser Karl an dem Zusammenbruche eine wesentliche Schuld trägt, findet natürlich eine ausreichende Würdigung. Jammervoll ist besonders die Rolle des Kaisers Karl, der nach dem veröffentlichten Sixtusbriefe wie ein ertappter Schuljunge lügt und falsche Ehrenworte abgibt, was man ihm natürlich aus politischen Gründen glaubt.

Das Zusammentreffen von militärischer Niederlage und Revolution führte die Katastrophe in ihrer ganzen Größe herbei. Es wird immer eine Parteifrage bleiben, ob das militärische Versagen die Revolution oder andererseits die Revolution, der berühmte Dolchstoß von hinten das militärische Versagen herbeigeführt hat. Ludendorff sieht natürlich den letzten Grund in dem Zusammenbruche der Heimatfront, in der systematischen Vergiftung des Heeres durch revolutionäre Einflüsse von der Heimat her. Als in der Augustschlacht 1918 vorgehende Truppen als Streikbrecher angerufen wurden, andere sich widerstandslos massenhaft ergaben, da war die deutsche Widerstandsfähigkeit gebrochen. Andererseits bildet nach Nowak die mili-

tärische Niederlage namentlich bei Bulgarien und Österreich den inneren Grund, daß auch die politischen Zustände der kriegführenden Mittelmächte zusammenbrachen.

Ein siegreicher Staat wird keine Revolution erleben. Deshalb allerdings von vornherein die Angst des Radikalismus vor einem vollen deutschen Siege. Bei einem solchen konnte man keine politischen Geschäfte machen. Aber diese Angst konnte sich nie zu einer Revolution verdichten und das Heer anfressen, solange das Heer von Erfolg zu Erfolg vorwärts schritt. Als man sich aber in jahrelangem Stellungskampfe nur mühsam behauptete, hier einmal etwas vorgehend, dafür dort wieder um so mehr zurückweichend, als die großen Schlachtschiffe, die die englische Seemacht bedrohen sollten, Jahr für Jahr im Hafen lagen und die Besatzungen vor Langeweile umkamen, da war der Boden für die Revolution bereitet. Im letzten Grunde war es überall das militärische Versagen. Hätte man im Sommer 1914 die Marneschlacht gewonnen, und die deutsche Flotte auf die Gefahr ihres eigenen Unterganges die Stellung Englands als erster Seemacht vernichtet, so war der Krieg zu Ende und von Revolution keine Rede. Italien und Rumänien, von Amerika ganz zu schweigen, wären dann ebensowenig in den Kreis unserer Gegner eingetreten wie Österreich und Italien nach der raschen Entscheidung im Jahre 1870. Daß man den Balkanfeldzug aus dynastischen Rücksichten für König Konstantin nicht mit der Einnahme von Saloniki abschloß, war gewiß an sich ein rein militärisches Ereignis. Aber es eröffnete, während sonst der Balkan erledigt gewesen wäre, der Entente die Möglichkeit der Bildung der Salonikifront, indem England und Frankreich weniger Skrupel über die Verletzung der griechischen Neutralität hatten (diese Tatsache sei übrigens Herrn von Schoen bei einer etwaigen neuen Auflage seines Buches zur entsprechenden Berücksichtigung und Entrüstung empfohlen), bereitete den Angriff Rumäniens vor und führte schließlich zum bulgarischen Zusammenbruche. Und schließlich selbst im Frühjahr 1918, als schon vielfach revolutionäre Unterwühlungen sich zeigten, hätte das Gelingen eines einzigen großen Durchbruchs im Westen jede Revolution unmöglich gemacht. Es ist in letzter Linie also immer das militärische Versagen.

Daß nachher die Revolution die Katastrophe ins Ungeheuerliche steigerte und uns jede Aussicht auf einen leidlichen Frieden nahm, ist unbestreitbar. Das war der Dolchstoß von hinten im Geschäftsinteresse der Partei, der Reich und Volk vollends zugrunde richtete. Aber weshalb ließ man es zur Revolution kommen? Revolutionen sind immer nur das Zeichen der Schwäche der Regierenden. Als der deutsche Kaiser, der erste Offizier seines Heeres, uneingedenk des Wortes, daß das Leben nicht der Güter Höchstes ist, über die holländische Grenze ging, da lösten sich erst im Heere alle Bande frommer Scheu, da hatte der Fahneneid, auf den der Kaiser so oft hingewiesen, seine Bedeutung verloren.

Hier lagen die wahren Gründe des Zusammenbruchs. Der Gedanke der Monarchie für die Zukunft, der mit dem deutschen Staatsideale untrennbar verbundene Gedanke von Kaiser und Reich, kann in Gestalt eines neuen Volkskaisertums, frei von allem Gottesgnadentum und aller Legitimität, für die Zukunft dennoch gerettet werden, wenn wir von der Persönlichkeit des letzten Kaisers absehen. Das Reich muß uns doch bleiben.

Prof. Dr. Conrad Bornhak



Franziskaner und Kommunisten

Wohl alle, die sich in den letzten Jahrzehnten mit franziskanischen Dingen beschäftigten und den neufranziskanischen Kreisen, wenn auch nicht angehörten, so doch nahekamen, werden schließlich die Überzeugung gehegt haben: eine Erneuerung der religiösen Ideale könnte das wirksamste Ereignis sein, das dem Übel der Zeit, der „Verwirtschaftlichung" oder der Mammonsknechtschaft abhelfen dürfte.

Freilich träumten wir nicht vom Kommen einer vollendeten Weltordnung. Daß eine solche uns schon kraft unserer Natur verwehrt sei, wußten und wissen Heiden wie Christen, bestreiten auch nur modernste Rousseaujünger, die das Leben wohl bald zur Altväterweisheit zurückrufen wird. Jedoch eine erhebliche Besserung glaubten wir erhoffen zu dürfen. Diese Erwartung hegten wir auch während des Krieges mit desto heftigerer Sehnsucht, je mehr zutage trat, daß das Zeitübel auch den Kampf beherrschte, in ihm und von ihm nur zunahm und ihn zu jener häßlichen Erscheinung umprägte, die er schließlich ward.

Trotzdem aber blieb eine religiöse Bewegung aus. Bei allen heutigen Versuchen, die jene zu ersetzen sich vermessen, fehlt in unseren Augen von den franziskanischen Zügen das Wesentlichste.

Wir wissen schon: Hierauf erwidern die Kommunisten, wie es möglich wäre, an ihrer Bewegung das Vorhandensein jener Züge zu verkennen; franziskanische Brüderschaften wie altchristliche Urgemeinden seien kommunistische Gemeinschaften gewesen, die den Eigenbesitz geleugnet — Versuche einer Verwirklichung des Kommunismus; sollten wir aber das Hauptgewicht auf asketische, weltverleugnende Seiten legen, so sei deren Unfruchtbarkeit allgemein erkannt, wir auch nicht zu solcher Parteinahme berechtigt, wo wir andernorts — als Dichter oder sonst — unumwunden genug die Welt bejaht hätten.

Hierauf sei nun nicht erwidert, daß die allgemeine Durchführung des Kommunismus unmöglich wäre (denn hierüber einigt man sich mit dessen Anhängern nie); doch sei darauf hingewiesen, daß das Urchristentum, welches die Verfassung seiner Gemeinden sich anscheinend wohl eine Zeitlang als die künftige Allgemeinverfassung dachte, allmählich selber davon abkam; daß die franziskanische Gemeinschaft aber ein Orden war, d. h. eine *beschränkte Brüderschaft*, ein Stand, mit der Aufgabe, nicht alle anderen Stände sich anzugleichen, sondern innerhalb anders verfaßter Stände nach eigener Regel zu leben und zu wirken. Urchristen wie Franziskaner übten gegen Außenstehende keine Gewalt aus und verschmähten es, gewaltsam zu bekehren oder mit ihrer Verfassung andere zu bedrücken; sie ergänzten sich mittels freiwilliger Beitritte, worauf denn allerdings für die neuen Mitglieder der Zwang der Unterordnung eintrat. Im Franziskanerorden ward man zudem, wie in allen Orden, durch Gelübde verpflichtet. Die segensreiche Wirkung beider Gemeinschaften auf die anderslebende Welt bestand allein im *Beispiele*.

Doch wollen wir uns auf das uns geläufigere Franziskanertum beschränken. Die gänzliche Blöße und Freiheit von Hab und Gut, die Freiheit von der Knechtschaft der Dinge, die im Orden herrschte zugleich mit der von seinem Stifter so betonten Seelenfreude, dienten zum Beispiel, daß Menschen, ohne mit Besitz versehen zu sein, vollkommen glücklich, ja glückselig leben konnten, drückten somit vor aller Augen die Notwendigkeit und den Wert von Besitz und Dingen herab und schufen so deren große *Umwertung*. Derzufolge wurde dann das Hauptgewicht von den äußeren Mitteln auf die *innere Seelenverfassung*, die *freie Seele*, gelegt. Jener kommunistisch lebende Orden ward ein Maßstab, nach dem die freiheitliebenden Menschen werten und selber leben konnten.

Diese Freiheit und Glückseligkeit in weitere Kreise zu bringen, die, wie Franziskus erkannte, ihm nicht in allem folgen konnten, gedachte er nun, solcher Einsicht gemäß, nicht

etwa seine Regel bei allen durchzudrücken, sondern gründete die Laienbrüderschaft. Er sah zu gut, daß der Mensch, der die Freiheit wollte, zu ihrem vollsten Maße, wie die Besitzlosigkeit sie biete, nur berechtigt sei, wenn ihm keine Pflicht, für andere zu sorgen, obliege, namentlich nicht für Weib und Kind. Demgemäß schuf er jene Einrichtung, kraft der auch der Familienvater, der Weltliche — sei's der städtische Beamte, sei's der Kaufmann, der Bauer, der Fürst usw. — sich der franziskanischen Gemeinde anfügen konnte, soweit das ohne Vernachlässigung der anderen gottgegebenen Pflichten möglich war. So verbreitete Franziskus einfaches, frommes, strenges und doch zugleich fröhliches Leben auch außerhalb mönchischer Stätten.

Der andere Hauptunterschied zwischen Franziskanern und Kommunisten besteht nun darin, daß jene die Freiheit von den Dingen suchten und forderten durch Überwindung der Dinge, diese aber die gleichmäßige Teilnahme aller an den Dingen fordern, die Dinge also zum Ziele machen, sich nach Dingen strecken und richten, die Herrschaft der Dinge daher ebenso wie die Mammonisten stützen, somit gerade der inneren Freiheit entgegenwirken, die Franziskus bringt.

Und hier ist auch der Platz, unser Verhältnis zur Askese darzulegen. Auch wir, die wir unbedenklich die Welt bejahen, ja verherrlichen, lehnen Askese nicht ab, insofern sie nicht Selbstzweck ist, sondern Mittel, sich zu höherer Freiheit zu erheben. Dies war auch ihre ursprüngliche Bestimmung, wie oft sie auch von trüberen Geistern anders aufgefaßt worden sein mag. Die Kirche ist im Grunde stets auf ihre richtige Bewertung zurückgekommen, den Heiligen von Assisi aber hat sie nie in der Seelenfröhlichkeit gehemmt. Wie weit er in der Selbstzügelung ging — uns scheint es sehr weit —, war wohl seine Seelensache. Die Welt hat er gepriesen und verklärt, allein sie ihm, nicht sich ihr unterworfen. Mehr verlange man nicht; jedes Maß ist recht, das zu jenem Ergebnis führt; doch das Maß ist je nach der Menschennatur verschieden.

Einmal freilich wähnten wir uns von franziskanischem Geiste angehaucht. Das war zu Weimar im Hochsommer 1920 beim Auftreten der sogenannten „Neuen Schar". War das nicht, wie die umbrischen Brüder, ein Orden freiwillig besitzloser, gemeinschaftlicher Lebensführung, die jedoch niemand anderem den Besitz verdachte, sondern nur dessen Geringfügigkeit zu erweisen und dessen Gebrauch zu veredeln anstrebte? War nicht diese Verbindung von Gottseligkeit und Frohsinn franziskanisch, waren es nicht neue „Joculatores Dei" — Gaukler Gottes, wie Franziskus so prachtvoll einst die Seinen benannt hatte? Gern übersah man die oder jene anscheinend harmlose Albernheit oder Irrung, wie man einst dem närrischen Bruder Juniperus seine unschuldigen Possen vergab. Die wir Familienväter waren und somit nicht in der Lage, weltfrei zu leben, kamen in echte Laienbrüderstimmung: wir öffneten den Freudebringern Tor und Tür im Herzen und im Haus. Aber wir verglichen auch, je mehr wir uns an die Tage des Umbriers erinnert fühlten. Da mußten wir zunächst zwischen den engeren Mitgliedern der Schar und den Mitläufern scheiden, denen es nur um eine neue Art Vergnügen, das Liebelei oder auch Schlimmerem auf die Kosten verhelfen konnte, zu tun war; hierin aber lag weiter keine tiefere Gefahr, da der Leiter insofern klar zu sehen schien.

Beim Vergleichen aber konnten wir auch nicht umhin, die drei Grundsäulen der franziskanischen Gemeinschaft zu berücksichtigen: die in den Ordensgelübden verkörperten Forderungen der Armut, der Keuschheit, des Gehorsams. Da fanden wir die erste bis zu gewissem Grade verwirklicht, die zweite allem Anscheine nach ebenfalls, und fragten uns, wie lange noch die Gemeinschaft die dritte würde entbehren wollen: wie lange sie noch ohne die bedingungslose Unterwerfung der bunten Einzelwillen unter den eines wahren Meisters und Führers würde bestehen können. Wir meinten, daß die Forderung des Gehorsams gestellt werden würde und müßte, sobald auch diese Gemeinschaft die Erfahrung machte, daß Begeisterung, die zwar anfangs trefflich zusammenführe, nie lange dauere und nur für eine Weile die Tatsache verdecke, daß die Einzelwillen im Grunde doch verschieden sind, wie wenig auch

die Beteiligten das im köstlichen Anfangsrausche zugeben. Wir sahen für die Tage dieser Erkenntnis ernste Augenblicke voraus, während deren die Schar entweder ganz zerfallen oder die ihr Treuen mittels der Gehorsamsforderung zusammenfassen müßte. Vor dieser Forderung aber herrschte, was uns bald auffiel, auch unter den engeren Mitgliedern eine starke Scheu: der freie gute Wille sollte genügen, meinten sie. Und hieran zeigte sich bereits das Weichliche, Tändelhafte, das sich in der Bewegung heimlich barg, der Widerstand gegen das große Opfer — das größte: das Opfer der eigenen Meinung und Willkür gegenüber dem Meister, dem Ziel, dem Werk. Man hatte noch zu starke Lust an der eigenen Seele, als daß man sie hätte verlieren wollen, um sie zu gewinnen. Und so kam uns bald der Verdacht, daß die Neue Schar keine Gemeinschaft ringender Erneuerer sei, die berufen wäre, die „Freiheit von der Welt" wiederherzustellen, sondern nur Leute von bestenfalls mittelmäßigen guten Absichten, die sich im übrigen nach ihrer Weise auslebten und sich, wie das oft geschieht, mit Schwung und Worten betrogen. Seitdem hat ihr Führer durch seinen Fall jenen Verdacht nur bestätigt. Über einzelne Verfehlungen denken wir nicht so hart, daß wir sie für unverzeihlich hielten; Einzelhandlungen sind, wie wunderbar das auch sei, immer ausmerzbar. Doch ihr Beschönigenwollen zeugt, wenn nicht von verkehrtem Willen, der das allerschlimmste wäre — wie uns nichts so sehr wie der Koran XXXIII, 49—53 Mohammeds mittelalterlichen Namen des Lügenpropheten zu rechtfertigen scheint —, so doch von verkehrter Einsicht. In diesem Falle würde solches vom gänzlichen Verkennen zeugen einer Notwendigkeit des zweiten Ordensgebotes, der Keuschheit, die wir an sich durchaus nicht übertrieben bewerten, die aber in diesem Falle unbedingte Voraussetzung der Freiheit von Welt ist, und die darum der Freiheitslehrer von sich und seinen Helfern verlangen muß. Das aber, weil naturgemäß ihr Gegenteil andere Pflichten auf den Plan ruft und die Verwirklichung der angestrebten Weltfreiheit verwehrt. Das gilt auch von der Ehe; nicht aber, weil sie die Verbindung von Mann und Weib in bestimmte Formen prägt, sondern weil diese Verbindung, wie sie auch sei, das dritte Lebewesen zeugt, das beim Menschen nun einmal im Gegensatze zum Küken sich nicht nach einigen Wochen schon frei ernährt, sondern kraft seiner Artbeschaffenheit auf lange hinaus den Schutz auch des Vaters erfordert.

Es mag Unrecht gewesen sein bei den alten Orden, junge Leute, die sich noch nicht genügend kannten, mit Gelübden zu belasten. Es bleibe den Erneuerern alter Heilspfade vorbehalten, dem durch geeignete Bestimmungen abzuhelfen (Gelübde auf Zeit, erleichterter Austritt). Aber es gibt nun einmal in Natur wie Menschheit nur sehr wenige Lebensformen; und diese wiederholen sich immer, wenn auch in neuer Erscheinung. Altertum, Neuzeit, Ost und West haben immer nur einen Stand, welcher der Verwirklichung der Freiheit von der Welt diente, hervorzubringen verstanden: neben dem Helden den Heiligen — neben den Ritterorden die Mönchsorden. Der Weltgebundene aber hat sich dieser Freiheit immer nur genähert mittels der Laienbrüderschaft. Der Weltgebundene, wie Schreiber dieser Zeilen, sollte vielleicht über alles das nicht reden; nur dem, der das Recht zur größten Freiheit und dem größten Opfer hat, stehe das frei. Aber wenn alle, die berufen sein könnten, schweigen oder irren?

Und so schließe ein Spruch, in Sorge um unsere mitteleuropäische Menschheit ausgesonnen:

Nicht ist's genug am Bürger. Ohne Mönch und Ritter
War, ist und bleibt jedwede Zeit abscheulich bitter.

Otto Frhr. von Taube





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen
sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Ein Wort für Francis Bacon

Wenn in der heutigen Zeit kritische Betrachtungen über Francis Bacon abgegeben werden, wie von der hochgeschätzten Schriftstellerin Ricarda Huch in ihrem vom „Türmer" neulich gewürdigten Werk „Entpersönlichung" (vgl. Septemberheft, S. 522), so wäre dies dahin zu untersuchen, welche Schriftsteller die Autorin bei ihrem Urteil über Bacon beeinflußt haben. Die Zeichnung von Bacons Charakter, von seinen Staatshandlungen bis zu seinem Sturz, läßt deutlich die alte — falsche — Geschichtsschreibung von Camdens „Annalen" durchblicken, gleichviel ob sie direkt aus diesen oder von späteren Historikern entnommen wurde.

Wer nicht Zeit noch Gelegenheit hat, die Originalmanuskripte und die beste Wiedergabe von Bacons wissenschaftlichen Werken (Spedding) zu studieren, dem ist für die objektive Schilderung seiner ganzen Persönlichkeit das Werk von Spedding: „Leben und Briefe von Bacon", als Maßstab über den großen Mann anzuraten.

Diesem widerspricht Ricarda Huchs Urteil über Francis Bacon völlig. Zumal das Verhältnis von Bacon zu Robert Essex kann aber nur nach dem Briefwechsel und der getreuen Aufzeichnung von bestimmten Gesprächen zwischen beiden richtig bewertet werden. Ich sehe dabei gänzlich von meinen Erforschungen und zu veröffentlichenden Beweisen ab, daß Bacon und Essex leibliche Brüder, als Söhne von Elisabeth und Robert Dudley Lord Leicester waren. Ferner, daß Elisabeths Verhältnis zu Robert das einer „Mutter" war, die diese Verwandtschaft vor der Welt verbarg, doch Essex als Liebling, wie ein verzogenes Kind, gewähren ließ; dazwischen aber mit ihm streng verfuhr, der, sich auflehnend, seine Mutter absetzen wollte. Zuerst hatte er den Plan, Jakob auf den Thron zu bringen, er geriet aber während seiner Rebellion in psychisch-pathologische Verwirrung, und es bleibt dahingestellt, ob er sich zuletzt vielleicht selbst zum König einsetzen wollte, was freilich nicht klar nachweisbar ist.

Die später von Bacon herausgegebene „Apology" — die erst nach Elisabeths Tod, vor Freunden und Feinden, Bacons Verhalten während der ganzen Essex-Verschwörung klarstellen sollte —, entrollt wohl allen heute Nichteingeweihten und jenen Vorgängen Ferngerückten ein Bild von dem nicht ganz verständlichen, aber doch berechtigten Handeln Bacons in dieser Angelegenheit. Man muß die Apology im Zusammenhang mit allen vorausgegangenen Gesprächen und Korrespondenzen, endlich mit den eigentümlichen Eingangsworten von Bacon vor Fällung seines Urteils über Essex während der Verhandlung lesen, um sich eine wahrheitsgetreue Vorstellung von der schweren Situation eines Mannes zu machen, der seinen von ihm sehr geliebten Bruder zum Tode verurteilen mußte und auf Elisabeths ausdrücklichen Befehl dazu ausersehen war, nachdem sich Bacon sehr diplomatisch der ersten, vorangegangenen Verhandlung zu entziehen verstanden hatte, indem er von London abwesend blieb. Auch hierüber

geben nur Bacons eigene Andeutungen und Briefe an Essex Aufschluß, aber stets mit der beobachteten Vorsicht, nicht anderen ihre Blutsbande zu verraten, falls die Briefe in fremde Hände kämen.

Was die Beurteilung des Philosophen Bacon durch Ricarda Huch betrifft, so ist hier nicht der Raum, darauf näher einzugehen. Nur sei kurz erwähnt, daß seine Philosophie, damals noch eng mit Naturwissenschaft verwebt, sehr genau studiert werden muß, und daß seine Ansichten und Erforschungen die damaligen Weltanschauungen ein Jahrhundert im voraus überragten und nicht in wenigen Sätzen erörtert werden können. Es sei hier betont, daß Bacon der Begründer der „experimentellen Philosophie“ und ferner der Entdecker des „Gravitationsgesetzes“ wurde. Daß er Kopernikus' System von der Drehung der Erde um die Sonne nicht annahm, führt man darauf zurück, daß er ein schlechter Mathematiker gewesen sei. Seinen philosophischen Weisungen folgten bekanntlich Bentham, der 1748—1832 lebte, auch John Stuart Mill und andere namhafte Philosophen.

Bacons geschichtliches Bild unter der ihm feindlichen Regierungspartei, zumal beider Cecils und deren zeitgenössischen Kollegen, wurde dahin gefärbt, ihn als Streber nach hohen Ämtern und Gehältern verächtlich darzustellen. Unter Jakob I. wird sein Charakter noch niedriger durch Bacons Annahme von Bestechungsgeldern hingestellt, und daß er deswegen als Staatskanzler entsetzt wurde. Hiebei aber verschweigen die Annalen, daß seiner Zustimmung, Gelder entgegengenommen zu haben, ein sehr wichtiger Nachsatz von Bacon folgte. Dieser ist in seinen Manuskripten aufbewahrt: Er besagt, daß er die Gelder angenommen, weil es alter Brauch war, daß er sie aber nie als Bestechung, sein Urteil zu beeinflussen, benutzt habe. Und Bacon betont selbst, daß dieser Usus von „Monopolen, Pensionen“, oder welcher Form diese Nebeneinkünfte waren, eine Unsitte sei. Die alten Staatsakten, auch solche unter Heinrich VIII., weisen nach, wie weltliche und geistliche Würdenträger mit Zustimmung des Königs solche Nebengelder bezogen. Auch die beiden Cecils, der Oberrichter Coke u. a., nahmen zu Bacons Zeit jene Gelder entgegen, aber meist für ihre ausgeführten heimlichen Intrigen. Darüber erbringen die erst 1888 veröffentlichten Staatsakten, die Hatfield-Manuskripte aus der Elisabethzeit Aufschluß.

Die Historiker waren für ihre Werke auf die Camden-Annalen und auf die des Historikers, der unter Jakob I. dessen und Bacons Personalien verfaßte, angewiesen. Die späteren Geschichtschreiber haben bekanntlich voneinander abgeschrieben. So blieb das dem Charakter nach aufs unwürdigste gezeichnete Bild von Francis Bacon wie eingemeißelt in der Geschichte bestehen.

Der erste Autor, der sich rühmen darf, eine objektive Biographie über Francis Bacon verfaßt zu haben, war Spedding. Über die große Folioausgabe von Bacons Werken, 1665 zu Frankfurt erschienen, schrieb „Das Tagebuch der Gelehrten“ am 8. März 1666 voll höchster Anerkennung und Bewunderung über den großen Philosophen.

Neuausgaben von Bacons wissenschaftlichen Werken erschienen immer wieder: Im Jahre 1740 gab sie Mallet in London heraus, und von 1825 bis 1834 bearbeitete Montague in London eine 16 Bände umfassende Auflage seiner Werke. Von 1872—75 wurden von Ellis, Heath und Spedding gemeinsam Bacons Werke in 7 Bänden veröffentlicht. Außerdem erschienen 2 Bände: „Account of the life and times of Francis Bacon“, 1885, von Spedding. Bedeutsam für die Biographie über Francis aber wurde Speddings Werk: „Life and letters of Francis Bacon“, das 7 Bände umfaßt. Hierin gibt Spedding Bacons Briefe und seine „Gelegenheitsschriften“ mit den dazu erforderlichen Kommentaren heraus. Indem Spedding die Briefe nach den Jahrgängen geordnet, dazwischen Bacons sehr bedeutungsvolle „Gelegenheitsschriften“, unter Angabe der jeweiligen geschichtlichen Tatsachen und Vorgänge, auf die sie sich beziehen, übersichtlich darbietet, entsteht eine Biographie, die sich durch die jeweiligen Belege aus Briefen und Schriften zu einer Art „Selbstbiographie“ gestaltet. Darin liegt der

hohe Wert, man erhält ein deutliches Bild von Bacons Charakter, Leben und Wirken. Nebenbei entrollen diese im Wortlaut wiederholten Briefe an die Königin, an Jakob I., an die höchsten Würdenträger, an Gelehrte und Freunde, und besonders seine intime Korrespondenz mit Robert Essex, danach seine „Apology", bezüglich dessen Verurteilung als Hochverräter, ein gänzlich anderes Bild, als die Geschichte bisher über Francis Bacon verzeichnet hat.

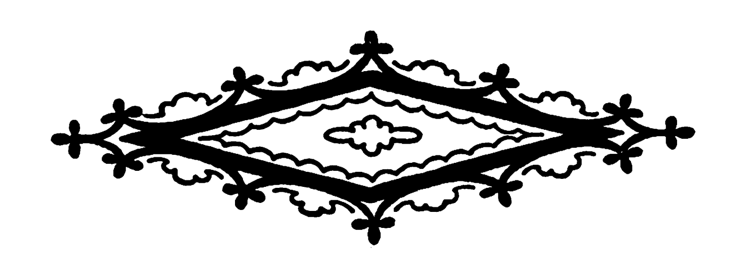
Auch über die Vorgänge und Intrigen, die, ahnungslos für Bacon, sich hinter seinem Rücken bei seinen Feinden abspielten, mit der Absicht, ihn als Staatskanzler zu stürzen, wirft Speddings Werk ein völlig neues, Bacon rechtfertigendes Licht.

Auf die Berührung der Streitfrage „Bacon—Shakespeare" soll hier nicht eingegangen werden. Dieses weite Gebiet bedarf vieler Belege, um zu beweisen, daß einerseits Francis Tudor, genannt Bacon, Baron Verulam of Verulamium, Viscount of St. Albans und Shakespeare andrerseits: eine Person ist. Die Beweise hiefür müssen aus Staatsakten, alter Genealogie und, hiemit übereinstimmend, aus endlich aufgefundenen Selbstzeugnissen von Francis Tudor-Bacon-Shakespeare, der Nachwelt bekräftigt werden. Es werden hierüber Werke von Alfred Freund, Hamburg, und von der Verfasserin dieser Entgegnung bald veröffentlicht werden.

Deventer von Cunow

Nachwort des Türmers. Es war zu erwarten, daß sich Freunde Bacons und der Bacon-Shakespeare-These gegen Frau Ricarda Huch zur Wehr setzen würden. Nur bedeutende Fachkenntnis, die das hier angedeutete Material nachprüfen und methodisch erforschen könnte, vermöchte uns zu überzeugen. Wir müssen uns des Urteils enthalten, können uns aber dem Eindruck nicht entziehen, daß hier Tatsächliches und Romanhaftes noch ungeklärt durcheinanderspielt.

L.



Literatur, Bildende Kunst, Musik

Ein Dichter in der Verbannung

„Es muß über die ganze Welt ein neuer Glaube kommen ... Wir sind alle krank vor Sehnsucht nach diesem neuen Glauben ... Wir sind krank vor Unzufriedenheit und vor Ekel. Der Mensch aber ist gut. Der neue Glaube muß sein: der Glaube an die Güte aller Menschen". — Dieses Wort spricht Georg P. M. Roose, ein Dichter, der im gegenwärtigen Deutschland so gut wie unbekannt ist und doch verdient, nicht allein wegen seines tragischen reinmenschlichen Schicksals, sondern auch als Wegbahner eines neuen Deutschland in weiteren Kreisen gewürdigt zu werden. Ich hatte vor kurzem Gelegenheit, die persönliche Bekanntschaft des Dichters zu machen; sie hinterließ bei mir einen starken, ermutigenden Eindruck; und ich glaube der Anteilnahme der Türmer-Leser gewiß zu sein, wenn ich auf das Schicksal und die bisherigen Veröffentlichungen Rooses hinweise. Der am Anfang unseres Aufsatzes mitgeteilte Ausspruch kennzeichnet den Menschen und den Dichter. Ein kerngesundes Mannestum, edeltreu seinen Idealen nachstrebend, stillstark und mutig im Ertragen seines tragischen Schicksals, beseelt von einer glühenden Liebe zu Heimat und Deutschtum — das ist es, was uns in dieser Persönlichkeit entgegentritt. Sein Vorkämpfertum für den flämischen Gedanken hat Roose die Verbannung, ja die Verurteilung zum Tode gekostet. Er ist einer der Vertreter flämischer Literatur, der aus stammverwandter Seele zu deutschen Menschen spricht. Im Kriege sah des Dichters Heimatland über den Trümmern und der Asche seiner Städte und Dörfer das erste Morgenrot künftiger Freiheit unter deutschem Schutze aufleuchten. Während dieser Zeit ist Roose einer der tapfersten und unerschrockensten Vorkämpfer der flämischen Bewegung gewesen.

Der Dichter wurde im Jahre 1881 zu Antwerpen geboren. Schon vor dem Kriege wirkte er leidenschaftlich in den Zeitschriften „Hooger Op" und „Carolus" gegen die flamenfeindliche Politik der belgischen Regierung, widmete sich politisch-sozialen Bestrebungen und entfaltete als Autor wie als Kritiker eine äußerst rege und vielseitige Tätigkeit. Bei Ausbruch des Weltkrieges kämpfte er als Offizier im belgischen Heer, bis er nach dem Fall Antwerpens nach Holland entkam, um dort sein religiöses Drama „Der Meister des Lebens" zu vollenden. Als die militärische und politische Lage es gestattete, kehrte Roose als Vorkämpfer der flämischen Bewegung in sein Vaterland zurück und hat in Wort und Schrift an hervorragender Stelle für die Loslösung Flanderns von Belgien gewirkt. Die seinem Volke in ernster Zeit geleisteten Dienste sollen ihm unvergessen bleiben.

Der deutsche Zusammenbruch zwang den Dichter zum Verlassen seiner Heimat, und in dem seelisch und völkisch stammverwandten Deutschland fand er Zuflucht vor der Verfolgung der belgischen Behörde, die ihn wegen „Landesverrats" zum Tode verurteilte. Gegenwärtig lebt Roose als freier Schriftsteller in Leipzig. Aus den Gesprächen mit dem Dichter klang dies eine freudig in mir fort: einen „Ausländer" vor mir zu haben, der in aufrichtiger Liebe und Dankbarkeit deutschem Wesen nahe steht, der es tief ergründet hat und selbst in diesen dunklen Tagen an Deutschlands Sendung glaubt. Dabei auch in gerechter, sachlicher Kritik unsere

Fehler und Schwächen erkennend: wie manches bittere Wort mußte ich hören über die deutschen Maßnahmen in Flandern, die so oft dem einheimischen Volkstum widersprachen und der flämischen Bewegung große Hindernisse bereiteten!

Auf zwei in deutscher Sprache erschienene Werke Rooses möchte ich die Aufmerksamkeit lenken. Vor einem Jahr erschien sein Roman „Der Gezeichnete" im Bücherlese-Verlag zu Leipzig. Die spannend geschriebene Erzählung aus dem Volksleben Flanderns ist ein getreues, packendes Abbild jenes urwüchsigen Volkstums mit seinen Sitten, Lastern und Aberglauben. „Der Gezeichnete" — es ist das Sinnbild unseres Geschlechts, an dem Schicksal eines Menschen ergreifend gestaltet. Wie sich dieses Einzelschicksal vom heimatlichen Boden zu einem weltweiten Horizont erhebt, wie es durchglüht ist von einer unsäglichen Liebe zum Leben über Tod und Nacht hinaus, wie es beseelt ist von echtem Glauben an alles Edelmenschliche — das wird uns in dieser Dichtung voll dramatischer Wucht und bildhafter Eindringlichkeit geschildert. „Dieser Einzelne und Ausgestoßene, dieser Lebendigtote wächst durch sein Los zu vollendeter Heiligkeit empor. Statt Feindschaft gegen die Lebenden tritt heiße Liebe und inniges Erbarmen mit ihren Irrtümern mächtig aus ihm hervor. So erlangt er die volle Einsicht in die letzten Zusammenhänge und in das tiefste Geheimnis aller menschlichen Fehler und Gebrechen. Er lernt das Recht der Menschenwürde kennen, die durch den Mißbrauch der Macht zertreten wird. Er gewinnt den tätigen Glauben, der Wunder wirkt, und kämpft für das Recht zu leben, das alle besitzen, weil sie Menschen sind. Das ist das Geheimnis der Liebe, um das nur die Toten wissen, alle die frühen Opfer, und das die Lebenden vergessen haben." Eine schlichte Bauerngeschichte, und doch in die Sphären ringenden und leidversöhnenden Menschentums erhoben. Und dieses Einzelschicksal des Gezeichneten nun verwoben in eine Reihe von lebenswahren Bildern aus dem flandrischen Volkstum und der flandrischen Landschaft. Wir erleben am Anfang ein Festmahl der heimkehrenden Schnitter, bei dem diese Ärmsten mit dem Verdienst ihrer harten Fronarbeit einen Tag lang in wahnwitzigem Prassertum den Herren spielen. Lyrisch beschwingte und dramatisch bewegte Szenen wechseln miteinander ab: die Bilder in der Schenke und auf dem Marktplatz, auf dem Schlosse und in ärmlichen Dachkammern, auf dem Wiesenplan und einsamen Bauernhöfen und im stillen Waldwinkel, die Weihe der Christnacht beim flandrischen Bauerntum prägen sich uns unvergeßlich ein. Und als Kleinod des Ganzen empfinden wir die Liebe der armen jungen Magd zu dem Todgeweihten, jene Liebe voll unschuldiger Leidenschaft und mildinniger Wehmut. In seiner lebenswahren Derbheit echt volkstümlicher Kunst und seinem gemütsstarken Tiefsinn, in dem Wechsel selig jubelnder Freude mit feierlichem Ernst, in seiner einfachen und doch markig-klangschönen Sprache wird das Werk auch Widerhall in deutschen Herzen finden.

Von der gleichen hohen Denkweise ist auch Rooses zweites Werk, das Christusdrama „Der Meister des Lebens", erfüllt. Die Handlung umfaßt die Ereignisse in Jerusalem vor der Kreuzigung. Die biblischen Berichte sind in plastische szenische Vorgänge gestaltet — römisch-hebräische Menschen und Landschaft, und der Grundton des Ganzen dennoch von germanischem Geist beseelt. Das Weltreich Roms und das Gottesreich des Messias ringen um die Seelen der Menschen; in wuchtiger Kraft schildert uns dies die Volksszene des dritten Aktes vor der Kreuzigung. Würdevoll und verklärt von innerer Leuchtkraft schreiten edle Frauen durch das Werk, ahnungsvoll ist ihnen im Traum das Geheimnis des Meisters des Lebens aufgetan, in strahlender Siegkraft kündet ihnen ein Wunder des Heilands auf dem Wege nach Golgatha die Wahrheit dieser Träume. Die frei schöpfende Phantasie des Dichters hat mit diesen Frauen dem Drama Edelgestalten geschenkt, die als Sendlinge des Lichtes den umnachteten Gemütern ihrer Zeit entgegentreten und uns die biblischen Berichte bedeutsam ergänzen und vertiefen.

Das Geheimnis der Dichterkraft Rooses ist die straffe Entschlossenheit, der harte, herbe Ernst unerschrocken kämpfenden Mannestums und ein wirkungstief beseelter Eifer in seinem



Schaffen, das einer in Macht- und Goldgier verstrickten Welt das Gebot gläubig mitleidsvoller Liebe künden und in die grauenvolle Seelenöde der Gegenwart ein Frührotleuchten besserer Zukunft strahlen will. Es ist nicht das unechte und abstoßende Weltumarmungsgeschrei unserer Modeliteraten, sondern die wahrhaft brüderliche Gesinnung zur Beseelung der Menschheit. Möge dem Dichter in seinen edlen Strebenszielen auch bei uns noch mancher Freund und Mitwanderer gewonnen werden! Dr. Paul Bülow



Was wollen wir lesen?

Schriftsteller, habt acht! Es geht nicht um mechanische Gebote, daher ist es nichts für die Artigen, die Ästheten, die überzeugungstreuen Diener einer Richtung und einer ausgegebenen Parole. Sondern es geht um die Zeit, um diese wilde, stürmische Zeit, gleich gewaltig im Bösen wie im Guten. Es geht darum, ob der Schriftsteller, mitgerissen, mitgetragen von den rasenden Wirbeln, untergeht oder, ans jenseitige Ufer geschleudert, die wie vom Steinhagel zerschlagenen Glieder ins Licht emporreckt, sich umsieht und sein Volk grüßt, das um ihn steht.

Sein Volk sind wir. „Wir" sind die Alten, die sich aus Trümmern herausarbeiten, die durch Hunger und Not gegangen sind, die unter dem Kriegsdonner standen und unser Liebstes sterben sahn. Und „wir" sind die Jungen, in deren blühenden Zügen der heilige Ernst flammt: Vaterland, warte auf uns, wir kommen!

Das sind wir. Und was wollen wir lesen? Nicht lesen wollen wir mehr das, was um 1913 Mode war und als „vielgelesen" galt. Nicht die matten, aufgekochten Tränke eines spielerischen Ästhetentums bringt uns mehr! Nicht die Kunst von vorgestern, sondern die von heute und am liebsten von morgen. Wir sind heute anspruchsvoller, als wir 1913 waren. Das lose Geflatter genügt uns nicht mehr. Wir begehren das Stärkste, was ein starker Mensch hat, und was ganze Herden von Schriftstellern des jungen 20. Jahrhunderts nicht hatten: ein lebendiges Herz, eine Kunst, die aus starker Wurzel wächst, die echt in der Wolle ist — nicht nur ein Talent zum Auspinseln von Schablonen, hergestellt in der Fabrik eines Ismus.

Wir wollen Bücher lesen von denen, die mehr können als wir, und die uns helfen. Bücher, die an unser Herz klopfen, daß es klingt.

Schriftsteller, die ihr nicht zu den nachgemachten Künstlern gehört, zu denen, die artig sein müssen vor der Tagesmode, weil sie sonst nichts sind, die ihr selber etwas könnt, habt acht! Die Zeit ist groß, und wir sind anspruchsvoll und ungeduldig. Wir lassen uns nicht hinters Licht führen. Wir lassen uns nicht täuschen durch hohe Auflagen. Die täuschen oft grenzenlos. Die Masse sucht das Vorgestrige. Wir fordern mehr.

Wir fordern mehr, als Ina Seidel in ihrer Novellensammlung Hochwasser (Fleischel & Co.) uns gibt. Es ist ein Büchlein besserer Ästhetik, aber einen starken Herzschlag hat es nicht. Wir fühlen, wie die Gestalten und Geschehnisse gemacht, gestellt sind, so daß die Verfasserin sich wohl meist befriedigt sagen kann: „Es ist gut gelungen." O ja, für Leser von 1913, aus einer matten, satten Zeit, die nichts Stärkeres begehrte als stilisierte Ausschnitte aus dem Leben. Es ist die Kunst von vorgestern, die Ina Seidel zeigt. Morgen brauchen wir die harte, klare, unerschöpfliche Kraft einer Supper, die aus dem Volke wächst, aber es nicht umspielt, umschmeichelt oder seine Nöte um des ästhetischen Genusses willen herauszerrt.

Es fällt auch seltsam einiges auf. Das Bild eines preußischen Hauptmanns im Kriege wird ins Häßliche, Abscheuliche verzerrt, wie er um eines ekeln Liebesspiels mit einer Französin willen einen guten Jungen, den Sohn seiner Verlobten, in den Tod schickt. Ein leises, spöttisches Lächerlichmachen, mit französischen Augen gesehen: „Disziplin! hieß das Wort, das wie ein

Schlag mit der Reitgerte durch die Luft sauste, wenn es nur gehörig zwischen den Zähnen hindurch gezischt wurde.“ Und andererseits das liebevolle Versenken in die letzten Stunden einer jüdischen Kommunistin. Diese Verteilung von Spott und Liebe nannten die Ästheten von 1913: künstlerische Objektivität.

Wir brauchen jetzt etwas andres als diese papierene und sehr durchscheinige Objektivität. Wir wollen die Subjektivität des Herzens, aus der zehntausendmal mehr künstlerische Wahrheit strömt!

Wie eine deutsche Schriftstellerin jetzt in dieser blut- und jammergetränkten Zeit eine Novelle schreiben oder veröffentlichen **kann** wie „Das Menuett auf Tahiti“, wird ein gesundes Empfinden, das in der Sturmluft atmet und nicht nur am Schreibtisch, nie verstehen. Es ist in geiler, französischer Manier geschrieben und macht Franzosen zu Helden. Ob's ästhetisch schön ist oder nicht, kümmert uns nicht. Wir wollen Schriftsteller, die deutsches Blut und deutschen Stolz in sich haben.

Liebe und Achtung sind wir wohl schuldig dem Dichter der Biene Maja, dem **Waldemar Bonsels**, der in **Eros und die Evangelien**, aus den Notizen eines Vagabunden (Rütten & Loening, Frankfurt a. M.) uns ein neues Buch beschert. Aber es geht beim besten Willen nicht. Bonsels ist in unserem Schrifttum eher ein zartes, empfindsames Mädchen, als ein Mann. Das konnte reizend sein, aber es hält nicht Stich. Sein Eros gehört auch zu den leeren Büchern, die wir vorgestern liebten, es ist ein spielerisches Suchen und Verkünden, das dem starken Strom der Zeit nicht mehr entspricht. Was heißt „Vagabund“? Herumbummelnder Ästhet wäre besser gesagt. Ein richtiger Landstreicher, richtig gesehen und erfaßt, wäre mir lieber. Eine überirdische Schustertochter, die wir nur im Sterben sehen und die z. B. sagt: „Der Wandel der Natur hat keine Kraft, über seine Kreise emporzuheben, allein der Geist“ — und ein adliges Mädchen, das in der Nacht zu ihm kommt und unter dem Mantel nichts trägt wie ihre „blasse Mädchenherrlichkeit“, stellen so etwas wie die himmlische und irdische Liebe dar. Es sind, dafür birgt Bonsels Name, hohe Schönheiten, Zartheiten, Weisheiten in diesen unendlichen Zwie- und Selbstgesprächen, die den Inhalt des Buches ausmachen, auch liebreizende Darstellungen, wie vom rinnenden Sand, der den hineingeschriebenen Namen nicht festhalten kann. Aber manches, was zart wirken soll, ist doch nur plump. Es tut auch künstlerisch weh, wenn wir Vorgänge erleben wie in dem dunklen Garten, in dem der „Vagabund“ zu der Fremden, Niegeschauten hinaufspricht, die hinter dem offenen, erhellten Fenster ohne Nachthemd im Bett liegt und liest, und wie er wunderschöne Worte sagt, die er doch notgedrungen mit sehr erhobener Stimme sprechen müßte. Das ist alles reichlich gekünstelt. Es soll geheimnisvoll sein und ist nur schwach.

Bei **Rudolf Binding: Legenden der Zeit** (derselbe Verlag) werden wir schon aufmerksamer. Auf dem Umschlag steht, in nicht gerade ausbündig geschmackvoller Verlegerart. ein Lobgesang von Ludwig Finckh. „Es sind moderne Legenden, die den Anschluß an unser heutiges Empfinden (darauf sind wir ja gerade aus!) und die seltsame Kette vom Himmel zur Erde geschlungen haben.“ Nun, nach der ersten Novelle, in der ein Engelchen vom Himmel purzelt und unten ein reizendes Menschenkind wird, kann ich Finckh nicht recht geben. Unser „heutiges Empfinden“ rennt allerdings den Himmel an. Fragen werden lebendig, die wir längst in satter, spießbürgerlicher Selbstgefälligkeit begraben glaubten. Gott und Teufel nehmen wieder Gestalt an für den Menschen. Aber damit, daß ich mir den Himmel als glänzenden Hofstaat mit Hofmusik, Kronratssitzungen und einem pedantischen lieben Gott vorstelle, entspreche ich nicht dem heutigen Empfinden. Um andrerseits aber durch reizende Schalkheit zu betören, fehlt dem Verfasser doch die natürliche Naivetät, die ein Richard Leander hatte. So wirkt vieles gewaltsam und für das religiöse Empfinden verletzend. — Auch in der zweiten Legende: Sankt Georgs Stellvertreter, wird anfangs mit dem lieben Gott wieder sehr respektlos umgesprungen, dann aber klingt doch ein erfrischend starker Ton auf, der diese Geschichte weit

über die leeren Spielereien der anderen beiden Bücher hinüberträgt. Es kommt ein Stücklein Kraft zum Ausdruck in der Forderung, daß man nicht gebückt als armer Sünder durchs Himmelstor einschleichen soll, sondern stolz und keck als Ritter, der seine Sach auf Erden besorgt hat und sich nun nicht fürchtet. Die Geistlichkeit ist nur als rückgratbrechendes Pfaffentum gesehen. Das mag für den Fall gelten, aber wenn der Verfasser nicht mehr von ihr weiß, so weiß er nicht genug. — Ganz unumschränkt reizend und lieblich wie ein altes, süßes Weihnachtsbildchen in leuchtenden Farben ist die letzte Geschichte vom Christkind und dem Peitschchen, und so scheide ich leidlich versöhnt von diesem Legendenerzähler.

Ein wirklicher Versteher unserer Zeit ist Walter Bloem. Es war nicht alles Gold an ihm, was glänzte. Seine großen Vorkriegsromane hatten oft bei mächtiger Darstellungskraft keinen rechten Kern, oder einen faulen. Aber im „Vormarsch“ war der Kern fest und gesund, und er ist es auch in dem zweibändigen Werk Gottesferne (Grethlein & Co.). .Dieser Dichter ist allerdings gerissen worden durch die Wirbel der Zeit, und er steht mit zerschlagenen Gliedern am neuen Ufer. Noch vermag er unser Volksgeschick nicht zu schildern, das verstehen und ehren wir. Zu erschüttert, zu wund ist Herz, Sinn und Kraft. Aber unter dem Bilde der gegen die Bischofsgewalt ringenden und in heldenhaftem Widerstand untergehenden Stadt Würzburg finden wir unser Volksgeschick wieder. Wie spiegeln sich in dem Zechen, Schlemmen und Tanzen vor dem Untergang, in dem kindlich gläubigen Anklammern an falsche, schwache Stützen, in der ausbrechenden Wut der Straße Vorgänge wider, die wir noch als frisch blutende Wunden an uns tragen! — Der Name Gottesferne gilt mehr äußerlich, als Kirchenferne, Kirchenbann, an Roseggers Gottsucher erinnernd. Aber trotzdem geht es ans Mark.

Schlachtgetümmel schildert keiner wie Bloem. Herzerhebend klingt das mächtige „Nein!“, das „Dees tu mir nit!“ bei der Forderung zur Auslieferung der Führer. „Alle Menschen haben unrecht, nur Gott hat recht“, ist das letzte dumpfe, erschütternde Ergebnis. Bloem hat dies Werk nicht leicht herausgeschüttelt, er hat es mit Blut geschrieben. Und das sei ihm gedankt!

Deutschland! Deine Schuld, o deine große Schuld! Nicht da, wo hämische Feinde und Lästerer sie suchen, liegt sie, aber sie weint aus Büchern heraus gleich dem Wegbereiter und die Liebe von Paul Burg (Staakmanns Verlag). Es bringt das Leben Friedrich Lists, dieses großen Wegbereiters für Deutschlands Ruhm und Größe, den noch heute so wenige kennen! Dieses Mannes, den sein Heimatland Württemberg auf den Hohenasperg schickte, als er seine ersten Eisenbahnpläne laut werden ließ, den sein König vor der weinenden Gattin einen Verbrecher am Vaterland nannte, der in Amerika Rettung suchte vor der Verfolgung enger Schreiberseelen, die ihn beargwöhnten, weil er die Schuld beging, sein großes deutsches Vaterland mehr zu lieben als sie alle. Und als der helle Kaufmannsgeist der Amerikaner ihn sofort erkannte und stützte, als er seine erste Versuchseisenbahn dort laufen sah, wie riß es ihn in Sehnsucht, ja in Reue unwiderstehlich zurück nach Deutschland! Sein Denken und Sinnen bei Tag und Nacht gilt nur dem einen: daß Deutschland eins sei, nicht mehr zerrissen in lauter kleine Ländchen mit ihren Zollgrenzen, und die Eisenbahn soll dazu helfen. Sie verbinde Nord und Süd, sie trage den Schwarzwälder Kaufmann ans Meer, sie hebe die jammervoll kleinliche Beschränktheit auf, sie erschließe den Deutschen die Welt! Er kommt zurück und findet — Widerstände über Widerstände. O, man lese dieses Buch! Man lese, wie ihm sein Werk unter den Händen entwunden, gestohlen, wie er von Strebern und Neidlingen verdächtigt, um all das Seine gebracht, mit seiner Familie ins Elend gestoßen wird. Ist's nicht ein bekannter Klang, der uns heute noch nicht fremd ist: „Man stritt sich, man schrieb Buch um Buch über das Problem. Der Drucker verdiente, der Plan erstickte.“

Man lese Lists heldenmütige Kämpfe, in immer neuem Vertrauen, in Humor, in stets wieder neu aufbauender Liebes- und Arbeitskraft, und dann seinen entsetzlichen Tod von eigener Hand in den schneeverwehten Bergen von Kufstein. —

Leider hat der Verfasser ein schwerverständliches Gespiele von Göttern und geheimnisvollen Menschen um dies Geschehen gewoben, die wohl die inneren Kräfte versinnbildlichen sollen, aber es gar nicht nötig haben. Sie stören nur die eindringliche Schlichtheit des Geschehens, und stören auch das Kunstwerk an sich. Ich möchte eine Bitte an den Verfasser und die Allgemeinheit richten: das Buch von diesem Beiwerk zu befreien und es der Jugend in die Hände zu geben. Das kommende Deutschland soll sich vor den Fehlern des vergangenen hüten. Es trägt sie mehr in sich als es glaubt. Die größte Sünde eines Volkes aber ist, seine eigenen großen Männer nicht zu erkennen und zu ehren.

Wir stehen jetzt auf gutem Boden. Freiheit, eine Preußenjugend von Erich Wentscher (Grotescher Verlag) zeigt uns in starker, unverfälschter Wirklichkeitstreue den furchtbaren Einbruch der räuberischen Horden in der Franzosenzeit und den herrlichen Freiheitskampf. Der Stil ist meist schlicht und stark, angemessen dem großen, jetzt wieder so lebendig gewordenen Geschehen. Nur hin und wieder klingt es wie eine Erinnerung an die Gesuchtheiten der Vorkriegszeit, aber es sind vereinzelte Ausnahmen. Der starke Ton ist da, die lebendige Darstellung, und unsere Herzen gehen mit. Ein hohes Mutterwort in Ehren: „Wo jede Mutter ihr Recht verwirkt hat, gebe ich deine Stirn den Kugeln frei. Ich gebe dich frei, daß du wächst, daß du stark wirst, daß du uns frei machst. Ich gebe dir auf, das Blut deines Bruders mit dir zu tragen, bis Weichsel, Oder und Elbe sich röten von Franzosenblut! Laß jedes Brot dir bitter schmecken, bis du die Preußenfahne über unsre Erde trägst!"

Aus wirklichem Leben heraus sind die Schlacht- und Kampfbilder gezeichnet. Auch dies ist ein Buch für die Jugend. Man kann heute von einem Buche nichts Besseres sagen. Die Jugend ist jetzt alles.

Wie sich die Jugend von gestern zu der von morgen selber erzieht, sagt uns das vorzügliche Buch von Hans Schoenfeld: Im Schatten Kleists (Grunow, Leipzig). Freilich versteht ein gesunder Mensch von heute es wohl kaum mehr, wie sich ein Jüngling, um ein Lebensziel zu haben, Kleist als Vorbild nimmt und in der ganzen Lebensführung alles auf diesen Schatten einstellt. Es klingen da schon theosophische Grundtöne mit, die später noch stärker werden. Wie durch allerlei Versuche, auch mit dem weiblichen Geschlecht, die natürlich nur enttäuschend sein können, durch Ringen und Verzweifeln an der eigenen Kraft der Suchende schließlich, gerade durch Kleists starkwilde Natur mitgerissen, an der reinen Klarheit Kants anfängt zu gesunden, das ist ein gutes Bild der Jugend einer vergangenen, übersättigten Zeit. Der Krieg, der dann den Jüngling zwischen seine Räder nimmt, zermahlt noch vollends diese weichlichen Selbstbetrachtungen und baut den Mann. Ein starkes Talent kündet sich in dem Buche an, dem wir nur noch eine straffe Beschränkung zu wünschen haben, um manches Gute von ihm zu erwarten.

Ein Bekannter und Bewährter grüßt uns aus dem Lenauroman Dämonische Jahre: Adam Müller-Guttenbrunn (Staakmanns Verlag). Das unruhvolle Dasein des Dichters steht hier im Anfang der Jünglingszeit. Dies Buch, dem ein weiteres folgen wird, ist erst wie das Andante in der Sonate. Eine Meisterhand führt den Stift, führt ihn über die Bedrückung österreichischen Lebens damaliger Zeit, als Kaiser Franz keine Dichter, sondern Beamte wollte, als die Fesseln der Familie den Dichter drückten, als ihn nicht Liebe von der dunklen Unrast seines Wesens erlösen kann und die Schwermut auch im Stuttgarter Kreise des warmherzigen Schwab nicht weichen will. Im Kleistroman heißt es einmal: „Es hat immer seine Bedenken, gewesene Menschen, und zumal solch problematische Naturen, zum Gegenstand künstlerischer Darstellung zu machen. Letzten Endes gibt's doch immer ein schiefes Bild." Das trifft zu für jeden, der seines Stiftes nicht so Herr ist wie Adam Müller-Guttenbrunn. Seine Bücher sind in ihrer klaren, sachlichen und doch lebhaften Darstellung ein sicherer Wegweiser durch das Leben vergangener Zeit.

Andere Klänge, und wieder zwei bewährte Namen. Neu-Lohe von Speckmann (M. Warneck), Jakobsleiter von Ludwig Finckh (Deutsche Verlagsanstalt). Beides Bücher,

wie man sie gern einander schenkt, weil man ihrer Güte und Schönheit sicher ist. Alles Guten kann man auch hier wieder gewiß sein, sie „lesen sich“ wundervoll, leicht und dennoch spannend, man hat seine Freude an dem Norddeutschen wie an dem Süddeutschen, aber —. Auf dies Aber lief der lobsingende Satz hinaus, gewiß. Es ist kein schlimmes, aber ein Aber ist's doch. Sie sind beide nicht genug, sie reichen nicht an sich selber heran. Wie spricht Ludwig Finckh zu uns voll feiner, köstlicher Sinnigkeit, aber manchmal fehlt das Heruntersteigen in die Tiefe der Dinge, es fehlt das große Rütteln der Kraft. Und in Neu-Lohe wird bei der prachtvollen Darstellung des bäuerischen Anwesens die Bodenreformfrage angeschlagen, ja zum Drehpunkt gemacht und — nicht erschöpft. Die Siedlungsfrage wird so leicht behandelt, daß es der bitterharten Wirklichkeit, in der die Siedler oft mit Drangabe ihrer körperlichen Gesundheit, oft geradezu niederbrechend und dann noch vergeblich, ringen, nicht entspricht, so daß es jetzt falsche Hoffnungen weckt, da Baustoffe fehlen, da das Reich nicht annähernd genügend hilft, da die Art eines bisherigen Städters meist dieser schweren Arbeit gar nicht gewachsen ist und idealistische, abtretungsfreudige Bauern wie dieser Otto nicht so leicht zur Regel werden dürften. Und schönmalen wollen wir jetzt weniger als je! Gewiß, auch das „Wider“ hört man, das ganze Buch ist eine in Form einer Erzählung gefaßte Abhandlung über die Bodenreform. Es mag so sein. Wenn es so lebt, wie dieses Buch, hat dieser etwaige ästhetische Mangel nichts, rein gar nichts zu sagen. Aber das Wider ist allzu dürftig, nur auf die bäuerliche Selbstsucht gestellt, eine „Politik im Westentaschenformat“, wie sie selbst bezeichnet wird. Dagegen fehlen die Wirklichkeitsgründe. In Einzelfällen wird sich solch ein Neu-Lohe, eine Siedlung auf altem Kulturboden, abgetrennt vom großen Bauernhof, wohl bewähren, und es wäre unsrer Sehnsucht Ziel für unser Volk. Aber nun sprecht uns auch von der Härte und Vergeblichkeit dieser Arbeit, neben dem Gelingen, dem Versagen der Kräfte und des Willens, von dem Zerrinnen schöner Hoffnungen! Wir müssen alles wissen, wenn etwas werden soll, das nicht nur im himmelblauen Dunste steht, das auch Bestand hat und wirkliche Hoffnung darbietet für unser Volk.

Eine wundervolle, gesunde Frische weht uns entgegen aus den Pastorenjungs von Hermann Bousset (Jugendlese, Berlin). Gerade heute haben Jugenderinnerungen, wenn sie tief durchlebt und frisch erzählt sind, einen besonderen Zauber. Was tauchen da aus dem Dunkel der alten Stadt Lübeck für herrliche, verwitterte Gestalten auf! Der alte Vetter Pastor, der seiner liebevollen Base ihren ganzen reichbesetzten Tisch auf einen Sitz leer frißt und sich auf einem hinterlassenen Zettel entschuldigt, daß er zum Mittagessen heim müsse! Derselbe Vetter hält ein anderes Mal von der Kanzel herab seinen Kumpanen eine Strafpredigt, daß sie wie begossene Pudel davonziehen Dann sehen wir die neue Pastorenwohnung, die so eng ist, daß die Mutter am Sonnabend, wenn der Vater bei der Predigt nicht gestört werden darf, durchs Fenster in die Schlafstube aus- und einsteigen muß. Dann das Entsetzen der Jungens, die ihren respektablen Onkel plötzlich von hinten nackt und ohne sein schönes Haar unter der Dusche sehen. Dann Mutters rührendes Rechnungsbuch, das nicht stimmen will. Und dann die Jungenstreiche! Wie werden wir allesamt wieder jung bei solchem herzerquickenden Lesen! Wie rühren die Sonntage uns ans Herz, wie geht verstohlen fremdes Menschenleid aus der Gemeinde, oft in rührend komischer Tragik, durch diese Kinderwelt. Dieses Buch gehört zu denen, die wir heute und morgen brauchen.

Die zwei Nationen von Traugott Tamm (Bibliogr. Institut, Leipzig). Ein Buch der Jetztzeit, wirklich aus der Jetztzeit heraus, ohne Tagesmache zu sein. Fein, tief und kräftig. Das Leid des Volkes tragend, das in zwei Nationen auseinanderfällt. Die Not der Gefangenschaft, die Verzweiflung der Zurückkehrenden, die Herzenskälte des Pazifismus, die ersten Töne der neuen deutschen Kraft, die leise erwacht. Auch das jeweilige Versagen des Adels, die tödliche innere Erschlaffung, der dann der kräftige Satz des früheren Unteroffiziers ein wenig aufhilft: „Det jlob ick, den janzen Tag in' Sarch liejen un nix tun!“ Wir Mütter kennen in unsern Herzen den Ausspruch der einen: „Wenn's der Herrgott mir gewähren wollt, daß

ich mit einem Wort meinen Jungen auferwecken könnte von den Toten, ich spräche das Wort nicht, ich ließe ihn schlafen in der Erde. Denn er soll nicht aufstehn, um zu erleben, was wir erleben müssen, unter Sozis und Juden, unter Schiebern und Wucherern und Hamsterern." Auch hier kommt ein Nachthemd vor, wie bei Bonsels, aber diese Geschichte ist ein Stücklein kräftiger und gescheiter. — Es ist dann noch ein wilder Kampf mit Spartakisten erzählt, mit Einbrechern und Räubern, wie ihn sich unsere Jungens nicht schöner wünschen können. Er reißt die Frage auf: Selbsthilfe — oder Warten auf den Arm der Gerechtigkeit? Und wir sind mit dem Verfasser der Meinung, daß es doch in wilder Zeit ein gutes, männliches Ding ist um die Selbsthilfe und ein fades um allzu große Tugend. Eine schwache Polizei ist ärger als gar keine, denn sie hindert die Guten und bestärkt die Schlechten. Ein rechter Mann aber steht vor seinem Heim, vor Weib und Kind und dem schwachen Alter, und wenn er dann blutscheu ist, ist er kein Mann.

Ein feines, tüchtiges Werk ist das Familienbuch Die Sylfens von Sophie Charlotte Sell (Rippel, Hagen), einer bekannten und verehrten Schriftstellerin. Die feine Kultur einer erzogenen Persönlichkeit grüßt uns aus allen ihren Schriften und grüßt aus diesem Buch, das uns tüchtige, lautere Menschen zeigt, die teils in Deutschland, teils in Schweden ihre Heimat haben und deren Erlebnisse uns je länger je stärker fesseln.

Aus Familie Wesselingk von Marie Gerbrandt (Zettke-Verlag, Berlin-Grunewald) weht erquickende Landluft. Es ist das Buch einer Heimattreuen, die es weiß, wie diese Kraft auch auf fremde, abgewandte Seelen wirkt. Marie Gerbrandt ist eine von denen, die unser Volk sich erst verdienen muß. Es scheint mir, als wenn sie sich selber noch nicht genug kennt, noch nicht den Mut hat zu ihrer eigenen Art. Bliebe der Geist der Macher und der leeren Ästheten auch über das große Unglück hinüber bei unserem Volk, tauchte auch er wieder mit am neuen Ufer auf, dann gingen solche deutschen Dichterinnen rettungslos für unser Land verloren. Aber wir haben doch schon Wetterzeichen, die anders deuten. Und dann werden wir staunend sehen, wieviel unbeachteter Reichtum unter uns war. An Marie Gerbrandt der Ruf: Glaube an dich, du hast ein Recht darauf!

Einen umfangreichen Band, den er Grübeleien nennt, übergibt Gustav Frenssen der Öffentlichkeit (Grotescher Verlag). Es steht viel Gutes, Wahres, auch stark Nationales darin, und es ist fraglos, daß es den Leser fast auf jeder Seite fesselt. Und doch fragt man sich: Warum sagt er das alles? Er spricht zuviel aus, er redet zuviel, er treibt immerwährende Selbstbeobachtung. Und was noch viel schlimmer ist: er erzählt Erlebnisse aus den Familien seiner Gemeinde, die er still verborgen ruhen lassen müßte. Es muß ja schrecklich für die Leute sein, wenn ihr Pastor nachher alles ausplaudert. Daß er die Namen bis zur Unkenntlichkeit verwischt, hilft doch gar nichts.

Wohin kommt ein Mann, der sich unaufhörlich selbst beschaut, der wichtig erzählt, daß er in der Nacht dreimal aufgewacht sei? Wo aber bleibt die Aufgabe, würdig unsrer Zeit, die Frenssen sich jetzt stellt?

Über das erotische Leben der Frauen sollte er nicht so viel schreiben. Er kennt es doch nicht recht, und warum macht er sich so eifrig zum Anwalt sinnlicher Frauen, die keineswegs für alle gelten?

Zum Schluß das Beste: Auguste Supper, Der Weg nach Dingsda (Deutsche Verlagsanstalt). Wenn mich einer fragt: Was willst du lieber haben, ein Buch von Selma Lagerlöf oder von Auguste Supper?, so besinne ich mich nicht eine Viertelsekunde und wähle unsere schwäbische Dichterin. An künstlerischer Kraft nimmt sie es schier mit der Schwedin auf, und mag sein, daß sie beim Wettlauf auch mal ein bißchen beiseite rutscht und die Lagerlöf sie um eine Nasenlänge schlägt. Aber wenn sie nicht mit dem Genieschlüsselchen aufgezogen werden, sondern am Herzen, da kehrt Auguste Supper am Ziele schon wieder um und holt die Schwedin zweimal über. Ich habe in den herrlichen Büchern der Lagerlöf einen leeren

Punkt gefühlt, und als ich ihren Aufruf um unsere mißhandelten Kriegsgefangenen las, um den sie erst gebeten werden mußte, und der ein Schreibtischartikel war, sah ich den leeren Punkt in seiner ganzen Deutlichkeit. Aber bei Auguste Supper finden wir ihn nicht. Ihre kurzen Skizzen (und das ist und bleibt ihr Schönstes) sind Meisterstücke von unvergänglicher Art. Ob sie von Pfarrers Hund erzählt oder wie einer in den Bach fällt, sich an der Sonne trocknet und allen Lebensmißmut ausdünstet, ob sie die geheimnisvollen Saiten anrührt in der Sommernacht oder ob wir mit den drei Männern und ihren unbezahlten Rechnungen sitzen in dem furchtbaren Gewitter in der Schutzhütte — wir fühlen den Herzschlag der großen Kunst. Und das ist's, was wir brauchen, wir Alten, die wir aus den Trümmern steigen, die Jungen, die dem Vaterlande zuwachsen. Das ist's, was wir lesen wollen in dem Gewitter, das über uns steht.

Marie Diers

Der Versucher

Auf der aus dem elften Jahrhundert stammenden Bronzetüre des Doms zu Hildesheim steht in sechzehn Reliefbildern die Geschichte des Sündenfalles und der Erlösung. Mit naiver Drastik, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt, sind die wesentlichen Einzelheiten erzählt. Von besonderer, unfreiwillig humoristischer Sinnfälligkeit ist die Szene, da Gottvater vor die beiden ersten Menschen tritt und sie wegen ihrer Übertretung verhört. Beide stehen in plötzlichem Bewußtwerden ihres Nacktseins in schrecklicher Beschämung tief gebückt. Adam deutet mit höchst verlegener Entschuldigungsgeste auf Eva, diese ebenso auf den Drachen. Dieser, zwischen ihren Beinen hündisch durchkriechend, blickt mit dem unschuldigsten Gesicht zu ihr auf, keines will schuld sein.

Der Versucher erscheint hier, ein vereinzelter Fall, als Drache. Gewöhnlich begegnet er uns, der biblischen Schilderung gemäß, in Schlangengestalt. Und zwar meist als Schlange mit einem weiblichen Menschenkopfe. Holbein zeichnet in dem Sündenfall seines „Totentanzes" die Schlange mit einem Frauenkopf, nach Basler Mode aufs artigste mit einem Stirnband geschmückt. Hugo van der Goes auf seinem Wiener Paradiesesbild bildet sie nixenhaft, mit menschlich entwickeltem Kopf und Rumpf, dessen untere Hälfte jedoch sich schlangenwulstig formt und in einem plumpen glatten Schwanz endet, der beim Stehen den schwachen Eidechsenbeinen als Stütze dient.

Ein Mischwesen von Schlange und Drache ist das Ungeheuer auf dem Relief der Externsteine bei Horn in Westfalen (1115). Zwei Schlangen, die in einem gemeinsamen löwenartigen Leib enden, umwinden und pressen das kniende erste Menschenpaar und in ihm die der Sünde erlegene Menschheit. Ein mittelalterliches Gegenstück zum Laokoon. In ähnlichem Sinne finden wir auf alten Darstellungen oft Adam unter dem Kruzifixus und die Schlange den Kreuzesfuß umwindend, worin in das Motiv des Sündenfalles schon jenes der Erlösung tritt. Diese Darstellungsform kommt schon in der karolingischen Zeit vor.

Die Versuchung des ersten Menschenpaares ist eines der seltnen Motive in der Darstellung des Teufels, wo dieser eine ernsthafte Rolle spielt. Verhängnisvoller geht es ihm schon bei der „Versuchung Christi". Da juckt es die frumben Künstler mächtig, den alten Schwarzen zu foppen. Lustsam wird er ausstaffiert mit Fledermausflügeln und Drachenschwänzlein, also daß dem Weisen von Nazareth wohl ein Lächeln ankommen muß, wie er den Höllenstutzer durch den Wüstensand herantänzeln sieht. Diese Szene auch ist es, die erste Versuchung: „Bist du Gottes Sohn, so sprich zu dem Stein, daß er Brot werde!" die meist zur Darstellung gewählt wird, während die beiden andern, die Versuchung auf dem Berge und auf des Tempels Zinne — letztere ist nur in der italienischen Kunst die übliche — weniger be-

liebt sind. Manchmal findet eine Zusammenziehung der ersten und zweiten statt, indem der Teufel den Stein dem bereits auf dem Berge sitzenden Christus bietet; so auf dem Relief im Dom zu Paderborn, 13. Jahrhundert, wo der Versucher in seiner frechen Kläglichkeit eine köstliche Figur macht.

Trefflich auf leckerste höllische Manier ausgeputzt erscheint er auf einem Stich des in den Schongauerkreis gehörigen fränkischen Meisters L. Cz., mit einem phantastischen Tierkopf, blätterartigen Hörnern, Fledermausflügeln, Hängebrüsten, Köpfen an allen Enden, vorn ein Schweinsgesicht mit weit herausbleckender Zunge, hinten eine Seepferdsfratze mit als Schwanz sich verlängernder Nase. Hahnenköpfe an den Knien, Krallen statt der Hände, Vogelfüße.

Ein Versucher-Teufelchen sehen wir gelegentlich ungerechten Richtern im Nacken sitzen und ihnen Lügen einblasen. Auf der Marter des hl. Vincentius im Basler Münster, einem romanischen Relief, kraut ein Teufelchen dem Richter den Kopf.

Die geistreichste und bedeutendste Darstellung des Versuchers, die das Mittelalter zeitigte, ist jene am Straßburger Münster. Wer möchte in dem höfischen Junker mit der Rosenkrone auf dem modisch frisierten Kopf den dummen, alten Teufel erkennen? Nein, das ist ein schmucker Stutzer, der mit einem Äpfelchen in der Rechten den törichten Jungfrauen winkt, während seine Linke kokett die Falten des Gewandes über den Hüften zusammenzieht. Wie gebannt, im wiegenden Schritt einer betörenden Reigenweise schreiten sie auf ihn zu, während die klugen Jungfrauen der ernsten Gestalt des Erlösers folgen. Hie Himmelsstraße, dort Weg der Welt! Geblendet und entzückt taumeln die Verführten dahin. Sie sehen nur die ihrer Lust und Laune schmeichelnde wonnige Erscheinung des jungen Schäkers, der so recht die feine Art eines in Lautenschlag und Minnesang geübten, eines in allen Burggärtlein und Frauenkemenaten kundigen, eines zu allen galanten Abenteuern bereiten, in Glück und Liebe dreisten, liebenswürdig verwegenen Minneritters hat. Sie lauschen dem lockenden Wort des witzig lächelnden Mundes, um den Grübchen springen. Sie folgen dem Wink der vertraulich zwinkernden Augen. Und sie sehen nicht, daß des Junkers Rücken von eklem Schlangengewürm benagt und schon ganz zerfressen ist.

Der richtige Humor des Mittelalters kommt erst zutage bei der „Versuchung des hl. Antonius". Ihr unübertroffenes Vorbild schenkte uns Martin Schongauer in seinem berühmten Stich, der weit über die deutschen Grenzen hinaus Ruf gewann. Fand doch selbst der ernste Michelangelo Freude daran, ihn zu kopieren. Die Szene spielt in der Luft. Rechts unten ein Streifchen Gefild, wo der fromme Mann haust. Aber nun ist der Schwarm über ihn gekommen und hat ihn gezerrt und in die Luft gerissen. Ein Schwarm ungeheurer Insekten mit eisernen Klauen und Stechrüsseln. Pestilenzialische Zwickteufel. Wie Mücken am Sirup hängen sie an ihm, kitzeln ihn boshaft an der Schläfe, unter den Armen, an Hüften und Schenkeln, hauen selbst mit Prügeln auf ihn ein. Der arme Heilige zeigt die zwiespältige Miene leidender Tugend.

Mit einzigartigem Humor sind die Teufel geschildert: stachelborstig, mit langem geschweiftem Rüssel, der Körper in einem Mauseschwänzchen endend, oder vierbeinig, vogelkrallig, mit Widderhörnern oder mit Antilopengehörn und langem Hals, oder mit Blätterohren und warziger Klumpnase, oder als Salamander ohne Schwanz mit fleckigen Flügeln und spitzer Nase, oder als hexenhaftes Weib mit Flügeln und Bocksbeinen oder mit Vogelkopf und Raupenleib, der in eine dünne Flosse endet.

In der Barockzeit wurde man realer. Man ließ in die Höhle des Heiligen eine schöne Frau treten. Dadurch wurde die Situation schwül. Die mittelalterlichen Meister nahmen die Sache mehr von der spaßigen Sache. In diesem Humor liegt Takt.

Ganz anders freilich Grünewald. Was ist das für ein Tumult auf seiner Kolmarer „Versuchung"! Alles in Aufruhr! Durch die Hütte und über die Hütte stürmt geschwänztes

und geflügeltes Höllengelichter. Vom Wald jagen sie herab, daß sich die Bäume biegen. Den Heiligen haben sie ins Freie herausgerissen, auf die Erde. Ein Scheusal, halb Kröte, halb Drache, beißt ihm in die Hand. Daneben liegt ein schwärenbedeckter Dämon in Ohnmacht. Ein Riesenvogel schwingt mit knochigen Armen eine Keule wider Antonius. Ein andrer, halb Mensch, halb Nilpferd, tritt ihn auf den Leib. Einer schüttelt ihn am Haare. Immer neue Scharen drängen heran, kommen wie die wilde Jagd den Berghang herunter, mit Ästen und gebleichten Kinnladen von toten Tieren, wild um sich schlagend. Ihre Köpfe sind schrecklich, Hörner, Blätter, Borsten wachsen und wurzeln von ihnen aus. Eine Vision tobenden Blutes. Antonius hat den Mund offen. Er scheint zu stöhnen in den Greueln der Leidenschaft, deren Dämonen ihn in wilder Lust niederzuringen drohen.

Im Kölner Museum hängt eine dem Grünewald nahestehende, wohl von einem Schüler stammende „Versuchung". Wie bei Schongauer schwebt der Heilige in der Luft, von Teufelsgetier gestoßen und gezwickt. Schwarzblauer Nachthimmel, in den aus der Tiefe herauf der stille Wipfel einer Kiefer ragt, gibt der Szene ihre eigenartige Stimmung. Antonius ist sehr bleich.

In beiden Darstellungen ist die Leidenschaft die Dominante, die jähe, untilgbare, Mönchsgelübde, Aszese und Gebetsübung durchbrechende Leidenschaft, der wilde Sturm der Sinne. Mit einer Gewalt ist namentlich auf der Kolmarer Tafel dieses Stürmende, Tobende, dieser heulende Aufruhr, in den selbst die Natur, der sturmgepeitschte Wald hineingezogen wird, wiedergegeben, die kaum ihresgleichen hat. Es ist der Dämon Leidenschaft, der als vielgestaltiger Bösewicht über den armen Heiligen herfällt.

Zuletzt noch ein Wort über eine recht sonderbare Abart des Versuchers — den Hosenteufel. Er kroch im 16. Jahrhundert aus und fuhr unter die übermütigen Landsknechte. Es war der Versucher zum stolzen Leben. Die Landsknechte trieben es groß und hoch hinaus und hatten einen sonderlichen Spaß an kostbaren Pluderhosen. Einer mußte sie weiter und prächtiger haben als der andre. Gegen die Mitte des Jahrhunderts war es so toll mit der Mode, daß männiglich Ritter und Bürger, Priester und Gelehrte sich darüber aufregten, und flog ein wahrer Sturm von Schelt- und Spottgedichten durch das deutsche Land. Da gehen sie einher in Seide und lündischem Tuch, wattiert wohl an die 99 Ellen und mit halbe Ellen langen Zotteln, recht als des Teufels Knechte und als der Teufel selbst, — so etwa lauten die erregten Schilderungen.

> Da vorhin ein Hausvatter
> hat kleidet Weib und Kind,
> das muß itzt einer haben
> zu ein paar Hosen gar,

heißt es in einem Gedicht, das sich in achtzehn Strophen gegen die „große Schande" der Landsknechtshosen wendet, von denen der erbitterte Dichter meint:

> Das Herz möcht' ei'm zerspringen,
> Der's nur einmal ansieht . . .

In dieser Not schrieb der gelehrte Doktor Andreas Musculus, Professor in Frankfurt a. d. O. und Generalsuperintendent in Berlin, im Jahre 1555 ein erbauliches Traktätlein wider den „zerluderten, zucht- und ehrverwegenen, pludrichten Hosenteufel" und leitete darin von diesem Teufel alle Sünden wider die zehn Gebote ab, ließ es auch anschaulich illustrieren. Da sehen wir auf einem Holzschnitt einen solchen vom Hosenteufel befallenen Landsknecht, dem die Pluderhose, lächerlich genug, bis auf die Knöchel herabreicht, so daß er darin wie in einem Schlafrock wandelt. Einem kriegstüchtigen Mann sieht er wenig gleich. Ein Dämon hockt ihm auf der Schulter und scheint ihm allerlei neue Torheiten einzuflüstern. Ein andrer steigt neben ihm aus der Erde auf und zeigt ihm etwas, das einem Stundenglas ähnelt. Vielleicht ruft er ihm höhnisch zu: Sterben mußt du doch!

Des Frankfurter Professors Schrift machte einen solchen Eindruck, daß eine erkleckliche Anzahl gleichgesinnter wackerer Männer sich in deutschen Landen erhoben und angelegentlichst der schlimmen Teufel noch mehr ans Tageslicht brachten. Da erstanden wuchtige Streitreden wider Tanz-, Sauf-, Spiel-, Läster-, Lügen-, Hoffarts-, Neid-, Sorgen-, Dirnen- und andere Teufel, und fand sich sogar ein einsichtiger Mann, der Buchhändler Feierabend, der diese Aufsätze sammelte und als dickes Buch unter dem gruseligen Namen „Theatrum diabolarum" herausgab. So geschehen im Jahre des Heils 1569. Machte der Mann auch ein gut Geschäft; denn besagtes Buch erlebte mehrere Auflagen. Ob es aber den argen Teufeln dabei weh oder wohl ward, ist uns nicht überliefert.

Mela Escherich



Musikalisches Kunstgewerbe

Eine Plauderei

Wir alle haben es dankbaren Herzens miterlebt, wie rund seit dem Jahre 1900 neben den bildenden Künsten sich ein Kunstgewerbe von hohem Rang entwickelt hat. Es war das zwar keine völlige Neuschöpfung, sondern mehr die Wiederauferweckung weiter Gebiete der Lebenskultur, die durch lange Zeiten des Kitsches und der Materialverschlechterung in Vernachlässigung geraten waren; und doch ein Neues insofern, als statt bloß historisierender Nachahmung von Altem mit Erfolg eine Gestaltung durchaus im Geist der Gegenwart versucht wurde. Buchkunst und Keramik, Webkunst, und Gewandschneiderei um nur ein paar Zweige herauszugreifen, haben durch schlichte Zweckhaftigkeit und ernsten Formungswillen den Gegenständen des täglichen Gebrauchs den Geist des Echten und Schönen aufzuprägen gewußt; und die erfreuliche Rückwirkung der „angewandten" auf die „freie" Kunst im Sinne wohltätiger Pflege der handwerklichen Grundlagen ist nicht ausgeblieben.

Kein Wunder, daß auch nachdenkliche Musiker für ihre sichtlich etwas aus Rand und Band geratene Kunst von einem „musikalischen Kunstgewerbe" das Heil, die Genesung, die Rückkehr zum Natürlichen, Erdhaften, Zukunftskräftigen erwarten, wie es kürzlich Karl Blessinger in München in einem gescheiten Buch über tonkünstlerische Gegenwartsfragen ernsthaft erwogen hat. Der Begriff „Musikalisches Kunstgewerbe" allerdings wird wohl bei den meisten Lesern Kopfschütteln erwecken, denn man wird vergeblich nach tönenden Gegenstücken zu Leuchtern, Vasen, Stickereien suchen. Und doch haben wir jahrhundertelang ein reiches musikalisches Kunstgewerbe besessen. Der Begriff „Gebrauchsmusik" wird vielleicht deutlicher erklären, was wir meinen.

Schon daß der schaffende Musiker der alten Zeit fast ausnahmslos von Amts wegen (nicht wie heute meist bloß aus Stimmungsanlässen) komponierte, gab seinen Arbeiten einen stark kunstgewerblichen Einschlag. Die mehrstimmige Messe eines Kontrapunktisten im sechzehnten Jahrhundert z. B. war nicht, wie Bachs Riesenwerk in H-Moll oder Beethovens D-Dur-Koloß der Missa solemnis, eine phantastisch ausgestaltete Bekenntnisbeichte, sondern mußte nach Länge, Besetzung, Schwierigkeit und stilistischer Haltung durchaus fest bestimmten Gottesdienstverhältnissen angepaßt sein, sonst wäre sie nicht aufgeführt worden; daß dieser vielfältige Zwang, zu dem noch bestimmte Sonderaufgaben kommen konnten, dem Kunstwerk als solchem geschadet hätte, läßt etwa ein so ewig gültiges Meisterwerk wie Palästrinas Marzellusmesse ganz gewiß nicht erkennen. Herrscht heute in frecher Selbstgefälligkeit die künstlerische Herrenmoral des „L'art pour l'art", so war voreinst fast alle Tonkunst den wirklichen Lebensbedürfnissen eingeordnet. Man schrieb den Bläserchören knappe, doch andachtgesättigte Turmsonaten über Choralthemen zum Abblasen der Stunden vom Stadt- oder Kirchturm; man setzte glaubens-

frohe Motetten für die schwachen Kehlen der kleinen Kurrendaner; die besten Meister dünkten sich nicht zu vornehm, für die Bedürfnisse des städtischen Tanzhauses entzückende Suiten zu komponieren, wußten dabei aber genauestens die Polizeiverordnungen zu achten, wonach etwa Trompeten und Pauken fürs Bürgertum verboten waren, das Umfassen der Paare unter Strafe stand und die Pfeifer den Tanz keinesfalls „zu lang machen“ durften. Musikalisches Kunstgewerbe waren die „Bratensinfonien“, die bei Banketten im Rathaussaal vom hohen „Pfeiferstuhl“ herab erklangen, um die einzelnen vornehmen Gäste zu bewillkommnen und das Erscheinen bestimmter Gänge anzuzeigen, ebenso die humorvollen Gesänge, mit denen die Pfeifer und Spielleute beim süßen Nachtisch „aufwarteten“, weshalb bedeutende Liedersammlungen noch bis ins 18. Jahrhundert hinein gern „Musikalisches Tafelkonfekt“ hießen. Keine Ratswahl oder Fürstenzusammenkunft, für die nicht passende Gebrauchsmusik angefertigt werden mußte, keine Brauteinholung, Kindstaufe oder Beerdigung, für die nicht der wohlhabende Bürger sich beim Organisten oder Kantor eine neue, feine Musik anmessen und nachher zierlich drucken ließ. Jeder Sonntag verlangte seine besondere, möglichst auf Stadt- und Gemeindegeschmack eingestellte Kantate, um deren rechtzeitige Fertigstellung der Kirchenmusikdirektor oft weidlich schwitzte. Selbst der zum Strick verurteilte arme Schwartenhals wurde unter dem Klang besonderer Musik von den Stadtmusikanten zum Galgen geführt, und wenn des Rates Geiger sich in einer fremden Stadt bei festlicher Gelegenheit als Körperschaft sehen ließen, so erkannte man sie nicht nur am besonderen Schnitt der Amtsröcke und den Wappenschildchen auf der Brust, sondern auch am musikalischen Wahrzeichen ihrer heimatlichen Kommune — jede Stadt hatte ihre besondere uralte Marschmelodie, ihr weithin bekanntes thematisches Heraldicum in ähnlicher Weise, wie später jedes Regiment an seinem Präsentiermarsch (auch musikalisches Kunstgewerbe!) zu erkennen war.

Wie könnte nun eine „dienende Tonkunst“ der Gegenwart sich gestalten? Die Frage ist nicht ganz einfach zu beantworten, denn ein großes romantisches Wiedererwecken der schönen mittelalterlichen Bräuche wie Turmblasen und Kurrendesingen wird — wenigstens in der modernen Großstadt — nicht ganz am Platz sein: Eccardsche Freiluft-Motetten geben mit Autogetute und dem Klingeln elektrischer Bahnen einen allzu seltsamen Dreiklang. In den kleineren Städten allerdings hat vielerorten die Neueinrichtung der Kurrende (z. B. in Eisenach) weithin Schönheit, Segen, Erbauung verbreitet, und wenn die Kirche auf die Werbefahrt unter das ihr entfremdete Volk gehen möchte, so wird ihr in dieser die freundlichste und erfolgreichste Freiwerberin zur Seite stehen. Auch sollte es bei den Begüterten wieder guter Ton und das Zeichen vornehmer Lebensführung werden, wenn sie bei den wichtigsten Festen ihres Lebens sich besondere, wertvolle Kirchen- und Tafelmusiken schreiben ließen und diese dann ihren Gästen zur Erinnerung überreichten. Wie kümmerlich und armselig ist heute meist die musikalische Ausgestaltung der Hochzeit, des siebzigsten Geburtstags, des Amtsjubiläums! Gleichgültig oder verlegen wissen selbst die meisten Berufsmusiker den schönen, sich bietenden Aufgaben nicht gerecht zu werden. Wie hübsch z. B. in unserem alten Halle an der Saale der Brauch, wenn bei einem Gartenfest plötzlich der schon von G. F. Händel einst dirigierte Kurrendechor liebenswürdige Volksweisen aus dem Buschgrün heraus ertönen läßt! Auch das ist im besten Sinn Kunstgewerbe, nicht die heute sonst allgültige Virtuosen- und Podiumskunst mit ihren leeren Ansprüchen.

Denkt man an besondere Aufgaben für den „musikalischen Kunstgewerbler“ der modernen Großstadt, so liegt die Gefahr nahe, sich etwas in snobistische Spielereien zu verlieren. Aber dieser Vorwurf mag den ersten Kunstgewerblern des Hausgeräts auch gemacht worden sein. So möchte ich vor allem auf das weite Gebiet tönender Signale hinweisen, die heute mit den verschiedensten Aufgaben das akustische Bild des Hauptstadttrubels durchschwirren. Erinnert man sich des prägnanten „Tatütata“ der kaiserlichen Chauffeure? Wie viele private Autobesitzer könnten sich da einen ähnlich elementaren, wohlklingenden, die Familie kennzeichnenden

Wappenruf anschaffen, wieviel behördliche Gefährte dadurch ihre besonderen Verkehrsbefugnisse ankünden? Das oft greuliche Anpreisungsgeschrei der Straßenverkäufer und Ausrufer besonders bei Handelsmessen könnte durch feine, geschmackvoll die Aufmerksamkeit weckende Musiksymbole abgelöst werden, das wüste, tausendfach sich durchschneidende Sirenengeheul der Hafendampfer und der Fabriken einem neuen, kunstgewerblich durchgearbeiteten Reklamewesen in Tönen Platz machen. Es kommt ja hier gar nicht auf eine die Mitwelt belästigende Aufdringlichkeit an, sondern auf eine charakteristische Begriffsbildung; so gut heute eine Zigarette überall durch das optische Signal eines schwarzen Strichs mit zwei roten Punkten ohne weitere Beischrift erfolgreich angepriesen wird, kann auch ein gutes Dreinotenthema, von einer mechanischen Flöte lieblich geblasen, das gleiche wirken. Welche Aufgaben zudem für die unternehmungslustige Musikinstrumentenindustrie, wenn von einer Fensterscheibe, deren Auslage beachtet werden soll, ein sanfter, eigentümlich reizvoller Dauerakkord ausgeht, der an den leise singenden, tausendstimmigen Baum der arabischen Märchen gemahnt. Dem musikalischen Kunstgewerbe stehen offen der feierliche Gongruf, der zu Tische ruft, das Herdengeläut und das Schellengeklingel der Schlittenpferde, das Glockentönen von den Kirchtürmen wie das Silberklingen der Glöckchen an der Zimmertür, das den Besucher ankündigt, oder die Äolsharfe über der Gartenbank.

Mag jeder den Gedanken nach Geschmack weiter ausspinnen bis zum kunstgewerblich stilisierten, gepfiffenen Kouleurzirkel des Verbindungsstudenten und dem Geheimzeichen von Logenbrüdern, dem Warnungssignal des Verkehrsaufsehers wie der künstlerischen Schellenankündigung des Milchwagens und des Beerenverkäufers oder dem tönenden Aushängeschild einer neuen Ringbahnlinie, die sich rasch beim Publikum einführen soll. Der kunstgewerbliche Musiker widmet sich dem Erfinden eines Werbeliedchens der Kinder für neue Hustenbonbons (warum keine tönenden Plakate?) wie den Exerziersignalen der Sipohundertschaft, dem Turnlied des Körperkulturvereins wie dem zweiteiligen Erkennungsthema zweier Liebenden, in dessen besondere Linienverschlingung keine Spottdrossel von dritter Seite sich einzudrängen vermag wie beim sonst landesüblichen Anfangsthema von Beethovens C Moll-Sinfonie. Man denke an den verabredeten Klingelrhythmus der dreierlei Parteien in einer modernen Notwohnung oder schließlich sogar an den individuellen, nicht nachzuahmenden Rassehundspfiff des Sportsmanns — wobei wir übrigens nicht hoffen wollen, daß der ganze Gedanke modernen musikalischen Kunstgewerbes damit „auf den Hund kommen“ könne!

Wenn heute so viel geklagt wird, daß es unseren Komponisten an Melodie und an plastischer Thematik fehlt, so braucht der Berufsmusiker sich nur einmal ein Weilchen mit der Anfertigung derartiger „musikalischer Visitenkarten“ zu belustigen, um zu erkennen, wie heilsam selbst solche angewandte „Arbeit im kleinsten“ die Phantasie anregt. Und es wäre im Ernst auch an eine gesunde Schulung des künstlerischen Erfindens im großen auf diesem und ähnlichen Wegen zu denken. Wahrhaft gute Gebrauchstanzmusik z. B. fehlt uns dringend, der gemeine Operettenschlager ist da ein nur unzulänglicher, oft geradezu anrüchiger Ersatz. Aber natürlich kann der „musikalische Kunstgewerbler“ nur bestehen, wenn die auf künstlerische Lebensführung bedachte Öffentlichkeit sich seiner auch zu bedienen lernt.

Dr. Hans Joachim Moser



Zu unserer Kunstbeilage

Auf meinem Schreibtisch liegt die Wiedergabe unsres Bildes „Auf der Walz“ von Julius Kurz, Stuttgart. Ein kunstverständiger Freund von mir betritt mein Zimmer, erblickt das Bildchen und ruft überrascht: „Was hast du denn da für einen ‚Spitzweg‘ liegen?“ Er ist nicht der einzige, der in diesen Fehler verfällt. Schon oft ist Julius Kurz in der Kritik mit Spitzweg verglichen worden. Und so sehr dies den jungen Künstler ursprünglich freuen durfte, so unangenehm muß es schließlich den gereiften Meister berühren, wenn man seine eigene Persönlichkeit nicht aus seinen Werken herausfindet. Und mit Recht! Was Julius Kurz mit Spitzweg gemein hat, das ist der Humor seiner Lebensanschauung. Wer in sein Junggesellenstübchen tritt, muß sich wundern, wie lustig und wie einfach dieser wetterfeste, einsame Mann seine häusliche Umgebung gestaltet hat; ja, der Anblick seiner einfachen, von einer genialen Unordnung erfüllten Werkstatt, aus deren Ecken überall ein Schalk uns anlacht, ist an sich ein „Spitzweg“. Der Maler Julius Kurz geht seine eigenen Wege. Er lauscht der Natur mit einem tiefen Verständnis für alle Kreatur ihre Schönheiten ab, trägt sie in seiner Seele mit sich heim, bis er sie — innerlich durchlebt — auf die Leinwand bannt. Namentlich für die Tiere hat er ein gutes Herz. Er füttert die hungernden, ihm zugelaufenen Bettler unter ihnen mit seinem letzten Stück Brot. Auch ein begabter Sänger ist unser Künstler, und hört man seine Stimme beim Lautenklang, dann geht einem auch ein innigeres und wärmeres Verständnis auf für seine Bilder, ja man meint, derselbe braungoldene Ton, der in vielen von seinen Landschaften schlummert, wird wach in seiner Kehle und belebt unser Herz wie edler, reifer Wein. Wenn Schumann einmal sagt: „Ich liebe den Künstler nicht, dessen Leben mit seinen Werken nicht im Einklang steht“, so würde der große Liederdichter an unserm Maler und Sänger gewiß seine Freude gehabt haben. Alles entspricht hier dem inwendigen Menschen, an dem auch nichts Gekünsteltes ist. Julius Kurz ist eine in sich abgerundete, durchaus selbständige Künstlerpersönlichkeit von starker malerischer Veranlagung; er könnte gar nicht anders malen, selbst wenn er's wollte. Während sein genialer Münchner Doppelgänger mehr am Stofflichen hing, sucht er alles Nebensächliche auszuschalten, um die Hauptsache zu gestalten. Seine breitere Art, sich auszudrücken, würde ihm gar nicht gestatten, so ins einzelne zu gehen. Er trachtet darnach, das seelische Erleben zu vertiefen, ein Erleben, das sich oft in die Worte fassen ließe: „Seht, meine Brüder, so einfach und schön ist das Leben! So könntet ihr es euch mit wenigen, ganz bescheidenen Mitteln zum Paradiese machen, wenn ihr es richtig anzufassen verstündet! Es kostet ja nicht viel, ein glücklicher Mensch zu sein.“ Und bei unserm Bilde „Auf der Walz“, das im Besitze des Sammlers schwäbischer Meister, des Herrn Kommerzienrats Moritz Horkheimer in Stuttgart ist, fallen uns unwillkürlich die Worte von Ganghofers Steinklopfer in den Sinn, das stillvergnügte: „Mir kann ja nix g'schehn!“ —

Julius Kurz ist Romantiker. Wo er uns nicht wie auf unserm Gemälde in beschaulich-humoristischen Melodien sein Lebenslied singt, gibt er uns in breiter, wohltuender Technik hingesetzte, tief empfundene Abendlandschaften im Spätherbst, kurz vor Einbruch der Dunkelheit. Sie sind durchzogen von still aus verschwimmender Ferne herbeifließenden Bächen, oder von einem Wege, der sich, vom Gebirge herabführend, in dämmernden Fluren, weit, weit irgendwo verliert... Nie wird er süßlich, immer ist es ein ernster Unterton wie ein Klang aus einer selbsterlebten Odyssee. Auf unserm Bilde hat er die beiden Themen vereinigt, und darum bringen wir es, um dem Leser einen Begriff zu geben vom Schaffen dieses schwäbischen Dichtermalers.

H. K. Abel



Türmers Tagebuch

Von Hölz zu Klante
Stadion und Lustgarten · Abkehr vom Haß
Der Deutsche von morgen

Es ist vielleicht eine der größten Absonderlichkeiten, daß eine politische Denkform sich Stütze suchen konnte in dem Glaubenssatze, es werde jemals die größere Weisheit bei den Mehrheiten sein. Was unterscheidet eine Volksgemeinschaft der Heutigen von einer solchen etwa zur Zeit der Pharaonen? Der moderne Sozialpolitiker freilich wird von seinem Sitz am grünbezogenen Schreibtisch aufschnellen, die gläserne Brille, durch die er die Welt zu betrachten pflegt, hochrücken und die Errungenschaften herzählen, die uns der „Fortschritt" im Verlaufe von viertausend Menschenjahren eingetragen hat, und er wird mit strahlendem Stolz meinen, mit alledem bewiesen zu haben, wie herrlich weit es von uns in dieser Zeit der demokratischen Wiedergeburt gebracht worden ist. Aber ach, zu welch kläglicher Kleinheit schrumpft das Errungene zusammen, wenn man den aufmerksamen Blick nur einmal schweifen läßt über das bunte, wimmelnde, unendlich vielgestaltige Leben, das sich in dem knappen Zeitraum weniger Jahrtausende ebenso geringfügig verändert hat wie etwa der Spiegel des Meeres oder das Antlitz der Erde. Denn die Entwicklung vollzieht sich erschütternd viel langsamer, als unser eitles Sekundengehirn es sich eingestehen möchte.

Die „Masse", wie Shakespeare sie im „Julius Cäsar" so unvergleichlich dargestellt hat, unterliegt heute noch genau den selben scheinbar unveränderlichen Gesetzen, denen sie sich von jeher blindlings unterwarf, wofern kein starker Einzelner da war, sie zu bändigen. Der Weltkrieg hat nur die alte Tatsache erhärtet, daß eine große Erschütterung vollauf genügt, in der zivilisatorisch übertünchten Massenseele die in der Tiefe lauernden Urinstinkte mit einer Gewalt zum Durchbruch zu bringen, die deutlich erkennen läßt, daß lediglich ein Gespinst von Seidenfäden gewesen ist, was man für unzerreißbares Tauwerk gehalten hat. „Gäbe es", folgert Edgar Hohnewald in der „Glocke", „einen Apparat, der die Erregungszustände moralisch erkrankter Volksteile ähnlich einer Fieberkurve aufzeichnen würde, so müßte diese Kurve, in der Zeit bolschewistischer Zuckungen beginnend, über Hölz zu Klante führen. Und dieser Verlauf würde eine innere Verwandtschaft dartun, die zwar nicht zwischen Hölz und Klante, wohl aber zwischen gewissen Gruppen derer besteht, die an sie glaubten."

Die Menge läßt sich immer vom Schlagwort einfangen, und das Schlagwort ist der erbittertste Feind der Vernunft. Das Schlagwort aber herrscht uneingeschränkt da, wo dem Volke eingeredet wird, es könne sein Schicksal „aus sich heraus" gestalten, es sei „reif genug" dazu. Die Umschmeichelung des Demos, die Großzüchtung eines selbstherrlichen Übermutes in ihm hat den Boden bereitet, auf dem allein Erscheinungen wie Hölz und Klante erstehen konnten. Hölz war der brüchigen Moral unserer Tage der politische, Klante der wirtschaftliche Messias. In dem ehemaligen Husaren Hölz sehen wir den politischen Emporkömmling, der, „von den Wogen revolutionärer Erregungen indifferenter Schichten gehoben, die Rolle eines politischen Führers an sich riß und vielleicht selbst an seine revolutionäre Mission glaubte, für die er nichts weiter mitbrachte als die phantastischen Rechtsvorstellungen eines Stülpner-Karl, jenes Räuberhauptmanns, der einst das sächsische Erzgebirge unsicher machte, der die Reichen brandschatzte, um den Armen zu geben, und der heute noch in Schundromanen und Marionettendramen ein glorreiches Fortleben nach dem Tode führt. Hölz war der Stülpner-Karl der deutschen Revolution." Die ihm anhingen, setzten sich zusammen zunächst aus einer Gefolgschaft gleich hirnverbrannter Fanatiker, sodann aus der aktiven Truppe jener zweifelhaften Scharen, die jedem Führer folgen, solange er ihren Instinkten Vorschub leistet. Im Hintergrunde aber lauerte die unsichtbare Gefolgschaft derer, die, wenn sie sich auch nicht offen zu ihm zu bekennen wagten, für seine hysterische Aktion den Sieg erhofften und bereit waren, bei dem geringsten Anzeichen des Erfolges hinter seinem blutroten Banner herzuströmen. Wer zählt die Tausende im Lande, die auch heute, da der Verführer längst hinter Zuchthausmauern sitzt, zuversichtlich der Wiederkehr dieses Messias harren?

Die Seelenverfassung der Hölzschwärmer von vorgestern ist die gleiche wie die der Klanteanhänger von gestern. „Nieder mit dem Besitz! Nieder mit den Ausbeutern! Kampf jedem, der etwas sein eigen nennt!" — mit solchen Schlagwörtern waren die Massen auf die Straße getrieben worden. Insgeheim aber dachte jeder: „Auch so leben können, auch mühelos gewinnen!" Und da tauchten im rechten Augenblick die „Volksfreunde" auf, die Köhn, Müller, Klante, und wiesen den Weg: „Seht, an die Börse könnt ihr nicht, um Großaktionär zu sein, habt ihr kein Geld, aber einen Hundertmarkschein könnt ihr auftreiben, und den gebt her, in zwei Monaten bekommt ihr ihn mit 50, mit 100 v. H. Gewinn zurück." Das war eine Losung! Das hörte sich anders an als der unbequeme Mahnruf, daß Sozialismus arbeiten heiße. Wie? Leben wir denn nicht in einer Welt der unbegrenzten Möglichkeiten, wo Reichtümer aus dem Nichts entstehen, wo manch einer, der gestern noch mit ausgefransten Hosen umherlief, heute im ledergepolsterten Auto dahinsaust, wo der Mann aus dem Osten sein dunkles Kellerloch in der Grenadierstraße über Nacht mit einer Prunkwohnung am Kurfürstendamm vertauscht? Daß der eine der Konzerngründer ein verpfuschter Photograph und ein Habenichts, der andere ein früherer Roßschlächter und schwer vorbestraft, der dritte ein Dienstmannssohn und Provinzhochstapler war — wer stieß sich daran, wem fiel es überhaupt ein, danach zu fragen? Die Masse glaubte. Sie glaubte

blindlings. Sie bedrohte mit Fäusten jeden, der zu mahnen, zu warnen wagte. Sie hat ein paar hergelaufene Schwindler mit einer solchen Fülle des Vertrauens überschüttet, wie sie in bitterernster Stunde kaum je Männern zugewendet worden ist, die aufrichtigen Herzens die Sache des Volkes vertraten.

„Wir arbeiten fürs Volk!" überschrie ein Konzerninhaber den andern, und das „Volk" raste Beifall. „Mein Unternehmen", verkündete Klante mit der ganzen Unverfrorenheit des geborenen Schiebers, „ist die erste wahrhafte Sozialisierung" — und der Zirkus erdröhnte vom Jubel der Menge. So schlug die Phrase die Vernunft tot und fing die Seele der Masse ein.

* * *

In dem selben Grade, in dem das — künstlich eingeimpfte — Souveränitätsgefühl sich im Volke auswirkte, wuchs die Schwierigkeit, es höheren Prinzipien dienstbar zu machen. Das „souveräne" Volk meinte der Führung durch die Oberen entraten zu können, jedenfalls suchte es in erster Linie da Anschluß, wo es die Befriedigung seiner unmittelbarsten Bedürfnisse am ehesten gewährleistet glaubte. Es war nur folgerichtig, daß zu den gröbsten Lockmitteln gegriffen werden mußte, daß keine Werbetrommel laut genug klang und kein Arm stark genug erschien, sie zu rühren, wo es galt, die nötige Gefolgschaft um die verschiedenen Fähnlein zu scharen und beieinander zu halten. Unser innerpolitisches Leben erinnert heute an einen Jahrmarktsrummel, auf dem ein Schaubudenbesitzer den andern in Anpreisungen zu überbieten sucht. Nicht von innen, sondern von außen her wird der Seelenfang betrieben, das Schlagwort herrscht, die lärmende Propaganda und nicht die Idee. Im Austrag der politischen Gegensätze hat eine Maßlosigkeit Platz gegriffen, die jede ehrliche Aufbauarbeit von vornherein zu vereiteln droht. So hat man sich sacht und allmählich gegenseitig bis beinahe in den Bürgerkrieg hineinprovoziert.

Verbohrten Parteifanatikern ins Gemüt zu reden, ist ein aussichtsloses Geschäft, und ein Appell an die Ethik wird auf den eingefleischten Konjunkturpolitiker keinerlei Wirkung ausüben. Aber in den Kreisen, die sich mit Recht etwas darauf zugute tun, als staatserhaltend zu gelten, sollte man sich doch angesichts der jüngsten Entwicklung ernsthaft die Frage vorlegen, ob es das Richtige war, die lärmenden Demonstrationen der Linksradikalen mit lauten Gegenkundgebungen zu beantworten. Es ist an dieser Stelle oft und eindringlich davor gewarnt worden, den Bogen zu überspannen. Die Rechtsparteien würden einen Beweis politischer Einsicht geliefert haben, wenn sie, soweit es sich mit ihrer Selbstachtung vereinen ließ, nach Möglichkeit alles vermieden hätten, was aufreizend wirken konnte. Der Frontkämpfertag im Stadion war nach der ganzen Art der Veranstaltung kein glückliches Unternehmen. Man muß Generalleutnant von Loebell zustimmen, der im „Tag" die Absicht, die Vaterlandskämpfer zu einigen und ihrer Taten zu gedenken, freudig begrüßt, aber sehr mit Recht auch verlangt, daß bei der Inszenierung einer solchen Feier politisch umsichtig verfahren werde, namentlich im Hinblick auf die Festreden! „Durch eine derartige Feier sollen doch noch abseits stehende Massen zusammengeführt und patriotische Männer, wie sie auch sonst parteipolitisch denken, geeint werden. Abgesehen von der Wirkung im Auslande

dürfen diese Reden aber nicht die Folge haben, daß sie den erwünschten Anlaß zu Gegendemonstrationen bieten. Tatsächlich sind diese Folgen nicht ausgeblieben und dadurch politische Feiern in Brandenburg, Oranienburg, Zeitz, Potsdam und in der Umgegend von Magdeburg gestört oder verhindert worden.“ Die „Kreuzzeitung“ freilich hält demgegenüber unentwegt an der Auffassung fest, daß die Veranstaltung ohne jeden politischen Hintergrund als reines Wohltätigkeitsfest gedacht gewesen sei. Was sich im Stadion vor dem Zuschauer entrollte, war ein Schaugepränge in durchaus wilhelminischem Stile. Leugnen wir es doch nicht: etwas von Kapps Geist schwebte über der Versammlung, eine abenteuerliche Bereitschaft zu forscher Tat gegen inneren und äußeren Feind. Wenn die Partei, die der „Kreuzzeitung“ nahe steht, diese prunk- und geräuschvolle Art der Propaganda für den Zeitumständen angemessen hielt, dann hätte sie auch den Mut aufbringen sollen, selbst die Regie zu übernehmen, anstatt die Verantwortung Heißspornen von Generälen zu überlassen, die das Herz auf der Zunge tragen und säbelklirrend mit dem bewaffneten Eingreifen in Oberschlesien drohen, ohne auch nur im entferntesten zu ahnen, wie höchst willkommenen Anlaß sie damit den Franzosen boten, in alle Welt hineinzuschreien: „Seht da, die deutsche Gefahr!“ Und niemals als unmittelbar nach diesem Fest hat man das Proletariat einiger gefunden. Das Gespenst der Konterrevolution, das man bislang mühselig in Winkeln und Ecken hervorspüren mußte, trat ja leibhaftig mit allem Kling klang Gloria der Kaiserzeit in die Erscheinung.

Die Heerschau der anderen marschierte kurz danach auf den Plan und bot Gelegenheit zu Vergleichen. Im Berliner Lustgarten fand sie statt, und über ihr geschrieben stand das Motto: „Für die Republik“. Da sah man also wirklich einmal Tausende und Abertausende von freien Republikanern begeisterungslodernd an althistorischer Stätte versammelt. So war es doch wohl? „Vorwärts“, „Freiheit“, selbst „Rote Fahne“ versicherten es denen, die nicht dabei gewesen waren. Oder hatte die Sache doch einen kleinen Haken? Der „Nationalverband Deutscher Gewerkschaften“ schreibt dazu: „Wohl haben sich auch Glieder der ‚christlichen‘ Gewerkschaften an den Demonstrationen beteiligt, aber man darf daraus nicht den Schluß ziehen, daß tatsächlich die ganze Arbeitnehmerschaft demonstriert hätte. Daß die Massen in der Regel nur durch brutalen Terror zusammengebracht worden sind, ist bisher in der Öffentlichkeit zu wenig bekannt. In den Betrieben wurde schon mehrere Tage vor den Demonstrationen von den Betriebsräten die Parole ausgegeben: Es muß jeder mitgehen. Wer sich weigerte, erhielt die Entlassung angedroht. Die Arbeiter und Angestellten mußten in der Regel unter strenger Kontrolle der Betriebsräte und gewerkschaftlichen Vertrauensmänner auf den Fabrikhöfen antreten und wurden dann von ihnen, wie unter dem früheren Militarismus zur Demonstration geführt. Mißmutig und interesselos haben die meisten so zusammengetriebenen Arbeitnehmer ‚für die Republik Zeugnis‘ abgelegt. Die ‚Wucht‘ dieser Demonstrationen kann also leicht überschätzt werden, wenn man nicht hinter die Kulissen der heutigen gewerkschaftlichen Zwangswirtschaft sieht.“ Wer Augenzeuge des Schauspiels gewesen ist, wird auch ohne Kenntnis der Kulissenvorgänge den hier festgehaltenen Eindruck bestätigen können. Man muß die Züge

beobachtet haben, die frisch ab Fabrik unter Führung eines zuverlässigen Leithammels durch die Straßen trotteten. Ein Fremdling hätte ohne weiteres annehmen können, es ginge zur Hinrichtung, und die Ordner mit den roten Armbinden wären die wachsamen Schergen. Von irgendeinem Schwung der Empfindung auch nicht eine Spur! Pflichtleistung. Und als dann alles wie in einem Pferch zusammengetrieben war, bot sich dem Beschauer eine Menschenmenge dar von zwar ansehnlicher Zahl, aber stumpf, träge, lustlos — eine gleichmäßige graue, ersichtlich apathische Masse. Und wie zum Hohn flatterte über dem Gewimmel der Köpfe weithin leuchtend auf weißem Felde der Sowjetstern, das Wahrzeichen also der Leute, denen die Zerstörung jedes wie immer gearteten Staatsgefüges als oberster Glaubenssatz eingehämmert ist.

* * *

Zwischen Stadion und Lustgarten krachten die Schüsse, die Erzbergers bewegtem Leben ein Ziel setzten. Diese Tat, von wem immer und aus welchem Beweggrund heraus sie verübt sein mag, hat die Bedeutung eines elementaren Ereignisses, durch das sich die unerträgliche Hochspannung unserer Tage gewaltsam entlud. Wenn die Gefahr, die dadurch vorübergehend blitzhell beleuchtet wurde, überhaupt noch vermeidbar ist, so kann das nur geschehen auf dem Wege, daß die Gemeinschaftsfront aller Gutwilligen, deren es in beinahe jeder Partei gibt, viel stärker als bisher aus der Zurückhaltung hervortritt und sich mit ganzer Kraft für die Losung einsetzt, gegen die am schwersten gesündigt worden ist: Abkehr vom Haß! Admiral Scheer, der die eigene Gattin durch einen Mordanschlag verloren hat, findet das besonders Verwerfliche des politischen Mordes in der offenbar gänzlichen Verständnislosigkeit der Täter „für die Regungen, die in der Seele anderer vorgehen, die, obgleich sie die gleiche Sprache reden und zur selben Volksgemeinschaft gehören, nur weil sie andere Regierungs- und Wirtschaftsform haben wollen, als größere Feinde angesehen werden denn diejenigen, gegen deren Machtgelüste man jahrelang gemeinsam gekämpft hat". Und weitesten Widerhall möchte man den warmherzigen Worten wünschen, die der Führer in der Seeschlacht vom Skagerrack von der Höhe abgeklärter Lebenserfahrung aus namentlich an die Jugend Deutschlands richtet: „Nur Hand in Hand können wir uns kameradschaftlich aufrichten und versuchen, den Wiederaufbau des Vaterlandes zu beginnen. Die aufgestapelte Gehässigkeit muß dem friedlichen und redlichen Bestreben weichen, zur Verständigung und zum gegenseitigen Verständnis zu kommen. Die Erreichung der nationalistischen und bolschewistischen Ziele würde in unserem Lande zu einer noch unerträglicheren Plage werden, als sie uns das Beispiel von Rußland vorführt."

So zu lesen in der „Vossischen Zeitung". Verschließt man sich weiter rechts noch dieser Einsicht? Hofft man immer noch durch negative Opposition, durch die Opposition um jeden Preis, die Verhältnisse in die rechte Bahn zu zwingen? Im Kaiserreich waren es die Konservativen, die nicht müde wurden, der Sozialdemokratie das Fruchtlose einer unentwegten Oppositionspolitik klarzumachen, ihnen zu bedeuten, daß solche Politik zur inneren Aushöhlung, zur Ideenlosigkeit führen

müsse. Heute ist es etwas Alltägliches, daß Deutschnationale und Kommunisten sich bei den Abstimmungen zueinander finden. Neuerdings ist gerade in rechtsradikalen Blättern so viel vom Wiedererwachen des nationlaen Gedankens in der Arbeiterschaft die Rede. Aber man verkenne doch eines nicht: der seelische Anschluß bleibt der Arbeiterschaft verbaut, solange der Kapitalistenklüngel und das Scharfmachertum innerhalb der Rechtsparteien die Marschlinie bestimmen.

Die Irrtat von Griesbach schrillt in die Ohren wie ein Alarmsignal. Nicht die Gegensätze zu vertiefen, sie zu überbrücken tut dringend not. Nicht auf rückschauende Kritik kommt es an, sondern auf vorwärtsschauende Arbeit. Dazu ist Sammlungspolitik notwendig. Von einer rein sozialistischen Mehrheit ist die Gesundung bestimmt nicht zu erwarten. Es bleiben zwei Möglichkeiten: entweder die von Stegerwald angestrebte kompakte Mitte einschließlich eines starken Arbeiterflügels, oder aber ein nationaler Block der beiden Rechtsparteien mit Heranziehung von Demokratie und Zentrum und weit offener Tür zur Arbeiterschaft hin. Denn die Arbeiter — die früher konservativen „Grenzboten" heben das in einem klugen und feinen Aufsatz sehr mit Recht hervor — müßten dem nationalen Gedanken überhaupt erst wieder gewonnen werden, und zwar sei die Bekehrung des deutschen Arbeiters von der Truglehre des Marxismus nicht erreichbar auf dem Wege des Paktierens mit der Sozialdemokratie, sondern durch die nationale, zugleich aufrichtig soziale Politik eines Mehrheitsblocks der Bürgerlichen.

Die unerläßliche Voraussetzung jeglicher ernsthaften Sammlungspolitik ist aber, wie einer der besten Köpfe der Deutschen Volkspartei, der frühere Regierungspräsident Abg. Dr. v. Campe, kürzlich mit programmatischem Nachdruck in der „Kölnischen Zeitung" auseinandersetzte, der Wille, „den Staat zu bejahen, praktisch zu bejahen, so wie er heute ist; wer das tut, ist zur Mitarbeit berufen. Das und nur das ist Voraussetzung. Damit ist gegeben: Einmal, wer den Staat in seiner jetzigen Gestalt mit Gewalt, mit nicht verfassungsmäßigen Mitteln beseitigen oder ändern will, schließt sich selbst aus. Das ist selbstverständlich. Und zum andern, wem der Staat von heute als eine solche Ungeheuerlichkeit erscheint, daß er sich gar nichts, aber auch rein gar nichts Gutes von ihm versprechen kann, daß er das Chaos ihm vorzieht, nur der stellt sich abseits. Alle anderen sollten sich zu Gegenwartsarbeit zusammenschließen, statt in rückschauender Kritik den Rest unserer Kraft zu zerfleischen. Man muß sich von der Vergangenheit loslösen können, wenn man der Gegenwart dienen will."

* * *

Der „Deutsche von morgen" ist noch nicht, er will erst werden. In der „New York Times" beschäftigt sich ein Amerikaner, der das Deutschland der Nachkriegszeit bereist hat, mit dem geistigen Typus der deutschen Zukunft. Die Eindrücke, die der fremde Beobachter schildert, enthalten manches, was aus solchem Munde zu erfahren nicht ohne Wert ist:

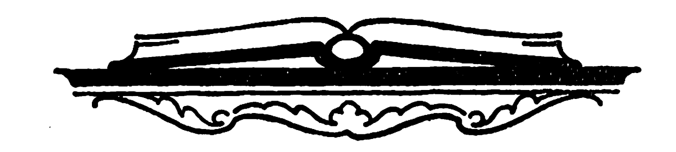
„Die Reaktion der deutschen Jugend auf die gegenwärtigen Zustände strebt nach zwei Richtungen: die Bildung einer aristokratischen Führerschicht und die Herbeiführung der gemeinsamen Arbeit der Arbeitgeber und Arbeit-

nehmer zugunsten der Auslösung des deutschen Volkes aus dem Schmachverhältnis durch intensive Produktion. Beide stimmen in der Verurteilung der Vergangenheit überein, beide haben eine geringe Meinung von den gegenwärtigen Regierungsgewalten. Die Vertreter der ersten Richtung glauben zwar an eine Monarchie, haben aber keineswegs eine Neigung, Wilhelm II. wieder auf den Thron gelangen zu lassen. Die zweite Richtung hat das alte Kartenspiel in den Papierkorb geworfen und wünscht, mit neuen Karten weiterzuspielen. Sie beabsichtigt, alle diejenigen zusammenzubringen, die entschlossen sind, für ein neues Deutschland zu arbeiten, sie will die Massen mit neuem Mut und neuem Streben erfüllen, um sie durch das Versprechen einer besseren Zukunft zu äußersten Anstrengungen anzuspornen. Diese Richtung sucht die Arbeiter von Stadt und Land zusammenzubringen, so daß sie in der Lage sind, ein abschließendes Übereinkommen mit den Arbeitgebern abzuschließen. Diese Richtung beabsichtigt keineswegs eine Oligarchie der Industriekapitäne zu unterstützen, die unter den derzeitigen Regierungen im Begriffe ist, die Herrschaft anzutreten. Sie ist durchaus bereit, mit einem Stinnes zusammenzuarbeiten, aber nicht zu Bedingungen, die Stinnes diktiert. Nicht Kriegsgewinn, sondern Vaterlandsliebe leitet diese Kreise. Sie sind weder Kommunisten noch Bolschewisten, sondern sie werden von dem brennenden Wunsch getragen, das deutsche Volk zu erneuern, und es ist ihr Glaube, daß diese Erneuerung nur verwirklicht werden kann, wenn alle erkennen, daß sie einem Volk der Arbeit angehören. Der junge Monarchist steht diesem Gedanken gar nicht so fremd gegenüber. Aber er ist ein Individualist und als solcher überzeugt davon, daß der Anstoß zur Erneuerung von oben und nicht von unten kommen kann. Er erstrebt eine Aristokratie, die aus sorgfältig ausgewählten Individuen zusammengesetzt ist, die bereit sind, sich ausschließlich der Wohlfahrt ihres Volkes zu widmen. Diese Theorie setzt eine ideale Welt voraus, in der diejenigen, die sich zur Führung berufen glauben, jenseits der Versuchung stehen müßten, ihre Macht für persönliche Zwecke auszunützen."

Der Amerikaner gesteht freimütig ein, daß solche Gedankengänge in Amerika fremdartig anmuten würden. Aber es ist ja nicht das erstemal, daß der deutsche Idealismus Befremden in der Welt erregt hat. Die neue Vaterlandsliebe sucht noch nach Formen. „Die Orgesch", wird in den „Grenzboten" auseinandergesetzt, „war mehr ein Nachklang der alten, stolzen Zeit; ihre Formen können nicht in das vielleicht lange Dunkel unserer Sklavenexistenz herübergenommen werden. Aber so wie sich um die prächtige Gestalt des Forstrats Escherich mit raschem, durchdringendem Instinkt alles Zukunftskräftige anzuschließen bereit war, wird auch für andere, zeitgemäßere Formen der richtige Führer auch die rechten Gefolgen finden. Denn die Herzen sind bereit, sich anzuzünden. Unsere Lage ist freilich von der der Iren und Inder verschieden, unsere Volksart (wie kürzlich erst im „T." dargelegt wurde) auch. Vor 110 Jahren hat Napoleon wohlgefällig bemerkt, die Deutschen hätten gar keine Anlagen zu einem spanischen Guerillakrieg; dazu wären sie zu stumpf, zu kalt, zu eisig. Die heutigen Franzosen passen mißtrauischer auf; trotzdem werden auch sie keine Anlage zum Guerillakrieg bei uns entdecken. Denn die haben wir nicht. Trotzdem werden wir bei den unter-

drückten Völkern lernen. Opfermut wird sich regen; ohne ihn kommt keine Wiedergeburt."

Falsch wäre es, auf rasche Wendungen zu hoffen. Die Zurückeroberung der staatlichen Freiheit ist die höchste Aufgabe, die wir uns zu stellen haben. Nur müssen wir uns darüber klar sein, daß wir zum mindesten auf lange hinaus den Feind nicht mit den selben Methoden bekämpfen können, die er gegen uns anwendet. Aber wir werden Zeit haben, neue Methoden zu finden — oder besser: sie werden uns finden. Manche Glieder unseres Körpers werden vor der Genesung noch absterben. Trauernd, untätig, heiligen Zorn im Herzen müssen wir den Deutschenausrottungen in Polen, in Böhmen, im Elsaß zusehen. Aber: „Das Leben kann sich wunderbar wiedergebären. Es kann auch nach langer Latenz erwachen, wenn nur die Lebenskraft bleibt. Und diese spüren wir. Sie heißt Vaterlandsliebe. Sie tastet nach neuen Formen. Das Tasten ist vorerst wichtiger als die Formen. Ein paar gesunde, wachstumsfähige Zellen sind mehr als ein im Abbau befindlicher großer Körper... Die Arbeit des Patrioten, die wirklich in die Zukunft weist, kann sich heute weniger auf die überkommenen Formen unseres öffentlichen Lebens beziehen, als vielmehr auf die Keimzellen des Vaterlandsgefühls, welches in sich bei aller Unfertigkeit der Formen den Grundriß einer künftigen Nation enthält."



Auf der Warte

„Die große Täuschung"

Es ist für den Laien schwer, zu dem vielgenannten wissenschaftlichen Werk von Friedrich Delitzsch, „Die große Täuschung" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) Stellung zu nehmen. Und für den Fachmann ist es nicht leicht, vom Sinn und Wollen des Ganzen volkstümlich und unparteiisch zu berichten. Prof. Delitzsch versucht — kurz gesagt — den Gott des Alten Testamentes zu entthronen und zugleich diese Urkunde auf ein weit geringeres Maß von Wertung herabzusetzen. So leistet er seine selbständige Arbeit einesteils in Fortsetzung der modernen Bibelkritik, wobei ihm freilich fachmännische Alttestamentler scharf entgegentreten (E. König hat eine besondere Schrift gegen ihn veröffentlicht, Gütersloh, Bertelsmann), andrerseits in Nachbarschaft jener neugermanischen Richtungen, die sich aus völkischen Empfindungen gegen die altberühmte jüdische Urkunde sträuben.

Unter den Aufsätzen über Delitzschs Vorstoß gegen das Alte Testament — das „ein Buch voll absichtlicher und unabsichtlicher Täuschungen" sei — fällt uns im Münchener „Hochland" (1921) eine Arbeit von Prof. Dr Hubert Grimme auf. Dieser Forscher betont seinerseits — gegenüber den von Delitzsch angenommenen babylonischen Einflüssen — eine frübarabische Hochkultur, deren Anfänge etwa in die Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr. zu setzen sind. Dem Studium dieser südarabischen Inschriften hat sich Grimme gewidmet und kommt zu andren Anschauungen als Delitzsch, der wesentlich von drei Punkten aus das Alte Testament angreift: 1. Delitzsch bekämpft die Berichte über Israels Eindringen in Kanaan; 2. die Wirksamkeit der israelitischen Propheten (worin er anders denkt als Wellhausens Schule); 3. die Gottesoffenbarung vom Sinai.

Das letztere ist besonders bemerkenswert. Vernichtend wie sein Urteil über das Judentum ist auch seine Kritik des jüdischen Gottesbegriffs. „Nach Delitzsch wäre der Gott des Alten Testaments vom Zeitalter der Einwanderung ins Gelobte Land bis zum Ausgange der biblischen Zeit der Götze Jaho. Anscheinend der Zahl der in Babylonien beheimateten amoritischen Gottheiten angehörend, wäre er von den eben frei gewordenen israelitischen Stämmen zum Nationalgotte erhoben und von ihnen in Kanaan eingeführt, an dessen altem Landesgotte ihm dann ein scharfer Gegner erwachsen sei. Daß er sich gegen ihn behauptete, hätte er besonders den für ihn leidenschaftlich Partei nehmenden Propheten zu verdanken gehabt. Diese hätten ihn auch mit dem Schöpfer und Leiter des Weltalls vereinerleit und für ihn die Ehren des Kultes seitens der Menschheit verlangt, obwohl sie nie daran gedacht hätten, ihn zu entnationalisieren. So irrten sich über sein Wesen ebensosehr Septuaginta und Vulgata mit ihrer Wiedergabe seines Namens und Wesens durch ‚Der Herr', wie auch wir es täten mit derjenigen durch ‚Gott' schlechthin"...

So faßt Grimme diese Seite von Delitzschs Auffassung zusammen und beanstandet nun seinerseits die Deutung dieses Gottesnamens, der bekanntlich nur als Tetragramm mit den vier Buchstaben Jhwh geschrieben wurde (Jahu, Jahwä). Es sei kein wissenschaftlicher Grund vorhanden, ihn als Götzen zu betrachten. Und was die mosaische Gesetzgebung betrifft: Grimme glaubt Mose recht wohl die genügende literarische Bildung und Kulturvorbedingungen zuschreiben zu dürfen: eben

im Hinblick auf jene südarabischen Inschriften. „Herrschte schon um die Wende des ersten Jahrtausends v. Chr. in weiten Strecken Arabiens — Wüsten und Steppen natürlich ausgeschlossen — eine Kultur, die schon wegen ihrer ausgesprochenen Vorliebe für schriftliche Aufzeichnungen als Hochkultur zu bezeichnen ist, dann liegt von vornherein zunächst kein Grund vor, den Mosaismus einseitig von dem daneben vegetierenden Beduinentum abzuleiten. Nimmt man aber die arabische Kulturzone als Nährboden, dann begegnen sich uns damit zwei nahe verwandte Geisteszonen“ ... Alles in allem „ergibt sich mit höchster Wahrscheinlichkeit, daß Moses an der Seite des midianitischen Oberpriesters, also im Zentrum des religiösen Lebens von Midian (im nordwestlichen Arabien) gelebt und gewirkt hat“ ...

Womit aber eine Gleichsetzung arabischer und mosaischer Religion nicht gemeint ist: dies verbietet sich schon im Hinblick auf den ausgesprochen polytheistischen Untergrund, auf dem der arabische Kult sich aufbaut.

Während also Delitzsch die Juden als Plagiatoren des Babylonismus bloßzustellen trachtet, wobei wichtigste Urkunden täuschend zurückverlegt seien in die Urzeit des Moses — bemüht sich Grimme, Arabiens Hochkultur gegen Babylon auszuspielen ...

Dabei wirft er übrigens einen Blick auf die etwaige Abstammung des Heilands. Delitzsch spielt das arisch-germanische Bewußtsein gegen jüdische Art aus und sieht Christus nicht als Juden an. „Mit Paul Haupt, dem im Behaupten stets großen deutsch-amerikanisch-jüdischen Gelehrten, läßt Delitzsch Jesus arischen Geblütes sein, weil die Bibel berichtet, sieben Jahrhunderte vor Christus habe Tiglatpilesar die Bewohner von Naphtali, und damit auch von Galiläa, nach Assyrien überführt. Es ist nun mehr als wahrscheinlich, daß diese Deportation sich nur auf die Hauptfamilien des Stammes bezogen hat; und selbst wenn damals das israelitische Element ganz aus dem Nordlande herausgeschafft wäre, so hätte es bei der gewaltigen Expansionskraft der Juden in den folgenden sieben Jahrhunderten mit Leichtigkeit wieder eindringen können. Die Rasse, von der Jesus abstammte, ist um so weniger zu bestimmen, als die Israeliten nach wenigen Jahrhunderten des Zusammenlebens mit den Kanaanitern sich mit diesen stark vermischten, das heißt aber, ihr semitisches Blut mit deren im wesentlichen nichtsemitischem kreuzten und seitdem reinen Semiten, wie den Arabern, wie ein andrer Schlag vorkamen. Welches Blut nun auch Jesus in sich hatte: Arier wird er nicht gewesen sein.“

So stehen sich die Meinungen gegenüber.

Es ist in all diesen Aufsehen erregenden Büchern und Richtungen der Gegenwart eine merkwürdige innerliche Ähnlichkeit (Delitzsch, Spengler, Keyserling usw.): Konstruktionen und Hypothesen, wobei man mit den fernsten, allerfernsten Kulturen frischweg Ball spielt, und andrerseits — Unvermögen, den fortwirkenden, immerlebendigen Geistesgehalt unsrer nahen deutschen Kulturgüter rein herauszustellen.

*

Propheten — Pfarrer und Professoren

In einer der jetzt so häufigen Auseinandersetzungen über Theosophie, Anthroposophie, Okkultismus und Verwandtes schreibt Pfarrer Ch. Geyer aus Nürnberg ein paar beachtenswerte Sätze. Unsre Bibelkritik krankt daran, führt er aus, daß unsre Theologen ihr modernes Durchschnittsbewußtsein als Maßstab auch gegenüber ungeheuer anders gestimmten Zeiten und Menschen nehmen. Und so erwidert Geyer mit Recht seinem Gegner Bruhn in der „Christl. Welt“ (Nr. 29):

„Es ist eben eine tragische Tatsache, daß wir mit unserer Psychologie und Erkenntnistheorie nicht nur den höheren, sondern auch den niederen Erscheinungen des Prophetismus ziemlich hilflos gegenüberstehen. Denn unsre Wissenschaft ruht auf dem Dogma, daß das menschliche Bewußtsein heute und vor dreitausend Jahren annähernd sich gleich geblieben sei. Darum ähneln wir die Erlebnisse der Propheten unseren für „normal“ gehaltenen Bewußtseinsvorgängen an. Nicht ich, sondern Bruhn rationalisiert die außerordent-

lichen Vorgänge, indem er sie dem assimiliert, was etwa auch ein Pfarrer oder Professor von heute religiös erleben mag. Dieses Normalbewußtsein der Wissenschaft ist ein Gespenst, ein Wahn, ein der Wirklichkeit widersprechendes Dogma. Deshalb, weil ich dies mit aller Deutlichkeit sehe, halte ich in der Tat nicht sehr viel von unserer Religionspsychologie und Religionsphilosophie und den angeblich in Jahrtausenden gereiften Begriffen wissenschaftlichen Denkens. Sie sind Abendrot, aber nicht Sonnenaufgang."

*

Aus der besetzten Pfalz

geht uns ein Brief zu, der so recht unmittelbar in das Empfinden dieser bedrängten deutschen Volksgenossen Einblick gewährt:

„... Eine Freundin, die hier ein Geschäft hat, zog des Morgens den Rolladen in die Höhe. Da ritt der französische Kommandant vorbei, und sein Pferd tänzelte. Niemand dachte sich viel dabei — da wurde sie bestraft, mit der Begründung, der Herr Kommandant hätte verunglücken können. Hat also keinen Dunst, dieser Mann, wie er sich blamiert, wenn er als Soldat nicht besser reiten kann! ... In unserer Umgegend, in schönem Wald, wurde 1909 eine Heilstätte gebaut; da waren noch leere Häuser — und da sitzt nun das dreckige Gesindel. Nun steht der Wald schon zum drittenmal in Flammen! Einer unsrer Buben sagte: ‚Das sinn die Zulcher (Zulu)!' Ein Arbeiter rief: ‚Tät nr die ganz Anstalt eweg brenne, do käm' a die Garnison fort' — o nein, da bekämen wir sie erst recht auf den Kopf gesetzt und müßten für sie bauen! So wie dieser schöne Wald wird unser Volksvermögen vernichtet. Unsre treue, kerndeutsche, tüchtige Bevölkerung in der Pfalz und im Saargebiet wird einfach vergewaltigt. Und drüben bei euch heißt's, wir seien ‚Franzosenköpfe'! Tut doch nicht so unrecht an uns! Liebt uns doch, wie wir euch lieben! Wie haben wir uns schon gewehrt und werden von der — wie einmal neulich einer in der Eisenbahn sagte: ‚zottlichen' — Reichsregierung im Stich gelassen ... Hätten Sie voriges Jahr den Streik miterlebt und gesehen, wie entschlossen und ruhig das abging! Unsre Stadt war wie eine Kirche. Dann wurden unsre Männer verhaftet und fortgebracht, Haussuchungen geschahen, Haushaltungen wurden das Unterste zuoberst gekehrt — man weiß heute noch nicht, für was! Wen das betraf, das war schrecklich. (Bei einer freilich war's verdient: die hatte sich bis dahin international gestellt — jetzt aber ist sie deutsch!) Sonst aber hätten Sie sehen müssen, was unsre deutschen Frauen geleistet haben: die Männer in Verstecke getan, daß man sie nicht finden konnte! Denn immerzu wurde die Stadt abgesucht. In Häusern, wo gute Verstecke waren, saßen sechs bis acht. Andre brachten das Essen hin ... Neulich hat hier ein Fußballklub ein Denkmal zum Andenken seiner Gefallenen eingeweiht. Obenauf der deutsche Reichsadler. Unsre wackren ‚Beschützer' duldeten nicht, daß er mit geschwungenen Flügeln da oben säße, denn das sei eine Herausforderung Frankreichs! Nun sind ihm die Flügel zusammengelegt. Es sieht zum Weinen traurig aus, aber — er sieht gegen Frankreich ... Ein Gestorbener dieses Volkes wurde neulich fortgetan nach Paris. Da mußten deutsche Eisenbahner auf Befehl mit bis zum Bahnhof. Hätten Sie nur die beiden Offiziere gesehen, die allein mitten drin gingen, welche Herausforderung in ihrer Haltung lag! Nun muß man sich ausmalen, was die in ihrem Land darüber schreiben! Da wird's sicher ein riesengroßer Leichenzug, die ganze Stadt hat es sich zur Ehre angerechnet, dabei zu sein, die Frauen haben alle geweint — — und so weiter! ... Nun haben hier Beamte und Schreiber den Franken angenommen. Ach, das ist so furchtbar niederdrückend für uns! Ein Kriegsinvalide hielt's ihnen vor; da antwortete ihm ein solcher Dummkopf: ‚Wenn's andre taten, können wir's auch tun'. — ‚Schämt euch!' rief da der Invalide. ‚Nur die Bergleute haben's getan, Postler und Bahner wurden gezwungen, und ihr hattet es nicht nötig des Geldes halber, es ist nur, daß ihr mehr saufen könnt!' ... Und ich sage auch: Der Suff macht dieses Volk sittlich und national verkommen — und eben der Suff wird immer

mehr gefördert. Es gibt hier Leute, die gehen vor Gier nach dem Franken fast tot. Sündlich, schändlich!... Unsre Fabriken und Werke werden mehr und mehr vom Feinde aufgekauft. Sogar das Elektrizitätswerk, das dem Kreise gehörte. Ach, wir haben oft die Empfindung, daß ihr andren Deutschen, obenan die Regierung, sich um uns gar nicht kümmert! Vom Osten her klagt man ja ebenso. Eine Dame war vorhin hier, die sagte: ‚Es nützt nichts, daß Sie nach rechtsrheinisch schreiben, die haben gar kein Interesse für uns: die tanzen!' Aber wir sind grade erst recht treu deutsch!"...

— Soweit dieser Brief. Ähnliche Klagen und Rufe kommen von andren Grenzgebieten und jetzigen Auslandsdeutschen: Vergeßt uns nicht!

*

Elsässer vor dem Reichsgericht

In jenen schmachvollen Prozessen gegen unsre sogenannten „Kriegsverbrecher" mußten auch Elsaß-Lothringer als Zeugen auftreten. Es war eine schlaue Berechnung der Franzosen: diese Neu-Franzosen sollten durch ihr Eintreten gegen Deutschland, mit dem zusammen sie soeben noch gekämpft hatten, noch einmal — wie beim Einzugs-Rummel — bekunden, daß sie fortab zu Frankreich gehörten. Oder was bezweckte man sonst bei dieser französischen Mache? Wollte man die elsässischen „Demi-Boches" bei den Deutschen verächtlich machen?

Der Alt-Elsässer Ernst Wurch, der für Autonomie und Volksabstimmung wirkt, plaudert darüber aus eigener Beobachtung (Magdeburger Generalanzeiger, Nr. 163):

„Und ... was erlebte ich vor dem Reichsgericht in Leipzig? Ein Landsmann tritt ein, ein echter Bauernsohn, von echter Alemannenart. Er kämpft in sich mit tückischem Alp. Doch die Stimme des urkräftigen, unverfälschten Blutes siegt. Er, der gegen Deutschland zeugen soll, rühmt sich sogar mit Stolz, tapferer deutscher Soldat gewesen zu sein ... Ein anderer tritt auf, Akademiker mit verfeinertem Äußern — Zwiespalt im Herzen. Er spricht. In seinem Busen ein unentschiedenes Ringen. Hier stehen Wahrheit, Recht, alemannische Hochachtung vor dem Eid — dort aufgepfropfter Chauvinismus, französische Militärdiktatur, Spott einzelner Irregeleiteter beim Nachhausekommen, dann Zürnen der „Neuen Behörde" — und doch siegt auch hier allmählich die Stimme alemannischen Blutes. Die Aussagen weichen von denen ab, die ein französischer Richter niedergeschrieben hatte. Ob der krassen Widersprüche herrscht im Saal eisige Stille — gläsernes Staunen — leises Murmeln. Mein Herz blutet. Ich erkenne die Qualen des Zeugen, weiß, daß er auf der Folter steht, weiß, daß er zwei Extremen gehorchen soll, der Blutstimme, dem Recht — und dem Welschen, der Gewalt!

Und wieder tritt ein Landsmann auf. Sein Benehmen gibt Anlaß zu Rügen. Den Kampf, den ehrliche Charaktere in sich durchgefochten, hat er schon früher abgetan. Es ist beschämend, von dem ergrauten Präsidenten daran erinnert werden zu müssen, daß man ‚bei uns erzogen worden ist, unsere Hochschulen besucht hat, deutscher Stabsarzt war'. Hier hat die französische ‚Culture' ein Opfer gefunden, das sich an die ruhmreichen Epochen des alemannischen Kulturkreises nicht mehr erinnert.

Da meldete ich mich als Zeuge. Vor Monaten habe ich in meiner angestammten Heimat als Autonomist für Volksabstimmung gekämpft, mit freudiger Hoffnung und Begeisterung im Herzen. Ich wollte ein unerschrockener Wiedereroberer im finsteren Tappen der Seelen eines Volkes sein, das einst freiherrlich in seinem paradiesischen Elsaß wohnte. Wie es uns vorleuchtet als Stadtrepublik Straßburg, Colmar oder Mülhausen, als Herzogtum Elsaß oder Herzogtum Lothringen ..., bis ich zum Märtyrer dieser heiligen Sache wurde. In Mainz von einem Schurken als Opfer verraten, schlugen mich der französische Polizeikommissar und sein Dolmetscher blutig. Ich sollte gegen Wahrheit und Überzeugung Aussagen machen, die den Trägern der ‚Liberté' paßten. Als ich bei meinem Rechte blieb, hielt der Kommissar mir einen Browning vor die Stirne,

traktierte mich unzählige Male mit dem Kosenamen „Boche", während der Dolmetscher mir mehrmals ankündigte, ich würde im Gefängniskeller nackt ausgezogen und so lange geschlagen werden, bis ich passende Aussagen machte. In Straßburg durch Verrat aufs neue eingekerkert (ich hatte durch Flugblätter, Gedichte usw. meine Landsleute aufgeklärt), führte man mich zehnmal an Ketten durch die alte Münsterstadt. Die drei Hauptzeugen widersprachen sich in mehreren Punkten in den Vorvernehmungen und in der Hauptverhandlung; vergebens wies ich darauf hin. Während z. B. der eine aussagte, ich wollte am französischen Nationaltag vom Münsterturm die französische Fahne herunterholen, um die elsässische zu hissen, nahm dessen Bruder auf seinen Eid, daß von der deutschen Flagge „schwarz-weiß-rot" die Rede gewesen wäre. Hunderte andere Tatsachen bezeugen schlüssig, daß in Frankreich Politik und Justiz eins ist. Politische Opfer muß es darum geben. Jeder Elsässer und Lothringer, der von den Franzosen nach Leipzig als Zeuge geschickt wird, ist in bedauerlicher Weise dazu ausersehen.

Ich sprach nach der Verhandlung mit einem Zeugen und führte aus, daß wir Elsässer und Lothringer keinen Krieg erklärt hätten, auch keinen Frieden diktiert oder unterschrieben haben. Wir sind der Spielball in den Händen des rachsüchtigen Frankreich. Da Presseberichte über die Verhandlungen in Leipzig in allen Ländern erscheinen, müssen wir uns auf der ganzen Welt überall da schämen, wo man nicht weiß, daß Polizeidiktaturgewalt eines im Siegerwahn taumelnden Volkes und politische Mache uns mißbrauchen!"

*

Aus dem Brief eines Elsässers

„... Am heutigen Tage gehen mehr denn sonst meine Gedanken trans Rhenum (über den Rhein). Nachdem ich die Muße desselben schon benützt habe, einem meiner Brüder drüben zu schreiben, möchte ich nun noch Ihnen gegenüber eine alte Schuld abtragen. Sie werden sich mein langes Schweigen nicht erklären können. Ist es doch bereits ein halbes Jahr, daß ich Ihren freundlichen Brief erhalten habe. Auch die Nummer des Studentenbundes habe ich wohl Ihnen zu verdanken. Ich wüßte nicht, wer sonst dort Interesse daran hätte, sie mir zu schicken. Um so mehr bin ich Ihnen aber zu herzlichem Dank verpflichtet, und es ist Zeit, daß ich mich endlich einmal wieder hören lasse.

Es gab in diesem halben Jahre viele Augenblicke, wo ich daran dachte, zu schreiben; aber ich konnte mich nicht dazu aufraffen. In der Lage, in der wir hier uns befinden, befällt einen oft ein Gefühl der — verzeihen Sie den Ausdruck — Wurstigkeit, daß man sich sagt: Wozu denn? Flügellahm und untüchtig zu froher Zuversicht, tut man das Notwendigste und läßt alles andere gehen. Dann war die Zeit der politischen Krise — die Frage der Besetzung des Ruhrgebiets —, wo man aus guten Gründen nichts über den Rhein schicken wollte. Es war auf jeden Fall klüger, sich zu beherrschen und abzuwarten. Es gibt aber auch Momente, wo ein Frohgefühl einen durchzieht, sei es, daß man aus Erlebnissen im Lande allerlei Schlüsse ziehen kann, die herzerhebend wirken, sei es, daß man in geistiger Gemeinschaft zu früheren Volksgenossen sich erfrischen darf. So war's den Elsässern zumute, die zur Lutherfeier nach Worms zogen: wirklich ein Erlebnis, das sie um alles in der Welt nicht hergeben möchten, eine Oase in der Wüste dieses Daseins! Freilich, sie wurden ausgespitzelt und sind notiert, der Sprecher mußte sich vor der französischen Behörde rechtfertigen. Aber alle würden morgen wieder hingehen und lassen sich solches nicht nehmen. Wir Elsässer brauchen solche und andere Gelegenheiten, damit wir nicht verrosten und innerlich nicht verarmen, denn in die französische Geisteskultur werden wir bei unsern unzureichenden Vorkenntnissen und Sprachkenntnissen niemals so hineinwachsen, daß wir für unser Innenleben daraus Vorteile haben. Darum begrüßen wir auch alle Unternehmungen, wie jene Elsaß-Nummer, wodurch drüben Verständnis für unsere Lage und die Lust dazu geweckt werden soll, in eine geistige Gemeinschaft mit uns zu treten. Für

eine solche ist zurzeit das Elsaß reifer denn je. In weiten Kreisen hat es ein Erwachen gegeben, wie man's nicht geahnt, noch nach dem anfänglichen Enthusiasmus erwarten konnte. Wohlverstanden, die meisten wünschen nicht wieder eine politische Angliederung an das Reich, man weiß auch, daß solches nicht ohne Krieg und Blutvergießen abginge, und davon hat unsere Generation genug. Aber sollte nicht eine weitgehende Kulturgemeinschaft möglich sein, die eine Brücke bilden würde, über die zwei große Völker, die wirtschaftlich so sehr aufeinander angewiesen sind, sich finden könnten zu gemeinsamer Arbeit zum Wohle Europas und der Menschheit überhaupt? Darum begrüße ich es auf das lebhafteste, daß auch drüben im Reich zahlreiche Stimmen laut werden, die zu dieser geistigen Gemeinschaft aufrufen, und daß auch das Studentenblatt sich von jeder Revanche politisch freihält.

Das Merkwürdige an der gegenwärtigen Situation ist dies, daß gerade die Kreise, welche, wie Sie glaubten, aus konfessionellen Gründen eher für ein völliges Untergehen im Franzosentum sind, am stärksten regionalistisch (um nicht mehr zu sagen) veranlagt sind. Kennen Sie die im klerikalen Lager erscheinende Monatszeitschrift „Mein Elsaßland"? Literarisch ist sie sehr gut redigiert und hat die Tendenz, das Elsaß den Elsässern lieb zu erhalten, freilich ist sie etwas konfessionell angestrichen, was mich aber nicht hindert, sie um der Sache und des Inhaltes willen zu halten ..."

So weit der Brief.

Lieber Leser oder Leserin, wenn du diesen Notruf einer dürstenden Seele nach unserer Gemeinschaft gelesen hast — dann überlege, welchem schmerzvoll abgetrennten Bruder oder Schwester du nahe gestanden hast oder noch stehst! Dann gehe hin und ergreife sofort die Feder und sage diesem Bruder oder Schwester, daß du sie noch immer lieb hast und bei ihnen oft in Gedanken weilest! Zeige, was treue deutsche Liebe ist! Vor allem hilf mit, Worte deutschen Gemüts- und Geisteslebens bei den Abgetrennten zu verbreiten! Gedenke vor allem an die Erhaltung des deutschen Liedes. Mache deshalb den kleinen Freunden, wenn du kannst, öfters eine Freude durch Verehren eines billigen, guten Volksliederbüchleins oder dergleichen!

Bedenke: In den elsaß-lothringischen Schulen lernt das Kind kein deutsches Lied mehr!

G. H.

*

Der französische Frieden

So nennt der bekannte Professor an der Universität Upsala, Rudolf Kjellén, den Frieden von Versailles und schreibt darüber in den „Münch. N. Nachr." (Nr. 288):

„... Das ist der französische Frieden, Frankreichs Absicht mit Versailles, und diese Absicht wurde scheinbar von einer einstimmigen französischen Volksmeinung unterstützt. Sie wurzelt ja auch tief in der französischen Psyche, die in republikanischer Toga wie in monarchischem Purpur unveränderlich dieselbe ist. Warum gerade 20 Millionen zum Tode Verurteilter? Weil Deutschland auch nach Versailles noch 20 Millionen mehr als Frankreich hat. Da nun Frankreich aus bekannten Gründen nicht wächst, muß Deutschland erdrosselt werden. Es ist mathematisch klar; denn sonst wäre Frankreich nicht mehr Nummero 1 auf dem europäischen Kontinent. Und für kernfranzösische Auffassung gibt es keine andere Daseinsmöglichkeit als in der Stellung von Nummero 1 ...

Zur Verzweiflung in dieser Politik hat unstreitbar die besondere Tatsache beigetragen, daß nicht einmal der Weltkrieg Frankreich den einzigen Labetrunk gewährte, der seinen Durst hätte stillen können, nämlich die richtige Revanche. Man glaubt im allgemeinen, die Revanche galt Elsaß-Lothringen; dort ist sie freilich mit dem Frieden gekommen. Aber die wirkliche Revanche lag tiefer: sie galt Sedan, dem Fleck auf dem Waffenschild. Und der Weltkrieg hat den französischen Waffen keinen entsprechenden ebenso deutlichen und glänzenden Erfolg beschert. Hinter den ständigen Feiern des Sieges steht das aufreizende Gefühl, daß dieser Sieg nicht den ganzen erwarteten Ruhm gebracht hat; um nicht zu sagen, der unerträgliche Gedanke, daß die kriegerische Ehre schließlich auf der Seite des

Feindes blieb. Die Welt erkennt ohne Vorbehalt Frankreichs militärische Rehabilitierung an, aber ein Sieg, der allein mit Hilfe anderer mit Übermacht und durch die unerzwungene Kapitulation des Feindes errungen wurde, hat in den eigenen Augen nicht jenen Schwung, in dessen Sonnenglanz die frühere französische Ritterlichkeit wieder erblühen konnte. Dürften wir nicht hier den psychologischen Hintergrund für die Prestigepolitik erblicken, die in jedem Augenblick den Feind am Boden kriechen sehen will und somit ihre eigene Größe als Reflex seiner Erniedrigung empfinden möchte — diese Haßpolitik, die mehr als irgend etwas anderes die Luft im heutigen Europa vergiftet?!

Das ist also der französische Gedanke in Versailles. Natürlich steht er im Widerspruch zum Interesse der ganzen neutralen Welt, das einen dauerhaften Frieden und Versöhnung zwischen den Völkern verlangt. Ebenso offenbar steht er im Widerspruch zu dem Interesse der Verbündeten, ja auch zu der eigenen Absicht Frankreichs, einen möglichst hohen Betrag als Entschädigung herauszupressen; denn Sklavenarbeit ebenso wie Hungerarbeit ist unproduktiv, auch wenn sie dem höchsten Kulturvolk der Welt auferlegt wird. Nichtsdestoweniger setzt die heutige Politik Frankreichs, geleitet mehr von elementaren Instinkten als vom Verstand, ihren Weg fort, und die Spannung zwischen den angelsächsischen Großmächten hat deren Widerstand neutralisiert, so daß der französische Gedanke bis heute den sogenannten Frieden von Versailles ganz durchdringen konnte.

Deshalb ist Versailles noch immer Finsternis und Todesschatten. Dieser Friede bedeutet das Zeichen der Sklaverei und des Unterganges für jenes Volk, das in Gedanken- und Gefühlstiefe ebenso wie in Arbeitsfleiß und Arbeitsfreudigkeit alle anderen übertraf. Er ist der Freibrief für die Blüte der Anarchie und den Verfall der Moral bei unserer weißen Rasse. Er ist die Büchse der Pandora, die Arbeitslosigkeit und Teuerung, allgemeine Unsicherheit und Völkerelend in sich schließt. Er ist das Merkmal von Kain für unsere ganze Zivilisation. Soll der Weg nicht zum Untergang des Abendlandes führen, dann muß er unbedingt vom Frieden von Versailles abweichen."

*

Die elsässischen „Boches"...

Wie war's im Fall Zabern? Ein harmloser Leutnant nennt ein paar elsässische Soldaten „Wackes" — und die ganze Welt bis hinaus nach Amerika zetert wider den deutschen „Militarismus". Und jetzt?

Der „Republikaner" in Mülhausen i. E. veröffentlicht die Zuschrift des Vaters eines zurzeit in Lyon dienenden jungen Oberelsässers, die folgendes berichtet: „Der Sohn, der seit dem 2. Oktober 1920 in Lyon seiner militärischen Pflicht genügt und bis heute weder vor noch während seiner Dienstzeit die geringste Strafe erhielt, wurde dieser Tage mit noch zwei Elsässern zu je fünf Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Das ganze Verbrechen dieser jungen Leute besteht darin, daß sie, aufgebracht über einen Unteroffizier, der sie mit dem Worte ‚Boche' titulierte, diesen eines Tages ohrfeigten. Drei Monate saßen die Schwerverbrecher in der Untersuchungshaft. Vergangene Woche fällte das Kriegsgericht das Urteil. Die drei Elsässer wandern nach Cayenne, während der Unteroffizier frei ausgeht." Dazu schreibt das Mülhäuser Sozialistenblatt u. a.: „Wem steigt angesichts einer derartigen brutalen und aller Gerechtigkeit hohnsprechenden Verurteilung nicht die Zornröte ins Gesicht? Ist es so weit bereits gekommen, daß unsere jungen Elsässer, die in Frankreich dienen, sich wie einst bei den Preußen die ‚Wackes'-Titulierung, nun auch die Bezeichnung ‚Boches' gefallen lassen müssen? Wir protestieren mit allem Nachdruck gegen ein solches Vorgehen! Wir verlangen eine Revision dieses Kriegsgerichtsurteils, das drei junge Elsässer zu Verbrechern stempelte und sie der härtesten Strafe auslieferte. Wir glauben nicht, daß sich das elsässische Volk einen derartigen Fußtritt von einigen militärischen Schnauzbärten, die unbekümmert um jede Menschlichkeit nur ihren militärischen Strafkodex kennen, versetzen lassen wird!"

Wir empfehlen auch diesen Fall den neutralen Blättern. Wo bleiben eure tobenden Artikel?

*

Mährens Leichenfeld

Die Sudetendeutschen und die anderen jetzt tschechischen Staatsbürger fremder Nationszugehörigkeit seufzen seit drei Jahren unter der ebenso unklugen wie grausamen Unterdrückungspolitik der tschechischen Staatsbehörden. Die selben Tschechen, denen in Österreich seit dem Ausgleich 1867 die Gleichberechtigung in der Sprachenfrage zugestanden war, lassen ihrerseits jetzt nicht die geringste Duldsamkeit walten. Alle deutschen Aufschriften auf Straßen- und Firmenschildern sind entfernt, die historischen deutschen Ortsbezeichnungen durch neu erfundene tschechische ersetzt worden. Die deutsche Sprache hat an Gericht und bei den Behörden keine Geltung mehr, so daß Millionen von Staatsbürgern aus Unkenntnis des Tschechischen der Willkür untergeordneter Organe preisgegeben sind.

Der Tscheche weiß das Deutschtum an der Wurzel zu packen. Die in Reichenberg erscheinende „Freie Schulzeitung“ entwirft ein ergreifendes Bild von dem Schicksal des deutschen Schulwesens in Mähren. Hier, wo die Besiedlungsverhältnisse für die Deutschen wesentlich ungünstiger liegen als in Böhmen, gruppieren sich nur um das Gesenke und das Odergebirge geschlossene deutsche Gebiete. Außerdem gibt es einige größere deutsche Sprachinseln, im übrigen aber hat fast jedes Städtchen, jeder größere Industrieort eine deutsche Minderheit. „Tausende von deutschen Offizieren, Unteroffizieren, Beamten, Privatangestellten, Werkmeistern und Arbeitern sahen sich nach dem Zusammenbruch Alt-Österreichs mit einem Schlage als lästige Ausländer von der Ausweisung bedroht und verließen mit Weib und Kind den ungastlichen Boden. Auf ihre Arbeitsplätze drängten heftig tschechische Kräfte mit meist zahlreichen Familien nach. In Brünn allein umfaßte die Umgruppierung 8000 Familien. Die zurückbleibenden Deutschen wurden gezwungen, ihre Kinder tschechischen Schulen zu überlassen, — die Entziehung der Brotkarte war ein beliebtes Mittel —, die freiwerdenden deutschen Schulhäuser aber belegte man mit Beschlag. Als sich die politischen Nebel ein wenig hoben, lag ein unabsehbares Leichenfeld vor den Blicken aller deutschen Bildungsfreunde. In den 6 autonomen Städten wurden 2 Bürgerschulen, 26 öffentliche und 5 private Volksschulen mit insgesamt 221 Klassen vernichtet, in den 16 Landschulbezirken 17 Bürgerschulen, 70 öffentliche und 15 private Volksschulen mit zusammen 342 Klassen. Von den 186 deutschen Kindergärten waren im März 1921 bloß noch 116 in Betrieb. Ein volles Fünftel des deutschen Schulwesens ist in Mähren verloren gegangen.“ Aber damit nicht genug, wird auf tschechischer Seite ganz offen die Anschauung vertreten, daß noch 359 deutsche Klassen fallen müßten, ehe der „gerechte Ausgleich“ vollzogen sei. Das Ziel ist klar: Man sucht die Deutschen auszurotten, indem man ihnen die Möglichkeit geistiger Ausbildung raubt.

*

Ein Brief aus Kärnten

an den Herausgeber dürfte wohl auch für Türmerleser Bemerkenswertes enthalten:

„... Ich wohne im äußersten Süden — auf Karantaniens Alpenhöhen —, und ich muß Ihnen leider bekennen, daß auch hier manches vorgekommen ist, was dem treuen deutschen Herzen weniger zur Ehre gereicht. Aber trotzdem können wir Kärntner auf etwas stolz sein — nämlich auf unsere wackeren Männer und Frauen zur Zeit der jugoslawischen Invasion im Jahre 1920. Im Oktober wird es ein Jahr, daß wir unser schönes Kärnten durch eine stramme Volksabstimmung vor den Laibacher Räubern gerettet haben; nicht nur für uns, sondern auch für Deutschland, das nirgends so warme, treue Freunde hat wie in Kärnten. Wir sind das südlichste Bollwerk deutscher Kultur, und die Kärntner haben das noch immer gewußt, wenn auch andre Länder an Deutschland irre wurden. Seit 1848 und seit 1866, wo wir Österreicher durch den bitteren Prager Frieden vom deutschen

Bunde ausscheiden mußten, kämpft Kärnten für den Anschluß an das deutsche Mutterland, wird hier in demselben Maße für Deutschland gearbeitet, wie die Franzosen gegen Deutschland gewirkt haben (Elsaß-Lothringen). Hier wurde immer die ‚Wacht am Rhein' gesungen, ein Bismarck verehrt; Kaiser Wilhelm galt in Klagenfurt beinahe noch mehr als Kaiser Franz Joseph; die deutschen Fahnen (schwarz-rot-gelb) fehlten auf keinem Feste. Ich weiß nicht, ob man sich in Deutschland dessen bewußt ist. Im Weltkriege hat sich ja gezeigt, daß das große Germanenreich seine Freunde leider Gottes gerade dort vermutet hat, wo sie nicht zu finden sind!

„Man hat sich einst für die falschen Japaner viel mehr interessiert, ihnen viel mehr emporgeholfen, als den angestammten Brüdern im Süden. Ich glaube, die Deutschen sprachen nur immer von der österreichischen Faulheit und Schlappschwänzigkeit — aber von unserer Not, von der Einschnürung durch fremde Nationen, von dem deutschfeindlichen Wirken eines Teiles der Geistlichkeit, von unserer unendlichen Geduld — davon sprach niemand! Mit großer Freude bemerke ich, daß sich in Deutschland ein warmes Fühlen für uns regt, daß deutsche Brüder — anstatt Italiens treulose Städte zu überfluten — jetzt in unser liebes Landl reisen, daß endlich, endlich ein tieferes Verstehen zwischen Nord und Süd zu keimen beginnt. Vielleicht haben die Habsburger Deutschland gegenüber wirklich schwere Fehler begangen — wir werden natürlich von der Schule aus einseitig erzogen und wissen manches nicht —, vielleicht hat aber auch Deutschland manches an uns übersehen, manchmal uns schroff den Rücken gekehrt, wenn der Alpenländler Heimweh fühlte und dem stärkeren Bruder bittend die Hand entgegenstreckte. Wir Alpenländler haben ausgeprägte Heimatliebe und auch einen gewissen Stolz, einige Verschlossenheit den Fremden gegenüber. Vielleicht ist dies manchmal als Frostigkeit aufgefaßt worden? Wie schön wäre ein Sichverstehen zwischen Nord und Süd!" ...

Eine Mutter

schreibt uns aus Hamburg:

„Ich möchte Ihre Aufmerksamkeit auf die Zeitschrift ‚Junge Menschen' lenken, vielleicht daß im ‚Türmer' einmal warnend davon die Rede sein kann. Lesen Sie die angestrichenen Stellen! Arme Jugend, die so vergiftet wird! Sie wissen, welche Wunden mir der Krieg geschlagen hat, einer Mutter, die ihren einzigen Sohn hinausgab. Was für Nächte voll Angst und Sorge umfassen diese letzten Jahre! Und doch, tausendmal und doch: hätte ich heute noch Söhne und käme die Erhebung, mit Freuden gäb' ich noch einmal meine Söhne für die Befreiung Deutschlands dahin — und mit Freuden würden sie hinausziehen. Man soll uns Mütter doch nicht so klein machen, wie es dieser erbärmliche Artikelschreiber tut! Wir tragen unser Leid als unsichtbare Krone, die soll und kann uns niemand nehmen. Ich wollte, ich könnte die Frauen und Mütter zusammenrufen, damit sie Zeugnis ablegen könnten: Ihr Feinde draußen und ihr Feinde im Land, wir bezeugen, daß unsre Männer und Söhne gern und voll Begeisterung in den Schlachtentod gingen. Wir gaben sie blutenden Herzens, aber voll Stolz dahin — und sie starben nicht für einen ‚Irrtum', wie ihr Verblendete wähnt, sondern für das Höchste, das Heiligste, das jede Lebensgemeinschaft kennt: zum Schutze der Heimat und, mit Fichte zu reden, für eine bessere Ordnung der Dinge ..."

Diese Mutter spricht vielen, und wahrlich nicht den schlechtesten deutschen Frauen aus der Seele. Das ist die Gesinnung von 1813. Es wird die Gesinnung aller edlen Deutschen bleiben, denen nationale Würde in Blut und Seele sitzt. Wer sich nicht zu dieser Opfer-Gesinnung emporschwingen kann, der sollte sie wenigstens aus einem dumpfen Instinkt heraus achten.

Statt dessen liest man in der genannten Zeitschrift, die deutschnationalen Frauen, die so zahlreich für ihre Partei gestimmt haben, seien ein „trostloses Schauspiel" und „Mörder (!) ihrer Männer und Söhne"; und das furchtbare Gewaltmittel der englischen

Hungerblockade (schon im Burenkrieg bewährt, an uns erprobt und neulich den Iren angedroht) wird als „Schauermär“ abgetan: „Man weise dem deutschen Volke endlich einmal diejenigen, bei denen sich unsre rhachitischen und tuberkulösen Kinder bedanken können, die Tirpitz und Ludendorff!“ ... So hetzen diese sogenannten jungen Menschen gegen Führer ihres eigenen Volkes ...

*

Widerspruch

In der gut geleiteten pädagogischen Zeitschrift „Die Saat“ beschäftigt sich der Herausgeber, Schulrat König, mit jenen sogenannten Friedensfreunden unsrer Linksparteien, die „den Krieg aus der Welt schaffen“ und die „Idee der Völkerversöhnung“ durchsetzen wollen, während unsere Nachbarn Millionenheere auf den Beinen halten und uns in Ost und West mit „Sanktionen“ und schwarzer Schmach drangsalieren.

„Auf einen seltsamen Widerspruch will ich hinweisen. Diese Kriegsfeinde und Friedensfreunde sehen den blutigen Klassenkampf als durchaus berechtigt an. Sie sind bereit, ihre Machtmittel zu gebrauchen, und wenn auch die Not der Volksgenossen bis zum Himmel hinanwächst. Sie lassen ihre Bataillone aufmarschieren, um die eigenen Volksgenossen mit Pulver und Blei zu bekämpfen. Immer wieder reichen sie den Fremden die ‚Bruderhand‘, so oft sie auch besudelt und verhöhnt zurückgestoßen wird. Aber den Bruder aus dem eigenen Volk knüppeln und knallen sie nieder, offen oder hinterrücks, wenn er sich einer andern Meinung erdreistet ...“

*

Kinderhilfe

Es ist eine wahre Erquickung für das jetzt so oft von Häßlichem erschütterte deutsche Gemüt, wenn man die Wohltaten buchen darf, die uns und zumal unsren deutschen Kindern vom Ausland erwiesen werden. Da schlagen wir in den bei Eugen Diederichs, Jena, erschienenen allerliebsten „Briefen deutscher Ferienkinder aus Skandinavien“ (Preis geh. 24 M, mit Bildern) reizende Seiten und Sätze auf. Wie strahlt das alles von Erlebnisfreude! Mit welchem Vergnügen schwingen diese lachenden Kleinen ihre Fahnen aus den Eisenbahnwagen! Hager und blaß kamen sie nach dem Norden, gebräunt und gerundet kehren sie zurück. Walter Georgi schrieb die Einleitung. Aus den Briefen strömt, neben belanglosen Dingen, oft eine rührende Dankbarkeit.

Hindby, Juni 20.

... Man geht jeden Abend so befriedigt und dankbar zu Bett. Alle sind so lieb und freundlich, besonders Frau H. ist wie die eigene Mutter zu mir. Und doch, als ich gestern abend das Fährschiff von Deutschland kommen sah, dachte ich, wenn Du, liebe Mutter, doch mit ihm kämest, um hier sein zu können, denn Dir täte die Erholung noch nötiger als mir.

D. H., 16jähriges Mädchen.

Eksjö, Juni 20.

... Mit dem Heimweh ist es besser, es ist ganz vorbei, möchte ich sagen. Ich habe so viel zu tun, Blumen begießen und im Garten helfen, es macht aber furchtbar viel Spaß. Und ich bin tüchtig braun. In mein eines blauweißes Schürzchen ist ein Dreieck beim Hühnerstall reingekommen. Gestern nachmittag hatte ich Litan ganz allein und durfte ihr auch das Essen geben. Ich darf sie auch manchmal aus- und anziehen. Mit meiner Puppe ist sie ganz vorsichtig und wenn ich sage, sie schläft noch nicht, dann erzählt sie ihr Sagen. Wenn ich mit ihr tanze oder Klavier spiele, dann ist sie ganz ausgelassen. Und wenn ich ihr etwas erzähle, daß wir bald reisen, dann sagt sie gleich „brr Hästen“, das heißt „brr Pferde“.

G. B., 11jähriges Mädchen.

So plaudert das in diesem Buche, das nicht nur pädagogischen Wert hat, sondern auch einen reizvollen Einblick in zeitgenössisches Empfinden gestattet, wie es sich in diesen Kindern widerspiegelt.

Auch einige Briefe nordischer Pflegeeltern sind beigegeben und bilden einen angenehmen Abschluß des schönen Buches.

Sommaro, Juli 20.

„... Es ist uns eine große Freude, Ihren Kindern Gutes anzutun, das gleiche empfinden unsere Verwandten. Wir sind hier im Lande sehr freundlich gestimmt gegen Ihr Vaterland und empfinden tief mit Ihnen. Gott gebe, daß bald lichtere Tage für Sie kommen mögen. Viel wird von allen in der heutigen Zeit verlangt, ganz besonders von Ihrer Nation. Sie brauchen alle viel Freude und Wärme nach den unendlich schweren Jahren, aber wir wollen hoffen, daß bessere Tage nicht allzu lange auf sich warten lassen. Wir glauben hier so fest an deutsche Kraft und deutsche Tüchtigkeit und mit diesen Eigenschaften muß sich ja eine Nation durchbrechen." X.

Norge, Sommer 20.

„... Es tut mir weh, daß die Zeiten noch so schwer sind in Deutschland. Habe manchmals lange Stunden des Nachts wach gelegen und an das arme deutsche Volk gedacht. Wie ist doch die Welt voller Schmerzen und Leiden, von Unrecht, Lügen und Haß. Hoffe doch immer noch, daß dem deutschen Volke doch bald ein heller Tag aufgehen wird." O. S.

Und als letzten Brief, unmittelbar vor der warmen Schlußansprache des Pfarrers Nordling, lesen wir folgende innige Zeilen:

Stockholm, Sept. 20.

„Mein liebes, liebes Kind, wenn ich an Dich denke, kommen mir die Tränen in die Augen. Ich erinnere mich Deiner guten, klugen Augen, wie sie mich so innig anguckten, ich erinnere mich mit Sehnen, wie Du in meinem Schoß saßest. Diese glücklichen Tage sind vorbei. Vielleicht treffen wir uns wieder, vielleicht nicht. Dein Onkelchen darfst Du doch nicht vergessen. Ich habe dich wie mein eigenes Kind lieb ..." J. H.

*

Vollbier

Sie haben's wieder, die Münchener: ihr Vollbier. Während das siegreiche Amerika Alkoholverbot heroisch durchführt und die Arbeitskraft steigert, setzt sich das besiegte Deutschland wieder unter Alkohol. „Die Brauereien mußten am Sonntag durcharbeiten", lesen wir in einer Tageszeitung, „um nur die dringendsten Hilferufe der Wirte erhören zu können. Die Löwenbrauerei hatte an diesem Tage von früh bis abends 170 Fuhrwerke ununterbrochen unterwegs, und eine andere Großbrauerei mußte sich Lastautos von Privaten ausleihen, um den Anforderungen nachkommen zu können. Es war ein Großkampftag für die Brauereien ..."

Großkampftag! Die Scherze, die der Berichterstatter daran anknüpft, bringen uns nicht zum Lachen.

Man vergleiche dazu die Ausführungen des Sanitätsrats Dr. Georg Bonne in einer prächtig geschriebenen, unseren Lesern wärmstens empfohlenen Schrift „Wie können wir Deutschlands Ernährung vom Ausland unabhängig machen?" (Dresden, Verlag Emil Pahl, 1921):

„Amerika hat seit dem 20. Januar 1920 das völlige Alkoholverbot als Staatsgesetz angenommen. Die Erfolge sind glänzend. Im ganzen Lande sinkt die Zahl der Verbrechen und steigt die Arbeitsfreudigkeit. Die Bürgermeister sämtlicher Städte melden übereinstimmend ebenso wie die Fabrikberichte, daß seit dem Ausschluß des Alkohols die Trägheit, das Fehlen von der Arbeit und die Unfälle in den Plantagen und Industrien sich vermindert haben. Verbrechen und Laster haben abgenommen. Der Theaterbesuch war besser als je. Vor allen Dingen aber haben die Wirtschaften (mehr als 10 000), die geschlossen werden mußten, und ebenso die Brauereien und Brennereien es verstanden, sich in geradezu glänzender Weise den neuen Verhältnissen anzupassen und sich in wirklich Werte erzeugende Betriebe umzuwandeln, in Kühlhäuser und Trockenanstalten, in Gerbereien, Auto- und Möbelfabriken, in Porzellan- und Konservenfabriken, in Öl-, Firnis- und Schuhfabriken. Eine einzige in eine Schuhfabrik umgewandelte Brauerei beschäftigt jetzt 2500 gegen früher 320 Menschen, eine in eine Gerberei umgewandelte 1600 an Stelle von früher 156. Nach anderen Quellen wird die Herstellung von alkoholfreien Getränken, Kandiszucker, Schokolade u. a. m. an

Stelle von Bier in den Brauereien betrieben. Auch in England hat man gelernt, sich den neuen Lebensgewohnheiten anzupassen, die der Krieg mit sich gebracht hat. So ist eine der ältesten Brauereien in Nordwales nach dem „Daily Chronicle" durch ihren neuen Eigentümer in ein Milchgroßgeschäft mit Käsefabrik umgewandelt worden, das bedeutend mehr Menschen beschäftigt als früher die Brauerei. In Schleswig-Holstein ist eine Brauerei, die vor dem Kriege 25 Arbeiter beschäftigte, in eine Fischkonservenfabrik umgewandelt worden, die in den nämlichen Räumen zurzeit über 250 Arbeiter beschäftigt und demnächst die Zahl der Arbeiter auf 500 erhöhen wird. Man sieht aus diesen Beispielen, daß die Umwandlung der jetzigen, — Nahrungsmittel vernichtenden — Alkoholbetriebe, der Brennereien und Brauereien, Wirtschaften, Likör- und Sektfabriken keine Arbeitslosigkeit mit sich bringen würde, sondern im Gegenteil dadurch, daß in diesen Gebäuden mit Hilfe des in ihnen angelegten Kapitals neue wertschaffende und vor allem Nahrungsmittelerzeugende Industrien geschaffen werden, viel mehr Menschen Arbeit erhalten als zuvor . . ."

Von andrer Seite aber vernimmt man, daß sich gegen das sogenannte Prohibitionsgesetz der Amerikaner Widerstand regt, — und zwar, wie wir in einem Bericht lesen, „in erster Linie von unsren deutschen Landsleuten"! Denn: „Erfreulicherweise war es der plattdeutsche Volksfestverein, der die Initiative zu einer Masseneinspruchsversammlung gegen das verhaßte Gesetz ergriffen hat; am 4. Juli bewegte sich der große Demonstrationszug, in dem alle deutschen Organisationen vertreten waren, durch die Straßen von New York . . ."

Hm! Den Eintritt in den Weltkrieg haben sie nicht verhindern können, unsre dortigen Deutschen, und mußten sich ducken; aber im Kampf für den Alkohol marschieren sie wieder kühn an der Spitze . . .

Man braucht kein Temperenzler zu sein, um unter den heutigen verwilderten und verrohten Verhältnissen ein Anwachsen des Alkoholismus als eine Volksgefahr zu erkennen.

*

„Ein Vergnügungsball à la Prof. Steinach"

fand im Ostseebad Brunshaupten, im Hotel Westphal statt. Das große rote Plakat kündigt noch an: „Babypolonäse und Prämiierung der längsten Haare und des kürzesten Babykleides" (Erwachsener natürlich) nebst „allen Freuden eines Bubenballs". Dazu schreibt man uns:

„Wie weit die sittliche Verrohung des deutschen Volkes vorgeschritten ist, mag Ihnen dieser Anschlagzettel zeigen. Das Hotel, in dem dieser ‚Vergnügungsball à la Prof. Steinach' stattfand, zählt zu den besuchtesten und führenden Gasthäusern des Seebades. In dem gleichen Hotel wurden z. B. noch veranstaltet: Ein ‚Eliteabend mit Prämiierung der größten Frauenaugen und der treuesten Männeraugen" (am 7. 8. 21); am 29. 7. wurden dort das ‚dezenteste Badekostüm und der schönste Strandanzug', am 8. 8. ‚die rassigste Frau und der stolzeste Mann', Ende Juli ‚die schönsten Babybeine' (erwachsener Frauen und Mädchen!), täglich die drei besten Tänzerpaare prämiiert. Im benachbarten Arendsee aber konnte man lesen, daß im Hotel Esplanade am 6. 8. im Anschluß an den ‚I. Rheinischen Abend' die ‚schönsten Damenbeine', im Kasino am 8. 8. nach einer ‚Revue schönster Frauen' die ‚drei elegantesten und schönsten' prämiiert wurden. Im Mecklenburger Hof wurden die ‚stärksten Männerwaden' prämiiert. Was für Pack hier wie in Heringsdorf, Binz, Westerland auf Sylt den Ton angibt, braucht kaum gesagt zu werden. Und wie verheerend wirkt dies auf die einheimische Bevölkerung!"

Neulich ging die Nachricht durch die Blätter, daß im Bad Heringsdorf, wo die reichsten Schieber weilen, nur ein paar lumpige Mark für Oberschlesien gesammelt worden sind — während die zehnfachen Summen allabendlich für die oben verzeichneten tierisch-dummen Vergnügungen verschleudert oder durch die Kehle gejagt werden.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Prof. Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard. Für den politischen und wirtschaftlichen Teil: Konstantin Schmelzer. Alle Zuschriften, Einsendungen usw. an die Schriftleitung des Türmers, Berlin-Wilmersdorf, Rudolstädter Straße 69. Druck und Verlag: Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart.



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard

24. Jahrg. November 1921 Heft 2

Der Kampf um die Schule

Von Professor Dr. W. Rein (Jena)

Der Kampf um die Schule ist alt. Er beginnt mit der Reformation. Das Mittelalter kennt ihn nicht, weil die geistigen Interessen dieses Zeitalters einen alles beherrschenden Mittelpunkt hatten, der in der Macht der römischen Kirche verankert war. Unter ihrem Schatten wuchs die Jugend empor, der größte Teil in seliger Freiheit, denn eine Schulpflicht kannte man nicht. Die breiten Massen des Volkes blieben illiterarisch. Nur wer Geistlicher oder Beamter in einem der tausend Kleinstaaten werden oder dem Gewerbe- und Kaufmannsstand sich widmen wollte, ging in eine der Lateinschulen, die von der Kirche oder von den Städten gegründet und unterhalten wurden. Über ihnen thronten die Universitäten, die vom Papste bestätigt sein mußten, wenn sie ins Leben treten wollten.

In diese wundervolle Einheit und Geschlossenheit kam durch die Reformation der Kirche ein tiefer Riß. Der germanische Mensch entpuppte sich mit einemmal als ein höchst kompliziertes Wesen, das bei all seiner äußeren Phlegmatik innerlich von tiefer Unruhe gepeitscht war, die ihn zur ersten Revolution auf europäischem Boden trieb. Sie zersprengte die kirchliche Einheit und machte die losgebundenen Geister mobil, die nun die Bahn frei vor sich sahen, unbekümmert um das, was die Kirche lehrte, allein der Erforschung der Wahrheit nachzujagen. Die Freiheit der Forschung und der Lehre war erkämpft. Das dankt die gesamte germanische Welt dem Thüringer Martin Luther. Er löste die Bildungsangelegenheiten aus

dem Banne der Kirche und übergab sie dem Landesherrn, der als Summus episcopus die geistlichen und die weltlichen Dinge übernahm. Allerdings machte sich auch in evangelischen Landen die Herrschaft der Kirche über die Schule noch jahrhundertelang geltend, aber der Befreiungsprozeß der Bildung hatte doch prinzipiell mit der Reformation der Kirche eingesetzt. Der Staat nahm die Schule in seine Hand, führte die Schulpflicht für alle Kinder des Volkes ein und sorgte für die Entfaltung der geistigen Kräfte, die mit jeder neuen Generation in das Volk einflossen.

Er bediente sich dabei der Geistlichen in den Lateinschulen, bis die klassischen Philologen mit Fr. A. Wolf einsetzten, und der Küster in den Volksschulen, bis die Lehrerseminare sich entwickelt hatten. Universitäten und höhere Schulen waren von der kirchlichen Leitung frei geworden; nur in der Volksschule hatte der Prozeß nicht bis zu gleichem Ziel geführt, als die Revolution von 1918 einsetzte und eine neue Verfassung schuf.

Diese Verfassung ist unser Glück und unser Unglück, soweit die Angelegenheiten der Schule in Frage kommen. Sie sind niedergelegt im IV. Abschnitt „Bildung und Schule“ in den Artikeln 142 bis einschließlich 150.

Der Kampf um die Schule scheint in diesen Artikeln dadurch geschlichtet zu sein, daß der Staat als Schulherr bestimmt wird gegenüber den anderen Interessenten: der Kirche, der Gemeinde, der Familie. Das gesamte Schulwesen steht unter der Aufsicht des Staates; die Schulaufsicht wird durch hauptamtlich tätige, fachmännisch vorgebildete Beamte ausgeübt. Die Lehrer an öffentlichen Schulen haben die Rechte und Pflichten des Staatsbeamten. Private Schulen als Ersatz für öffentliche Schulen bedürfen der Genehmigung des Staates.

In diesen Bestimmungen ist die Omnipotenz des Staates ausgesprochen, wie sie durch die geschichtliche Entwicklung in den evangelischen Landen sich herausgestellt hatte. Diese Staatsgewalt erfährt aber durch Art. 149 eine beträchtliche Einschränkung zugunsten der Kirche. Damit wird der Kampf um die Schule, den der Zentrumsführer Windthorst seinerzeit bereits angekündigt hatte, von neuem aufgerollt. Das Streitobjekt ist der Religionsunterricht. Wer ihn hat, der hat die Schule. Gibt der Staat ihn aus der Hand, dann verliert er die Schule, sein Aufsichtsrecht wird zur leeren Form, da er der Kirche weitgehende Rechte einräumt.

Aber kann denn der Staat, so wird man sogleich einwenden, überhaupt Religionsunterricht übernehmen? Er ist doch konfessionslos; für ihn ist Religion Privatsache. Das erstere stimmt; das zweite stimmt nicht. Der Staat ist kein weltliches Gebilde, wie oberflächliche Meinungen es darstellen. Wie er der Kunst und Wissenschaft Schutz gewährt und an ihrer Pflege teilnimmt (Art. 142), so ist er auch an dem Schutze und der Pflege der Religion beteiligt. Denn wenn es in Art. 148 heißt: „In allen Schulen ist sittliche Bildung, staatsbürgerliche Gesinnung, persönliche und berufliche Tüchtigkeit im Geiste des deutschen Volkstums und der Völkerversöhnung zu erstreben“, so setzt dies alles als Wurzel und Kern eine religiöse Verankerung voraus. Ohne idealistische Grundlage muß alle sittliche Bildung sich in Nützlichkeitsrücksichten verlieren, die den relativistischen Neigungen

eines triebhaften Egoismus keinen Widerstand zu leisten vermögen. Unsere Zeit kann allen denen die Augen öffnen, die bisher glaubten, daß auf dem Boden einer materialistischen Welt- und Lebensauffassung ein höheres Menschentum mit einer feineren Kultur aufwachsen könne. Es gilt, tiefer in das Wesen der Dinge zu schauen, als es die Masse zu tun pflegt.

Verzichtet der Staat auf den Schutz und die Pflege der religiösen Gefühle in seinen Schulen, zieht er dafür die Religionsgemeinschaften und die Weltanschauungsgruppen heran und läßt er auch weltliche, d. h. religionslose Schule zu, dann setzt er sich selbst herab und wird zum bloßen Polizeistaat. Die höchste Aufgabe des Kulturstaates — und ein solcher will doch das Deutsche Reich sein — ist und bleibt die Erziehung der Jugend zu Staatsbürgern, welche als sittlich-religiöse Persönlichkeiten ihre Privatinteressen dem Gemeinwohl unterzuordnen wissen. Als Kern- und Mittelpunkt der Jugenderziehung muß in Hinsicht auf den angegebenen Zweck Religion, Volksgeschichte und Deutsch angesehen werden, weil in diesen Fächern die höchsten Kulturwerte niedergelegt sind, die es gilt in den Seelen der Jugend lebendig zu machen. Deshalb werden die öffentlichen Schulen, die vom Staat eingerichtet werden, neben dem Geschichtsunterricht und der Literaturkunde auch dem Religionsunterricht einen ausreichenden Platz anweisen.

Dieser Religionsunterricht kann, weil vom Staat eingerichtet, kein konfessionelles Gepräge tragen, sondern es muß ein kirchenfreier Unterricht sein, wie ihn z. B. die Übungsschule des Päd. Universitätsseminars zu Jena seit mehr als dreißig Jahren erteilt. Er schließt sich in den ersten vier Schuljahren an eine Auswahl deutscher Volksmärchen, an die Erzählung des Robinson, an die Thüringer Sagen, an Nibelungen und Gudrun an. Vom fünften Schuljahr ab wird dann das geschichtliche Thema angeschlagen: Durch die Darstellung der alttestamentlichen Propheten, als Vertreter eines ethischen Theismus, zur Einführung in das Leben und in die Lehre Jesu. Dieser kirchenfreie Religionsunterricht ist ein deutsch-christlicher, also insofern ein bekenntnismäßiger; nur darf man Bekenntnis nicht im Sinne eines Glaubenszwanges auffassen, sondern man muß darin die Betonung eines bestimmten religiösen Standpunktes sehen, also bei uns des allgemein christlichen.

Dieser kirchenfreie christliche Religionsunterricht kann von Kindern katholischer und evangelischer Konfession besucht werden; auch von Kindern, die aus Familien stammen, die auf materialistischem oder monistischem Boden stehen, denn er übt keinerlei Zwang aus, sondern hat nur das eine Bestreben, die religiösen Anlagen der Kindesnatur zu entwickeln und zu pflegen. Er ist in erster Linie psychologisch orientiert, nicht theologisch. Die christliche Metaphysik, wie sie in den Dogmen der Kirche niedergelegt ist, paßt nicht für kindliche Gemüter, sondern kann erst auf einer höheren Stufe erfaßt werden. Deshalb scheidet der Katechismusunterricht aus unserem Plane aus und wird der Kirche anheimgestellt.

Selbstverständlich wird den Familien, denen der kirchenfreie Religionsunterricht der staatlichen Schule nicht paßt oder nicht genügt, die Freiheit gegeben, für ihre Kinder einen Ersatz in der Weise zu schaffen, wie es ihre Überzeugung verlangt. Die Gewissensfreiheit ist durch die Reichsverfassung festgelegt.

Aber darin geht sie einen Irrweg, daß sie als Regel nicht die staatliche Einheitsschule mit kirchenfreiem Religionsunterricht aufstellt, sondern die Gemeinschaftsschule, die einen falschen Namen trägt, insofern sie zwar die Kinder räumlich vereinigt, aber im Religionsunterricht spaltet. Eine solche Schule kann pädagogisch niemals als Ideal angesehen werden, sondern nur als Ausnahme in den Gemeinden, die konfessionell gemischt sind. So hat sich ja auch die Simultanschule, die jetzt Gemeinschaftsschule genannt wird, in Nassau, Baden und anderwärts entwickelt.

Diese Gemeinschaftsschule, auf welche die Verfassung schwört, ist nicht das Ergebnis einer pädagogischen Überlegung, sondern einer politischen Abmachung zwischen den beiden mächtigsten Parteien, welche die Geschicke des Deutschen Reiches in der Hand haben. Nach langen Kämpfen haben sie sich auf die Gemeinschaftsschule geeinigt. Die Sozialdemokratie wollte die weltliche, das Zentrum die konfessionelle Schule. Beides schließt einander aus. So mußte ein Kompromiß gefunden werden, bei dem jeder der Gegner doch zu seinem Ziel zu kommen hoffen konnte. Der Sozialdemokrat kann sein Kind aus dem Religionsunterricht abmelden; der Zentrumsmann aber sorgt dafür, daß der Religionsunterricht der Gemeinschaftsschule streng konfessionell erteilt werde, ja daß auch der Geschichtsunterricht davon erfaßt und die Lehrbücher danach ausgewählt werden. Die Reichsverfassung gibt in Art. 146, 2 und 149 die Handhabe dazu, daß die Kirchenschule des Mittelalters ihre Auferstehung feiert.

In Thüringen waren wir längst darüber hinaus. Die Trennung von Staat und Kirche hat uns die neue Verfassung gegeben. Das kann nicht hoch genug gewürdigt werden. Dafür hat sie aber die Bindung von Kirche und Schule, die allein vom katholischen Standpunkt aus gerechtfertigt werden kann, gebracht. Sie ist dem evangelischen Geist, der im allgemeinen Priestertum wurzelt, von Grund aus zuwider. Diese Bindung stellt sich der einzig richtigen Lösung für eine naturgemäße Erziehung, die an die großen Traditionen des edlen Schweizers Pestalozzi anknüpft, in den Weg. Sie eröffnet die Aussicht auf endlose Kämpfe. Als ob wir in Deutschland es nötig hätten, auch um Schule und Jugenderziehung sich noch besonders herumzuschlagen! Als ob uns nicht Probleme genug auf der Seele lägen, um deren Lösung der deutsche Geist sich abmüht.

Aber so muß es kommen, wenn politische Parteien Aufgaben lösen wollen, die der Pädagogik zustehen. Die Schule wird zu einem Handelsobjekt erniedrigt, und das Ergebnis ist nichts weiter, als eine große Halbheit. Das ist ein Stück der Tragik des Deutschen. Wie man ganze Arbeit in der vorliegenden Frage hätte machen können, habe ich kürzlich zu zeigen versucht. Wer etwas ausführlicher der Sache nachgehen will, den darf ich auf das Pädagog. Magazin Nr. 401 und 865 (Langensalza, Beyer & Mann) verweisen.

Warum aber wird hier ein Vorschlag gemacht, der auf die Einrichtung einer Einheitsschule dem Geiste nach hinausläuft? Das Einheitsschulsystem in bezug auf die äußere Gestaltung des deutschen Schulwesens haben wir uns auf der Reichsschulkonferenz erkämpft. Die innerliche, in sich geschlossene Einheitsschule als Erziehungsschule im wahren Sinne des Wortes hat die Reichsverfassung von

vornherein aufgegeben, weil es den betreffenden Politikern an Verständnis dafür fehlte mit Ausnahme der Zentrumsmänner, die aber nur eine Art von Erziehungsschule kennen, nämlich die streng katholische Kirchenschule, die vom freien evangelischen Standpunkt aus als überwunden gilt. Die Frage, die soeben aufgeworfen wurde, erscheint berechtigt, weil durch die Reichsverfassung die ganze Sache verfahren ist. Es ist nichts mehr daran zu ändern, so heißt es; also muß man sich zufrieden geben und das Beste aus der verfahrenen Angelegenheit herausholen, soweit es geht. Nein, die Reichsverfassung läßt zum Glück eine Hintertür im Art. 146, 2 offen. Da steht geschrieben: „Das Nähere bestimmt die Landesgesetzgebung nach den Grundsätzen eines Reichsgesetzes." Das Reichsgesetz mag ausfallen wie es will, so werden die einzelnen Länder darauf dringen, daß die religiösen Verhältnisse ihres Reichsteiles bei der Frage des Religionsunterrichtes bestimmenden Einfluß erhalten. Auf Thüringen angewendet bedeutet es: Der Thüringer Freistaat hat 95% evangelischer Bevölkerung. Es ist demnach ein Einheitsstaat, der die Einheitsschule als selbstverständliche Folgerung verlangt. Diese Einheitsschule soll kirchenfreien Religionsunterricht erteilen, wie dies schon vor der Revolution in einzelnen Landesteilen längst in Übung war. Die Freie Volkskirche Thüringens mit dem Sitz in Eisenach stimmt, den großen Überlieferungen des Landes folgend, dem zu und macht von ihrem Verfassungsrecht (Art. 149) keinen Gebrauch. Somit wäre für Thüringen der Schulfriede gesichert, wenn nicht die Thüringer Lehrerschaft sich durch den Beschluß des Deutschen Lehrervereins, die Gemeinschaftsschule als Regel anzuerkennen, gebunden fühlte und der Landeskirchenrat dieser Entscheidung sich angeschlossen hätte. Ihr widerspreche ich vom Standpunkte einer Pädagogik aus, die es ablehnt, sich von politischen Parteien bevormunden zu lassen.



Der höchste Acker · Von Helen Fidelis Butsch

Nun ruhn die Täler selig lenzgesegnet
und auch dem Berg ist tiefstes Glück begegnet:
Eh' er sich aufschwingt bis zum schmalen Grat,
lud er sich noch einmal mit sanftem Bücken
den letzten Acker auf den krummen Rücken.
Dort geht der Bauer an die späte Saat.

Kein Wölkchen schwimmt im großen Äthermeere,
und lichtumzüngelt vor der blauen Leere
reckt sich der Sämann, dunkel, wuchtig, groß.
Empfangend dient ihm die bezwungne Erde,
er wirft mit uralt heiliger Gebärde
den Samen aus in ihren offnen Schoß.



„Lasset alle Hoffnung hinter euch!"

Skizze von E. Toeche

Wenn das Festland wie ein unwirklicher Nebelstreifen am Horizont verblaßt, dein Auge nur graues Meer ringsum sieht, das in spitzen, unruhigen Wellen gegen die Schiffswand klatscht, und du müde wirst vom Schauen des immer Entstehenden und immer Vergehenden, dann scheint dir jene Insel, die in weicher Ferne dämmert, wie eine blasse Fata Morgana. Aber wenn du ihr näher kommst, siehst du, daß es kein Traum ist, denn der malt ausgleichender, liebevoller. Kalt-graues Gestein fällt in schroffen Flächen zur See, die um vorgeschobene glattgewaschene Felsbrocken tost. In seine Ritzen klammert sich kahles Gestrüpp, die trockenen Wurzeln kämpfen angstvoll mit dem Wind. Und um die Insel tönt es wie ein leises Schlürfen und Feilen, wie das Ticken einer Totenuhr. Das ist der Sand, der stetig herabrieselt von den Felsen, die Spalten ausfüllend, bis ein Windsturm ihn hinauswirft ins Meer. Kleine Kiesel springen hurtig mit hellem Klang herab, große Steine rollen langsam und reißen kleinere mit sich. Aber die Kleinen und die Großen, die Schnellen und die Langsamen — es ist nur eine Frage der Zeit, wann sie herabstürzen ins verderbliche Meer.

In dies feine Klingen, das in der hellen Luft zu zittern scheint, mischt sich das Brausen der Wellen, die in den Felsspalten die Luft zu dumpfer Klage pressen. Aber an der Ostseite senken sich die Felsen zu breitlicher Mulde, zwischen glatten Steinen wächst spärliches Gras, und Hühner scharren im scharf dünstenden Tang. Hier spült das Wasser wie sanft fließende Luft.

Kinder kommen gelaufen und blicken dem Schiff nach, ein paar Männer sehen von ihren Fischnetzen flüchtig auf. Keiner rückt zum Gruß die Mütze, alle haben sie auf den stumpfen Gesichtern den gleichen ernsten, teilnahmlosen Ausdruck.

Im Weiterfahren verschiebt sich das Bild der Insel. Oben auf einer kahlen Platte sieht man ein paar winzige Häuser auftauchen, so klein, als hätten sie sich vor dem Wind geduckt, so schief, als wüßten sie nicht recht, nach welcher Richtung sie umfallen wollen.

Dann wird alles undeutlicher in der zunehmenden Entfernung, wie ein Bild, von dem das Pastell abgefallen. Es wird weicher und verschwommener, und am Ende liegt es wieder da, wie du es zuerst vermeintest zu sehen: wie ein schöner, unwirklicher Traum. Und um dich her siehst du nichts als graue, unruhig zuckende Wellen.

Das war die Insel der Verbannten. Jetzt trägt sie schon lange den Namen eines versöhnlichen Heiligen, denn man will dort nicht mehr erinnert sein an die Zeiten der Vorväter. Und doch sind sie alle auf dieser Insel die Nachkommen jener Leute und tragen alle mehr oder minder das Kainsmal der Vererbung auf den Stirnen. Die Insel der Verbannten. Laß dich an meiner Hand in jene Zeit zurückführen, Lieber, und werde mir nicht gram über das, was ich dir zeigen will. Sieh, in uns allen ruht das Fühlen und Denken der uns vorangegangenen

Generationen, in unsern Taten äußert sich nur, was in uns liegt. Bedenke das wohl, Lieber. Wir wollen so gerne frei sein, zum wenigsten uns frei fühlen, nicht wahr? Und am Ende halten wir die Hand vor die Augen wie törichte Kinder und meinen, wir fühlen die Ketten nicht, wenn wir sie nicht sehen. Der Wahn ist unser Glück, und unser Glück ein Wahn.

* * *

„Lasset alle Hoffnung hinter euch, ihr, die ihr hier eintretet!“ Das war müßig zu sagen, denn wer hierher kam, hatte gar keine Hoffnung mehr zu verlieren. Und doch, als sie, die Verbannten, die Ausgestoßenen, diese Insel sahen, diesen im grauen Meer verlorenen Felsen, schien er ihnen noch hoffnungsloser, als es in ihnen selber ausschaute. Das will viel sagen. Nicht wahr, das war fast ein kleiner Trost. Hier also sollten sie in schwerer, wenig fruchtender Arbeit zur Einsicht gelangen, daß sie die eine Hälfte ihres Lebens dazu benutzt, die andere elend zu machen. Und immer, wenn wieder ein Schiff mit Verbannten auf die glatten Strandsteine fuhr, saß Olaf Olasson auf dem kleinen, spitzigen Fels, der einen Kragen aus Seetang und salzigem Schaum hatte, ließ die dürren Beine herabhängen und hielt die Fäuste wie ein Fernglas vor die Augen. Wenn die Gefangenen sich drängten, als könnten sie nicht schnell genug in dies Elend kommen, hörten sie seine hohe, alberne Stimme: „All verspielt, oh, all verspielt!“ Durch seine Hände sah er sie neugierig an, bis einer ärgerlich kleine Steine nach ihm warf. Die meisten aber achteten seiner nicht. Sie liefen die Felsen herauf und streckten die Glieder nach der langen Seefahrt. Ja, was war das? Die ersten hielten in ihrem stürmischen Lauf inne: Da lag ja schon wieder vor ihnen das Schiff, das sie soeben gebracht. So klein war die Insel? Und sie umspannten mit ihren Augen die Felsen und Platten, das graue Meer ringsum. Langsam trat in sie ein qualvolles Verstehen. Ein Bursche warf sich in das gelbe Gras und brüllte auf in Verzweiflung. Olaf Olasson sah ihn von seinem hohen Sitz herunter an. Er war still geworden. —

Der Aufseher war ein großer, stämmiger Mann, dessen Erscheinung nicht passen wollte zu dem kleinen, halb freundlichen, halb mitleidigen Lächeln, das immer um seine Mundwinkel zuckte. Es gab ihm etwas Überlegenes, wie es ein Lehrer seinen Schülern gegenüber hat. Man haßte ihn anfänglich, denn er verkörperte hier das, worauf sich aller Haß konzentrierte. Die Regierung hatte ihn gesandt, das war genug.

Er sah ihre drohenden Blicke, ihr widerstrebendes Folgen. Als ihm einer aber den Gehorsam weigerte und er auf ihm bestand, ballte der Mann seine Fäuste und kam langsam auf ihn zu. Die andern bildeten einen Kreis, und der Aufseher sah es ihren Augen an, daß sie alle im Einvernehmen waren. Er wich keinen Schritt zurück, verschränkte die Arme und sah dem Angreifer ruhig entgegen: „Ich weiß wohl, was ihr im Sinn habt, Leute. Ich kann es euch nicht einmal verargen. Aber sagt selber, welchen Nutz hätte euer Tun? Man sendet euch von drüben meinen Nachfolger, der läßt die Mörder an die Felsspitzen aufhängen und sitzt mit größter Strenge über euch alle zu Gericht. Denn wohin wollt ihr entfliehen?“

Die Leute waren langsam zurückgewichen. In ihren Augen, mit denen sie das weite Meer abmaßen, lag etwas Hilfloses. Der Aufseher sah es. Er griff eine Schaufel auf und begann eifrig zu arbeiten; da kam der Widersetzliche und nahm ihm schweigend das Werkzeug aus der Hand.

Nach und nach verband Aufseher und Gefangene ein fast freundschaftliches Verhältnis. Er hatte dasselbe Elend zu erdulden wie sie alle. Aber keiner hörte ihn je klagen. Er ließ sie aus den Felssteinen kleine Häuschen bauen, das seinige war nicht größer als das der anderen. Er gab dem Schiff, das in gewissen Zeiträumen Proviant brachte, den Auftrag, Holz zu bringen, und leitete an, wie man einfaches Hausgerät daraus herstelle. Immer sorgte er für Arbeit, sonst, das wußte er, bräche der Wahnsinn aus. So ließ er eine starke Mauer ziehen gegen die Brandung an der Nordseite. Als sie beendet, gönnte er einen Tag Ruhe, um sie abbrechen und von neuem aufbauen zu lassen. Die Männer waren willig, sie verstanden gut, warum er so handelte. Und er tat ein weiteres. Nach Ablauf dreier Jahre schrieb er an das Ministerium und bat, zu gestatten, daß Frauen und Kinder der Verbannten nachkommen dürften. Es war ein frostiger Oktobermorgen, als ein großes Segel hart auf die Steine der Insel fuhr. Und weinend stiegen Frauen und Kinder ans Land.

Als nach zehn Jahren der Aufseher zurückberufen wurde, drängte man sich um ihn, und die Weiber schluchzten, bis auch die Kinder anfingen, leise zu weinen. Oben aber auf den Klippen standen die Männer und sahen mit weiten Augen zu, wie das Schiff am Horizont verschwand. Keiner sprach ein Wort.

Der neue Aufseher fand seiner Meinung nach vieles zu bessern, was sein Vorgänger scheinbar übersehen hatte. Seine scharfe Stimme klang überall, und die Männer begannen zu murren. Ein paar Monate mochten so verstrichen sein, als am Horizont ein weißes Segel aufblendete. Erst beachtete man es nicht, aber um Mittag stürzte Olaf Olafson, der für die Arbeit untauglich befunden war, in den Kreis der Arbeitenden und schrie mit zeternder Stimme: „Es hält auf uns zu, das Schiff! Bei Gott, es ist schon ganz nah." Die Männer warfen das Werkzeug hin und liefen zum Strand, Olaf Olafson kletterte auf seinen spitzigen Felsen und hockte da oben wie eine graue Spinne. Das große Boot fuhr rauschend auf, und eine Welle schwappte über die Füße der Neugierigen. Ein paar Weiber kreischten auf. Von oben herab kam der Aufseher gelaufen und knöpfte sich noch in Hast seine Uniform zu. Er stieß sich durch zum Schiff und half einem jungen Mann in städtischer Tracht, mit Augenglas, aus dem Boot. Er sah recht bleich aus, und auf den Gesichtern seiner Schiffer lag ein heimliches Lächeln. Schwer stützte er sich auf den Arm des Aufsehers und fragte sogleich nach der Amtsstube. Man führte ihn in ein Zimmer, warf Frauen und Kinder hinaus und schloß die Tür. Draußen standen die Leute atemlos. Gegen Abend kam der feine Herr wieder in Begleitung des Aufsehers und mehrerer Dorfältester heraus und stieg vorsichtig in sein Boot. Das Segel rauschte auf, er hüllte sich in warme Decken, und das Boot glitt fort in der Dunkelheit, als hätte die Tiefe es jählings hinabgerissen.

Die Leute aber hörten: Es sei ein Kommissionär hier gewesen, mit einem Gnadenerlaß anläßlich der Thronbesteigung des neuen Königs, der alle begnadige.

Sie mögen hinziehen, wohin immer sie es wünschten. Wer aber auf der Insel bleibe, erhalte untengenannte einmalige Gratifikation vom Staat.

Ein paar Frauen schluchzten. Die Männer standen mit blassen Gesichtern. Nach einer Woche wurde der Aufseher zurückberufen. Er nahm die Meldung mit, daß alle die Gratifikation angenommen. Wozu sollte man auch ein Elend verlassen, nur um es mit einem andern, vielleicht noch größeren zu vertauschen?

* * *

So gingen die langen Jahre. Über die sandigen Gräber unterhalb der Nordklippen wehte der kalte Seewind. Huh! da fuhren die Hügel auf. Und der Sturm wirbelte und tanzte, und warf den Sand zum Meer hinab. Es war zur Zeit, als Tim Kröge Dorfältester war. Als die Männer beim Netzflicken saßen, stand er auf und wies auf den wirbelnden Sand. Man solle alle Boote der Insel rüsten und Erde holen, Erde vom Festland. Schöne, feuchte, braune Erde. Seine Hände faßten schwer in die Luft, als fühlte er sie in Gedanken. Einen Teil wird man auf den Friedhof streuen, ja man wird daraus kleine Hügel wölben wie auf dem Festland. Warum soll man hier auch im Tode im Nachteil sein? Tim Kröge wurde lebhafter. Und den andern Teil der Erde soll man unter den Südklippen aufschütten, und kleine Obstbäume wolle man pflanzen. Ja gewiß! Tim Kröge gab allen vom Überfluß seiner leeren Hände.

Am andern Morgen fuhren die Männer mit tiefen Kähnen und knarrenden Segeln in See. Am Abend des dritten Tages kehrten sie heim. Wenn die braunen, schweren Schiffe knirschend auf die Strandsteine fuhren, drängten die Weiber heran, als schauten sie köstliches Gut, und witterten in der Luft, daß es nach Erde roch, nach Erde, wie sie das ferne Land trug. Sie kamen mit Schaufeln und Körben, Tim Kröge wies sie an, die Hälfte zum Friedhof, die andere zu den Südklippen zu tragen. Man drängte sich bei der Arbeit, alle wollten beim Garten helfen, nur einige wenige wölbten kleine, feste Hügel über den Toten im Sande und legten Muscheln darauf, in Ermanglung von Blumen.

Schon in dämmernder Frühe war man wieder in den Klippen. Männer und Weiber trugen die schweren Erdsäcke keuchend hinauf und achteten nicht der glühenden Sonnenstrahlen. Gegen Mittag kam das letzte Boot, und Lutz Mens und Pier Stens trugen kleine Obstbäumchen ans Land, die der Wind auf der langen Meerfahrt zerzaust hatte. Und wieder waren es die Weiber, die herandrängten und mit ihren großen Händen behutsam die kleinen, ängstlichen Blätter berührten. Als aber Karel Karlsen in seinen Armen ein paar Rosenstöckchen zeigte, war man so bewegt, daß Jute Petra anfing zu lachen. Wahrhaftig, Jute Petra lachte! Und als die andern das sahen, lachten sie auch. Aus den Häusern kamen die wenigen gelaufen, die nicht schon am Strande waren, und sie huben ein ungewohntes Lachen an, das die Felsen zurückhallten. In einem der elenden Häuser richtete sich eine kranke Frau auf und fragte ihre Töchter: „Was klingt da so? Es ist wie Lachen!“

So glücklich war man.

Als die kleinen Bäumchen gesetzt werden sollten, ergab es sich, daß die Erde noch nicht tief genug war. Aber man wußte sich Rat. Man festigte in dem steinernen

Grundboden Pfähle, und daran knüpfte man die Stämmchen. Sie fuhren angstvoll im Winde hin und her, dann hingen sie ermattet an den Stricken. Jeder häufte noch einmal sorglich die Erde um sie, alte Feinde gaben sich die Hand und meinten, es sei ein glücklicher Gedanke von Tim Kröge gewesen, Freude auf die Insel zu bringen.

Über Nacht aber erhob sich ein Sturm. Die Leute in ihren Häusern lauschten angstvoll. Als der Morgen dämmerte, eilten sie hinaus. Der Friedhof mit den sorglich gerichteten kleinen Hügeln war unverändert. Ein paar lose Rosenblätter drehten sich im Winde. Man eilte hastig weiter. In den Felsspalten murrte noch der Sturm wie ein spielmüdes, gähnendes Kind. Die Erde war fortgeweht ins Meer. An den Stöcken hingen wie arme Gehängte welke Bäumchen, ein Rosenbaum wirbelte wie ein Gespenstchen über die Klippen dem Meer zu. Die Leute standen schweigend, mit stumpfem Blick. Aber Olaf Olasson klatschte sich auf die spitzen Kniee, tanzte herum und lachte: „All verspielt! All wieder verspielt!“ Da heulte Karel Karlson auf und warf ihn mit einem Stein. Olaf Olasson sah, daß all die stillen Leute mit einemmal wütende Feinde geworden. Er rannte schreiend, mit klappernden Schuhen seinem Hause zu. An der Ecke stand ein schmächtiger halbwüchsiger Junge, der faßte des Alten Hand und zog ihn schnell mit sich fort.

Die andern waren lange umgekehrt. Was sollten sie auch dem blöden Alten nachrennen? Und am Ende hatte er recht mit seinem Lachen. Was sollte ein Rosengarten auf dieser Insel?

So trugen sie schweigend den letzten Rest Erde an eine kleine, geschützte Felsecke und säten sättigenden Hafer darauf.

* * *

Ja, Olaf Olasson, du warst mählich zum Gespött der Jugend geworden. Sieh, Alter, die Jungen wollten doch auch etwas zu lachen haben. Wenn man im Wirtshaus die Männer zählte, übergingen sie dich. Saßest du aber oben auf dem kleinen, spitzigen Fels — dein Umriß hob sich so grotesk vom gelblich-grauen Himmel ab! — und hieltest die Fäuste als Fernrohr vor die Augen, als spähtest du nach Schiffen, die doch nie kommen würden, dann warst du die Lust der Jungen; sie tanzten um dich und kamen dir immer näher, bis du mit greinendem Munde heimhastetest. An der Wegecke oben am Dorf aber stand immer der blasse, halbwüchsige Knabe, der des Alten Hand faßte. Wie liefen sie so schnell, dies wunderliche Paar! Und wandte der Knabe im Laufe hastig den Kopf, so stand in seinen seltsam großen Augen, die nicht zu dem schmalen Gesicht passen wollten, eine wilde, gleichsam verhetzte Angst. Langsamer wurden sie beide erst, wenn ihnen aus einem der letzten jämmerlichen Häuser ein Kind entgegentrat, ein Mädchen mit schönem, fast südlichem Antlitz und dunklen Augen, die verächtlich blickten:

„Seid ihr wieder gelaufen vor den kleinen Mücken, Ahn Olasson und Sven Svenson?“

Der Alte war kichernd ins Haus geschlüpft, der Knabe stand unschlüssig und wandte sich dann hastig zum Gehen. Da aber rief sie ihm nach, und ihr kleines Antlitz bekam einen weichen, fast liebevollen Ausdruck: „Nun, Sven Svenson, willst du nicht zum Abend hier bleiben? Weil du doch wieder gelaufen bist mit

dem Ahn?“ fügte sie leise lachend hinzu, als wolle sie dadurch dem glücklichen Zug ein wenig wehren, der seine Mundwinkel vertiefte. Ja, er lachte ein leises, frohes Lachen, denn wie konnte Yelle Braan es wissen, daß er nur darum täglich auf ihren Ahn wartete, trotz seiner bangen Furcht vor den wilden Knaben.

Ja, nun war Sven Svenson sehr glücklich. Wenn der Alte in seinem Winkel ein wenig eingedämmert war, räumte Yelle das Essen beiseite, und nun kam das Schönste. Sie schob das kleine Fenster auf. Über dem Meere leuchteten die Sterne in winterlicher Reinheit. Am Horizont zog sich ein blasser grünlicher Streifen, als dämmerte dort etwas Unwirkliches, unsagbar Schönes, bang Geahntes.

Die beiden Waisen, der große Junge und das kleine Mädchen, saßen schweigend. Vom Ofen klang das Schnarchen des Alten. Yelle hatte den Kopf in die Hände gestützt.

„Nun erzähle, Sven Svenson!“ Der Knabe zog aus seiner Tasche ein kleines Rohr mit sorglich eingefügten dicken Glasscherben — er hatte es mit unsäglicher Mühe und Geduld gefertigt — und richtete es auf die Sterne. Sie nahm es aus seinen feinen Händen und sah schweigend hindurch. Es war ihr, als kämen die Sterne näher, als erfüllte ihr kalter Glanz die arme Stube. Der Knabe erzählte. Er sprach mit leiser Stimme, kluge Beobachtungen und schweifende Phantasien. Er erzählte, wie glücklich die Menschen auf jenen Sternen seien.

„Glücklich? Ganz glücklich, Sven?“ fragte das Mädchen zweifelnd.

„Ja, ganz glücklich, Yelle. So glücklich wie ich jetzt“, fügte er leiser hinzu.

Sie aber achtete seiner Worte nicht mehr, ihre starren Augen suchten den ungewissen Glanz der Sterne. — —

Aber es kam ein Abend, da sie ihn bat um das kleine Sternenglas, daß er die Hand leer aus der Tasche zog.

„Wo hast du das Rohr, Sven Svenson?“ Da sprach er mit zitternden Lippen: „Holger Holgerson, der Starke, sah mich am Strande damit stehen. Er entriß es mir und lachte: ‚Gib acht, daß du beim Sterngucken nicht stolperst über die Erde.‘ Er sah hindurch und warf es mir zu: ‚Es taugt nichts, Sven, wie kann es auch taugen!‘ Ich wollte es fangen, da stellte er mir den Fuß, daß ich im harten Fall das Glas zerbrach.“

Das Antlitz des Mädchens war seltsam hart geworden. „Warum ließest du es dir auch entreißen?“

Sein Mund bebte: „Ich konnte nicht anders, Yelle, ich konnte es nicht!“ Er hob seine zitternden, feinen Hände. Sie aber wandte sich unmutig ab.

* * *

So gingen die Jahre. Sie schlichen dahin, wie ein Strom sich wälzt im flachen Land, grau und farblos. Wenn aber der Sturm des Frühlings über die Klippen toste und das graue Wasser um die Blöcke schäumte, dann trat wilde, gierige Sehnsucht in die Augen der Jungen, jene harten, durchdringenden Augen, die vom Wind gleichsam hell geschliffen waren. Sie dehnten die starken Glieder wie junge Vögel, die die Kraft ihrer Schwingen fühlen. Warf dann ein Schiff, von den Stürmen genötigt, Anker in der kleinen Felsenbucht, deren Wasser so klar war wie fließende Luft, dann hatte der Kapitän Mühe, sich der starken Knaben

zu erwehren, die das Schiff fast stürmten. So gingen viele, Holger Holgerson, Piet Sven, Njar Njarson und andere; kamen sie zurück nach langen Jahren, waren sie meist stille, harte Leute geworden, die wenig von dem, was hinter ihnen lag, sprachen. Aber nicht alle kehrten heim, nicht alle. — —

Sven Svenson war geblieben. Er war nicht tauglich zu schwerer Arbeit. Aber Lars Larson, der Schlaue, nahm ihn zu jedem Fischfang mit, denn er wußte, daß er dann reicher Beute sicher war. Sven Svenson sah aufmerksam in das klare Wasser, lotete und suchte den Grund mit einem Schöpfbecher ab. Dann riet er, wo man fischen sollte, und der Alte fügte sich ohne Gegenfrage. Er zeichnete die Strömungen des Wassers, die schon so vielen verderblich geworden, und hing die Karte in der Amtsstube auf. Er verbesserte die Segel und stellte andere Netze. Man gewöhnte sich daran, ihn um Rat zu fragen, war man aber unter sich, schüttelte man den Kopf um diesen seltsamen Träumer.

Im Herbst fuhren die Männer zum Land, um Proviant für den langen Winter zu holen. Sven saß am Steuer und sah aufmerksam in die strömenden Fluten.

Daheim breiteten die Schiffer ihre Einkäufe schon am Strande aus, und die Weiber drängten heran, prüften Stoffe und Korn mit harten Fingern, feilschten und unterboten sich. Sven Svenson rückte zum Gruß kaum die Mütze, nahm zwei schmale Kästen unter den Arm und ging einsam seinem Hause zu.

Als aber in den Kästen voll feuchter Erde, die er sorglich in seiner kleinen Stube wahrte, die ersten Keimchen und dann blasse Blüten sich zeigten, wurden seine Wangen rot vor Freude. An einem frühen Sonntagmorgen brachte er sie Yelle Braan. Wie sie die kleinen roten Blumen in die Sonne stellte und freudig in die Hände klatschte, trat in seine stillen grauen Augen unermeßliche Glückseligkeit. Als sie ihm aber die Hand reichte zum Dank, stand doch in ihrem Antlitz etwas wie leises Erstaunen über die Wahl seiner Gabe.

Lieber Sven Svenson, mir ist angst. Was sollen deine Blumen auf dieser Insel?

* * *

Es war an jenem Abend, als Holger Holgerson, der Starke, heimkehrte. Das russische Schiff, das ihn gebracht, lag vor den Felsen verankert und riß leise an der Kette, als fürchte es die glatten Blöcke. Vor der Schenke standen die Leute und sprachen mit den Matrosen, eine Balalaika klang schluchzend. Den Mädchen zuckten die Füße, die Männer legten den Arm um ihre Hüften und begannen schwerfällig zu tanzen. Es war eine langsame Fröhlichkeit. Sven Svenson stand neben Yelle Braan, und sie hatte gewilligt, mit ihm zu tanzen. Er stand und wartete ängstlich, daß der Kreis der Tanzenden leerer würde. Da setzte Holger Holgerson sein Glas hin. Aller Augen richteten sich auf ihn, denn er war stark und schön gebaut, und sein kühner Kopf saß auf einem gewalttätigen, gedrungenen Cäsarennacken. Und so trat er vor Yelle und legte den Arm um sie. Sie wandte sich nach Sven und sah ihn stehen in seinem alten angstvollen Lächeln um zitternde Lippen. Da legte sie sich fester in Holgers Arm, und es schien Sven, als tanze sie wilder wie die andern. Er sah auch das Lächeln Holger Holgersons, wenn er beim Drehen das junge Weib an sich preßte und sie es geschehen ließ.

Da wußte er, daß alles verloren war, und wandte sich ab, und eine große Traurigkeit stieg in sein Herz. Und als sie im andern Mond Holger Holgersons Weib wurde, verließ Sven Svenson am grauenden Morgen die Insel.

* * *

O, wie lag der Nebel dicht über der Felseninsel! Wie ein grauer Vorhang hing er vor den nassen Klippen, zwängte sich wolkig in die Spalten und Ritzen, kroch am Boden wie luftige Wellen des Meeres, schwer vom strömenden Regen. Der Sturm zerriß für einen Augenblick die dichten Schwaden, der Himmel leuchtete grünlich, und hastende schwarze Wolken verschleierten den Mond. Die matten Lichter in den Häusern schienen Lichtscheiben ohne Lichtkern. Dann war das Ganze wieder wie ein Spuk verschwunden, nur quirlende Nebel und schwarze Nässe.

Die Wellen tosten gegen die Klippen und preßten die Luft zu schrillem Pfeifen. Sie sanken seufzend zurück, um neu zu entstehen. Der Sturm griff die Schaumflocken und warf sie über die Felsen, der weiße Gischt hing an den Steinen, bis er sich in formlose Nässe löste.

Gegen Abend lief ein schwedisches Frachtschiff mit gebrochenen Masten in die Bucht. Eine Welle hob es und warf es ungestüm auf die Strandsteine der Insel.

Und an jenem Abend sah Sven Svenson Yelle Holgerson wieder nach langen Jahren. Er sah sie gegen den Sturm ankämpfend die enge Gasse heraufkommen, nun mußten sie aneinander vorüber. Da blieb sie mit leisem Aufschrei stehen, denn sie erkannte den Mann, der vor ihr stand, und mit düsteren Augen auf sie niedersah. Er rang nach Atem. „Gib mir den Weg frei, Sven Svenson!“ hörte er ihre leise Stimme. Da faßte er ihren Arm, und sie sah, wie seine Augen brannten: „Warum tatest du mir das, Yelle Holgerson?“ Sie war zurückgewichen. „Warum ließest du es geschehen, Sven Svenson?“ Er beugte sich über sie, um ihr Antlitz zu sehen; es war still und abgehärmt, wie von ungeweinten Tränen. Da trat er zurück, und ein Stöhnen erzitterte seinen Körper, so gewaltig, daß es ein Schrei wurde, den der Wind auffing und lachend gegen die Felsen warf. Und als er sich wandte, sah er, daß er einsam stand.

In der Schenkstube saßen die Männer. Durch die kleinen Fenster fiel das Licht und spiegelte sich glitzernd auf den nassen Steinen. Drinnen roch es nach Wolljacken und Ölstiefeln, an denen noch perlmutterfarbene Fischschuppen hingen. Der Qualm der Tabakspfeifen zog in Schwaden um die blakende Öllampe, alles schien in blauen Dunst gehüllt, als blicke man in einen blinden Spiegel. Auf den Tischen lagen schmutzige Karten in den nassen Ringen der Schnapsgläser.

Niemand sah auf, als Sven Svenson eintrat. Ein heftiger Windstoß fuhr durch die offene Tür, die Lampe begann in ihren Ketten stark zu schwanken, ihr Licht hüpfte auf und nieder und warf tanzende Schatten. Man begrüßte den Eintretenden, indem man auf der Bank zusammenrückte; lieber Gott, was machten die paar Jahre Abwesenheit. Man fragte ihn wenig, er antwortete noch weniger. Nur Lars Larson, der Schlaue, tippte ihm mit krummem Finger auf den Arm und fragte, ob er wieder mit ihm fischen wolle. Sven nickte gleichmütig, der Alte zog sich mit mimmelndem Mund hinter sein Glas zurück. Der Wirt kam und stellte vor Sven eine brennend gelbe Flüssigkeit, seine große Gestalt schien in dem Qualm

riesenhafte Umrisse anzunehmen. Sven leerte das Glas und schob es ihm wieder über den klebrigen Tisch zu. Dann ließ er sein Auge langsam über die Männer schweifen. Es blieb auf Holger Holgerson ruhen und nahm einen seltsam starren Ausdruck an. Der andere sah es nicht. Er hatte vor sich ein Häufchen Geld und schmutzige Karten. Ein paar Männer umdrängten ihn, er wehrte den Zudringlichen mit zornigem Stoß. Der Wirt füllte sein Glas, aber des Trunkenen Hand stieß es um, daß die gelbe Flüssigkeit das Geld überschüttete und langsam zu Boden tropfte. Es war eine erstickende Luft.

Wieder schwankte die Lampe heftig, der Mann, der eintrat, zog die Tür nicht zu, sondern ging auf Holger Holgerson zu und sagte ihm leise ein paar Worte. Der Wind klappte die Tür nach außen, der Regen fuhr in schrägen Streifen in den Raum, ein paar Karten fielen blätternd zu Boden. Holger Holgerson hatte einen Fluch ausgestoßen. Er erhob sich schwerfällig und taumelte zur Türe. Sven Svensons Gesicht war erbleicht. Er sah draußen Yelle Holgerson, sah, wie der Mann mit schwankenden Schritten auf sie zustürzte und sie ins Gesicht schlug. Sie zuckte kaum, zog ihr kleines Tuch fester um sich und ging langsam in die Dunkelheit zurück. Als Holger am Tische Svens vorbeitaumelte, fuhr der Trunkene zurück. Er hatte in die Augen Svens gesehen und darin gelesen. Nur einen Augenblick, dann hatten sich diese Augen wieder abgewandt und zeigten den alten scheuen Ausdruck.

Holger Holgerson hielt von neuem die Karten in zitternden Händen. Wieder zuckte die Lampe auf, so heftig, daß sie erlosch und süßlichen Geruch verbreitete. Sven Svenson hatte den Raum verlassen.

* * *

Gegen Morgen hatte sich das Wetter geklärt; nur ab und zu seufzte noch ein Windstoß auf wie in großer Ermattung. Die Luft war so rein, daß alles wie durch ein scharfes Glas gesehen schien. Am Himmel zogen flüchtige Wolken, wie auf lichtem Porzellan gemalt, dazwischen schimmerte ein Blau von fast flüssiger Klarheit.

Und Sven Svenson saß im Boot Holger Holgersons und wartete.

Es lag weit draußen, schon außerhalb der Bucht verankert, ein Schiff lag hier neben dem andern. Holger Holgersons war das letzte, man konnte es nur erreichen, indem man von einem Boot ins andere sprang. Dann klatschte das Wasser in spitzen Wellchen an die Schiffswand, tsch — tsch — und der Bug hob sich und riß an der fesselnden Kette. Sven Svenson hatte sich hinter die Tonnen und Stricke gelegt, mählich beruhigten sich die kleinen, aufgeregten Boote, und alles war wie zuvor.

Die Wellen schwemmten träge wie gesättigte Raubtiere über die großen, schleimigen Steine im Meer, und sanken sie seufzend zurück, richtete sich zitternd das feine Seegras darauf wieder in die Höhe. Ein wenig Schaum warfen sie auf den spiegelnassen Stein, er zerrann kräuselnd und platzte in kleinen Blasen. Die Männer kamen und sahen nach ihren Booten. Sven Svenson barg sich dichter hinter den Tonnen. Ein Segel fuhr aufrauschend in See, der Mast knarrte, und die Stricke klatschten in der frischen Brise ans Holz.

Und Sven Svenson saß und wartete.

Die Sonne stieg höher. Ihre Strahlen küßten das kalte Wasser warm und ließen es blendend aufblitzen. Sie durchflimmerten die heiße Luft und machten die Augen schmerzen. In ihnen löste sich das Salz des Meeres zu einem bitterkräftigen Duft auf. Hühner scharrten im dünstenden Tang des Strandes.

Und Sven Svenson saß und wartete.

Die Sonne sank, und ihre Strahlen flimmerten noch grünlich am Horizont, als schon der Schein der ersten Sterne dagegen ankämpfte. Es war jene tote Stunde, in der kein Licht und keine Finsternis ist. Immer noch klatschte das Wasser in leidenschaftslosen, langsamen Wellen über die Steine, und wenn es zurücksank, richtete sich das feine Seegras zitternd wieder auf.

Und Sven Svenson saß und wartete.

Dann kam Holger Holgerson.

Seine Gestalt wuchs gegen den grünlichen Himmel ins Ungeheure. Er stieg langsam über die Boote, die unter der starken Last schwankten. Sein Antlitz war gerötet, seine Augen blickten trunken. Schwerfällig stieg er in sein Schiff, und Sven Svenson sah dicht vor sich die kühne, große Gestalt. Der Trunkene bückte sich suchend. Da sprang der andere auf und stieß ihn so heftig, daß er ins Wasser taumelte. Er schlug mit den Armen um sich, und suchte das Boot zu erreichen. Aber da stand Sven Svenson mit gepreßten Lippen, eine angstvolle, starre Erwartung im Antlitz, und wehrte es ihm. Das dunkle Wasser riß den Ermattenden hinab.

Der andere sah mit wilden Augen in die Tiefe. Dann schlich er leise wie ein Dieb über die Boote dem Lande zu. Tsch — tsch! machten sie unwillig. Aber dann war alles still wie zuvor. Nur die Wellen klatschten über die Steine.

* * *

Am Morgen fuhr Sven Svenson mit Lars Larson in See. Der Fischzug war glücklich, und der Alte achtete so kaum auf seinen stillen Begleiter. Erst gegen Abend kamen sie heim.

Sven irrte in den Felsen umher, im dämmernden Morgen schlich er durch die leere Gasse vor Yelle Holgersons Haus, ohne Willen mehr. Ein Lichtscheinchen fiel durch die Türspalte. Da hielt er schon die Klinke in der Hand. Ein paar Talglichter kämpften mit sterbender Dunkelheit, ihr fader süßer Geruch zog durch den Raum. Auf grobem Bett lag der Tote, seine Faust lag schwer auf der breiten Brust, und es deuchte Sven, als sei der kühne Mund in höhnender Verachtung verzogen. Vor ihm aber kniete Yelle Holgerson, sie betete nicht, sie sah nur in des Toten Antlitz.

Ein kalter Luftzug fuhr durch die offene Tür. Sie schrak zusammen und wandte das Haupt und sah Sven Svenson mit verblichenem Antlitz. Seine Augen brannten düster wie im Wahnsinn. Da wußte sie, daß er der Mörder gewesen. Und sprang lautlos auf und schlug ihm mit der Faust ins Gesicht.

Da ging Sven Svenson hin und erhängte sich. — —

* * *

Man begrub sie Seite an Seite. Man wußte nichts von einem Armesündergrab, man mußte sparsam sein mit dem Raum. So legte man auf Holger Holgersons Hügel ein Kreuz, und Sven Svensons Grab machte man dem Erdboden gleich. Der Dorfälteste sprach ein Gebet, wie Fischer es auf hoher bedrängender See sprechen. Er sprach von Sturm und Wellen und Hoffnung auf den gerechten Gott. Und die Leute umdrängten den Beter und Holger Holgersons Hügel. Und sie merkten es nicht, daß viele auf einem frischen Grab standen.

* * *

Die Männer kamen vom Friedhof. Sie spähten in die Brandung und zum blendenden Himmel.

„Mit wem wirst du nun fahren, Lars Larson?"

Der Alte zuckte die runde Schulter und blickte gleichmütig. „Nun, mit Lutz Lem. Der oder Sven Svenson — das ist doch einerlei."

Und sie nickten und gingen langsam ihren armen Häusern zu.



Nähe der Toten

Von Rudolf Paulsen

Liegt das Haus gehegt am Rande
Eines Kirchhofs, und der Turm
Fester Kirche überm Lande
Wahrt das Haus vor Herbstes Sturm.

Nord vorm Hause ruhn die Toten,
Süd vorm Hause spielt das Kind;
Wie ein Schiff, das Meer zu loten,
Liegt das Haus im halben Wind.

Daß das Haus ein Segel hätte
Und im Sturm nach andrer Au,
Los von seiner Ankerkette
Führe, wünscht die junge Frau.

Allzu nahe sei die Nähe
Vieler Särge für den Sohn:
Wenn er aus der Wiege sehe,
Sehe er die Kreuze schon.

Junge Frau, du sollst nicht bangen,
Freundlich ist und froh und gut,
Wer, wo Gräberbäume hangen,
Vom Verlangen frühe ruht.

Wem die Gräber nahe stehen,
Wer die Toten nicht verhöhnt,
Der kann ohne Grauen gehen,
Mit dem Tode vorversöhnt.

Tote, die im Lebensglauben
Starben, ruhen nord vorm Haus;
Süd vorm Hause reifen Trauben
Vor den Fenstern, schau' hinaus!

Junge Mutter, wie dein Knabe
Nun an Gräbern, nun beim Blut
Junger Trauben spielt, so habe
Glauben du: so wächst er gut.



Hausbuch

Heimgedanken von Friedrich Lienhard

(Fortsetzung)

Niederlagen

Kann ein irgendwie edles Gemüt auf die Dauer Groll beherbergen? Es ist mir undenkbar. Andauernder Groll ist Unnatur und beschwert die Seele, wie Schneelast widernatürlich eines Baumes Zweige nach unten drückt. Wenn die Masse abfällt, hebt sich der Zweig in seine natürliche Richtung zurück: dem Lichte zu.

Doch anders steht es um das sachliche Ergebnis eines Grolles oder ähnlicher Gemütserschütterung. Wenn man Unwert einer Person oder Unrecht einer Sache erfaßt und die Kränkung verarbeitet hat, so bleibt in uns eine Wirkung. Es hat sich Klärung und aus der Klärung eine Stellungnahme vollzogen. Man mag zwar, aus starker Liebeskraft heraus, siebenundsiebzigmal vergeben — aber nicht siebenundsiebzigmal vergessen.

Wir müssen auf unserem Lebenswege manche Einwirkung widriger Menschen oder Schicksale erdulden und verarbeiten. Das Unverdauliche scheiden wir aus, das Wertvolle der Erfahrung behalten wir als Gewinn. Es ist seelischer Stoffwechsel. Wir wollen uns nicht davon ausschließen — auch nicht von Niederlagen.

Erst wenn uns eine Reihe von Niederlagen den Mut nehmen würde, so daß wir nicht mehr Kämpfer, sondern Erschlaffte wären: dann freilich wäre die Lebensschlacht verloren. Dann hat Mephisto gewonnen. Dann liegt Faust stumpf und dumpf auf dem Faulbett, stirbt den Strohtod und wird von keinen Engeln oder Walküren ins Lichtland der Vollendeten emporgetragen.

So ward mir das Schicksal, das sich in das Wort „Elsaß" ballt, eine schwere Niederlage. Ich bin nicht nur verbannt: auch unsre deutsche Sache ist besiegt. Doch hierin verzeichnet die Geschichte ein bedeutendes Vorbild: den ehernen Dante in Ravenna, jenen Vorkämpfer für Kaiser und Reichsgedanken, jenen Seher und Sänger, der zur himmlischen Heimat den Aufstieg fand, als ihm die irdische geraubt war.

Eine zweite Niederlage war mein unnützer Kampf gegen das materialistische und internationale Literatentum Berlins. Elsaß ward französisch; und Berlin — ist mehr als je Berlin.

In meinem Notizbuch findet sich folgender Seufzer:

Ich habe mein Elsaß beschworen
Dem Deutschtum in manchem Gebet —
Die Westmark ward verloren,
Ich hab' umsonst gefleht.

Ich wollte Berlin erobern
Dem Geiste deutsch und klar —
Auch dies mißfiel den Obern:
Berlin ist, was es war.

Nun bau' ich in Deutschlands Mitte
Des Herzens heil'gen Hain — —
Gott, laß es nicht die dritte
Der Niederlagen sein!

Heimatkunst

In meinem Garten, zwischen Bohnen und Kartoffeln, haust ein Hamster. Früher zwei: doch nachdem der Gärtner in meiner Abwesenheit den einen erschlagen, wühlt der andre unverzagt weiter. Dieser Heimatkünstler hängt an seiner Scholle. Abends stampf' ich ihm sein Loch zu, tue sogar Steine hinein und hoffe, ihm das Dasein verleidet und den unbequemen Gast zu freiwilligem Auswandern angereizt zu haben. Wozu das fleißige Tier töten? Doch siehe: am andern Morgen lächelt mich ein frisches Erdloch an! Der geniale Kerl benutzt meine Steine zu anmutigem Ausbau seiner Mietswohnung. In der früheren Höhle fand man beim Tiefgraben Haselnüsse, Zwetschgen, Kartoffeln — ich weiß nicht, was alles! Und so viel Sammelfleiß wird verfolgt und gar mit dem Tode bestraft!

Soll ich diesem Geschöpf, das meinen Garten liebt, das Schicksal bereiten, das wir Elsässer den Franzosen verdanken? Sollte denn wirklich nicht so viel Nahrung abfallen, daß dieser anhängliche Gesell mit durchkommen kann? Andre halten sich einen Hund, ich einen Hamster...

Nun, dieses Wesen hängt also mit ganzem Herzen oder vielmehr Magen an seiner Heimat. Diese Scholle ist sein Heim, sein Wirkungsfeld, sein Ein und Alles... Nachdenklich die braune Erde betrachtend, atmete ich tief dankbar auf und erkannte des Menschen Herrlichkeit: wie sind wir groß und glücklich, wir geistbegabten Geschöpfe, neben diesem dumpfen Tier! Wir können uns von der Scholle lösen. Ein Dachkämmerchen, eine Steppe, ein Hochgebirge — überall kann der Mensch wandernd sinnen, zu Häupten die Sterne, im Herzen das Reich Gottes. Überall kann der Mensch einen Dom des Geistes türmen, den kein Spaten ergraben, kein Gärtner zerstören kann! Herrliche Freiheit der Kinder Gottes!

Man hat mich einst — doch dies sag' ich nur gedämpft, um keinen Literarhistoriker zu ärgern — man hat mich in der Abteilung „Heimatkunst" untergebracht; und da sitz' ich wohl noch immer fest. Nun, ich habe in der Tat vor einundzwanzig Jahren jenes wichtige Schlagwort im Kampfe für Dezentralisation gegen die Vorherrschaft Berlins gern benutzt. Wir ehren die Stätten unserer Kindheit und achten dankbar die Landschaft, die uns erste starke Sinneseindrücke gegeben und an unsrer Wesensart mitgeformt hat. Doch ich suche nicht Scholle, sondern Seele; nicht Rasse, sondern Reich Gottes. Man soll die Rasse, der man anzugehören die Ehre hat, durchaus hochachten; aber — es gibt auch reinrassige Lumpen. Darum ist es mir um Auslese zu tun: um die Edelrasse großer Seelen.

Vor Jahren schon, am 1. Januar 1900 — als ich die Zeitschrift „Heimat" gründete, doch angesichts der rundher andringenden flachen Auffassung sofort wieder aufgab —, schrieb ich gleich im ersten Heft folgendes: „Die dichterische Verklärung der sichtbaren Heimat ist nicht das letzte Ziel: unsere letzte Heimat ist die Unendlichkeit, ist, wenn man das unmoderne Wort gestattet, Gott." Und so war es mir fünf Jahre später („Wege nach Weimar") gleichfalls „nicht um den Ort und nicht um das Wort" Weimar zu tun: „Das Wort Weimar erhält erst — wie die Worte Wartburg, Sanssouci, Hellas — Leben und Sinn, wenn es in jedem von uns ähnliche Kräfte erzeugt, wie sie dort lebendig gewesen. Und so bedeutet uns denn

dieses magische Wort nur das Verständigungszeichen für einen feinermenschlichen Zustand: und zu diesem den Aufweg zu versuchen, ist der wahre Weg nach Weimar."

So lange wir gottwärts wandern, müssen uns auch Niederlagen zum Segen und auf höherer Stufe zum inneren Reichtum werden.

Einsamkeit

Ich saß an einem Waldhang und schaute der sinkenden Sonne nach. Der Pulsschlag herbstlicher Natur ging so ruhig wie mein eigenes Herz. Das Städtchen war von feinblauem, fast duftartigem Rauch der Abendkamine eingehüllt; Wipfelwerk des Spätsommers vermählte sich mit diesem Duftblau; der westliche Horizont begann sich zu durchgluten, während im Osten der fast volle Mond seine rotgoldene Leuchtkraft bereit hielt.

Einsamkeit ... Es gibt Stunden und Stimmungen, wobei uns auch das geliebteste Wesen weder Hilfe noch Gesellschaft leisten kann. „Niemand ist je allein", schrieb ich vor Jahren. Aber Alleinsein und Einsamsein ist nicht ganz dasselbe. Die Natur um uns her oder die Zauberbilder der Erinnerung weben auch in den Stunden des Alleinseins oft mit stärkster Einwirkungskraft. Doch es ist das Wesen seelischer Einsamkeit, daß alsdann nichts mehr Zugang zu unsrem Innersten hat. Wir haben dann so mit ganzer Seele zu verarbeiten, daß wir keinem äußeren Besuche zugänglich sind und kaum noch die Hand spüren, die sich liebend in die unsre legt.

Wer in meinen „Münchhausen", „Eulenspiegel", „König Arthur", „Gottfried von Straßburg", „Heinrich von Ofterdingen", „Elisabeth", in manches Stück der „Helden", des „Thüringer Tagebuchs", der „Wasgaufahrten" und zuletzt der „Westmark" hineinhorcht (ich bitte um Entschuldigung, daß ich so vieles aufzähle): — er wird viel seelische Einsamkeit finden.

Es sind nicht nur „hohe Seelen", die solcher furchtbaren, doch auch fruchtbaren Vereinsamung ausgesetzt sind. Oft genug stößt eine liebende Seele einfacher Art an harte Umwelt an und zieht sich verwundet und verwundert vom Zeitgeist zurück. Damit kommt manches Edle, ja sogar Großes nicht zur Entfaltung. Es fehlt an Gegenliebe. Ich sah manch müden Berufsgenossen am Wege niedersinken, der einst der Menschheit vergeblich Schönes anbot.

Es ist nicht gesagt, daß es nur „Schuld" der gleichgültigen Umwelt sei, wenn sich kein förderndes Zusammenklingen ergibt. Es liegt manchmal an uns, an einer gewissen Stauung oder Stockung in Blut und Säften. Wie einmal Goethe in jenem ersten bedeutsamen Briefe (27. August 1794) an Schiller schreibt: „Wie groß der Vorteil Ihrer Teilnehmung für mich sein wird, werden Sie bald sehen, wenn Sie, bei näherer Bekanntschaft, eine Art Dunkelheit und Zaudern bei mir entdecken werden, über die ich nicht Herr werden kann, wenn ich mir ihrer gleich sehr deutlich bewußt bin." Goethe brauchte viel Einsamkeit. Oft aber liegt die „Schuld" — wenn man hier überhaupt moralisierend sprechen darf — auch nicht an uns; sondern es ist schlechthin Schicksal, dessen letzte Geheimnisse gleichsam kosmisch sind.

Und so horcht man alsdann auch in die seelische Einsamkeit der andren hinein. Wir sind, wie jene, vom Zeitgeist verbannt und heimatlos. Oft überkam es mich, etwa in später Nacht, wenn sich nach tagelanger Geistesarbeit das innere Ohr geöffnet hatte, als hört' ich da draußen das leise Weinen einsamer, verlaufener Seelen, die nach einem Heim der Liebe rufen wie ein Kind nach der Mutter. In Gedichten („In später Nacht“, „Der Fackelhalter“) hab' ich manchmal diese hinaushorchende Stimmung festgehalten. Mein tiefstes Herz — und vielleicht das Beste meiner Bücher — gehört diesen einsamen Seelen.

Um die Stunde der Abendröte überkommt uns diese Stimmung besonders gern, wenn der Tag mit seinen Geräuschen versinkt, wenn sich die Ewigkeit über uns auftut. Es findet dann eine Umstellung statt: es schließen sich die äußeren Sinne, es öffnet sich der innere Sinn. Die Sterne ziehen herauf, das Spätrot lockt uns dem weit sich ausdehnenden Lichte nach, die Erdenschwere schwindet. Solche Abende und beginnende Mondnächte stimmen feierlich. Unser Herz wird erhaben wie die Ewigkeit.

Ist unsre Zeit an solcher Blickwende angekommen?...

Einsiedlers Hüttenrauch

Wenn sich mein Hüttenrauch im Abendwind
Zum Tale dreht, wo andre Menschen sind,
So sagen sie: Er sendet uns als Gruß
Nur seines Hüttenfeuers Rauch und Ruß
Und sucht den reinen Himmel zu verdunkeln.

Ich höre, was sie raunen oder munkeln.
Den zarten Rauch, der mit dem Spätrot spielt,
Den ich für eine feinste Fahne hielt,
Bescheidnes Kosen meines Hüttenholzes
Mit jener großen goldnen Himmelsglut —
Sie nennen ihn, als Dämpfung meines Stolzes,
Nur Rauch und Ruß — und sie benennen's gut.

In Demut beug' ich mich heilsamer Schmach.
Ich schaue dem gelösten Rauche nach,
Der still sich einschmiegt in den Abendschein.
Er zieht als etwas Fremdes — nicht mehr mein —
Er kommt aus Licht und sucht sich lichte Höh'n — —
Nur Rauch und Ruß — und doch: wie ist er schön!

(Fortsetzung folgt)



Herbst

Von Gerhard Böhmer

Im Herbst... da ist das Scheiden so ganz, ganz anders. Da legt es sich um unser Herz wie ein unnennbar zarter Hauch von Glück. — O du, wie ist das möglich?... Ja, fühlst du das denn nicht, wenn die stillen Bäume so ganz wunschlos in den bleiernen Himmel hineinragen? Das Sterben fällt dem Walde wohl schwer, weil er gar nicht weiß, was nun kommen mag. Du darfst ihm nicht noch mehr wehe tun: du darfst ihm kein einzig Blättle rauben. — — Da! Hörst du wohl: wenn ein Blatt sich löst, erklingt ein silberner Seufzer...

Eine einzige Rose glüht noch am Wege. Die hört auch den silbernen Seufzer, den der undurchdringlich graue Himmel nicht durchläßt. Nun ist er überall, da, dort... am sanftesten aber in deinem Herzen — —

Und der Efeu über den Gräbern wundert sich, daß der Sonnensommer so schnell entflohen ist. Niemand tat ihm was zu leid, er fand nur durstig jubelnde Herzen. Und doch hielt es ihn nicht... Ob es dort wohl schöner ist, wohin er gezogen?... Nun ist der Efeu ganz betrübt, und er wartet müd und still, bis der Schnee ihn zudeckt. O, wie er wartet! — —

Und dann kommen Tage, die nicht sterben können. Die Stunden weinen, und mit milder Hand hüllt der Nebel alle Wunden und Leiden der Erde. O, dann geht es sich so wunderbar durch den nebelumhüllten Buchenwald — recht so, als sei man nur Seele. Ledig des Körpers gehst du hindurch, und du kennst nur dich und Gott, und Gott kennt dich, und er gibt dir inmitten dieser großen, stillen Traurigkeit unendlich herrliches Glückesbewußtsein. Und du fühlst dich plötzlich in der reinen Natur, die sich ausweint in heiligem Schmerze, so recht geborgen und beglückt... und dann weinst du mit ihr. — —

Herbstnebelwaldweg, wie groß, wie majestätisch groß und erhaben sind die Gedanken, die du uns gibst!

Es blühen noch Rosen im bunten Herbst! — Alles, was irdisch ist, hat eine Zeit des Werdens und Wachsens, eine Zeit des Entfaltens und der Fülle, und am Ende eine Zeit der Reife. Sollen wir traurig sein, wenn des Sommers goldener Segen Gestalt wird, wenn der Herbst vollendet, was der Frühling begann?

O nein! Dann verstehen wir den Sinn des Lebens falsch. Leben heißt: Früchte ausreifen. Aber traurig scheint uns der Herbst in der Landschaft nur deshalb, weil er uns den eignen Herbst des Lebens spiegelt. Und an den denken wir mit Wehmut, weil wir vergessen, daß ja noch Rosen blühen im farbenfrohen Herbst. Und lauernd steht der Tod als Schreckgespenst über unserm ganzen Leben. Aber mit dem Herbst kommt eine Abgeklärtheit, und mit ihr Ruhe und Frieden. Alles Brausen und Tosen heißer Lebenswallungen ist verrauscht, alles, was das Leben an äußeren Schwingungen brachte, hallt nur noch ganz leise nach, wie das Verklingen letzter Choralakkorde... Und nun bleibt eine große, große Weihe in aller Herzen. —

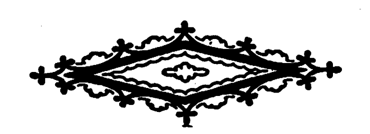
Das Leid ist Licht! Das ist das stumme Gebet eines jeden müden Herbsttales ... Der Herbst ist ein Feierabend. Jedes letzte Verklingen birgt in sich eine unergründbare Schönheit. Jeder verhallende Akkord ist das Bild des Vergehens. Woher mag seine Schönheit stammen? Mir ist wohl, als sei sie ein Gruß des Kommenden, ein Klang aus zeitlicher Ferne, der von Allgegenwart plaudert, der den Tod seiner dunklen Gewalt beraubt. Vielleicht ist sie auch das Vorahnen einer höheren Lebensstufe ... und Sehnsuchtserfüllung. Jeder Herbst ist Sehnsuchtserfüllung. Daher schmückt er sich mit Farben, wie kein Frühling sie erträumen kann, daher durchtränkt er sich mit Melodien aus den Tempeln der Schönheit.

Alle negativen Lebensstimmungen, die uns im Herbste durchtrauern, sind nur ein Zeichen seelischer Verweichlichung und die Folge ererbter irregeleiteter Symbolik. Keiner bejaht das Leben so wie der Herbst, denn er bejaht es durch die Tat. Nur große, kraftvolle Seelen, die das Prophetenwort vom Lichtleid in sich erleben, verstehen dies; denn auch sie sind wie der Herbst: Lebensbejaher der Tat und als solche froh und frei! — —

Der Herbststurm über den Feldern
Zerrt an dem letzten Ast;
Dir aber in toten Wäldern
Kündet er nahende Rast.
Hörst du das mächtige Brausen,
Das in den Lüften erklingt?
Fühlst du das zitternde Grausen,
Das dir zum Herzen dringt?
Stahlblau der Himmel, spät der trübe Tag ...
Ein müdes Herz irrt durch den toten Hag ...
Hohl durch die Heideföhren höhnt der Wind;
Er fühlt es nicht, wie wir vereinsamt sind ...
Wie kommen wir in dieses fremde Land,
Wo Tod und Leben reichen sich die Hand?
Wohin der Weg? Wo leben, sterben wir,
Und was kommt dann? —
O Gott, wir stehen zwischen Traum und Wahn
Im Wald des Lebens, wo kein Ausweg ist. ——
Wie sich ins Herbsttal Nebel dicht bei dicht,
Schwermütig-angstvoll, tot und ohne Licht
Zusammendrängen, um den starren Blick
Des Todes Wunden liebvoll zu verhüllen ...
So bangt das Herz, und sucht, und findet nicht.
— Wie ein später Wandrer
Zieht das bange Herz
Müde durch das Dämmern
Sehnend heimatwärts ...
Graublau hüllt den Himmel
Und den Wald dazu
Lastend wohl ein banger,
Schwerer Traum von Ruh ...
Abend ist gekommen — —
Müd ward Sturm und Wind ...
Gräbertiefes Schweigen
Alle toten Zweige
In dem Wald umspinnt. — —
Angstvoll zitternd lauschend
In dem Labyrinth
Steht verweinten Auges
Ein verirrtes Kind. — —

Werden wir aus allen Irrträumen des Lebens einmal heimwärts finden? Ja! spricht laut und klar der Herbst zu allen denen, die ihn recht verstehen. Mit Worten will er's nicht beweisen, wohl aber mit der Tat: Der Herbst ist der Schöpfer des Auferstehungsgedankens, er ist der große Dichter aller Lieder vom ewigen Leben. Der Herbst ist: Sehnsuchtserfüllung ...

... So macht der Herbst die Seele groß und frei.



Der dritte Band

Von Prof. H. Haug (Stuttgart)

Am 27. August ist der Schlußband von Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“ ausgegeben worden. Im Rechtsstreit um denselben hatte zuletzt das Berliner Kammergericht wenigstens eine Bresche in die vorausgegangenen Fehlurteile gelegt, deren Rest sich hienach vor dem Reichsgericht kaum mehr hätte halten lassen. Auf Grund dieser Sachlage vermochte der Cottasche Verlag endlich gegen die von ihm angebotene Wohltätigkeits-Buße die Einwilligung des Kaisers zu erlangen. Man mag es als versöhnend empfinden, daß der Kaiser eine klügere Beratung gefunden hat; im letzten Grunde hat doch der Druck der öffentlichen Meinung gegen eine steif gewordene Rechtsprechung obgesiegt. Der Anteil, den der „Türmer“ in seinem Aprilheft hieran nahm, hat seine Wertung darin gefunden, daß das Kammergericht sich genötigt gesehen hat, zu jenen Einwänden einer nicht juristischen Zeitschrift ausführlich Stellung zu nehmen.

In unmittelbarem Anschluß an den zweiten Band, der schon einige Andeutungen vorweg genommen hatte, schildert der dritte das Verhältnis Bismarcks zum jungen Kaiser und den Hergang seiner Entlassung. Zwei Gipfelpunkte kennzeichnen die Entwicklung. Am 21. Dezember 1887, also ein halbes Jahr vor seiner damals schon in Sicht stehenden Thronbesteigung, schreibt der fast schon neunundzwanzigjährige Prinz Wilhelm an Bismarck: „Eher ließe ich mir stückweise ein Glied nach dem andern für Sie abhauen, als daß ich etwas unternähme, was Ihnen Schwierigkeiten machen oder Unannehmlichkeiten bereiten würde.“ Und im 10. Kapitel des III. Bandes sieht sich Bismarck beim Vergleich des Kaisers mit dem selbstherrlichsten seiner Ahnen zu der Bemerkung veranlaßt: „Wenn es heute innerhalb der gesetzlichen Möglichkeiten läge, so würde mir, glaube ich, als Abschluß meiner politischen Laufbahn das Geschick des Grafen Eberhard Danckelmann nicht erspart geblieben sein“. Dieser Berater des ersten Preußenkönigs wurde, weil er sich dessen verschwenderischen Ausgaben widersetzte, ohne Rechtsgrund ins Gefängnis geworfen. Daß diese Bemerkung Bismarcks keineswegs übertrieben ist, weiß jeder, der die Hetze miterlebt hat, durch die der „frondierende“ Bismarck zum aufrührerischen Wallenstein gestempelt werden sollte. Man ermesse die Kluft, die sich auftut zwischen jenem überschwenglichen Wort vom Dezember 1887 und dem von Bismarck mit Gelassenheit und Humor erwähnten Gedanken eines „dramatischen Abschlusses“! Den Übergang kennzeichnet die rückblickende Bemerkung Bismarcks: „Ich nehme an, daß der Kaiser während der 21 Monate, die ich sein Kanzler war, seine Neigung, einen ererbten Mentor loszuwerden, nur mit Mühe unterdrückt hat, bis sie explodierte, und eine Trennung, die ich, wenn ich den Wunsch des Kaisers gekannt hätte, mit Schonung aller äußeren Eindrücke eingeleitet haben würde, in einer plötzlichen, für mich verletzenden, ich möchte sagen beleidigenden Weise erzwang.“

Freilich, so wenig Bismarck um seiner selbst willen an seinem Amte klebte, so sehr kämpfte mit der Regung die Trennung für den Kaiser bequemer und für

sich selbst würdiger zu machen, immer wieder sein dienstliches Ehr- und Pflichtgefühl, das ihm das „Davonlaufen" als Feigheit kennzeichnete. So kam er bei wiederholter Gewissenserforschung in schlaflosen Nächten zu der Überzeugung, daß er die Verantwortlichkeit und die Initiative zu seinem Ausscheiden nicht auf sich nehmen, sondern dem Kaiser überlassen müsse. Damit war nun allerdings für den Kaiser eine schwierige Lage geschaffen, die gleichwohl, wie dies Bismarck selbst ausspricht, durch Offenheit sich gütlich hätte beheben lassen. Statt dessen schlug der Kaiser ein Verhalten ein, das bei Bismarck den Eindruck erweckte, es solle durch ungnädige Formen sein Entlassungsgesuch erzwungen, es solle erprobt werden, wie lange seine Nerven halten. Aus der ganzen Darstellung Bismarcks geht hervor, daß nicht sowohl der Unterschied des Alters oder der Gegensatz eines neuen Herrschers von Selbstgefühl und Ruhmbegierde gegen das überlieferte Schwergewicht eines Beraters von übermächtigem Ansehen das weitere Zusammenwirken unmöglich machte, als vielmehr die Grundverschiedenheit der beiden Naturen und die daraus hervorgehende tiefe Meinungsverschiedenheit über die Grundsätze der Regierung. Empfindlichkeiten und Verstimmungen maßgebender Personen — es schmerzt den Leser, daß Bismarck sich zu einem ungünstigen Urteil über Großherzog Friedrich von Baden genötigt sieht —, Zuträger und Schmeichler taten das ihrige dazu, die Kluft zu erweitern.

Daß Bismarck ungeachtet seines Unabhängigkeitssinns sich mit abweichenden, nicht zu erschütternden Überzeugungen des Herrschers abzufinden wußte, das belegt er in fast rührender, einmal auch tragikomischer Weise aus seinem Verkehr mit Kaiser Wilhelm I. Aber auch gegenüber dem jungen Kaiser selbst hat er eine Probe davon abgelegt im Fall der Arbeiterschutzgesetzgebung. An diesem Beispiel mit seinem Scheinwiderspruch grundehrlicher Erschleichung zeigt sich die psychologische und diplomatische Kunst, die Bismarck zur Vermeidung von Reibungen zu Gebote stand. Es ist darum auch keineswegs, wie ein demokratischer Beurteiler meint, „grotesk", wenn Bismarck in der Ministersitzung vom 17. März 1890 gesagt hat: „Ich freue mich, wenn ein König von Preußen selbst regieren will"; es durfte Bismarck damit völlig ernst sein. Nur setzte er voraus, daß „der Monarch die dazu erforderliche *Vorbereitung* und *Arbeitskraft* besitzt und seinen Ministern gegenüber *sachlich, nicht monarchisch diskutiert*", jedenfalls vor seinen Entschließungen immer den Rat der verfassungsmäßig verantwortlichen Minister *hört* und *erwägt*. Wilhelm II. dagegen hatte — wie Bismarck sich ausdrückt — nicht das Bedürfnis, Mitarbeiter mit eigenen Ansichten zu haben; das Wort „Erfahrung" verstimmte ihn; er zog, um seinen Ministern Anregungen geben zu können, deren Untergebene an sich und ließ sich von unverantwortlichen Privatleuten — deren vier der bekanntesten Bismarck köstlich kennzeichnet — die Informationen beschaffen, auf Grund deren eine kaiserliche Initiative gegenüber den Ministern genommen werden konnte. Aus den verantwortlichen Beratern der Krone wurde „ein vom Kaiser beratenes Staatsministerium".

Letzten Endes war es die unglückliche Veranlagung des Kaisers, die ihm Bismarck bald unerträglich machte und von der Bismarcks eigenes urgesundes Wesen sich aufs schärfste schied.

Bismarck zeichnet das Charakterbild Wilhelms II. ja nicht einheitlich und zusammenfassend, aber ob er nun vom Kaiser selbst spricht oder vom Großherzog von Baden, von Waldersee, Bötticher, Caprivi, ob er sein Entlassungsgesuch zusammen mit der davon so weit abweichenden amtlichen Verlautbarung mitteilt oder ob er geschichtliche Vergleiche heranzieht, immer fügt sich Strich um Strich zu dem Charaktergemälde des Kaisers, das dadurch eine ganz besondere Eindringlichkeit erhält. Es ist unerbittlich und gipfelt in dem Ahnenvergleich des 10. Kapitels, der darauf hinauskommt, daß sich in dem Enkel alle Schwächen, doch keine Tugenden seiner Vorfahren versammelt haben. Dieses dereinst wohl berühmteste Kapitel des ganzes Bandes bestätigt das Selbstzeugnis, das sich Bismarck wiederholt gibt: „Ich bin nie ein Höfling gewesen", und ist weit entfernt von jeder „Hohenzollern-Legende". Aber es gesteht dem „hohenzollernschen Geist" als „versöhnendes Element für alle Schärfen in Charakter und Haltung" der früheren Könige das „herzliche und ehrliche Wohlwollen für ihre Untertanen und Diener, die Treue gegen beide" zu. Mit ehrlichster Anerkennung und aufrichtigster Verehrung spricht Bismarck unter diesem Gesichtspunkt von Kaiser Wilhelm I., während es die äußerste Schärfe gegen den Enkel gewinnt, wenn Bismarck seinem auf das germanische Lehensrecht zurückgehenden Begriff der Treue das Wort hinzufügt: „Verletzung derselben von der einen wie von der andern Seite heißt Felonie."

Bei aller Schärfe in der Sache ist übrigens das Urteil über den Kaiser in der Form beherrscht; Bismarck besitzt die Gabe, mit der unanfechtbarsten Form den rückhaltlosesten Freimut zu verbinden. Doch ist überhaupt nicht Groll und Grimm, nicht Vorwurf und Anklage die Grundstimmung, in der Bismarck sein Charaktergemälde Wilhelms II. entworfen hat. Man glaubt eher ein geschichtsschreiberisches Erstaunen herauszuspüren über die Seltsamkeiten dieser Veranlagung, ein scheues Mitgefühl ob der schweren „Hypothek", die der Kaiser von der Natur für seine Herrschereignung mitbekommen hat, den herben Humor der Ergebenheit in das unverdiente Schicksal, die eigene große Laufbahn in so tragischer und unheilkündender Weise abschließen zu müssen.

Hinter dem Charaktergemälde des Kaisers erhebt sich aus dem dritten Band ganz von selbst das eigene Wesensbild Bismarcks. Sein Grundzug ist neben den hohen geistigen Gaben und dem Starkmut der ganzen Persönlichkeit die rückhaltlose Offenheit und Ehrlichkeit. Bismarcks stete Feindschaft gilt den „Redensarten". Er sieht, wie er einmal dem Kaiser schreibt, die Dinge, wie sie sind, aber er sieht nicht bloß ihre Oberfläche, sondern ihre ganze Tiefe. Die Gabe der Voraussicht — und in ihr besteht nach einem Wort des dritten Bandes die Kunst der Politik, deren Fehler dem Volke oft erst nach einem Menschenalter sichtbar und spürbar werden —, diese Voraussicht gibt so mancher Stelle in diesem Buche die Bedeutung einer Voraussage, die sich durch die Ereignisse des Kriegs und der Revolution in erschütternder Weise erfüllt hat.

Die jetzt eingetretenen Wandlungen vermögen den Lehren und Wahrheiten, die Bismarck ausspricht, keinen Eintrag zu tun. Beziehen sich diese Aussprüche auch zunächst auf die Verhältnisse des monarchischen Staates, so bedarf es doch nur einer kleinen Umdenkung, um sie auch auf die parlamentarisch-republikanische

Gegenwart Deutschlands anwendbar zu finden. Z. B. legt sich Bismarck die ihn enttäuschende Haltung der Mächte auf der Berliner Arbeiterschutzkonferenz dahin zurecht, die Nachbarn hätten uns unsere Illusionen gegönnt und es nicht für ihre Sache erachtet, die deutsche Regierung auf dem Weg der Selbstschädigung aufzuhalten. Wer denkt da nicht an die Schadenfreude, mit der dieselben Nachbarn uns Deutsche jetzt allein das Achtstundentags-Experiment machen lassen, und die kühle Gleichgültigkeit, die sie dem mit Rücksicht auf den Popularitätswettbewerb der deutschen Vorschläge in den Friedensvertrag aufgenommenen Abschnitt über die Arbeiterrechte entgegenbringen? Oder man nehme die vielfachen Äußerungen Bismarcks über die Sozialdemokratie und die Gefahr, die sich aus dem Glauben ergeben müsse, sie versöhnen zu können. Wie nahe liegt hier, nachdem Bismarck mit seiner Auffassung nur zu sehr recht behalten hat, das Weiterdenken, daß auch in dem Verhältnis der jetzigen bürgerlichen Parteien zur Sozialdemokratie früher oder später die Zeit einer vielleicht erschreckenden Krise kommen wird. Bismarcks stets betonter politischer Grundsatz, die Staatsgewalt solle einem Kampf, der doch unvermeidlich sei, nicht ausweichen, muß er nicht jeden nachdenklich machen, der sieht, wie sich jetzt der Staat immer wieder in die Hände der Gewerkschaften und Verbände gibt?

Die Lebensweisheit dieses Buches reicht jedoch über das Politische ins allgemein Menschliche hinaus, wie sich denn auch in diesem Lebensbericht der letzten Kampfjahre Bismarcks tiefes Gemüt nicht verleugnet. Nimmt er doch seinem Nachfolger Caprivi keine Meinungsverschiedenheit und keinen Tort so übel als die Abholzung der Bäume an der Gartenseite der Reichskanzlerwohnung. Diese „ruchlose Zerstörung uralter Bäume" gibt dem mit Scholle und Wald stets innig verbunden gebliebenen Landedelmann Bismarck geradezu einen Stoß in seinem Vertrauen in den Charakter seines Nachfolgers.

Schriftstellerisch ist es ein leichter Mangel des dritten Bandes, daß die beiden letzten Kapitel (Helgoland und Sansibar sowie österreichischer Handelsvertrag) ungeachtet sehr wertvoller Betrachtungen etwas nachklappen und dem Gesamtwerk keinen rechten Schluß geben. Im übrigen steht der dritte Band in Gedankenfassung, Wucht und Bildhaftigkeit der Sprache entsprechend der heftigen Blutwallung vielleicht noch über den beiden ersten. Auch bewundert man aufs neue die tiefen geschichtlichen Kenntnisse Bismarcks und die sichere Handhabung seiner Belesenheit. Z. B. fügt er dem Wort: Sic volo, hoc jubeo in einer Anmerkung die volle, auf die Behandlung der Sklaven bezügliche Stelle aus Martial bei, wodurch der Ausspruch noch eine verschärfte Bedeutung gewinnt.

Der dritte Band mehrt und verstärkt den kostbaren Schatz, welchen Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" immerdar für das deutsche Schrifttum bedeuten werden.

* * *

Wenige Tage nach der Ausgabe des Dritten Bandes ist ein Werk erschienen, das diesen bereits mit zugrunde legen konnte, nämlich in der um Monate früher herausgekommenen schwedischen Ausgabe. Es ist der erste Versuch einer alle neuesten Quellen, dazu eine selbst erschlossene, zusammenfassenden Darstellung über Bis-

marcks Sturz (Bismarcks Sturz. Von Wilhelm Schüßler, Privatdozent an der Universität Frankfurt a. M. Leipzig 1921, Quelle & Meyer. 327 S., geh. 26 M, geb. 32 M), mit der sich Wilhelm Schüßler vorteilhaft in die Bismarckliteratur einführt. Ein vortrefflicher Synoptiker, der Zug um Zug die verschiedenen Darstellungen ineinanderzufügen vermag, schildert Schüßler in klarer zeitlicher und sachlicher Gliederung den Gesamtverlauf des Verhältnisses Bismarcks zu Wilhelm II., wobei er sich bemüht, beiden Teilen möglichst gerecht zu werden. Im einzelnen weitet sich ihm diese Pflicht des Geschichtschreibers zuweilen unter dem Bestreben der psychologischen Einfühlung vielleicht zu sehr nach der Seite des Kaisers, dessen Brief an Franz Joseph über Bismarcks Entlassung eine strengere Beurteilung verdient. Die Auffassung, Bismarcks Sturz als eine „Tragödie im wahrsten Sinn des Wortes" zu begreifen, worin der Held „schuldig-unschuldig die Beute eines Schicksals wird, das er zum Teil sich selbst schafft, zum Teil die Götter ihm von von außen bereiten", hat etwas Verführerisches. Nur darf man nicht übersehen, daß gerade das hohe Alter Bismarcks beim Regierungsantritt des jungen Kaisers für einen recht gearteten Herrscher eine sehr einfache Pflicht in sich schloß, nämlich, diese einzigartige Kraft sich vollends auswirken zu lassen und die Zeit zu nützen, um möglichst viel von ihr zu lernen, bis dann nach deren natürlichem Ende die eigene Selbständigkeit sich um so gereifter entfalten konnte. Und so unterschreibt auch Schüßler im ganzen das Urteil der Geschichte, das den 20. März 1890 unter das Licht des 9. November 1918 gestellt hat. Besonders verdienstlich ist, daß Schüßler die überragende Bedeutung der außenpolitischen Wandlung sowohl für Bismarcks Entlassung als für die eingeleitete unheilvolle Entwicklung nachdrücklich hervorhebt. „Mit dem Reichsgründer selber", sagt er, „fiel auf Tag und Stunde genau sein großartiges System der auswärtigen Sicherung des Reichs."



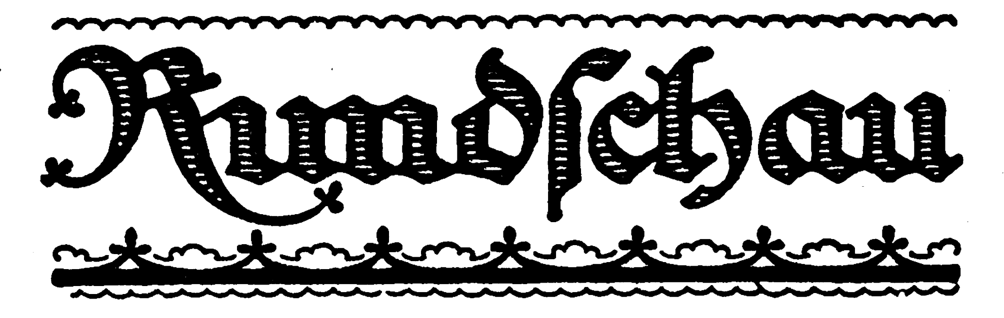
Herbst

Von Reinhold Braun

Nach Rosenfülle und Garbengold
Dies Leuchten im Walde!
Wie ist der Herbst so mild und hold,
So voll lächelnder Sonne die Halde!

Die Zeit ist da. Die Schönheit will
Sinken und träumend verwehen. —
Wer doch auch einst so leuchtend und still
Könnte von hinnen gehen!





Aus der Heimat ausgewiesen

Von einem Elsässer

(Schluß)

Am 1. Februar verweigerten die Steuerkassen „bis auf weiteres" die Auszahlung meines Lehrergehaltes. „Aha, jetzt wird's kommen!" sagte ich mir. Und richtig: am 3. Februar erhielt ich meine Entlassung.

Um dieselbe Zeit und später wurden noch Dutzende von Lehrern abgesetzt, ohne daß einem einzigen der Entlassungsgrund mitgeteilt oder das Vorgehen durch irgendeine Verordnung oder Verfügung begründet wurde!

Sofort protestierte ich beim Oberkommissar gegen die ungesetzliche Maßregelung und verlangte meine Wiederanstellung. Nach einigen Wochen erneuerte ich meinen Protest und erklärte, daß ich mir meine Rechte und Ansprüche als elsaß-lothringischer Lehrer durch eine alle einschlägigen Gesetze und Vorschriften verletzende und durch nichts begründete Absetzung nicht rauben lassen wolle. Bis auf den heutigen Tag warte ich vergeblich auf einen Bescheid.

Indessen verstrich Tag auf Tag, Woche um Woche, und meine Ausweisung erfolgte nicht, während im ganzen Lande unausgesetzt Einzelne und ganze Familien über den Rhein abgeschoben wurden. Am Ende bin ich vergessen worden, dachte ich.

Das Bürgermeisteramt stellte auf mein Verlangen mir und meiner Familie die „Identitätskarte A" aus, durch welche uns bescheinigt wurde, daß wir echte Elsässer alter Abkunft seien. Als dann das Verkehrswesen vom Spezialkommissariat getrennt und ein besonderes Bureau dafür eingerichtet wurde, begab ich mich unverzüglich hin; und auf Grund dieser Karte bekamen wir von der neuen Behörde, die uns nicht weiter kannte, anstandslos wieder Verkehrsscheine und sogar die Erlaubnis zum Reisen im Elsaß.

Ende März besuchte ich nun meinen Bruder in N. N. Ich überraschte ihn und seine Familie abends acht Uhr. Die Freude des Wiedersehens nach fast fünfjähriger Trennung war groß. Und wir hatten uns zu erzählen bis tief in die Nacht, nein, bis zum frühen Morgen! Waren sie doch während des ganzen Krieges mit Einquartierung überlastet, im Hause und auf dem Felde steter Lebensgefahr ausgesetzt, mehrmals mit Fortschaffung bedroht und alle miteinander von den „Befreiern", allerdings nur anderthalb Tage lang, verhaftet und verschleppt gewesen, und hatten eine Haussuchung über sich ergehen lassen müssen.

Hier erstaunte ich über die Tatsache, daß man in dem während des Krieges von den Franzosen besetzten Elsaß eben so sehnlich auf die Erlösung durch die Deutschen gewartet hatte, wie manche im übrigen Elsaß durch die Franzosen. Wo man Gelegenheit gehabt hatte, die weißen, schwarzen, gelben und braunen Franzosen in ihrer Alltäglichkeit kennen zu lernen, da war man ihrer gründlich satt.

Am folgenden Tage machte ich einen Gang über das Kampfgelände. Überall lagen noch jetzt, nach Monaten, Geschosse aller Art und Größen, Minen, Handgranaten zu Tausenden und Zehntausenden umher, deutsche und französische, ohne Bewachung. Nicht die geringsten

Vorkehrungen waren getroffen, um endlich die vielen Unglücksfälle zu verhindern, durch die infolge unvorsichtiger Hantierung mit diesen gefährlichen Dingen fast täglich Kinder und Erwachsene verstümmelt und getötet wurden. Von Aufräumungsarbeiten merkte man gar nichts, trotzdem schon Millionen Franken verschleudert worden waren.

Da ist mir ferner aufgefallen, daß alle Ortschaften im Bereiche der deutschen Kanonen sichtlich geschont und nur wenig beschädigt worden sind, während alles, was unter den französischen Kanonen lag, dem Erdboden gleichgemacht war. Es wurde mir von verschiedenen Seiten bestätigt, daß die Franzosen mehrfach die Zivilbevölkerung gezwungen hätten, Munition und Schanzkörbe in die vordersten Linien zu fahren und an den gefährdetsten Stellen Gräben auszuheben, und daß die Deutschen, sobald sie dies bemerkten, ihr Feuer einstellten. Dieser nicht genug zu würdigenden, von unseren Gegnern totgeschwiegenen Rücksichtnahme verdanken vielleicht Tausende von Elsässern ihr Leben.

Angesichts dieser Feststellungen empörte ich mich aufs neue darüber, daß unsere Feinde jede Zerstörung auf Rechnung der deutschen Barbaren setzen, empörte mich aufs neue die unverschämte Lüge des Pfarrers von S., der ganz gut weiß, daß es die Franzosen waren, die seine Kirche zusammenschossen, und jetzt behauptet, die Unsern hätten sie verwüstet, die unverschämte Lüge, durch welche man vor den elsässischen Kindern in der Schule Tatsachen verdreht, die sie selbst erlebt haben, indem man ihnen lehrt, die Deutschen und nur die Deutschen hätten unsere blühenden Ortschaften in trostlose Trümmerstätten verwandelt!

Es trieb mich auch nach Hartmannsweiler. Den Hartmannsweiler Kopf, auf dem während des langen Krieges die furchtbarsten Kämpfe gewütet hatten, erkannte ich fast nicht mehr. Der prächtige Wald ist beinahe spurlos verschwunden, und nackt grinsen die Felsen in die Ebene hinaus wie ein riesiger Totenschädel. Die vordem so fruchtbaren Felder zu seinen Füßen liegen wüst und öde, durchwühlt von Schützengräben und Granattrichtern, unterwühlt von Gängen und Unterständen, bedeckt mit Drahtverhauen. Die Reben und die Obstpflanzungen sind verwildert.

Im Dorfe selbst liegen Trümmer auf Trümmern. Den Zug der Holdergasse und der Langgasse kann man kaum feststellen. Nesseln und Dornen bedecken den Schutt, und Holunderbüsche wachsen aus den gähnenden Fensterhöhlen. Von den wenigen Häusern, die schwer beschädigt noch aufrecht stehen, sind Türen und Fenster größtenteils und auch die Dächer verschwunden. Und doch hat die Liebe zur Heimat schon etwa zwanzig Familien wieder in diese Wüstenei zurückgetrieben, wo sie sich in dem Durcheinander auf das allernotdürftigste eingerichtet haben.

Die Kirche scheint noch gut erhalten. Aber alle Fenster und die Decke des Schiffs sind zerstört, die kunstvollen Altäre verschwunden, das feine Netzgewölbe des Chors ist beschädigt, in der Orgel eine Granate geplatzt, der massige Kirchturm hohl und leer von unten bis oben.

Das stattliche Schulhaus hat verhältnismäßig wenig gelitten. Sogar Kellertüren und Haustüren sind noch vorhanden, aber sperrangelweit geöffnet. Ich betrete den vorderen Keller. Hier hatte die halbe Gemeinde während der Beschießung am 8. Februar 1915 einen schrecklichen Tag in Todesangst verlebt. Jetzt ist er als Schreibstube eingerichtet, aber die elektrischen Lampen sind zerschlagen. Auch zu gottesdienstlichen Zwecken muß er gedient haben, denn dort in Hintergrunde steht ein zwar einfacher, aber geschmackvoller Altar. Zahlreiche verzierte Töpfe mit jetzt verdorrten Blumen und Blattpflanzen weisen auf sinnigen Schmuck hin. Im hintern Keller aber ist zurückgelassene deutsche Infanteriemunition in Hunderten von Kisten aufgestapelt.

In den Schulsälen liegen Stroh, Bretter, Uniformfetzen, unbrauchbare Ausrüstungsgegenstände, zerbrochenes Schanzzeug. In der Wohnung fehlen Fenster und Decke. Ein greuliches Durcheinander von Möbeln, Möbelstücken, zerschlagenen Geräten und Geschirren!

Ich konnte meine Tränen nicht zurückhalten...

Auf der Heimreise nach X. konnte ich dasselbe beobachten wie auf der Ausreise: Überall Schmutz und Unordnung in den Stationsgebäuden und in den Eisenbahnwagen. Zerbrochene Scheiben, beschädigte Bänke und Türen, verspätete Züge mit ungenügender Wagenzahl, während leere Wagen genug auf den Geleisen standen. Überall Kriegsmaterial, das noch genau so herumlag und herumstand, wie es die Deutschen verlassen hatten. Und unter den meisten Fahrgästen eine gedrückte Stimmung.

Ich erhaschte Äußerungen wie: „Bei den ‚Schwoben' gab's halt doch eine andere Ordnung, eine andere Sauberkeit! Unsere besten Zeiten sind halt herum." Und man munkelte von Morden und Verbrechen, die die Franzosen, angeblich die farbigen, begangen haben sollten, einen Raubmord und einen Lustmord in S. in derselben Woche, einen Lustmord in K., einen anderswo. Man klagte über die unerschwinglichen Lebensmittelpreise, um die sich die neue Verwaltung nicht kümmere, und den Mangel an Verdienst; man bedauerte, schüchtern zwar, die Ausweisungen und Verhaftungen und verurteilte die Angebereien, vor denen kein Mensch sicher sei; man beschwerte sich, daß jetzt die Elsässer erst recht zurückgesetzt würden, noch mehr als bei den „Schwoben", und daß sie hinter jeden welschen Trottel zurückstehen müßten, wenn er auch noch so unfähig wäre. Man fand es nicht für recht, daß jeder Elsässer, der nicht Französisch könne, für einen Simpel gelten müsse, während sich niemand daran stoße, daß der Franzose unsere Sprache nicht verstehe...

In meinem Wagenabteil war ein Rohling, der ohne jeden Grund den altdeutschen Schaffner in gemeinster Weise beschimpfte; dieser wagte nicht, darauf zu antworten, und keiner der Mitreisenden unterstand sich, den Rüpel zurechtzuweisen! In M. sah ich altdeutsche Bahnbeamte in einer Ecke beisammen stehen wie verbrühte Hühner. Sie unterhielten sich nur im Flüsterton, um nicht die Aufmerksamkeit und die Wut irgendeines elsässischen „guten Franzosen" auf sich zu lenken; ihre elsässischen und französischen Kollegen gingen mit einem verächtlichen Blick an ihnen vorüber. Und doch könnte ohne sie der Eisenbahnbetrieb nicht aufrecht erhalten werden. Nur das ist der Grund, weshalb man sie noch nicht aus dem Lande hinausgeworfen hat. Man wird es tun, sobald man sie für entbehrlich hält. — —

Ostern kam, aber keine Ausweisung.

Ich hatte inzwischen das Verzeichnis unserer Kriegsschäden, das ich bereits der deutschen Kreisdirektion vorgelegt hatte, auf der Verwaltung des Kreises G. eingereicht mit der Bitte um Mitteilung, ob unsere Ansprüche anerkannt würden. Da ich keine Antwort erhielt, erneuerte ich die Eingabe; wieder ohne Erfolg.

Da wir immer auf unangenehme Überraschungen gefaßt sein mußten und nie des folgenden Tages sicher waren, erlahmte in uns jede Schaffensfreudigkeit. Unsere Nerven waren in steter Erregung. Um uns etwas zu zerstreuen, beschlossen wir, meine Frau, die beiden Kinder, die noch bei uns waren, und ich, auf den Weißen Sonntag nach .... zu reisen, um der ersten Heiligen Kommunion einer kleinen Nichte beizuwohnen. Unterwegs trafen wir überall den gleichen Schmutz, die gleiche Unordnung, den gleichen Greuel der Verwüstung. Die während des Krieges zerstörte Brücke war immer noch nicht wiederhergestellt. Wir mußten alle aussteigen; der leere Zug fuhr langsam und bedächtig über eine Notbrücke, und die Reisenden überschritten einer hinter dem andern auf einem schmalen Steg den Bach, genau wie vor fünf Monaten, um drüben wieder in den Wagen Platz zu nehmen und gemächlich weiterzurollen.

Bei unserer Rückfahrt herrschte Regenwetter. Wir mußten im Eisenbahnwagen den Schirm aufspannen, um nicht durchnäßt zu werden. „So etwas wäre bei den Deutschen doch undenkbar," meinte ein Mitreisender. „Man merkt schon gut, daß wir französisch sind."

Wir hörten erzählen von Unruhen, Ausschreitungen, franzosenfeindlichen Kundgebungen, von drohender Unzufriedenheit der bei den Aufräumungsarbeiten beschäftigten Leute, die seit Wochen keine Löhne ausgezahlt bekommen hätten. Wir sahen, daß die Ortschaften mit farbigen Truppen belegt waren, um die Stadt einzuschüchtern. Deutlich konnte man bemerken, daß

einer dem andern mißtraute, daß es keiner wagte, seine Meinung zu offenbaren. Überall herrschte das Gegenteil von Begeisterung für Frankreich.

Von Tag zu Tag erschien mir meine Ausweisung unwahrscheinlicher. Da traf am Samstag, den 3. Mai, ein Schreiben des Administrators (Verwalters) des Gebiets von M. ein. Es lautete, genau übersetzt, also:

(Kreishauptort), den ... April 1919.

Benachrichtigung.

Der Kommissar der Republik, nach Gutheißung der Ausweisungsvorschläge, gemacht durch die Säuberungskommission (Commission de Triage) ersten Grades, nach erneuter Prüfung, bestätigt durch die Säuberungskommission zweiten Grades, gibt Herrn .... auf, das Gebiet des Elsaß in einer Frist von fünf Tagen zu verlassen, welche erlischt am 8. Mai um 23 Uhr. Er wird die Wahl seines Aufenthaltsorts im Innern Frankreichs haben mit Ausnahme der Departements der Seine, der Loire, der Rhone, des Var, der Rhonemündungen und der Grenzdepartements. Er wird ohne Nötigung hingehen und sich unmittelbar nach seiner Ankunft dem Polizeikommissar vorstellen müssen. Er wird sich frei bewegen können, aber er wird gehalten sein, einen Geleitbrief zu erbitten jedesmal, wenn er den Ort verlassen will. Dieser Geleitbrief wird ihm versagt werden können, wenn seine Haltung oder sein Tun und Lassen dem Volksempfinden zuwider sind. Die gegen Herrn ..... ergriffene Maßregel wird erst nach einer neuen Benachrichtigung der Freilassung, die ihm durch die Präfektur zugehen wird, ein Ende nehmen. Herr ..... wird darauf hingewiesen, daß er im Nichtbeachtungsfalle der gegenwärtigen Benachrichtigung in der vorgesehenen Frist zwangsweise fortgeschafft wird. Sonderbefehle: Herr ..... wird sich innerhalb der 24 Stunden, welche der Übergabe dieser Benachrichtigung folgen, zum Verwalter des Kreises M. begeben, um nachstehende Auskünfte zu erteilen (nach dem Leutnant M. fragen am Montagmorgen, Xstraße 9 I): 1. Gewählter Aufenthaltsort und Adresse. 2. Wird er sich zu einem Verwandten, einem Fremden oder ins Gasthaus begeben. 3. Zahl der Personen, die ihn begleiten.

Für den Militärverwalter:
H. M. (Stempel)

Da muß ich gleich bemerken, daß ich von der Verhandlung der „Säuberungskommission zweiten Grades“ keine Ahnung hatte, daß sie also meine Angelegenheit in meiner Abwesenheit entschieden hatte.

Mein erster Gedanke war die Flucht, da ich von all den Versicherungen nur die eine für gewiß hielt, daß ich zwangsweise Aufenthalt in Frankreich nehmen müsse. Ich kannte ja die Franzosen! Aber ich besann mich anders.

Ich hatte noch fünf Tage Zeit. Also wurde sofort ein gesalzener Widerspruch an den Generalkommissar Millerand in Straßburg gerichtet, und am Montag reiste ich nach M.

Zunächst zu Herrn W., der in ..... mit mir aufgewachsen war und der jetzt in seiner Eigenschaft als sozialdemokratischer Arbeitersekretär auf der Kreisverwaltung einen „langen Arm“ hatte. Ich fand bei ihm freundlichen Empfang, und alsbald begab er sich in das Verwaltungsgebäude, um, wenn nicht die Aufhebung der Maßregel, so doch meine Abschiebung nach Deutschland oder die Erlaubnis, mit meiner Familie unter Mitnahme der Haushaltung nach der Schweiz auszuwandern, durchzusetzen. Der Herr Verwalter versicherte, letzteres könne gewährt werden; er müsse jedoch vorher noch an seine Behörde berichten.

Dann suchte ich Leutnant M. auf. In seiner Stube herrschte „französische Ordnung und Sauberkeit“. Kein einziges anständiges Möbelstück. Auf dem roh gezimmerten, wackeligen Tische lag eine Karte von Frankreich. Vor derselben stand der Leutnant und der Redakteur der St. L.er Zeitung, den die Franzosen seit dem 2. Dezember im Gefängnis hielten. Er sah abgehärmt und abgemagert aus. Ein Gendarm bewachte ihn. Aufgefordert, die Stadt in Frankreich anzugeben, nach welcher er gebracht zu werden wünsche, nannte er Dijon. Und der Gendarm führte ihn wieder ab, nachdem ich ihm noch die Hand hatte drücken können.

Jetzt wies ich meine Benachrichtigung vor, die der Leutnant an sich nahm, und ich fragte:

„Trifft die Maßregel meine ganze Familie oder nur mich persönlich?"

„Nur Sie persönlich."

„Könnte ich nicht nach Deutschland ausgewiesen werden?"

„Ja, das wäre Ihre Sache! Über den Rhein gehen, um sich dort mit Ihresgleichen zu verbinden und gegen Frankreich zu hetzen! Davon ist keine Rede! Wohin wollen Sie?"

„Das ist mir gleichgültig!"

„Nennen Sie eine Stadt!"

„Meinetwegen auch Dijon."

„Wer geht mit Ihnen?"

„Wer kommt für den Unterhalt auf?"

„Das kümmert mich nicht! Sie sind hier, um auf meine Fragen Auskunft zu erteilen; ich bin nicht da, um Ihnen Rede und Antwort zu stehen!"

„Ich gehe also allein."

„Haben Sie Verwandte oder Bekannte in Dijon?"

„Nein."

„Warten Sie weitern schriftlichen Befehl ab!"

Ich war fertig. Schon drängten andre herein, die in der gleichen Angelegenheit wie ich erschienen waren.

In der Stadt traf ich einen Amtsbruder, dem ich meine Lage auseinandersetzte. „Da weiß ich zufällig Rat", sagte er. „Wende dich an den Kommissar der Gendarmerie, unseren ehemaligen Seminargenossen! Er hat schon bei dem und jenem die Ausweisung rückgängig gemacht, dem und jenem die Auswanderungserlaubnis mit Sack und Pack nach der Schweiz erteilt, kurz, er ist in Polizeiangelegenheiten allmächtig, und dir, mit dem er auf der gleichen Stube war, schlägt er sicher nichts ab."

So, an den sollte ich mich wenden, ihn höflich bitten, schließlich noch vor ihm kriechen?! Dem Lumpen, den die deutsche Regierung mit Schimpf und Schande aus dem Schuldienst hatte jagen müssen? Der jetzt bei den Franzosen eine wichtige Vertrauensstellung bekleidete?! Und aus dessen Hand sollte ich mein Heil entgegennehmen, von ihm, den ich aus tiefster Seele verachtete? — Nein, das war zu stark! Dagegen bäumte sich mein ganzes Wesen auf. „Nein, lieber ehrlich verelenden, als mich an einen Schurken wenden", antwortete ich.

An demselben Tage erfuhr ich, daß dieser Herr den gefangenen Kreisschulinspektor grob beschimpft und gekränkt hatte.

Ich kam zufriedener heim, als ich fortgegangen war. Meine Familie war vorderhand sicher, und für mich hatte ich keine große Angst.

Am Mittwoch, den 7. Mai, lief ein Brief ein von einem ehemaligen Schüler, der jetzt auf dem Generalgouvernement in Straßburg als Schreiber beschäftigt war. Er teilte mir mit, daß mein Protest eingegangen sei. Das war auch alles. Ein weiterer Bescheid wurde mir bis heute nicht zuteil; und es wäre mehr als vermessen von mir, wollte ich noch einen erwarten. Am gleichen Tage verlangte die Steuerkasse unverzüglich den Rest der geschuldeten Steuern. Als ich abgesetzt war und kein Gehalt mehr bezog, bat ich um Erlaß der Steuer für die Besoldung, die mir der Staat vorenthielt. Darauf bekam ich keinen andern Bescheid als den Zahlbefehl der Steuerkasse. Der Staat behielt mein Gehalt, und ich — mußte die Summe noch versteuern, die ich nicht bekam!

Aber ein Reisebefehl kam nicht, auch am Donnerstag, den 8. Mai nicht. Die Auswanderungserlaubnis nach der Schweiz blieb ebenfalls aus.

Da, am Freitag, den 9. Mai, als wir gerade am Mittagstisch saßen, brachte der Briefträger das verhängnisvolle Blatt. Ich lasse die deutsche Übersetzung des Inhalts hier folgen.

M., den 7. Mai 1919.

Der Verwalter des Gebiets von M. an Herrn .....

Herr ..... wird sich am 10. Mai am Bahnhof von M. stellen um 5 Uhr 30 Min. des Morgens. Er wird empfangen werden von dem Gendarmen, der die Abreise leiten wird nach dem Ort in Frankreich, der ihm angewiesen worden ist oder den er selbst bezeichnet hat.

Für den Verwalter des Gebiets von M.
H. M. (Stempel.)

P. S. Der Gendarm befindet sich im Hof vor dem Bahnhof.

Mit Bleistift war hinzugefügt: Abreisen in die Schweiz verweigert (dreifach unterstrichen!).

Wir merken einen bedeutenden „Fortschritt" gegen die Benachrichtigung vom 3. Mai: Ein Gendarm wird die Abreise — und wohl auch die Reise selbst — leiten nach dem Ort, der mir angewiesen worden ist oder den ich selbst bezeichnet habe. Ich möchte nur gern die andern Weisungen kennen, die der Gendarm noch hatte! Inzwischen habe ich nämlich erfahren, daß in Frankreich „Bußlager für unerwünschte Elsässer" eingerichtet worden sind. Und ich war ja ein indésirable (Unerwünschter)! Und wie unsere Feinde das Auslegen von Zusicherungen verstehen, haben wir ja an den 14 Wilsonschen Punkten erlebt, von denen im Friedensvertrag keine Spur mehr übrig bleibt.

Trotzdem ich den Befehl stündlich erwartet hatte, überraschte er mich in diesem Augenblick doch, und der Bissen blieb mir buchstäblich im Halse stecken.

Nochmals stellte ich meiner Frau die möglichen Folgen meiner Flucht für sie und die Kinder vor. Doch gefaßt antwortete sie: „Mein lieber Mann, du hast bei den Franzosen schon genug gelitten. Sie sollen die Freude nicht haben, dich noch einmal ihren Haß fühlen zu lassen, die Herren, denen du ein Dorn im Auge bist, weil sie sich vor dir schämen müssen. Geh' in Gottes Namen dahin, wo du wieder Mensch und deines Leibes und Lebens sicher bist! Ich werde mich mit den Kindern durchschlagen, so gut es geht. Not und Mangel sind wir ja schon gewöhnt. Und wenn es nicht mehr gehen sollte, dann ist die Grenze wohl auch für uns erreichbar. Bessere Zeiten werden uns wieder zusammenführen, hoffentlich bald!"

So sprach mein liebes, trautes Weib, und ich drückte sie an meine Brust, wie ich es inniger noch nie getan hatte.

Also machte ich mich reisefertig. Gepäck durfte ich nicht mitnehmen, um bei der französischen Grenzwache keinen Verdacht zu erregen. So zog ich mich denn doppelt an. Auch meine Frau und die Kinder, die mich nach B. begleiteten, der Vierzehnjährige, den ich vor einigen Tagen als Lehrling in der Stadt untergebracht hatte, und die kleine G., mein Herzkäferchen, konnten verschiedenes unter ihren Kleidern verbergen.

Um zwei Uhr überschritten wir die elsässisch-schweizerische Grenze.

Ich hatte noch ein Brieflein geschrieben an den Verwalter von M. Ich dankte ihm für die Aufmerksamkeit, die er meiner Person gewidmet hatte. Er brauche sich aber nicht mehr weiter zu bemühen, da ich im Begriff sei, mich seinem Machtbereiche zu entziehen, indem ich Einspruch erhebe gegen das ungesetzliche Verfahren, dem ich jetzt ausweiche, und mir vorbehalte, meine Rechte und Ansprüche an das Land zu geeigneter Zeit zu verfechten. Zum Schlusse bat ich ihn noch, den Gendarmen am Bahnhofe nicht zu lange auf mich warten zu lassen. Diesen Brief warf ich in den Kasten, der am letzten Hause, dem Zollgebäude, dicht an der Grenze angebracht ist.

Auf meiner Zunge schwebte die bange Frage: Wird mir je das Glück blühen, meine elsässische Heimat wieder zu betreten? Werde ich einmal als freier Mann zurückkehren können in ein freies Elsaß? Werde ich wieder an den Stätten weilen, an denen ich mit ganzer Seele hänge? Dort auf dem Gottesacker steht auf weißem Marmorsockel ein Engel, der ein Kreuz bekränzt, und unter dem Stein schläft unser Kind. Werde ich sein Bild unter dem Engel noch

einmal küssen, sein Grab noch einmal schmücken können? Ich fühlte das Gewicht der Entscheidung, die ich traf, wie unendlich lieb mir war, was ich verließ, meine Familie, mein Elsaß, und Wehmut und Trauer lagen schwer auf uns allen. Aber: „Lieber tot als Sklav'!" Lieber eine Heimat in der Fremde, als fremd sein in der Heimat!

Und ich sah nicht mehr zurück.

Auf dem deutschen Konsulat und dem schweizerischen Grenzbureau hatte ich vier Stunden zu tun, bis meine Papiere in Ordnung waren. Unterdessen hatte mir meine Frau mein Bündelchen geschnürt. Noch einmal schloß ich meine Lieben in meine Arme, noch ein gegenseitiges „Behüt' Gott!" — dann ging's über die deutsche Grenze, arm und flüchtig, in den Schoß der armen, mißhandelten, verunglimpften und deshalb mir um so heiligeren und teureren Mutter Germania.



R. H. Francés Weltgesetze

Alexander von Humboldt war der letzte Polyhistor großen Stils. Sein umfassender Geist vermochte es noch, das gesamte Wissen seiner Zeit auf naturwissenschaftlichem Gebiete zu überblicken und in edler, gedrängter Darstellung in seinem berühmten „Kosmos" niederzulegen. Dieses Buch hat mehr als tausend andere den Ruhm der deutschen Wissenschaft über alle Länder verbreitet. Inzwischen hat die Wissenschaft sich in unzählige Einzelfächer zersplittert, und die Besten unter den Gelehrten sagen sich heute manchmal: „Weniger wäre mehr!" Wir leben in einer Zeit des geistigen Alexandrinertums. Das Wissen auf vielerlei Gebieten erzeugt leider vielfach Oberflächlichkeit, Selbstüberhebung und Kulturlosigkeit. Denn wahre Kultur besteht in der Einheit des Lebensstils auf allen Gebieten, setzt also Bändigung und gründliche Vereinheitlichung des Wissensstoffes voraus.

Rettung aus solchen Gefahren können nur überlegene Geister bringen, seien es Religionsstifter oder Weltweise hohen Ranges. Es ist nun nicht gerade allzu wahrscheinlich, daß uns in absehbarer Zeit erstrangige Philosophen erstehen; denn die Natur hat sich gleichsam in den letzten zwei Jahrhunderten mit der Erzeugung der gewaltigen deutschen Philosophen erschöpft. Aber trügen nicht alle Zeichen, dann dürfen wir doch auf Besserung hoffen. Wir sehen viele ausgezeichnete Männer am Werke, hier Wandel zu schaffen, das Wissen der Zeit zu sichten und so eine neue Grundlage für eine lebensvolle Kultur herzustellen. Unter diesen Männern ragt R. H. Francé bemerkenswert hervor. Seit etwa dreißig Jahren ist er als ernster Naturforscher, besonders auf dem Gebiete der Botanik und Biologie wohlbekannt. Viele Bücher aus seiner Feder sind weithin verbreitet und geschätzt. Nun hat er sein reiches Wirken gekrönt mit einem bedeutenden Buche: „Bios, Die Gesetze der Welt" (Verlag: Hanfstaengl, München 1921). An diesem Werke sollte niemand vorübergehen, der sich von den Nöten der Zeit und den Aussichten der Zukunft ein richtiges Bild machen will.

Unter den geretteten vorsokratischen Fragmenten haben wir einen tiefsinnigen Ausspruch des dunklen Herakleitos: „Des Bogens Name ist nun Leben, sein Werk aber Tod!" — Das Wort ist nur zu verstehen, wenn man weiß, daß „Bios" im Griechischen doppelte Bedeutung hat: Betont auf der ersten Silbe heißt es Leben, betont auf der letzten Silbe aber Bogen. Hat Francé hieran gedacht, oder hat er unbewußt eine tiefsinnige und prachtvolle Metaphorik angewandt? Unsere heutige Lebensführung ist kein lebenerhaltendes, lebenförderndes Tun, sondern es rafft wie der Pfeil des Bogenschützen das frohe, blühende, glückliche Leben dahin, weil die meisten Menschen die ewigen Gesetze des Lebens nicht kennen oder nicht befolgen. In vollem Ernste: Francé will uns eine neue Philosophie, besser: eine beglückende

Lebensführung geben, indem er uns die für ein solches Leben notwendigen Weltgesetze aufzeigt und anschaulich bloßlegt. Zeigen schon Francés frühere naturwissenschaftliche Bücher einen unverkennbaren metaphysischen Einschlag, der sie wohltuend abhebt von gleichzeitigen Erzeugnissen seichter Materialisten, Utilitaristen und amerikanischer Pragmatisten, so zeichnet er uns in seinem „Bios“ ein Alfresko der Weltweisheit. Gewiß, das Werk „Bios“ ist noch nicht im vollen Umfang erschienen, aber schon die vorliegende erste Hälfte läßt klar und sicher erkennen, was er meint und anstrebt. Er will uns nicht tote Steine geben, sondern Brot des Lebens. Er will uns zeigen, wie wir das Leben auffassen, verstehen, führen und anwenden sollen, um einem „Optimum“ nahe zu kommen. Die gewaltige Aufgabe fordert bedeutende Mittel. Wenn einmal Platon sagt, es bedürfe eines delischen Tauchers, um die Tiefen des Parmenides zu verstehen, so muß ein Denker, welcher Francés Ziel anstrebt, über eine tiefgründige, umfassende, allgemeine Bildung verfügen, er muß sie mühelos beherrschen und treffsicher zum Ausdruck bringen können. Über diese Mittel verfügt Francé in reichem Maße. Dazu über einen lebendigen, klaren, geistreichen Stil, der den Leser nicht ermüdet, sondern ihm das Studium des gedankenschweren Werkes zu einem hohen Genuß macht.

Francé greift weit aus. Vom Aufgang zum Niedergang läßt er die Erscheinungen des Lebens und die Grundprobleme des Denkens vor unserem Auge vorüberziehen. Alle Natur- und die meisten Geisteswissenschaften müssen Heeresfolge leisten. Insonderheit packt er die sogenannten Axiome der Physik und Psychologie an. Hier beschäftigt er sich ziemlich eingehend mit der Relativitätstheorie, die heute ja alle Wissenschaftslager in helle Aufregung versetzt hat. Er führt uns über die anorganischen zu den organischen Reichen der Welt, von den Elektronen zu den Atomen und Molekülen über die Weltkörper zu den Milchstraßen und Nebeln, von den Elementen des organischen Zellebens zu den letzten Fragen der Geisteswissenschaften. Hiebei kommt Francé gegenüber Männern wie Darwin und Häckel — die sich Biologen nannten, aber wenig Kenntnisse in der Chemie und Physik, also den wichtigsten Hilfswissenschaften der Biologie, der Lehre vom Leben, hatten — die Tatsache zustatten, daß er ganz augenscheinlich und unverkennbar als Biologe auch in diesen Hilfswissenschaften unvergleichlich besser beschlagen ist als jene. Ich möchte hier bemerken, daß allen Ernstes viele berühmte „Biologen“ erstaunlich wenig Kenntnisse in der physikalischen Chemie hatten und haben, aber trotzdem — oder vermutlich deswegen — mit dem Reiz der Unbefangenheit darauf losschrieben und Gott und alle Geister totschlagen oder ins Reich der Fabel verweisen wollten. Unsere heutigen führenden Physiker und Chemiker zeigen einen erfreulichen Umschwung in dieser Hinsicht: der Materialismus ist an Haupt und Gliedern erschlagen, verflüchtigt, entschwunden, wenigstens in diesen Kreisen; denn gerade die Physiker und Chemiker müssen den Dingen dieser Welt hart auf den Leib rücken und bis in die letzten Schlupfwinkel folgen, wo man dann freilich nicht verkennen kann, daß Physik eben angewandte Metaphysik ist und wir mit der ganzen Welt in einem unermeßlichen Meere von göttlichen Geheimnissen und Rätseln leben, weben und sind! Diese Erkenntnis bemerken wir bei Francé auf Schritt und Tritt. Er bekennt sich tapfer und treu zu diesen Feststellungen, weil sie eben nicht zu leugnen sind für den ernsten Denker. In dieser wogenden Welt, in diesem uferlosen Chaos wären wir ziellos und führerlos, ohne richtende Kräfte, ohne Gesetze, eine Beute des Nihilismus und der niederziehenden Mächte des geistigen Todes und der kulturellen Verwesung.

Welches sind diese geheimnisvollen und doch so klaren, rettenden Gesetze der Welt? Francé zählt ihrer sieben auf: die Gesetze des Seins, der Integration, der Funktion, des kleinsten Kraftmaßes, der Selektion, des Optimums, der Harmonie. Wir begegnen ihnen überall, ob wir Flügel der Morgenröte nehmen und von Meer zu Meer fliegen oder mit Faust und Mephistopheles ins Reich der Mütter, der platonischen Ideen hinabsteigen. Da die ganze Welt, die sichtbare und unsichtbare, die Welt der „Zoesis“ und „Extrazoesis“ der Gegenstand, das Objekt des Denkens, der Betrachtung ist, so ist die Philosophie, welche die sieben Gesetze lehrt und

ihre Befolgung kategorisch fordert, „objektive“ Philosophie. Francé nennt seine Lehre allen Ernstes „die objektive“ Philosophie. Die Frage bleibt offen, ob das Wort „objektiv“ hier nur deshalb am Platze ist, weil es sich um das Objekt des Denkens handelt — oder weil alles „Subjektive“, individual Willkürliche möglichst ausgeschaltet werden soll. Francé bekennt sich hier stolz-bescheiden als Schüler und Vollender Schopenhauers. Mit vollem Recht; denn wenn die Welt das Objekt der erkennenden Philosophie ist, dann muß die Philosophie biologisch, „biozentrisch“ betrieben werden. Diese Auffassung aber hat in ewig mustergültiger Form mit messerscharfem Verstande und stärkster gedanklicher Konzentration Schopenhauer in dem tiefgründigen Wort ausgedrückt: „Die Welt ist meine Vorstellung.“ Es macht Francé Ehre, daß er die Bedeutung dieses Wortes erkennt und sich zu ihm bekennt als einem Angelpunkt aller Philosophie. Francé erkennt einwandsfrei, daß dieses abgrundtiefe Wort Schopenhauers grundsätzlich allen Problemen Rechnung trägt, indem es die letzte irdisch-menschliche Erkenntnisquelle bloßlegt; darum ist seit Schopenhauer nur biologische Philosophie möglich, oder psychophysische, wie Francé sagt.

Ich füge hinzu, daß Schopenhauers Wort auch rein psychisch gedeutet werden kann. Jedenfalls nennt Francé seine Philosophie mit Recht biologische oder biozentrische Philosophie. Schöpfen wir die Natur- und Geisteswissenschaften in diesem edlen Sinne biologisch aus, dann kommen wir tatsächlich zu einer „objektiven“ Philosophie, die uns für das Leben und Sterben etwas Gültiges, Gutes, Tröstendes gibt. Die Mauern der Metaphysik sind in diesem Sinne nur grau vom Alter, nicht von der Schwäche.

Sehen wir ab von einigen Mängeln Francés, daß er sich unnötig Einsteins Relativitätstheorie allzu sehr nähert und die mangelnde Priorität Einsteins, seine Problematik, seine bedenkliche Brüchigkeit nicht genügend erkennt oder wenigstens betont; daß er das rein Religiöse nicht noch stärker hervorhebt; daß er Häckel gelegentlich Goethe erstaunlicherweise koordiniert, statt den ungeheuren Abstand zwischen jenem mediokren Talente und dem überzeitlichen Genius zu betonen, dann müssen wir sagen: das auch äußerlich mit prachtvollen Bildern vornehm ausgestattete Werk „Bios“ führt seinen Namen „Leben“ mit vollem Recht; denn da es von innerer Lebenskraft strotzt, wird es nicht so bald altern.

Dr. Alfred Seeliger



Neue Geschichtswerke

In dem monumentalen Werke Max Lehmanns über den Freiherrn vom Stein wird an einer Stelle die schlimme Lage beklagt, in die durch die napoleonische Universalmonarchie die historischen Studien gebracht worden seien. „Wer hätte Lust,“ so heißt es an jener Stelle weiter, „dem Werden der Nationen nachzugehen, so lange sie mit Vernichtung bedroht waren? Wer konnte hoffen, geschichtliche Wahrheit zu ergründen, so lange der geschworene Feind der Wahrheit das Szepter führte? In unvergeßlichen Worten hat der Meister der deutschen Geschichtswissenschaft selbst es bekannt: erst der Sturz des Weltreiches habe ihm Lust und Kraft verliehen, die Vergangenheit zu erforschen.“

Und wir? Das heutige Geschlecht der Historiker? Hat es nicht noch viel mehr Grund zum Verzagen an einer gedeihlichen Entwicklung seines Wissenszweiges? Nicht nur die Lüge hat ihr Banner so frech aufgepflanzt wie noch niemals in der Geschichte. Die Bedingungen, unter denen geschichtswissenschaftliche Werke erscheinen können, die unerhörte Teuerung im Buchhandel und die anscheinende allgemeine Interesselosigkeit für höhere geistige Dinge sind geeignet, auch Unternehmungslustigen den Mut zu rauben.

Es ist aber ein Irrtum anzunehmen, daß die Schaffenslust der Historiker und der Wagemut der Verleger nachgelassen habe. Hier und da trifft es wohl zu. An anderen Stellen aber empfängt man den Eindruck, daß dort die Auffassung besteht: nun gerade wollen wir nicht erlahmen!

So wagt es Max Lehmann, der oben erwähnte greise Historiker in Göttingen, von seinem bedeutendsten Werke, eben jener angeführten Biographie Steins, eine neue Ausgabe vorzulegen. An Stelle des ursprünglich drei Bände umfassenden Werkes erhalten wir jetzt von ihm eine einbändige Ausgabe desselben (Max Lehmann. Freiherr vom Stein. Neue Ausgabe in einem Bande. Verlag von S. Hirzel in Leipzig 1921. 8°, 624 Seiten, Preis 70 M). So sehr der Kenner der ersten Ausgabe das Fehlen mancher Partien bedauern muß, so darf doch wohl gesagt werden, daß das Buch durch die konzentriertere Fassung vielfach gewonnen hat. Man spürt ja beim Lesen des Buches in der jetzigen Gestalt manchmal, daß sich in dem einstigen Verehrer und Freund Treitschkes Wandlungen vollzogen haben. So versteht man, wenn der nunmehrige Pazifist das Urteil über den günstigen Einfluß des Krieges, das in Band I S. 154 zu lesen war, gestrichen hat. Seine besonderen Gründe hat es doch auch wohl, daß die Zornesworte Beguelins über die jüdischen Kriegsgewinnler (II 293) ausgefallen sind, und der alte Polenfreund Lehmann hat anscheinend gern die Gelegenheit benutzt, um die Wendung auszumerzen, die die Fähigkeit der Polen zum Genuß einer vernünftigen Freiheit in Frage zieht (III 192). Aber dergleichen kann man hinnehmen. Man wird sich auch mit den vielen Einseitigkeiten und Verstiegenheiten des Verfassers abfinden müssen. Das Buch bleibt doch eine der glänzendsten Leistungen, die wir in unserer geschichtlichen Literatur aufzuweisen haben. Überall dringt Lehmann in das Wesen der Dinge. Immer schält er die Probleme klar und fesselnd heraus. Der feierliche Ton der Erzählung ist dem Thema voll angemessen. An einzelnen Stellen erhebt sich die Schilderung geradezu zu klassischer Schönheit. Und der Held des Verfassers! Gerade in der heutigen Zeit soll man das herrliche Bild des Freiherrn vom Stein sich wieder lebhaft vergegenwärtigen, dieses Staatsmannes mit der tief innerlichen ethischen Note. Was ist das für ein Mann, der 1808 an sein Werk der Erneuerung Preußens geht mit den wildentschlossenen Worten: „Man muß sich mit dem Gedanken der Entbehrung jeder Art und des Todes vertraut machen, wenn man die Bahn betreten will, die man jetzt zu wandeln sich vornimmt." Als Altenstein und andere Minister 1810 an Schlesiens Abtretung dachten, da rief Stein: „Man hänge den Minister, der von Länderzession redet!" Es kommt auch wohl wieder die Zeit, wo die Wahrheit des Steinschen Wortes begriffen wird: „Das Vaterland ist da, wo sich die Ehre und die Unabhängigkeit findet." Ich habe mich gelabt, als ich jetzt nach nahezu zwanzig Jahren das Buch in der neuen Ausgabe las.

Eine dankbar zu begrüßende Gabe ist ferner die Sammlung von Aufsätzen und Vorträgen Reinhold Kosers, des Biographen Friedrichs des Großen, die seine Witwe erscheinen läßt (Reinhold Koser. Zur preußischen und deutschen Geschichte. Aufsätze und Vorträge. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin 1921. 8°, 432 Seiten, geh. 28 M, in Halbleinen geb. 40 M). Es war ein herber Verlust für die deutsche Geschichtswissenschaft, als Koser, der erheblich jünger als Max Lehmann war, in den Tagen des gewaltigsten deutschen Siegeslaufes im August 1914 die Augen schloß. So viel hatten wir noch von ihm zu erwarten, vor allem die Vollendung seiner Geschichte der brandenburgisch-preußischen Politik, deren erster bis zum Westfälischen Frieden reichender Band 1913 erschien. Alle seine Arbeiten tragen den Charakter unbedingtester Solidität, feinsinnigsten Verständnisses für den Wert der Quellen, scharfer politischer Urteilskraft und innigster Verwachsenheit mit seinem geliebten Preußen, dessen erschütternden Zusammenbruch zu erleben ihm ein gnädiges Geschick ersparte. Mit welchen schmerzlichen Gefühlen und welcher Freude zugleich liest man die uns jetzt gebotene Sammlung, die von verklungenen stolzen Zeiten, aber auch von kritischen Tagen berichtet, vom Großen Kurfürsten, von der Königin Sophie Charlotte, von Friedrich

Wilhelm I. und vom großen Friedrich, von der preußischen Politik in den Jahren 1786—1806 und von Friedrich Wilhelm IV. am Vorabend der Märzrevolution und anderen fesselnden Dingen. Wehmütig lesen wir das Motto zu dem ersten, dem Großen Kurfürsten gewidmeten Aufsatze, die Worte Heinrichs v. Kleist:

Das Vaterland, das du uns gründetest,
Steht eine feste Burg, mein edler Fürst,
Das wird ganz andre Stürme noch ertragen...
Das wird sich ausbaun herrlich in der Zukunft,
Erweitern unter Enkelshand, verschönern
Mit Zinnen, üppig, feenhaft, zur Wonne
Der Freunde und zum Schrecken aller Feinde.

Wen erheben nicht die lebendigen Worte, mit denen einst Pufendorf die Persönlichkeit des Kurfürsten schilderte: „Es leuchtete aus seinem Antlitz gleich beim ersten Anblick ein gewisses Etwas, das sofort den Helden erkennen ließ" usw. Das Folgende lese man bei Koser nach. Kurfürst Friedrich Wilhelm war es, der 1657 den heute wieder angebrachten Schmerzensruf erhob: „Was sind Rhein, Weser, Elbe und Oder anders als fremder Nationen Gefangene!" Auch wo der Verfasser sich sehr ins einzelne begibt, fühlt man sich immer angeregt durch seine Ausführungen. Überall empfängt man wertvolle Belehrung. Nachdenklich stimmt die Angabe, die sich wiederholt in den Aufsätzen findet: der Abbé Sieyès habe schon neun Jahre vor dem Frieden von Tilsit in einem seiner Berichte die Losung ausgegeben, daß Preußen hinter die Elbe zurückgeschoben werden müsse. Viel bedauert wird es, daß der Aufsatz Kosers: „Brandenburg-Preußen in dem Kampfe zwischen Imperialismus und reichsständischer Libertät" nicht Aufnahme gefunden hat. Statt dessen hätte vielleicht der Aufsatz über die preußische Reformgesetzgebung wegbleiben können, der inzwischen durch die Forschung stark überholt ist.

Der dritte Senior deutscher Geschichtswissenschaft, der mit einem neuen Werke vor uns tritt, ist Max Lenz, der Historiker der Reformation an der Berliner Universität, der kurz vor Ausbruch des Krieges seinen Lehrstuhl in Hamburg aufstellte. Auch von ihm wird eine Aufsatzsammlung vorgelegt: ein zweiter Band kleiner historischer Schriften mit dem wirkungsvollen Titel „Von Luther zu Bismarck". (Max Lenz. Kleine historische Schriften. II. Bd. Von Luther zu Bismarck. München und Berlin 1920, Verlag von R. Oldenbourg. 8°, 364 S., geh. 24 M zuzüglich Sortiments- und Teuerungszuschlag.) Die Aufsätze zeigen den schwungvollen, geistreichen und vielseitigen Schüler Rankes in seiner ganzen Eigenart. Einiges darin ist noch mehr wie in der Koserschen Sammlung speziellste Forschung und wird nur in einem kleinen Kreise Interesse und das richtige Verständnis finden. Daneben erhalten wir aber mehrere Essays glänzendsten Charakters, so den Aufsatz: „Luther und der deutsche Geist. Zum 31. Oktober 1917", die Rede „Freiheit und Macht im Licht der Entwicklung der Universität Berlin". Der Schlußaufsatz ist Bismarcks Heimgang gewidmet, des gigantischen Helden, dessen Riesenkraft sich einst im Gegensatz zu den Bülow und Bethmann aufrieb in dem Gefühl der Verantwortlichkeit für die Zukunft seines Vaterlandes, das er zu nie gesehener Macht emporgehoben hatte.

Unternehmungssinn spricht aus der Veröffentlichung Hans F. Helmolts, des Herausgebers der bekannten Weltgeschichte und auch sonst verdienstlichen Historikers und Publizisten, über Leopold Ranke (Hans F. Helmolt. Leopold Rankes Leben und Wirken. Nach den Quellen dargestellt. Mit 18 bisher ungedruckten Briefen Rankes, seinem Bildnis und der Stammtafel seines Geschlechts. Historia-Verlag Paul Schwegler in Leipzig 1921. 8°, 222 Seiten, in Halbleinen geb. 26 M). Zu den mehr als 400 Schriften über Ranke in dieser Zeit eine neue! Eine Biographie kann ich das Buch nicht nennen. Dazu ist das Gebotene doch zu knapp ausgefallen. Vor allem kommt das Wirken Rankes, seine historische Forschertätigkeit, seine Einwirkung auf die Geschichtswissenschaft viel zu wenig zur Geltung. Auch die eigentlichen Lebens-

begebenheiten scheinen mir etwas dürftig geschildert zu sein. In diesen Dingen, namentlich in der Berücksichtigung der wissenschaftlichen Arbeit, hat bereits vor fast 30 Jahren Eugen Guglia in seiner damals erschienenen Biographie verhältnismäßig mehr geliefert. Ich vermag auf Helmolts Buch nur das Wort anzuwenden, das er für Rankes Biographie Friedrich Wilhelms IV. in der „Allgemeinen deutschen Biographie" gebraucht. Es ist keine „Biographie" im vollen Sinne, sondern er hat im wesentlichen nur Bausteine zu einer solchen zusammengetragen. Diese Bausteine sind allerdings höchst wertvoll. Nicht nur steuert der Verfasser manches ganz Neue über den Meister der Geschichtsforschung bei; er fördert auch die Forschung durch allerlei kritische Erörterungen und macht eine Fülle von geistreichen Bemerkungen über Ranke. Der Schwerpunkt seines Buches liegt zu einem großen Teile in den über dreihundert Bemerkungen am Schluß. Ich möchte Helmolts Werk ein Buch für historische Feinschmecker nennen und glaube, daß es viele Liebhaber finden wird.

Noch mehr Wagemut zeigt die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart und Berlin, indem sie aus der Feder Albert v. Hofmanns eine vierbändige „Politische Geschichte der Deutschen" zu verlegen übernommen hat, von der soeben der erste vortrefflich ausgestattete Band erschienen ist. (Albert v. Hofmann, Politische Geschichte der Deutschen. I. Band. Stuttgart und Berlin 1921, Deutsche Verlagsanstalt. 8°, 444 Seiten, geh. 30 M, in Halbleinen geb. 40 M.) Um es gleich zu sagen: der Anfang rechtfertigt das Unternehmen in vollstem Maße. Mit Stolz dürfen wir auf diese Leistung deutschen Gelehrtenfleißes und originalen deutschen Geistes blicken. Albert v. Hofmann, ein Sohn des berühmten 1892 verstorbenen Chemikers A. W. v. Hofmann, überraschte im vorigen Jahre die deutsche wissenschaftliche und gebildete Welt mit dem hochbedeutenden, durch selbständige Auffassung sich auszeichnenden Werke: „Das deutsche Land und die deutsche Geschichte". Die Originalität dieses auf umfassendem Wissen beruhenden Buches zeigte sich besonders in der Einstellung des Verfassers auf das Topographische. Hofmann verriet darin eine ganz erstaunliche Kenntnis der Örtlichkeit, des viel zu wenig gekannten deutschen Grund und Bodens. Nur wenige werden sich mit ihm darin messen können. Ob man ihm immer zustimmen soll und kann, ist eine Sache für sich. In jedem Falle hatten seine Ausführungen fast immer viel für sich, Einleuchtendes und Anregendes. Die wissenschaftliche Welt wird sich mit seinen in jenem Werke vertretenen Ansichten und Behauptungen auseinandersetzen müssen. Viele werden geneigt sein, diesem sicher und selbstbewußt auftretenden Führer unbedingt zu folgen. Noch größer angelegt wie das Buch „Das deutsche Land und die deutsche Geschichte" ist die uns jetzt vorliegende Arbeit Hofmanns. Ihre Originalität besteht wiederum vornehmlich in dem Sinn für die Topographie und die Bodenbeschaffenheit und damit verbunden vielfach in der Berücksichtigung strategischer Gesichtspunkte, was besonders Militärs interessieren muß. Von diesem Standpunkte aus erscheint die politische Geschichte der Deutschen in einer ganz neuen Beleuchtung. Mit höchstem Vergnügen folgt man den Ausführungen des Verfassers in diesem ersten bis zum Vertrage von Mersen (870) geführten Bande, obwohl man wird sagen müssen, daß der ältesten Periode der deutschen Geschichte ein vielleicht allzu breiter Raum gewährt wird.

Hofmann bezeichnet unsere Vergangenheit mit Recht als unsern kostbarsten Besitz. Sie erhebt sich, wie er sagt, in diesem Augenblick erdrückend groß vor uns, und er sucht nun festzustellen, was aus ihr zu lernen ist. Er findet, daß es der Beruf der Germanen war, das große Volk des Westens von Europa zu werden, und daß sie durch die Einsperrung hinter den Rhein um diese Zukunft betrogen seien. Anknüpfend an ein berühmtes — ergreifendes — Wort Bismarcks formuliert er den Satz: „Es ist eine der größten Lehren der Geschichte, eine wie geringe Spanne Zeit für die meisten geschichtlichen Wendungen eigentlich nur offen ist; wird diese versäumt, so ist es aus." Scharf präzisiert schreibt er: „Das Mittelalter ist ein Begriff, der ohne Zweifel sein richtigstes Maß an der Entwicklung der Kirchenherrschaft findet". Im allgemeinen vermeidet er, Kulturgeschichte zu geben, weil, wie er sagt, „Verständnis für

Kulturgeschichte genau so entwicklungsmäßiger Darstellung bedarf wie auch das Verständnis politischer Geschichte. Einstreuen einzelner kulturgeschichtlicher Bemerkungen ist daher nur von sehr zweifelhaftem Wert". Voller Bewunderung und Begeisterung spricht er von dem Heldentum der Germanen. Ihren unpolitischen Sinn beklagt er immer wieder. Als einen der verhängnisvollsten Punkte in der Geschichte der Deutschen betrachtet er es, daß es ihnen in entscheidenden Stunden immer an einer Flotte gefehlt habe. Vier Männer bezeichnet er als die eigentlich großen Deutschen, Kaiser Otto I., Luther, den Großen Kurfürsten und Bismarck. Gerade diese These wird unter vielen anderen bestreitbaren Äußerungen sehr angefochten werden. Man darf gespannt sein, wie Hofmann sie in den späteren Bänden begründen wird. Bei aller Würdigung Karls des Großen vermißt er an dieser Persönlichkeit namentlich das politische Maß. Politisch stellt er Karls Vater Pipin über Karl. Er räumt ein, daß es Karl gelungen sei, Erfolge zu haben, wie sie vielleicht nie wieder ein einzelnes Menschenalter aus der Zeit herausheben wird, meint aber, daß es daran läge, weil Karl keinen einzigen ebenbürtigen Gegner gehabt habe. Seine Hauptbegabung erblickt er auf militärischem Gebiete.

Mit Freuden nimmt man die Schilderung der zahllosen germanischen Helden, die Hofmann entwirft, in sich auf, von Ariovist, Armin, Marbod, Claudius Civilis, Genserich, Stilicho, Theoderich, Totila, Karl Martell und so fort. Sehr interessant ist auch sein absprechendes Urteil über Ludwig den Frommen. Ein wahres Musterstück ist die Charakteristik des rohen Chlodwig. Immer hat man das Empfinden, einen äußerst geistvollen, selbständigen Kopf sprechen zu hören. Ein schwacher Punkt des Verfassers scheinen mir die Zahlen zu sein. Er verrät eine eigentümliche Leichtgläubigkeit für die mittelalterlichen übertriebenen Zahlenangaben. Für die Kirche mit ihren Betrügereien und Fälschungen, ihrer Berechnung und Scheinheiligkeit steht ihm ätzender, sehr wirkungsvoller Hohn zur Verfügung. Zu breit scheint mir die merowingische Geschichte vorgetragen. Die Scheußlichkeiten dieser Periode sind doch gar zu unleidlich zu lesen. Beigegeben ist dem Buche ein dreifaches Register, nämlich ein Verzeichnis der Personennamen, ein solches der Volksnamen und ein Ortsregister. Alle drei Verzeichnisse wird man mit Nutzen gebrauchen. Wir beglückwünschen jedenfalls den Verleger und harren gespannt der folgenden Bände.

Eine glänzende Neuerscheinung, die uns zugegangen ist, erblicken wir ferner in der Deutschen Geschichte von 1871—1914 aus der Feder Fritz Hartungs (Fritz Hartung. Deutsche Geschichte von 1871 bis 1914. Kurt Schroeder, Bonn und Leipzig 1920. 8°, 302 Seiten, Preis 25 *M*, Halbleinen 32 *M*). Für ein solches Buch bestand ein wahres Bedürfnis. Die Art, wie Hartung, der Professor der Geschichte in Halle ist, die Aufgabe, welche er sich gestellt hat, löst, darf man unbedenklich als mustergültig bezeichnen. Auf voller wissenschaftlicher Höhe stehend, schildert er in ruhigem, ansprechendem Vortrag mit ganz ausgezeichneter Klarheit und großartiger Unparteilichkeit die vielverschlungenen Begebenheiten in Deutschland seit dem Deutsch-Französischen Kriege in zwei Teilen. Der erste Teil führt die Aufschrift: Das Zeitalter Bismarcks (1871—1890), der zweite: Das Zeitalter Wilhelms II. (1890—1914). Hartung würdigt, nicht ohne hier und da auch die Grenzen Bismarcks hervorzuheben, die gewaltige Größe dieses Staatsmannes, um dann in scharfer, aber durchaus sachlicher Kritik den Absturz unter Wilhelm II., Bülow und Bethmann zu erklären. Die Weltpolitik findet er durchaus gerechtfertigt, aber die mißverstandene Bündnistreue erkennt er als eine Hauptursache unseres Unglücks. Immer wieder geißelt er auch das Versagen des deutschen Bürgertums, das doch allzu spießbürgerlich geblieben ist. Er findet, daß der Machtgedanke unter dem Eindruck der Bismarckschen Erfolge übertrieben worden sei, nennt es aber einen wahnwitzigen Gedanken, wenn die Frankfurter Zeitung es einst offen kundgab, daß es inmitten des Wettkampfs der großen Mächte ein friedliches wirtschaftliches Imperium für Deutschland geben könnte. Ich bin überzeugt, daß Hartungs Buch stark gekauft werden wird.

Ein nicht mehr ganz neues Buch, das jetzt in neuer Gestalt erscheint, ist die „Angewandte Geschichte“ von Heinrich Wolf. (Professor Dr Heinrich Wolf, Düsseldorf, Angewandte Geschichte. Eine Erziehung zum politischen Denken und Wollen. 10. verbesserte und erweiterte Auflage. 28.—37. Tausend der Gesamtauflage. Leipzig 1920. Theodor Weicher. 8°, 495 S., Preis geh. 32 M, geb. 40 M.) Die erste Auflage erschien 1910. Seitdem hat das Buch einen wahren Siegeslauf erlebt. Noch seit 1913 sind nicht weniger als drei Auflagen erschienen. Daran kann man seine helle Freude haben. Denn darin liegt ein Zeichen dafür, wie sehr die die von dem Verfasser entwickelten Anschauungen und Gedanken Anklang und Verständnis finden. Wolf hat sein Werk dem Andenken Heinrich v. Treitschkes und des ehemaligen Vorsitzenden des Alldeutschen Verbandes E. Hasse gewidmet und sein Buch ist ausgesprochen alldeutsch. Es ist weniger ein wissenschaftliches Werk zu nennen; es trägt vielmehr volkstümlichen Lehrbuchcharakter. Die Gabe des Verfassers ist: Thesen zu formulieren, Gesichtspunkte klar herauszuheben, zu pointieren, zu gliedern. Dieses Gliedern kann man fast als zu reichlich betrieben bezeichnen. Es beginnt mit der alten Kulturwelt und behandelt dabei nacheinander den Orient, die Griechen, für die er sich besonders begeistert, und die Römer, um dann in einem zweiten Buch die neue Kulturwelt zu schildern. Der erste Hauptabschnitt darin behandelt das große Ringen zwischen Europa und Asien. Der zweite ist überschrieben „Der deutsche Volksboden“ und gibt unter Einbegriff des Weltkrieges einen Abriß der deutschen Geschichte. In dem folgenden Abschnitt geht Wolf auf die wirtschaftlichen Kämpfe und die Handelspolitik der neuen Kulturwelt ein. Auch dabei wird der Weltkrieg berücksichtigt. Dann erörtert er in einem Abschnitt das Wesen des Staats, um in einem neuen Teil „Staat, Volk und Kirche“ vom Beginn des Christentums an in ihrem Verhältnis zueinander zu skizzieren. Auch hier ist dem Weltkrieg ein besonderer Unterabschnitt gewidmet. In einem Schlußteil äußert Wolf sich über Dichtung, Legende, Irrtümer und Geschichtslügen.

Vom Griechenvolke sagt Wolf: „Geradezu unfaßlich ist der Reichtum an Übermenschen, die es hervorgebracht hat.“ Sehr bald sieht er sich veranlaßt, den Zusammenhang von Kultur und Macht hervorzuheben und betont deswegen, es müsse heißen: Potsdam und Weimar. Den Untergang des Griechentums führt er auf die Entartung der individuellen Freiheit bei den Griechen zurück. Er unterscheidet drei Menschheitswiegen, das nördliche Mitteleuropa, woher die Kulturschöpfer (die Arier), die hochasiatischen Steppen, woher die Kulturzerstörer (die tatarischen Mongolen), und Arabien, woher die Kulturschmarotzer (die Semiten) kommen. Immer wieder und mit den lebhaftesten Worten werden die ungeheuren Verdienste, die unsre Hohenzollern sich um ihr Volk erworben haben, hervorgehoben. Auf das Preußentum wird stets aufs neue ein hohes Lied angestimmt. Eine Fülle von belehrendem Material, auch statistischem, wird ausgebreitet. Zuweilen laufen gewisse Einseitigkeiten unter. So ist es doch übertrieben, wenn S. 192 England ein Drohnenstaat genannt wird. Dem widerspricht auch manche andere Stelle in dem Buche. Das Ganze durchzieht ein frischer Hauch. Man freut sich über die Lebendigkeit, mit der der Verfasser den Lesern seine Ansichten in immer neuen Wendungen einzuhämmern sucht und wie er unaufhörlich sein beredtes und eindringliches „Aber“ anbringt. Wollte Gott, daß der Geist, von dem Wolf erfüllt ist, in die Köpfe und Herzen der Mehrzahl der Deutschen einzöge, dann wäre es gut mit uns bestellt!

Von demselben Verfasser ist nun eben noch ein umfassendes Werk erschienen, eine Deutsche Geschichte (Professor Dr Heinrich Wolf. Deutsche Geschichte. Eine Einführung in das Verständnis unserer vaterländischen Geschichte. Mit 16 Bildertafeln. Hannover 1921, Verlag von Carl Meyer [Gustav Prior]. 8°, 430 Seiten), das sich mit der „Angewandten Geschichte“ naturgemäß viel berührt und selbstverständlich aus demselben Geiste heraus geboren ist. Da fängt Wolf mit den Menschheitswiegen an und schildert mit warmer Liebe, nicht so mannigfach gegliedert, wie in der „Angewandten Geschichte“ die gesamte Kulturwelt betrachtet wird, sondern in fortlaufender, immerhin aber auch scharf disponierter,

durch Einfügung zahlreicher Übersichten, Zeit- und Stammtafeln unterbrochener Darstellung die unerschöpflich reiche Geschichte des deutschen Volkes. Vielfach läßt er dabei die großen Forscher, auf die er sich stützt, selbst reden. Die deutsche Geschichte zerfällt für ihn in drei Teile, die Zeit bis 1300, in der er die beiden großen Einschnitte in der Schlacht von Tours und Poitiers (732) und dem Tode Kaiser Heinrichs VI. (1197) sieht. Dann folgt die Zeit bis zum Westfälischen Frieden und darauf die Zeit bis zum Todeskampfe des Preußentums (1918). Den Höhepunkt der deutschen Geschichte sieht er in den Reformationsjahren 1517—21. Demgemäß schmückt denn auch Luthers Bild das Titelblatt. Mit besonderer Vorliebe weilt der Verfasser bei den „Retablissements" der Hohenzollern, was man jetzt „Wiederaufbau" nennt. Als den Hauptfehler der Deutschen brandmarkt er unermüdlich die Schwäche, Nachgiebigkeit und Vertrauensseligkeit. Sehr gut würdigt er in knappster Form den Weltkrieg. Das ganze Werk ist wissenschaftlicher und kritischer als Einharts treffliches Buch, aber doch auch volkstümlich zu nennen. Kleine Unebenheiten und Unausgeglichenheiten (z. B. wird S. 90 Barbarossa eine schöpferische Natur genannt, während S. 95 geradezu gesagt wird, er sei nicht schöpferisch gewesen) erklären sich vielleicht aus schnellem Entstehen des Werkes. Nicht in demselben Maße wie der „Angewandten Geschichte" haftet der „Deutschen Geschichte" der Lehrbuchcharakter an, aber sie verleugnet ihn doch auch nicht. „Nur eine Reaktion kann uns retten," ruft Wolf am Schluß aus, „eine Reaktion im Sinne Luthers, der uns zu Gott und der Wahrheit zurückführte, eine Reaktion im Sinne der großen Hohenzollern, der Erzieher zur Pflicht, welche wußten, daß der Staat Macht ist, eine Reaktion im Sinne der großen Denker und Dichter des 18. Jahrhunderts, die uns vom Welschtum befreiten, aber dem deutschen Idealismus die Bahn öffneten, eine Reaktion im Sinne Steins, Scharnhorsts, Humboldts, die den welschliebenden Bestrebungen den deutschen Freiheitsgedanken entgegenstellten, eine Reaktion im Sinne Bismarcks, der uns aus Romantik und Sentimentalität zum gesunden nationalpolitischen Egoismus zurückführte." Möchte sich die „Deutsche Geschichte" ebenso Bahn brechen, wie die „Angewandte Geschichte" desselben Verfassers!

Herman v. Petersdorff



Der Bund deutscher evangelischer Landeskirchen

Der Wunsch, den deutschen Protestantismus von seiner Zersplitterung zu erlösen und ihm eine alle umfassende, sie schützende und tragende Organisation zu geben, ist alt; die Versuche zu seiner Erfüllung reichen zurück bis zum corpus Evangelicorum im alten Heiligen Römischen Reiche deutscher Nation. Die Ereignisse des Jahres 1918 mit ihrer Erschütterung der Grundlagen unseres gesamten Daseins, mit ihrem Zusammenbruch des landesherrlichen Kirchenregiments und dem wilden Ansturm widerchristlicher Mächte gegen die Kirche haben vollbracht, was Jahrhunderten nicht gelungen ist: die Schaffung einer Einheit für den deutschen Protestantismus.

Drei große Kräfte haben sich zu diesem Werke verbunden: die Kirchenregierungen, die seit 1852 in der „Eisenacher Kirchenkonferenz" sich zusammengefunden und 1903 in dem Deutschen Evangelischen Kirchenausschuß ein aktionsfähigeres Organ geschaffen hatten, die Synoden, die mit dem Wegfall des landesherrlichen Kirchenregiments die entscheidenden Träger des kirchlichen Lebens werden mußten, die großen Arbeitsverbände für äußere und innere Mission, Gustav-Adolf-Verein, Evangelischer Bund, Volkskirchenbund, die Gemeinschaften usw. Von diesen Verbänden aus war schon einmal in dem Revolutionsjahr 1848 die Losung von „Kirchentagen" ausgegeben und auf dem Wittenberger Tag die Zusammen-

fassung der deutschen evangelischen Kirchen zu einem Kirchenbund beschlossen. Aber über einen freien Zusammenschluß Einzelner kam man damals nicht hinaus, und so fehlte der Bewegung die Kraft zu organisatorischer Gestaltung. Auch diesmal ging der Anstoß von den in der freien Vereinsarbeit wirksamen Kräften aus, aber man erkannte von vornherein, daß nur im Zusammenschluß mit den organisierten kirchlichen Gebilden ein nachhaltiger Erfolg möglich sei. Der damalige Präsident des preußischen evangelischen Oberkirchenrats (zugleich Vorsitzender des Kirchenausschusses) D. Voigts ergriff die dargebotene Hand. Es kam nach einer vorbereitenden Konferenz in Kassel zum Deutschen Evangelischen Kirchentag in Dresden, der den einstimmigen Beschluß faßte, auf Bildung eines Kirchenbundes hinzuarbeiten, und zu diesem Zweck den Kirchenausschuß, der bis dahin aus 15 kirchenregimentlichen Mitgliedern bestand, durch 15 vom Kirchentag gewählte außerordentliche Mitglieder verstärkte und mit der Vorbereitung einer Kirchenverfassung betraute. Diesen Entwurf hat mit geringen Änderungen der Stuttgarter Kirchentag im September dieses Jahres einmütig sich zu eigen gemacht und in Konsequenz davon das Mandat der in Dresden gewählten Mitglieder des Ausschusses bis zum nächsten Kirchentage verlängert.

Der nächste Kirchentag wird, juristisch angesehen, etwas ganz anderes sein als die bisherigen zwei, nämlich eine von den zum Bunde zusammengetretenen Landeskirchen nach den Normen der Verfassung beschickte Versammlung. Auch die Zusammensetzung der Versammlung wird eine erheblich andre sein; die kirchenregimentliche Gruppe scheidet ganz aus; ist aber gleichzeitig mit dem Kirchentag uud am selben Orte als „Kirchenbundesrat“ versammelt. Die breite Masse der Versammlung (150) besteht aus Mitgliedern, die von den obersten Synoden der einzelnen Landeskirchen gewählt werden; auch die kleinste Landeskirche ist durch einen Abgeordneten vertreten. Dazu treten 60 sonstige Mitglieder, von denen 8 den theologischen Fakultäten, 12 den Religionslehrern, 15 den auf die Gesamtheit der deutschen Landeskirchen sich erstreckenden Vereinsorganisationen angehören müssen. Damit ist die Zahl der „freien“ Kräfte ganz erheblich eingeschränkt. Ob der künftige Kirchentag wie die bisherigen den Anspruch wird erheben können, den gesamten deutschen Protestantismus zu vertreten, oder sich zu einer Vertretung bloß der Landeskirchen verengt, wird in der Hauptsache von den Synoden, d. h. von der Gestaltung des gesamten kirchlichen Lebens abhängen. Daß hier Gefahren vorliegen, ist unverkennbar. Man muß den Vertretern des freien protestantischen Gedankens zurufen, daß sie kirchlich werden, d. h. zu kirchlicher Arbeit sich organisieren müssen; sonst schreitet die Zeit über sie hinweg.

Der Bund wahrt den verbündeten Kirchen ihre volle Selbständigkeit in Bekenntnis, Verfassung und Verwaltung. Es entspricht diesem grundlegenden föderalistischen Prinzip, daß dem Kirchenbundesrat, dessen Mitglieder bei ihrer Abstimmung an die Weisungen ihrer Kirchenregierungen gebunden sind und daher als zuverlässiges Sprachrohr der örtlichen Bedürfnisse und Wünsche gelten dürfen, im wesentlichen die Gleichstellung mit dem Kirchentag zugestanden ist und daß das geschäftsführende und vollziehende Organ des Kirchenbundes, der Kirchenausschuß, wie bisher schon von beiden Instanzen zu gleichen Teilen bestimmt wird. Dem Ausschuß sind die notwendigen Vollmachten zu kraftvollem und rechtzeitigem Handeln gegeben.

Wie bedeutsam trotz oder vielmehr wegen seiner behutsamen Schonung des Bestehenden und Alteingewurzelten der Kirchenbund für die Zukunft des gesamten deutschen Protestantismus werden kann, zeigt die Formulierung des Bundeszwecks, „zur Wahrung und Vertretung der gemeinsamen Interessen der deutschen evangelischen Landeskirchen einen engen und dauernden Zusammenschluß derselben herbeizuführen, das Gesamtbewußtsein des deutschen Protestantismus zu pflegen und für die religiös-sittliche Weltanschauung der deutschen Reformation die zusammengefaßten Kräfte der deutschen Reformationskirchen einzusetzen“. Die unmittelbare Tätigkeit des Bundes, in deren Grenzen er ausschließlich zuständig ist, erstreckt sich demgemäß auf die Wahrung der gemeinsamen evangelischen Interessen

im Verhältnis zum Auslande, zum Reiche (event. auch einzelnen Ländern) und zu andern Religionsgemeinschaften sowie auf die kirchliche Versorgung der evangelischen Deutschen im Auslande. Nicht minder wichtig ist seine mittelbare d. h. anregende Tätigkeit gegenüber den Landeskirchen sowie den freien kirchlichen Organisationen; neben bestimmten kirchlichen Aufgaben ist hier insbesondere die Festigung des Bandes zwischen evangelischem Volkstum und Kirche, die Pflege des christlichen Hauses, die religiöse Volkserziehung auf allen Stufen des Schulwesens und die Arbeit an der schulentlassenen Jugend, die christliche Liebestätigkeit, der Ausgleich und die Versöhnung der sozialen Gegensätze genannt sowie die Förderung aller Bestrebungen, welche auf die Durchdringung des evangelischen Volkes mit den Kräften des Evangeliums abzielen. Fürwahr ein weitgefaßtes und wichtiges Programm, dessen kräftige Inangriffnahme der Kirche die Massen der werktätigen Schichten des deutsch-evangelischen Volkstums zuführen und auch des Anreizes auf die führenden Schichten deutscher Bildung nicht entbehren würde!

Wie gewissenhaft und weitherzig man in den Kreisen des Kirchentages an die Ausführung des Programms herantreten will, bewiesen Vorträge und Aussprachen über die neuen Aufgaben der Kirche im neuen (religionslosen) Staat und über die Stellung der evangelischen Kirche zur Schule. Einige Sätze aus der einstimmig angenommenen programmatischen Kundgebung zu der aktuellen Schulfrage seien wörtlich angeführt: „Oberstes Ziel der Erziehung, von dem wir unter keinen Umständen lassen dürfen, ist der fromme und sittliche Mensch im Geist des Evangeliums. Um dieses Erziehungszieles willen fordern wir für evangelische Kinder nachdrücklich Schulen ihres Bekenntnisses, in denen das ganze Schulleben von einem einheitlichen Geist durchdrungen ist und in denen so der Charakterbildung am besten gedient wird. Wir verkennen nicht das geschichtliche Recht der christlichen Simultanschule, soweit sie sich in einzelnen Gebieten eingebürgert hat. Doch fordern wir, daß überall da, wo Schulen evangelischen Bekenntnisses vorhanden sind oder gesetzmäßig von evangelischen Erziehungsberechtigten begehrt werden, diesen Schulen volle Entfaltungsmöglichkeit gewährleistet wird. — Als die Grundsätze, nach denen der Religionsunterricht gemäß der Reichsverfassung zu erteilen ist, gelten die Normen des christlichen Glaubens und Lebens, wie sie in dem in der Heiligen Schrift gegebenen und in den Bekenntnissen der Reformation bezeugten Evangelium enthalten sind. Ob der Religionsunterricht diesen Grundsätzen entspricht, kann der Staat nicht von sich aus entscheiden. Es sind daher von seiten der Kirche unter gebührender Berücksichtigung der Religionslehrer Organe zu bilden, die den innern Zusammenhang zwischen der Kirche und der Schule wahren und der Kirche den für sie unentbehrlichen Einfluß gewährleisten. Eine Wiederkehr der sogenannten ‚geistlichen Schulaufsicht' wird ausdrücklich abgelehnt. Kirche und Schule müssen sich mit der Familie in engster Verbindung halten, um in freier Entfaltung aller ihrer Kräfte gemeinsam der deutschen Jugend zu dienen." Diese ebenso maßvollen wie entschiedenen Sätze werden zweifellos bei dem Kampfe um das kommende Reichsschulgesetz eine Rolle spielen.

Die evangelische Kirche hat es verstanden, über die in ihr lebenden Gegensätze hinaus die zusammenhaltende Einheit zu verwirklichen, und ist auf dem Wege zu einer großen geschlossenen Massenbewegung. Möge es ihr ohne Einbuße des inneren Gehalts und zum Heile des ganzen deutschen Volkes gelingen!

Prof. Dr. Titius





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Der Kampf um die Cheopspyramide

Unter obigem Titel erschien in Nr. 10 des „Türmer" eine Besprechung meines Buches, die mich deswegen interessiert hat, weil trotz der im allgemeinen ablehnenden Beurteilung ein ganz leiser Unterton unverkennbar durchklingt, daß vielleicht doch an der ganzen Sache etwas sein könnte. Eben deswegen will ich den Versuch machen, ob ich nicht Herrn Raoul H. Francé und mit ihm viele andere, die sich auf den gleichen Standpunkt stellen, überzeugen kann, daß tatsächlich das merkwürdige Bauwerk, das wir Cheops-Pyramide nennen, in seinen Abmessungen die Grundlinien eines Weltgesetzes enthält, das wir nur noch nicht erkannt haben.

Zunächst möchte ich einen Irrtum berichtigen. Mein Buch ist in der E. Schweizerbartschen Verlagsbuchhandlung (E. Nägele), nicht bei Fr. Enke, wie auf Seite 254 angegeben wird, erschienen.

Herr Raoul H. Francé stellt sich von vornherein auf den Standpunkt, die Steintruhe sei ein Sarkophag. Darf ich mir die Frage erlauben, woher er das weiß? Soviel wird man mir zugeben müssen: die eigentliche Bedeutung der Steintruhe ist uns völlig unbekannt. Irgendwelche schriftliche Aufzeichnungen über ihre Bedeutung liegen nicht vor. Also das einzige, was wir über die Bedeutung der Steintruhe mit Sicherheit wissen, ist, daß wir nichts über dieselbe wissen, so daß all unsere Ansichten nur Vermutungen, Analogieschlüsse sind, die richtig, aber auch falsch sein können. Es würde zu weit führen, all die Argumente für und wider die Sarkophag-Hypothese aufzuzählen, nur eines sei erwähnt: wenn die Steintruhe ein Sarkophag war, was ist aus dem Deckel geworden? Der Deckel war viel zu groß und zu schwer, als daß er im Ganzen durch die engen Gänge herausgeschafft werden konnte. Man müßte also annehmen, daß er an Ort und Stelle, etwa bei der räuberischen Öffnung, zerstört wurde. Wo sind dann aber die Fragmente geblieben? Da sie nicht mehr vorhanden sind, so müßte man weiter annehmen, daß die Räuber dieselben ins Freie schafften. Warum sie sich aber gerade diese Mühe gemacht haben sollten, ist nicht einzusehen.

Herr Francé macht mir den Vorwurf, daß ich nicht mit der menschenmöglichen Genauigkeit arbeite, und daß darum alles, was ich errechne, bewußt nur relativen Wert habe. Verzeihung, das ist aber ein Irrtum: ich arbeite mit der Zahl π, ich drücke meine Worte durch das Symbol, den Buchstaben, nicht durch eine konkrete Zahl aus. Ich sage, die Entfernung der Erde von der Sonne ist $\pi \cdot 3^{-3} \cdot 2 \times 10^{12}$ ägypt. Ellen, aber nicht die Entfernung der Erde von der Sonne ist $3 \cdot 1415926535 \cdot 3^{-3} \cdot 2 \times 10^{12}$ Ellen. Wenn ich π nur bis auf 10 Dezimalen gebe, so war diese Kürzung aus verschiedenen Gründen nicht, am allerwenigsten der Raumersparnis wegen, absolut notwendig. Wenn aber irgend jemand das Bedürfnis fühlt, die Werte auf eine größere Anzahl von Dezimalen auszurechnen, so kann er ja den von Richter oder Shanks

errechneten Wert für π von 500 resp. 700 Dezimalen zugrunde legen. Ich habe mich in einzelnen Fällen mit 40 Dezimalen begnügt, was auch den exaktesten Ansprüchen mehr als genügen dürfte.

Weiter heißt es in der Besprechung: „Zuerst gibt er (Noetling) den handgreiflichen Beweis, daß die Steintruhe in der Cheopspyramide nichts mit der Zahl π zu tun hat, und dann sagt er: weil sie also ein Symbol dieser merkwürdigsten aller Zahlen ist, so geht daraus hervor usw. usw." Als ich diesen Satz gelesen habe, habe ich mich erstaunt gefragt: ja habe ich mich denn so unklar ausgedrückt, daß irgend jemand auf den Gedanken kommen könnte, ich wolle beweisen, die Steintruhe habe nichts mit der Zahl π zu tun, während mein ganzes, mein einzigstes Bestreben darauf hinausging, nachzuweisen, daß die Zahl π mit den Abmessungen der Steintruhe aufs allerengste verknüpft sei!

Es ist bedauerlich, daß Herr Francé nach dieser Behauptung nicht näher auf den Inhalt des Buches eingegangen ist, sondern denselben in knapp 15 Zeilen erledigt, dann aber schreibt: „Die Cheopspyramide ist wirklich ein Symbol der kosmischen Gesetze und ein Monument der ewigen Wahrheiten, und ich halte es nicht einmal für ausgeschlossen, daß es wenigstens den weisesten der ägyptischen Priester sogar bewußt war" — — ja, was habe ich denn anders getan, als mich auf rund 180 Druckseiten zu bemühen, die Wahrheit dieses Ausspruches zu beweisen! Aber wieso ich nicht wissen soll, daß ich mit all meinen wesentlichen Folgerungen und Behauptungen wirklich recht hätte, geht über mein Verständnis hinaus.

Herr Francé sagt weiter: „Es ist daher ganz logisch und wird keinen tiefer denkenden Kopf verwundern, wenn man aus der Zahl π die großen Beziehungen des Erdballs, des Sonnensystems, ja des Weltalls, überhaupt die ganze wunderbare Harmonie der Schöpfung findet, wie es als ‚Geheimnis der Cheopspyramide' nun soeben verraten wird... Das gleiche Resultat hätte man freilich finden können, wenn man von der Betrachtung des Doryphoros, des Polyktet oder der mediceischen Venus oder der Akropolis Athen (oder wie ich noch hinzufügen möchte dem Tempel Salomonis, vielen altchristlichen Kirchen oder dem Straßburger Münster) ausgegangen wäre."

Vollständig einverstanden! Ich unterschreibe jedes Wort. Aber — warum hat es denn bisher niemand getan? Warum hat denn bisher niemand die Harmonie des Weltalls auf die Zahl π zurückgeführt, wenn die Sache so einfach, so selbstverständlich ist?

Wenn meine Auffassung, die übrigens Herr Francé vollkommen teilt, daß die alten Ägypter das Gesetz der Harmonie des Weltalls kannten und dies Gesetz in grob-sinnlicher Form durch den Bau der Cheopspyramide ausdrückten, nicht zutreffen sollte, so steht doch eine Tatsache unbedingt fest. Man konstruiere eine quadratische Pyramide, deren Höhe die mittlere Entfernung der Erde von der Sonne in irgend einem Längenmaße, und deren Seitenlänge die Länge des Quadranten der Erdbahn in dem gleichen Längenmaße darstellt, so wird man aus diesen beiden Werten die sämtlichen von mir berechneten Zahlen ableiten können. Hierbei wäre es vollkommen gleichgültig, ob nun die Cheopspyramide in ganz genauem Verhältnis, sagen wir im Maßstabe von $1 : 10^7$ zu der großen Pyramide steht oder nicht. Darauf kommt es nicht an, es kommt auch nicht darauf an, ob die alten Ägypter alle die Gesetze, die sich aus dem Verhältnis $\pi \frac{2 \cdot 3}{3} \times 10^{12}$ (Quadrant der Erdbahn) und $\pi\ 3^{-3} \cdot 2 \times 10^{12}$ (mittlere Entfernung der Erde) ergeben, kannten oder nicht. All das berührt im Grunde genommen den Kern der Sache nicht. Herr Francé und ich glauben, die alten Ägypter kannten diese Gesetze, andere trauen ihnen eine solche umfassende Kenntnis nicht zu, aber das ist ja wie gesagt eigentlich gleichgültig. Die Hauptsache ist die, daß eine quadratische Pyramide, deren beide Hauptelemente Seitenlänge und Höhe, auf Grundlage der obengenannten Werte konstruiert, die Harmoniegesetze des Weltalls zur sinnlichen Wahrnehmung bringt; ob die Cheopspyramide nun das $\frac{1}{10^7}$ verkleinerte genaue Abbild der Grundpyramide ist oder nicht, ist ebenfalls gleich-

gültig. Es genügt vollkommen, wenn in ihren Abmessungen nur der Versuch gemacht würde, das Verhältnis, Erdentfernung : Länge des Quadranten der Erdbahn zum Ausdruck zu bringen.

Ja ich gehe sogar noch einen Schritt weiter; ich habe die Berechnung noch nicht gemacht, aber bin der Überzeugung, daß, wenn man eine ähnliche Pyramide aus Entfernung und Länge des Quadranten der Bahn für irgend einen beliebigen Planeten konstruiert, sich aus diesem Verhältnis genau dieselben Harmoniegesetze ableiten lassen, wie sich dieselben aus der Erd-Pyramide resp. deren verkleinertem Abbild der Cheopspyramide ergeben. Man darf in diesem Falle aber nicht vergessen, die Zeitmaße durch Tage des betreffenden Planeten, nicht durch Sonnen- oder Erdtage, auszudrücken. Hier ist ein Problem von der allergrößten Bedeutung.

Zum Schlusse möchte ich noch bemerken, daß (was meist übersehen wird) die kosmischen Zahlen eigentlich nichts andres sind als eine neue Art von Koordinaten, welche Zeit und Raum ausdrücken, also entweder Zeit oder Raum darstellen können; vielleicht wird manchem der Begriff der kosmischen Zahl hierdurch verständlicher.

Herr Francé beendet seine Besprechung mit den Worten: „Noetling hat es (das Geheimnis der Cheopspyramide) erraten und mißverstanden zugleich, als richtiges Kind seiner Zeit: irregehend, überkompliziert, wundersüchtig und doch wieder als Träger des göttlichen Lichtfunkens, der durch jeden Berg der Irrtümer hindurch schimmert.“ Ich bedanke mich bei Herrn Francé für diese Charakteristik meiner Persönlichkeit; aber er kann es mir glauben, sie trifft nicht ganz zu, ich bin weder überkompliziert noch wundersüchtig, irregehend vielleicht, oft schon in die Irre gegangen: gibt es aber überhaupt einen denkenden Menschen, der niemals irregegangen wäre? Aber in diesem Falle bin ich nicht irregegangen.

Wenn ich all das erkannt und gefunden hätte, was ich in meinem Buche niedergelegt habe, wenn ich wirklich „Träger eines göttlichen Lichtfunkens“, wie Herr Francé sich so poetisch schön ausdrückt, wäre, so könnte ich mir wirklich etwas einbilden; da ich das aber nicht getan habe, sondern nur das wieder auffand, was andere, weisere Männer längst vor mir gefunden hatten, so hätte eigentlich jeder andere das gleiche Buch schreiben können; denn die Harmoniegesetze des Weltalls müssen in allen harmonischen Gebilden, seien es Natur- oder Kunstwerke, enthalten sein, und darum ist es im Grunde genommen vollkommen gleichgültig, ob wir die Akropolis, das Straßburger Münster oder die monumentale Einfachheit der Cheopspyramide wählen, um an diesem Beispiel die Gesetze des Weltalls zu demonstrieren.

Mein Buch ist revolutionär und doch urkonservativ zugleich. Es rüttelt und läuft Sturm gegen alte festgewurzelte Ideen, die man so gerne als absolute Wahrheiten zu nehmen geneigt war, und die doch nichts weiter sind als Theorien und Hypothesen. Fort mit dem Plunder eines öden Materialismus! Darum ist mein Buch revolutionär, und es wird Anklang bei all denen finden, welche nicht daran glauben, daß die Lehren der Schulweisheit absolute Wahrheit sind. Dies ist das Zeichen unserer Zeit, das ist die Umwertung aller Werte — und darum bin ich wirklich ein Kind meiner Zeit, das nach langem Suchen und Tasten (meine erste geologische Arbeit schrieb ich im Jahre 1879 über die Riesenkessel auf dem Muschelkalkfelsen von Rüdersdorf, die seinerzeit vielfach angegriffen wurde, deren Resultate aber heute vollkommen anerkannt sind) zur Überzeugung gelangt ist, daß wir, trotzdem wir es so herrlich weit gebracht haben, im Grunde genommen eigentlich recht wenig wissen. Urkonservativ ist mein Buch darum, weil es uralte Gedanken, die schon vor mehr als 4000, oder waren es gar 5000, Jahren bekannt waren, wieder zur Geltung verhelfen will.

Das ist der Grund, warum mein Buch im Deutschland von heute, und nicht nur in Deutschland, sondern auch in andern Ländern Erfolg hat und auch bei ernsten Männern Beachtung findet.

Dr. Fritz Noetling



Literatur, Bildende Kunst, Musik

Max Waldau, ein oberschlesischer Dichter

In diesen Monaten, da um die Entscheidung über Oberschlesien gerungen worden ist, hat man viel gesprochen und geschrieben von den Lebensnotwendigkeiten, die Oberschlesien für Deutschland darstellt: von den Kohlenfeldern, von der Industrie, von der wirtschaftlichen Bedeutung dieses reichen Landes. Lloyd George hat sich zudem auf die Geschichte geworfen und die den Franzosen besonders unangenehme Feststellung getroffen, daß Oberschlesien länger zu Deutschland gehört als die Normandie (und Calais!) zu Frankreich. Merkwürdig spärlich aber sind die Stimmen gewesen, die auf die kulturellen Zusammenhänge zwischen Oberschlesien und Deutschland hingewiesen haben: auf den Zuwachs an geistigen Werten, den nicht nur Oberschlesien vom Mutterlande, sondern auch das deutsche Kulturleben im engeren Sinne von der Südostmark empfangen hat. Besonders das deutsche Schrifttum hätte sich mit Fug und Recht der gar nicht so vereinzelten Fäden erinnern dürfen, die sich von Oberschlesien herüberspinnen. Dadurch würde sich zugleich manch ein Gesichtspunkt ergeben haben, der sich in unseren Tagen einer rückschauenden Betrachtung wert erwiesen hätte.

An Eichendorff freilich hat man gedacht. Sein Lied „In einem kühlen Grunde" ist in der Nähe von Ratibor entstanden; heute ist es längst zum Volksliede geworden. Aber Eichendorff ist nur der Gipfel. Max Ring, Elise Polko, Moritz Graf von Strachwitz (Oberschlesier im weiteren Sinne: Strachwitz ist in Peterwitz im Kreise Frankenstein geboren, die Familie ist aber oberschlesisch), Max Waldau — sollten diese Vergessenen uns heute gar nichts mehr zu sagen haben?

Max Waldau, wie sich Richard Georg v. Hauenschild als Dichter nannte, ist zwar in Breslau 1825 geboren, hat aber sein ganzes Leben vom fünften Jahre an in Oberschlesien, meist auf seinem Familiengute Tscheidt im Kreise Cosel verbracht, und ruht auch in oberschlesischer Erde. Er ist stets mit Leib und Seele Oberschlesier gewesen und hat seine Liebe zur Heimat durch Sammeln oberschlesischer Volkslieder, vor allem aber durch unentwegtes Eintreten für die kulturelle Hebung Oberschlesiens betätigt. Waldau hat Oberschlesien in die Literatur eingeführt, so wie Heine die Nordsee, Fontane die Mark entdeckt hat. Nicht nur in zahlreichen Gedichten ist er für die landschaftlichen Reize seiner von vielen für ein schlotestarrendes, rußerfülltes Land angesehenen Heimat eingetreten; der zweite Band seines einst vielgelesenen Romans „Nach der Natur" ist Oberschlesien gewidmet, und der dritte enthält zwei reizvolle oberschlesische Dorfgeschichten, deren eine sogar schon den oberschlesischen Dialekt verwendet und von Bartels (Deutsche Dichtung der Gegenwart) geradezu als ein Vorläufer des Naturalismus angesprochen wird. Nicht in selbstgefälligem Stolze vermag der Dichter auf sein armes, der Kultur noch zu wenig erschlossenes Land zu sehen; zu deutlich sieht er die Schäden, die der Gegensatz der Nationalitäten, die Lässigkeit unfähiger Beamten, die Verrohung der eingesessenen Geistlichkeit der Heimat zugefügt; aber wie ein Kind zu der getretenen, in Lumpen gehüllten Mutter, so steht er zu Oberschlesien, und indem er ihre Wunden aufzeigt, ist sein fortwährender, immer erneuter Ruf: „Helft, rettet — ehe es zu spät ist!"

Nur kurz ist Hauenschilds Leben gewesen. Nach Besuch der Gymnasien zu Ratibor, Neisse und Leobschütz bezog er 1844 die Universität Breslau, die er 1846 mit Heidelberg vertauschte. Dort bestand er im selben Jahre die philosophische Doktorprüfung summa cum laude. Eine längere Reise durch Belgien, Frankreich und Italien sollte ihn instand setzen, sich in Heidelberg für Kunstgeschichte zu habilitieren, indessen zerschlug sich später der Plan einer akademischen Lehrtätigkeit. Die Ereignisse des Jahres 1848 warfen ihn vollständig aus jedem Geleise; enttäuscht durch das Fehlschlagen der Bewegung zog er sich auf sein Gut Tscheidt zurück und hat es dann kaum wieder verlassen. Schon im Januar 1855 erlag er, noch nicht dreißigjährig, einem Nervenfieber.

Von seinen Werken haben ihn nur wenige überlebt. Seine beiden reifsten Schöpfungen, die Epen „Cordula" und „Rahab", so anmutig sie sind mit ihrem zarten und doch zugleich mannhaft-festen Grundtone, fielen doch in eine viel zu aufgeregte Zeit, um eine tiefergehende Wirkung ausüben zu können. Und doch vermag selbst der durch moderne Feinkost verwöhnte Leser kaum sich dem Zauber der Erzählung zu entziehen, wie in würziger Graubündner Bergluft die unschuldige Cordula, die Tochter des freien Bauern Adamo, aufwächst, bis ihre junge Schönheit eines Tages die Lüsternheit des vorüberreitenden Landvogtes erregt. Der bestürzte Vater Adamo weiß sich nicht anders zu helfen, als indem er verspricht, am nächsten Morgen selber die Tochter in der Zwingburg des Tyrannen abzuliefern. Als der Vogt dann aber am Burgtor die Beute in Empfang nehmen will, stößt ihm Adamo das Messer in die Brust, zugleich brechen die im Hinterhalte liegenden Bauern hervor, und das Bollwerk der Knechtschaft geht in Flammen auf.

Es würde zu weit führen, wollte man auf jedes einzelne der Werke Max Waldaus besonders eingehen, obgleich zum mindesten die „Rahab" es wohl verdiente. Jedoch uns Heutigen liegt näher der als Dichtwerk freilich nicht sonderlich geglückte Roman „Nach der Natur", 1850 in drei Bänden in Hamburg bei Hoffmann & Campe erschienen. Hier steht Oberschlesien im Mittelpunkte. Und es ist ein ergreifendes Lied, das der Dichter von der Not seiner Heimat singt Der unheilvolle Gegensatz der Nationalitäten, die kaum übertünchte Unkultur, die besonders den polnischen Teil der Bevölkerung kennzeichnete, verfehlte oder unzulängliche Germanisierungsbestrebungen, das alles klingt ergreifend wider in der Seele des Dichters, der alles Heil in der Welt vom Siege des „Gedankens", von der erlösenden Macht von Bildung und Gesittung erwartete. Erschütternde Proben werden gegeben von dem geistigen und sittlichen Tiefstande eines großen Teiles der oberschlesischen Geistlichkeit, die noch dazu die Schulaufsicht in Händen hatte, ihre Aufgabe aber als gelöst ansah, wenn die Kinder den Katechismus verstanden. Besonders bedeutsam aber ist das Bild, das der Dichter von einem tatsächlich stattgefundenen Besuch auf einem der Güter des polnischen Landadels entwirft. Die Töchter des Hauses, die frühmorgens in einem unmöglichen Aufzuge beim Kühemelken überrascht werden, das um Mittag beginnende lärmende Gelage der polnischen „Vetterschaft", der unausbleibliche Beleidigungsskandal, die darauf folgende, unmittelbar vor der Haustür sich abspielende Duellkomödie, nach deren natürlich unblutigem Verlauf die beiden Vettern sich in die Arme fallen und unter schallenden Küssen ihre neue Freundschaft besiegeln — das alles sind prächtig beobachtete Augenblicksbilder, die gerade heute wieder besonders zum Nachdenken anregen. Dabei ist zu beachten, daß keine der in Waldaus Romanen geschilderten Figuren freierfunden ist, daß er vielmehr, wie er mehrfach hervorhebt, für jede von ihnen ihm persönlich bekannte Vorbilder gehabt hat, so daß man zur Zeit des Erscheinens des Romans in eingeweihten Kreisen tatsächlich wußte, wer mit den einzelnen Gestalten gemeint war. Uns aber tönt es aus den Zeilen dieses siebzig Jahre vor der Abstimmungsschlacht geschriebenen Romans wie der Mahnruf eines Propheten entgegen, der mit blutendem Herzen in die schwere, unheildrohende Zukunft sieht und uns Heutigen in so mancher Hinsicht zeigt, wie es überhaupt zu einer oberschlesischen Frage kommen konnte.

Max Waldau hat politisch auf dem äußersten linken Flügel gestanden. Er hat auch in einem starken, alle Kräfte zusammenfassenden Volkstum nicht das Mittel gesehen, um sein Ziel, die Herrschaft des Gedankens, die freie, auf innerstem Bewußtsein beruhende Sittlichkeit herbeizuführen. Desto unverfänglicher ist das Zeugnis dieses gewiß nicht nationalistischen Mannes, ein Zeugnis, das sich rückhaltlos und ohne jeden Vorbehalt für Deutschland ausspricht. Nicht alles hat er am alten Vaterlande gutheißen können, aber im Grabe würde er sich umdrehen, wenn er heute seine Heimat, für deren kulturelle Hebung er sich so warm eingesetzt hat, in Gefahr sähe, dem polnischen Halbasiatentum ausgeliefert zu werden. Diese Zeilen aber mögen dazu beitragen, einen Teil der Dankesschuld gegen den Sänger Oberschlesiens zu tilgen, der infolge seines frühen Todes und der von persönlicher Feindschaft diktierten Intrigen Gutzkows einer unverdienten Vergessenheit anheimgefallen ist. **Franz Pietsch**

NB. Der Verfasser wird im Verlage „Görlitzer Nachrichten“, Görlitz, über Max Waldau eine umfassende Arbeit veröffentlichen. D. L.



Vom Bücherschenken

Indem ich diesen Titel schreibe, vernehme ich leise Seufzer: „Bücher schenken? Die Bücherpreise steigen ja immer mehr!“ Und doch: vergleicht man mit irgend einem sonstigen „Geschenkartikel“, so ist die Preiserhöhung verhältnismäßig niedrig. Zu einem Krankenbesuch nahm man früher gern ein paar Blumen mit oder Süßigkeiten in einer hübschen Aufmachung. Blumen sind, im Winter und zumal in der Großstadt, kaum zu erschwingen; und die Preise einer Pralinépackung — nun, sie übersteigen die eines Buches bei weitem.

Dabei wächst der Hunger nach guten Büchern gerade bei den vielen einsamen und wertvollen Menschen der Gegenwart in dem Maße, wie die Lebenshaltung erschwert und verdüstert wird. Die „Stillen im Lande“ leiden klaglos heute am meisten. Wie wenige können sich Theater, Konzerte, Vorträge erlauben! Diesen sehnenden, geistig und seelisch hungernden Einsamen durch ein Buch Freude zu bringen, sollte man sich zur Pflicht machen.

Nun freilich kommt die Schwierigkeit: Welche Bücher soll man schenken?

Es gibt Menschen, die auch darin ein Gebetalent haben. Doch die Kunst des Schenkens ist selten, des Bücherschenkens sehr selten. Das Schönste bleibt immer ein selbstgelesenes Buch, das einem selbst Freund wurde. Es verbindet sich hernach mit dem Geschenk das Köstliche des Gedankenaustausches, und das ist eine gar liebe Mitgabe. Es ist eben wie immer beim „Schenken“: taktvolle Liebe muß mitgehen, muß schon beim Aussuchen helfen. Mir geht es immer durch, wenn ich im Buchladen das unbestimmte, ratlose Wort höre: „Ich möchte ein Buch“ — wirklich, das gibt es —, und nun folgt eine lange Auseinandersetzung, bis der unglückliche Verkäufer weiß, wes Geistes Kind das Buch sein soll. Und das sind nicht etwa nur die „neuen Reichen“, die so Bücher kaufen und schenken. Ich kenne sogenannte Gebildete, die nicht minder hilflos im Buchladen stehen.

Einem ernsten jungen Menschen schenke man keinen seichten Unterhaltungsroman, wo nur etwa der Titel lockt, da wähle man ein Buch wie „Der heimliche König“ von Karl Albert Schöllenbach (Erich Matthes, Leipzig). Dieses herzliebe Buch eines werdenden jungen Menschen hat viel dichterische Zündkraft und ist wahrhaft erquickend zu lesen. Alle Fragen, die in diesem Alter so quälen können, werden berührt und mit einer Schlichtheit und Reinheit beantwortet, die in dieser Zeit der Auswüchse in den Jugendgruppen wohltuend ist.

Ähnlich wirkt der „Friedolin Einsam“ von Eberhard König (im gleichen Verlag). Die ganze edelschöne Poesie Wilhelm Raabes lebt darin auf.

„Die wundersame Jugend der Hadumoth Siebenstern" von Friede H. Kraze (Leipzig, Amelangs Verlag) ist so recht ein Werk für alle, die Jugend lieb haben und für die Jugend selbst. Ein Buch voll seelischer Anmut!

Einflechten möchte ich hier, daß man Entwicklungsromane auch Müttern schenken soll, die ihr Liebstes im Kriege hingaben. Es ist eine wehmütige Freude, verwandte Züge zu suchen und zu finden. Wie manche dieser stillen Mütter lernt erkennen, daß die Lücke, die der Tod riß, ausgefüllt werden kann durch Sorge für die lebende Jugend!

Von Friede H. Kraze gibt es übrigens noch ein köstliches Plauderbuch: „Unser Garten" (Alexander Duncker, Weimar), so recht für alle, die Blumen und Gärten lieben.

Dann kann man unbesehen alle Bücher der herzenswarmen Schwäbin Anna Schieber und ihrer frischfrohen Landsmännin Sophie Reuschle jung und alt in die Hand drücken. Namentlich von Sophie Reuschle gibt es so rechte Mitnehmebücher, die bringen Sonnenschein in trübe Krankenstuben und lassen stille Augen aufleuchten in leisem Gedenken an das, was doch jeder einmal besaß und was so köstlich ist: das selige Einst der Kinderzeit.

Ein neues wertvolles Frauenbuch schenkte uns Elsbeth Krukenberg: „Von Sehnsucht und Reichtum" (Leipzig, Amelangs Verlag). Lange las ich nicht solch reiches, inniges Buch. Wir sehen den Werdegang eines hochbegabten Mädchens, dessen Jugendzeit noch in die Jahre fällt, da das Studium und der Beruf der Frau nur für die da waren, „die es nötig hatten". Wie sie sich in einer wundervollen, in jeder Hinsicht gesegneten Ehe zu einem vollwertigen Menschen entwickelt, wie alles Leid und alle Prüfungen sie nur noch reicher machen und sie die modern schaffende Frau im allerbesten Sinne wird, ist vorzüglich geschildert. Von derselben Elsbeth Krukenberg erschien vor einer Reihe von Jahren im gleichen Verlag das sehr gute Buch: „Die Frau in der Familie", in der Sammlung: „Die Kulturaufgaben der Frau". Diese Bücher verschenkte ich viel als Hochzeitsgaben. Dazu sollte man jetzt auch kommen: mehr gute Bücher zu Hochzeiten zu verschenken. Wie spärlich ist oft selbst in reichen jungen Hausständen der prunkvolle Bücherschrank gefüllt!

Für ernste und für frohe Gemüter, für alte und junge Menschen sind die Bücher von Ludwig Finckh (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart). Wer den „Rosendoktor" besitzt, muß „Die Jakobsleiter" lesen, darin die Erlösung von Kampf und Leid durch die Arbeit wie ein warmer Akkord klingt. Und wie schön, wenn ein junger Sohn seiner Mutter „Rapunzel" schenkt, worin so viel von Mutterliebe und -verstehen, so viel von jungem Träumen und Drängen und seligem Erringen zu lesen ist.

Gut sind auch die beiden Erstlingsromane des jungen Horst Wolfram Geißler (Alexander Duncker, Weimar). „Der letzte Biedermeier" paßt in unsere bewegte Zeit und dürfte alle Freunde des alten Frankfurt fesseln. „Das Lied vom Wind" läßt die ganze wehmütige Melodie des sterbenden Rokoko erklingen, ein holdes Gedicht in Prosa, ein Pastellbildchen aus den Tagen, da zierliche Degen über glänzendes Parkett tänzelten, da alles Schwere verbannt war und es wie blasse Herbstsonne über einer sanften Landschaft lag, da Kraft und Schaffen nur aus dem Bürgertum kam, der Adel das Leben zum Schäferspiel machte und nur noch zu — sterben wußte. Schade, daß der rasche Erfolg den jungen Dichter offenbar hemmte! Diese beiden ersten Bücher stehen weit über den nachgeborenen Kindern seiner Muse, die man nur mit leisem Bedauern liest.

Von Max Geißler empfehle ich sehr: „Das Tristanlied" (L. Staakmann, Leipzig) und „Die Herrgottswiege", sowie die wirklich sehr schönen Gedichte, die in zwei hübschen Bändchen im gleichen Verlag erschienen. Die andern Bücher dieses eigenwilligen Dichters finden nur bedingt Freunde; in allen aber klingt es vom hohen Lied der Arbeit und von Leid und Not schlichter, einfacher Menschen.

Für alte Menschen, die sich gern die Abendsonne des Lebens in das Antlitz leuchten lassen, sind die beiden Bücher von Meister Hans Thoma: „Im Herbst des Lebens" und „Im

Winter des Lebens" (Verlag Eugen Diederichs, Jena) so recht geschaffen. Ganz still und gut wird man beim Lesen. Ja, wer in solcher Seelen- und Geistesgesundheit so alt werden darf! Wem so das Alter als treuer Freund naht, alles im Glanz der scheidenden Sonne zeigt, was einst das Leben köstlich machte: die Mühe und Arbeit, darüber die große Liebe und Güte eines edlen Menschenherzens — den darf man wohl glücklich preisen. Ein tiefer Segen geht von ihm aus, denn er selbst war gesegnet.

Von einem andern Alemannen — Emil Gött, dem früh gestorbenen und spät erkannten Dichter und Denker — ließ der Verlag von C. H. Beck, München, ein Büchlein erscheinen: „Emil Gött, sein Anfang und Ende". Herzergreifend schreibt da eine schlichte, gemütsstarke Mutter von ihres Dichtersohnes Erdenwallen. Mit tiefer Rührung liest man das kleine Dokument der Mutterliebe.

Daß man im „Türmer" die Bücher von Friedrich Lienhard nicht noch rühmend zu erwähnen braucht, ist wohl selbstverständlich. Auch die wertvollen Erinnerungsbücher seiner verstorbenen Freundin Adelheid von Schorn: „Das nachklassische Weimar", und besonders „Zwei Menschenalter" (Verlag Greiner & Pfeiffer, Stuttgart) sind für jeden, der gern „Wege nach Weimar" wandelt, ein feiner Genuß.

Wie vor genau hundert Jahren, so neigt auch unsere Zeit sehr zu der edlen Beschaulichkeit, die aus Erinnerungsbüchern strahlt, gleichsam als müsse man Ruhe suchen vor der brandenden Unruhe der täglichen Ereignisse. Da seien warm empfohlen: „Von berühmten Zeitgenossen", von R. Braun-Artaria (München, Beckscher Verlag) und „Aus einem phantastischen Leben" von Richard Voß (J. Engelhorn Nachf., Stuttgart), ein Buch, in dem die Glanzzeit des alten Deutschland mit all seinen großen und guten Menschen noch einmal an uns vorüberzieht, daneben viel Persönliches aus diesem überreichen Dichterleben, reich an Erfolgen wie an tiefem Empfinden all dessen, was Erdenschönheit und Erdenleid und Menschensehnsucht hervorzubringen vermag. Der große Krieg mit seinem Grausen wirft auf die letzten Kapitel schwarze Wolkenschatten; fast prophetisch mutet uns heute so manches an. Vor dem letzten bitteren Erleben aber kam der Tod als Freund: mit dem 16. Mai 1918 enden die Aufzeichnungen.

Manch guter Deutscher wird sich jetzt über den Weltkrieg zu klären versuchen und zu den Erinnerungen der großen Heerführer greifen, obenan unseres Hindenburg („Aus meinem Leben"). Und nun erscheint ja auch endlich der vielumstrittene „Dritte Band" — man braucht kaum noch hinzuzusetzen: von Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen".

Dieses Jahr brachte schöne Neuausgaben von Gottfried Kellers Werken. Wie der immer gern gelesene „Ekkehard" von Scheffel, wie Storms herb-schöne Novellen und Meister Raabes Werke seien sie allen Freunden wahrer Erzählungskunst ans Herz gelegt.

Ich sprach absichtlich nicht von den „Neuen" und „Allerneuesten"; die haben ihr bestimmt abgegrenztes Lesepublikum und sollen ihren Wert als Helfer und Freunde erst noch erweisen.

Doch das Beste zuletzt: Man schenke sich selbst von Zeit zu Zeit ein Buch! In der Kriegszeit weiß ich von manchem, der sich ein Buch erhungerte; es geht damit wie mit Menschen: Freunde, für die man Opfer bringen muß, liebt man um so mehr. Sich selbst zum Geburtstag oder zu einem der heimlichen, nur uns bewußten Freudentage ein Buch schenken, von dem man fühlt, es paßt vortrefflich in die Stimmung, die man gerade durchlebt, oder es gibt Antwort auf Fragen, die man in sich trägt — ja, das ist eine ganz besonders feine und stille Freude.

So ist alles in allem gerade das Bücherschenken ein seliges Geben und Nehmen. Das sollte man sich in dieser freudenarmen Zeit nicht versagen! P. Sch.



Hans Wildermann

Eine außerordentliche Durchgeistigung des Stoffes und zugleich eine strenge Vereinfachung der Linie: das fällt zunächst auf, wenn man Hans Wildermann kennen lernt. Er hat sich durch monumental wirkende Szenen-Entwürfe besonders für Richard Wagners Werk bekannt gemacht; zugleich bekundete er eine besondere Kraft in der Federzeichnung; und neben den graphischen Darbietungen überraschte der Künstler durch Plastiken und Wandgemälde.

In dieser Kunst ist der Drang zum Geistgehalt ausgeprägt, man kann fast sagen: zum Transzendenten. Der Künstler bleibt nicht an den Einzelheiten der stoffhaften Erscheinung haften, sondern will das Ganze und im Ganzen das eigentliche Wesen packen. Wesenskunst könnte man diesen geistesstarken Gegensatz zur Kleinmalerei des plastischen Naturalismus nennen. Dieses sichere, oft kühne Stilgefühl gestaltet die Erscheinungswelt aus dem eigenen Erleben heraus neu und persönlich. Wir spüren eine Sprache des inbrünstigen Pathos, der geistigen Schwungkraft, man möchte manchmal meinen: der Ekstase. Seine Anatomie — etwa die sofort auffallende Verlängerung — ist dem Geistigen dienstbar: sie dient dem Ausdruck des Erhabenen oder Übermenschlichen, das in der Seele eines Faust gen Himmel trachtet, gleichsam eine lodernde, sich dehnende, sich sehnende Geistflamme.

Es darf dieser Grundzug des Künstlers religiös genannt werden. Ob man seine Formensprache mehr „gotisch" oder mehr „antik" deuten will, das verschlägt dabei wenig. Man hat den Eindruck: sie ist echt. Vor allem erfreut uns auch ein Gefühl für Gliederung, für Rhythmus. Es ist in diesem Linienschwung etwas Musikalisches, das in solchem Falle — dem guten Expressionismus benachbart — ruhig auch geometrisch anmuten mag, sofern Sinn für Geometrie mit Raumgefühl und rhythmischer Gliederung unmittelbar verwandt ist. Die Gestaltungsweise ist bei aller Geistigkeit nicht der Verzerrung anheimgefallen.

Wir entnahmen die beiden Bilder dieses Heftes seinem Faust-Werk: einer stattlichen Mappe mit 49 Blättern, die Hans Wildermann „Wirklichkeiten" überschreibt. Fürwahr, die Geistesmächte und Seelenkämpfe dieses großen Gedichtes sind wirklicher als die uns umgebende vermeintliche Wirklichkeit der Materie. Die große Ausgabe dieser „Faust-Wirklichkeiten" ist im Auftrage des Verlags Gustav Bosse, Regensburg, in der dortigen graphischen Kunstanstalt Heinrich Schiele hergestellt und veröffentlicht worden (1919). Daneben erschien soeben eine billige Ausgabe der betreffenden Faust-Worte mit Wildermanns (verkleinerten) Bildern als hübsches, handliches Buch mit kräftigem deutschem Druck. Man darf wohl sagen, daß auch ohne die monumentale Pracht der großen Mappe diese ausdrucksvollen Zeichnungen in der Verkleinerung bedeutend wirken. Es ist erstaunlich, mit wie wenig Mitteln der Zeichner das Wesentliche herausholt, kräftig in der Bewegung, erhaben in der Ruhe.

Übrigens bereitet der Verlag Bosse eine billige Gesamtausgabe von Goethes „Faust" mit Wildermanns Zeichnungen als Buchschmuck vor.

Wir wählten zwei Bilder, die einander ergänzen mögen: Faust, der in seiner nächtlich-dumpfen Studierstube unter der Wucht der Lebensrätsel zusammenbricht, und andrerseits die verklärten, lichtumflossenen drei Marien aus dem Schlußteil der Dichtung. Man beachte, wie der Zeichner mit ein paar allereinfachsten Strichen diese drei Büßerinnen kennzeichnet: „Bei der Liebe, die den Füßen deines gottverklärten Sohnes Tränen ließ zum Balsam fließen", spricht die Magna peccatrix und hebt die Hände zum Verklärten empor; und die Samaritanerin, die Hände dem Wasser entgegenhaltend: „Bei dem Bronn, zu dem schon weiland Abram ließ die Herde führen" ..; endlich schließt die Maria Ägyptiaca, nach unten deutend, mit den Worten: „Bei dem seligen Scheidegruß, den im Sand ich niederschrieb"...

Um die drei weißschimmernden Heiligen her wogt das All, das Geistland; und von unten grüßen nur noch ein paar Lilien: die Blumen jungfräulicher Reinheit. L.







Faust (Die drei Marien) Hans Wildermann

Engelbert Humperdinck †

Mit achtundsechzig Jahren ist er dahingegangen, der Meister von „Hänsel und Gretel", der Tondichter der „Königskinder", der traumversunken durchs Leben geschritten ist wie eine von Andersen erdachte Märchengestalt. Keiner hat so die Kinder geliebt und sie durch seine hohe Kunst beschenkt und verklärt wie er, der selbst allezeit ein kinderreines Herz besessen und behalten hat. Wenn irgendeiner, dann ist ganz gewiß er jetzt ins Himmelreich gekommen und verneigt sich mit Knusperhexe und Besenbinder, mit Königssohn, Spielmann und Gänsemagd vor dem applaudierenden Engelsparterre, der gute, liebe, ehrwürdige Musikus vom Rhein. Zu Siegburg ist er als Sohn eines Gelehrten geboren worden (1854), hat dann in Paderborn muntere Schuljahre verbracht und als Konservatorist zu Köln sich fleißig im Kontrapunkt getummelt, so daß er sich nacheinander drei große Stipendien erringen konnte. Nach der spätmendelssohnschen Kölner Romantik um Ferdinand Hiller war München unter Franz Wüllner die rechte Übergangsstation, um dann als einer der ersten Parsifalassistenten in nahe Beziehungen zu Richard Wagner zu treten, bei dem er noch in seinem Todesjahr (1883) in Italien weilte. Siegfried Wagner wurde sein anhänglicher Kompositionsschüler. Es folgten Musiklehrerjahre in Barcelona, an die Humperdinck stets gern ob ihrer malerischen Romantik zurückgedacht hat. Offenbar geht auch seine schöne Maurische Rhapsodie für Orchester (1898), die man wohl heuer viel hervorholen wird, auf Eindrücke aus dieser Zeit zurück. Zu Beginn der neunziger Jahre entfaltete er, dessen Balladen mit Orchester „Das Glück von Edenhall" und „Die Wallfahrt nach Kevelaer" Aufmerksamkeit erregten, eine beachtete Tätigkeit als Musikreferent und Kompositionslehrer in Frankfurt a. M.; es war die Zeit, als der junge Pfitzner in Mainz seinen Aufstieg begann, den Humperdinck fast als der erste freudig begrüßte. Eine ursprünglich nur mit Klavier für eine Familienfeier vertonte Märchen-Dramatisierung seiner Schwester (Gattin des bekannten plattdeutschen Humoristen Hermann Wette) wurde von ihm instrumentiert und brachte ihm 1893 in Weimar den Welterfolg — „Hänsel und Gretel". Nichts kann den Wert der Arbeit deutlicher zeigen, als daß Brahms nach der Wiener Erstaufführung mehrfach ins „Goldne Lamm" lief, um „diesem Wagnerianer" seine Begeisterung auszudrücken. Denn das Filigran seiner Partitur, welche Kinderlieder scheinbar ganz mühelos verwendet und umwebt, zeigt einen großen und ganz eigentümlichen Meister des Tonsatzes, überdies einen unendlich liebenswerten, gütigen, grunddeutschen Menschen.

Es war bezeichnend für den weltfremden, versonnenen Künstler, dem hier eine freundliche Fee „den" ihm angemessenen Opernstoff in den Schoß geworfen hatte, daß eine Reihe von großen Enttäuschungen folgte. Die erste Fassung der „Königskinder" (1898) als Melodram wollte trotz vieler feinen Keime nicht durchdringen, vier Jahre später wurde „Dornröschen" wegen des sacharinsüßen Symbolgedichts ein richtiger Mißerfolg, und selbst die ganz ausgezeichnete Partitur der „Heirat wider Willen" (Text von seiner ihm im Tod vorangegangenen Gattin nach Dumas' „Fräulein von St. Cyr") blieb an einem humorlos und schleppend geführten Schlußakt hängen. Die verdienstliche Wiederaufnahme dieses Werks durch Balling in Darmstadt 1919 war ihm selbst eine Enttäuschung, weil vieles ihn nach fünfzehnjähriger Pause als zu dickflüssig befremdete; trotzdem wäre es möglich, sie durch gründliche Kürzungen und Überarbeitungen als eine unserer wertvollsten komischen Opern zu retten. Eine freudige Überraschung boten nach dieser Talsenke die entzückenden, mit leichtestem Haarpinsel entworfenen Theatermusiken zu Shakespeareschen Stücken für Max Reinhardt, und endlich brachte die Umgestaltung der „Königskinder" zum vollen Musikdrama (Neuyork und Berlin 1910/11) den zweiten, die Jugendoper vielleicht nicht an Breite, wohl aber an innerem Wert erreichenden Welterfolg. Eines der schönsten, edelsten, rührendsten Werke der Wagnernachfolge, mit unend-

lichem Klangzauber gesättigt und von wundervoller Kleinarbeit, war ihm geglückt und wird hoffentlich noch lange weiterleben.

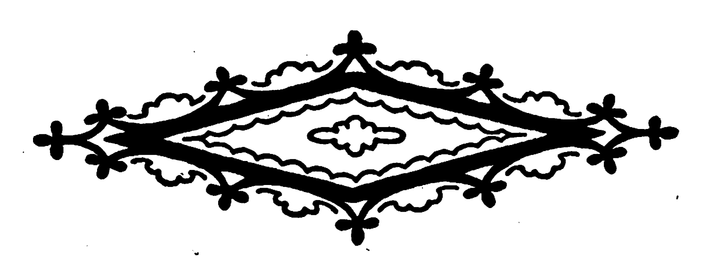
Nach diesem erneuten Höhenflug war das allmähliche Decrescendo des Sechzigers nur natürlich. Die gefährlich theatralische Musik zu Vollmöllers „Mirakel", die Spielopern „Marketenderin" und „Gaudeamus" haben dem erlauchten Namen nicht mehr viel neuen Lorbeer hinzufügen können. Eine abendfüllende neue Operndichtung „Dornröschen", die ich ihm liefern mußte, weil er sich von diesem Stoff ein ähnlich siegreiches Wiederaufnahmeverfahren wie einst bei den „Königskindern" versprach, hat er nicht mehr über die ersten musikalischen Skizzen hinaus fördern können. Dagegen wird dieser Winter noch die Uraufführung eines erst im letzten Frühjahr vollendeten Streichquartetts bringen.

Ein Ohrenleiden hat den Verklärten seit zwei Jahrzehnten von der Welt ziemlich abgeschlossen und seine, wiewohl mit Liebe und Erfolg ausgeübte, Amtstätigkeit als Vertreter einer der drei „Akademischen Meisterklassen für musikalische Komposition" und als Vorsteher der Kompositionsabteilung der Berliner staatlichen Musikhochschule erschwert. Trotzdem nennen sich viele namhafte Tonsetzer (z. B. Leo Blech, Otto Besch, R. Singer usw.) voll dankbaren Stolzes seine Schüler. Eine reizend verträumte Schalkhaftigkeit war im Alter der Grundzug seines Wesens, er war zärtlich besorgt und voll Verständnis für all unsre jungen Nöte, Anliegen und Pläne, und der rheinische Frohsinn war auch durch körperliche Behinderung nie ganz zu bannen.

Wenn er in diesen Herbsttagen zur ewigen Ruhe geleitet wird, sollten im Geiste viele Tausende deutscher Kinder (und Großer, die einst als Kinder mit glühenden Wangen seinem „Männlein im Walde" gelauscht) ihm das Geleit geben, der er auch so ein „heimlicher König" gewesen ist. Einer aber müßte ihnen voran zur Fiedel singen, wie's am Schluß der „Königskinder" heißt:

„Ihr sollt meine Menschenorgel werden,
In allen Tagen
Singen und sagen
Das Lied, das der alte Spielmann euch gab,
Von der Erde zum Himmel, vom Himmel zur Erden."

Dr. Hans Joachim Moser



Türmers Tagebuch

Der Skandal Europas · Auf dem toten Punkt
Um die Massenpartei der Zukunft

Wäre ein Preis auf die sinnwidrigste Lösung des oberschlesischen Problems ausgesetzt worden, der Völkerbund hätte ihn sich ehrlich verdient. Angesichts einer solchen Barbarei internationaler „Gerechtigkeit“ bleibt einem jedes Wort der Kritik im Halse stecken. Aber konnte man von dem Völkerbund in seiner gegenwärtigen Gestalt, dieser Mißgeburt aus Machtgier, Neid und Eigennutz, etwas anderes erwarten? Unser Mitarbeiter Hans Wram hat im „Türmer“ vor einigen Monaten seine Eindrücke von der damaligen Völkerbundstagung geschildert, und wer diese klarsichtigen Berichte mit Aufmerksamkeit gelesen hat, wird nicht erstaunt gewesen sein über den schmählichen Ausgang des oberschlesischen Teilungsschachers. Wenn selbst das „Berliner Tageblatt“ die Entscheidung des Völkerbundsrates einen „welthistorischen Skandal“ nennt und erklärt, der Völkerbundsrat habe sich „mit grenzenloser Oberflächlichkeit und unter völliger Nichtachtung jeder parlamentarischen Rechtsprinzipien zum Werkzeug der Gewaltpolitiker und Intriganten gemacht“, so ist dem schlechterdings nichts hinzuzufügen. Nur glaube man ja nicht, daß die Herrschaften, die heute zu so klarer Einsicht gelangt sind, auch nur im entferntesten gewillt sein werden, für die Zukunft daraus die allein mögliche Nutzanwendung auf die Politik zu ziehen.

Was für Hoffnungen haben die deutschen Sozialisten an den Völkerbund geknüpft! Eine Weltanschauung, die von der grundfalschen Annahme ausgeht, der Mensch sei von Natur gut, muß ja in der Politik elend Fiasko erleiden. Das altersweise Bibelwort, daß des Menschen Dichten und Trachten von Jugend an böse sei, behält demgegenüber seine eherne Geltung. Mit bitterer Ironie nimmt sich die „Tägl. Rundschau“ den ewigen Irrtum der Wilsonschwärmer und Friedensapostel noch einmal unter die Lupe: „Wenn unsere Pazifisten es befehlen, werden darum noch nicht die weltgeschichtlichen und weltpolitischen Zusammenhänge aufgehoben, die nun einmal auf eiserner Gewalt beruhen. Und wenn unsere Sozialisten das in ihren Kongressen noch so oft beschließen, werden damit noch nicht die Weltwirtschaftsgesetze beseitigt, die genau ebenso in Natur und Geschichte eingewurzelt sind wie alles andere Menschentum. Man nehme nur den Berliner Kellnerstreik; das ganze Unglück kommt aus dem vor drei Jahren gemachten aussichtslosen Versuch, dem Menschen seinen Trinkgeldinstinkt nehmen

zu wollen. Das was der Umsturzmann Freiheit nennt, ist aus dem Rousseau-Betrug entstanden, daß der Mensch als freies und gutes Wesen geboren sei und daß die Ketten und die Bösartigkeit erst mit der kapitalistischen Kultur in die Welt gekommen sind. Der Mensch ist aber als unfreiestes Geschöpf geboren und muß erst langsam und mühsam an den Ausgangspunkt aller wahren Freiheit — die innere, sittliche Freiheit — heranerzogen werden. Und wie oft gelingt dieser Erziehungsversuch? Ach, nur verzweifelt selten!"

Immerhin muß man es schon als leisen Fortschritt buchen, wenn das Zentralorgan der deutschen Sozialdemokratie, der „Vorwärts", es wagt, seinen Lesern ein Bild von der Völkerbundstagung zu entwerfen, das nun wirklich einmal die Dinge in greller Wirklichkeitsbeleuchtung zeigt. Der Bericht, der noch vor der Urteilsfällung über Oberschlesien veröffentlicht wurde, rührt von einem höheren Ministerialbeamten eines deutschen Bundesstaates her, der Gelegenheit hatte, die ganze Völkerbundspolitik aus nächster Nähe kennen zu lernen. Die Waffengewalt der Sieger hat dafür gesorgt, daß Deutschland von jeder aktiven Teilnahme an den Verhandlungen gänzlich ausgeschlossen blieb. Aber „selbst der passive Anteil Deutschlands, um dessen Schicksal doch ein sehr großer Teil dieser sogenannten Völkerbundspolitik in den nächsten Jahren sich drehen wird, ist ganz geringfügig, da noch sehr wenige Redner den moralischen Mut aufbringen, auch nur den Namen des gerichteten Volkes in den Mund zu nehmen. Es muß einer schon sehr weit herkommen wie der Inder Srinavasa Sastri, um auch an den Deutschen ein gutes Haar zu finden..." Wie schlimm Deutschlands Lage vor diesem Tribunal ist, war zu erkennen aus den Reden von Männern wie Lord Cecil oder Léon Bourgeois, die in ihren bürgerlichen Kreisen schon als gefährliche Radikale und Pazifisten gelten. „Sie finden Dinge wie die Französierung des Saarbeckens, die Vergewaltigung von Eupen und Malmedy, die polnisch-ententistische Bevormundung der ‚freien' Stadt Danzig nicht nur entschuldbar, sondern direkt lobenswert! Sie halten es für eine moralische Leistung, daß England und Frankreich ihren Streit über Oberschlesien an den Völkerbund verwiesen haben. Daß sich die beiden dabei um den Besitz eines Dritten streiten, den man gar nicht mitreden läßt, wird gar nicht gesehen, geschweige denn geäußert. Man fühlt nicht, welche Blöße man sich gibt, wenn man das gemeinsame Interesse der beiden Sieger an der Aufrechterhaltung ihres Bündnisses und ihrer Macht mit dem heiligen Respekt vor dem sittlichen Recht verwechselt." Also strupellosestes Maklertum mit der heuchlerischen Geste der Ethik nach außen hin! „Und wenn man sieht, wie feindlich selbst in dieser Welt der diplomatischen Höflichkeiten die Völkergegensätze noch aufeinanderplatzen — Polen-Litauen, Serbien-Albanien, Bolivien-Chile usw. —, wenn man das mißtrauische Ringen der kleinen Staaten mit der im Rat verkörperten geheimen Diplomatie der Großen miterlebt, wenn man endlich neben dem verächtlichen Totschweigen Deutschlands das buhlerische Umwerben der Vereinigten Staaten mitansehen muß, dann könnte man gerade als Freund des Völkerbundgedankens sich vor dessen augenblicklicher Verkörperung einen Abscheu für immer holen."

* * *

Die Lostrennung der wichtigsten Industriebezirke Oberschlesiens von Deutschland beschleunigt naturgemäß das Herannahen des Zeitpunktes, an dem wir gestehen müssen, daß wir den Verpflichtungen des Pariser Diktates nicht mehr nachzukommen vermögen. Nachdem das Ultimatum einmal angenommen war, mußte wohl oder übel der gute Wille zum Erfüllen vor aller Welt gezeigt werden, um die moralische Unterlage für eine mit allen Kräften anzustrebende Revision des unsinnigen Vertrages zu gewinnen. Der katastrophale Kurssturz der Mark als Begleiterscheinung jeder neuen Ratenzahlung und namentlich als Folge der Zerstückelung Oberschlesiens hat in den Siegerstaaten nachdrücklicher gewirkt als alle unsere Beteuerungen und ehrlichen Versicherungen über die Unerfüllbarkeit des Pariser Diktates. Es hat sich herausgestellt, daß auch in dieser Frage die Zeit ganz automatisch gegen die überspannten Forderungen von Versailles und Paris Stellung nimmt. Mit nüchterner Klarheit haben in der letzten Zeit einige der führenden englischen Revuen wie Outlook, Observer, New Statesman, Public Opinion u. a. dem britischen Leser die Überzeugung beigebracht, daß Deutschland bei allem guten Willen nicht imstande sei, die unter dem Druck der Waffen übernommenen Verpflichtungen einzulösen, und daß bereits heute das Datum des vollen finanziellen Zusammenbruchs des früheren Gegners vorauszubestimmen sei. Da aber dieser Zusammenbruch eben auch den ganzen Kontinent in Mitleidenschaft ziehen würde, und England in erster Linie, so haben sich sogar im Unterhause Stimmen erhoben, die nach einer tiefgreifenden Änderung des Reparationsdiktates rufen. An sich gewiß ein erfreuliches Zeichen beginnender Einsicht, aber — vor Optimismus wird dringend gewarnt! Da treten etwa führende englische Volkswirtschaftler für die rasche Durchführung von Hilfsmaßnahmen zugunsten der Wiederherstellung der deutschen Mark ein. Das klingt so schön „pro German", ist aber nichts weiter als ein Angstschrei des bedrohten Handels und der gefährdeten Industrie in England, dessen Märkte von den infolge der Valuta unheimlich billigen deutschen Erzeugnissen trotz Zoll und Antidumping wegerobert werden. Eine Festigung der Mark von heute auf morgen würde für Deutschland zunächst einmal ein Aufhören des gesamten Auslandsgeschäfts zur Folge haben und als dessen unvermeidliche Begleiterscheinung eine Arbeitslosigkeit von bisher nicht gekanntem Maße. Wir haben daher allen Anlaß, auf der Hut zu sein vor den Danaern und ihren Geschenken! Überhaupt kann eine wirkliche Gesundung Europas durch finanztechnische Maßnahmen allein niemals erfolgen, selbst dann nicht, wenn es zu einer internationalen Abgleichung der Kriegsschulden käme. So lange der Versailler Friede im europäischen Organismus wie ein Krebsgeschwür wuchert, wird Zelle auf Zelle zum Opfer fallen. In einem (soeben im Verlag von Felix Meiner, Leipzig erschienenen) Buche führt rein fachmännische und höchst sachverständige Untersuchung zum gleichen Schluß: „Nicht allein Deutschland, sondern fast sämtliche am Kriege beteiligten europäischen Länder leiden infolge der Friedenspolitik der Alliierten daran, daß ihre Zahlungsbilanz im Verkehr mit dem Auslande das gesunde Gleichgewicht verloren hat. Die Grenzen, welche die Alliierten in ihrem Siegerwahn kreuz und quer durch Europa gezogen haben, laufen nicht nur den Lebensnotwendigkeiten unseres Volkes, sondern den wirtschaftlichen Bedürfnissen fast sämtlicher

europäischen Länder zuwider und müssen deshalb berichtigt werden. Die Alliierten haben ihren Schützlingen mehr Land gegeben, als sie verdauen können, und haben den Deutschen, den Deutschösterreichern und den Ungarn mehr Land genommen, als diese auf die Dauer zur Aufrechterhaltung ihrer Volkswirtschaft entbehren können. Kulturell hochstehende Volksteile sind von den Alliierten der Herrschaft tieferstehender Völker unterworfen worden, die, wie Polens Beispiel zeigt, die reiche Beute unglaublich schnell zugrunde richten. Rußland ist durch Krieg und Revolution zugunsten Rumäniens und der Randstaaten zu einem Binnenstaat geworden. Diese Zustände sind unhaltbar. Die Karte Europas hat in bezug auf ethnographische, machtpolitische und wirtschaftspolitische Erfordernisse seit Jahrhunderten keinen so unfertigen Eindruck gemacht wie nach diesem Friedensschluß. Die natürliche Bewegung zur Berichtigung der europäischen Staatengrenzen wird kommen und sich mit unwiderstehlicher Kraft durchsetzen, mag sie auch zunächst noch Jahre oder Jahrzehnte auf sich warten lassen, mag sie in der Form der Volkserhebung oder der Revolution oder auch des Krieges vor sich gehen."

* * *

Das Kabinett Wirth hat sich für alle Zeiten den braven Ruf eines „Kabinetts der Erfüllung" gesichert. Kein Zweifel, mit der Annahme des Ultimatims war die Losung pflichtmäßigen Erfüllens gegeben. Aber auf das „Wie" kam es an. Tagtäglich hätte man es in alle Welt hinausposaunen müssen: „Da seht, wir erfüllen, wir leisten, was ihr uns aufzwingt, aber diese wahnsinnige Methode wird binnen kurzem uns und euch ruinieren!" So starkes Auftreten ziemte sich freilich nicht für einen Kanzler, dem der Feind Lorbeer wand und der sich immer deutlicher als ein Erzberger im Westentaschenformat entpuppte. Behutsam und lautlos zapfte man dem Volkskörper das Blut ab. Es wurde schweigend und sklavisch erfüllt, und was das schlimmste war, daheim und draußen der Wahn genährt, es könnte das Pariser Diktat bei ehrlichem Willen tatsächlich restlos beglichen werden. Diese Vorspiegelung, der keiner zwar so recht glaubte, die aber der denkfaulen Masse bequem war, hat bewirkt, daß sich so etwas wie ein politischer Dämmerzustand über ganz Deutschland ausbreitet. Ein düsteres, aber treffendes Bild, kennzeichnend für die Ära Wirth, malt die „Kreuzzeitung" vor uns hin: „Der Durchschnittsdeutsche lebt in den Tag hinein. Wer nachdenkt, spricht wohl einmal von der Gefahr österreichischer Zustände. Aber dem Arbeiter ist das vorerst gleichgültig. Denn er weiß, die Lohnskala gleitet zunächst wieder nach oben, und er berauscht sich auf ein paar Tage an den Scheinen, die er mehr erhält, um dann aufs neue zu schimpfen, wenn er bei dem Wettlauf um Preis und Lohn wieder zu kurz gekommen ist. Ratlos stehen die Verantwortlichen allen diesen Dingen und vielen anderen gegenüber. Die Hand fährt in die Hosentasche. Resignation greift Platz. Man wartet auf das Wunder. Man sucht Schuldige und gräbt an der Vergangenheit. Das alte Regime ist an allem schuld! Das Gewissen ist wieder beruhigt. Es wird schon noch eine Weile weiter gehen. In jedem Herbst ist ja gesagt worden: ‚Wenn wir doch erst über den Winter wären.' Warum also verzweifeln? Die Verantwortlichen fassen neuen Lebensmut. Neue

Gesetze werden vorbereitet. Die Drucksachen schwellen an. Die gut bezahlten Dienstreisen mehren sich. Ab und an klopft der Feindbund mit grobem Finger an das Fenster. Eine Note flattert auf den Tisch. Neue Verlegenheiten, neue Beratungen. Die Garantiekommission tritt auf den Plan. Man ist in der Lage, zu verkünden, daß die Novemberrate bezahlt ist. Wir erfüllen. Die Notenpresse druckt. Die Scheine werden jedesmal geschmackloser und schlechter. Im Ausland flattern die Dinger auch schon milliardenfach herum. Die deutschen Reparationsbons haben keinen Wert. Da erscheint Rathenau, der Retter. Bücherweisheit, feuilletonistische Begabung und wirtschaftliche Kenntnisse werden in einen Topf geworfen. Ein System wird ausgearbeitet. Die Engländer sehen mißbilligend zu, wie Kontinentalpolitik gemacht wird auf dem Wege von nicht ausreichenden Sachleistungen. Ein Tropfen auf dem Stein. Man weiß nicht, welchen außenpolitischen Kurs man wählen soll. Grundsatz wie zu Bethmanns Zeit: niemandem zuleide. Über 60 Millionen leben in dieser Atmosphäre. Täglich kommt Zustrom aus dem Osten. Fremdstämmige verdrängen den Deutschen aus Wohnung und Arbeit. Gesetzlich wagt man nicht einzuschreiten. Es könnte antisemitisch aussehen. Lieber opfert man schon den Rest deutscher Kultur. Noch geht die Regierungsmaschine ihren Gang, unregelmäßig. Aber die Treibriemen sind morsch. Die Reibungen werden größer und mit ihnen die Störungen. Was noch geleistet wird, hängt mit der Zähigkeit des alten Systems zusammen. Der Begriff für positive Arbeit geht mehr und mehr verloren. Tauchen brauchbare Gedanken auf, so werden sie durch die lavierende Methode, mit der bei uns das parlamentarische System gehandhabt wird, entweder zerschlagen oder in das Gegenteil verkehrt. Es fehlt die Zugkraft eines großen Gedankens in unserem Volk, das in seiner Mehrheit in Stumpfsinn oder Materialismus zu versinken droht. Von dem Begriff der vielgepriesenen Freiheit kann man nicht leben. Nationalismus ist verboten. Die Verantwortlichen liegen in den Ketten der Parteikompromisse. Nur selten wagt einer von ihnen gegen den Stachel zu löken. Der tote Punkt ist da."

* * *

Ja, er ist da, der tote Punkt, aber wahrlich, wir verdienten den Untergang, wenn wir nicht unser Letztes daran setzten, diesen toten Punkt zu überwinden. Jeder dahinzielende Versuch muß begrüßt werden. Einen Weg zur innerpolitischen Neuorientierung hat der preußische Ministerpräsident Stegerwald in einer viel beachteten Rede in Essen gewiesen, und die Grundidee, die er damals vor einem Jahre entwickelte, gewinnt seitdem sichtbar an Boden. Was Stegerwald vorschwebt, ist die Schaffung einer großen, christlichen, nationalen, alle Stände unseres Volkes umfassenden Partei. Nach der Revolution, meint Stegerwald, wäre die Neubildung einer solchen Partei möglich gewesen, unter den heutigen Umständen dagegen könne es sich, da zu parteipolitischen Experimenten nicht die Zeit sei, nur darum handeln, die politisch gleichgesinnten und wahren Vaterlandsfreunde im katholischen und evangelischen Lager in einem dauernden politischen Parteiverbande zu sammeln. „Ein großer christlicher Parteiverband auf dem Boden des Essener Programms mit mindestens 120 Mandaten, denen einige Dutzend Nichtkatholiken, allerdings größtenteils vom evangelischen Volke selbst

gewählt, mit einer Reihe ausgesuchter politischer Köpfe angehören, ist von so gewaltiger Durchschlagskraft, daß ohne ihn für alle Zeiten keine politische Koalition in Deutschland möglich ist, und der dem deutschen Wiederaufbau, an dem es jahrzehntelang zu arbeiten gilt, in starkem Maße seinen Stempel aufzudrücken vermag."

Als Grundstock für einen solchen Parteiverband kommt nach Stegerwald lediglich das Zentrum in Betracht, weil keine der anderen Parteien die dafür erforderlichen psychologischen Eignungen mitbringe. Der Demokratischen Partei fehle der Boden, um dauernd Massenpartei sein zu können, die Volkspartei bekomme in ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung nicht die Volksmasse, und die Deutschnationale Partei lebe eigentlich nur vom Versailler Friedensvertrag und den Begleiterscheinungen nationaler Würdelosigkeit. Aber der Versailler Vertrag habe keine Lebensdauer, und dann werde der Deutschnationalen Partei auch der Boden für eine Massenpartei fehlen. Diese Auffassung findet nun im roten „Tag" eine höchst temperamentvolle Entgegnung. „Die Schlußfolgerungen Stegerwalds", führt daselbst Direktor Stuhrmann aus, „wären richtig, wenn die Voraussetzungen keinen Irrtum enthielten. Fraglos würde das Schicksal der Deutschnationalen Volkspartei sich so gestalten, wie er es voraussieht und voraussagt, wenn es tatsächlich nur der ausgeprägt nationale Gedanke wäre, der die eigentliche Basis der Partei abgäbe; aber eben diese seine Voraussetzung trifft nicht zu. Der starke nationale Gedanke ist nur ein tragendes Grundelement der Partei und tritt naturgemäß jetzt in der Gegenwart am stärksten in die äußere Erscheinung. Aber mit und noch vor diesem einen Grundelement wirkt ein anderes stärkeres, an einem immer festeren und ausgeprägteren Werden der neuen Partei, nämlich die bewußt christliche Weltanschauung, welche sie programmatisch und zielbewußt vertritt, sowohl nach ihren sittlichen Forderungen wie mit ihren sozialen Folgerungen. Die Deutschnationale Volkspartei ist in Wahrheit die eine christlich-nationale Volkspartei. Ich habe seinerzeit, als die Begründung der neuen Partei in Frage stand und wir im Westen zu einer vertraulichen Besprechung darüber zusammen waren, mich von vornherein auf das wärmste für diese Firma ausgesprochen. Leider ohne Erfolg. Es wurde die Firmierung ‚deutschnational' vorgezogen. Ich bin aber überzeugt, daß, wenn mein Vorschlag damals angenommen worden wäre, wir vielleicht heute schon einen großen Schritt weiter auf dem Wege zur Erreichung des hohen strategischen, politischen Zieles eines umfassenden christlichen Volksparteigebildes wären; und die interkonfessionelle christlich-nationale Arbeiterbewegung würde nicht das Gefühl einer politischen Zerrissenheit in die neue Zeit mit herüberzuschleppen gehabt haben — ein Gefühl, welches ihre vorhandene starke politische Stoßkraft nur zu oft gelähmt hat und schließlich noch ihre innere Geschlossenheit gefährden könnte."

Eines hält der Verfasser für gewiß: In dem Maß, in dem der innere Konsolidierungsprozeß der Deutschnationalen Volkspartei fortschreitet, vor allem aber in dem Maß, in dem das große soziale Problem in ihr immer tieferes und sichereres Verständnis findet, und in dem Maß, in dem die Partei in der Tat und in der Wahrheit sich zu einer Partei eines sittlich starken christlichen Idealismus, eines

gesunden deutschen und echt nationalen Realismus und eines wahrhaft christlichen Sozialismus auswächst, in dem gleichen Maß wird sie zu der zukünftigen Übernahme der politisch notwendigen Volksführerschaft berufen sein. Mit anderen Worten: Stuhrmann hofft von seiner Partei, daß sie auf dem Wege der allmählichen Mauserung das Ziel erreichen werde, dem Stegerwald von anderer Basis aus zustrebt.

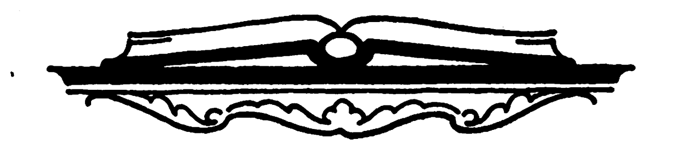
* * *

Und nun entsteht die bedeutungsvolle Frage: Wird es zu diesem Mauserungsprozeß innerhalb der Deutschnationalen Volkspartei überhaupt je kommen? Wenn sie sich zur Partei der Zukunft umgestalten will, so genügen kleine Strukturveränderungen nicht, dann ist eine Reform an Haupt und Gliedern unerläßlich. Ein Herauswachsen aus parteidogmatischer Enge, ein Loslösen von rein polemischer Aktivität, eine Zielsetzung und Programmbildung über die „Neins" und „Unannehmbars" hinaus. Oder um es ganz einfach am Menschlichen klarzumachen: Mehr vom Geist Posadowskys, weniger von dem Helfferichs...

Anzeichen einer beginnenden Mauserung sind unverkennbar. So klare, ruhige, Posadowskyschen Geist atmende Ausführungen, wie sie der deutschnationale Landtagsabgeordnete Dr v. Dryander in einer Artikelfolge (gleichfalls im roten „Tag") veröffentlicht, findet man freilich leider nur höchst vereinzelt. Nichtsdestoweniger wirkt es erfreulich, wenn kritische Feststellungen, wie sie im „Türmer" seit Jahresfrist von überparteilichem Standpunkt her immer und immer wieder gemacht werden mußten, nun auch einmal aus der Partei selbst heraus anerkannt und bestätigt werden. Was Dr Dryander beispielsweise über die monarchistische Bewegung schreibt, deckt sich vollkommen mit der Anschauung, die hier wiederholt eingehend begründet wurde. Auch dieser gewiß stramme Parteimann nimmt ein Zukunftsbild der Partei vorweg, das allerdings von dem gegenwärtigen, noch sehr unfertigen und mit Mängeln aller Art behafteten sehr wesentlich absticht: „Wir Deutschnationalen müssen uns mehr denn je darüber klar sein, daß die Ziele unserer Partei nach unserer gesamten programmatischen Einstellung sich nicht in einem Stimmenzuwachs erschöpfen, wie er durch die uns aufgedrängte Oppositionsstellung und durch eine kopflose, unvaterländische Politik des gegenwärtigen Reichskabinetts naturgemäß gefördert wird. Wir sind keine Partei der Demagogie, sondern der Autorität, keine Partei der rein negativen Kritik, sondern eine Partei der aufbauenden Staatsgesinnung. Von diesem für uns unverzichtbaren Standpunkt aus tritt für uns der Zulauf der Massen — so wichtig im parlamentarischen Staat und bei der rapiden Entwicklung der Dinge die zahlenmäßigen Ergebnisse naturgemäß sind — doch letzten Endes zurück hinter der Erziehung eines großen, wirklich geschlossenen, absolut zuverlässigen Stammes deutschnationaler Männer und Frauen, die in positiver Arbeit dem Ziel zustreben, in christlichem, nationalem, sozialem Geist unser Volk zu gemeinsamer Arbeit am Wiederaufbau eines den deutschen Lebensbedürfnissen und den Ansprüchen einer neuen Zeit gleichmäßig entsprechenden Staatswesens zuzuführen. In dieser erzieherischen Hinsicht, in der sich erst unser Programm erfüllt, haben wir noch sehr viel zu tun. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Zeitungen, Artikel

und Reden, die von der Öffentlichkeit als deutschnationale Stimmen gewertet werden, freilich aber jedem Einfluß der Partei entzogen sind, sich vielfach in Sache und Form von den maßgeblichen Grundsätzen der Partei weit entfernen und von allen maßgeblichen und verantwortungsbewußten Faktoren der Partei als schweres Hemmnis unserer Arbeit empfunden werden. Es ist Tatsache, daß solche Blätter, die man uns an den Schoß hängt, uns vielfach in unerträglicher Weise belasten und uns Kreise entfremden, die wir nicht entbehren können und wollen. Wir müssen die Autorität unserer Parteileitung so zu stärken suchen, daß sie zu offenen Desavouierungen übergehen kann. Wir müssen von jedem, der für unsere Partei redet oder schreibt, fordern, daß die Überlegenheit unserer gesamten politischen Einstellung auch in der Würde des Tones zum Ausdruck kommt. Das gilt auch dann, wenn die ‚üblen Methoden' des ‚Berliner Tageblatts' und ähnlicher Blätter — der Ausdruck stammt aus der ‚Vossischen Zeitung' — jedem Deutschen das Blut in die Wangen treiben. Der Ton sozialdemokratischer Blätter, auf den man mich verweisen könnte, kommt für uns als vergleichender Maßstab überhaupt nicht in Betracht, schon deshalb nicht, weil eine Partei, die den Klassenkampf predigt und es auf urteilslose Massen absieht, notwendig andere Agitationsmethoden hat, als eine Partei, die dem versöhnlichen Endziel einer Überbrückung der das deutsche Volk zerreißenden Gegensätze und einer Vereinigung aller positiven Kräfte zustrebt. Bei der Stellung, die den Parteien im öffentlichen Leben zukommt, darf niemand den Parteimitgliedern zumuten, bei aller Freiheit im einzelnen sich die Ziele und Hoffnungen der Partei durch Privatinteressen und Privatanschauungen einzelner in satzungsmäßig festgelegten Grundfragen belasten und in ihren Hoffnungen und Zielen stören zu lassen. Eine Partei der Autorität, die wir sind, muß von ihren Gliedern ein starkes Zurücktreten von Sonderwünschen, Sonderinteressen, Sondergeschmacksrichtungen und Sonderagitationsmethoden, eine willige Unterordnung unter das große, nur in gemeinsamer vaterländischer Arbeit erreichbare Ziel verlangen. Sie muß fordern, daß auch aus der schärfsten Kritik, zu der wir im Interesse unseres Vaterlandes unbedingt verpflichtet sind, die Staatsgesinnung herausspricht, zu der der alte Staat gerade unsere Kreise erzogen hat. Gelingt dies, dann, aber auch nur dann, werden wir die Partei des Wiederaufbaues werden, als die wir gegründet sind, und die zu werden wir nach Maßgabe der hinter uns stehenden Kräfte den Beruf haben."

Man muß es zweimal sagen: dann, aber auch nur dann...



Auf der Warte

„Mensch und Gott"

nennt Houston Stewart Chamberlain sein neuestes Buch: ein Werk, das wir nicht nur jedem denkenden Theologen, sondern auch jedem ernsten Leser schlechthin zur Durcharbeitung empfehlen (München, Verlag F. Bruckmann, geb. 36 M). Dieser deutsch-englische Denker hat eine Menge Fachkenntnisse, schreibt aber nicht nur für Fachleute, sondern für gebildete Laien. Man mag ihm recht oft widersprechen, man wird ihm aber oft auch lebhaft zustimmen in mancher glücklichen und überraschenden Prägung.

„Mensch und Gott" ist eine Auseinandersetzung mit dem jetzt so wichtigen, in allen nicht ganz verknöcherten Seelen der Gegenwart stark aufgewühlten religiösen Problem. Chamberlain geht von der Zweiheit Mensch und Gott aus, betonend, daß „der Gedanke an eine Gottheit, und zwar an eine einheitlich vorgestellte (monotheistische), unsichtbare, allgegenwärtige, bei keinem Stamm der Erde fehlt", also tief „auf dem dunklen, aus Halbbewußtsein und Unbewußtsein gewobenen Hintergrund des Gemütes als unbeweisbare Gedankengestalt mit Naturnotwendigkeit steht und wirkt". Dann betrachtet er den Mittler-Gedanken und dringt zum Mittelpunkt vor: zur Gestalt des Heilands. Man findet hier glänzend geschriebene und tief erlebte Abschnitte. Wie man sich dann weiterhin bei den Kapiteln über Paulus und über die christliche Kirche mit ihm auseinandersetzen mag, das ist Sache des Einzelnen und seiner Vorbildung oder auch seiner Vorurteile. Um einen gewissen Subjektivismus kommt man ja bei diesem eigenwilligen Denker und eindrucksvollen Sprecher, der sich mit ganzer Persönlichkeit einsetzt, nicht herum, wie man auch aus der folgenden Stichprobe ersehen mag:

„Ein jedes Jahrhundert bringt seinen eigenen Wahnwitz hervor, geboren aus falschen Richtungen, in die sein Denken mit historisch bedingter Notwendigkeit hineingerät. Späteren Zeiten offenbaren sich solche Wahnvorstellungen ohne weiteres als Irrtümer, ja, stechen ins Auge; doch solange ihre Herrschaft anhält, sind auch die gescheitesten Menschen — der Mehrzahl nach — wie von Blindheit geschlagen. Unter den zahlreichen hieher gehörigen Narreteien des 19. Jahrhunderts wird künftigen Geschlechtern gewiß keine ärger dünken als die in verschiedenen Abarten immer wieder aufgetretene und mit Beifall aufgenommene Lehre, Jesus von Nazareth sei eine mythische Gestalt, also eine von Menschen erdichtete, keine wirkliche Persönlichkeit, die in Fleisch und Blut einst auf Erden wandelte. Nach den Einen soll es überhaupt keinen Menschen dieses Namens gegeben haben (z. B. nach J. M. Robertson, Christianity and Mythology, 1900); andere, ernster zu nehmende Gelehrte leugneten nicht das Dasein Jesu, hielten ihn jedoch für einen mehr oder weniger obskuren galiläischen Religionsschwärmer und Volksaufwiegler, dergleichen aus der Geschichte eine Anzahl bekannt sind, und erklärten die evangelischen Berichte im wesentlichen für freie Erfindungen, die Jesu zugeschriebenen Worte für unecht.... Diese Versuche, die Persönlichkeit des Heilands alles Eigenlebens zu berauben, reichen von David Friedrich Strauß im Jahre 1835 bis zu Arthur Drews im Jahre 1909. Es ist nicht meine Absicht, auf diese Literatur einzugehen; wer sich damit beschäftigen will, sei auf das vortreffliche Werk von Albert Schweitzer, Geschichte der Leben-Jesu-Forschung, verwiesen. Ich für mein Teil

beklage jede Stunde, die ich — von pedantischer Gewissenhaftigkeit getrieben — auf sie verwendete.“..

Drews, den hier Chamberlain ablehnend nennt, hat übrigens soeben (1921) bei Eugen Diederichs, Jena, in einem neuen Werk seine bekannte Stellung gegen die Geschichtlichkeit Jesu vertreten: „Das Markus-Evangelium“. Es ist auch uns unmöglich, dieses geistvolle mythologische Deutungs-Spiel wissenschaftlich ernst zu nehmen.

Meister Raabes 90. Geburtstag

ist neulich, Mitte September, in Braunschweig festlich begangen worden.

Ist es wirklich wahr, daß der, dessen Werke uns heute noch so jugendfrisch anmuten, schon das Jahr 1848 als Urteilender erlebte, daß er eben die Höhe menschlichen Könnens und Wirkens erklommen hatte, als der Krieg von 1870 das geeinte Reich schuf und so vielen alten Träumen Gestalt verlieh — freilich auch so viele Träume in das Nichts zurücksinken ließ? Was lebt eigentlich noch von deutscher Prosa jener Jahre in unserem Volke außerhalb der Literaturgeschichten? Welches Werk, das in den Jahren 1857/58, also vor reichlich 60 Jahren entstanden ist, übt heute noch einen so nachhaltigen Einfluß auf uns aus wie beispielsweise die Kinder von Finkenrode Wilhelm Raabes?

Spät erst ist er durchgedrungen. Doch wem Meister Raabe einmal ans Herz gepackt hat, den läßt er nicht mehr los, und sein Einfluß, ja, seine Führerschaft auf geistigem Gebiete vertieft sich und wächst von Jahr zu Jahr. Denn ein Führer ist er geworden, dem unser Herz sich weit und warm öffnet, der uns trotz mancher Schrullen und Schnurrigkeiten mit immer gleicher Kraft festhält.

So ließen es sich seine Freunde nicht nehmen, diesen 90. Geburtstag ihres Auserwählten durch einführende Werke zu schmücken; sie sehen zu ihm empor als zu dem Mann, der durch seine freie, starke Persönlichkeit unser deutsches Volk die schwere Kunst lehren kann, den Weg der Not zu gehen; gerade an Raabe können wir ja lernen, uns unser Deutschtum zu bewahren oder wieder zu erringen, wenn anders deutsch sein wirklich bedeutet: eine Sache um ihrer selbst willen betreiben.

Eine von diesen Gaben zu Raabes Geburtstag ist die Abhandlung des Magdeburgers Wilh. Fehse „W. Raabes Erwachen zum Dichter“ (1849—1853), Magdeburg 1921, Creutzsche Buchhandlung: eine Arbeit, die sich in die Frühzeit Raabes versenkt, in die 4 Jahre, da er, tagsüber unter verhaßter Fronarbeit im Buchladen von Creutz in Magdeburg seufzend, Zeit fand, in stiller Abend- und Nachtstunde Einkehr in sich selbst zu halten.

Fehse entwickelt an der Hand von Raabes Tertianeraufsätzen von 1847/48, wie sich schon hier die Keime seiner dichterischen Bedeutung offenbaren, und geht dann nach einer kurzen biographischen Skizze dazu über, zu schildern, wie sich Raabe auf seinen Streifen durch die Gassen und Märkte der alten Stadt die Gestalten und Bilder zusammenholte, die wir in seinen Werken wiederfinden: zunächst in Unseres Herrgotts Kanzlei und im Studenten von Wittenberg, wie also der Magdeburger Aufenthalt von entscheidender Bedeutung für den Dichter geworden ist.

Wem das Typische an Raabes Schaffen aufgegangen ist, der weiß, daß auch seine späteren Werke in dieser trostarmen und doch so glücklichen Zeit tief verankert sind, daß einzelne, früher erdachte Motive immer wieder von ihm aufgenommen werden; und so beschränkt sich Fehse mit Recht nicht auf eine Darstellung dieser 4 Jahre der Buchhändlerzeit, sondern geht tiefer in die Sache hinein und gibt uns Ausblicke auf Raabes Lebensarbeit, die weit über diese Periode des Werdens und Ringens hinausführen. Und das tut er ohne gelehrten Ballast, klar, geistvoll und mit warmem Herzen, und vermittelt seinen Lesern so die reife Frucht eines langen Raabestudiums.

Seine Arbeit wendet sich nicht nur an Freunde des Dichters, sondern an einen größeren Kreis; er will das Verständnis für Raabe fördern, ihm aber auch neue Freunde werben — und daß dies nötig ist, zeigt eine moderne Geschichte der Literatur der letzten

Jahrzehnte, die, wenigstens in 1. Auflage, nicht eine einzige Zeile für Raabe übrig hat!

Man kann es schon verstehen, wie sich gerade um Raabe eine begeisterte Gemeinde versammelt hat und in ihm die vollkommenste Vereinigung menschlicher und künstlerischer Größe findet. Möchten sich der schon vorhandenen Raabeliteratur noch recht viele Bücher anschließen, die mit solcher Tüchtigkeit geschrieben sind wie diese Blätter über Raabes Erwachen zum Dichter! Möchte sich aber auch bewahrheiten, was Raabe schon als 17jähriger vom deutschen Volke gesagt hat: „Der alte Geist schreitet noch mächtig durch die deutschen Gaue, und die Bewohner sind noch treu und tapfer wie die Helden der Hermannsschlacht". Emanuel Forchhammer

NB. Wir weisen bei diesem Anlaß gern auf die reichhaltige (Bilder!) Festnummer der „Mitteilungen" und auf die Raabe-Sondernummer des „Deutschen Volkstums" (Hamburg, Herausgeber W. Stapel) hin, wo man auch über andere neue Raabeschriften Mitteilungen findet. Neben den Büchern von Wilhelm Brandes, Heinrich Spiero, Paul Gerber, August Otto u. a. ist immer auch Fritz Hartmanns „Wilhelm Raabe, wie er war und wie er dachte" (Hannover, Sponholtz) eine der reizvollsten Gestaltungen jenes Dichter-Menschen. Einige Raabe-Kalender (1912 bis 1914) gab Hanns Martin Elster heraus. Und soeben erschien (Verlag H. Klemm) ein überaus reichhaltiges „Raabe-Gedenkbuch", herausgegeben von Konstantin Bauer und Hans Martin Schultz. Vor allem aber: lest euch in Raabe selber hinein, in diesen Meister deutscher Innerlichkeit! Und tretet der „Gesellschaft der Freunde W. Raabes" bei (Anmeldungen beim Studienrat Dr. Bauer, Wolfenbüttel; Jahresbeitrag, wofür auch die „Mitteilungen" geliefert werden, 6 M)! D. T.

*

Weimar wird ausgeraubt

Unter diesem Stichwort sucht der weimarische Schriftsteller Leonh. Schrickel im „Tag" (Nr. 231) das deutsche Gewissen wachzurütteln. Er schreibt:

„Es mag für die derzeitige Regierung im allerhöchsten Maße unbequem sein, für die haarsträubenden Vorkommnisse verantwortlich gemacht zu werden, die sich in der letzten Zeit in Weimar ereignet haben und noch ereignen. Aber es ist doch nun einmal Tatsache, daß solch unglaubliche Dinge hier in Weimar immer wieder geschehen, seit die Revolution das sogenannte ‚alte System' hinweggefegt und für die neue Regierung den Boden bereitet hat. Weimar ist Reichseigentum, Volksbesitz, Weltgut. Hier hat die Regierung mehr zu hüten als alte Akten, Antiquitäten und Raritäten; hier liegt ein gut Teil deutscher Kultur aufgehäuft, die mit ihren feinsten Wurzeln an die gestalteten Dinge deutscher Kulturentwicklung gebunden ist. Wir wollen in Weimar keine Reliquien anbeten, aber wir wollen in Ehrfurcht und Erhebung durch die Stätten gehen, die ein guter Mensch betrat und eingeweiht hat; wollen im Anschauen der Dinge, die aus der großen Vergangenheit herüberreichen, uns aufrichten ins ewig Neue, nie Veraltende; wollen den Reichtum fühlen, der unvergänglich aus diesen Dingen in uns überströmt...

Aber wie wahrt dieses neue Weimar seine Schätze?

Erst konnte es geschehen, daß Spitzbuben in die Fürstengruft einbrachen und von den Särgen Schillers und Goethes die Kränze raubten; daß sie die Gaben dankbarer Menschen um des gemeinen Metallwertes willen stahlen und zerbrachen — ungestört!

Dann konnte es geschehen, daß Halunken in das Tiefurter Schlößchen einbrachen, wo Anna Amalia mit Goethe und ihrem Kreis ein wunderliebliches Idyll geschaffen, dem kaum etwas auf Erden an die Seite zu setzen ist. Auch dort wurde vom Auswurf der Menschheit gestohlen — ungestört!

Dann geschah es, daß Diebe in das Museum eindrangen und nichts Geringeres als einen Rembrandt und andere unersetzbare Bilder stahlen und fortschleppten — ungestört!

Und nun ist es so weit, daß man in die Goethe-Stätten selbst eindringt und sie ausraubt. Soeben haben Einbrecher die Bibliothek, eine Schöpfung Goethes, mit nie wieder

zu beschaffenden Schätzen und unberechenbar köstlichen Andenken, heimgesucht. **Unersetzliches ist verloren! Vandalen triumphieren!**

Man wird fragen, ob wir denn in Weimar keine Polizei haben. Und darauf ließe sich eine Antwort geben. Aber wer die Verhältnisse in Weimar kennt, wird begreifen, daß ich mich jeder Antwort enthalte. Man muß eben wissen, daß hier das Gefängnis zwar nicht für das Diebsgesindel bereit steht, wohl aber denen angedroht wird, die der Regierung ‚Schwierigkeiten' machen. Ich habe es am eigenen Leibe erfahren müssen. Aber trotz alledem der Wahrheit die Ehre! Es soll mich hier nicht kümmern, daß sich die Regierung lediglich aus Demokraten und Sozialdemokraten zusammensetzt, hier sei ungeachtet aller Parteizugehörigkeit vor aller Welt die nackte Tatsache festgestellt, daß die jetzige thüringische Regierung nicht in der Lage ist, **Weimar vor dem Raubgesindel zu schützen!** Und da auf Weimar nicht nur Thüringen, sondern das ganze **Deutschland**, die ganze **Kulturwelt** Anspruch hat und hier die hehrsten Schätze der Menschheit liegen, darum sei vom deutschen Volk nachdrücklich endlich Hilfe gefordert!..."

NB. Soeben wurde auch das Liszt-Haus bestohlen. Thüringen hat eine rein sozialistische Regierung; ein Unabhängiger ist Kultusminister für Volksbildungswesen. Diese ausgeprägte Parteiwirtschaft wird auch auf die Entfaltung z. B. der **Goethe-Gesellschaft**, der soeben Dr E. Traumann in der „Köln. Ztg." zwei Aufsätze widmet, lähmend wirken.

*

Volksbildung und Provinzpresse

Kürzlich kamen irgendwo die Verleger und Schriftleiter der Zeitungen eines Gaues sowie der Ausschuß eines Volksbildungsverbandes zusammen. Zweck der Tagung: ein Bündnis zwischen Presse und Verband im Sinne der zurzeit überall einsetzenden **Volksbildungsbestrebungen**. In der Aussprache meinte ein Schriftleiter, jeder rechte Redakteur sei von vornherein ein Volksbildner. Ein Volksbildner sagte, die Versorgung der Provinzzeitungen mit guten Romanen und Erzählungen sei mehr wert als das ganze Volksbildungswesen (oho!). Ein Pressemann erklärte, die Hauptsache sei, Ehrfurcht in das verlotterte Volk zu bringen und zwar durch die Presse (Beifall). Man faßte eine Entschließung, man wählte eine Kommission usw.

Die Theorie lächelte glückselig.

Der Gedanke des Volksbildners war nicht eben neu. Seit Jahr und Tag beschäftigen sich Aufsätze in Schriftsteller- und Pressefachzeitschriften mit dem Schmerzenskind der Provinzblätter (größere und große Zeitungen scheiden aus leicht zu erratenden Gründen aus). Neu war, daß ein **Zeitungsleser** das Grundübel richtig erkannte. Noch mehr: er legte dar, warum die kleine Presse immer und immer wieder den bekannten Schund bringt. Man nickte, man lächelte schmerzlich und zuletzt wurde sogar ein recht brauchbarer Vorschlag der besagten Kommission überwiesen.

Die Theorie lächelte glückselig.

Sieht man nun (nach zwei Monaten etwa) die Zeitungen des betr. Gebietes durch, so erstaunt man, wie die Praxis wieder der Theorie die Narrenpritsche um die Ohren haut. Der seit Jahrzehnten verbildete Geschmack großer Volkskreise wird ohne Wimpernzucken mit den süßlichen Schmierereien der bekannten Schmusfabrikanten Courths-Mahler, Anni Wothe und wie sie heißen, weiter gefüttert. Beispielsweise bringen zurzeit weit über ¼ jener Blätter Romane der erstgenannten Allerweltsklatschbase. Nur einzelne Zeitungen (die Ehrlichkeit gebietet zu sagen, daß die sozialistischen darunter sind) bringen Erzählungen von Wert.

Kostbar ist in diesem Zusammenhang aber das Gebaren einer offiziellen Parteipresse, die sich sonst auf Weltanschauung — mit Recht vielleicht — etwas zugute hält. Im politischen und örtlichen Teil der betr. periodisch erscheinenden Druckerzeugnisse werden fast täglich — oft mit Geschick — alle Register gegen Schmutz und Schund in Wort und Schrift gezogen. Aber — Teifi, Teifi! — eine Spanne

weiter unten lacht sich der Horribilistribifax des 20. Jahrhunderts kreuzfidel ins Fäustchen.

Daß es solchermaßen in allen Gauen unseres Vaterlandes aussieht, erkennt man leicht aus zufälligen Stichproben. Die Ausnahmen bestätigen auch hier nur die Regel. Ehrliche Fachleute geben dies ohne Ziererei zu.

Wenn man bedenkt, daß die Tageszeitung heute im buchstäblichen Sinne des Wortes der „Generallieferant der geistigen Nahrung" für alle Volkskreise geworden ist, und ferner, daß die Masse des Volkes und sehr viele Gebildete den relativ großen politischen Teil immer nur noch überfliegen (ach Gott, soll man sich jeden, jeden Tag sagen lassen, daß wir arm sind wie Hiob, krank wie Lazarus und geblendet wie Simson!), während „unterm Strich" alles genau gelesen wird, wenn man dazu nimmt, daß die Zeitung jeden, aber auch jeden und zwar täglich erreicht (Vorträge, Volkshochschulkurse, Volksschriften usw. bleiben in absehbarer Zeit doch immer nur ein schöner Notbehelf), so weiß man, was auf dem Spiele steht. Der oben angeführte Satz des Volksbildners, in Erweiterung auf das ganze Feuilleton, sagt's ohne viel Getratsche in klassischer Kürze.

Es ist ein Gebot der Wahrhaftigkeit und des Anstandes (von der Ehrfurcht vor den unendlichen Schätzen der deutschen Literatur ganz zu schweigen), daß endlich einmal und ernsthaft die zahlreichen Verbände und Gemeinschaften der Volksbildungssache, Schriftsteller, Germanisten, die Redakteurverbände und vor allem die Verlegervereine sich zusammentun, um mit vereinten Kräften diesen Augiasstall auszuschwemmen. Wo die Ursachen des Übels liegen, weiß ja so mancher hüben wie drüben. Der einzelne aber ist ohne Macht. Paul Sinthum

*

Wo sind die Unterdrückten?

Der schwäbische Dichter und Arzt Dr Ludwig Finckh gibt in einem offenen Brief an einen russischen Freund Antwort:

Sie schrieben einmal, daß 300000 Gewalttäter dort durch Terror das ganze übrige Volk vernichten, weil es in einer schwachen Stunde an Gleichheit und Gerechtigkeit glaubte.

Sie wissen: ich gehöre keiner Partei an. Ich suche bei jeder Partei den guten Kern herauszuschälen und bekämpfe bei jeder Partei ihre Ausartung. Ich sehe Gutes und Schlechtes in fortwährendem Wogen. Aber die deutsche Parteiwirtschaft ekelt mich nur an. Sie kennt nicht die Unterordnung der Partei unter das Größere.

Heute steht es bei uns so: Der deutsche Reichskanzler Wirth hat einen bestimmten Teil des Volkes, um ihm wohlzureden, das „arbeitende" Volk genannt. Ja, lieber Herr Hummel, wissen Sie, daß ich nicht acht, sondern vierzehn Stunden arbeite, und mit mir viele Hunderttausende, die er mit seinem rohen Wort treffen wollte?

Der Kampf gilt dem Kapitalismus. Aber wissen Sie, daß diejenigen, gegen die sich 1918 die Revolution richtete, heute zum großen Teil nicht mehr „Kapitalisten" sind, sondern daß die Kapitalisten zu einem Teil eben die Revolutionäre von 1918 sind? Ich kenne Hunderttausende, die heute immer noch mit diesem Wort gemeint sind, weil sie den gebildeten Kreisen angehören, deren Einkommen sich aber nicht mit jeder Schraubendrehung der Teuerung erhöht, wie beim Handarbeiter, Beamten und anderen verhältnismäßig Gesicherten, sondern unaufhörlich schnell abnimmt und dem Ende entgegengeht. Stabil bleibt nur der Landwirt, und man sollte die Folgerung daraus ziehen, daß die Bearbeitung des Bodens immer noch die besten Aussichten gewährleistet, und daß recht viele Menschen zur Landwirtschaft übergehen sollten, bei der freilich auch vierzehn Stunden gearbeitet wird.

Es stellt sich also heraus, daß sich die Verhältnisse verschoben haben. Ja, es gibt heute noch einen Teil des Volkes, der unterdrückt wird. Welcher? Offenbar derjenige, für den niemand sorgt, wenn die Preise steigen, und der keine Lohnerhöhung hat, sondern den Untergang vor Augen; derjenige, der trotz der Reichsverfassung von 1919, welche die Freiheit der Meinungsäußerung verbürgte, mundtot gemacht wird; derjenige, der Stunde

um Stunde arbeitet, ohne zu zählen, ohne Uhr bis er zusammenbricht. Ich denke auch an die Mütter und Hausfrauen, die sich heute keine Dienstboten mehr halten können, oder deren Dienstboten nur die gesetzlich vorgeschriebene Arbeit tun. Die übrige Arbeit, die in Gottes Namen eben doch getan werden muß, leistet nun die Mutter von fünf Kindern, ungeschützt durch irgendein gescheites Gesetz, erschüttert von der Sprache des Lebens, einzig einer Pflicht im Herzen gehorchend.

Und ich sehe, daß es noch etwas Größeres gibt, als in Formeln und Stunden gepreßte Gleichheit, die, am russischen Beispiel gemessen, nur zum nackten Materialismus herunterführt. Dieses Größere, das ich an der deutschen Parteiwirtschaft vermisse — nennen Sie es Vernunft, nennen Sie es Liebe —, es ist der Gott in der Menschenbrust.

Mit Ihnen arbeite ich daran, daß er sich wieder rühre und nach langem Winterschlaf die Augen aufschlage. Ihr

Ludwig Finckh

*

Die russische Gefahr

In Deutschland und im übrigen Europa unterschätzt man die russisch-bolschewistische Gefahr. Man läßt sich einschläfern. Man unterstützt sogar — nicht die russische Not, sondern die Terroristen, die Rußland beherrschen. Der in der Verbannung lebende Dichter D. S. Mereschkowski warnt fortwährend, doch vergeblich. Soeben veröffentlicht er wieder einen — wie er selbst mit Recht sagt: „schrecklichen“ Brief. Da schreiben russische Mütter:

„Wir Mütter, verurteilt, im kommenden Winter vor Hunger, Kälte und Krankheiten zu sterben, die wir in unserer Erschöpfung nicht mehr überstehen können, die auch unsere schmerzerfüllten Herzen nicht mehr ertragen werden, wir bitten die Menschen der ganzen Welt, unsere Kinder von hier zu nehmen, damit diese Unschuldigen nicht unser schreckliches Los teilen. Damit wir, und wenn auch um diesen Preis der freiwilligen und ewigen Trennung von ihnen, uns von der Schuld reinwaschen können, die wir begingen, indem wir ihnen ein Leben bitterer als der Tod gaben. Alle, die ihr Kinder gehabt und verloren habt! Alle, die ihr Kinder habt und sie zu verlieren fürchtet! Wir rufen euch im Namen eurer Kinder an, nicht taub gegen uns zu sein, die wir euch für unsere Kinder anflehen! Erlöst uns vom Schrecken, vom Wahnsinn, sie untergehen zu sehen und dabei keine Kraft zu haben, — nicht einmal zu helfen, sondern nur ihre Qualen zu erleichtern. Welt! Nimm unsere Kinder! Nimm sie aus unserer Hölle, solange in ihnen noch die Kraft ist, zu wachsen und zu leben, die Kraft, wie alle andere Kinder zu sein, die laut von ihren Vätern und Brüdern sprechen dürfen, ohne Angst, zu Tode gequält zu werden, weil sie nicht Kinder von Henkern sind!“ ...

Da schreit uns die ganze furchtbare Seelennot dieses vergewaltigten Volkes entgegen. Unter dem Briefe stehen statt Unterschriften 44 Kreuze, mit Kohle, Bleistift und Ruß geschrieben, zwei mit Tinte und zehn mit Blut! Erschüttert fügt Mereschkowski hinzu:

„Ich kann über den Brief nicht sprechen. Nicht von ihm werde ich sprechen und nicht davon, was jetzt in Rußland vorgeht — in diesem Briefe ist das Unsagbare gesagt —, sondern davon, was in Europa und in der Welt vorgeht und wovon niemand spricht. Sind in der Welt das menschliche Gewissen und die Gottesfurcht erwacht? Haben die Völker, Staaten, Regierungen endlich begriffen, was sie getan haben und was sie, nicht nur mit Rußland, auch mit sich selbst tun, indem sie den Henkern Rußlands helfen?!“

Man kann dem Dichter nur recht geben, wenn er ruft: „Begreift es, Menschen, nicht um Brot flehen diese russischen Mütter, sondern um etwas Größeres: daß ihr ihre Kinder aus der Hölle nehmt und den Händen des Teufels entreißt! Begreift doch: in Rußland sind jetzt Sklaverei und Hunger dasselbe! Soviel Brot ihr auch schickt, ihr werdet sie nicht sättigen, ihr werdet nicht das Opfer, sondern die Henker retten! Ihr Nansens und alle ‚Menschenfreunde‘ (ich will glauben, daß ihr in Wahrheit Menschenfreunde seid), seht ihr denn nicht, wer mit euch ist? Ver-

steht ihr nicht, worüber sich der Teufel so freut, nachdem er mit euch ein Bündnis geschlossen hat? Hört ihr nicht, wie er über euer heiliges Zeichen lacht: über das Rote Kreuz, das nicht vom menschlichen Blute rot ist?!“ ...

Russische Gefahr? Man kann ebenso von einer russischen Schande sprechen: von einer Schande für ganz Europa. Denn wir erleben da einen planmäßigen Seelenmord großen Stils. Darüber veröffentlicht der im vorigen Jahre aus Rußland geflohene Mereschkowski soeben ein Buch: „Das Reich des Antichrist“ (Drei-Masken-Verlag, München).

*

Die Kronprinzenlegende

Lüge, Haß und Verhetzung beherrschen noch immer die Stunde. Erzbergers Ermordung holt alle üblen Leidenschaften und Triebe auch im Innern gerechtdenkender Männer wieder ans Tageslicht. Das Wort „Monarchist“ soll durchaus zum Schimpfwort gestempelt werden; da man der deutschen Offiziersuniform nichts Nachteiliges mehr anhängen kann, versucht man sie mit dem Makel einer volksverderberischen Gesinnung zu behaften. Verwundert schaut man, falls man noch Urteil und Ruhe bewahrt, auf dies wilde Treiben. Verwundert fragt man, auf welcher Grundlage denn nun eigentlich das schon so reichlich verbreitete Gerede von der beginnenden Gesundung des deutschen Volkes aufgebaut war?

Gewöhnen wir uns doch endlich daran, die unerbittliche Wahrheit zu sehen: die schwerste Erkrankung, die ein Volk je zu bestehen hatte, seine seelische Erkrankung, bestehen wir heute. Treu und Glauben sind erstorben, der Egoismus der Partei und der Profite tobt sich wilder denn je aus. Solche Krankheit heilt nicht in ein paar ruhigen Monaten, in denen alle Ruhe auch nur Schein gewesen war. Jahre des Willens zur Genesung sind nötig, ehe die Stunde der Kraft wieder schlägt. Lügen und Legenden führen ein zähes Leben. Stetige Säuberungsarbeit ist unerläßlich.

Gegenüber den Hohenzollern packt man diese Wahrheitsarbeit noch nicht so energisch an wie etwa gegenüber der Schuldfrage. Noch rührt sich keine Hand für Kaiser Wilhelm II.; nur ein Dichter, Karl Rosner, trat für ihn als Zeuge auf; sein Buch „Der König“ bereitet den Boden vor, aus dem einst die gerechte Wahrheit emporwachsen wird. Ein großes Unrecht blieb aber in Welt und deutschem Volk bisher ungesühnt: das Unrecht am deutschen Kronprinzen. Man mag politisch zu ihm stehen wie man will: hat man aber ein Anstandsgefühl im Innern, so muß Scham über das Herz rinnen, wie schmachvoll das deutsche Volk sich gegen den Kronprinzen verhielt und noch verhält.

Denn anstatt darauf zu achten, was das Volk vom Kronprinzen sah — in den Zeiten, da es ihn gern sah und seinem Leben zustimmte —, anstatt auf die Zeugenaussagen all derer zu hören, die mit ihm lebten und strebten, warf es sich den planmäßigen Lügen und Verleumdungen, die von Engländern und Franzosen in aller Welt ausgestreut wurden, in die Arme und rührte bis heute noch keinen Finger, das Unrecht der Verbannung nach Wieringen auszugleichen. Schlimmer noch: es sah nicht nur tatenlos der Verbannung zu, sondern es stahl ihm in mordender Legenden- und Lügenarbeit auch noch das Bild seines Wesens, es baute mit an der verleumderischen Kronprinzenlegende, die aus der Angst der Feinde geboren ist.

Warum macht das deutsche Volk diese Angstpolitik mit? Warum verleumden weite Kreise Arm in Arm mit den Feinden den Kronprinzen, während sie doch so viel Stolz besitzen sollten, einen der Ihrigen — denn das ist der Kronprinz wie jeder Deutsche — vor Lügenanwürfen der ehemaligen Feinde zu schützen? Allein aus Parteipolitik. Als Mensch ist der Kronprinz ihnen gleichgültig: Was schadet es, wenn man hier einen Menschen und sein Sein vernichtet um des Prinzipes politischer Parteianschauungen willen, die im Kronprinzen die Gefahr des Monarchismus sehen? Verantwortungsgefühl gegenüber einem Menschen besitzen diese Kreise anscheinend nicht, obwohl sie sich andauernd ihrer „Menschlichkeit“ rühmen.

So lange solche Gesinnung ihr Wesen treibt, ist Gesundung nicht zu erwarten. Erst wenn das deutsche Volk wieder fähig ist, auch dem Kronprinzen das Recht auf sein Menschentum und auf sein Deutschtum zuzubilligen, können wir hoffen, daß auch die deutsche Seele auf dem Wege zur Genesung ist. Der Wille, diesem Ziele zuzustreben, darf nicht nachlassen. Das Volk muß den Willen in sich stärken, auch gegen den Kronprinzen seine Pflicht anständiger Menschlichkeit zu erfüllen.

Anständige Menschlichkeit ist ja auch der Charakterkern des Kronprinzen. Wenn man Karl Langes soeben zur rechten Zeit erschienenes, aus eigenem Erleben, aus jahrelanger Kameradschaft geschriebenes Buch „Der Kronprinz und sein wahres Gesicht“ (Verlag Fr. Wilh. Grunow, Leipzig) liest, unterscheidet man klar die Welt der Legenden und die Welt der Tatsachen. Hier ist das Hilfsmittel zur Bekämpfung der Kronprinzenlegende. Nützen wir es! Nicht aus Politik: allein aus menschlichem Anstand, aus der Liebe zur Wahrheit heraus!

Dr Hanns Martin Elster

Hermann Müller und Prinz Eitel-Friedrich

Die Sozialdemokratie hat jetzt eine ungeheure Verantwortung. Sie hat, durch eine Verkettung von Ereignissen, die Führung in Händen: wird sie diese Führung festhalten können? Wird sie über die Partei hinauswachsen in ein Reichsgefühl? Wird sie Nationalempfinden in sich aufnehmen?

Einstweilen setzt sie noch die Vertreter des früheren Reichsgebildes kräftig herunter. So hat auf dem sonst durch seine Rechtswendung bedeutsamen Görlitzer Parteitag der Abgeordnete Hermann Müller-Franken gegen die jetzt freilich machtlosen Hohenzollern gewettert. Ob dieser unnötigen und unwürdigen Schimpferei stellt ihn die München-Augsburger Abendzeitung zur Rede:

„Hermann Müller erklärte, die Hohenzollern sollten froh sein, daß die deutsche Revolution es mit ihnen nicht so gemacht habe, wie die russische mit den Romanows; er schwang sozusagen noch nachträglich eine bluttriefende Faust gegen alle Monarchisten überhaupt, nannte den Prinzen Eitel-Friedrich einen Prinzen Eitel-Schieberich und sprach von des Prinzen ‚feistem Hinterfrontbauch‘. Hermann Müller selbst hat sich sein Bäuchlein erst nach der Revolution angemästet, war 1914 ein schlanker junger Mann von 38 Jahren, der recht gut in den Schützengraben gepaßt hätte. Aber er ist nicht einmal hinter der Front, geschweige denn an der Front gewesen. Bei Kriegsausbruch war er gerade in Paris eingetroffen, um den französischen Genossen zu versichern, wenn es losgehe, werde die deutsche Sozialdemokratie streiken. Einen so wertvollen Bundesgenossen ließ man, während alle anderen Deutschen in Frankreich und Belgien interniert wurden, ungefährdet wieder von dannen; und so traf er dann am 3. August wieder in Deutschland ein, wo er zu seiner Verblüffung die gesamte deutsche Arbeiterschaft in ‚Auguststimmung‘ antraf. Auch in die veränderte Lage fand er sich hinein. Die Regierung nahm Rücksicht auf seine Gefühle und zog ihn nicht zum Heere ein. Dieser selbe Hermann Müller wollte dann im Februar 1918 den Generalstreik herbeiführen, um auf diese Weise den Krieg mit unserer Niederlage zu beenden; diesem selben Hermann Müller schwoll der rote Kamm vor Stolz, als er dann den Schmachfrieden von Versailles persönlich unterschreiben und später eine Weile sich sogar deutscher Reichskanzler nennen durfte!

Und dieser selbe Hermann Müller, der nie im Feuer gewesen ist, gießt jetzt die Gefäße seiner hetzerischen Beredsamkeit über den angeblichen ‚feisten Hinterfrontbauch‘ gerade jenes Hohenzollernprinzen aus, der wie ein Berserker an der Front gekämpft hat. Prinz Eitel-Friedrich ist dem deutschen Volke als der Oberst bekannt, der, als der Trommler neben ihm im feindlichen Feuer fiel, selber die Trommel ergriff und den Wirbel zum Sturm schlug. Am Abend des 28. August 1914 bekam der Leutnant Graf von der Goltz nach einem Gefecht den Auftrag, zu erkunden, ob das gegenüberliegende Dorf Colonfay vom Feinde

besetzt sei. Vor dem Dorfe traf er in der stockdunklen Nacht auf den Prinzen Eitel-Friedrich, seinen Regimentskommandeur, der selber bereits den Patrouillengang gemacht hatte und bis ins feindliche Massenfeuer vorgedrungen war. Am 14. September, als bei Brimont ein Durchbruch drohte, stürmte der Prinz an der Spitze des 2. Bataillons des 1. Garderegiments zu Fuß gegen die Franzosen an. Bei keiner Gelegenheit hat er sich etwa hinter der Front verdrückt und gemästet, sondern ist auch als Divisionskommandeur immer wieder vorne gewesen. Sein eigenes, dem Feinde wohlbekanntes Stabsquartier Avricourt wurde zerschossen, später in Templeux la Fosse sein zweiter Generalstabsoffizier neben ihm schwer verwundet, und dann am Damenwege ein ganzer Flügel seines Hauses durch Volltreffer weggerissen, und bei Tage durch Flieger, nachts durch schwere Artillerie allmählich in eine Ruine verwandelt, ohne daß Prinz Eitel-Friedrich das Quartier wechselte. Einen solchen Frontkämpfer wagt es der Hinterfrontstreiker Hermann Müller anzupöbeln, weil er wohl glaubt, seit dem 29. August 1921 es ungestraft tun zu können, seitdem nämlich alle Monarchisten für vogelfrei und alle Knallroten für sakrosankt erklärt sind!“

*

Schwarz-Rot-Gold

Der Flaggenstreit, der unser Volk in den letzten zwei Jahren mehr zerklüftet hat, als nötig war, flammt immer von neuem auf. Allerdings wohl nur, um über ein kleines endgültig begraben zu werden. Die Deutsche Volkspartei wünscht, daß ein Volksentscheid die Rückkehr zu den Farben des bismärckischen Reiches beschließe, und da Zentrum und Demokraten mit von der Partie zu sein scheinen, wird der Wunsch vermutlich in irgend einer Form, wenn schon nicht gerade durch das umständliche Verfahren des Plebiszits, verwirklicht werden. Wie die Dinge liegen, mag es ja wohl auch das beste sein. Wir werden von genug innerem Hader angenagt und zerrissen. Kann man die Reibungsflächen vermindern, so soll man's tun, und auch der Verzicht auf liebgewordene Vorstellungen darf einem nicht zu schwer fallen. Aber manches stille Opfer wird es kosten, und nicht ohne Wehmut und Bewegung werden wir alten Großdeutschen (ihre Zahl, ich gebe zu, ist freilich gering: wem krampft sich denn noch wie dem Uhland der Paulskirche bei dem Gedanken an ein Deutschland ohne Alpen und ohne Donau das Herz?) die schwarzrotgoldene Fahne, die uns Verheißung, die uns fast schon Erfüllung schien, niedergehen sehen.

Man wird es schon aussprechen müssen: das ganze Problem ist von denen, so es in erster Reihe anging, mit einem schier unglaublichen Ungeschick angefaßt worden. Es durfte überhaupt keine Parteifrage werden. Keinen Augenblick hätte der Gedanke aufkeimen sollen, daß man mit dem Flaggenwechsel einen Bruch mit der Vergangenheit vollziehe, daß man der Fahne Schwarz-weiß-rot Valet gebe, weil sie das Banner des kaiserlichen Deutschlands gewesen, und man vor Freund und Feind so auch äußerlich dokumentieren wolle, daß das neue republikanische Staatsgebilde mit dem früheren nichts gemein zu haben wünsche. Nein, aus dem unvergänglichen Besitzstand der deutschen Nation holten wir ein anderes, noch älteres Symbol herauf. Durch bald ein halbes Jahrhundert hatte uns in Freud und Leid, in Frieden und Kampf, in Sieg und Tod die schwarz-weiß-rote Fahne vorangeweht: ein stolzes Panier für das glänzend aufgestiegene und ehrenvoll der Übermacht unterlegene Deutsche Reich. Aber doch eben ein Sinnbild Kleindeutschlands. Nun gingen wir daran, den Traum des alten Ernst Moritz Arndt von des Deutschen Vaterland zu verwirklichen, das größer sein müßte. Und pflanzten das Zeichen auf, unter dem einst die Lützower der Väter Boden vom Landesfeind hatten säubern wollen, und das die Urburschenschafter, die Vereinigung aller deutschen Stämme in gläubig glühender Seele ersehnend, um die Brust sich schlangen. Das war der große Zusammenhang, in den diese Farbenaffäre gestellt werden mußte: der einzige, der ideengeschichtlich in Betracht kam und der den Wandel rechtfertigen konnte. Aber

es scheint fast, als ob der talentierte, nur leider in allzu vielen Sätteln gerechte Faiseur, der um jene Frist des amtlichen Schriftwesens wartete, auf diesen ansehnlichen, im besten Sinne völkischen und vaterländischen Gedankengehalt gar nicht verfiel. So entspann sich denn ein Hader von abstoßender Häßlichkeit, beschämend für uns im Innern, lächerlich und kleinlich für die Zuschauer von draußen.

Wer aber großdeutsch empfand, dem schnitt es mit bitterem Weh ins Herz. Alle diese Männer und Frauen, die so hitzig sich befehdeten und aufeinander losfuhren, hatten also gar keine Ahnung davon, daß, von den Anfängen der Bewegung bis auf den heutigen Tag, der geschmähte schwarz-rot-goldene Dreifarb für Millionen von Bluts- und Artgenossen das teuere Symbol deutschen Einheitsdrangs gewesen ist. Für alle, die der Traktat von St. Germain uns von der Seite riß. In der Tschechei und in Jugoslawien, im Sonnenland von Südtirol, im Donautal und an den Hängen der österreichischen Alpen — immer und allerorten hatte in diesem Zeichen sich gesammelt, wer zäh und bewußt zu seinem Volke hielt und die Hoffnung nicht aufgab, daß trotz 66 und 70 die deutsche Frage so oder so noch eine andere, überstaatliche Lösung finden müßte. Als man in Weimar den Flaggenbeschluß faßte, nahmen sie's wie ein Treugelöbnis auf.

Nun sollen die Farben niedergeholt werden und — ich wiederhole —: wie die Dinge liefen, mag's noch der erträglichste Ausweg sein. Aber zum melancholisch werden bleibt's doch. Und diesen Reichsdeutschen, die so wenig mit den Stammesbrüdern jenseits der Grenze fühlen, kaum etwas von ihnen wissen, trauen ihre Feinde noch immer pangermanische Gelüste zu! Dr Richard Bahr

NB. Wenn wir ein „Groß-Deutschland" wären statt ein Klein- und Kleinst-Deutschland, zerrissen im Innern, zerfetzt am Rande — wir würden auch unsrerseits dem an sich recht beachtenswerten Gedankengange des Verfassers folgen. Vorerst ist der Streit um die Flagge ein Wasserstandszeichen für unsern Mangel an großpolitischem Instinkt. Es ist übrigens von Deutschen im Ausland (Südamerika, Mexiko) eine Unmenge Telegramme für Beibehaltung der Schwarz-weiß-rot-Handelsflagge beim Generaldirektor Cuno der Hamburg-Amerika-Linie eingegangen. Die französische Trikolore hat alle Wandlungen des letzten Jahrhunderts überstanden ... D. T.

Französische Autoren wieder auf deutschen Bühnen

Wir sind also wieder soweit. Die französischen Boulevardstücke machen sich wieder auf deutschen Bühnen breit. In Berlin haben das Deutsche Theater, das Kleine Schauspielhaus, das Theater am Nollendorfplatz, Meinhardt und Bernauer bereits wieder Stücke französischer Autoren angenommen. Am Rhein, in Oberschlesien, an allen Ecken und Enden werden wir von diesem gehässigsten Feinde Deutschlands erbärmlich drangsaliert — und dennoch fließen wieder deutsche Gelder für ihre meist mäßigen und flachen, die Sinne kitzelnden Stücke aus den Taschen unsrer Theaterbesucher nach Paris! „Es wäre interessant zu erfahren," schreibt der „Schriftsteller" (Zeitschrift des Schutzverbandes deutscher Schriftsteller), „welche deutsche Autoren nun in Paris gespielt werden." Und fügt mit Recht hinzu: „Es muß leider befürchtet werden, daß sich bald auch die letzten deutschen Bühnen den ernsten deutschen Autoren verschließen werden" — zugunsten französischen Kitsches.

Läßt sich die Kritik diese widerlichen Zustände gefallen? Wir bitten die anständige Presse, diese französischen Schmarren so knapp wie möglich abzutun und nicht durch breite Besprechungen zu empfehlen, wie das die Herren Berichterstatter aus Berlin leider vielfach wieder ins ganze Reich hinaus zu melden pflegen.

Und das Publikum?

Die „Tägl. Rundschau" kennzeichnet die Sorte von Menschen, die in solchen französischen Stücken zu sitzen pflegt:

„Das Publikum war, wie gesagt, begeistert; aber zu Ehren Berlins muß gesagt werden, es war doch ein etwas ungewöhnliches Pre-

mierenpublikum. Hinter mir einige Damen, die sich erzählten, daß sie jetzt für den Monat 2500 Mark kriegen, weil sich ihre Bureauchefs offenbar in sie verliebt hätten. Vor mir einige Damen, die damit renommierten, daß der Platz bei der letzten Operette sie ‚pro Nase' 110 Mark gekostet hatte. Und so. Die Herren waren entsprechend. Kam auch nur die Andeutung einer Zote, kreischten die Damen, wieherten die Herren. Einige schielten dazu, andere verloren Pralinés dabei, und alle dufteten überwältigend."

*

Studentennot und Verbindungshäuser

Die Anregung von H. Roquette im Septemberheft des „Türmers", man möchte die Verbindungshäuser verkaufen oder vermieten, um einem Teil der studentischen Not abzuhelfen, hat Widerspruch erfahren.

„Es wird dabei übersehen," schreibt man uns, „daß die studentischen Verbindungshäuser nicht nur Kneipen oder Vergnügungsstätten sind, sondern daß ihnen daneben eine heutzutage nicht zu unterschätzende wirtschaftliche Aufgabe zukommt. Das Haus bietet den etwa dreißig Angehörigen einer Verbindung ein Heim, das der einzelne Student sich heute nicht zu schaffen vermag. Grade in der kälteren Jahreszeit kommt dies zur Geltung; es gibt nur wenige, die sich heute ein warmes Zimmer leisten können. Aus diesem Bedürfnis heraus sind ja auch die Studentenheime entstanden." ..

Ähnlich ablehnend schreibt Dr W. A. Krannhals („Mitteld. Ztg."):

„Die Studentenhäuser, mit großen Opfern der Alt-Herrenschaft gebaut und erhalten, sind gleichsam der feste Kern der Gesamtverbindung geworden, der Sammelpunkt der Aktivitas, das Absteigequartier der Alten, die Stätte, wo die wertvollen alten Archive und all' die Dinge aufbewahrt werden, an die sich die oft hundertjährige Geschichte der Verbindung knüpft. Diese Häuser sind somit Träger der Tradition, sie sind das Band, das Alte und Junge zu dem eigenartigen Einen knüpft, das die studentische Verbindung über die Universität hinaus zu einem lebendigen Körper werden läßt, dessen völkische und moralische Kraft wir in der Erziehung unserer Jugend und unseres Volkes nicht missen möchten. Aber mehr als das, da ja nun einmal dem Materiellen heute fast immer ein Mehr vor dem Ideellen eingeräumt wird: Schon vor dem Kriege, mehr aber noch nach ihm bot das Verbindungshaus den aktiven und inaktiven studierenden Angehörigen der Verbindungen eine stete Aufenthaltsstätte, so daß sie nicht mehr so häufig wie früher gezwungen sind, ein Wirtshaus aufzusuchen, wenn das Verlangen nach Gemeinschaft die Studenten zusammenführt. Die meisten Verbindungen haben zudem nicht nur einen billigen Mittagstisch eingerichtet, sondern fast alle Mahlzeiten können jetzt zumeist aus eigener Verwaltung auf den Häusern zu einem Preise eingenommen werden, wie er im Gasthaus nicht möglich ist. Zudem besitzen manche Verbindungshäuser eine Reihe Einzelzimmer, die an Aktive vermietet werden." ...

Wir gestehen, daß uns diese Einzelfrage nur insofern verzeichnenswert schien, als sie die Erörterung der studentischen Not wachhalten hilft. Vor allem wichtig ist uns die sittliche Gesundung der studentischen Lebensweise insgesamt und des Verbindungswesens insbesondere.



Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Prof. Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard. Für den politischen und wirtschaftlichen Teil: Konstantin Schmelzer. Alle Zuschriften, Einsendungen usw. an die Schriftleitung des Türmers, Berlin-Wilmersdorf, Rudolstädter Straße 69. Druck und Verlag: Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart.



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard

24. Jahrg. Dezember 1921 Heft 3

Die Weisen aus dem Morgenlande

Vom Herausgeber

Wir hatten auch in Weimar unsren Inder. Im Nietzsche-Archiv, vor etlichen geladenen Gästen, sprach nicht Rabindranath Tagore, wohl aber ein Vertreter des mystisch und pantheistisch gestimmten Sufismus, Murshid Inayat Khan, sprach und sang in fremder Zunge sein herzliches Evangelium allgemeiner Menschenliebe.

Wir würden diesen freundlichen Besuch wohl kaum zum Ausgang unserer Betrachtung nehmen, wenn er nicht ein Zeichen der Zeit wäre. Einige Tage zuvor erlebten wir von anderer Seite her einen verschwommenen Vortrag über „Mystik", wobei von Heraklit über Buddha und Jesus bis Spinoza im Handumdrehen eine allerliebste Einheit hergestellt war. Ähnlich sprach der Inder. Der geschichtlich erfahrene Zuhörer wurde hier wie dort an jenen sogenannten „Synkretismus" oder Religions-Mischmasch des ausgehenden hellenistischen Zeitalters erinnert, wo Mithras- oder Isiskult neben Christusverehrung und allerlei antikem Götterglauben Vielherrschaft ausübten.

Dies alles ist nun aber nicht mehr schöpferisch sich auswirkende Religion, sondern Religionszerfall einer Spätkultur: Auflösung in ästhetisches Gedankenspiel. Das ist die Gefahr der gegenwärtigen Geistesverfassung.

Was der Inder sprach, war liebenswürdiger Dilettantismus. Als er aber dann sein seltsames Instrument ergriff und ebenso seltsame sakrale Hymnen sang, innerlich, eindrucksvoll, in langgedehntem, oft fast summendem Ton — ja, da

hatten wir das Gefühl: hier ist er in seinem Wesenselement. So konnte man sich diesen mild und gütig blickenden gebräunten Mann unter seinen Palmen und Bananen in tropischer Schwüle vorstellen.

Jener moderne Zug zu einer gleichsam interreligiösen Mystik birgt einen eigentümlichen Denkfehler. Das Wesen liebender Verehrung ist dem Gefühl nach allerdings überall dasselbe; dies will der moderne Esoteriker sagen. Er meint den Gemütszustand, wie er schon zwischen Kind und Mutter, zwischen Sohn und Vater, zwischen jüngerem und reiferem Freund auch mitten in der Welt bestehen kann. Dieser Zustand ist überall verehrungswürdig. Auch im religiösen Menschen ist dies der Gefühlskern: die Liebe zu allem, was wir als gut und göttlich empfinden. „Gottes ist der Orient, Gottes ist der Okzident.“ Überall und in vielen Formen kann das Geheimnis der Liebe in guten Herzen walten. Auch aus diesem Inder hat es uns angeweht.

Etwas anderes ist es dann aber mit der Religion als Lebensgestaltung. Da ist es durchaus nicht mehr „gleichwertig“, ob ich wie ein Wilder in dumpfer Verehrung vor einem Fetisch verharre, wie ein vorchristlicher Heide vor einem kunstvollen Götterbild knie oder zu den tiefsten Erkenntnissen vordringe. Da ist es auch nicht belanglos, ob ich Mithras oder Jahwe oder Christus verehre. Dann wäre ja das Christus-Ereignis allerdings überflüssig. Dann wäre des Heilands Erscheinung nur eine Wiederholung des Buddha oder des Laotse oder sonst eines weisen Religionslehrers. Dann ist es in der Tat gleichgültig, ob ich Christ oder Jude oder pantheistischer Sufi bin. Die Unterscheidungskraft ist in diesem Falle verkümmert; die Entwicklungsmöglichkeit zu reinerem Schauen und Glauben desgleichen. Die Vorstellungen fließen ineinander, schwächen sich gegenseitig, berauben sich ihrer besondersartigen Kraft und Schönheit. Keine siegt.

Wir erleben dann dasselbe Schauspiel wie bei verschwommenem Internationalismus. Statt ruhig-bewußten Deutschseins und vollbewußten Christseins in edelfreien Formen zieht man sich von beidem schamhaft zurück, um ja andre nicht zu verletzen oder ja nicht als beschränkt zu gelten. Diese zerfließenden Menschen verleugnen Christus, wie sie ihr Vaterland verleugnen. Die Schönheit einer edlen Charakterfestigkeit ist ihnen verborgen. Sie wissen gar nicht, daß man andere Religionsformen und anderes Nationalbewußtsein nur dann achtend nachfühlen kann, wenn man selber klares Gefestigtsein erlebt und betätigt. Wahre Duldung setzt eigene feste Überzeugung voraus. Milde und Würde läßt sich sehr gut vereinigen mit ruhiger Überzeugungsstärke.

Der Meister europäischer Menschheit, soweit sie religiös empfindet, ist nun einmal Christus. Die Evangelien sind die Urkunden, die von ihm erzählen. Wulfila, der Heliandsänger, Luther haben sich um Eindeutschung dieser Urkunden bemüht. In feinster Symbolik hat die sogenannte germanische Mystik (Eckehart, Tauler, Seuse, die teutsche Theologie, Böhme, Angelus Silesius) das Geschehnis von Bethlehem und das Mysterium von Golgatha vertieft. Das ist alles so nahe, so im Handbereich, so rein und schlicht in all seiner herzlichen Tiefe, daß wir wahrlich weder Inder noch Chinesen brauchen, obschon wir natürlich die Gäste aus einer vornehmen Empfindungswelt nicht unvornehm empfangen werden.

Wir wissen auch bei uns, daß Göttliches nicht an den äußeren Ort gebunden ist. Das Lichtkind kann in jedem Herzen seine Krippe finden. In uns allen ist Erlösenswertes; in uns allen wartet eine Sehnsucht auf den Besuch des Gottesstrahles. Weihnacht, das Fest der Liebe, ist der äußere Anreiz, uns zu üben im Schenken, im Freudemachen, im Wieder-Kind-sein. Es ist eine wundervoll ausgearbeitete Symbolik in all diesen Festen, die sich gern den Natur-Gezeiten anpassen, doch auf Zustände oder Vorgänge der Seele abzielen. Wie das Licht der Natur kommt und warm und hell macht: so findet im Herzen eine Sonnenwende statt. Wir freuen uns und wir trauern; das Kirchenjahr ist ein Seelenjahr von Geburt zu Grab und Auferstehung nebst pfingstlicher Geistesbefruchtung.

Viele Kräfte sind an der Arbeit, diese ruhige, sichere, stete Einstellung auf den Meister und die mit ihm verbundene religiöse Symbolik Europas aufzulösen. Wir sollten groß und frei genug sein, Katholiken und Protestanten, uns vor dem Kind in Bethlehem zur Einheit zusammenzufinden!

Es kommen jetzt wieder „Weise aus dem Morgenlande" wie einst. Aber sie beten unser Lichtkind nicht an. Sie lenken uns vom deutschen Christkind ab, verdunkeln uns diesen leuchtenden Mittelpunkt — und stellen uns mit liebenswürdiger Gebärde eine Reihe von Gottheiten vor, die alle „im Kern dasselbe wollen". Das läuft auf eine Phrase hinaus. Diese Inder huldigen doch selber einem in sich geschlossenen religiösen System mit Gebeten und Hymnen. Und jene für den denkenden Kenner beinahe platte religionsphilosophische Tatsache, daß es viele Tore zur Stadt Gottes gibt, ist nicht das Entscheidende: — sondern daß ich eintrete. Und eintreten kann ich nur durch eins dieser Tore.

Unsere Pforte zum Leben aber heißt Christus. Die von ihm ausgehende Strahlenkraft ist die geistige Sonne der europäischen und der von Europa aus befruchteten Frömmigkeit. Europas Kultur aber führt die Welt. Und so darf man — wie ich es in meinem dreibändigen Werk versucht — Jesus Christus als „Meister der Menschheit" verehren. Womit wir keinerlei Mißachtung irgendeiner andren Glaubensform verbinden, sondern nur ein Bekenntnis aussprechen.

Der Samenkern von Bethlehem ist ein Baum geworden. Der Baum schien auf Golgatha als Kreuz zu verdorren. Doch aus dem Stamm blühen lebendige Rosen — und er hat seines Wachstums volle Schönheit noch lange nicht erreicht.



Im Winter · Von Reinhold Braun

Nun spinnen die weißen Fäden
dichter sich über das Land.
An unsern Fensterläden
tastet's wie fremde Hand.

Nun wandert mit hohlem Gesange
Wind durch die kalte Welt.
Wir lauschen innerem Klange,
in Liebe einander gesellt.

Nun gehn der heiteren, freien
Herzen Türlein auf;
es blühen wie Rosen im Maien
Lieb-Innigkeiten herauf.

Es ist ein schönes Gleiten
dahin in Stille und Traum.....
Und alle Weihnachtszeiten
leuchten am Weltenbaum.



Friedrich Stromer-Reichenbach, der Kopernikus der Weltgeschichte

Von Studienrat Diepold (Amberg i. Oberpfalz)

I. Allgemeines.

In der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes taucht immer wieder der Glaube an die Vorherbestimmung des Schicksals auf. Ich erinnere nur an die griechischen Tragiker, an Augustinus, Kalvin, Schiller (Braut von Messina).

Verwandt mit dem Schicksalsglauben ist der Glaube an die Wiederkehr des Gleichen. Diese Ideen begegnen uns bei Vorsokratikern und erlebten eine Wiedergeburt in Nietzsche.

Diesem sind solche absonderlichen Gedanken sehr übel vermerkt worden. Doch nur mit bedingtem Recht! Denn er hat damit eine der tiefsten Wahrheiten des Lebens wenigstens — geahnt. (Vgl. Kralik, Die neue Weltperiode. Heft 5 der Frankfurter Zeitgemäßen Broschüren; 1908, Hamm i. W.)

Zu ähnlichen Ansichten, aber zugleich zu dem unerhört kühnen Unternehmen, weltgeschichtliche Ereignisse der Zukunft wissenschaftlich vorauszuberechnen, gelangt Friedrich Stromer-Reichenbach mit seiner in 23jährigem Ringen geschaffenen „Historionomie".

Stromer, von Kemmerich und Lhotzky als „der Kopernikus der Weltgeschichte" bezeichnet, stützt sich bei seiner Erfindung auf das gewaltigste geschichtsstatistische Rüstzeug, das je geschaffen wurde. Mehr als 60 000 Daten aus der Geschichte aller Länder und Völker hat Stromer selbst gesammelt und überprüft. Durch deren vergleichende Verarbeitung hat er gefunden: Die Entwicklung der Menschheitsgeschichte vollzieht sich nach bestimmten Gesetzen — wie der Lauf der Gestirne fest geregelt ist. Die Gesetze letzterer werden erforscht durch die Astronomie, die Entwicklungsgesetze der Geschichte durch die Historionomie.

Mit weltumspannendem Geiste teilt Stromer die ganze Menschheit in Völkerkreise, die Träger der Entwicklung. Wenn nun in der Geschichte eines solchen Völkerkreises „zwei einander entsprechende Ereignisse im Abstande von etwa drei Jahrhunderten sich folgen, so darf man mit ziemlicher Sicherheit nach weiteren drei Jahrhunderten ein drittes, verwandtes Ereignis erwarten": Gesetz des internen Parallelismus.

Als Beispiel dafür führe ich aus dem Gebiete der innerstaatlichen Entwicklung Deutschlands folgende rhythmische Entwicklungsreihe an: Um 900 Erneuerung des Stammesherzogtums, 1231/32 das Statutum in favorem principum als reichsgesetzliche Grundlage des Territorialfürstentums, ab 1525 der Landesherr summus episcopus der lutherischen Landeskirche, ab 1816 konstitutionelle Monarchien.

Also eine Wiederkehr des Gleichen gibt es nicht. Aufgabe der Menschheit ist ja der Fortschritt. Wohl aber kommt, „wenn die Zeit erfüllet ist", eine neue Welle der gleichen Entwicklungslinie, wobei mitunter einzelne gleiche

Momente der Entwicklung sich wiederholen. Aber im allgemeinen wiederholt sich die Geschichte nicht.

Außer dem internen Parallelismus fand Stromer, daß die Völkerkreise in ihrer Entwicklung einander in bestimmter Reihe folgen, im ungefähren Abstand von anderthalb bzw. drei Jahrhunderten in dieselben Fußtapfen der Entwicklung treten: Gesetz des externen Parallelismus.

Als interessantestes Beispiel hiefür sei Stromers rhythmische Reihe der großen europäischen Revolutionsperioden im ungefähren Abstand von anderthalb Jahrhunderten und mit ebensolanger Dauer angeführt: Im ersten, griechischen Kreis 1182—1328, im zweiten, italischen 1342—1498, im dritten, iberischen 1519—1668, im 4., angelsächsischen 1637—1783, im fünften, gallischen 1789 bis (nach Stromer) etwa 1937, im sechsten, teutonischen ab 1918.

Das Gigantische an Stromers Geist ist nun, daß er sagt: Haben solche feststehende Gesetze die Menschheitsgeschichte in der Vergangenheit beherrscht, so werden sie auch die Zukunft beherrschen. Kennen wir aber die Gesetze, so bringen wir auch Licht in das Dunkel der Zukunft der Menschheit.

Solche Berechnungen zukünftiger Ereignisse hat er in seinen Schriften eine Menge veröffentlicht.

Stromer fand auch noch andere die Geschichte beherrschende Gesetze, hat sie aber noch nicht weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Seine das europäische Denken umstürzenden Ideen hat er niedergelegt in seinen Schriften: 1. „Deutsche, verzaget nicht! Eine geschichtsphilosophische Prophezeiung zum Weltkrieg." Herbst 1914. 16 Seiten, 1.20 M. 2. „Was ist Weltgeschichte? Zukunftsgedanken." 1919. 49 S., 4.20 M. 3. „Was wird? Vorausberechnung der deutschen Revolutionsentwicklung." 1919. 56 S., 4.20 M. Sämtlich Haus Lhotzky-Verlag, Ludwigshafen a. B. — Ein großes Tabellenwerk, das die erwähnte Geschichtsdatenstatistik „mit den sich von selbst ergebenden Schlüssen" enthält: „Gesetze der Weltgeschichte", wurde im Herbst 1913 durch Konkurs eines Münchener Verlages am Erscheinen verhindert. Nun ist der Text in Neubearbeitung und wird hoffentlich 1922 erscheinen. Er soll eine eingehende Begründung seiner Entdeckung bringen.

Diese mit unserer herrschenden Ideenwelt noch gänzlich unvereinbaren Gedankengänge Stromers verlieren ihre Absonderlichkeit an folgendem Beispiel.

II. Deutschlands Zukunftshoffnung.

Ich habe gefunden: Die Entwicklung Deutschlands seit 1815 zeigt eine auffallende Gleichheit mit der Entwicklung der Reformation ab 1517.

Ich führe dies nachstehend aus mit dem Vorbehalt, daß man mir nicht meine rein sachlichen, geschichtsstatistischen Versuche religionspolitisch mißdeute. Gegen solche Unterstellungen müßte ich nachdrücklichst Verwahrung einlegen.

Man wird sehen: Beide Entwicklungen verlaufen mit ihren einzelnen Stufen gleich, in etwa gleichen Zeiträumen. Aber eine „Wiederholung", völlige Gleichheit, findet nicht statt. Vielmehr zeigt die Entwicklung Deutschlands eine Gabelung

in zwei Äste (Stromer hat für diese häufig wiederkehrende Erscheinung den Ausdruck „Spaltung" geprägt): Hier laufen die innerpolitischen Verfassungskämpfe (nachstehend mit b bezeichnet) neben a her: den Einigungsbestrebungen und dem Hineinwachsen Deutschlands in Weltpolitik.

Entstehung beider großer Volksbewegungen:

1517 Luthers Auftreten.

1815 a) Einigungsbestrebungen im deutschen Volk.
b) „Ständeversammlungen" vom Wiener Kongreß versprochen.

Wie jede neue Idee machen sie zunächst große Fortschritte:

ab 1525 Gründung protestantischer Landeskirchen.
1532 Vorläufige Duldung des Prot. im Nürnberger Religionsfrieden.
ab 1534 Übertritt weiterer Landesfürsten zum Protestantismus.

1816—19 b) Verfassungen in 4 süd- u. mitteldeutschen Staaten.
1830—33. Desgleichen in 4 mittel- u. westdeutschen Staaten. —
1828 a) Süddeutscher Zollverein.
1833 Preußisch-deutscher Zollverein.

Aber jede Kraft erzeugt Gegenkraft, Aktion gebiert Reaktion:

1524 Zusammenschluß der kath. Fürsten.
1529 Verbot jeder Neuerung.
1534 Gründung des Jesuitenordens.
1535 Beginn der Gegenreformation.

1819 Karlsbader Beschlüsse gegen „demokratische Umtriebe".
1832 Unterdrückung von Preß- u. Versammlungsfreiheit durch den Bundestag.
1834 Wiener Ministerkonferenzen: Beschluß neuer scharfer Maßnahmen.

Zusammenstoß beider Kräfte: Vorläufige Niederlage des Neuen.

1848 b) Meist erfolgreiche Erhebungen im Kampf um die Verfassung. Mit den Jahren 1850 u. 61 Abschluß der Verfassungskämpfe.
1848/49 a) Frankfurter Parlament: Großdeutsche gegen Kleindeutsche.
1849 Dreikönigsbündnis (Preußen, Sachsen, Hannover) zwecks Gründung einer kleindeutschen Einheit; erweitert
1850 zur Union.

1546/47 Schmalkaldischer Krieg: Besiegung des Protestantismus.

1850 Konflikt zwischen Nord- und Süddeutschland; beigelegt in den Olmützer Punktationen: Auflösung der Union, Preußens Unterwerfung unter Österreichs Vorherrschaft.

Aber der Rückschlag ist nur ein vorübergehender; bald macht er einer gewaltigen Aufwärtsbewegung Platz, die zum Siege des Neuen führt:

1552 Vorläufige Religionsfreiheit f. die Prot.
1555 Anerkennung des Protestantismus als gleichberechtigt.
1556 Karl V., der erbittertste Gegner des Protestantismus, entsagt der Herrschaft.

1864 Schleswig-Holstein dem Deutschtum zurückgewonnen.
1866 Preußens Sieg und Ausdehnung. Gründung des norddeutschen Bundes. Bündnis mit den Süddeutschen: Verwirklichung der kleindeutschen Einheit.

An diesen entscheidenden Sieg knüpfen sich beiderseits weitere Erfolge:

1560—1600 etwa Gewinnung der meisten norddeutschen Bistümer für die Reformat.	1871 Gewinnung Elsaß-Lothringens; Gründung des Deutschen Reiches.
	ab 1884 Gewinnung der Kolonien: Deutschlands Hineinwachsen i. die Weltmachtpolitik.

Je näher wir aber der Gegenwart kommen, um so staunenswerter wird die Gleichläufigkeit der Entwicklung. Die großen Erfolge des Neuen wecken eine eben so große Gegnerschaft. So folgt der Aufmarsch zum gewaltigen Entscheidungskampf:

1608 Zusammenschluß der Prot. zur Union.	1902 Erneuerung des Dreibunds.
1609 Zusammenschluß der Kath. zur Liga.	1904 Gründung der Entente.

Doch man scheut noch die furchtbare Auseinandersetzung, so kommt es beiderseits nochmals zu einer vorläufigen Verständigung, und die drohende Kriegsgefahr wird ein letztes Mal beschworen.

1609—14 Julisch-Klevescher Erbfolgestreit	1906—11 Marokkostreit zwischen Deutschland und Frankreich.

werden beide beigelegt.

Aber die Gegensätze gehen weiter, so kommt es schließlich doch zum Ausbruch der Katastrophe:

1618 durch den Prager Fenstersturz.	1914 durch den Fürstenmord von Serajewo.

Auch das — vorläufige — Ergebnis des Kampfes ist das gleiche:

1629 Obsieg des Katholizismus über den Protestantismus.	1919 Obsieg unserer Feinde in Versailles.

* * *

Ich habe nun an Ostern 1921 gefolgert: Wenn dieser auffällige Gleichlauf nicht Zufall ist (ich kann mich diesem Glauben bei aller Vorsicht nicht entziehen!), so dürfte der Parallelismus über die Gegenwart hinaus weitergehen:

Die Protestanten erlitten nach 1629 noch einen furchtbaren Schlag durch Fall und Vernichtung Magdeburgs 1631. Aber schon im nächsten Jahr wird die Liga niedergeworfen, und zwar durch das Ausland, durch Schweden, das sich, die Rettung des Protestantismus vorschützend, in Wirklichkeit zur eigenen Machterweiterung, in die Kämpfe gemischt hatte.

Dementsprechend nahm ich für Sommer 1921 eine große deutsche Not an (veröffentlicht in der „Kieler Zeitung“ Nr. 245 vom 29. 5. 21). Es folgte in der Tat das Unglück von Oberschlesien mit der traurigen Deutschenverfolgung, die Wirtschaftssanktionen und die daraus folgende große wirtschaftliche Not.

Aber gerade deswegen, weil wir zurzeit die Parallele zum Falle Magdeburgs erleiden müssen, glaube ich zuversichtlich, daß auch bei uns die Rettung nachfolgen wird.

Und zwar vermute ich, daß unsere Feinde durch schwere eigene Nöte gezwungen werden, von uns abzulassen. Welcher Art diese Schwierigkeiten sein werden, werde ich später einmal ausführen.



Das Rotschwänzchen

Von Gustav Schröer

Grüngoldenes Sonnenlicht liegt über dem Klassenzimmer und flimmert über den Köpfen der zehnjährigen Mädel.

Es ist schwer, in Licht und Duft auf die schwarz befrackten Buchstaben acht zu haben und sich sagen zu lassen, was die Landstraße an Traurigem zu erzählen weiß, wenn draußen die Freude auf allen Gassen Galopp reitet.

Die Mädel aber werfen doch gehorsam nur dann und wann einen sehnsüchtigen Blick in den Sonnentag. Sie zwingen die lustig pochenden Herzen unter das ernste Muß der Arbeit.

Klara Neuberg, die Lehrerin, spränge selber viel zu gerne hinaus aus Staub und Mühsal. Wenn man fünfundzwanzig Jahre ist, und das Leben jauchzend durch die Adern rollt! Sie sieht die sehnenden Blicke, aber sie übersieht sie. Es geht so wunderschön voran, und was man einem Sonnentage opfert, das holt man an Regentagen doppelt wieder ein. Es geht lustig vorwärts. Wenn nur das Sorgenkind nicht wäre!

Ein hageres Körperchen und ein unordentlicher Wuschelkopf. Barfuß, ein einziges Kittelchen auf dem Leibe. Im Gesicht zwei große, schwarze Augen und in den Augen einen herben Trotz. Altkluge Augen, denen die Liebe ein Märchen ist. Augen, die nur den schmutzigen, liebeleeren Alltag der verwahrlosten Dachkammer kennen. Das Leben hat für Anna Ziegler keine einzige Weihnachtsstube mit einem verräterischen Schlüsselloche, durch das Kerzenschein ins Kinderauge lacht.

Anna Ziegler ist niemals bei der Sache. Es gibt kein Fach, das sie zu fesseln vermöchte, aber es gibt auch keine Stunde, die nicht einen überraschenden Augenblick brächte. Auf einmal fliegt ein Funke in die Kindesseele, eine Flamme zuckt auf. Irgend etwas Unerwartetes geschieht. Eine ungewöhnlich reife Antwort, ein Widerspruch, eine Frage aus frühreifem Kindergemüt.

Anna Ziegler sieht zum Fenster hinaus. Nicht einen Augenblick, nein, sie geht den Buchstaben überhaupt nicht nach.

Die Lehrerin ruft sie. Das Kind sieht ihr trotzig ins Gesicht. Dreimal, viermal. Es steht hinter der Tafel in der Ecke und starrt gegen die Wand.

Das Sorgenkind! Wenn es der jungen Lehrerin nur nicht so leid täte, wenn sie nur nicht ahnte, daß dennoch Edelgut in dem Kinde liegt. Alle erlernte Weisheit versagt. Die Kindesseele sitzt in einem Gefängnis. Wo ist der Schlüssel dazu? —

Lachen und Jagen im Schulhofe. Anna Ziegler lehnt allein an der Mauer. Sie sucht keine Freundschaft und bringt keine dar.

Die Lehrerin steht im Kreise der Kollegen. Da bringt der jüngste ein Rotschwänzchen, das ein Beinchen brach.

„Das ist doch was für Sie, Fräulein Neuberg?“

Sie hat das Tierchen in der Hand, sie nimmt es mit ins Klassenzimmer, um es hernach heimzutragen und ihre Kunst an ihm zu versuchen.

Bevor sie aufs neue unterrichtet, zeigt sie das Tierchen ihren Mädeln.

„Seht doch mal, Kinder, so was Niedliches. Was das arme Tierchen vor uns großen Menschen für Angst haben mag. Und wir wollen es doch bloß lieb haben. Ich will versuchen, ihm das Beinchen zu heilen, und dann lassen wir es fliegen.“

Die Schule ist aus, die Kinder gehn. Anna Ziegler stockt.

„Nun, Kind?“

„Die andern müssen erst draußen sein.“ Dann: „Ich tät den Vogel gerne mit heim nehmen.“

Dabei ein Paar ganz tiefe, dunkle Augen. Die Lehrerin stutzt: Hat sie den Schlüssel zu dem Gefängnis der Kindesseele in der Hand?

„Was willst du denn mit dem Tierchen, Anna?“

„Ich tu' ihm das Bein einbinden.“

Klara Neuberg nimmt das Kind an der Hand. „Komm mit mir, wir wollen das zusammen machen.“

Sie treten in die Wohnung der Lehrerin.

Das Kind läßt die Augen rundum gehn und befühlt das blanke Klavier mit scheuen Fingern. „Fein bei Ihnen, Fräulein.“

Anna Ziegler hat geschickte Hände. Das Beinchen ist geschient, die Schienen sind mit Heftpflaster umklebt und gewickelt.

„Wollen wir das Tierchen nicht doch lieber hier lassen?“ Da ist die Sonne in den Kindesaugen erloschen.

„Nein, Kind, wenn du es lieb haben willst, dann nimm es mit.“

Am andern Morgen, ganz heimlich und vertraut: „Fräulein, es hat siebzehn Fliegen gefressen.“

„Hast du es denn lieb?“

Anna Ziegler nickt und wird rot. Kein Mensch hat ihr je vom Liebhaben geredet. Sie hat niemand lieb haben dürfen. Liebhaben gehört nicht in eine Dachkammer. Da wohnt die grausame Nüchternheit. In der ist immer Winter, auch wenn die Dächer glühen. Den Tag lang das Reich eines Kindes, um das keine Seele sorgt, am Abende die Herberge zweier Menschen, die ewig unzufrieden sind, vor denen sich das Kind ins Bett stiehlt, die es niemals vertraute Zwiesprache halten hört, vor denen es sein Geheimnis, seine Liebe, verbirgt. — —

„Fräulein, es kann schon ganz gut auftreten. Hüpfen tut es auch schon.“

„Wieviel Fliegen hat es denn gestern gebraucht?“

„Dreiundsechzig! Och, was das überhaupt frißt!“

„Du möchtest es wohl gerne behalten?“

„Nee. Im Winter sind keine Fliegen da und ...“ Das Gesichtchen wird grau. Die liebeleere, kalte Dachkammer und ein so herziges, kleines Tierlein!

„Nicht traurig sein, Kind. Die Tierlein müssen frei sein. Noch drei oder vier Tage, dann lassen wir es fliegen.“

„Aber bei Ihnen, Fräulein.“

„Ja, bei mir.“

In all den Tagen war kein hartes Wort nötig. Das Kind ging unter dem Segenshauche des Liebhabens. Die Gefängnistür war aufgesprungen, und siehe, dahinter glitzerte und gleißte es von lauter hellwacher Freude.

Das Rotschwänzchen ist geheilt.

„Heute nachmittag komme ich, Fräulein.“

„Ist es ganz gesund?“

„Ganz, und es frißt mir aus der Hand und fliegt mir auf den Kopf.“

Die Nachmittagssonne malt lauter feine Ringe auf die Tassen; Klara Neuberg hat Schokolade gekocht. Anna Ziegler und das Rotschwänzchen sind ihre Gäste. Das Vöglein fliegt im Zimmer hin und her, es setzt sich auf des Kindes Scheitel und nimmt ihm Krümchen aus der Hand. Ganz Sonne ist das Mädel, und, wahrhaftig, sein Kittelchen ist sauber und seine Haare sind gestrählt.

Es geht ans Scheiden. Ein feierlicher Augenblick. Die Lehrerin hat das Fenster weit geöffnet. Das Kind tritt mit vorsichtigen Schritten heran, das Vögelchen sitzt ihm auf dem Scheitel. Husch, das Rotschwänzchen badet sich im Sonnenlichte und fliegt auf den Dachfirst. Ziwitt, hab' Dank! Da ist es über die Dächer geflogen.

Ganz still steht das Kind, ganz still und starr, und die Lehrerin fühlt ihr Herz klopfen. Schlägt die Gefängnistür wieder zu?

Anna Ziegler wischt hastig über die Augen. Als sie sich wendet, hat sie wieder das abweisende, schmerzhaft nüchterne Kindergesicht.

„Nu will ich wieder gehn.“

„Nein, Kind, jetzt plaudern wir erst noch ein wenig.“

Klara Neuberg setzt sich und legt den Arm um die schmalen Schultern des Kindes.

„Du hast das Vögelchen lieb gehabt?“

Das Mädchen nickt, und seine Lippen zucken.

„Das Vöglein hast du hingegeben. Ich weiß zwei, die dir bleiben, die du auch noch viel lieber haben kannst als das Tierchen. Du hast Vater und Mutter.“

Da weint das Kind ungestüm laut auf. Der hagere Körper schüttert. Im lauten Weinen wirft es die Arme um der Lehrerin Hals: „Fräulein, ich tät dich gerne lieb haben!“

Klara Neuberg küßt die heißen Kinderaugen. „Kind, du liebes, armes!“

Es ist ein Leben vom Erfrieren gerettet.



Mein Leben darf keine Lüge sein!

Von Anna Pawlick

Mein Leben darf keine Lüge sein!
Ich will es in alle Winde schrei'n:
Mein Leben darf nicht in nichts vergehn —
Was echt und wahr dran, muß bestehn!
Ich will's erstreben mit jedem Tropfen Blut,
Ich will drum ringen mit allerheißester Glut — —
Und was ich auf Erden errungen habe,
Es lebt, lebt — — bin ich auch längst im Grabe!



Hausbuch

Heimgedanken von Friedrich Lienhard

(Fortsetzung)

Silberblick

Am „Silberblick“ führt mein Weg vorüber. Schöner Name für diesen freien Ausblick über das breithin gelagerte Stadtbild! Es stehen dort auf offener Hochfläche allerlei leichte, anmutige, winddurchpfiffene Gartenvillen, von silberner Himmelsluft umflossen, von der Sonne kräftig besucht. Und ihnen vorgelagert das ernste Haus, wo Friedrich Nietzsche erloschen ist.

Der Blick aus dem Nordfenster des künstlerisch ausgetäfelten Nietzsche-Archivs — van de Velde hat es erbaut — umfaßt mit der Häusermasse der Residenz die blendend vom Südlicht beleuchteten Höhen des Ettersberges mit seinen lang darüber hingelagerten Waldstreifen, über denen sich im Hochsommer das Abendrot weit herumzieht, von dem grau und klein auf grünem Waldhintergrund westlich bemerkbaren Bismarckturm bis zum freundlich einladenden Schöndorf. Es ist ein andres Weimar als die traulich umbüschten, im Park eingenisteten Gebäude der Ilmstadt. Der Nordwind hat Zugang; am nördlichen Stadtbild entlang rauchen Fernzüge.

Es gibt eine heroische Einsamkeit: eine Einsamkeit, die einen Einschlag von Titanismus und kosmischem Heldentum hat. Wandrer dieser Art suchen Hochland der Seele. Also sind sie von einem Zeitgeist getrennt, der grundsätzlich Massen sucht, Massen organisiert, Massen umschmeichelt, das Heiligtum der Seele jedoch verwüstend niederstampft. Ein Über-Land, ein Über-Volk suchte Nietzsche in seinem Drang nach edler Lebensgemeinschaft, nicht nur den Übermenschen. Ihn widerte diese entseelende Zeit an. Es steckt Symbolik in seinem abseitigen Weilen auf den Hochalpen. Was er suchte, war dem Wesen nach nichts anderes, als was wir selber lebenslang ersehnten: Edelmenschlichkeit. Und auf den Reichskörper angewandt: Reichsbeseelung.

Nietzsche hat mich in meiner Jugend vielfach zu heftigem Widerspruch angereizt. Heute, selber mit Narben bedeckt, glaube ich das beste Teil seiner trotzigen Einsamkeit zu verstehen. Sein Grundzug ist der Drang nach absoluter Vornehmheit und Reinlichkeit des Wesens und der Ausdrucksweise. Was er unter „vornehm“ verstand, hat er oft geformt. Und so suchte und fand auch sein Stil scharf persönliche, durchgeistigte Prägung und Zuspitzung, schroff jenes gedankenlos hingesudelte, eilfertige Geschwätz verwerfend, mit dem uns seelenmörderisch der Tag mißhandelt. Seine Stil- und Wesensvornehmheit setzt unablässige Zucht voraus. Als Ergebnis solcher unweichlichen Züchtung und strengen Selbstzucht erschaute er den Übermenschen: den vornehmen Menschen reinlicher Zukunft.

Ist dies übrigens Religion? Nein, noch nicht. Ich sehe in dem allem doch nur Ethik. Etwa in dem geschmackvoll heidnischen Sinn der hellenistischen Philosophie. Es ist die bewundernswerte Geistesarbeit eines straff gezügelten Verstandes, verfeinerter Nerven und ausgezeichneten Stilgefühls. Aber Religion ist unmittel-

bare Offenbarung aus übersinnlicher Welt — ohne die Nietzsche auszukommen trachtete — und schlicht-vertrauende, kindlich-große Hingabe an geheimnisvoll über uns waltende Mächte, die uns das Tiefste und Letzte schenken. Das ist Frommsein. Goethe hat es in einer Strophe der Marienbader Elegie geprägt. Der Titanismus, der sich noch nicht beschenken lassen will und nicht die geballte Faust zum Empfangen öffnen kann, ist eine Vorstufe. Auch der Titanide von Sils-Maria mußte sich schließlich doch beschenken lassen: von seiner Schwester...

Auf dem Silberblick, in Goethes Stadt, ruhte der Alpenwandrer von dem Übermaße seiner Hochspannungen aus. Dort feierten wir neulich den 75. Geburtstag (10. Juli) seiner ebenso herzens-liebenswürdigen wie unermüdlich für des Bruders Werk weiterwirkenden Schwester Elisabeth Förster-Nietzsche, vor deren Namen nun der Ehrendoktortitel der Universität Jena prangt.

Ich stehe zwar näher bei Parsifal als bei Zarathustra, wenn ich mir auch eines ausgeprägten Gegensatzes nicht bewußt bin. Auch deucht mir weniger der „Wille zur Macht" als vielmehr der Wille zu schöpferischer Liebe lebenswarmen Dauerzustand zu verbürgen. Und schwerlich vermöchte mich ein „Antichrist" irre zu machen in meiner Mannentreue zum Herzog Heiland. Dennoch: welch ein erquickliches Schauspiel, diese rastlose Hingabe einer willensfesten, edlen und klugen Schwester an ein Werk, das dem zusammengebrochenen Bruder zu vollenden versagt war! Wobei die reine Menschlichkeit ihres Wesens durchaus nicht in Papier verkümmert ist. Hier hat vielmehr der allzu scharf ausgebildete Intellektualismus der Nietzsche-Gruppe vom schwesterlichen Herzen aus eine wohltätige Ergänzung erfahren. Auch übersehen wir nicht eine sehr feine, nicht verletzende Fähigkeit zu leis-ironischem, lächelndem Abstand, menschlichen Schwächen und Besonderheiten gegenüber: Zeugnis innerer Freiheit.

Es ist mir immer eine Freude, wenn ich — wie es mehrfach und gern geschehen — etwa beim Tee Frau Elisabeth Förster-Nietzsche und Frau Elsa Reger, die drüben in Jena des verstorbenen Gatten Erbe verwaltet, als Nachbarinnen zur Seite habe; wundervoll setzte hier wie dort liebend-verstehende Weiblichkeit ein, als jenen früh verbrauchten Schaffenden das Werkzeug entsunken war. Und in Villa Wahnfried hat Frau Cosima Wagner eine ähnliche Aufgabe glänzend weitergeführt, als der reife Meister sein Schlußwort gesprochen hatte.

Freunde, es wird die Zeit kommen, wo wir mit kraftvoll gutem Blick das Lebensstarke aus Wagner und aus Nietzsche einsaugend verarbeiten und die Gegnerschaft zwischen beiden großzügig überbrücken.

Wir überreichten der Greisin auf dem Silberblick an jenem festlichen Sommer-Sonntag, unter Führung von Rudolf Eucken, eine Ehrengabe: ein Sammelbuch. Ich hatte folgendes Gedicht beigesteuert:

Nietzsches Ausklang

Du hattest deine Hände nie geübt,
Sie ringend oder im Gebet zu falten:
Denn an die Feder warst du festgebannt,
Nicht rastend, bis sie in der heft'gen Faust
Dem Schaffenden zerbrach...

Dann wurdest du vom allzu steilen Hochland
Herabgeführt auf Weimars stille Hügel.
Und der sich einsam umtrieb, Menschen suchend
Und in den Menschen Gott: nun saß er stumm
Und suchte nicht mehr. Höchstes ward ihm nun
Geschenkt: der Schwester Edelmenschlichkeit.

Wie Abendsonnenschein zum letztenmal
Aus schweren Wolken quer herüberbricht
Vom aufgehellten Horizont, so kam
Aus eines Schwesterherzens Kraft die Liebe
In ihrer schönsten Form: als reine Güte.

Nun hast du deine Hände doch gefaltet.
Sie lagen weiß, wie müde Fittiche,
Auf deiner Decke über beiden Knien,
Die von dem langen Hochgebirgsgang ruhten.
Es neigte das gedankenschwere Haupt
Sich sinnend unterm mütterlichen Kuß
Der Abendsonne, die auf Weimar schien.

Dies war dein Ausklang: wieder wie ein Kind
Sich von der Liebe still beschenken lassen,
Wie sich die Muse zu dem Dichter neigt
Und unsers Daseins lastendes Geheimnis
In einem letzten Kusse lächelnd löst.

Wie wunderschön ist solcher Lichtbesuch!
Wie schlicht die Lösung: dieses Stillesein!
Und, meine Freunde, wie so wunderschwer!

Herbstnacht

„Am Abendhimmel blühet ein Frühling auf“, singt der edle, doch immer elegisch gestimmte Friedrich Hölderlin, dem Lieb' und Leid in Licht und Luft zerrann; „unzählig blühen die Rosen“ — und doch: „Einsam unter dem Himmel, wie immer, bin ich.“ Auch die unzählig blühenden Rosen des Himmels linderten nicht seine leidvolle Einsamkeit.

Und dennoch, dünkt mir, ist der Herbst ein Meister der Farbe wie der Abend, der gleich dem Morgen die Himmelsfarben vor uns ausbreitet — und ist des Frühlings Vollendung. Er überreicht uns die Blüten in Form von leuchtenden Früchten. Wir essen Frühling, wir nähren uns von Sommer und Sonne. Sind nicht seine Trauben und Äpfel und Aprikosen gesammeltes Licht? Wie gut ist der Herbst!

Dieser ungewöhnlich heiter-helle Sommerhimmel hat das Weinen verlernt. Noch blenden warme Oktobertage das sonnenmüde Auge. Die Landschaft flimmert in Goldlicht. Und abends öffnet sich ein tiefblau Weltall. Welch kosmische Ruhe! Kaum vernimmst du das zarte Geräusch des zögernd sich lösenden Laubes. Manchmal nur erschrickst du vom Knall der fallenden Kastanie, deren Schale auf dem Pflaster unserer Allee zerspringt.

Da lauscht man oft am nächtlichen Fenster in das leise verströmende Jahr hinaus. Was weben die Nornen? Wann rudert südwärts der wilden Gänse Doppelreihe? Wann fällt ihr Ruf aus hoher freier Nacht herab in Deutschlands herbe Fron und Unfreiheit? Wer deutet den Ruf?...

In Holland wandelt unter Blätterfall ein einsamer Monarch. Man kann nicht von Einsamkeit sprechen, ohne seiner zu gedenken. Heimst er Herbstfrucht ein? Erfüllt er sein Verhängnis? Er hat einst seine Herrschaft angetreten, indem er ein Genie von europäischem Ruf in die Untätigkeit bannte: nervös-ungeduldig den Boden stampfend, als der große Kanzler nicht rasch genug in den Sachsenwald entwich. Ihm widerfährt nun, was er selber getan. Doch auf jenes greisen Merlin Stimme lauschte noch die Welt, als er verbannt in Dornen saß; niemand lauscht auf die Stimme des Hauses Doorn.

Der Feind hat von diesem unglücklichen Kaiser grauenhafte Zerrbilder verbreitet. Ein Amerikaner erzählte mir, wie sie dort mit unglaublichen Mitteln der Lüge und der Verzerrung in Wort und Bild gearbeitet haben — eine Schande für Amerika, England, Frankreich! Der Vielbegabte hat freilich viel zerredet; er hat mehr die Gebärde des Herrentums gezeigt, als daß er wirkliche Herrscherkraft ausgestrahlt hätte; und manche nannten seine abschließende Fahrt noch Holland in grimmiger Enttäuschung Fahnenflucht. Doch er war nicht unedel; und er war unser Kaiser. Man sollte mit würdiger Zurückhaltung über ihn sprechen. Er wollte unsres Reiches Größe, wenn er auch der Einkreisung von außen und der Unversöhnlichkeit der Sozialdemokratie von innen nicht gewachsen war. Es war eine überschwere Doppel-Aufgabe.

Hindenburg spricht es in seiner schlicht-vornehmen Weise gegen Ende seines Buches aus: Der Kaiser entsagte der Krone und zog sich zurück, um seinem Volke bessere Bedingungen zu erwirken. Er glaubte ein Opfer zu bringen. Wir ehren diese Auffassung. Freilich... Wie war es mit Ludwig XVI.? Dieser König brachte das Opfer, sich „in den Schutz des Parlaments" zurückzuziehen und seinen 700 Schweizern zu verbieten, auf das Volk zu schießen. Das liebe Volk riß die ratlosen Schweizer in Fetzen. Und über Frankreich ergoß sich tausendfach so viel Blut, als jener schwache Hausherr hatte ersparen wollen.

Man kann nicht groß genug vom Opfer denken. Der Kern aller Mystik und aller Mysterienweisheit ist das Opfer. Doch Opfer ist Kraft. Wir sahen heut' abend auf hiesiger Bühne Hans Pfitzners kunstfeinen und seelenvollen „Armen Heinrich". Ja, dieses jungfräuliche Kind Agnes weiß, was Liebe und was Opfer ist. Vor ihrem kühnen, sieghaften Entschluß, ihr blühend junges Leben freiwillig dahinzuströmen für den geliebten Kranken, beugen sich die Knie der Mönche, weichen die besiegten Dämonen — und das brausend anschwellende Orchester ergießt sich in majestätische Orgeltöne, jene feierlichste Form dankend anbetender Musik. In diesen selben Tagen lasen wir Wilhelm Raabes meisterliche Erzählung „Des Reiches Krone". Auch hier eine opferkühne Jungfrau, die in tiefsymbolischer Gleichzeitigkeit mit der Heimholung der Reichskrone dem aussätzigen Geliebten in des Siechenhauses grauenhafte Einsamkeit folgt und der Leprosen liebende Mutter wird — selber eine alles überstrahlende Krone.

Das ist Opfer. Solches Opfer ist Segen und Sieg. Denn solches Opfer ist Seelenkraft, die mächtiger ist als Leid und Tod.

Des Reiches Krone ... Die Staatsform ward mir, offen gestanden, Frage zweiten Ranges. Uns Deutschen sitzt der Reichsgedanke mit entsprechend würdigem Reichsherrn fest in Fleisch und Blut. Der Kyffhäusersage haben zuviel deutsche Herzen sehnend gelauscht. Noch steht, im besetzten Gebiet, der Königsstuhl von Rhense, wo man eine Zeitlang die deutschen Könige wählte. Man wird vielleicht wieder einmal wählen ...

Trotz alledem pulsiert wieder Leben in unserem furchtbar zerrütteten, belasteten, sittlich verwilderten Deutschland. Ich fuhr neulich mit dem zuversichtlich gestimmten Hafenkapitän durch den Hamburger Hafen. Wie sprühten die Wellen der stark belebten Wasser um unser Motorboot! Die anderthalb Stunden Rundfahrt flogen unter so sachkundiger Führung vorüber wie ein paar Minuten. Und der düstre Eindruck des vorhergehenden Tages war ausgetilgt von dieser gesunden Seestimmung.

Denn tags zuvor hatte ich an Bismarcks Gruft gestanden. Monumental die Inschrift in ihrem zusammengeballten Dank und in ihrer unausgesprochenen Anklage: „Ein treuer deutscher Diener Kaiser Wilhelms I.“ Durch die buntfarbigen kleinen Rundfenster fiel das Abendlicht auf eine Fülle von Kränzen — und auf das zarte Goldwort, das neben jenem herben Zeugnis der Mannentreue den Sarkophag der Fürstin ziert: „Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibet in Gott und Gott in ihm“ ... Hätte Bismarcks Genie unsre Außenpolitik bestimmt, wahrlich, wir hätten weder Einkreisung noch Vierfrontenkrieg erlebt! ...

Diese Herbstnacht bangt einer Mondfinsternis entgegen. Der Erdschatten will den Vollmond verschlingen. So verfinstert der Schatten unsrer Feinde Deutschland. Doch jener dunkel-violette Ring zieht langsam vorüber wie Wolkenschatten über eine Landschaft oder Kummer über eine Seele. Man kann auf die Dauer weder Licht noch Recht verfinstern. Um Mitternacht schien der Fenriswolf sein Werk vollendet zu haben. Nur eine Sichel blinzelte noch über fahlem Gefilde. Doch schon gegen Morgen glänzt das Nachtgestirn wieder in ganzer Kraft und Klahreit.

Vor meinem geistigen Auge seh' ich den Königstuhl von Rhense. Geister wandeln auf seiner Steintreppe. Durch ihre Leiber schimmert der Mond. Sein Schatten malt sich unter des Steinbaus Bogen ...

Der Königstuhl von Rhense
Steht unter Feindes Macht.
Fernruf der wilden Gänse
Hallt aus herbstlicher Nacht:
Wo mag der König sein?
Vollmond wirft stummen Schatten.
Rheintöchter spielen im Reigen
Um eine Krone im Rhein ...
Der König, den wir hatten,
Lernt nun schweigen.

(Fortsetzung folgt)



Der Sternenbote

Von Friedrich Schaal

Unter der unzählbaren Schar himmlischer Körper befindet sich eine unscheinbare dunkle Welt in einem verborgenen Winkel des Alls. Würde nicht die mächtige Sonne sie bestrahlen, dann bliebe sie den etwaigen Bewohnern anderer Welten ewig verborgen. Auf dieser Welt lebt ein winziges Geschlecht: — wir Menschen sind es. Ein wunderbarer Sinn ist uns verliehen. Wir sehen mit unseren Augen, zwei kugeligen Gebilden unterhalb der Stirnhöhle. Müssen wir sehen, um leben zu können? Es gibt viele Geschöpfe, die nicht sehen und doch leben; ja, es gibt blindgeborene Menschen, die ihr ganzes Leben hindurch nicht empfinden, was Licht und Farbe ist. Und wären wir alle ohne Ausnahme blind, dann würde kein Mensch merken, daß uns etwas mangelt, obgleich uns eine Welt der Schönheit verschlossen bliebe.

Formen und Farben! Was bleibt uns übrig von der Welt, wenn wir uns dieselben hinwegdenken? Ein dürftiger Rest. Über gewisse, nicht zu sehr komplizierte Formen könnten wir uns mittelst des Tastsinnes vielleicht klar werden; aber die Eindrücke würden lange nicht zureichen, um ein vollständiges Bild der nächsten Umgebung zu bieten: die Farbe bliebe unserer Vorstellungswelt verschlossen.

Nun aber kommt das Licht als freundlicher Bote und gibt uns Kunde von alle dem, was den Raum um uns her erfüllt. In unserem Augapfel sammeln sich die Strahlen, die von den Körpern ausgehen. Auf einem kaum erbsengroßen Flecklein an der hinteren Augenwand spiegelt sich die Welt ab.

Daß wir das Licht wahrnehmen und infolgedessen so unendlich viele und mannigfaltige Eindrücke empfangen, das müssen wir um so mehr schätzen, als hiedurch unser Geist die reichste Anregung empfängt und sich ein durchgestaltetes Weltbild schaffen kann. Das Licht ist das Bild, der sinnliche Abglanz des Geistes. Unsere Gelehrten führen Licht auf Bewegung zurück. Bewegung ist immer noch etwas sinnlich Wahrnehmbares, etwas, das zur Erscheinungswelt gerechnet werden muß. Merkwürdig ist es, daß wir nur eine ganz besondere Art dieser Bewegung (400 bis 800 Billionen Schwingungen) als Licht empfinden. Das Wesen des Lichtes kann nicht erklärt werden. Steht vielleicht Licht und Geist nicht in einem geheimen, von uns nur geahnten Zusammenhang? Warum reden wir vom Höchsten, von der Gottheit als von einem Lichte und vom Zustand der höchsten geistigen Erhebung als von einer Erleuchtung?

Der Lichtstrahl ist der Sternenbote, der uns Kunde von anderen Welten bringt. Mit jedem der Lichtpunkte, die am Nachthimmel glänzen, ist unser Auge durch einen zarten Lichtfaden verbunden; und diese Fäden reichen hinaus bis zu den nebligen Gebilden an den Grenzscheiden des Universums. Die Millionen Sterne blicken herein in unsere Erdenmacht. Kein Wesen im weiten Sternenrund nimmt wohl das dunkle Erdenstäublein wahr. Dagegen zeigen sich uns alle die

unzähligen Welten von ihren unmeßbaren Fernen aus in ihrer lichten Pracht; und überall, wo wir ein Sternlein glänzen sehen, weilt auch unser Gedanke einen Augenblick. Der Mensch, ein schwaches Geschöpf auf einem Weltenstäubchen, umfaßt in seinem Geiste das weite All. Das ist das große Wunder des Geistes, der keine Schranken des Raumes und der Zeit kennt.

Mehr Licht! ruft der Mensch, und er schafft sich Werkzeuge, die es ihm ermöglichen, den Blick ums Tausendfache zu erweitern. Während man mit dem bloßen Auge nur 4—5000 Sterne zählen kann, zeigt das astronomische Fernrohr Millionen derselben, und die photographische Platte, ein künstliches Auge, das nicht trügt, vermehrt noch deren Zahl. Wer hätte noch vor vierhundert Jahren geahnt, daß man die Berge auf dem Monde nach ihrer Höhe bestimmen und im Bilde darstellen kann, daß auf dem Mars Land und Meer, Schnee und Eis zu treffen ist, daß den mächtigen Jupiter 10 Monde, den Saturn 9 Monde und drei gewaltige Ringe umkreisen, daß ungeheure Massen leuchtenden Stoffes als Lichtnebel im Raume hingebreitet liegen? Oder wer wußte etwas von Glutstürmen, von einem wogenden Gasmeer, von schwarzen Flecken und purpurroten, Tausende von Kilometern emporschießenden Flammenzungen auf der Sonnenoberfläche? Menschlicher Scharfsinn hat diese Geheimnisse dem Lichtstrahl entlockt.

Noch mehr. Ist es nicht ein wahres Zauberglas, das dreiseitige Prisma, mit dessen Hilfe der weiße Lichtstrahl zerlegt werden kann? Dieses einfache Glasstückchen, mit Linsen verbunden, gibt unseren Forschern Aufschluß über die stoffliche Zusammensetzung der fernsten Weltkörper; und aus der Verschiebung der Frauenhoferschen Linien berechnen sie sogar die Geschwindigkeit, mit der sich diese Körper im Raume fortbewegen. Geist und Licht wirken hier zusammen, um unser Weltbild zu erweitern. Die wunderbaren Linien und Bänder des Spektrums erscheinen uns fast als eine Geistesoffenbarung im rätselhaften Strahl, als eine Runenschrift, die der ewige Geist selbst in die hinwogenden Ätherwellen eingegraben hat. Der Lichtstrahl berichtet uns tatsächlich, wie es da draußen im weiten All aussieht, wie Welten dort hingestreut sind gleich Blumen, die sprossen, zur vollen Blüte sich entfalten, verblühen und welken; der weißstrahlende Sirius befindet sich in voller Glut. Die gelblichen Sterne, zu welchen auch unsere Sonne gehört, sind schon im Erkalten begriffen. Die roten Sterne wie der Arkturus im Bootes oder die Beteigeuze im Orion sind in der Abkühlung schon bedeutend weiter fortgeschritten. Der Begleiter des Algol, der nimmer selbst leuchtet, aber sein Vorhandensein durch Verfinsterung des Hauptsterns Algol kundgibt, ist erkaltet.

Von Stern zu Stern spinnt der Lichtstrahl seine leichten stofflosen Fäden. Ob nicht überall auch Wesen sind, die für seine Eindrücke empfänglich sind und wie unsere Gelehrten seine Sprache zu deuten wissen? Alsdann würde sich in ihm ein geistiges Band um alle Welten schlingen. Er wäre durch alle Zeiten hindurch der leichtbeschwingte Weltenbote, der rastlos seine Kunde vom Weltgeschehen durchs All trägt.

Der Sternenwanderer braucht Zeit zu seinem Ätherflug. 300000 km legt er in einer Sekunde zurück, und doch durchmißt er den Weg bis zum nächsten Fixstern erst in 4 Jahren. Die fernsten Sternennebel erreicht er erst in Hunderttausen-

den von Jahren. Er kommt zu uns hergewandelt aus den Tiefen der Vergangenheit und erzählt uns die Geschichte des Universums. Nicht, was heute sich zuträgt, sondern was vor Jahren, Jahrhunderten und Jahrtausenden in den Fernen des Weltenraumes geschehen ist, berichtet uns der Lichtstrahl. Je größer sein Weg ist, desto weiter liegt auch die Begebenheit zurück, von der er uns erzählt. So ist er es, der Zeit und Raum in ein ungeheures Ganzes verschmilzt und ihre äußersten Grenzen verwischt. Wenn wir nach den Sternen blicken, rollt sich die ganze weite Vergangenheit vor uns auf. Und hätte der Lichtstrahl die Kunde vom Erdgeschehen hinausgetragen in den weiten Sternenraum und daselbst eingegraben in einer für uns lesbaren Schrift, oder wir könnten mit des Gedankens Schnelle die Räume durchfliegen und immer wieder auf einem Sterne Halt machen und einen Augenblick ins Erdendunkel hereinsehen, dann hätten wir alles gegenwärtig vor uns, was sich seit Anbeginn auf unserer Heimatwelt ereignet hat. So könnten wir beispielsweise vom Sirius aus erfahren, was vor 9—10 Jahren geschehen ist. Arkturus würde uns 30, der Polarstern 40, Beteigeuze gar 147 Jahre zurückführen. Diese Sterne sind uns verhältnismäßig nah. Bei den entfernteren Fixsternen des Milchstraßensystems würde es sich um Tausende von Jahren handeln. Die Strahlen, die der Andromedanebel vor 150000—200000 Jahren aussandte, erreichen jetzt erst unsere Erde. Das Fernrohr zeigt uns also den Nebel so, wie er damals ausgesehen hat. Heute kann derselbe eine ganz andere Beschaffenheit besitzen. Und die zarte Welle, die von jenem leuchtenden Gebilde ausgeht, der einen Raum durcheilt, der weit jenseits unserer Vorstellung liegt, erreicht unser Auge und läßt dieses eine ferne Milchstraße, bestehend aus viel tausend Lichtwelten, erkennen.

Sind es nicht Geisterstimmen, die in nächtlichen Stunden leise flüstern und uns seltsame Dinge berichten? Warum gerade uns Menschen auf dem unscheinbaren Erdenrund? Weil in uns der Geistesfunke glimmt? Wieder regt sich der Gedanke eines Zusammenhangs zwischen Geist und Licht. Ist vielleicht Licht, dieses stofflose Etwas, das seine Fäden durchs unendliche All spinnt und alle Welten miteinander verbindet, nicht bloß ein Bild, sondern eine Erscheinungsweise des Geistes oder, wie wir schon bemerkt haben, ein Abglanz des Allgeistes, von dem es im Liede heißt: Licht ist sein strahlenvoll Gewand? Ein Schauen nennt die Urkunde unserer Religion die höchste Stufe des Erkennens in einem künftigen verklärten Zustand. Dieses Schauen ist ein unmittelbares, an keinen Sinnesapparat gebundenes Innewerden. Aber es ist ein Schauen im Licht. Und Licht ist das Werk des ersten Schöpfungstages, ein Durchdringen des Stofflichen durch die Geistesmacht. Licht ist Kraft, die nicht aus dem Stoffe kam, sondern die an diesem schafft, ihn durchwallet. Licht ist das köstlichste Geschenk, das uns der Schöpfer für unseren Erdenwandel mitgegeben hat. Das Licht wird uns auch begleiten, wenn unser irdisches Leben von uns weicht. Der Sternenbote ist ein Diener des Ewigen, ein Wunder seiner Macht. Das Licht ist über das Greifbare hingegossen und doch selber ungreifbar wie der Gedanke es ist; stofflos und doch alles Wesens voll wie unser Geist. Wir sehnen uns aus dem Dunkel heraus zum Licht, weil unseres Wesens Kern selber Licht ist.

Weithin durch alles Geschaffene und über alles Geschaffene hinweg führt uns der wunderbare Sternenbote. Über allen Sternen ist erst das ewige Leuchten, denn dort wohnt Gott in einem Lichte, da niemand zukommen kann.

NB. Wir geben diesem Stimmungsbild grade zur Zeit des weihnachtlichen Lichtfestes gern Raum, zumal es sich mit Gedanken berührt, die ich in meinem „Meister der Menschheit" behandelt habe (Bd. I: „Die Abstammung aus dem Licht"). L.



So war mein Leben

Von Erika von Watzdorf-Bachoff

So war mein Leben: Warten durch Jahrzehnte,
Kranksein, das kleine Dasein stündlich hassen,
Über den Dingen stehn, nicht: weil man wächst,
Nur weil sie täglich sinken. Glauben wollen —
Und keinen Aufblick finden, lieben wollen —
Und immer nur zurückgeschleudert werden
In eigne Einsamkeit, die man verkennt!
Und fast wie einen Makel trägt.
Und plötzlich —,
Ganz ohne Übergang — und ohne Wünschen,
Das langsam Ahnung wird —, ein großes Kommen — —
Gesunden! Wachsen! Freisein! Fliegen — fliegen!
Die Weiten ungeheuer aufgetan,
Erden und Himmel, Meere, Sonnenbahnen,
Liebe zum All — Erlösung — Gläubigkeit —
Auf einmal alles mein! —
Wer kam zu mir?
— Kein Mensch, kein Glück — nur still und demutstolz
Mein Wissen um mich selber.



Die Liebenden
Von Heinrich Lersch

Oh, wie sind wir göttlich, heilig trunken!
Arme Erde, wie du toter Funken
Vor uns liegst, ein aschengrauer Ball!
Deine Städte starr wie graue Felsen ragen,
Straßen Menschen dumpf wie Tiere tragen.
Hohl in Tod und Lebensschmerzen keucht das All!

Aber wir, von Liebesblut durchdrungen,
Weit von Engelchören durchgesungen,
Werden seliger bei jedem Schritt!
Sonne stürzt herbei, uns köstlicher zu scheinen,
Bäume jäh ins Morgenlicht die Blüten weinen,
Wenn nur unsre Hand am Stamm vorüberglitt!

Wenn wir durch die Großstadtstraßen schreiten,
Tönen auf die Häuser an den Seiten,
Echo unsrer Herzen, Liebe Lobgesang!
Wälder drängen singend uns entgegen,
Klingend Bäume sich zu uns bewegen,
Selig atmet sich an uns das Feld entlang.

Horch, seraphisch unsere Schritte tönen!
Heilige, bei deinem Nahn versöhnen
Wesen sich, die Gott zu Feinden schuf.
Falken, Tauben aus den Lüften steigen,
Hirsche schau'n dir nach aus Wälderschweigen,
Nachtigall schlägt auf des Bussards Ruf!

Oh, dies Wunder! Gott wirkt Welterneuung!
O Geliebte! Göttin der Befreiung,
Strahlende! Neu blüht der Erde Schoß!
Lasset, Brüder, Liebende uns zeugen,
Die ihr göttlich Haupt nur vor der Liebe beugen
Und, ihr dienend, ewig sind und groß!



Am Kreuzweg

Von W. von Obernitz

Eine Woche hindurch hatte Herbstdunkel die Erde umhangen. Bleischwer brüteten Nebelmassen über der öden Flur. Jäh stieß heulender Sturm, nachtschwarzes Gewölk vor sich her treibend, in den brauenden Dunst. Zerstiebend flatterten weißliche Fetzen wirr durcheinander. Ein gespenstischer Wirbeltanz wogte durch die Weite, bis alles sich auflöste in gleichförmig todestrauriges Grau. Regen rieselte und rann. Wind strich klagend durch die Gassen der Stadt. In den Essen schienen arme gebannte Seelen nach Erlösung zu weinen. Es war, als hätten Geister der Vernichtung Gewalt gewonnen über die Welt, als sollte jegliches Leben ersterben und statt einstiger Schönheit nichts fernerhin dauern als endlos fahlgraue Öde.

Und nun war's über Nacht anders geworden. Einmal noch, ehe des Winters lebenlähmende Herrschaft die Erde in ihre Bande zu schlagen vermochte, hatte die Sonne sich Macht erstritten. In strahlender Siegesschöne schwebte sie über dem weiten Gefilde. In milder Klarheit lächelte unter ihrem Kusse die Welt. Aber in ihrem Lächeln blinkte eine Träne der Wehmut, in ihrer Freude glomm ein Funke des Leids. Durch ihr Leben schlich Ahnung baldigen Sterbens, doch in ihrer Schönheit webte ein Hauch überirdischer Verklärung. Wahrlich, schön war die Erde, von berückenderer Schönheit als selbst im Glanze des Lenzes. Damals ein sorgloses Mädchen, glich sie heute einem gereiften Weibe, das alle Wonnen und alle Schmerzen des Daseins gekostet hat und dessen Seele veredelt ward und geläutert durch das Mysterium des Leidens. Der ganze heilige Ernst eines erfahrungsreichen Menschenlebens lag über der Natur, sie mit einer Glorie umleuchtend, deren reinem Glanze keine keusche, mitfühlende Seele sich zu verschließen vermag.

Auch die beiden Wandrer, die von verschiedenen Seiten her einem Kreuzwege sich näherten, schienen die Weihe der Stunde tief zu empfinden. Langsam, von andachtvollen Gedanken bewegt, zogen sie einsam ihre Straßen. Nun haben sie beide gleichzeitig den Kreuzweg erreicht und auf der schlichten Bank unter einer fast entblätterten Linde sich niedergelassen. Beide schienen mit allen ihren Sinnen versunken zu sein in den Zauber der Herbstesschönheit, die geheimnisvoll um sie webte und wallte. Sehnend, der sie umfangenden Verklärung ihre Seelen tiefer zu erschließen, schienen sie kaum der eine des andern gewahr geworden. So saßen sie versunken in gedankenvolles Schweigen. Endlich, überwältigt von der strahlenden Herrlichkeit, sprach der eine, mehr zu sich selbst als zu seinem Genossen auf der einsamen Bank gewendet:

„Oh, dies warme, milde Licht!"

Und der andre erwiderte wie aus weltenfremdem Sinnen geweckt:

„Oh, dies heilige Tönen des Lebens!"

Und beide wandten sich einander zu, um zu erkennen, daß ein mächtiger, unwiderstehlicher Zug sie mit geheimnisvollem Zwange zusammenführen würde.

Unkundig noch der innersten Natur jenes Zwanges, doch im Bewußtsein seiner Allgewalt, suchten sie mit allen Sinnen in die Tiefen ihrer Seelen zu dringen.

„Das Licht wird erlöschen“, sagte endlich der eine.

„Und das Getön wird ersterben“, flüsterte der andre.

„Der Winter naht und mit ihm die Nacht.“

„Und die Stille“, fügte der andre hinzu.

„Doch der Lenz bringt neues Leben und junges Licht!“ nahm der eine den Faden des Gespräches auf.

„Im Lenz wird wiederum neues Getön der Auferstehung die Welt durchraunen. Doch wissen wir, ob es uns noch Lenz werde?“

„Einmal schlägt die Stunde uns, vom Lichte zu scheiden. So ist unser Los. Ich will es ertragen, gleichwie ich die Nacht ertrage, welche des Sommertags langgedehnten Lauf nach der Notwendigkeit Geboten beschließt. Schwereres Los aber scheint mir's, in Nacht irrend, da es noch Tag ist, leben zu sollen, sonder Licht.“

„Mich deucht es härtere Schickung, durch das Leben zu wandeln, ohne des Lebens heilige Töne zu hören.“

„Gleich schmerzhaft ist es zu atmen für alle, denen eines der Tore verschlossen ward, durch welche die Schönheit der Welt ihre Offenbarungen in unsere Seelen sendet. Jeden aber, den finsteres Unheil betroffen, deucht sein eigen Geschick das bitterste vor allen andern. Wenn der Lenz wieder naht, wird, wie ein weiser Arzt mir verkündet, mein Auge vielleicht schon umdüstert sein mit ewiger Nacht.“

„Wenn der Lenz wieder naht, wird mein Ohr vielleicht schon verschlossen sein dem Raunen des Lebens.“

„So harrt unser gleiches Geschick!“ sprach erschüttert der eine.

„Brüder sind wir,“ entgegnete der andere, „Brüder im Leiden.“

„Brüder in der Entsagung.“

„Fast meine ich,“ hob der andere wiederum an, „ich müßte dich verstehen können, auch wenn ich nicht mehr hören werde.“

„Und ich glaube,“ sagte der eine, „daß ich dich werde wahrzunehmen vermögen, auch wenn ich nicht mehr sehen kann.“

„Vielleicht kannst du mich deshalb verstehen bis in alle Fibern meines Wesens hinein, weil ich einst einen Traum geträumt oder ein Gesicht gesehen, oder eine Erfahrung gemacht, welche mich lehrte, dein Leid zu erfassen, in seiner ganzen Meerestiefe, als wär' es mein eigenes. — Mich deuchte es, als sei ich aus nächtlichem Schlummer erwacht. Dunkler war es um mich, dunkler als Mitternacht. Namenlose Angst packte mich. Wie Zentnerschwere lastet es auf meiner Brust. Empor! Ich fahre in meine Kleider. Hinaus! Tastend finde ich einen Ausweg. Ins Licht! Wo ist Licht? Ich irre umher. Dunkel allüberall. Hindernisse umdräuen mich, wo sonst freie Bahn sich mir bot. Ich stürme hinab auf die Gasse. Ich höre, wie das Leben mich umbrandet, umbraust. Aber um mich bleibt bleierne Finsternis. — Ich bin blind! O Gott, ich bin blind! — Ich rufe die Menschen an um Hilfe. Sie achten nicht meines Rufes. Ich klammere mich an das Gewand eines Vorüberschreitenden. Rauh stößt er mich von sich. Was willst du, Toter, unter den Lebendigen? — Ich ein Toter?! Licht ist Leben, dir aber ist das Licht

erloschen! Wohin soll ich gehen? In den Sarg! Und ich schlich hinauf in meine Kammer, umringt von allen Schrecken der Nacht. Und mir war's, als läg' ich im Sarge und als drückten hartherzige Männer den Deckel über mir zu und vernagelten den Schrein. Gellend schrie ich durch die Finsternisse; die Finsternisse aber gaben nicht Antwort meinem Schrei."

Im tiefsten erschüttert vernahm der eine des anderen Worte. Er schwieg. Dann begann auch er:

„Wahres redest du. Wahrlich, du kennst mein Leid. Aber auch ich kenne das deine. Denn ähnliches Erleben wie dir ward auch mir zuteil. — Einst segelte ich hin übers Meer. Stille war es um mich, stiller als nachts auf dem Friedhof. Keine Welle, kein Windhauch. Kein menschlicher Laut. Alles schlief um mich außer der reglos verharrenden Schiffswache. Und auch ich entschlief. Und ich träumte, es würde noch stiller um mich, immer stiller. Die Stille umhüllte mich wie ein weiter Mantel. Nun aber wird er enger und enger. Er umschnürt mich, droht mich zu ersticken. Unnennbare Angst erfaßt mich. Ich ertrage sie nicht mehr, diese Stille. Menschen will ich reden hören, vernehmen muß ich menschlichen Laut. Durchbohrt von nie gekanntem Entsetzen, schreie ich aus vollster Kraft. Allein ich vernehme nicht meinen Schrei. Nun weiß ich's: Ich bin taub. Die Menschen eilen schreckensbleich zusammen, emporgescheucht aus süßester Ruhe. Sie befragen mich. Ich vernehme sie nicht. ‚Ein Wort nur, ein Wort!' entringt sich's meiner Brust. Mit Flammenschrift schreibt eine unsichtbare Hand an das nächtliche Firmament: ‚Du bist tot. Leben ist Ton. Tod ist Stille.' Und sie packen mich an und schleifen mich in ein winziges Boot. ‚Wohin? Wohin?' gellt mein Ruf. Doch der himmlische Schreiber schreibt mit blutroten Zeichen: ‚Zum Friedhof. Getilgt bist du aus dem Kreise der Lebendigen.' Das Tau wird gekappt, das Boot wird abgestoßen. Ich treibe dahin auf nächtlicher Flut, umwallt von der Stille des Todes."

„Du redetest recht. Wir beide werden tot sein, tot für die Welt, die uns von sich stieß, doch lebendig füreinander. Uns werden wir leben, wenn auch ich dich nicht mehr zu vernehmen vermag, wenn auch du mich nicht mehr erblicken kannst."

„Ja," sprach der eine, „wir werden einander alles sein. Gemeinsam sind wir stark wider das Leid, stark wider die Welt."

Und der andre erwiderte:

„Durch Ketten sind wir vereint, fester denn Fesseln des Todes, heiliger denn Bande der Ehe. Der Schmerz schmiedete uns zusammen. Das Leid entzündete eine Liebesflamme in dir und in mir. Die soll uns lodern bis zum letzten Atemzuge."

„Nicht uns allein! Liebe soll umschlingen uns alle, die wir, lebendige Tote, pilgern auf Tränenpfaden durch Tale der Unsal, die wir wandeln durch endlose Finsternis und durch ewige Stille, die wir schmachten in Schmerz, in Elend ächzen, in Verlassenheit liegen, uns winden in Qual. Uns alle, denen das Leiden die Dornenkrone aufs Haupt gedrückt hat, soll Liebe umschließen zu einer Gemeinde der Heiligen. In unserer Gemeinde wollen wir Trost suchen und Erlösung. Einen Trost und eine Erlösung muß es geben für uns. Die Macht, die es fügte, daß

du ahnend meine Leiden gelitten, und ich erschauernd deine Trauer getragen, muß einen Weg auch wissen, uns leitend zu Trost und Erlösung. Unser Teil ist es, ihren Weg zu erkennen gemeinsam mit den Brüdern und Schwestern im Leide."

„So laß uns denn hingehen," rief der andere begeistert aus, „die Genossen zu sammeln zur großen Gemeinde, daß wir miteinander den Weg erkennen und Erlösung suchen!"

„Freund, gilt es noch den Weg zu erkennen und Erlösung zu suchen? Mir scheint, ich erkannte den Weg. Mich dünkt, ich sei schon erlöst von jeglichem Leide."

„Wahrlich, einem Erlösten fühl' ich auch mich, du warst es, der mich erlöste."

Und der andere sprach:

„Du warst's, der vom Bann mich befreite."

„Unsere mitleidende Liebe erlöste uns beide."

„So fanden wir schon, was mit den Brüdern zu suchen wir innig getrachtet. Laßt uns ihnen es bringen. Geweiht in dieser hochheiligen Stunde, erkannten wir, Leidgeborene, mitleidende Liebe als göttlichen, einzigen Trost in der Trauer des Lebens. Liebe ist Erlösung. Komm, laß uns Erlösung verkündigen, laß Liebe uns üben!"

Und sie schritten Hand in Hand zur Stadt, die vor ihnen lag. Hinter ihnen her zogen Nacht und Grausen. Sie aber strebten hochaufgerichtet der Helle entgegen.



Sprüche

Von Gunda v. Freytag-Loringhoven

I.

Ich bat um Glück — du hast mir Not beschert,
um Sonnenschein — du hast mir Sturm beschieden.
Durch tiefes Dunkel ging mein Weg hinieden,
und nun der Himmel sacht sich wieder klärt,
bitt' ich nur eines, Vater: gib mir Frieden!

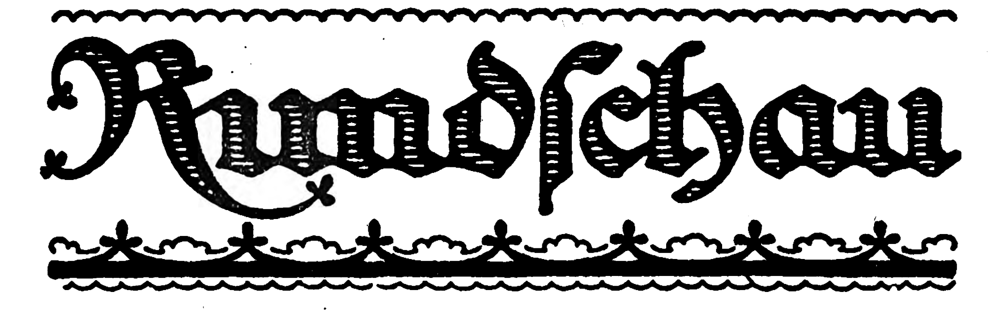
II.

Ich weiß, das Leben ist ein finstres Tal,
durch das wir all' zu lichten Höhen wandern.
Sei stark! Mit jeder still besiegten Qual
hilfst du den andern.

III.

Weh dir, wenn du gelitten hast
und kannst den Schmerz zum Lächeln nicht verklären:
Sieh, deiner eignen Tränen bittre Last
soll dich die fremden trocknen lehren.





Eine Weihnachtserinnerung

aus dem Jahre 1870 ging vor einem Jahrzehnt etwa, also vor dem Weltkrieg, durch französische Blätter und wurde auch ins Deutsche übertragen. Sie berührt eigentümlich wehmütig; man fragt sich, ob ein Franzose im Weltkrieg den „Boches" gegenüber sich ähnlich benommen hätte? Ein französischer Offizier jener früheren Generation erzählt:

„In der Nacht zum 25. Dezember 1870 hatte ich Wachtdienst in den Verschanzungen vor Paris. Der Frost ging scharf diese Nacht. Es war beinahe Mitternacht geworden, und ich stampfte auf dem Fußboden umher, um mich ein bißchen zu erwärmen, als ein strammer Bursche mit feinen Zügen und einem gescheiten und entschlossenen Gesicht aus der Reihe der übrigen Mobilgarden trat und eine seltsame Bitte an mich richtete.

‚Herr Kapitän,' sagte er, ‚dürfte ich für einen Augenblick die Wache verlassen?'

‚Unsinn! Wenn's nachher ins Feuer geht, wird Ihnen schon wärmer werden.'

Er rührte sich nicht, immer noch in dienstlicher Haltung die Hand am Gewehr: ‚Herr Kapitän, ich bitte Sie, erlauben Sie mir's. Die Sache wird nur ein paar Augenblicke brauchen.'

‚Zum Kuckuck auch, wer sind Sie eigentlich, und was wollen Sie denn?'

‚Wer ich bin? Der X...' und er nannte einen Namen, der damals in der musikalischen Kunst sehr berühmt war: ‚was ich will, das muß, bitte, mein Geheimnis bleiben.'

‚So, dann lassen Sie mich in Ruhe! Verschonen Sie mich mit solchen Liederlichkeiten! Wenn ich heute nacht einen nach Paris lasse, so sehe ich nicht ein, warum ich nicht die ganze Kompagnie hinschicken soll.'

‚Ach, Herr Kapitän!' erwiderte er lächelnd, ‚ich will gar nicht nach Paris, ich will nach dieser Richtung' — und er wies nach den deutschen Truppen hinüber, ‚ich bitte um zwei Minuten Urlaub.'

Seine Haltung und seine Sprache hatten meine Neugierde rege gemacht. Ich entschloß mich, ihm die gewünschte Erlaubnis zu geben, nicht ohne zu bemerken, daß er sich wahrscheinlich den Tod holen würde.

Er sprang sogleich aus dem Graben heraus und ging fünf Schritte dem Feind entgegen. Dann blieb der Mann stehen, grüßte militärisch und begann mit kräftiger, tiefer Stimme und aus voller Brust das schöne Weihnachtslied von Adam: ‚Minuit, chrétiens! c'est l'heure solennelle, Où l'homme-Dieu descendit jusqu'à nous ...' ('s ist zwölf, ihr Christenleut, die heilige Stunde, da stieg der Gottmensch zu uns Menschenkindern nieder).

Das geschah so unerwartet, war so einfach, der Gesang gewann durch die äußeren Umstände, durch die Nacht und in dieser Umgebung eine solche Größe, eine solche Schönheit, daß wir alle, wir, die Pariser, wir Zweifler und Spötter, bewegt an den Lippen des Sängers hingen.

Und bei den Deutschen mußte ein ähnliches Gefühl vorwalten; denn gewiß dachte mehr als einer da drüben an die Heimat, an seine Familie, die zu Hause um den Kachelofen saß, an die frohen Kinder, die um den brennenden Lichtbaum herumhüpfen. Man vernahm nicht

das kleinste Geräusch, keinen Schritt, keinen Ruf, kein Geklirr der Waffen. Als der Sänger sein Weihnachtslied mit seiner männlichen Stimme bedächtig geendet hatte, salutierte er noch einmal, drehte sich auf seinen Absätzen herum und schritt, ohne sich zu beeilen, seiner Verschanzung zu.

‚Herr Kapitän, ich melde mich zurück,' sagte er, ‚bedauern Sie Ihre Erlaubnis?'

Ich hatte noch nicht Zeit gehabt, zu antworten, als drüben, bei den Deutschen, die hohe Gestalt eines Artilleristen sichtbar wurde. Und der Artillerist, den Helm auf dem Haupt, trat nun seinerseits vor, ging uns fünf Schritte entgegen, gerade wie es der andere getan hatte, machte halt, grüßte kaltblütig, und inmitten dieser Winternacht, inmitten aller waffenstarrenden Männer, die seit Monaten an nichts anders dachten, als sich gegenseitig zu vernichten, hob er aus voller Kehle ein schönes deutsches Weihnachtslied zu singen an, einen Lobgesang der Dankbarkeit und des Glaubens an das arme Jesuskind, das vor achtzehnhundert Jahren zur Welt gekommen war, um den Menschen die Liebe zu bringen und anzubefehlen, und dem man seither so schlecht gehorcht hatte.

Ich habe selbstverständlich sofort befohlen, daß man den Mann gewähren lasse und nicht auf ihn schieße. Er sang bis zu Ende, und als er an den Kehrreim: ‚Weihnachtszeit! Weihnachtszeit!' kam, da durchschnitt ein einziger lauter Ruf die Luft, und ‚Weihnachtszeit!' ertönte es von drüben her, von der feindlichen Wache. Und wie aus einem Munde ertönte es in unserer Schanze: ‚Noël! Noël!', und einen Augenblick lang waren die beiden feindlichen Heereshaufen in einem gemeinschaftlichen Gedanken vereinigt.

Der Artillerist trat langsam in die Reihen seiner Landsleute zurück und verschwand im Graben. Einige Stunden später flogen die Kugeln wieder herüber und hinüber."



Was ist uns Armenien?

Es gibt immer noch auf der Welt Gebiete, die zwar seit Jahrtausenden am Wege des großen Völkerverkehrs liegen und doch in der Kenntnis der Allgemeinheit so gut wie nicht vorhanden sind. Dazu gehört Armenien. Man hat ja wohl den Namen gehört, weil die Zeitung einmal kurze Nachrichten von Armeniergreueln brachte; und wenn man sich Mühe gab, seinen Atlas zur Hand zu nehmen, wußte man auch, wo das Land lag. Der Name zog sich quer durch die östliche Türkei, unbegrenzt, in Nichts zerfließend. In manchen Kreisen wußte man noch, daß die Armenier „geriebene Wucherer und Betrüger" seien. Mit diesem kargen Wissen gab man sich zufrieden.

Und so blieb denn auch die wahre Kenntnis vom armenischen Volke bei uns auf sehr wenige Gelehrtenstuben beschränkt, aus denen ins Volk so gut wie nichts drang: nichts davon, daß das armenische Volk ein christliches Volk unserer Rasse ist, nichts von seiner sehr wechselreichen Geschichte, die neben Glanzperioden allerdings meist Zeiten schwersten Joches und furchtbarer Kämpfe um die nationale Existenz und das nackte Leben aufweist, nichts von seiner reichen Literatur, die in keiner Geschichte der Weltliteratur übergangen werden dürfte, nichts von den Leistungen des armenischen Volkes auf dem Gebiete der Kunst, nichts davon, daß die großen italienischen Meister Brunelleschi, Alberti, Leonardo da Vinci von ihr lernten und daß die westliche Architektur so vieles armenischer Anregung verdankt. In dem Sumpfe von Blut und Unglück konnte und durfte das armenische Volk der Welt nicht beweisen, welche Kraft und Tüchtigkeit in ihm stecke, die es unter dem Todesdrucke jahrhundertelangen Joches nicht entfalten konnte, da es täglich für die Rettung seines nackten Lebens kämpfen mußte. Und was von Orientreisenden über das Land berichtet wurde, wieder waren es nur Bilder

der Trauer: nackte Steinlandschaft, braune, melancholisch stimmende Farbe in der Gegend, Jammer und Elend in den Hütten, Armut in der Natur. Nirgends ein Schimmer von Glanz, der die Augen der Welt auch auf dieses Stück Erde zu ziehen vermocht hätte. Verkommen, vergessen lag Volk und Land.

Und doch spielte seit Jahrtausenden gerade dieses Gebiet in der Weltpolitik stets eine große Rolle, umstritten und begehrt von all den umwohnenden Großen als Brückenland, als bestes Sprungbrett zur Durchsetzung all der imperialistischen Ideen, die sich dort seit Jahrtausenden geltend zu machen suchten. Und doch war einst auch Armenien ein blühendes Land. Man lese nur die alten armenischen und arabischen Berichte! Stand doch Armenien im Mittelpunkte des west-östlichen Handels. Die wichtigsten Karawanenstraßen durchzogen das Land, so vor allem die von Trapezunt über Theodosiopolis—Dwin nach Täbris führende, auf der man mit Kamelen, Maultieren und Wagen, den ssajls, wie sie heute noch im Gebrauche sind, die Erzeugnisse von Byzanz nach dem Osten brachte, um sie gegen solche von Persien, China und Indien zu tauschen. Armenische Kaufleute waren auf allen Märkten des Ostens und des russischen Südens zu finden. Ganz von selbst hatte dieser starke Handelsverkehr eine bedeutende Industrie hervorgerufen. Zählte doch Armenien nach dem Berichte des Arabers Jakut an 18000 städtische Gemeinwesen. Schon seit der Zeit der alten, vorarmenischen Chalter hatte gerade die Eisenindustrie auf armenischem Gebiete ihren Hauptsitz. Berühmt waren die Eisenwerke von Grusas und die von ihnen gelieferten Schwerter und die Silberminen, die Ende des 7. nachchristlichen Jahrhunderts im Gebiete von Sper entdeckt wurden, belebten auch wieder die schon in der Chalterzeit bekannte feinere Metallindustrie, die vorbildlich über den Kaukasus bis nach Rußland wirkte. Aus den Werkstätten armenischer Silber- und Goldarbeiter gingen Kronen, Waffen, Gürtel, Ringe, Kreuze und kirchliche Geräte als Geschenke der armenischen Könige an fremde Fürstenhöfe, und die Erzeugnisse armenischer Textilkunst, farbige Seidenstoffe, Decken, Vorhänge, Polsterbezüge waren in aller Welt geschätzt. Dwin war der erste Industrieplatz. Hier fertigte man nach Ibn Hauqal aus feinster Wolle die sogenannten Marizi-Stoffe. Gesucht waren namentlich die rotgefärbten feinen wollenen Decken und Polster, die in Artashat gefertigt wurden, dem Hauptsitze der Farbenkunst, die Baladhuri deshalb die „Stadt der roten Farbe" nennt. Armenische Schale, Kopftücher, schwarzseidene Schleier und die Teppiche standen in dieser Zeit in solchem Rufe, daß der verwöhnte Khalifenhof sich einen Teil der Steuern jährlich in 20 armenischen Teppichen bezahlen ließ.

Daß Armenien damals keine bloße Steinwüste war, als die es heute so oft geschildert wird, daß es vielmehr wegen seiner Fruchtbarkeit ein sehr begehrtes Land war, zeigen uns die arabischen, byzantinischen und armenischen Berichte. Herrliche Gärten umgaben in weiter Runde meist die Städte, und Weizen und Gerste gedieh in solcher Menge, daß davon bis nach Indien exportiert werden konnte. Berühmt war der armenische Wein — schon die Noahlegende weiß ja von ihm —, der in verschiedenen Sorten gebaut wurde, und in den Klöstern pflegte man mit besonderem Eifer die Bienenzucht. Honig wird auch heute noch in Armenien bei dem Reichtum an Kräutern aller Art in Menge erzeugt. Auch die Viehzucht stand in hoher Blüte, namentlich die armenischen Pferde hatten guten Ruf. Die armenischen Seen waren berühmt durch ihren Reichtum an Fischen, die in gesalzenem Zustande einen höchst einträglichen Exportartikel bildeten. Weltberühmt waren wie noch heute die goldglänzenden Forellen des Sevansees.

Nur die Mongoleneinfälle und die Türkenzeit haben aus Armenien ein totes Land gemacht. Es ist nicht richtig, was man auch von Leuten, die im Osten waren, so oft aussprechen hört, aus Armenien wäre nichts zu holen. Was einst war, kann wieder geweckt werden und zwar mit den heutigen vorgeschrittenen Mitteln in noch viel höherem Grade. Schon mit seinen Mineralschätzen bietet Armenien unendlich viel. Als Bergwerk- und Hüttenland ist es von ganz besonderer Bedeutung. Schon der ganze geologische Aufbau des Landes läßt auf das

Vorhandensein reicher Mineralschätze schließen. Muß auch über die Mächtigkeit der Lager erst noch eine eingehende Untersuchung, die von Deutschen begonnen, dann von den Armeniern selbst eingeleitet wurde, Aufschluß geben, immerhin steht schon jetzt eine fast das halbe Tausend erreichende Anzahl sehr reicher Lagerungen fest. An der Spitze stehen der Zahl nach die Kupfervorkommen. Kupferminen sind schon im Betriebe im Gebiete von Bortschalu, in Sisimadan, Temir-Maghara, Goverda u. a. Plätzen. Außerdem birgt das armenische Bergland Blei, Silber, Magneteisen und Eisenpyrite, Mangan, Gold, Zink, Arsen, Schwefel, Kobalt, Antimon, Chrom, Arsen, Graphit. Reich sind die Steinsalzlager — so die von Kophkh, Nakitschewan und Kregischwan — und der Wansee ist unerschöpflich in der Lieferung von kohlensaurem Natron. Salz, Borax und Arsenik bildeten schon im alten Armenien einen blühenden Exportartikel. Dabei hat Armenien seine eigenen Kohlenlager zur Verarbeitung seiner Rohprodukte im Lande selbst. In der Nähe von Erzerum lagert Kohle von vorzüglicher Qualität und ebenso zwischen Ersindjan und Achkaleh und im Tale des Araxes und des oberen Euphrat. Nur wenig ist bis jetzt im Gebiete des einstigen Russisch-Armenien in Betrieb gesetzt, in Türkisch-Armenien liegt alles noch fast unberührt. Nur Schutthaufen erinnern an die unterirdische Tätigkeit früherer Jahrhunderte. Um all diese verborgenen und bisher nur wenig oder gar nicht genützten Schätze zu heben, bedarf es nur des Kapitals und energischer Organisation und der raschesten Herstellung von Wegen und Bahnen. Armenien ist ja noch arm an letzteren; nur etwa 600 km sind in Betrieb.

Auch Armenien ist ein Land der Zukunft. Schon heute, mitten in Not und Kämpfen um das neue Leben, hatte Neu-Armenien eine Industrie in modernem Aufbau erstehen lassen. Mit Hilfe seiner reichen Wasserkräfte läßt sich diese noch bedeutend erweitern. Auch sonst ist Armenien nicht das Land der öden Steinwüste, als das es dem oberflächlichen Beschauer erscheinen möchte. Wohl birgt es viel nackten Stein, und die vulkanische Natur des Bodens läßt nicht überall Pflanzenwuchs gedeihen. Aber zwischen seinen kahlen Bergen dehnen sich quellenreiche Täler und fruchtbare Ebenen, und hier reift das Getreide schon in zwei Monaten und gedeiht in Höhen wie nirgends bei uns. Die Gärten liefern vorzügliches Obst und an den Hängen gedeiht die Traube, die schon im Altertum wegen ihrer Güte bekannt war. Je nach Gegend und Lage sind die landwirtschaftlichen Erzeugnisse verschieden. Im ganzen entsprechen sie denen der nördlichen Länder. Doch kommen in einzelnen Teilen auch subtropische Gewächse vor. Vor allem bietet das kaukasische Armenien für die Landwirtschaft günstige Bedingungen. Hier gedeiht Reis, Baumwolle und Tabak, und hier ist auch die Seidenraupenzucht zu Hause. Man nehme nur die alten Bewässerungsmethoden wieder vor, in denen schon die Challer Meister waren — ihre Kanäle sind zum Teil noch vorhanden —, das Anbauland läßt sich dadurch bedeutend erweitern, und die braune Farbe wird auch hier wieder der grünen weichen. Die höheren Regionen bieten dann der Viehzucht saftige Matten; sie wurde von jeher in Armenien in ziemlichem Umfang betrieben, was schon aus den früheren hohen Exportziffern hervorgeht. Heute freilich ist der Viehstand in Armenien infolge des Krieges völlig ruiniert. Doch wird auch an seinem Aufbau erneut gearbeitet.

Aus der kurzen Skizze allein ist schon ersichtlich, welche Bedeutung die heutige Republik Armenien als Rohstofflieferantin wie als Absatzmarkt einzunehmen bestimmt sein kann. Der beste Beweis dafür ist seine Einschätzung seitens Englands und dessen einstiges Bemühen, das Mandat über Armenien Australien zu übertragen und indirekt damit alle wirtschaftlichen Vorteile sich zu sichern. Durch diese schön gedachte Rechnung hatte freilich zunächst Rußland einen Strich gemacht, das seit einiger Zeit selbst die Hand auf das Land legte. Von Türken und Russen von zwei Seiten angegriffen, konnte die junge armenische Armee dem doppelten Drucke nicht lange standhalten; und nach dem Verluste von Kars und Alexandropol blieb der armenischen Regierung nichts Besseres übrig, als sich Sowjetrußland anzuschließen, die einzige Art, um so wenigstens doch seine nationale Existenz gegen türkische Pläne zu retten. Rußland hat aber

mit Armeniens Anschluß in seinem Kampfe gegen England eine Operationsbasis gefunden, wie sie besser gar nicht gedacht werden kann. Englands orientalische Sorgen sind um ein bedeutendes gewachsen, und sein Verhalten in den allerneuesten westlichen, gerade Deutschland betreffenden Fragen hat seine letzten Gründe hier. Der Orient birgt noch viele, viele Geheimnisse, über die sich schwer prophezeien läßt. Auch Armeniens Schicksale liegen von neuem im Dunkel. Immerhin läßt sich aus verschiedenen Gründen vermuten, daß Rußland an seine staatliche Selbständigkeit für die Zeit seiner Gefolgschaft nicht weiter rühren wird, und deshalb ist es wichtig, daß auch wir die wirtschaftliche Bedeutung des Landes ins Auge fassen und dem armenischen Volke näher treten, das uns bis jetzt fast unbekannt war, trotzdem es im vorderen Orient neben dem Griechen den bedeutendsten Kulturfaktor darstellt. Es ist an uns, mit Vorurteilen aufzuräumen und an ihre Stelle wahre Kenntnis zu setzen.

Welch tüchtige Kraft in dem armenischen Volke verkörpert ist, das zeigt allein die geradezu staunenswerte Arbeit, mit der es trotz Not und Elend aus einem Schutthaufen, ja aus dem völligen Nichts sein neues Staatswesen aufgebaut hat. Unmöglich darf uns dieses tüchtige Volk fernerhin unbekannt bleiben. Dr. Karl Roth



Persönlichkeiten im Weltkrieg

In meinem letzten Aufsatz (Türmer 1921, Heft 12, S. 394) habe ich mich dahin ausgesprochen, daß mir noch nicht genügend aufgeklärt zu sein scheint, aus welchen Gründen uns in der Märzoffensive 1918 der erhoffte durchschlagende Erfolg versagt geblieben ist. Diese wichtige Frage wird durch seitdem erschienene Veröffentlichungen des Generals v. Kuhl (Deutsches Offiz.-Bl. Nr. 27) und in dem Buch des Oberst Bauer „Der große Krieg in Feld und Heimat“ (Osiandersche Buchhandlung, Tübingen 1921) teilweise beantwortet. Wie schon früher erwähnt, hat in der Märzoffensive 1918 hauptsächlich die am rechten Flügel des Angriffes befindliche 17. Armee versagt, während die am linken Flügel kämpfende 18. Armee gute Erfolge erzielt hat. General v. Kuhl führt als Hauptgrund an, daß der angegriffene General Haig mit Rücksicht auf die Kanalhäfen und seine Verbindungen den Schwerpunkt auf seinen linken Flügel und seine Mitte gelegt und starke Reserven bei Ypern und Arras bereitgestellt habe. Auf dem rechten Flügel, südlich der Somme, glaubte er im Notfalle eher ausweichen und einen Teil des zerstörten Gebietes aufgeben zu können. Auch verließ er sich hier auf die Unterstützung der anschließenden Franzosen. Diese aber hatten in Erwartung eines Angriffes bei Reims ihre Reserven dorthin gezogen. Eine große englisch-französische Hauptreserve war nicht zustande gekommen. Außerdem erwähnt General v. Kuhl als weiteren Grund, der mitgesprochen haben mag, daß Oberst Bruchmüller, genannt der „Durchbruchmüller“, der verdiente artilleristische Berater der Obersten Heeresleitung bei allen Durchbruchschlachten großen Stils, damals Artilleriegeneral bei der 18. Armee gewesen ist. Seine unmittelbar elektrisierende Kraft habe der 17. Armee, die zudem den stärksten Feind vor sich hatte, gefehlt. Die ausschlaggebende Macht der Persönlichkeit im Kriege ist hiedurch wieder einmal klar bewiesen. Die weitere Frage, warum dann auch die 2. und 18. Armee nach schönen Anfangserfolgen vor Amiens, knapp vor Erreichung des gesteckten strategischen Ziels, liegen blieben, beantwortet Oberst Bauer in seinem Buch wie folgt: „Aber jetzt rächten sich die Wegestörungen bei unserem Rückzuge 1917 insofern, als Vormarsch und Nachschub auf schnell zunehmende Schwierigkeiten stießen. Dazu kam, daß die Pferde infolge der seit langem unzureichenden Fütterung nicht leistungsfähig waren. Die Kraftfahrkolonnen aber, die wegen Gummimangels Eisenbereifung hatten, zerstörten die wenigen Straßen von Grund aus in einigen Tagen. Dabei war noch günstig, daß wenigstens Nachschub an Verpflegung

und Bekleidung kaum nötig war, denn die Beute daran war riesengroß. Fast kann man sagen: leider, denn unsere Leute taten sich an den lang entbehrten Genüssen gütlich. Es ging Zeit verloren ... Was kommen mußte, kam: nach wenigen Tagen stockte die Vorwärtsbewegung ... Ein Tagemarsch trennte uns von Amiens, doch es war einfach nicht mehr zu leisten." An anderer Stelle wird noch unterstrichen, daß der Mangel an Weichgummi für die Kraftwagen die Kriegführung außerordentlich behindert und das Liegenbleiben der ersten und zweiten Offensive 1918 wesentlich mitverschuldet hat. Diese Begründung ist einleuchtend. Die Verhältnisse konnten aber vorausgesehen werden. Es wäre daher vielleicht besser gewesen, den letzten Entscheidungsangriff nicht in die Wüste der vorangegangenen Sommeschlacht zu verlegen. Es bestärkt mich dies in meiner früher schon angedeuteten Auffassung, daß die letzte Offensive besser weiter nördlich gegen die Linie Cassel—St. Pol in Richtung Calais geführt worden wäre. Allerdings mußte sie dann wegen der im März ungangbaren Lys-Niederung um einige Wochen verschoben werden. Doch dies fiel nicht allzu sehr in die Wagschale. Die Hauptsache war, daß sie gelang und ein wirklich strategisches Ziel bot.

Zu ähnlicher Ansicht gelangt auch General v. Moser in seinem ausgezeichneten „Kurzen strategischen Überblick über den Weltkrieg 1914—18" (Verlag Mittler & Sohn, Berlin 1921; 24 M). „Genauer betrachtet, entbehrt daher der Ludendorffsche Angriffsplan und erste Angriffsbefehl für 1918, im vollen Gegensatz zu den Operationen der Jahre 1914 und 1915 im Osten, nicht nur des großen, kühnen, dabei aber doch klaren und einfachen Wurfes, sondern auch eines einleuchtenden, die Unterführer und die Truppe mitreißenden Gedankens." Dem kann man nur zustimmen. Des weiteren macht General v. Moser es Ludendorff zum Vorwurf, daß zwar der Anfang der Märzoffensive genauestens festgelegt, deren Weiterführung und Abschluß aber, selbst für den günstigsten Fall, allzu sehr im dunkeln und ungewissen gelassen war. Er tadelt ferner, daß der deutsche Kriegsplan für 1918 eine offenbare und verhängnisvolle Lücke insofern aufwies, als für die Weiterführung des Krieges im Falle des Mißlingens des deutschen Angriffes im großen nicht genügend vorgesorgt war. Hierzu war eine starke, mit besonderer Berücksichtigung der Tankgefahr ausgebaute rückwärtige Stellung, etwa in Linie Antwerpen—Namur—Sedan—Metz erforderlich. Eine solche bestand aber, wie auch schon General v. Zwehl in einer seiner Schriften andeutet, lediglich auf dem Papier. Ludendorff, der sich doch sonst um alles, auch um die kleinsten Details, gekümmert hat, hat hier anscheinend nicht rechtzeitig nach dem Rechten gesehen. Ihr Ausbau mußte schon mit Beginn des Jahres 1918 mit aller Energie betrieben werden. Der Vorschlag Mosers, hiezu starke Teile des Ersatzheeres zu verwenden, die dadurch zugleich den schädlichen Einflüssen der Heimat entzogen wurden und für das zurückgehende deutsche Heer eine willkommene Aufnahme und einen erwünschten Kräftezuwachs bilden konnten, erscheint sehr zweckmäßig. Mit solcher Stellung im Rücken konnte die Oberste Heeresleitung vorne alles wagen und mit ganz anderer Zuversicht zu Werke gehen; ohne diesen Rückhalt mußte sie im Falle des Mißlingens in äußerst schwierige Lagen geraten, was ja dann auch tatsächlich eingetreten ist. In solcher Stellung konnte auch ein entkräftetes und zusammengeschmolzenes Heer noch monatelang einem überlegenen Gegner standhalten, und brauchten Regierung und Volk sich nicht tödliche Waffenstillstands- und Friedensbedingungen auferlegen lassen. Auch wäre es nur vorteilhaft gewesen, wenn durch den rechtzeitig in Angriff genommenen Bau einer solchen Stellung das bis in den September 1918 ahnungslose deutsche Volk über den Ernst der Lage früher aufgeklärt worden wäre.

Als dann am „schwarzen Tag" des 8. August nach dem katastrophalen Tankangriff und tiefen Einbruch des Feindes bei Villers-Bretonneux jede Aussicht auf den Sieg endgültig geschwunden und Ludendorffs Kriegsplan gescheitert war, gescheitert „infolge von strategischen Fehlern, insbesondere der unwirksamen Richtung des ersten deutschen Großangriffs und infolge der Überspannung der Lage im Mai und Juni", hätte der Erste Generalquartiermeister nach

Mosers Ansicht auf seinem angebotenen Rücktritt beharren sollen, und hätte sich die Berufung eines neuen, militärisch und politisch durch nichts verpflichteten und belasteten Generalquartiermeisters empfohlen. Tatsächlich war die Rolle, die Ludendorff dann noch bis zu seinem dann doch unfreiwillig erfolgten Abgang gespielt hat, nicht sehr glücklich. Die Unklarheit und Zwiespältigkeit seiner Auffassung den leitenden Regierungsmännern gegenüber hat die total verfahrene Lage nur noch verworrener gestaltet. Es würde den Rahmen dieses Aufsatzes überschreiten, dies hier näher zu begründen.

Auf die oben genannten Bücher von Oberst Bauer und General v. Moser sei hiermit empfehlend aufmerksam gemacht. Sie gehören zweifellos zu den interessantesten neueren Erscheinungen der Kriegsliteratur und sind nicht nur für den Fachmann und Forscher von Interesse, sondern auch für den gebildeten Laien.

Oberst Bauer, weiteren Kreisen durch seine nicht gerade glückliche Rolle beim Kapp-Putsch bekannt, ist, wenn auch über seine Befähigung als Politiker die Ansichten geteilt sein mögen, jedenfalls eine äußerst kraft- und temperamentvolle Persönlichkeit und militärisch einer der bedeutendsten Gehilfen Ludendorffs gewesen. Es kann daher kaum überraschen, daß er auf seinen Herrn und Meister schwört. Oberst Bauer nimmt kein Blatt vor den Mund, und in seiner zumeist treffenden Charakteristik der leitenden Persönlichkeiten und Männer der Obersten Heeresleitung ist er nicht gerade zimperlich. Seit Tirpitz, der in seinen Erinnerungen hierin mit schlechtem Beispiel vorangegangen ist, ist es ja Sitte geworden, sich über seine Mitarbeiter und die an verantwortungsvoller Stelle gestandenen Männer frei und ohne jede Rücksichtnahme auszusprechen. Vernichtend lautet Bauers Urteil über den Chef der Operationsabteilung, General Tappen. Es erscheint in der Tat unbegreiflich, wie dieser ebenso unfähige wie persönlich unsympathische Mann nach dem völligen Versagen der Obersten Heeresleitung in den ersten Kriegsmonaten 1914 noch bis August 1916 in seiner Stellung belassen werden konnte. Aber auch bei der Auswahl seiner Nachfolger scheint man keine besonders glückliche Hand gehabt zu haben. Bei der der großen Masse vielfach unbekannten großen Bedeutung der Stellung des Chefs der Operationsabteilung war dies jedenfalls bedauerlich. Herzlich schlecht kommen auch die drei Kabinettschefs (v. Lyncker, Müller, Valentini) weg, was Bauer eine Entgegnung Hindenburgs bezüglich des Generalobersten v. Lyncker eingetragen hat. Bauer dürfte aber gleichwohl nicht so ganz unrecht haben. Der unheilvolle Einfluß der beiden letztgenannten Männer auf den Kaiser ist dagegen wohl unbestritten. Im Deutschen Offiz.-Bl. Nr. 25 tritt General v. Kuhl Bauer entgegen, weil er von Hindenburg kein zutreffendes Bild gezeichnet habe. Tatsächlich tritt Hindenburg in den Schilderungen Bauers hinter Ludendorff allzu sehr zurück. Die deutsche öffentliche Meinung ist heute nur zu leicht geneigt, Hindenburg im Vergleich mit Ludendorff zu unterschätzen. Man kann dem General v. Kuhl nur beipflichten, wenn er dem entgegentritt. General v. Beseler, der lange als Schlieffens mutmaßlicher Nachfolger genannt worden war und der Ludendorffs Lehrer an der Kriegsakademie und mit Hindenburg befreundet war, soll einmal Hindenburg als strategisches Genie, Ludendorff dagegen als geborenen Organisator bezeichnet haben. Mir erscheint Ludendorff jedenfalls größer als Organisator denn als Stratege. Sehr ungünstig ist das Urteil Bauers über den Nachfolger Ludendorffs, den von vielen Seiten wohl aus parteipolitischen Gründen hochgepriesenen General Gröner, dessen Charakter in einem wenig vorteilhaften Licht erscheint. Wie Tappen die Strategie Falkenhayns, der auch bei Bauer schlecht wegkommt, wenig günstig beeinflußt hat, so scheint auch Gröner auf Hindenburg nicht gut eingewirkt zu haben. Es fallen daher in diesen Wochen einige Schatten auf die verehrte Person des Feldmarschalls, der nie ein Politiker war und auch keiner sein wollte. Die Schilderung der Vorgänge im Großen Hauptquartier vom 1. bis 10. November 1918 gehört zu den packendsten und spannendsten Abschnitten des Buches. Den General Gröner wird niemand um die Rolle beneiden, die er damals gespielt hat. Aber auch militärisch ist der Nimbus des Generals Gröner

im Verblassen. General v. Baumgarten-Crusius hat in seinem von mir schon früher (S. 393) erwähnten ausgezeichneten Buch nachgewiesen, daß dessen Verdienste um das Militäreisenbahnwesen durchaus nicht so groß sind, wie man bislang geglaubt hat In Kiew hat General Gröner als Militärbefehlshaber den in ihn gesetzten Erwartungen auch wenig entsprochen. Als Chef des Kriegsamtes endlich geriet er in die Abhängigkeit der Gewerkschaften, und als Generalquartiermeister hat er den Einflüssen der Revolution im Heere nur allzu rasch und willig Einlaß verschafft und damit den Sozialdemokraten geholfen, das Kriegsinstrument völlig zu zerschlagen. Sehr abfällig beurteilt Bauer auch den brutalen, rechthaberischen, von sich eingenommenen Generalstabschef des Kronprinzen, Schmidt v. Knobelsdorff, der den Kronprinzen militärisch schlecht beraten habe und gegen den der Kronprinz auf Befehl seines Vaters nicht aufmucken durfte. Diesem unheilvollen Mann ist es zu danken, wenn im September 1914 die Argonnen ganz unnötigerweise wieder aufgegeben wurden, wenn ein um die Wende 1914/15 aussichtsreich scheinender Angriff auf Verdun nicht unternommen und wenn der dann 1916 schließlich doch eingeleitete Angriff taktisch verfehlt durchgeführt und zu spät abgebrochen wurde. Diese Dinge wurden vielfach ganz zu Unrecht auf das Schuldkonto des Kronprinzen gesetzt, der in diesen Fragen, obwohl er kein Feldherr war und auch keiner sein wollte, ein viel richtigeres militärisches Urteil besaß als sein Mentor. Oberst Bauer steht dem Kronprinzen besonders nahe, und dessen Bild ist daher mit besonderer Ausführlichkeit und Liebe und, wie ich auf Grund besonderer Quellen hinzufügen darf, im allgemeinen wohl richtig gezeichnet. Auch General v. Baumgarten-Crusius entwirft uns ein sehr sympathisches Bild seiner Persönlichkeit, das keineswegs der landläufigen Vorstellung entspricht, die man sich vom Kronprinzen bisher gemacht hat. Der Kronprinz hatte ein gutes Urteil und eine klare Auffassung aller Dinge und hat seinen geringen Einfluß stets nur in gutem Sinne geltend zu machen versucht. Er war einer der wenigen, die klar voraussahen, was auf dem Spiele stand, und hat als einer der ersten den verlorenen Krieg vorausgeahnt. Die inzwischen erschienenen Bücher von Carl Lange, „Der Kronprinz und sein wahres Gesicht", und von Major Anker, beides Männer, die Gelegenheit hatten, ihn genau kennen zu lernen, bestätigen das günstige Urteil über den Kronprinzen.

Oberst Bauer ist eine von heißem vaterländischen Empfinden beseelte Kraftnatur. Er konnte daher manches, was ihm nicht gefiel, nicht ruhig mitansehen und hat sich vielfach in Dinge gemischt, die ihn eigentlich von Amtswegen nichts angingen. So lesen wir mit Staunen, wie er es fertig gebracht hat, den Oberbefehlshaber im Osten, v. Prittwitz, abzusägen, ferner über seine sehr aktive Beteiligung am Sturze Falkenhayns und Bethmann Hollwegs; er hält der Kaiserin 1917 Vortrag über die drohende Revolution und sucht 1919 durch Vermittlung des Kronprinzen um Privataudienz unter vier Augen beim Kaiser nach, um diesen aufzuklären. Er steht in allen politischen Fragen andauernd in engster Verbindung mit dem Kronprinzen, bespricht sich mit den Kabinettschefs und dem Vizekanzler v. Payer, kurz er ist an Geschäftigkeit eine Art „militärischer Erzberger" (ohne üble Nebenbedeutung). Der Sturz Ludendorffs bereitet auch seiner Wirksamkeit ein Ende. Militärisch hat er sich um die schwere Artillerie (42 cm) und den Gaskampf besonders verdient gemacht. Ferner ist ihm die Einführung des Stahlhelms zu danken. Dem Tank hat er allerdings zu geringe Bedeutung geschenkt. Das Buch schließt mit geistvollen politischen Betrachtungen. Der Ausblick in die Zukunft Deutschlands ist sehr düster.

Sachlicher, weniger subjektiv gefärbt, ist der „Strategische Überblick 1914—1918" des Generals v. Moser. Verfasser hat als junger Offizier 1893 einen strategischen Überblick über den Krieg 1870/71 geschrieben, der zu dem Besten zählt, was über diesen Krieg erschienen ist. Mit begreiflicher Spannung hat man daher seinem Überblick über den Weltkrieg entgegengesehen. Die Erwartungen sind nicht getäuscht worden. Das nur 123 Seiten starke, mit ausgezeichneten Karten ausgestattete Buch gibt einen ebenso klaren und übersichtlichen wie er-

schöpfenden Überblick über die gesamten Kriegsereignisse, der jedem, der das Bedürfnis nach kriegsgeschichtlicher Klarheit und keine Zeit hat, sich durch dickleibige Kriegsgeschichten durchzuarbeiten, hochwillkommen sein wird. Dem Urteil über die strategischen Vorgänge kann man im allgemeinen beipflichten, wenngleich ich in einzelnen Fragen anderer Ansicht bin. General v. Moser, der ein besonders grimmiger Hasser Englands zu sein scheint, vertritt insbesondere mit Wärme die Auffassung, daß man die Engländer bereits 1914 und 1915 vor Eintreffen ihrer Verstärkungen hätte schlagen müssen. Ich glaube, daß dies nicht möglich war und daß man im Gegenteil 1914 schon zu lange gezögert hat, den Schwerpunkt nach dem Osten zu verlegen. Die Forderung, daß man schon 1914 nach Moltkes Abgang Hindenburg zum Generalstabschef hätte ernennen sollen, möchte ich mich dagegen durchaus anschließen. Die Falkenhaynsche Kriegführung wird auch von Moser nicht günstig beurteilt.

Zum Schlusse sei noch kurz eines Werkes gedacht, dessen scharfe Angriffe gegen Ludendorff berechtigtes Aufsehen erregt haben. Es ist dies Karl Friedrich Nowaks „Der Sturz der Mittelmächte" (Verlag für Kulturpolitik Georg Callwey, München 1921). Auf eine politische Würdigung dieses jedenfalls höchst anregenden und geistvollen Werkes kann ich nicht eingehen, sondern möchte mich hiemit auf das Militärische beschränken. Man gewinnt den Eindruck, daß das Buch sehr subjektiv geschrieben ist. Es enthält Wahres, Falsches und Schiefgesehenes in wirrer Abwechslung und ist daher mit Vorsicht zu genießen. Kühlmann und General Hoffmann schneiden in ihm besonders gut ab. Da General Hoffmann mit dem Verfasser in Briefwechsel stand, ist der Verdacht nicht von der Hand zu weisen, daß General Hoffmann das Buch inspiriert hat. Durch die höchst bedauerliche und taktlose Entgleisung des Generals Hoffmann dem Journalisten Albert gegenüber ist die Frage des Feldherrntums Ludendorffs von neuem aufgerollt worden. Das Buch Nowaks gewährt interessante Einblicke in die Entstehung des Gegensatzes Hoffmann-Ludendorff und deutet an, daß Ludendorff 1918 andauernd geschwankt habe, unsicher gewesen sei und sich überhaupt nicht mehr recht getraut habe, einen entscheidenden Schlag zu führen. Diese Annahme dürfte unzutreffend sein und wird von General v. Kuhl in Nr. 26 des Deutschen Offiz.-Bl. überzeugend widerlegt. Wir ersehen ferner, daß General Hoffmann, zweifellos einer unserer befähigsten Generale, gegen jede Offensive im Westen gewesen ist, vielmehr in Übereinstimmung mit den Ansichten des österreichischen Marschalls Conrad die Kriegsentscheidung in Italien herbeigeführt wissen wollte. Näheres über diesen merkwürdigen Gedankengang, der von der nahezu übereinstimmenden Ansicht der meisten militärischen Fachkritiker erheblich abweicht, ist leider nicht ausgeführt. Ich kann mir offen gestanden nicht recht vorstellen, wie man in Italien eine Kriegsentscheidung hätte herbeiführen können, durch die Frankreich und England zum Frieden gezwungen wurden. Sollte hiebei an einen späteren Vormarsch aus der norditalienischen Tiefebene über die Alpen nach Frankreich gedacht worden sein, so erscheint mir dieser Plan, der auch schon in der „Kritik des Weltkrieges" angedeutet ist, reichlich abenteuerlich. Das Buch Nowaks strotzt von scharfen Angriffen gegen Ludendorff, dem jede Genialität abgesprochen wird. „Er war als Feldherr nicht ein Denker voll Phantasie. Er war als Feldherr ein Rechner mit Ziffern und Mechaniken, ein Beweger riesenhaften Apparates." Für Ludendorff gilt auch das Dichterwort: „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte." Man gewinnt den Eindruck, daß heute mehr denn je seine Würdigung als Feldherr unter parteipolitischem Gesichtswinkel erfolgt. Von ihm wird noch besonders zu sprechen sein.

Franz Frhr. v. Berchem



Diplomatie und Militär

Der Gegensatz zwischen Diplomatie und Militär wird nie aufhören zu bestehen. Da aber die Völkerschicksale durch die Federn der Diplomaten und die Bajonette der Soldaten bestimmt werden, muß der Gegensatz dieser aufeinander angewiesenen Machtfaktoren eines Staates überbrückt werden. Staatsmann und Feldherr müssen sich in ihrer verantwortungsvollen Arbeit unterstützen und ergänzen, wenn ihnen Mißerfolge erspart bleiben sollen. Seit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht ist diese wechselseitige Verpflichtung noch gewachsen. Das Volksheer, das die Kraft eines Volkes am unmittelbarsten verkörpert, muß in einem Kriege für seine großen Opfer an Gut und Blut fordern, daß es von den Diplomaten nicht im Stiche gelassen wird. Die Verantwortung der Diplomaten dem ganzen Volke gegenüber hat daher besonders im modernen Kriege immer mehr zugenommen. Sie ist nicht geringer als die der militärischen Führer.

Es wäre ein großer Irrtum, zu glauben, daß der Diplomat, der sich als Sieger an den Verhandlungstisch setzen kann, im Volksinteresse handelt, wenn er den Besiegten durch die Friedensbedingungen in jeder Weise zu knechten und auszusaugen versucht. Jener Diplomat erweist seinem Volke einen schlechten Dienst. Alle einem Volke auferlegten maßlosen Demütigungen sind Wunden im Volkskörper, die nie vernarben. Ein Zuviel beim Friedensschlusse birgt meist neue Kriege in seinem Schoße. Die Geschichte hat dafür nur zu viele Beispiele. Hier sei nur auf Napoleons Raubkriege und Eroberungsfrieden hingewiesen, die Frankreich zwanzig Jahre nicht zur Ruhe kommen ließen, das Blut von Tausenden kosteten und schließlich mit einem Zusammenbruch endeten.

Aber auch durch das Zuwenig bei den Friedensbedingungen ist schon manches Volk um die Früchte seiner Siege durch die Diplomaten gebracht worden. Der Wiener Kongreß 1814—1815 sei als Beispiel genannt. Preußen war die Seele der Abrechnung mit Napoleon gewesen und hatte, da es die stärksten Opfer in diesem großen Völkerkriege gebracht hatte, die nur zu berechtigte Hoffnung, eine besondere Berücksichtigung seiner Großmachtinteressen bei den Friedensverhandlungen zu finden. Im Hauptquartier waren die Blicke vorwiegend nach Westen gerichtet, um eine sichere Grenze gegen Frankreich zu bekommen. Außer diesen Forderungen vom militärischen Standpunkte aus, hofften die deutschen Patrioten auf eine Lösung der deutschen Frage. Jedoch vergebens hatten begeisterte Sänger wie Schenkendorf im Lied nach dem „deutschen Kaiser“ gerufen. Vergeblich hatte der greise Blücher den König von Preußen nach dem entscheidenden Siege von Belle-Alliance gebeten: „die Diplomaten dahin anzuweisen, daß sie nicht wieder das verlieren, was der Soldat mit seinem Blut errungen hat“. Den preußischen Unterhändlern ging in Wien bald die Initiative verloren, vor allem durch das überzeugte Festhalten an dem dualistischen Programm, das heißt an der Gemeinsamkeit Österreichs und Preußens in Deutschland, anstatt zielbewußt nur die eigenen Wege zu gehen. Sie übersahen dabei vollständig, daß Fürst Metternich in meisterhafter Intrige gerade die Mittelstaaten Deutschlands — vor allem wollte Preußen seine alten Wünsche auf Sachsen erfüllen — zu stärken und zu erhalten suchte, um sie gegen den Nebenbuhler auszuspielen zu können. Zu dieser Täuschung über die wahre Gesinnung Österreichs kam noch, daß Preußen auch von den englischen, russischen und französischen Diplomaten in die Hinterhand gedrängt wurde, die nicht zulassen wollten, daß im Herzen Europas ein mächtiger deutscher Staat erstehe. Mit allen Mitteln der diplomatischen Kunst verstand es vor allem Talleyrand, der das besiegte Frankreich mit der gleichen Selbstverständlichkeit vertrat, wie früher den siegreichen Napoleon, seinem Staate wieder Sitz und Stimme im Areopag der europäischen Großmächte zu verschaffen und den Absichten des gefährlichen preußischen Nachbars entgegenzuarbeiten. Die Folge davon war, daß nicht einmal die Herausgabe des geraubten Elsaß von dem besiegten Frankreich an Preußen durchgesetzt werden konnte. So kam es, daß das Ergebnis

des Wiener Kongresses weder ein diplomatischer Erfolg für Preußen war, noch der Lohn für das, was das preußische Volk an Opfermut und Tapferkeit in der Zeit des Befreiungskrieges geleistet hatte.

Wenn den militärischen Erfolgen eines Blücher und Gneisenau die Unterstützung durch eine starke und zielbewußte Diplomatie versagt blieb, so war es Preußen vom Schicksal beschieden, daß es 50 Jahre später in Bismarck und Moltke den Staatsmann und Feldherrn fand, die imstande waren, alle die unerfüllten Wünsche des Jahres 1815 durch gemeinsames Handeln zu verwirklichen. Das preußische Heer unter seinen ausgezeichneten Führern war für Bismarck der nie versagende Vollstrecker seiner Entschlüsse. Weil er wußte, daß nur die Macht im Leben der Völker gilt, war es ihm klar, daß die deutsche Frage „durch Blut und Eisen" gelöst werden mußte. Die Sicherheit seiner diplomatischen Entschlüsse und die unbeirrbare Erkenntnis des Notwendigen wurden nicht getäuscht. Der Weg zur deutschen Einheit erschloß sich auf dem Schlachtfelde von Königgrätz. Preußen wurde nach dem Ausscheiden Österreichs der natürliche Mittelpunkt des zukünftigen Deutschland. Mit beispielloser Sicherheit hat Bismarck bei den damaligen Friedensverhandlungen zu Nikolsburg zwei Ziele vor allem im Auge behalten: schnell zum Abschluß zu kommen, damit Napoleon nicht Zeit gewinne, sich einzumischen, sowie Österreich und die süddeutschen Staaten zu schonen, um mit ihnen schon im Hinblick auf die noch kommende Auseinandersetzung mit Frankreich ein freundschaftliches Verhältnis zu erhalten. Der Minister hatte einen harten Kampf mit seinem königlichen Herrn zu bestehen, ehe es ihm gelang, seine Ansicht durchzusetzen. König Wilhelm wollte darauf bestehen, daß auch Österreich und die süddeutschen Staaten durch Gebietsabtretungen gestraft würden. Der ganze unbeirrbare diplomatische Scharfblick Bismarcks offenbart sich hier, daß er in weiser Voraussicht „der historischen Konsequenz" nicht zu viel oder zu wenig forderte, sondern es für politisch geboten hielt, „sich nach einem Siege nicht zu fragen, wieviel man dem Gegner abdrücken kann, sondern nur zu erstreben, was politisches Bedürfnis ist". Er fährt dann in den „Gedanken und Erinnerungen" fort: „Die Verstimmung, die mein Verhalten mir in militärischen Kreisen eintrug, habe ich als die Wirkung einer militärischen Ressortpolitik betrachtet, der ich den entscheidenden Einfluß auf die Staatspolitik und deren Zukunft nicht einräumen konnte." (Band II, Kapitel 20: Nikolsburg.) Die Geschichte hat Bismarck recht gegeben, daß er 1866 durch seine Politik der Mäßigung auch der Armee den besten Dienst erwies. Er erreichte, daß die süddeutschen Staaten sich nicht zu einer „französischen Filiale" ausbildeten, sondern 1870 Schulter an Schulter mit Preußen gegen den alten deutschen Erbfeind kämpften.

Ein Kapitel für sich ist die Staatskunst Englands, deren skrupellose Rücksichtslosigkeit jahrhundertelang mit der Welt ihr egoistisches Spiel trieb, deren sicheres zielbewußtes Arbeiten aber anerkannt werden muß. Englands äußerst geschickte Diplomatie, die mit erfolggewisser Entschlossenheit jede sich bietende Gelegenheit zum eigenen Vorteil auszunutzen verstand, wurde nicht unwesentlich unterstützt durch den Nimbus seiner die Meere beherrschenden Flotte und durch die günstige insulare Lage, die es auch ohne ein eigenes Volksheer gegenüber den europäischen Festlandsstaaten schützte. England konnte daher sein Weltreich aufbauen, ohne der eigenen Volkskraft zu große Opfer aufzuerlegen. Es ließ dafür andere Völker für sich bluten. Der Schilling spielte in Gestalt von Hilfsgeldern dabei keine geringe Rolle. Ein Beispiel für viele ist das Verhalten Englands im Siebenjährigen Kriege, während dem es sich verpflichtete, Friedrich den Großen mit Geld zu unterstützen, nur um während des Krieges in Mitteleuropa Frankreichs amerikanische Besitzungen an sich zu bringen. Als dies erreicht war, ließ das „perfide Albion" den Bundesgenossen im Stich. Nur um den Nebenbuhler Frankreich unschädlich zu machen, war England im 18. Jahrhundert die Seele der großen Allianzen und Koalitionen, und nicht aus dem idealen Grunde der Erhaltung des europäischen Gleichgewichts, wie seine Diplomaten der Welt vorzutäuschen verstanden. Es war eine logische Folge der englischen Politik, daß es auch das mächtig gewordene Deutschland lästig empfinden mußte, und wieder

griff es nach dem so oft erprobten Mittel. Es brachte eine große Koalition gegen Deutschland zusammen, mit deren Hilfe es den unbequemen Konkurrenten zu erdrosseln hoffte. Es beabsichtigte, sich bei diesem Kriege wieder wie früher hauptsächlich nur als Bankier und Zuschauer zu beteiligen, um schließlich die durch das Blut seiner Verbündeten erkaufte Beute einzustreichen.

Im Weltkriege hatte sich die englische Diplomatie insofern verrechnet, als sie die deutsche Widerstandskraft zu gering veranschlagte. England mußte sich zur Einführung der allgemeinen Wehrpflicht entschließen, und blutige Opfer bringen. Gleichzeitig ließ die englische Diplomatie aber nichts unversucht, immer neue Völker gegen uns mobil zu machen. Die halbe Welt stand schließlich gegen uns in Waffen. Trotzdem warfen wir die Gegner, verjagten Dynastien und hielten große Teile feindlichen Gebietes besetzt. Aber gerade diese beispiellosen Erfolge auf dem Schlachtfelde wurden Deutschlands tragisches Verhängnis. Unsere Siege wurden nicht rechtzeitig politisch ausgewertet durch einen „möglichen" Frieden. Die deutschen Erfolge waren zu groß, als daß die militärischen Führer trotz der ungeheueren feindlichen Übermacht den festen Glauben an den Endsieg verloren hätten. Die Bedenken unserer damaligen Staatsmänner waren zu zaghaft und unentschlossen. Man hörte nicht auf sie. So wurde der Krieg von den Soldaten allein geführt, nicht nur auf strategischem und taktischem, sondern auch auf politischem Gebiet. Da es aber nicht Sache des Militärs ist, den Krieg auch politisch zu führen, ist der Vorwurf gegen die Oberste Heeresleitung, daß sie sich über das Maß des politisch Erreichbaren getäuscht habe, unberechtigt. Deutschland wurde geschlagen, weil seine starken militärischen Kräfte nicht durch gleich starke diplomatische unterstützt und ergänzt wurden, die es verstanden, den Frieden zu schließen, als wir dies unbesiegt noch hätten tun können.

Über unserem zusammengebrochenen Volke haben die Sieger ihren Frieden verkündet, einen Frieden der gepanzerten Faust, einen Frieden der Willkür ohne vernünftige Mäßigung. Unsere Feinde haben nichts aus der Geschichte gelernt, und vergaßen, daß jeder Gewaltfrieden ein Frieden der Unbeständigkeit ist, der schließlich auch dem Sieger zum Unheil ausschlagen muß, wenn nicht die bessere Einsicht durchdringt.

Dr. Johannes Hofmann



Wohnungsnot

Alle wirtschaftlichen Fragen beginnen und enden heute bei der Wohnungsnot. Nicht die kleinste Stadt, nicht einmal die Dörfer sind von dieser Not verschont geblieben. In der Großstadt ist sie nachgerade unerträglich geworden. Täglich melden die Zeitungen von Eheschließungen, aber von Familien- und Haushaltgründungen kann keine Rede sein.

Gewiß, hier und da sieht man schon wieder Neubauten erstehen, an den Grenzen der Stadt, Ein- und Zweifamilienhäuser zumeist, und durchweg kleiner, als sie vor dem Kriege gebaut wurden. Wer Geld hat — viel Geld! — kann sich den Luxus des Bauens gestatten. Wenn weniger Bemittelte aus der Stadt heraus und zu einem eigenen Heim gelangen wollen, müssen sie sich schon mit einem „Unterstand" begnügen oder sie sind auf fremde Hilfe angewiesen, auf die Hilfe Privater oder die Hilfe von Stadt und Staat.

In der Tat beginnen jetzt einzelne Städte größere Summen zur Hebung der Bautätigkeit aufzuwenden. So hat z. B. der Hamburgische Staat nicht weniger als 200 Millionen Mark zur Förderung des Kleinwohnungsbaues bewilligt, insbesondere zur Gewährung von Beihilfedarlehen an Private und gemeinnützige Bauvereine.

Das ist der Anfang. In den kommenden Jahren wird man voraussichtlich noch ganz andere Opfer bringen müssen. Dabei bleibt es immer noch zweifelhaft, ob Beihilfen dieser Art überhaupt ihren Zweck erfüllen, ob sie am Ende doch nicht nur einen Tropfen auf den heißen Stein bedeuten. Wir kennen die Preise von morgen und übermorgen nicht, wissen nicht, wie die Lohnverhältnisse übers Jahr sein werden; nicht zu reden von allen möglichen Hindernissen, die dem Wohnungsbau unvermutet in den Weg treten können.

Bei dieser Ungewißheit und Unsicherheit der Zukunft ist es doppelt geboten, keinen Pfennig zu verschwenden, alle Gelder aus öffentlichen Mitteln so zweckdienlich wie möglich zu verwenden und vor allem zu vermeiden, daß kostspielige Hilfeleistungen durch anderweitige Maßnahmen wertlos gemacht werden.

Wenn z. B. in demselben Augenblicke, in dem es einer Anzahl Großstädter durch städtische oder staatliche Beihilfen ermöglicht wird, sich außerhalb der Stadtgrenzen ein Heim zu begründen, die Bahnfahrt im Vorortsverkehr der betreffenden Stadt ganz erheblich verteuert und von der Stadtverwaltung nichts unternommen wird, weiteren Preiserhöhungen auf den Vorortsbahnen entgegenzuwirken, so heißt das schlechterdings nichts anderes, als mit der andern Hand wieder nehmen, was man mit der einen Hand gegeben hat.

Es ist ein verhängnisvoller Irrtum in der Verkehrspolitik vieler Großstädte, daß man sich von der Rentabilität jener Bahnen, die den Verkehr von der Stadt ins nächste Umland vermitteln, eine ganz falsche Vorstellung macht. Man fordert als Mindestleistung, daß sich diese Bahnen rechnerisch selbst tragen. Geschieht das nicht, so schreitet man zu Verkehrseinschränkungen oder Preiserhöhungen. Und wenn auch diese Mittel nichts verschlagen, was in den letzten Jahren oft genug zu beobachten war, ist man ratlos. In Wirklichkeit kann sich eine solche Bahn sehr wohl bezahlt machen, auch wenn sie Jahr für Jahr Zuschüsse erfordert. Man darf nur nicht den eigentlichen Zweck der Verkehrsmittel großstädtischer Umgebung aus den Augen verlieren. Eine Bevölkerung, die zwischen den Großstadtmauern gesundheitlich und sittlich verkommen muß, weil sie die immer teurer werdenden täglichen Fahrten nach gesunden Wohnstätten oder festtägliche Fahrten ins Grüne nicht mehr bezahlen kann, bedeutet vom staatswirtschaftlichen Standpunkt aus betrachtet eine Last: das sind die Menschen, für welche die kostspieligen großstädtischen Hilfs- und Abwehreinrichtungen (Krankenhäuser, Fürsorge-, Strafanstalten usw.) in erster Linie in Frage kommen. Will eine Großstadt wirklich kaufmännisch klug mit der Menschenkraft ihrer Bevölkerung wirtschaften, so wird sie einesteils durch einen rechtzeitigen Druck auf die Verkehrsbetriebe, andererseits aber durch sehr beträchtliche finanzielle Unterstützung der Bahnen und Schiffahrtsgesellschaften, die den Verkehr mit der Stadt vermitteln, die Fahrpreise im Vororts- und Nahverkehr auf ganz geringer Höhe halten. Diese Fahrpreise müssen notwendigerweise so gering sein, daß sie diejenigen, die hinausstreben ins Freie, nicht abschrecken. Die sonntäglichen Fahrten ins freie Land müssen unter allen Umständen die billigsten Vergnügungen der Großstädter sein. Wenn Kino und andere großstädtische Freuden ähnlicher Art billiger zu haben sind, ist die Stadtbevölkerung in Gefahr, rasch zu verkommen; und zwar — wie schon angedeutet — unter Umständen, die Stadt und Staat ungeheure Kosten verursachen.

Aus dem gleichen Grunde müssen natürlich auch die täglichen Fahrten von der im Freien liegenden Wohnstätte zur Arbeitsstelle und die Rückfahrten im Preise so niedrig gehalten sein, daß dadurch Miete oder Wohnzins nicht wesentlich erhöht werden. Unter diesen Umständen ist die Frage sehr dringend eingehender Erwägung zu empfehlen, ob eine Stadtverwaltung, die der Wohnungsnot abhelfen will, nicht besser täte, wenn sie, anstatt finanzielle Beihilfen zum Kleinwohnungsbau zu gewähren, ihre Millionen hergäbe, um in der oben angegebenen Weise die Fahrpreise zu verbilligen. An einer Stelle muß doch gezahlt werden, es fragt sich nur, wo die Hilfe am dienlichsten ist und — nicht zu vergessen! — auf welche Weise am ehesten gespart werden kann.

Absichtlich ist hier die ganze Angelegenheit vom nüchternen rechnerischen Standpunkt aus betrachtet worden. Denn die Stellen, die schließlich über diese Dinge zu entscheiden haben, sind nun einmal gewohnt und sind auch gezwungen, sich nach rechnerischen Grundsätzen zu entschließen. Es darf aber zum mindesten der Hinweis nicht vergessen werden, daß der lebendige Mensch vor der toten Sache allemal den Vorrang haben sollte, d. h. daß da, wo es sich um das gesundheitliche und sittliche Wohl eines großen Teiles unseres Volkes handelt, selbst die größten Kosten — sofern sie überhaupt nur aufzubringen sind — nicht gescheut werden dürfen.

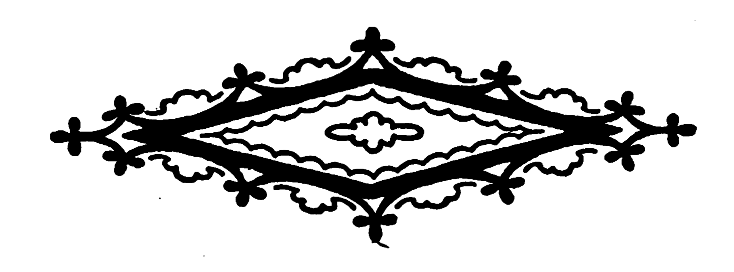
Übrigens sollte man bei der Erörterung der Fragen, die unser Volksleben betreffen, eins nie vergessen: Der Weg, den echter Idealismus vorschreibt, pflegt auch letzten Endes rein rechnerisch der beste, der gangbarste zu sein.

Alma Hedin, die Schwester des berühmten Asienforschers, hat vor etwa zwei Jahren zum Zwecke sozialer Studien eine Reise nach den Vereinigten Staaten unternommen. Ihre besondere Aufmerksamkeit galt den reichen Wohlfahrtseinrichtungen auf den riesigen Industriewerken und in den großen kaufmännischen Betrieben. Mit Staunen sah sie die großartig eingerichteten Erholungsräume, Bäder, Spielplätze, Büchereien, Kinos u. dgl. Und immer wieder drängte sich ihr die Frage auf die Lippen: Wie ist es möglich, die ungeheuren Kosten für diese Dinge zu bestreiten? Die lakonische Antwort, die sie stets erhielt, lautete: Es macht sich bezahlt.

Wir könnten wie in manchen andern Dingen so auch hier von den Amerikanern lernen. Vor allem die führenden Personen unserer Großstädte sollten sich daran gewöhnen, in den wichtigen Fragen, die weit in die Zukunft unseres Volkes hineinreichen, Herz und Auge zu öffnen und weit hinauszuschauen. Sie werden dann nicht anders können, sie werden die Wohnungs- und Verkehrsfragen — heute und auf lange Zeit hinaus das A und O aller Großstadtpolitik — in wahrhaft großzügiger Weise lösen; sie werden nicht nehmen mit einer Hand, was sie mit der andern gegeben haben.

Und in mehr als einem Sinne gilt das Amerikaner-Wort: Es macht sich bezahlt!

Dr. R. Kraut





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Der Wahrheit die Ehre!

Joh. Schlaf ist schon früher im „Türmer" zu Wort gekommen; wir geben ihm auch jetzt Gelegenheit, sich auszusprechen, ohne zu seiner astronomischen Theorie Stellung zu nehmen. D. T.

Am 12. Oktober hatte ich Gelegenheit, im Berliner Künstlerhause einen Vortrag über „Die Erde, nicht die Sonne" zu halten. Mit Bezug auf diesen hat der bekannte Astronom und Herausgeber des „Sirius", Dr H. H. Kritzinger, in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" folgende Notiz gebracht:

„Johannes Schlaf sollte am Mittwoch im Künstlerhaus dadurch eine besondere Ehrung bereitet werden, daß man ihn kurz vor seinem 60. Geburtstag einen Vortrag über seine geozentrischen Phantasien unter dem Thema „Die Erde, nicht die Sonne" halten ließ. Seit zwölf Jahren bemüht sich der auf anderen Gebieten durchaus geschätzte Schriftsteller, die astronomischen Tatsachen so umzudeuten, daß sie seiner vorgefaßten Meinung als Kulissen dienen könnten. Er befindet sich dabei in dem Glauben, daß die astronomische Fachwissenschaft für dies monomane System zuständig sei, während in Wahrheit die exakte Wissenschaft damit nichts zu tun hat. Der Rückläufigkeit der Planeten und Kometen steht er völlig verständnislos gegenüber. Einmal heißt es, daß wir ‚vor die vollendete geozentrische Tatsache gestellt' seien, und ein andermal, ‚daß die Keplerschen Gesetze erhalten bleiben'. Die ‚philosophische Orientierung' des Redners zeigt sich darin, daß er in diesen Phantasmen einen ‚unerschütterlich sicheren Grund' für unsere Erwägungen über ‚Gott und die Menschheit' endlich gefunden hätte. Der Vortrag, der auch nicht einmal stilistisch die Erwartungen der wenigen Hörer, die mit abbröckelndem Interesse allmählich den Saal verließen, erfüllte, dürfte trotz liebevoller Beifallsäußerungen der Freunde seinen Zweck wesentlich verfehlt haben."

Diese Zeilen bieten ein Musterbeispiel dafür, wie eine ehrliche Kritik **nicht** sein soll!

Herr Dr Kr. faßt sich dahin zusammen, daß mein Vortrag „seinen Zweck wesentlich verfehlt" habe.

Nun, das „Wesentliche", also der Gegenstand, um den es sich handelte, war das **Sonnenfleckenphänomen** und seine von mir sehr eingehend an den bekannten drei Epsteinschen Fleckentafeln dargelegte geozentrische Konsequenz. Hätte mein Vortrag also seinen Zweck „**wesentlich** verfehlt", so hätte Herr Dr Kr., als ein Kritiker, der seine Sache gewissenhaft nimmt, nachzuweisen gehabt, daß meine Darlegungen bezüglich des Fleckenphänomens und der Epsteinschen Tafeln unstichhaltige wären. Aber über dies „**Wesentliche**", also über den **Gegenstand meines Vortrages überhaupt**, findet der Leser in Dr Kr.s oben angeführten Zeilen keine Silbe! —

Und zwar ungeachtet, daß 1. das Fleckenphänomen dahin lautet, daß die Sonnenflecke, höchst auffallenderweise, immer auf ein und demselben besonderen Gebiet der Sonnenoberfläche entstehen; nämlich so gut wie alle großen (etwa 92 bzw. 95 v. H.) auf Rückseite der Sonne, von wo sie um den Ostrand herum aufgehen; alle auf Vorderseite entstehenden Flecke aber auf Osthälfte der letzteren; und daß die geozentrische Konsequenz dieser Erscheinung sich ganz unmittelbar darbietet, wie ich in meinen Schriften „Die Erde — nicht die Sonne" (Dreiländerverlag, München 1919) und besonders in „Neues zur geozentrischen Feststellung" (J. G. Holzwarth, Rothenfelde i. Teutob. Wald) ausführlicher nachgewiesen habe;

2. daß mir inzwischen — von Prof. Plaßmann und Prof. Epstein — ein Zugeständnis in dem Sinne wurde, das Fleckenphänomen biete auch der Fachwissenschaft ein „Rätsel", dem sie nicht anders gegenüberstehe als achselzuckend der Arzt einem „hoffnungslosen Patienten", und daß die Erscheinung, wenn sie als solche zu Recht besteht, nicht mehr kopernikanisch vereinbart werden kann;

3. daß ein Versuch Prof. Epsteins, das Fleckenphänomen nachträglich als solches zu beseitigen, von mir an Epsteins eigenen Fleckentafeln als ein bloßes Mißverständnis nachgewiesen werden konnte (vgl. besonders „Neues zur geoz. Feststellung"), demgegenüber die Epsteinschen Tafeln selber das Phänomen lediglich von neuem auf das schlagendste bestätigten!

Das alles war der von mir sehr eingehend ausgeführte Gegenstand meines Vortrages, dessen ungeheuere kritische Wichtigkeit deutlicher und zwingender gar nicht am Tage liegen konnte! —

Ich frage, ist Herr Dr Kr. auch nur durch das geringste berechtigt, meinen Vortrag seinem Zwecke nach als „wesentlich" verfehlt zu bezeichnen? War er angesichts der offenbarsten kritischen Bedeutung des Gegenstandes nicht vielmehr geradezu verpflichtet, auf ihn einzugehen? Statt dessen erwähnt er ihn noch nicht mal! Nicht mit der leisesten Silbe! Schlüpft er auf das vollkommenste über ihn hinweg! Warum? Der Leser, der inzwischen aufgemerkt haben wird, kann sich's, denk' ich, nachgerade selber beantworten: Eben weil es schon zu „kitzlich", zu „gefährlich" war, dem Leser der „Dtsch. Allgem. Ztg.", der dem Vortrag nicht beigewohnt hatte, zu verraten, wovon er denn in Wahrheit eigentlich gehandelt hatte. —

Dafür untergräbt mein Herr „Kritiker" aber frisch drauflos meinen guten Ruf (denn darauf läuft's hinaus) mit unbewiesen hingeworfenen Redewendungen wie „geozentrische Phantasien", „vorgefaßte Meinung", „dies monomane System", mit dem „in Wahrheit die exakte Wissenschaft nichts zu tun" hätte; die exakte Wissenschaft, von der mir inzwischen doch „in Wahrheit" bereits so schwer wiegende Zugeständnisse wie das oben angeführte Plaßmannsche und Epsteinsche wurden!

Ich denke, eine raffiniertere und unstatthaftere Weise, eine ehrliche, ernstlichster Beachtung dringend werte Sache öffentlich totzuschlagen, kann es nicht geben, als sie hier von Herrn Dr H. H. Kritzinger gehandhabt wird! Raffiniert bis auf die Redewendung, daß die „wenigen Hörer" (in Wahrheit waren es reichlich über 200, und es waren von vornherein überhaupt nicht mehr als 200 Karten ausgegeben worden!) mit „abbröckelndem Interesse allmählich den Saal verließen". In Wirklichkeit haben im Verlaufe des Vortrages etwa ein Dutzend Damen nach und nach den Saal verlassen, die sich wohl insofern enttäuscht gefühlt hatten, als sie auf eine „poetische Behandlung" des Gegenstandes gefaßt gewesen waren. Der übrige „Rest" der Zuhörerschaft ist mir aber mit bester Aufmerksamkeit bis zum letzten Wort gefolgt und hat meinen Ausführungen mit ehrlichem Beifall gedankt. Als Zeichen, wie man sich interessiert hatte, kann ich noch erwähnen, daß nach Schluß des Vortrages eine ganze Anzahl von Zuhörern an mich herantraten und sich Titel und Verlag meiner geozentrischen Schriften notierten bzw. noch diese und jene Aufklärung von mir erbaten. So hat es sich in Wahrheit verhalten.

Joh. Schlaf (Weimar)

„Einsam, arm und alt“

Der Aufsatz von Hans Schönfeld in der Türmernummer 12 (September) deckt zu tiefes Leid auf, als daß wir uns mit den darin enthaltenen Anregungen begnügen können. Das will ja natürlich der Verfasser auch mit seinen Ausführungen: wir sollen die Tat folgen lassen. Doch erscheinen mir die angezeigten Wege nicht gangbar genug. Es gibt einen andren, der vielleicht schneller zum Ziele führt.

Wer weiß, wie heutzutage Siedlungen zustande kommen, wird einsehen, daß da wohl selten verarmten alten Menschen, die wahrlich nicht wertlos für unser Volk sind, eine Stätte des Friedens geboten werden kann. Nur verstreut finden wir auch in Siedlungen edle Menschen, die um ihres Volkes willen siedeln und die Urbarmachung von Land auch wirklich als etwas Heiliges fühlen. Die größere Zahl siedelt aus einem allerdings nicht unedlen Eigennutz, sofern sie zunächst gezwungen ist, an sich selbst zu denken. Auch „Jugendverbände, Freundschaftsbünde und all die Gemeinschaften, zu denen sich lebensfrohe Jugend zusammentut“, sind meist noch viel zu laut, als daß sich die stillen Alten in ihrer Mitte wohl fühlen würden.

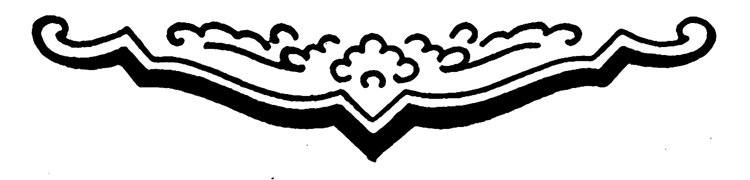
Und doch gibt es einen Weg. Die Not kann behoben werden. Auch in der Jugend und im mittleren Alter gibt es stille Menschen, die noch das Gefühl der Verehrung für die jetzt alten, einstmals jungen Kämpfer tiefinnerlich besitzen. Auf diese Einzelnen kommt es hier an. Sie können die geistige Not der Alten wenigstens lindern. Ich erwarte nicht so viel von Verbänden und Organisationen. Diese Not kann am besten der treue, aufmerksame Einzelmensch beheben.

Mein Vorschlag geht deshalb dahin: Einige übernehmen die Arbeit der Vermittlung von Anschriften geistig vereinsamter Volksgenossen. Alle, die helfen wollen, erhalten durch sie Namen und Anschrift geistig Darbender, mit denen sie persönlich oder brieflich in Verbindung treten. Wenigstens einem dieser armen Volksgenossen eine Zeitung oder Zeitschrift zu halten und ein gutes Buch zu geben und darüber Gedankenaustausch mit ihm zu pflegen: das muß für jeden edlen jungen Menschen ein Weihedienst sein. Ich weiß auch manch reines junge Mädchen, das in dieser Weise für einen alten Menschen sorgen zu dürfen als ein Gottesgeschenk empfinden würde.

Wer wahrhaftig unserem großen Meister von Nazareth nachleben will, wird auch bald die Mittel finden zu dieser Hilfe. Er wird bei dem Hilfebedürftigen bescheiden um die Erlaubnis zu helfen bitten; denn ihm wird eben durch seine Tat an sich das schönste Geschenk. Und ist erst die geistige Not gelindert, so kann auch manches zur Abstellung der materiellen geschehen.

Wir müssen den Weg zueinander finden. Das geht am besten von Mensch zu Mensch. Auch ich weiß mir nichts Schöneres, als wenn alt und jung an einem Tische sitzen: die Jugend mit Ehrfurcht im Herzen, die Alten aus Liebe zu den Jungen.

Will Chemnitz



Literatur, Bildende Kunst, Musik

Ein deutsch-amerikanischer Dichter

Der Tod hat in letzter Zeit unter unsren deutschen Schriftstellern aufgeräumt. Auf Cäsar Flaischlen folgten Karl Hauptmann, Ludwig Thoma, Max Bewer, der überaus national gesinnte Bismarck-Verehrer, und soeben Anna Ritter und Marx Möller. In Nordamerika starb noch nicht sechzigjährig in denselben Monaten die vielleicht stärkste dichterische Begabung unter den dortigen Deutschen: Konrad Nies (zu Alzey in Hessen geboren, seit 1883 in Amerika).

Die deutschen Leser haben im allgemeinen wenig Fühlung mit unsren dichtenden Ausland-Deutschen. Und so dürften Erinnerungen von Klara Ruge, die wir im Sonntagsblatt der sozialistischen „New Yorker Volksztg." finden, Teilnahme erwecken.

„Als ich Nies vor wenigen Jahren zuletzt sah, hatte er immer noch etwas Jugendhaftes in der Erscheinung. Schlank, reiches dunkelblondes Haar über dem feingeschnittenen Gesicht und ein halb spöttisches, halb kindliches Lächeln in den Augen und Mundwinkeln. So ist er mir in der Erinnerung geblieben.

Seine Neuyorker Freunde, für die er oft jahrelang stumm blieb, wenn's ihm gerade so paßte, und die er dann wieder zu seinen Freunden zählte, sobald er in Neuyork war und etwas ‚unternahm': sie wußten alle, daß sie ihm nicht abschlagen konnten, sich für ihn ins Zeug zu legen, denn seine naive Liebenswürdigkeit entwaffnete alle. Man war sofort wieder auf dem alten freundschaftlichen Fuß, wenn man ihn wieder sah.

Ich lernte Nies kennen, als ich erst ganz kurze Zeit in Neuyork weilte. Es war in einer größeren Gesellschaft bei einer deutschen Frau, die längst nicht mehr lebt. Sie hatte Nies und seine Familie bei sich zu Gaste, weil diese im Begriff standen, Neuyork zu verlassen, um nach dem Westen zu ziehen. Durch die gemeinsamen Bekannten erfuhr er, daß ich auch mit der Feder arbeitete, auch daß ich via Venezuela nach Neuyork kam. Deshalb wollte er mich kennen lernen, besonders da ihn die fernen Länder interessierten.

In den folgenden Jahren kam Nies öfters auf seinen Vortragstouren nach Neuyork. Ich hörte ihn sein schönes, nach meinem Geschmack schönstes Gedicht „Die Rache der Wälder" vortragen. Hier deckte sein großes Formtalent ein Motiv, das von Bedeutung war und dem er die Fassung gegeben hatte, in der es zu voller Wirkung kam. Ganz besonders zum Vortrage eignet sich diese Dichtung vorzüglich, in der er seinem Empfinden gegen den Vandalismus der amerikanischen Wälderschändung den poetischen Ausdruck gab. Und natürlich konnte Nies selbst alle Tiefen und Höhen am besten herauslösen.

Es kamen dann mehrere Jahre, in denen ich Nies nicht sah, aber ich blieb in brieflicher Verbindung mit ihm. Er war sehr leidend, lebte in St. Louis, hatte aber seine Lehrerstelle dort aufgeben müssen. Man zweifelte daran, daß sein Leben erhalten bleiben könne. Es wurden Vortragsabende von Nies' Dichtungen zu seinem Besten veranstaltet. Vor allem war es ein Neuyorker Freund, Friedrich Michel, der unermüdlich für Nies tätig war.

Nies erholte sich. Aber eine Schulstellung, die überhaupt für seine Wesenheit nicht paßte und ihn nicht befriedigte, konnte er nicht mehr annehmen.

Sein erster Gedichtband „Funken" war nun erschienen. Viele Liebesgedichte, viele Heimatgedichte. Die Heimat war natürlich Deutschland. Er gehörte zu den deutsch-amerikanischen Dichtern, die die Deutschlandsehnsucht nie los werden konnten. Das ‚Heimweh' durchzittert so viele seiner Gedichte. Mit Amerika, überhaupt mit dem modernen Leben, hat er sich nur selten auseinandergesetzt. Gerade deshalb ist „Die Rache der Wälder' eine ganz ausnahmsweise gelungene Schöpfung. Damit soll aber durchaus nicht behauptet werden, daß nicht auch viele andere Gedichte von Nies von echter Schönheit sind. Er war ein hervorragender Künstler der Form. Nur vielleicht allzu sehr. Er blieb den alten Formen treu. Ein Epigone von Geibel, Heyse und verwandten Dichtern. Aber in seiner Weise jedenfalls von Bedeutung. Ein wirkliches Talent. Ganz besonders bevorzugte er das Sonett...

Nies lebte fast ausschließlich im Deutschtum. Das Große der Zeit, Industrie, Technik, die sozialen Kämpfe sah er nur aus der Perspektive. Aber trotzdem wäre es unrichtig, ihn als einen einzuschätzen, der sich von der Welt der Arbeit mit Absicht abgewendet hatte. Das lag seiner Gemütsart ferne. Nur war es ihm nicht gegeben, den direkten Kontakt zu finden.

Aus alledem kann man aber auch verstehen, daß er, als der Weltkrieg ausbrach, deutscher Patriot wurde. Zum internationalen Sozialismus hatte er sich nie durchgearbeitet. Und sogar so viele, die sich dem zugeschworen hatten, sind dann die richtigen Hurrapatrioten geworden.

Als ich die letzten Male mit Nies zusammen war, entdeckte ich auch leider, daß er für eine der der Wirklichkeit abgewandten Doktrinen ernstes Interesse gewonnen hatte. Die Theosophie, die wieder Mode geworden ist, diese Spielerei mit der ‚Selbstvervollkommnung' hatte ihn gefangen genommen. Wie weit er sich schließlich hinein vertieft hat, kann ich aber nicht beurteilen, denn seit er in Denver und in seinem ‚Waldnest' bei San Franzisko lebte, habe ich ihn nur noch einmal gesehen, als er auf einer Vortragstour sehr kurze Zeit in Neuyork weilte.

Nun ist Nies in seinem Waldnest, das er sehr liebte, verschieden. Einer weniger unter den wirklich poetisch begabten Deutschen in Amerika!"

Soweit diese Sozialistin. Von dem Gedicht „Die Rache der Wälder" mögen einige Strophen einen Begriff geben:

Des Nachts, wenn die Sonne im Meere entschwand
und die Wolken im Sturme jagen,
da geht in den Lüften ein Brausen durchs Land,
wie geächteter Rechte Klagen.

Aus den Catskills kommt's, wo die Eichen wehn,
aus Pennsylvaniens Gebreiten,
von den Tannen von Minnesotas Seen,
aus Texas' waldigen Weiten;

aus den Föhren und Fichten bricht es hervor
in Kolorados Gesteinen,
aus den Rotholzriesen am goldnen Tor,
aus den Zedern in Floridas Hainen.

Aus Ost und West, aus Süd und Nord,
durch Klüfte und Felsen und Felder
erschwillt er im donnernden Sturmakkord,
der Racheruf der Wälder:

„Wir wuchsen und wuchsen viel tausend Jahr
bei der Wildnis rotem Sohne;
wir boten ihm Obdach und Waffe dar,
und Liebe ward uns zum Lohne.

Wir sproßten in Frieden, wir grünten in Ehr',
wir schützten und schirmten die Lande.
Da brachen die Bleichen waldein übers Meer
und lösten die heiligen Bande.

Sie danken uns Heimat, sie danken uns Herd,
die Bleichen, die Feigen, die Feinen,
doch dankbar verwüsten, von Habgier verzehrt,
das Mark sie von Wäldern und Hainen!

Uns Hüter des Hochlands, uns Wächter der Seen,
der Vorzeit heilspendende Erben,
sie fällen uns herzlos, in frevlem Vergehn,
um Haufen von Gold zu erwerben;

Doch eh' wir zerbrochen, als lebloses Gut,
der Habsucht uns fügen zum Dache,
hört, Sturm uns, und Erde und Feuer und Flut,
euch rufen herbei wir zur Rache!“ ...

Die Wälder rufen Fluch und Unheil über das Werk der Zivilisation, das der Dichter in diesem Falle als ruchlose Ausbeutung empfindet.



Maskenzüge

Schellengeklingel — bunte Federbüsche nicken von den Häuptern der Pferde — stolze Reiter und schöne Frauen in buntem Zuge; daneben schlichte Wanderer in grauem Röcklein. Aber jeder trägt die schwarze Maske; und lüftet er sie zum Schein, so zeigt sich nur, daß er darunter eine andere, undurchdringlichere trägt... Wo sah ich den Maskenzug in unserer ach so karnevalsfremden Zeit? — Ich saß am Schreibtisch, ein Häuflein Bücher vor mir: Lebensbeschreibungen, Selbstzeugnisse, Briefe. Keines glich dem andern. Nur eins hatten sie alle gemein: die Maske...

Die fürstliche Dame, die, wie sich's gebührte, an der Spitze des Zuges schritt, die geistliche Königin von Münster, Amalie Fürstin von Gallitzin, die Freundin von Bischöfen und Philosophen — sie freilich war, wie ihre Biographin Hanni Brentano erzählt (Amalie Fürstin von Gallitzin, von Hanni Brentano; Herders Verlag, Freiburg i. Br.) ihr Lebelang von dem Wunsche beseelt, sich selbst im stillen Kämmerlein allein mit ihrem Gotte die Maske abzureißen. Ob aber ihre geistlichen und geistigen Freunde, der Philosoph Hemsterhuis und Haman, der Magus des Nordens, sie ohne die letzte seelische Hülle schauen durften? Die Biographin, die so treulich die Lebenslinie dieses wechselreichen Daseins nachzeichnet, blieb uns auf manche Frage nach den psychologischen Rätseln dieser geistlich-weltlichen Seelenbündnisse schon in der ersten Auflage ihres Büchleins die Antwort schuldig. Und als sie jetzt, unterdessen selbst Klosterfrau geworden, in stiller Zelle die Neubearbeitung ihrer Schrift vor-

nahm, kam es ihr minder aufs Fragen denn auf tröstende Antwort an. So ist dieses Büchlein mehr Erbauungsbuch als psychologisch-historische Biographie geworden. Ganz andere, vielleicht gerade die entgegengesetzten Ziele, verfolgte Ida Boy-Ed mit ihrem Büchlein über Frau von Kalb (Ida Boy-Ed, Charlotte von Kalb; J. G. Cottas Verlag, Stuttgart und Berlin 1920). Nicht nur psychologische Maßstäbe, sondern sogar physiologische Erklärungsgründe schafft sie hierbei, um das merkwürdige Seelenleben ihrer problematischen Geschlechtsgenossin aus dem achtzehnten Jahrhundert tiefer zu ergründen, als es bisher der Forschung gelang. Mit bewußter, selbstverzichtender Selbstbescheidung betont sie, daß sie sich nicht neben zünftige Literaturforscher stellen, sondern als Frau aussagen wolle, wie sie das Wesen Charlottens von Kalb erkannt und verstanden habe.

Die gleiche Luft des klassischen Zeitalters, aber edleres Gleichmaß der Empfindungen und wohltönenden Einklang der Seelen bringt uns eines der schönsten Bücher, die uns das verflossene Jahr bescherte: Die lang erwartete einbändige Ausgabe der Auswahl aus dem Briefwechsel zwischen Wilhelm und Karoline von Humboldt (Wilhelm und Karoline von Humboldt in ihren Briefen, herausg. von Anna von Sydow. Berlin 1920; verlegt bei E. S. Mittler & Sohn), welche die Erbin des Humboldt-Nachlasses, Anna von Sydow, nun ihrer unverkürzten siebenbändigen Ausgabe hat folgen lassen. Gewiß, wer die vollständige Ausgabe kennt und zu den Kleinodien seines Bücherschrankes zählt, wird hier manches Vertraute vermissen, obwohl die Auswahl, wie nicht anders zu erwarten war, mit dem feinsten Geschmack und innerlichstem Verständnis getroffen ist. Aber auch jetzt bleiben noch genug Perlen in dieser kostbaren Kette von Seelenbildern, Lebenserfahrungen, Weltgedanken, die das einzige Verhältnis dieser zwei edelsten Naturen zeitigte. Vielleicht ist es ein Vorzug dieser gekürzten Ausgabe, daß in ihr das zeitlich Bedingte etwa in der Sentimentalität der Brautbriefe zurücktritt gegenüber dem Menschlich-Reifen und Geklärten der späteren Jahre. Und die Verbreitung, die dieses seltene Buch verdient, wird ihm in der neuen Ausgabe, die auch der bescheideneren Kasse zugänglich ist, hoffentlich eher zuteil werden als in der Monumentalausgabe, deren prächtige Bände heute nur Kriegsgewinner beglücken könnten, aber nicht beglücken.

Während in den Briefen dieses edelsten Paares, das auf den Höhen der Menschheit wandelt, der Staat und seine Geschäfte, welchen doch Humboldt sein Berufsleben widmen mußte, nur von ferne und trotz aller glühenden Vaterlandsliebe besonders der Frau fast wie eine lästige Unvermeidlichkeit erscheinen, wählt sich ein anderes Buch die Stellung des Romantikers zur Politik zum eigentlichen Thema. Nicht dem tiefsten der Romantiker, dem immer noch geheimnisreichen Friedrich Schlegel, sondern dem tätigsten, wachsten und energischsten aus ihrem Kreise, seinem Bruder August Wilhelm, widmet der junge Heidelberger Gelehrte Otto Brandt (Otto Brandt, A. W. Schlegel. Der Romantiker und die Politik. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin 1919) seine Habilitationsschrift „A. W. Schlegel, der Romantiker, und die Politik“, die uns einen wichtigen Beitrag zur Geschichte des Staatsgefühls im Zeitalter der deutschen Romantik gibt, das ja zugleich das Zeitalter der Freiheitskriege und des erwachenden deutschen Nationalgefühls war. August Wilhelm Schlegel hat, wie er sich literarisch als Mittler zwischen den Kulturen seine schönsten Verdienste erwarb (seine Shakespeare-Übersetzung wird allen neueren Versuchen zum Trotz nicht so bald vergessen), auch politisch zweimal ein Mittleramt ausgeübt, das seiner Natur entsprechend mehr Ansprüche an den Literaten stellte als an den Staatsmann. Bekannt ist, wie er Frau v. Staël deutsches Geistesleben nahe brachte; weniger bekannt, aber nicht weniger verdienstvoll ist seine Tätigkeit am Hofe des Kronprinzen von Schweden. Beide Phasen seines wechselreichen Lebens zeigen ihn bestrebt, den Weltbürger und den deutschen Patrioten zu vereinen, und beide werden hier, zum Teil auf Grund bisher unbekannter Quellen, eingehend und sachkundig geschildert. So entstand zwar nicht die immer noch vermißte Biographie August Wilhelm Schlegels, ein

Bild des literarischen Proteus, dessen wandlungsfähige Natur sich dann auch in seiner Politik spiegeln würde, aber doch ein wertvolles Fundament dafür, auf welchem vielleicht derselbe Forscher die Biographie einmal wird aufführen können.

Was wir für August Wilhelm Schlegel in dem bekannten Buche vermissen, ist für eine vielleicht noch problematischere und schwankendere Gestalt aus jener Zeit in dankenswerter Weise erfüllt worden: Harry Maync schenkte uns eine lange und sorgfältig vorbereitete Immermann-Biographie (Immermann, der Mann und sein Werk, von Harry Maync. Oskar Beck, München 1921). Wenn der Verfasser mit berechtigter Zuversicht in seinem Vorwort selbst gesteht, daß ihm als Ziel vorschwebte, wenn möglich nicht ein Buch, sondern das Buch über den Dichter und Denker zu schreiben, in den er sich während zweier Jahrzehnte eingelebt hatte wie wenig andere, so darf man ihm zuerkennen, daß ihm ein gut Teil dieses kühnen Planes geglückt ist. Freilich, manches Rätsel löst sich und manches Rätsel knüpft sich auch, wie das bei der widerspruchsvollen und schwer zugänglichen Art des Mannes und seiner Werke nicht anders möglich war. Das Grundproblem des Buches mußte ein doppeltes sein. Zunächst galt es in den Werken des Mannes, der den ganzen bedeutungsvollen Entwicklungsgang deutscher Geistesgeschichte von der verstandesstolzen Aufklärung über die gefühlstrunkene Geniezeit zur Klassik, und von der ruhevollen Ausgeglichenheit der Klassik über die phantastische Eigenwilligkeit der Romantik zum künstlerischen Realismus in seiner persönlichen Entwicklung mit durchgemacht hatte, den Spiegel und die abgekürzte Chronik seines Zeitalters aufzuzeigen. Das zweite Problem aber mußten gerade bei Immermann die seelischen Widersprüche sein, die, von Leben und geistiger Anlage ausgehend, sein Werk durchkreuzen und durchwirren. Ideengeschichte mußte das Buch ebenso werden wie Seelengeschichte. Wie kommt es, daß im Lebenswerk dieses Mannes Triviales neben Tiefsinnigem, Ringen nach Ewigem und Versinken im Zeitlichen hart nebeneinander stehen? Es galt den Generalnenner dieser vieldeutigen Natur aufzuspüren, die innere und äußere Notwendigkeit ihres langsamen Werdens und endlichen Seins zu erkennen. Alle diese und ähnliche Fragen entsprechen Problemen der Immermann-Biographie, die dieses Buch aufrollt. Wie es sie zu lösen versucht, das kann an diesem Orte kaum angedeutet werden. Wir sehen, wie ein typischer Übergangsmensch sich in einem Übergangszeitalter entwickelt und wandelt. Und wir freuen uns — um mit dem von Maync selbst zitierten Vischer zu reden —, zu erfahren, unter welchen Einflüssen dieser Baum mit so kraus gebogenen Ästen so knorrig und krumm und doch auch so tüchtig gewachsen ist.

Neben diesen rätselvollen und schwankenden Gestalten aber schreitet als dritter in der Reihe ein schlichter Mann, dessen eckige Züge, dessen treue blaue Augen den Gedanken der Maske weit verscheuchen: Ludwig Uhland (H. Schneider, Uhland. Berlin 1920, Ernst Hofmann & Co.). Er hat in Hermann Schneider einen kenntnisreichen, aber ein wenig hausbackenen Biographen gefunden. „Nur wo wir im Philisterland uns fanden, da verstanden wir uns gleich", denkt man, wenn man den schulmeisterlichen Nörgelton, die allzu rasch und flach befriedigte Charakterzeichnung mancher Seite liest. Daß Uhland an seinem Hochzeitstage einer Sitzung beigewohnt habe, wird gebührend vermerkt und getadelt; aber die Seele des Mannes, tief wie der Brunnen im Märchen, auf dessen Grunde die goldene Krone schlummert, bleibt unzugänglich trotz ihrer scheinbaren Durchsichtigkeit. Ganz unzureichend ist das Kapitel über Uhlands Lyrik; und damit ist eigentlich der Stab über ein Uhlandbuch gebrochen. Dagegen soll anerkannt werden, daß Uhland der Gelehrte in der Besonderheit seines wissenschaftlichen Schaffens, das zur Hälfte künstlerisches Schauen war, zum ersten Male eingehend gewürdigt wird. Erich Schmidt wollte einst eine Uhland-Biographie schreiben; der Verfasser bekennt, daß er seiner Unterweisung die erste Einsicht in Uhlands Wesen und Bedeutung verdankt, aber was ein König bauen wollte, hat ein Kärrner ausgeführt.

Mit geringeren Ansprüchen als diese umfangreichen Lebensbücher, aber in erlesenem Gewande und mit wenigen erlesenen Gaben tritt ein kleines Buch auf, welches Mario Krammer

mit Unterstützung der Erben Theodor Fontanes im Verlage von Colignon erscheinen ließ. „Theodor Fontanes engere Welt“, so nannte er eine Sammlung von ungedruckten Gedichten, Briefen, Bildern, Faksimiledrucken, die dem literarischen Kritiker wenig, dem Fontane-Kritiker viel zu sagen haben. Gewiß, manches in diesem Büchlein ist Schlafrock- und Pantoffelpoesie — der alte Fontane selbst wäre der erste gewesen, es so zu nennen. Mancher Brief ist unerheblich, manches Gedichtlein für den Tag bestimmt und konnte mit ihm untergehen; aber alles ist durchweht von der herben und starken Luft Fontanescher Lebenserfahrung, und es ist eine Freude, wie sie uns selten zuteil wird, dieses Leben der frühen Stürme, der jahrelangen geduldigen Fronarbeit und der herbstlichen Sonne hier gewissermaßen aus nächster Nähe noch einmal mitzuerleben. Nicht zu vergessen ist, daß die Ausführung der wunderschönen Bilder- und Faksimiledrucke, die dem Bändchen beigegeben sind, in unzeitgemäßer Trefflichkeit prangt. Freilich ist der Preis des dünnen Büchleins dafür desto zeitgemäßer.

Zu dem lächelnden Skeptiker Fontane, wie er so ein wenig gebeugt von des Tages Lasten, das gestrickte wollene Halstuch umgeschlungen, daherschreitet, gesellt sich erhobenen Hauptes und mit wehendem Haar einer, der die Welt reformieren will: Hermann Lietz, der Schulreformer (Hermann Lietz, Lebenserinnerungen. Herausgeg. von Erich Meißner. Verlag des Landwaisenheims, Vockenstedt am Harz). Ihm verdanken wir die ersten Landerziehungsheime von Ilsenburg, Haubinda und Bieberstein, in denen das seitdem so viel besprochene Ideal der körperlichen und geistigen Erziehung, der Ausbildung von Hand und Kopf zugleich, schließlich der Selbstverwaltung der Schüler verwirklicht wurde. Er erzählt uns selbst in einem höchst lebendigen Buche seine Jugendjahre, seine Entwicklung und Lehrzeit, seine Kämpfe und seine Erfolge. Mit steigendem Interesse folgt man den kunstlosen und aufrichtigen Darlegungen und trauert mit seinen Freunden um das vorzeitige Ende dieses reinen Wollens. Lietz ist im Kriege als Schneeschuhläufer mit hinausgezogen, brachte aus dem Felde eine bösartige Krankheit mit, welcher er im Sommer 1919 erlag. Für das Verständnis seiner Lebensarbeit ist dieses Buch seiner Lebenserinnerungen vielleicht noch wichtiger als die einzelnen programmatischen Schriften des Vielumstrittenen. Der volle Ernst seines Willens spiegelt sich in seinem Leben.

Efodi

* * *

Die weihnachtliche Bücherflut hat zur Lebenskunde bekannter Persönlichkeiten eine Reihe weiterer bemerkenswerter Veröffentlichungen mit sich gebracht, die als Ergänzung zu Efodis Aufsatz wenigstens kurz hier angeführt werden sollen. — Ein Gegenstück zu den im „T.“ ausführlich gewürdigten Brautbriefen Schleiermachers bildet das Werk „Schleiermacher als Mensch. Sein Werden“. (Herausgegeben von Heinrich Meisner. Verlag Friedr. Andreas Perthes, Gotha.) Es ist eine Sammlung von Familien- und Freundesbriefen des großen Kanzelredners aus der Zeit von 1782—1804. Man kann die Sammlung, die das Bild des werdenden Mannes herausarbeitet, als einen teilweise neuen, jedenfalls aber gereinigten Kommentar für diesen Lebensabschnitt ansehen. Die Zeit des „Wirkens“ bleibt offenbar einem weiteren Bande vorbehalten. — Nach den römischen, mexikanischen und Jugendbriefen hat die Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, nunmehr die „Petersburger Briefe“ des Historikers und Diplomaten Kurd von Schlözer herausgebracht, die den Zeitraum von 1857—1862 umfassen und als dramatischen Kern den Kampf des hanseatischen Heißsporns gegen seinen hohen Chef Bismarck enthalten. Bismarck zeigte sich groß genug, in Anbetracht der außerordentlichen Tüchtigkeit seines Gehilfen auch offener Auflehnung gegenüber Nachsicht walten zu lassen. Dabei ist unverkennbar, daß sich gerade unter Bismarcks Einfluß der gefährliche Rausch, den das gesellschaftliche Leben an der Newa anfangs in dem jungen Staatsmann erweckte, in eine nüchterne Erkenntnis der russischen Wirklichkeit umwandelte. So hat sich trotz allem in der Petersburger „Höllenzeit“ der Charakter dieses hochbegabten

Diplomaten gehärtet, der später ein begeisterter Anhänger des „großen Hünen" wurde und ihm auch nach dem Sturz die Treue gewahrt hat. — Die „Tagebücher" von Friedrich von Gentz nehmen in der staatspolitischen Literatur einen hohen Rang ein. Ihren Abschluß finden sie in den Aufzeichnungen des letzten Lebensabschnittes 1829—1831, die A. Foumier und Prof. Dr. Winkler im Amalthea-Verlag, Wien-Leipzig, jetzt veröffentlicht haben Wie in den früheren Schriften, so werden auch in diesen wieder die politischen Vorgänge im Metternichschen Österreich durch scharfe Streiflichter nach allen Seiten hin beleuchtet. Für die Beurteilung der damaligen Zeit, namentlich der Zustände in Gesellschaft und Diplomatie, bilden die Tagebücher dieses Vertrauten Metternichs ein schlechthin unentbehrliches Quellenwerk. — In „Briefen an die Braut" hat Ernst Haeckel seine „Italienfahrt" 1859 geschildert. (K. F. Koehler, Leipzig.) Mehr als die ästhetischen, oft mit scharfen Ausfällen gegen die Kirche durchsetzten Betrachtungen fesseln die Stellen, die über Haeckels Entwickelung zum selbständigen Naturforscher Auskunft geben. Man spürt schon deutlich die seelischen Ansätze, die von den ersten schüchternen Erklärungsversuchen der Lebensrätsel zu einem Weltanschauungssystem hintasten, das heute glücklicherweise als überwunden gelten kann. — Carnegie, Geschichte meines Lebens. (K. F. Koehler, Leipzig.) Ein Mann, der sich vom Sohn eines armen Leinewebers zum amerikanischen Stahlkönig aufzuschwingen verstanden hat, ist gewiß kein gewöhnlicher Mensch, und so liest sich denn auch der Lebensbericht des Multimillionärs spannend wie ein Roman, freilich ohne daß man zu irgendwie tieferen Eindrücken gelangt. Von den dunklen Seiten dieses Lebens, davon, daß Herr Andrew Carnegie über Leichen schritt und Tausende von Existenzen zugrunde richtete, ehe er 350 Millionen Dollar für die Nöte der Menschheit stiftete — davon freilich schweigen die sonst so redseligen Blätter ... K. S.



Der lebendige Gott

All die vorliegenden Bücher, die ich in kurzen Worten anzeigen möchte, sind durchweht von dem Verlangen nach Reife, nach göttlicher Ruhe, nach Aufblick und Sternengewißheit.

Paul Eberhardt, dem wir so manche wichtige Gabe auf religiösem Gebiete verdanken, gibt uns zwei kürzere Abhandlungen, „Von der Möglichkeit und Notwendigkeit der reinen Religion", eindringlich, wenn auch ein wenig proklamatorisch gefaßt, und vor allem den feinen, gehaltvollen Vortrag „Die Religion und wir von heute" (beide bei Fr. A. Perthes, Gotha; 2 *M* und 1,60 *M*). Und dann liegt von demselben Verfasser ein wundervolles Erbauungswerk, „Das Buch der Stunde", vor (derselbe Verlag, 10 *M*); für jeden Tag findet man eine Reihe von Sprüchen aus den Religionen aller Völker und Zeiten; alle lebensstark und voll unmittelbarer Gegenwart. Endlich einmal keines der beliebten „Vademekums" und „Vergißmeinnicht"; was hier geboten wird, ist reif und gültig, treu und rein. Für Stunden der Einkehr und Sammlung ist gerade dieses Buch wichtig und trostvoll, wenn auch manche minder wichtige Namen fallen könnten.

In der bekannten Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" (Teubner, Leipzig; kart. 2,80, geb. 3,50 *M*) hat Heinrich Weinel eine ausgezeichnete Erklärung der „Bergpredigt" erscheinen lassen; er untersucht ihren Aufbau, ihren ursprünglichen Sinn, ihre Echtheit, ihre Stellung in der Religionsgeschichte und ihre Bedeutung für die Gegenwart. Was die protestantische Theologie auf dem Gebiete der Bibelkritik geleistet, ist sattsam bekannt; auch dieses Büchlein legt erfreuliches Zeugnis dieser Arbeit ab. Das Wichtige aber bleibt, daß nicht nur

die Wissenschaft, sondern vor allem auch der Sinn, der Geist Bekenntnis ablegen; und gerade dieses lebendige Wirken vermag den Worten Christi erst Verständnis und Verehrung zuzuwenden. — Die dichterische Phantasie Wilhelm Scharrelmanns versuchte sich an einer Biographie des Heilands, „Jesus der Jüngling" (Quelle & Meyer, Leipzig). Es versteht sich, daß hier lediglich Bilder des poetischen Gestaltens gegeben sind; und zweifellos ist Scharrelmann mit Ehrfurcht und Andacht diesem schwierigen Stoffe genaht. Freilich ist die Gestalt Jesu allzu weich und lebensblaß erstanden. Christus war kein hagerer, bleicher Prophet, sondern ein blutvoller, eifernder, hingerissener Mensch; und es ist nicht zu erkennen, wie aus diesem abseitigen, weichen Jüngling der fordernde, aufrechte Mann erwachsen könnte. Rein dichterisch übrigens spendet das Buch manches Erfreuliche und Lobenswürdige.

Nachdem das Verständnis für das Wesen der deutschen Mystik allgemach wieder erstanden ist, versucht man sich auch an Neuausgaben der so lange verkannten und vergessenen Denker und Prediger; und so hat der Inselverlag, Leipzig, eine Sammlung „Der Dom" begonnen, in welcher jetzt eine treffliche Auswahl aus den Schriften Jakob Böhmes erschienen ist (Halbleinen 30 M, Halbpergament 40 M). Der stattliche Band, von Hans Kayser herausgegeben, enthält nicht nur die rührende Biographie des Görlitzer Schuhmachers von A. von Frankenberg, sondern auch Friedrich Christoph Ötingers „Kurzen Auszug der Hauptlehren Jakob Böhmes". Und dann wird aus den wichtigsten Schriften ein ausreichender, kenntnisreicher Auszug geboten, vor allem aus der „Aurora oder Morgenröte im Aufgang", den „Drei Prinzipien göttlichen Wesens" und „Vom dreifachen Leben des Menschen". Aber auch die späteren Werke wurden berücksichtigt, so daß ein jeder, der nur guten Willens ist, sich in diese reine, inbrünstige Welt verlieren kann, die überglänzt ist von Glauben und Vertrauen. Immerhin scheint mir die theosophische Richtung allzu stark bevorzugt zu sein, so daß gerade die schöne seelische Unmittelbarkeit ein wenig verhüllt und entfernt ist. Als neuester Band dieser Sammlung erschien eine gute, umfassende Auswahl aus den Werken des weisen, so lange mißkannten Arztes und Philosophen Parazelsus; eingeleitet von Hans Kayser, der besonders den gotischen Menschen vortrefflich dargestellt und in seinem Umfange erkannt hat. Auch hier offenbart sich eine inständige, heiße Gottessehnsucht in regster Fülle. (Der Furcheverlag, Berlin, bietet übrigens gleichfalls eine schöne Auswahl.)

Sodann liegt in neuer Auflage das grundlegende Buch von Heinrich Boehmer, „Luther im Lichte neuerer Forschung„ vor (Teubner, Leipzig; brosch. 4 M, geb. 5 M). Wer über den Reformator, der ja noch immer mitten im Kampfe der Meinungen steht, etwas Sicheres und Bewiesenes erfahren möchte, der findet hier erwünschte Aufklärung. Namentlich über die Entwicklung bis zu den entscheidenden Jahren der Wandlung wird viel Neues und Wissenswertes geboten. Die Angriffe unverständiger oder gehässiger katholischer Historiker oder Priester werden mit gebührender Schärfe abgewiesen, wobei freilich nicht immer der offenbare Zwiespalt in Luthers späterem Wesen deutlich und in seinen schlimmen Folgen rückhaltslos geschildert ist. Eine achtunggebietende Forscherarbeit ward hier niedergelegt; sie wird aufklärend und wegweisend wirken. Luthers tiefste Art ist noch immer nicht sicher durchschaut, und darum ist es gut, daß von berufener Seite ein so verheißender Anfang gekommen ist.

Nicht minder bedeutsam, in seiner fleißigen Ausgestaltung überraschend und überragend, ist Friedrich Heilers großes Werk über „Das Gebet" (Ernst Reinhardt, München, brosch. 41,60 M, geb. 52 M). Dieser junge Gelehrte, der sich namentlich durch seine aufklärenden, hilfsbereiten Schriften über und gegen den Katholizismus bekannt gemacht hat, untersucht hier das Wesen des Gebetes aller Zeiten und Zonen systematisch und umfassend. Ein gewaltiger Stoff wurde bewältigt; das lebendigste Zeichen religiösen Fühlens und Wirkens erfährt eine umsichtige Darstellung, der man voll innerster Teilnahme und Bewunderung folgt. Von der primitivsten Äußerung bis hinauf zu den hohen geistigen Gebeten der Mystiker und Propheten verfolgt Friedrich Heiler alle Zeugnisse und Offenbarungen; er gibt eine Fülle

von Belegen, kulturhistorischen Nachweisen. Man empfindet so recht unmittelbar, wie das wahrhaft religiöse Leben niemals erlöschen kann, und daß der tiefste Sinn alles Betens in seinen mannigfachen Auswirkungen immer derselbe ist: Sehnsucht und Ehrfurcht. Heilers Werk wendet sich an jeden gebildeten, aufmerksamen Leser und möge daher besonders eindringlich empfohlen sein für Stunden der Einsamkeit und Einkehr. Es liegt bereits in 3. Auflage vor. Von demselben Verfasser erschien soeben auch ein sehr wertvolles Büchlein „Katholischer und evangelischer Gottesdienst" (Christian Kaiser, München, 6 M); eine lichtvolle Darstellung, die auch protestantischen Geistlichen zur Beherzigung dringend nahegelegt werden kann.

Das Zeitalter wiedererwachter Mystik und Innerlichkeit mußte auch zurückführen zum „Deutschen Pietismus", den uns Werner Mahrholz in einem stattlichen Bande durch Selbstzeugnisse nahebringen möchte (Furcheverlag, Berlin; 36 M). Da finden wir Namen wie Johann Arnd, Hemme Hayen, Spener, Francke, Spangenberg, Hamann, Lavater, Jung-Stilling, Schubart, Goethe, Ludwig Richter, Karl Philipp Moritz. Und was man da lesen kann, legt ein würdiges Zeugnis ab von ernstem Streben und Sehnen, von einer mitunter ergreifenden Innigkeit und Selbstaufgabe. Man blättert immer wieder in dem guten und reinen Buche, aus dem uns eine verlangende Frühlingsluft entgegenatmet. Es versteht sich von selbst, daß nun auch die Gestalt des Grafen Zinzendorf wieder an Beachtung gewinnt. Freilich, die „Gedichte", welche uns in Auswahl durch Rudolf von Delius dargeboten werden (Furcheverlag, Berlin; 12 M), muten für unsere Tage doch allzu weichlich und spielerisch an, trotzdem die ärgsten Geschmacklosigkeiten, an denen ja gerade diese Lieder in so schlimmem Maße leiden, getilgt worden sind. Immerhin ist nicht zu leugnen, daß man auch sehr wahren, treuen und schönen Versen begegnet. Viel wertvoller, ja geradezu überraschend ist, was in der Auswahl „Über Glauben und Leben" aus den Werken des Grafen Zinzendorf gesammelt ist (Neuwerk-Verlag, Schlüchtern; 15 M). Hier lernt man wirklich unmittelbares religiöses Leben kennen und bleibt sinnend vor so manchem Ausspruch, der noch lange und fruchtbar weiterklingt. Gerade diesem schönen Buche möchte man weiteste Verbreitung wünschen.

Zuletzt noch einige Bücher, die sich mit fremden Religionen beschäftigen. Da hat der schon genannte Paul Eberhardt eine Auswahl der indischen Upanishads umgedichtet in seinem Werkchen „Der Weisheit letzter Schluß" (Diederichs, Jena; brosch. 10 M, geb. 16 M). Eine prachtvolle Gabe; der reine, hohe Geist des Orients weht uns daraus entgegen. Neben der christlichen Religion ist es ja besonders die indische, die uns so wertvoll und gemäß ist; denn hier ist wirklich einmal Denken und Fühlen zur Einheit verschmolzen, zu wachsendem, wirkendem Leben. Das eben läßt auch Eberhardts Arbeit so bedeutend erscheinen, daß wir hier den Sinn klar und zusammenhängend gefaßt sehen, so daß jeder Laie den Zugang zu finden vermag. Immer wieder liest man mit ernster Bewunderung, Ergriffenheit; ein wolkenloser Himmel spannt sich in unabsehbare Fernen. Das Letzte, Unsagbare wird ausgesprochen in der Weise aller Mystik: hymnisch, raunend, aufwärtssteigend. Denn dies eben gilt es zu verstehen:

> Begriffe geben matten Schein,
> Doch sonnenklar hält Gott das Heute.
> Mehr als Gedanke mußt du sein,
> Laß denken die gelehrten Leute.

Dann hat Eberhardt auch die Lehre Zoroasters im Auszug darzustellen unternommen: „Das Rufen des Zarathustra" (ebenda; brosch. 8 M, geb. 14 M). Die Gathas des Awesta bieten gleichfalls Hymnen und Lobgesänge, Anrufungen des ewigen Gottes; nicht so rein und erhaben vielleicht wie die Upanishads, aber voll starker Inständigkeit, heldischer Hingerissenheit. Wer die Gestalt Zarathustras nur aus Nietzsches berühmtem Werke kennt, der wird hier an der Quelle erfahren, daß etwas ganz anderes gelehrt wird, als es der Prophet des unbedingten Individualismus versuchte. Gerade darum verlohnt es sich, das schöne Buch,

das Eberhardt übrigens, wie auch das vorige, mit einführendem Nachworte versehen hat, eingehend zu studieren und nachzuleben. — In die indische Welt führt uns auch Walter Otto in den beiden Bänden „Texte zur indischen Gottesmystik“ (Diederichs, Jena), von denen der zweite vorliegt, „Siddhanta des Ramanuja“ (brosch. 10 ℳ, geb. 18 ℳ). Er ist als Einleitung durch seine Ausführlichkeit besonders geeignet; auch hier umfängt den lauschenden Leser eine hohe, starke Gipfelluft und das Bewußtsein, daß die klare Gotterkenntnis nur den wahrhaft Stillen, Ergebenen beschert ist, die sich abgewandt haben von den allgemeinen, sinnfälligen Dingen dieser Welt, und all ihr Streben und Eifern nur auf das Dauernde, Überzeitliche gerichtet haben. — Eine wissenschaftliche Ausgabe der „Brahmanas und Upanisadea“ schenkte uns Alfred Hillebrandt (Eugen Diederichs, Jena). Wer zu lauschen versteht und freien Aufblick hat, der wird hier lichteste Wunder finden; mag auch die Erzählung überwuchern, die Phantasie allzu üppig blühen — es bleibt erstaunlich und groß, welch ein edler, tiefer, freier Idealismus sich hier auftut. Ein weher Vergleich mit unserer trüben Gegenwart läßt diese seelischen Erfüllungen noch wunderbarer erscheinen, die in jeder Hinsicht unvergänglich sind. Das gleiche gilt von dem trefflichen Büchlein „Die Weisheit der Upanischaden“, übersetzt und herausgegeben von Johannes Hertel (C. H. Beck, München); eine ausgezeichnete Arbeit, der weiteste Verbreitung, besonders unter der Laienwelt zu wünschen ist.

Mehr für den Kenner als den suchenden Laien ist die wertvolle Ausgabe der „Lieder des Rigveda“ bestimmt, die Alfred Hillebrandt verdeutscht und erläutert hat (Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen). Hier gewahren wir die indische Religiosität noch im Urzustande, voller Naturriten und -mysterien, die uns heute nicht immer verständlich und nahe anmuten. Aber eines leuchtet dennoch hervor, und gerade dies ist so wichtig und wundervoll: das hohe Streben nach dem Überzeitlichen, Ungemeinen; und darum wird man auch dieses Werk, ein Zeugnis deutschen Gelehrtenfleißes, niemals ohne Gewinn zur Hand nehmen. — Dagegen fühlt man sich stärker zu dem Chinesen Kung-Futse hingezogen, dessen „Gespräche“ uns Richard Wilhelm in trefflicher, eingehender Weise übertragen und dargestellt hat. Dieser orientalische Weise war ein reiner und gütiger Mensch; er bleibt freilich zumeist gebunden in Lehre und Ethik, ringt sich nicht durch bis zur religiösen Inbrunst; aber was er schenkt, ist durchdrungen von hilfreicher Gesinnung, erhebt sich weit und hoch über alles platte Moralisieren, gibt immer von neuem Grund zum Staunen und Danken. Und wenn man dieses Buch langsam durchblättert und sinnend genießt, so kommt wohl eine Bitterkeit empor bei dem Gedanken, wie „herrlich weit“ wir es in unseren Tagen gebracht haben, und man möchte glauben, daß der Gegenwart erst wieder ein solch reiner und sittlicher Reformer erstehen müsse, ehe überhaupt Raum geschaffen und Boden gewonnen werden kann für die letzten göttlichen Wunder und Geheimnisse (Verlag Eugen Diederichs, Jena; brosch. 20 ℳ, geb. 28 ℳ). — Der andere chinesische Weise, Laotse, dessen „Tao Teh King“ uns H. Federmann geschenkt hat (C. H. Beck, München; geh. 8 ℳ, in Javapapier 12 ℳ), ist den letzten Fragen näher gekommen. Auch er kennt die Wonnen der tiefen Einkehr in die unzerstörbare Seele; der Geist und seine Tugend scheinen auch ihm das einzig Erstrebenswerte; und seine frommen Worte klingen durch die Jahrhunderte noch immer voll Mahnung und Tröstung; wer sie sich zu eigen gemacht, der ist um manche Stufe hinangestiegen, der ist der Erkenntnis näher und wird seinen stillen, aber lichten Pfad unbeirrt verfolgen zum erhabenen Ziele alles menschlichen Flehens und Sehnens: zu dem Gott, der sich niemals unbezeugt gelassen.

Ernst Ludwig Schellenberg



Albrecht Dürers Größe und Tragik

Man hat ehemals Raffael den „König der Maler“ genannt. Das ist ein Ausspruch von einst unbedingter Richtigkeit, so lange das Zeitalter der Renaissance noch nicht abgelöst war durch dasjenige Rembrandts. Wie dehnbar alle Begriffe sind, zeigt eine Gegenüberstellung dieser beiden Genien. Dem 17. Jahrhundert konnte es mit gewissem Recht so scheinen, als habe es bis dahin überhaupt keine Malerei gegeben, und im Vergleich zu Rembrandt erscheint uns Heutigen der Malerkönig als höchst unmalerisch.

Denn wenn man auch die feine Farbenkultur der klassischen Zeit nicht leugnet, so steht doch fest, daß es eine im Wesen verschiedene war von der jener holländischen Epoche. Die Renaissance kannte nur die Lokalfarbe, die sie zu höchster Kraft entwickelte. Das heißt doch wohl die Einzelfarbe. Wie in der Anordnung jede Gestalt, jeder Körper als eine Einzelheit an ihren Platz gestellt ward (so stellt der Photograph), daß schließlich wohl ein Nebeneinander auf Grund vorwiegend geometrischer Figuren entstand, aber kein Zusammenleben — so blieb auch jede Farbe inmitten des Gesamtseins der Bilder einsam. Wenn denn also wirkliche Einheit mit Hilfe der Farben vom Zeitalter der großen Italiener weder erreicht noch erstrebt wurde, so fragt sich, wo denn im Bilde der Renaissance diese jedem Kunstwerk unerläßliche innere Geschlossenheit zu finden war.

Ein Blick auf die spätere Kunst überzeugt uns davon, daß nicht die Farbe, sondern die Linie es war, die Raffael, Michelangelo, noch Tizian beherrschte. Ein wirkliches Zusammensehen war diesen Meistern nur auf dem Wege der Zeichnung möglich, an der nun die Lokalfarben gewissermaßen nach Art eines von jedem Künstler erfundenen Prismas aufgereiht wurden. Schärfer noch ließe sich sagen, daß bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts in höherem Sinne nur koloriert wurde, wie man Handzeichnungen koloriert; es ist noch nicht untersucht, inwiefern diese Weise mit der Fresko-Malerei zusammenhängt, nach deren Formverfahren sich die um 1420 neu entstandene Ölmalerei zunächst gerichtet zu haben scheint. Klar dagegen erscheint die Einwirkung des antiken Geistes auf die zeichnerische Art der Renaissance, der Antike freilich weniger wie sie war als wie sie wirkte. Denn die wirklichen Gemälde der großen Griechen sind verschwunden, und die Renaissance besaß im ganzen nur sehr ungenügende Quellenkenntnisse.

Zeichnung und Malerei aber sind weniger verschiedene Weisen als verschiedene Weltansichten. Der Zeichner sieht mit der Hand, er tastet die Körper und Gegenstände ab, er schafft Grenzen und zerlegt seine Flächen in bestimmt trennbare Felder. Er liebt die Nähe, das Plastische, das feste Sein. Der Maler im Sinne der neueren Zeit dagegen sieht mit dem Auge, er arbeitet mit Farbenflecken, er verwischt die Grenzen und sucht zu beweisen, daß alle Dinge im Bilde vom gleichen irdischen Stoff sind. Er liebt die Ferne, das Räumliche, die bewegte Erscheinung. Alles Einzelne ist ihm belanglos, da er den Zusammenhang der Dinge erfassen will.

Dürers Stellung zu beiden Weltanschauungen ergibt sich aus seiner Anlage und aus seiner zeitgeschichtlichen Stellung. Er war ein älterer Zeitgenosse Raffaels, diesen jedoch überlebend. Man weiß, daß beide gelegentlich Zeichnungen austauschten und daß Raffael z. B. in seiner Kreuztragung Motive aus Dürers Holzschnitten übernahm. Wendet man sich nun von der italienischen Renaissance zu Dürer hin, so ergibt sich, daß der Deutsche in noch viel höherem Grade Zeichner war als seine welschen Zeitgenossen, die wie gesagt im Zusammenwirken von Linie und Lokalfarbe das Heil sahen. Dazu brauchten sie grundsätzliche Einheiten, die wie das Griechentum nach allgemeingültigen Schönheitsregeln vor jedem Einzelbilde festliegende Gesetze vortäuschten, nach denen zu arbeiten sei. Nun erst waren so gegensätzliche Formelemente wie Linie und Einzelfarbe einheitlich verschmelzbar.

Dürer war vielleicht der größte Zeichner aller Zeiten. Das war etwas ihm besonders Angeborenes. Ihm erschien darum die schwere Arbeit des Metallstichs leicht und fröhlich und viel wahrhaftiger als das „kläubelnde Malen". Das wird noch verständlicher, wenn man bedenkt, wie Dürer seinerseits das Malen auffassen mußte auf Grund seiner Begabung. Raffael kolorierte glänzend und eben die bereits festliegenden Innenflächen seiner Zeichnung; wo diese abschloß, hörte auch die Farbe auf zu sein. Ihm lag daran, mit Hilfe des Farbigen die allgemeine Normalschöne seiner fast mathematisch ersonnenen Zeichnung zu erhöhen. Dürer dagegen wußte von Haus aus nur, daß jedes Ding seine eigene Schönheit hat. Wenn er nun malte, so gebrauchte er den Pinsel als Stift oder Nadel. Es ist klar, daß es unendlich schwer ist, mit dem breiten, nachgebenden Haarschwall die Genauigkeit einzeln gesehener Dinge wiederzugeben — nur einige Aquarelle Dürers scheinen uns blitzartig eine Ahnung des späteren malerischen Stils vorauszuverkünden.

Daß Dürer im Grunde nur Zeichner war, liegt begründet auch im Wesen der Gotik, als deren Ende und Gipfel der junge Meister der Apokalypse von 1498 erscheint. Der Holzschnitt als reine Linienkunst mußte von vornherein als Hauptfeld des gotischen Geistes die Möglichkeit höchster Blüte zur Zeit des ausgehenden 15. Jahrhunderts in sich schließen. Niemals, so lange die malerische Weltansicht die Formen der Kunst beherrscht, wird darum eine solche Ausdruckskraft auf dem Gebiet des Holzschnitts wieder erreicht werden.

Damit ist jedoch nicht behauptet, daß einem Künstler wie Dürer, den gotische Zeitkunst und persönliche Anlage auf den Gipfel hoben, eine Steigerung seiner Liniengewalt unmöglich gewesen wäre; im Gegenteil zeigt schon das im ganzen streng spätgotische Werk der Offenbarung St. Johannis viele Einzelheiten von Renaissancecharakter. Es sind Versuche, die der aus Italien Zurückgekehrte in Stellungen und Gebärden innerhalb seines kraftbrausenden Jugendwerks anstellte und die, so fesselnd sie dem Kunstforscher sind, doch der Einheit der Schöpfung Abbruch tun, obgleich sie die Vorstellung vom heftigen Kampf zweier Weltansichten und somit von der brennenden, zischenden Linienkraft des jungen Dürer erhöhen.

Das Aufblühen der italienischen Renaissancemalerei zu einer Bewegung von europäischer Bedeutung enthält des Gotikers Dürer Schicksal und Tragik. Wie sollte er sich dieser ganz vom Charakteristischen abrückenden, nicht einmal in der Linie mehr gotischen Kunst gegenüber verhalten? Es schienen sich nur zwei Wege aufzutun. Entweder Dürer verleugnete die welsche Kunst und blieb Gotiker. Dann allerdings mußte er schon in seiner Jugend als altmodischer Meister dastehen und blieb provinziell. Denn das Absterbende gewinnt solch Los. Oder aber er schloß sich mit vollen Segeln der neuen Bewegung an. Dann konnte er bei seiner ungewöhnlichen Begabung Weltruf gewinnen, aber nur auf Kosten seines Eigensten, seines gotischen Wesens. Er war ein charakteristischer Zeichner und mußte dann ein klassischer Kolorist der Wellenlinie werden. Schon verspotteten aus Eifersucht gegen Dürers Größe die venezianischen Maltünstler seine Einseitigkeit, da er wohl glänzend zeichnen, jedoch nicht malen könne. Dürer am Scheidewege, auf dem Berge der Versuchung. Die Entscheidung wäre qualvoll in solcher Lage, wenn nicht die Zeit selbst den Einzelnen darüber hinweghöbe, so daß von wirklicher Selbstentscheidung im Grunde nicht mehr gesprochen werden kann.

Die Zeit findet denn auch Straßen, die der klügelnde Verstand vorher nicht sah; sie verdeckt dem Künstler zugunsten seiner Unmittelbarkeit tiefere Zusammenhänge. So wählte Dürer in dunklem Drange einen dritten Weg — den gefährlichsten. Er suchte Vermählung des gotischen mit dem Renaissancegeist. Vergegenwärtigt man sich, daß eine wirkliche Ehe zwischen beiden Kunstauffassungen unmöglich ist, daß man nur entweder Einzelschönheit oder Schönheit der Gattung wollen kann, so konnte ein Kompromiß im Grunde nur schlimme Früchte zeitigen: Stilmischung, unwahre Aneignung von Einzelheiten, Nachahmung fremder Formen. Wir müssen ehrlich genug sein, gewisse Dinge bei Dürer als auf diesem Wege liegend

zuzugestehen und sie für unglücklich zu halten, ja: das ganze Dreifaltigkeitsbild in Wien ist nicht viel mehr als eine allerdings unvergleichliche Huldigung an den Zeitgeist.

Aber Dürer blieb kein anderer Weg. Bei der Gewissenhaftigkeit seiner Natur und der Strenge seines Formempfindens kann man sich den inneren Kampf des Künstlers nicht peinigend genug vorstellen. Es war ein Kampf um das eigenste Sein als Persönlichkeit. Dürer fast allein hat gegen ein ganzes Zeitalter fremdartiger Geister gefochten. Es drängt sich die Frage auf: Was wäre er geworden ohne die Raffael, Leonardo, Mantegna? Wie hätte Dürer rein als gotisch-deutscher Geist neben Luther die deutsche Kultur auf einen wundervollen Gipfel erheben können! Es ist tragisch, zu sehen, wie der Meister seit seiner ersten Italienreise vom klassischen Ideal nicht wieder loskommt, wie der Formenstreit auf jedem Einzelblatt sich wiederholt bis an sein Lebensende, und wie nur auf graphischem Gebiet die Renaissance zeitweise zurücktritt. Die Kraftaufwendung Dürers für das unmögliche Ideal, zwei widerstrebende Weltansichten zu einen, erinnert an den tragischen Kampf der Hohenstaufen um die Verschmelzung des deutschen Kaisergedankens mit der römischen Imperatorenidee.

Aber in der Zähigkeit und Gewalt dieses Ringens tritt neben der Tragik gerade Dürers gewaltige Größe ans Licht:

„Laßt mich immer nur herein,
Denn ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein!“

Dürers Größe ruht darin, daß er mutig den Kampf aufnahm, daß er seine Persönlichkeit dabei nicht aufgab, daß er auch da noch dürerisch blieb, wo er offenkundig italienerte. Was jedem Geringeren zum Untergang geworden wäre: Dürer überwand es. Er war stark genug, die Fülle fremder Formen und Inhalte im letzten Grunde sich unterzuordnen. Er baute sein eigenes Reich und bediente sich allen Gutes in Gottes freier Welt, das ihm nützlich war. So schien er sich nur zu ermatten, während er in Wahrheit seine Kräfte steigerte.

„Der Mensch, d. h. der Charakter“, sagt Paul de Lagarde, „wächst an der Freude über das Göttliche.“

Dr. Karl Theodor Strasser



Musikalische Weihnachtsfeiern in alter Zeit

So widersinnig es auf den ersten Blick erscheinen mag: die musikalischen Weihnachtsfeiern in Deutschland sind viel älter als das Christkindlein, das gefeierte Geburtstagskind selber. Denn es war der Tag, da auch schon den gar nicht so ganz „finsteren“ Heiden mit der Sonnenwende der junge Lichtgott im Jahreskreis neu geboren wurde. Und wie den alten Germanen Licht und Ton in vielerlei gegenseitiger Verkettung stand, so haben sie auch den Ur-Siegfried schon mit festlichen Klängen begrüßt. Ja man darf behaupten, daß gerade die fröhliche heidnische Weihnachtsfeier, die als Mitternachtsmette stattfand, die Gestaltung der christlichen Weihnachtsfeier stärkstens beeinflußt hat. Denn da die Kirchen meist auf altheidnischer Opferstätte errichtet wurden, die heidnischen Festveranstalter aber die altvertraute Umgebung ihres Mummenschanzes, jetzt den Kirchhof, nicht missen wollten, haben sich die außer- und innerkirchliche Weihnachtsfeier oft gegenseitig arg gestört, wovon die Geschichte der Tänzer zu Kölbig (bei Bernburg im Anhaltischen) seltsame Kunde gibt. Der Germanist Edward Schröder hat die vielfach überlieferte Sage scharfsinnig untersucht (Zeitschrift für Kirchengeschichte Band 17) und als geschichtlichen Kern herausgeschält, daß in der Christ-

nacht des Jahres 1021 eine Reihe namentlich aufgezählter Bauern nebst einigen Frauen die Messe durch einen heidnischen Tanzreigen gestört hätten, wobei sie ein (nur lateinisch aufbewahrtes) Lied sangen, das schon ganz überraschend an Volkslieder des 16. Jahrhunderts anklingt und deutsch etwa lautet:

Einstmals ritt Bowo
durch den Wald so grüne.
Er führte aber mit sich
Merswint die schöne.
Warum denn stehn wir,
warum nicht gehn wir?

Der eben zelebrierende Christenpriester Bubert verfluchte die Tänzer, die trotz mehrfacher Ermahnung nicht von ihrem „ärgerniserregenden“ Lärm ablassen wollten, worauf sie alle in Veitstanz verfielen, bis der Erzbischof von Köln, Heribert, sie von der „Tanzfessel“ lossprach. Noch lange danach wiesen viele herumziehende Gruppen von Veitstänzern einen Bettelbrief mit der Darstellung dieses angeblichen Ursprungs ihrer Leiden vor. Aus manchem Konzilbeschluß jener Jahrhunderte erfahren wir, daß im gesamten Siedlungsgebiet der Germanen solche Feiern, die ja auch mit der Neujahrsbegehung einigermaßen zusammenfielen, im Schwange gewesen sind und der christlichen Feier, die damals von Tannenbaumpoesie u. dgl. noch nichts wußte, Abbruch getan hätten. Es war infolgedessen ein kluger Akt der Selbsterhaltung, wenn die Kirche derartige Tänze und Mummenspiele selber in ihren Ritus mit aufnahm. Im Mittelpunkt der Feier stand die Verehrung der Maria und des Kindes im Stall zu Bethlehem, wovon sich ja noch in der heutigen Hausfeier vielerorten die hübschen kleinen Hirtenszenen in bunter Pappe mit Kerzen hinter roten Gelatinefensterchen erhalten haben. Dieser Kult geht auf eine Reliquie, einen angeblichen Span von der echten Heilandskrippe zurück, über dem zu Rom im dritten Jahrhundert eine Kirche Sancta Maria in praesepio errichtet wurde; vor der Statue der Mutter mit dem Kinde hielt der Papst selbst alljährlich in der Christnacht die Mette ab, und daß auch nach Deutschland derartige Darstellungen früh gelangt sind, zeigt eine Metallplakette aus dem achten Jahrhundert, die bei Verden an der Ruhr gefunden worden ist. Vor dieser Statue (sie mag auch bald von Menschen als lebendes Bild dargestellt worden sein) sang und tanzte die frühchristliche Weihnachtsgemeinde in kindlicher Fröhlichkeit. Allerdings scheint der niedere Klerus hier bald selbst einigermaßen in heidnischen Mißbrauch zurückgefallen zu sein, denn laut klagten die Kirchenversammlungen, die Weiber gingen Weihnachten nur noch um des Tanzens und Singens willen, nicht aber zu christlicher Andacht in die Kirche. So erscheint es als eine von den Kirchenfürsten planmäßig eingeleitete Reformbewegung, daß mit dem 12. Jahrhundert rein liturgische Weihnachtsfeiern aufkamen, in denen die Priester selbst lateinisch und mit würdigem gregorianischen Choralgesang die Weihnachtsgeschichte nach dem Vorbild der Osterszenen dramatisch darstellten. Einigermaßen feindlich liefen diese klösterliche und die ältere volkstümliche Richtung nebeneinander her, bis im 13. Jahrhundert das Emporkommen der mittelhochdeutschen Sprache zum Kunst- und Literaturidiom eine Verschmelzung beider Entwicklungsäste ermöglichte. Jetzt wird zwar der gröbliche Tanz weggelassen und der kirchliche Rahmen einigermaßen innegehalten, aber reizende Volkslieder, mit denen die Mütter daheim ihre Kindlein zur Ruhe gesungen hatten, wurden auch der Maria fürs Christbübchen in den Mund gelegt, so: „Joseph, lieber Joseph mein, hilf mir wiegen mein Kindelein“; die wiegende F-Dur-Melodie in gebrochenen Dreiklängen aus dem 13. Jahrhundert, die mit der stufenmäßigen Melodik des gregorianischen Kirchengesanges nichts mehr zu tun hat, ist neuerdings wieder in dem Bratschenlied op. 95 Nr. 2 von Brahms lebendig geworden. Andere Perlen weihnachtlichen Krippengesanges waren: „In dulci jubilo, nun singet und seid froh“, oder „Dies est laetitiae — der Tag der ist so freudenreich aller Kreature“, wie überhaupt diese deutschlateinische Mischpoesie, der Hoffmann von Fallersleben ein reiz-

volles Büchlein gewidmet hat, bezeichnend ist für die Mittelstellung der altdeutschen Weihnachtsmusiken zwischen Volks- und Kirchentonkunst.

Im Reformationsjahrhundert wurden, entsprechend den Fortschritten des Tonsatzes, diese Lieder, zu denen Luther selbst noch schönste Beiträge geliefert hatte, in das kontrapunktische Gewand der Choralmotette gekleidet. Dr. Göhler hat als ein Hauptdenkmal dieser Kunst das Weihnachtsliederbuch für Chor eines Zwickauer Kantors Freund bei Breitkopf & Härtel veröffentlicht. Zwar fielen jetzt (wenigstens offiziell) die Maskeraden weg, aber an gewissen Stellen der Liturgie hatten doch noch die Chorschüler eine Krippenwiege oben auf dem Chor in Bewegung zu setzen, was die „Intermedica" (geistliche Konzertsätze) in der Weihnachtshistorie von Heinrich Schütz (um 1650) noch durch ein musikalisches Wallen und Wogen deutlich begleiteten, und der Organist setzte den am Orgelgehäuse sichtbar angebrachten Zimbelstern wie über Bethlehems Herberge stehend, durch einen Registerzug in kreisende Bewegung.

Im letzten Jahr seiner Regierung (1739) hat noch der gestrenge preußische Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. unter dem Einfluß der sich regenden Aufklärung eine scharfe Kabinettsorder gegen die „Christabend-Ahlfanzereien" erlassen, worin er gegen die damals wieder allgemein üblich gewordenen „Masquen von Knecht Rupprecht und den Engeln" zu Felde zieht und den Gymnasiasten das „Quempas-Singen" verbietet. Quempas ist die Schulabkürzung für das uralte Weihnachtslied „Quem pastores laudavere", das aber trotz des königlichen Verdikts in abgelegenen Gegenden sich noch bis ins 19. Jahrhundert herübergerettet hat.

Heute hat die Heimatkunst und der neu erwachte historische Sinn sich den alten Weihnachtsspielen wieder liebreich zugewendet, und es erscheint vielerorten als schönste Bereicherung volkstümlich-kirchlicher Kunst, wenn ein Haaß-Berkow oder andere Laiengruppen wieder die uralten, zumal im deutschen Süden bis nach Preßburg in Ungarn hinein erhalten gebliebenen Krippenspiele hervorholt und zum Schmuck der kirchlichen Christmette benutzt.

Wen diese Literatur kümmert, der sei auch auf die reichhaltige Sammlung bayrisch-österreichischer Weihnachtslieder von Hartmann und Abele verwiesen. Viele der altdeutschen Weihnachtslieder stehen in H. Reimanns verdienstlicher Sammlung „Das deutsche geistliche Lied" (bei Simrock).

Dr. Hans Joachim Moser



Türmers Tagebuch

Was kostet Deutschland? · Die zweite Hungerblockade · Der Tisch mit den drei Beinen · Unter Kuratell?

Der Zusammenbruch der deutschen Wirtschaft vollzieht sich mit unheimlicher Schnelligkeit. Man meint das stolze Gerüst, das einst unsere politische Macht wie mit eisernen Strängen umgürtet hielt, in allen Fugen krachen zu hören. Wir sausen. Daß es einem den Atem verschlägt, so geht's den Abhang hinab, den Österreich uns vorausgerutscht ist.

Das Opfer liegt, die Raben steigen nieder. In schwarzen Scharen umkreisen sie den gestürzten Riesen. Kaum mehr hat er die Kraft, mit matter Handbewegung die frechsten der Räuber abzuwehren, die sich mit unbesorgtem Flügelschlag zum fetten Mahle niederlassen, die, aus allen Richtungen herbeiflatternd, die Schnäbel in das Fleisch des Opfers versenken, Stück um Stück herausreißen und ihre Beute mit triumphierendem Krächzen dem heimischen Horst zutragen.

Deutschlands Ausverkauf ist in vollem Gange. Früher hängte bei solchem Anlaß der Ladeninhaber ein Plakat in das Fenster: „Wegen Aufgabe des Geschäfts". Das zog die Käufer erst richtig an, das lockte. Wem die Pleite vor der Tür steht, der verschleudert drauf los, bis die letzte Schublade geleert ist. Namentlich in den rheinischen Grenzstädten, in denen seit Kriegsende bereits ein umfangreicher Schmuggelhandel dem armen Deutschland ungezählte Millionen entführte, hat sich in den letzten Wochen ein Warenabsatz vollzogen, der die Umschlagssummen an den besuchtesten Jahrmärkten der Vorkriegszeit weit hinter sich läßt. Aber die Geschäfte haben sich nicht auf die Grenzstädte beschränkt, der Strom der fremden Auskäufer ist von Westen, Norden und Süden bis tief ins Land hinein vorgedrungen. Köln als Metropole des besetzten Gebietes, das in der Nachkriegszeit ein immer mehr bevorzugter Umschlagplatz der verschiedenen Waren wurde, ist auch für diesen Aufkaufbetrieb infolge seiner überragenden Kaufgelegenheiten, verbunden mit denkbar größter Auswahl in den verschiedenen Artikeln, ein typischer Platz geworden. Was sich jetzt in den Hauptverkehrsstraßen dort tagtäglich abspielt, das schildert uns die „Köln. Volksztg." in einem Bericht, den man als Deutscher mit Wut und Scham liest: „Wer als Reisender täglich die von der holländischen und belgischen Grenze Köln zustrebenden D- und Personenzüge benutzt, kann über das auffallend starke Kontingent der ausländischen Fahrgäste interessante Beobachtungen machen. In Köln selbst zeigen die Hauptgeschäftsstraßen zeitweilig ein ganz verändertes Stadtbild. Die Hotels sind von Ausländern überfüllt. In den Straßen sieht man die

eben angekommenen Fremden truppweise, Mann, Weib und Kind, meist in höchst dürftiger, abgetragener Kleidung an den Fensterauslagen vorbeiziehen, schmunzelnd die auf den Waren befindlichen Preise lesend und miteinander besprechend. Genaue Beobachtung der Reihenfolge und Art der Einkäufe haben die Wahrnehmung ergeben, daß die Fremden in der Regel als erstes einen möglichst großen Koffer für 2000 Mark und mehr erstehen, um in diesem die dann erst erfolgenden eigentlichen Einkäufe verstauen zu können. Unter den Fremden sind nahezu alle westlichen Nachbarstaaten vertreten, besonders Holländer, Belgier, Luxemburger, Franzosen und Engländer. Selbst der auf der Durch- oder Heimreise befindliche Amerikaner beteiligt sich rege am Aufkauf. In den Geschäften spielt sich ein bislang nie gesehener Betrieb ab. Das Personal weiß den Ansturm der Kundschaft kaum zu bewältigen. Das aus der Friedenszeit vor Weihnachten an dem sogenannten kupfernen, silbernen und besonders goldenen Sonntag erreichte Höchstmaß an Verkäufen muß gegenüber der Masse der jetzt hier auftretenden fremden Käufer und ihrer wahren Kaufwut, die sich wahllos auf nahezu alle Waren stürzt, gänzlich verblassen."

Das Jammerbild, das sich hier entrollt, wird packend ergänzt durch eine Schilderung, die der „Deutschen Zeitung" aus einer anderen Stadt des besetzten Gebietes zugeht: „Zu Fuß, zu Rad, mit der Elektrischen, mit der Eisenbahn, im Personen- und im Lastkraftwagen. Vom Morgen bis zum Abend, durch Tage und Wochen hindurch, über einen Monat lang füllen die Haufen der Fremden die Landstraßen, die Gassen und Plätze der Stadt, die Läden vom Großtrödel-Warenhause bis zum kleinen Kramgeschäftchen, die Wirtschaften, Cafés und Gasthöfe. Der Deutsche verschwindet buchstäblich in dem fortwährend toller werdenden Jahrmarkttreiben allerübelster Art: auf den Straßen herrscht ein beängstigender Verkehr von Fußgängern, Radfahrern und Autos; wo man Leute miteinander sprechen hört, tun sie es in fremden Zungen; wo man Gruppen unterhandeln sieht, geht es sicher um den Einkauf von Möbeln, Eimern, Mistgabeln, Ziehharmonikas, Schuhen, Pelzen, Stoffen, Hüten, Spielzeug, Herden, Kinderwagen, Schreibpapier, und weiß der Himmel, was bei uns alles ‚billig, billig!' zu haben ist.

An den Banken und ‚Changen' — beide sind in den letzten beiden Jahren wie Pilze aus dem Boden gewachsen — drängt sich morgens alles, was den Tag über auf unerlaubten Raub auszugehen gedenkt. Da hat einer 50 Gulden und bekommt 2500 bis 3000 Mark dafür! Damit läßt sich schon ‚kaufen' und nebenbei auch nicht schlecht leben. Ein anderer wechselt 150 Franken und trägt zufrieden 1500 Mark in der Brieftasche davon. Hunderte und Tausende solcher Valuta-Beglückter haben uns in den letzten Zeiten das Vergnügen ihres Anblicks gewährt. Indes sind diese alle immer noch nicht die Gefährlichsten. Sie haben sich zwar mit der Zeit zu wahren Banden zusammengeschlossen, die sich truppweise in der Stadt zerstreuen und hernach ihre Schätze alle an einen Ort zu Haufen schleppen, um sie im Lastauto in die Heimat zu verfrachten.

Schlimmer sind die großen Hechte, die sich gleich Tausende von Gulden oder Franken umsetzen lassen und dann Autos, Klaviere, Lebensmittel, ganze Wohnungseinrichtungen bzw. ganze Posten von Küchen, Schlafzimmern usw. ‚erstehen' und über die Grenze besorgen.

Was auf diese Weise alles herausgeholt wurde und noch wird, spottet jeder Beschreibung und Berechnung. Was alle möglichen Arten von Verfrachtungsgelegenheiten nur eben fassen konnten und können, wird bis zum Rande und hoch über den Rand hinaus vollgepackt. Um die Lastautos baumeln oft die Kinderwagen und Schaukelpferde, und in den Personenwagen sitzen die Menschen einander auf dem Schoße und in Kisten und Kasten, Koffern, Schachteln und Paketen vergraben.

Das Ganze war und ist ein geschäftlicher Hexensabbat. Vergleichlose Summen strömen in die Geschäftswelt ein — die Umgebung nimmt neuerdings auch teil an diesem Rummel, selbst die kleinsten Nester werden von den ausländischen Aufkäufern besucht —; vergleichlos wohlfeil erhalten die Fremden deutsche Waren. Sinnlos, wahllos, zügellos wird gekauft; wer sich der Mühe unterzieht, kann stündlich und in jeder Art von Geschäft die widerlichsten Auftritte von gierigen Aufkäufern erleben. Vor den Augen, ja aus den Händen weg ‚rabschen' die ‚Herren' und ‚Damen' von drüben sich gegenseitig oder einem zufällig kaufenden Deutschen die Sachen."

Und das selbe abstoßende Schauspiel an den übrigen Grenzen, in Baden, in der Pfalz, in Sachsen und Schlesien. Die Warnemünder Züge nahmen und nehmen sich aus, als seien sie extra von den Valuta-Dänen bestellt, zur gründlichen Ausplünderung Berlins. Und damit zum Schaden der Spott, der offene Hohn nicht fehle, kündigt gar das Warenhaus Cohn-Donnay & Co. in Rotterdam in einer Anzeige im „Nieuwe Rotterdamsche Courant" dreist und ungeniert für 10 Millionen Mark in kleinen Mengen aufgekaufte deutsche Waren zum Verkauf an, und zwar — gegen Zahlung in Mark.

* * *

Das, armes Deutschland, ist deine Weihnachtsbescherung, ein lustiger Jahrmarkt für — die andern, die Fremden. Selbst die notwendigsten Lebensmittel reißen sie dir vor der Nase weg, die Kartoffeln wandern nach England, die Erträgnisse des Fischfangs gehen an die nordischen Länder, und das Schiebergeschmeiß im Innern streicht wilde Prozente ein für eine Beihilfe, die eine starke Regierung längst als Landesverrat gebrandmarkt und mit der Todesstrafe bedroht hätte. Die lächerlich kleinen Geldbußen, die schlimmstenfalls das Gericht ihm auferlegt, bezahlt der rechte Schieber ohne Wimperzucken aus der Westentasche heraus. Und hat's ihn einmal ernstlicher mit einer Freiheitsstrafe erwischt, nun, ihm, dem der Tausender ein Pappenstiel ist, hilft jeder halbwegs eingefuchste Rechtsanwalt ins Lazarett und von da aus, gegen Hinterlegung einer Kaution, winkt bald die goldne Freiheit. Wir sind eben human, und das kostbare Leben der Wucherer und Schieber muß ja gerade den Verfechtern des praktischen Sozialismus besonders am Herzen liegen. Es rührt sich auch keine Hand, wenn offenkundig alte Warenbestände mit Aufschlägen verkauft werden, als seien die Rohstoffe bereits zum höchsten Dollarkurse erstanden. Überhaupt, mag es auch rings wie im Tollhaus zugehen, über „Runderlasse" und Mahnungen an die „nachgeordneten Dienststellen" kommt weder Regierung noch Reichstag hinaus. Selbst in der Anwendung der üblichen Palliativmittel, die während der Ausverkaufsperiode im Jahre 1919 in Kraft traten und immerhin bei einiger Energie das Elend etwas hätten eindämmen können, versagt die Staatsautorität vollkommen. Und in dem Phrasenschwall endloser Reichstags-

debatten ist auch nicht ein einziger brauchbarer Vorschlag zu entdecken, wie etwa der des Mannheimer Stadtparlaments, das als vorübergehende Maßnahme zur Abwehr wenigstens der vielen kleinen Marodeure eine tüchtige Kopfsteuer auf jeden Ausländer empfahl.

Gegen die schlimmste Gefahr freilich sind wir machtlos: das Aufhören der Rohstoffersorgung. „Wer", fragt die „Voss. Ztg." mit Recht, „soll dem Importeur und dem Industriellen das Risiko abnehmen, das er selbst nicht tragen zu können meint? Dazu sind weder die Banken imstande, die für die Anlage ihrer Gelder ihren Gläubigern haften, noch der Staat mit seiner trostlos passiven Finanzwirtschaft und seinem immer rasender anschwellenden Defizit. Wenn sich herausstellen sollte, daß die Entwertung der Mark unabänderlich fortschreitet, daß das Schicksal unserer Währung dem der österreichischen gleicht, wird man sich in gewissem Umfange auch an die neuen Wertverhältnisse gewöhnen und wird auch bei einem Dollarkurse von 500 oder 1000 eine gewisse Menge von Rohstoffen einzuführen versuchen. Aber diese Menge wird dann sehr klein sein, weil Deutschland nicht die Kraft haben wird, sie zu vergrößern, weil seine Produktionswirtschaft nicht mehr leben wird, sondern nur noch vegetieren, weil die innere Kaufkraft gebrochen und auch die Produktionskraft für den Export durch die Entbehrungen der Massen gelähmt sein wird."

Rund heraus gesagt: Wir gehen einer zweiten, indirekten Hungerblockade entgegen.

* * *

Man muß sich angesichts der ganzen Sachlage immer wieder über den unbezwinglichen Optimismus wundern, der trotz aller auf uns niederhagelnden Fußtritte und Rippenstöße sich selbst in Kreisen behauptet, denen man einige Einsicht wohl zutrauen sollte. Eine maßgebende Persönlichkeit unsrer Hochfinanz, der Generaldirektor der Deutschen Bank, Herr Arthur von Gwinner, hat jüngst in einem Gespräch mit dem Berliner Vertreter des „International News Service" erneut der Hoffnung auf eine Hilfeleistung des ehemaligen Feindbundes Ausdruck gegeben. „Der wirtschaftliche Aufbau der Welt vor dem Kriege glich einem Tisch mit drei Beinen. Diese drei Beine wurden durch die Vereinigten Staaten, England und Deutschland dargestellt. Wenn das dritte Bein nun abgeschlagen ist, was wird aus dem Tische werden? — Halbe Maßregeln sind hier zwecklos; Flickarbeit kann hier nicht helfen. Das dritte Bein muß wieder eingesetzt werden, und zwar schnell. Der beständige Fall der Mark ist ein verhängnisvolles Zeichen der nahenden Katastrophe. Deutschlands Kehle wird immer enger zugeschnürt. Man darf uns nicht so sehr bedrängen oder wir werden ersticken, und unser Tod bedeutet den Zusammenbruch von Europa. Wir verlangen keine Barmherzigkeit. Was nur immer die Herren der Weltwirtschaft tun, um uns zu helfen, das tun sie gleichzeitig in ihrem eigenen Interesse."

Was die hohen Herren beraten und verfügen, das tun sie nicht nur „gleichzeitig", sondern ausschließlich im eigenen Interesse, und die Wirklichkeit ist doch die, daß — wie im „Tag" dargelegt wird — „die Alliierten gar nicht daran denken, sich um Deutschlands Ruin zu sorgen, sondern im Gegenteil, daß

sie 52 Monate lang darum gekämpft haben, und daß sie, voran Frankreich, unverändert alles daran setzen, Deutschland wirtschaftlich zu zerbrechen, damit sie es auch politisch zerbrechen können. Kann oder darf ein deutscher Reichstagsabgeordneter glauben, daß die Franzosen den ungeheuerlichsten aller Kriege gekämpft haben, um uns nach einigen Jahren wieder zu Wohlstand gelangen zu lassen und damit die Möglichkeit zu schaffen, daß wir auch politisch und militärisch wieder erstarken und wertvolle Bundesgenossen für irgendeinen künftigen Feind Frankreichs werden? Kann oder darf irgendein Reichstagsabgeordneter glauben, daß die Feinde, die Millionen von Menschen auf dem Schlachtfeld gelassen haben, jetzt von ihren großen Zielen abgehen werden, weil sie einige Hunderttausende von Arbeitslosen im Lande haben, oder weil das Geschäft noch nicht wieder so blüht, wie vor dem Kriege?

Liegt es nicht viel näher, anzunehmen, daß man Deutschland ruhig weiter verelenden läßt, nicht nur nach dem Vorbild Polens und Österreichs, sondern nach dem Rußlands? Ist nicht zu erwarten, daß die Entente unter französischer Führung unsere Einnahmen und Ausgaben nachprüft und vorschreibt, was wir verzehren, wieviel Sozialpolitik wir machen, wieviel Beamte, Angestellte und Arbeiter aus politischen Motiven im öffentlichen Dienst untergebracht werden dürfen? Ist nicht zu erwarten, daß sie lieber deutsche Frauen, Arbeiter und Kinder hungern sehen wollen, als ihre eigenen? Und daß sie von dem, was ein Deutscher an Elend vertragen kann, einen anderen Begriff haben, als wir?"

Ja, tausendmal ja, so ist es, und es wird wohl bald der Zeitpunkt eintreten, an dem sich die nackte Wahrheit nicht mehr hinter rosigen Schleiern verbergen läßt. Wer da im ewigen deutschen Spießerwahn glaubt, das deutsche Problem werde auf der Washingtoner Konferenz im Mittelpunkt der Erörterung stehen, dem ist wohl heute schon der Star gestochen. Die dort unter Hardings erhebendem Leitspruch „Einfachheit und Ehrlichkeit" versammelten Vertreter der Raubstaaten haben wichtigere Dinge zu behandeln als das erledigte Deutschland, das höchstens noch zu einem Debattegegenstand dritten und vierten Grades gut ist.

* * *

Aber es gibt Leute, die selbst dem Gerichtsvollzieher, der kommt, um ihnen das letzte Hemd zu nehmen, mit unverwüstlicher Zuversicht als dem Retter in der Not entgegenschauen. Der Wiederherstellungskommission, die mit der Vollstreckungsurkunde in der Tasche ihren Einzug durch das Brandenburger Tor hielt, streute der „Vorwärts" mit schwieligen Arbeiterfäusten und untertänig lächelnd Rosen auf den Weg. „Sie kann es mit eigenen Augen beobachten, wie die nichtbesitzenden Kreise bemüht sind, eine Erfüllungspolitik zu treiben, während der Besitz sich an dem allgemeinen Elend noch bereichert. Sie wird die Beschränktheit der deutschen Zahlungskraft leichter erkennen, als das nach den amtlichen und nichtamtlichen Berichten der Diplomaten und Agenten möglich ist und sie wird daraus ihre Schlüsse auf die nächsten Zahlungen und auf die Zahlungsweise der Reparationen ziehen müssen." Wird sie? Ist sich der biedere „Vorwärts" dessen so sicher? Was aber, wenn die Kommission ganz andere Schlüsse zieht, ähnliche etwa, wie sie der General Nollet etwa im Hinblick auf die „Deutschen

Werke“ zog? Hat man so schnell die Antwort vergessen, die der Betriebsrat auf die Frage erhielt, was denn, wenn die geforderte Zerstörung ausgeführt würde, mit dem Gelände geschehen solle: — „Na, Sie können ja dann Kartoffeln pflanzen!“

Als es vorbei war mit den zehn Millionen Mark Arbeitslöhnen für die Zerstörungsarbeiten, als der Arbeiter spürte, jetzt geht es auch dir an den Kragen, da war die Einigkeit da zwischen Betriebsrat und Direktion, zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, da hieß es: „Also unser Kampf ist auch euer Kampf.“

Aber muß es immer erst so weit kommen?

* * *

Weit ausschauend, nach rückwärts und vorwärts, zeichnet in der „Tägl. Rundschau“ Eduard Stadtler mit scharfen Umrissen das Bild unserer gegenwärtigen Lage. „Heute müssen wir klar sehen und offen bekennen, daß der in Weimar geschaffene formale Staat alle Möglichkeiten eigener Lebensentfaltung versäumt hat. Daß der Staat nur noch ein Scheindasein führt. Daß er ein parasitäres, volksfremdes und volksfeindliches Gebilde ist.“ Der Staat als solcher ist Ohnmacht. Er will nichts. Er kann nichts. Er lebt als „Rede-Bureaukratismus im Parlament“ und als „Schreibe-Bureaukratismus“ in der Verwaltung. Ein Schmarotzer am Körper des Volkes. Der gesamte Wille des Volkes hat sich ganz auf die „Wirtschaft“ gerichtet. „Vom einfachen Arbeiter bis zum Unternehmer, vom Bauernknecht bis zum Großgrundbesitzer, vom Gewerkschaftssekretär bis zum Unternehmerverbändler, von der Hausfrau bis zum Großbankier, sie alle arbeiteten, mühten sich ab, halfen sich durch, bauten wieder auf, bauten um, retteten sich selbst oder ihre Gruppe. 60 Millionen Menschen, in fiebernder Hast, darum bemüht, die kleine Einzelwirtschaft, die Wirtschaftsverbände, die Gesamtwirtschaft in verzweifelter Rettungsarbeit durch das Chaos hindurchzulavieren. Kein Volk in Europa, wahrscheinlich keines in der Welt, hat seit dem formalen Abschluß des Weltkriegs eine ähnliche Gesamtarbeitsleistung vollbracht wie das deutsche Volk.“ Und nun: „Wer erkennt in seiner Bedeutung, wer ermißt in seiner Spannweite den Gegensatz, der sich zwischen dieser unerhörten Wirtschaftsleistung des deutschen Volkes und der Ohnmacht des deutschen Staates auftut?“

Unseren Feinden selbst ist dieser Zwiespalt ein Rätsel. Die ungesunden Wirtschaftsblähungen, die sich die Feinde als neuen ‚Imperialismus‘ wirtschaftspolitischer Art zurechtlegen, ohne viel über die Ursachen, ohne überhaupt an die eigene Schuld zu denken, beunruhigen die Welt. Und die Weltunruhe, die natürlich noch ganz andere Ursachen hat, wirkt sich politisch gegen unseren Ohnmachtsstaat aus. Der französisch-militärisch-politische Vernichtungstrieb entzündet sich mit am sogenannten deutschen ‚Wirtschaftsimperialismus‘. Die englische Politik, die ohnedies durch den frankophilen Kurs des Systems Wirth-Rathenau uns gegenüber nervös geworden ist, bekommt Zuzug aus den wirtschaftspolitischen Neidgefühlen und Abwehrtrieben englischer Wirtschaftskräfte. Dabei findet sie sich in dieser Frage auf einer gemeinsamen Linie des Kampfes gegen Deutschland mit ähnlichen Abwehrtendenzen in Amerika zusammen. Von Amerika schließt sich hinwiederum politisch nach Frankreich hin der deutschfeindliche Ring. Und die Entente des Krieges,

die den militärisch-politischen deutschen Machtstaat vernichtet hat, geht nun an die Vernichtung des deutschen ‚Wirtschaftsimperialismus' heran. Zwar zögernd, von Angstvorstellungen gepeinigt. Aber sie geht heran. Triebhaft. Sicher. Von politischen Machtgefühlen über alle Hemmungen hinweg getrieben. Der Verlust Oberschlesiens, vor allem das Herausschneiden des oberschlesischen Industriegebiets aus dem deutschen Wirtschaftskörper, war der erste große Schritt auf diesem Weg. Wird der nächste Schritt nicht die Besetzung des Ruhrgebietes sein?

Schon in wenigen Wochen oder Monaten wird jedenfalls der deutsche Ohnmachtsstaat, der die eigentliche staatliche Kampffunktion bereits aufgegeben hat, auch die Preisgabe der ihm verbliebenen Verwaltungsfunktion anmelden. In der Reparationsfrage wird er den Finanzbankerott deklarieren und zugleich eingestehen, daß er der anarchischen Wirtschaftsentwicklung, der Wirtschaftsblähungen des deutschen Volkes verwaltungsmäßig nicht mehr Herr wird. Dann wird Frankreich mit Hilfe Englands und mit Unterstützung der Vereinigten Staaten das Fazit ziehen. Und man wird unserem Staat in irgendeiner Form etwa folgendes eröffnen: Ein kämpfender Staat bist du längst nicht mehr. Aus den vorhandenen, in der deutschen Wirtschaft sich offenbarenden Gewalten deines Volkes vermochtest du kein staatliches Eigenleben zu entwickeln. Als Verwalter deiner (uns vertraglich zustehenden) Güter taugst du aber auch nichts. Doch der Friedensvertrag, für dessen ‚Erfüllung' du uns bisher der Garant und das verwaltungstechnische Exekutivorgan warst, kann nicht kassiert werden. Es muß ein Letztes versucht werden. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als dich deiner autonomen Verwaltungsaufgabe zu entheben. Besonders in dem komplizierten Wirtschaftsgebiet des Westens, wo du des ‚Großkapitals' und der ‚Schwerindustrie' nicht Meister werden kannst, müssen wir die ‚Reparation' und das Steuerwesen selbst ordnen. Das deutsche Volk muß arbeiten, damit sich der Friedensvertrag erfülle. Für alles übrige werden wir sorgen.

Das wird das Ende des deutschen Staats und zugleich die restlose Versklavung der deutschen Wirtschaft sein. Ob es dabei zu einer formellen Übergabe der Verwaltungsfunktion des deutschen Kanzlers an eine Ententekommission kommt, steht dahin. Es hängt nur vom Willen der Entente selbst ab. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß sich auch dann noch eine Partei findet, die der Entente diese schwere Entscheidung erspart und in dem Angebot einer konzessionierten Scheinmacht eine genügende Gegenleistung für eine gehorsame Politik der Versklavung Deutschlands erblickt."

Was aber wird das deutsche Volk dazu sagen?

Wird es sich fügen, wird es in behaglicher Verzweiflung das Sklavenjoch auf sich nehmen? Oder wird es sich doch noch einmal zur nationalen Einheitsfront zusammenfinden — die mit der gegenwärtigen, künstlich geschaffenen „großen Koalition" nicht das mindeste gemein hat, denn der Riß, der unser Volk in zwei einander bekämpfende Hälften teilt, geht mitten durch sie hindurch. Herr Emil Barth schloß seine Revolutionsbilanz am 9. November 1921 im Humboldthain mit den Worten: „1914 war der Michel ein Rindvieh, 1918 ein größeres Rindvieh, und heute ist er ein Riesenrindvieh."

Vielleicht behält er recht...



Auf der Warte

Der „Türmer“ in Elsaß-Lothringen verboten!

Wir lesen in elsässischen Zeitungen: „Durch Verfügung des Herrn Generalkommissars vom 22. Oktober 1921 ist in Frankreich die Verbreitung, der Verkauf sowie die Verteilung der Zeitschrift ‚Der Türmer‘, herausgegeben in Stuttgart, verboten. Alle Exemplare dieser Zeitung, die zum Verkauf oder zur Verteilung gelangen, werden beschlagnahmt und Übertretungen verfolgt.“

Diese neueste Bekundung der „freiheitlichen“ Regierungsweise Frankreichs in Elsaß-Lothringen bestätigt nur, was man schon lange in der ganzen Welt weiß: daß dort ein System militaristischer Vergewaltigung herrscht. Der Herausgeber des „Türmers“ ist Alt-Elsässer „pur sang“; er hat aus seiner klaren deutschen Gesinnung nie einen Hehl gemacht, hat aber auch nie einer politischen Partei angehört und ist kein „Alldeutscher“. Denn er hat nie nach Waffengewalt gerufen, sondern hat Läuterung der Seele und Veredlung der Kultur empfohlen im Sinne des deutschen Idealismus und einer undogmatischen, mehr dichterisch geformten religiösen Verklärung. Wenn im „Türmer“ Tatsachen und Wahrheiten ausgesprochen werden, die der französischen Regierung unangenehm sind, so soll sie diese Tatsachen widerlegen, aber nicht einfach mit äußeren Gewaltnahmen ein Blatt unterdrücken und von den Beziehungen mit dem geistigen Elsaß-Lothringen abzuschneiden versuchen. Wir protestieren gegen das Verbot und empfinden es als eine Feigheit.

Mit Interesse verzeichnen wir einige mutige Zeitungsstimmen aus dem Elsaß.

So bemerkt der „Republikaner“:

„Schriftleiter des ‚Türmer‘, den unsere vorsorgliche Regierung verbietet — sie darf es ja! — ist, soviel uns bekannt ist, zurzeit der ‚elsässische‘ Schriftsteller Friedrich Lienhard, der nach dem Tode des früheren, v. Grotthuß, die Schriftleitung der Zeitschrift antrat. Der ‚Grund‘ des Verbotes dürfte demnach in den etwas zu germanisch angehauchten elsässischen Erinnerungen, die Lienhard in letzter Zeit im ‚Türmer‘ von sich gab, zu suchen sein. Mag es sein, wie es wolle, eine Vergewaltigung der Denk- und Meinungsfreiheit stellt auch dieses neue Verbot wieder dar.“

Die Straßburger „République“ fügt hinzu: „Wir können uns diesen Ausführungen des Mühlhauser Blattes nur anschließen. Die ‚Staatsraison‘ hat hier wieder einmal die Anmaßung, die geistigen Speisen zu kontrollieren, die uns vorgesetzt werden können. Sie nimmt uns deshalb in die bekannte Obhut, von der wir schon so oft Gelegenheit hatten, zu reden.“

*

Die Neuland-Jugendbewegung

Weibliche Jugend hat sich unter dem Namen „Neuland“ gesammelt. Das ist ein sinnbildlicher Name; es ist keine Siedelung, sondern Neuland der Seele gemeint.

Reich und froh kommen wir soeben vom 5. Neulandtag. Die Wartburgstadt Eisenach ist unser Sammelpunkt; dort haben wir unser Haus, ehedem „Gasthof zum Junker Jörg“, am Berghang neben dem Hainstein. Aus stärkendem Zusammenleben und -arbeiten in reiner Höhenluft tragen wir das Bewußtsein in die Niederungen des Alltags: „Auch wir sind berufen, am neuen Deutschland mitzuarbeiten.“

Fünf Jahre alt ist unsere Neulandbewegung. Aus den kleinsten Anfängen ist sie entstanden, nämlich aus dem Herzen einer tiefempfindenden, klugen, willensstarken Frau. Guida Diehl sah unter den vielen brennenden Nöten unseres Volkslebens eine, die nur wenige vor ihr gesehen hatten: die Not des sogenannten gebildeten jungen Mädchens, das den tausend Fragen und Aufgaben der Zeit oft so hilflos gegenübersteht.

Schon seit Jahrzehnten drängte die Zeitströmung und die Entwicklung des Wirtschaftslebens zahllose Frauen aus dem Heim und der Familie in das Berufsleben. Wohl erwarben sie das dazu nötige Wissen; Verstand und Wille wurden geschult zum Kampf ums Dasein; aber wie oft verkümmerte dabei das Gefühlsleben! Auf der andern Seite waren die Mädchen, die als Haustöchter ohne Beruf daheim lebten, oft noch schlimmer daran. Ihre „Arbeit“ war meist keine Mühe, sondern Beschäftigung; die eigentliche Arbeit leisteten bezahlte Kräfte. Aus der inneren Armut erwuchs gähnende Langeweile, die nur wenige mit ein wenig sozialer Hilfsarbeit totzuschlagen versuchten. (Man vergleiche zu diesen Ausführungen Guida Diehl selbst in dem Heftchen: „Studienkreise und Neulandbewegung“. Eisenach, Neulandverlag. Es enthält u. a. eine feine Psychologie des jungen Mädchens.)

Und doch zeigte der Krieg, wieviel Hingabefähigkeit, wieviel Tüchtigkeit auch in der weiblichen Jugend geweckt werden konnte.

Diese sehnende, unklare, irrende, oft mühselig einsam kämpfende weibliche Jugend rief Guida Diehl auf zu gemeinsamem Streben: zum Kampf um ein Neuland der Liebe, der Gerechtigkeit, der Lauterkeit mitten in unserer von Parteihaß, Ungerechtigkeit und Sittenlosigkeit zerrissenen deutschen Welt. Sie deutete die Zeichen der Zeit: Hie Materialismus — hie Herrschaft des Geistes und der Seele! Sie weckte in den jungen Mädchen das Verantwortungsgefühl, das jeden Menschen zwingt, sich in diesen uns alle angehenden Kampf einzustellen.

Schon seit 1908 hatte Guida Diehl in Frankfurt a. M. schulentlassene Mädchen aus dem Lyzeum in einem sogenannten Studienkreis gesammelt, um in gemeinsamer Arbeit brennende ethische und soziale Fragen mit ihnen zu besprechen. Erst fünf Jahre später hielt sie Vorträge in Schulen und veranstaltete dann in Verbindung mit dem Evangelischen Verband zur Pflege der weiblichen Jugend die erste Freizeit in Tambach in Thüringen, an der 80 Mädchen teilnahmen. Vorträge mit vertiefenden Besprechungen, gesellige Abende und Ausflüge boten der Jugend reiche Freude und Anregung.

Die grundlegenden Gedanken gab sie später in dem Heftchen „Was wir wollen“ heraus (Eisenach, Neulandverlag). Um wahrhaft deutsche Art, wie wir sie in unserem Schrifttum und in unserer Geschichte kennen lernen können, und um ein neues Christsein in Feuer und Kraft der ersten Christenheit soll der einzelne ringen. Deutschtum und Christusgeist in untrennbarer Einheit: — das ist unser Neuland der Seele. Ist in dem einzelnen das lebendig geworden, so wirkt er Leben weckend auf andere. Die Neuländerin erfüllt ihren Beruf, wo sie auch steht, als Vaterlandsdienst und als Gottesdienst.

Bei den großen Frauenverbänden fand diese zur Verinnerlichung mahnende Stimme keinen Widerhall; wohl aber wurde sie von der gebildeten weiblichen Jugend begeistert aufgenommen. Die jungen Menschen verstanden, wozu sie gerufen wurden, und sammelten sich in Studienkreisen und um das Blatt „Neuland“, das Guida Diehl seit 1916 herausgibt.

Es würde zu weit führen, auf den Ausbau unserer stattlich angewachsenen Gruppen einzugehen. Es hat nicht an Stürmen gefehlt; doch fest steht in Eisenach unser „Neulandhaus“; und wir durften von manchen geistigen Führern Wertvolles erfahren (Lienhard, Lhotzky). Zugleich greift nun unsere Bewegung auf die jungen Männer über. Brüder und Freunde unserer Neuländerinnen, die sich unsere Ziele zu eigen machen wollen, sammeln sich im männlichen Neuland unter Führung von Pfarrer G. Meincke-Sonneberg. Gemeinsam mit ihnen wollen wir eine Schar

bilden, die für sich eine innere Erneuerung erstrebt und von innen heraus auch an des Vaterlandes Erneuerung mitarbeitet.

Dr Martha Brandt.

NB. Ich gestehe, daß die Stunden, die ich unter dieser Jugend verbracht habe, zu meinen angenehmsten Erinnerungen gehören. Noch sehe ich sie im pfingstlich geschmückten Saale mit Kränzen im Haar vor mir sitzen, diese liebe deutsche Jugend, mit so viel prächtig gutem Willen in den hellen Augen. Als leider eine Epoche des Meinungshaders einsetzte, hielt ich mich zurück, zumal andre Arbeit meine ganze Kraft und Zeit in Anspruch nimmt. Doch scheint diese Verdüsterung nun einer Klärung gewichen zu sein. Neben Guida Diehl ist dort Dr Heinrich Lhotzky ein Hauptführer; ich freue mich, daß dieser frühere Einspänner sich nun in größerem Kreise auswirkt. Hoffentlich gelingt es, die jungen Menschen, die aus biblisch-kirchlicher Ausdrucksweise kommen, und die andren, die in einem mehr weltlich, etwa weimarisch geprägten Idealismus aufwuchsen, zu einer Einheit zu verschmelzen. Ich griff daher, wenn ich dort sprach, gern zum Symbol (Gral, Rosenkreuz), um daran die Schönheit einer durchgöttlichten Lebensauffassung allverständlich und anschaulich darzulegen. F. L.

*

Jugend und Religion

Wird eine religiöse Kraft in unsrer Jugend mächtig werden? Dürfen wir hoffen?

Herbstsonntag. Erntedankfest. Es ist früh am Morgen und sehr kühl, bläulich-klar, doch mit leise verschleierter Ferne und langsam erwachenden Sonnenstrahlen. Die alte Pfarrkirche der mitteldeutschen Stadt hat zwischen ihren grauen gotischen Pfeilern bunt leuchtenden Schmuck angelegt. Man hat Eichenlaub und korallene Ebereschenzweige um die Gitter des breiten Fürstengrabes geflochten, das Evangelienpult mit Herbstlaub umsäumt. Eine Tafel ist aufgestellt, hell gedeckt, mit einer Fülle von Früchten und anderem Erntesegen beladen. Die hat der Dank und die Freude zusammengetragen. Äpfel in Wachsgelb und Grünrot, blaßblonde behagliche Frühkartoffeln mit leisen Erdspuren, Tomaten, glühend in derber Lebenslust, häufeln sich um Bündel reifer Ähren, kleiner Goldgeorginen, bunter Astern. Trauben schwellen, braune Rosenzweige veräſteln sich graziös und halten dornumsäumte Hagebutten in die Höhe. Aber zwischen den unmittelbaren Gaben der Mutter Erde liegen auch große Brote und knusprige Semmeln, zu denen sich der Rohstoffsegen in der Menschenhand verdichtet hat. Das alles soll, nachdem das Gottesauge darauf geruht und die Gemeinde sich Freude daraus getrunken haben wird, den Armen und Siechen zugute kommen.

Aber noch eine andre Ernte füllt heute die alte Kirche. Die Jugend der „Neudeutschen Woche" feiert hier ihre Morgenandacht. Sie haben sich die Kirche drei Stunden vor dem heutigen Hauptgottesdienst erbeten. Auch diese jungen Menschen sind ein Jahresergebnis voll reifenden Wachstums, kreuz und quer blühend, voll Werdeherbheit und keimender Süße, dornenbewehrt, rücksichtslos auf- und um sich strebend und doch dazu bestimmt, sich reifend einzuordnen in die geistigen Kräfte des Zeitalters. Braun, klaräugig, stämmig oder pfeilgerade aufgeschossen die Mehrzahl der Jungen; dann und wann ein reiferer Gefährte, um dessen Mundlinie der Bart schon flockt; und dazwischen einer oder der andre, der sich bewußt zur Jugend hält, trotzdem er ihr an Jahren reichlich voraus ist. Die Mädchen eine bunte Schar in der zwanglosen, kurzröckigen, freihalsigen Kleiderhelle, wie sie die heutige Tracht begünstigt, mit und ohne Kränzchen und Stirnband im Kraus- oder Strohhaar, das kleine Sprühfeuer mit blitzenden Zähnen neben der versonnenen Traumsuse, der schlenkrige Backfisch neben der stilläugigen Jungfrau von sechzehn oder siebzehn. Alle sind andachtbefangen, lautlos, von der Weihe der Stunde erfüllt.

Und nun geschieht das Merkwürdige, daß eingebettet in die heilige Musik großer Meister sich ein Gottesdienst ohne Geistlichkeit entwickelt. Er ist gestimmt auf den Ton: „Allein zu dir, Herr Jesu Christ"; und mit dem Johannes-Textwort: „Ich und der Vater

sind eins“ untermalt der jugendliche Sprecher am Lesepult seine Ansprache. Er spricht schweifend, langt nach der und jener Gedankenblume, die ihm wieder aus der Hand gleitet, aber der Ausklang legt den Hörern deutlich und fühlbar die Arbeit an sich selbst ans Herz. Alles Befreiende im Seelenleben und im Vaterlande, worauf die vielen mit Sehnsucht warten und hoffen, ist vorher das Eigentum weniger, und noch früher die schwere, erlösende Errungenschaft eines Menschengeistes gewesen. „Wir, die Jugend, sollen jeder an seinem Teile diese erlösende Macht in uns zu entwickeln suchen in aller Freude und Freiwilligkeit. Amen.“

Und die junge Gemeinde sang:

„Laß mich werden eine Sonne, die mit eignem Licht
In des Sommers Glanz und Wonne durch sich bricht.
Laß mich werden eine Quelle, die mit ihrem Trank
Macht Betrübte froh und helle, stark, was sank.
Laß mich werden Abendstille, die mit ihrem Glück
Alle führt zu Gottes Willen sanft zurück!“

Ich glaube nicht, daß es unsern Oberpfarrer gereut haben wird, diesen Erntedankfest-Auftakt in seiner Kirche zugelassen zu haben.

Wird der edlere Teil unsrer deutschen Jugend wieder zur Ehrfurcht heimkehren? Wir wollen hoffen ... A. M.

*

Deutsche Philosophische Gesellschaft

Vor vier Jahren wurde von Weimar aus dazu aufgerufen, für die Wahrung eines wesentlichen Zuges des deutschen Geisteslebens geschlossen mit einzustehen: Der deutschen Philosophie drohte aus der allgemeinen äußeren und inneren Not unseres Volkes Verkümmerung. Zur Abwehr dieser Gefahr trat die „Deutsche Philosophische Gesellschaft“ zusammen. Ihre Bemühungen waren zunächst wissenschafts-organisatorischer Art. Allen Hemmungen zum Trotz gelang es, der wissenschaftlichen philosophischen Forschung in den „Beiträgen zur Philosophie des deutschen Idealismus“ eine neue Heimstätte zu schaffen. Heute hat diese Zeitschrift sich im deutschen Schrifttum ihren bestimmt umgrenzten Platz erkämpft. Es wird soeben das zweite Heft des zweiten Bandes ausgegeben, zu dem u. a. Professor Bruno Bauch-Jena einen schon als Vortrag viel beachteten Aufsatz über „Persönlichkeit und Gemeinschaft“ und Dr. Zschimmer-Jena unter dem Titel „Die Philosophie der Freiheit“ gehaltvolle Erörterungen zur Grundlegung der „Philosophie der Technik, Volkswirtschaft, Pädagogik und Politik“ beisteuern. In Anlehnung an die Zeitschrift konnte eine Folge kleinerer Veröffentlichungen, die Reihe der „Beihefte“, ausgestaltet werden, die ihrer Aufgabe gerecht geworden ist, Arbeiten mehr einführenden Charakters in weiteren Kreisen zu verbreiten. Die Themata der einzelnen Schriften sind für die Ausmessung unseres Wirkensgebietes so kennzeichnend, daß sie hier mitgeteilt sein mögen: Hermann Schwarz-Greifswald, Weltgewissen oder Vaterlandsgewissen?; Bruno Bauch-Jena, Fichte und unsere Zeit; Max Wundt-Jena, Die deutsche Philosophie und ihr Schicksal; Hans Pichler-Graz, Volk und Menschheit; Heinz Heimsoeth-Marburg, Hegel, Ein Wort der Erinnerung; Lenore Ripke-Kühn-Berlin, Kant contra Einstein; Julius Binder-Göttingen, Recht und Macht als Grundlagen der Staatswirksamkeit; (in Vorbereitung): Fritz Münch, Deutsche Philosophie und deutsche Sprache; Dietrich Mahnke, Ewigkeit und Gegenwart, eine Fichtische Synthese; Arthur Hoffmann, Das Systemprogramm der Philosophie der Werte.

Die zunächst angestrebte Organisation im Dienste der deutschen philosophischen Wissenschaft erweiterte sich zu einer allgemein-kulturpolitischen Bewegung, da sich der Deutschen Philosophischen Gesellschaft über den engeren fachlichen Kreis hinaus bald die Anteilnahme weiterer Kreise zuwandte. Heute sind unter den Mitgliedern die „praktischen“ Berufe (Ärzte, Juristen, Lehrer, Ingenieure, Beamte usw.) mit 60% vertreten. Die jährliche Hauptversammlung in Weimar findet als eine Kundgebung für die Notwendigkeit der geistigen Sammlung immer lebhaftere Beachtung. In Deutschösterreich bildete sich mit dem Vorort Graz eine Zweigvereinigung. Auch das Deutschtum im Ausland, besonders

die Volksgenossen in Nordamerika stellten treue Helfer und Mitarbeiter. Die Geschäftsführung hat in Jena (Fuchsturmweg 18) ihren Sitz. Sie nimmt jede Anregung, die dem Wirken der Deutschen Philosophischen Gesellschaft neue Wege zeigt, dankbar entgegen und hofft, solche Unterstützung, die kein weiteres Opfer als das einer Postkarte kostet, gerade auch aus der Türmer-Lesergemeinde erwarten zu dürfen. Einführende Druckblätter (über „Weimar und die deutsche Philosophie" und über „Die deutsche Philosophie im Geistesleben der Gegenwart") werden gern kostenfrei zur Verfügung gestellt.

Dr Arthur Hoffmann

*

Eine Verhimmelung der französischen Literatur

und ihres Einflusses auf die deutsche Dichtung leistet sich Prof. Dr Eugen Lerch (München) in der „Frkf. Ztg." — in so maßloser Art, daß ein allfranzösischer Chauvinist die Sache nicht besser besorgen könnte. Der sachliche Zuhörer muß einer solchen Entgleisung widersprechen. Daß sie im Kleingefecht mit Joseph Hofmiller und Paul Ernst erfolgt, mag ihre Tonstärke entschuldigen, nicht ihren Inhalt. Wir lesen da:

„Nun hat aber, so weit mir ein Urteil zusteht, keine dieser Sprachen, auch die englische nicht, eine Literatur aufzuweisen, die mit der unseren so innig verknüpft wäre wie die französische. Unsere Dankesschuld an diese Literatur? — Ein Buch würde nicht hinreichen, sie aufzuzeichnen. Von ihrer ersten Blütezeit mit Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg, Hartmann von Aue über unsere großen Klassiker bis zu den Lebenden, bis zu Gerhart Hauptmann, den Brüdern Mann, Stefan George oder Franz Werfel (um nur ein paar Namen zu nennen): man braucht unsere Literatur nur zu überschauen, um der Größe dieser Verpflichtung gewahr zu werden. Man denke sich Wolframs Parzival ohne den Parceval des Christian von Troyes, Hartmanns Erek und Iwein ohne den Eric und Ivain des gleichen altfranzösischen Epikers, Gottfrieds ‚Tristan und Isolde' ohne die französische Vorlage; man denke sich ‚Nathan der Weise' ohne Voltaire und die Enzyklopädisten, den ‚Werther' und die ‚Räuber', den ‚Fiesco' und ‚Kabale und Liebe' ohne Rousseau und Diderot, ‚Iphigenie' und ‚Tasso' ohne Racine (zu dessen strengerer Form der shakespearisierende Stürmer und Dränger des ‚Götz' reuig zurückkehrt); man denke sich unsere Naturalisten ohne Flaubert, Zola, Maupassant und Daudet, unsern neueren Roman, unser neueres Drama ohne die Technik der Franzosen, unsere modernen Lyriker ohne Baudelaire, Mallarmé und Verlaine; man überschlage, was dazwischen liegt, was in dieser allzu flüchtigen Skizze, die nur an das Augenfälligste erinnern wollte, absichtlich übergangen wurde — und man hat einen Begriff davon, was die deutsche Literatur wäre, wenn zuvor nicht die französische gewesen wäre. Gewiß: die meisten der Männer und der Werke, die hier berührt wurden, sind über das fremde Vorbild weit hinausgekommen; in vielen Fällen war dieses nur das Roß, dem Ziel und Bahn nicht von ihm selbst, sondern vom Reiter bestimmt werden — welcher Reiter aber wäre seinem Tier nicht dankbar, das ihn so weit getragen hat, das ihn so kühne Ziele erreichen ließ?... Wie sollte ich nicht voll Dank sein für die Kräfte außer mir, die mich zu meinem Selbst erst reifen lassen? — Wenn aber das Beeinflußtwerden auf freier Wahl beruht — wie groß muß dann die Wahlverwandtschaft sein zwischen der deutschen und der französischen Literatur! Und dieses innige, acht Jahrhunderte währende Band soll nach dem Willen unserer Chauvinisten nun jäh zerschnitten werden" ...

In dieser wissenschaftlich unmöglichen, nur aus Meinungs-Gegensatz allenfalls erklärlichen Entgleisung ist folgendes unterschlagen: 1. Die gegenseitige Befruchtung der europäischen Literaturen überhaupt; 2. die Befruchtungen, die von England ausgingen und auf französischem Umweg nach Deutschland kamen; 3. der große direkte Einfluß Englands (Shakespeare, Ossian, Dickens, Scott und andrer Erzähler, Volksballade usw.), dem

nichts von Frankreich her gleichzusetzen ist; 4. die gewichtige Tatsache, daß sich das Beste deutschen Geistes just im Kampf gegen französischen Formalismus und Regelzwang herausgearbeitet hat — obenan Goethes Selbstbewußtwerden in Straßburg; 5. der uns Europäern gemeinsame Einfluß hellenischer Kultur (gegenüber der Betonung des falschen französischen Klassizismus).

So kommt ein schiefes Bild zutage, als wären Deutschlands Dichter und Denker überhaupt erst durch Frankreich, just nur durch Frankreich lebensfähig! Wobei es übrigens nicht angeht, Hofmiller und P. Ernst zu den „Chauvinisten" zu rechnen; dazu haben beide zu viel gesamteuropäische Kultur. Das beweist wieder Paul Ernsts neuestes Buch „Erdachte Gespräche" (München, Müller): Dialoge aus verschiedensten Zeiten und Zuständen, worin sich aufs neue dieses nimmermüden Schriftstellers starke Geistigkeit bekundet.

*

Neudeutsche Spruchdichtung

Es ist eine besondere Gabe, in kurzen, eindringlichen Sprüchen echte Lebensweisheit zu verkünden. Unter unsern führenden neudeutschen Dichtern hat Lienhard in seinem jüngsten dreibändigen Werke „Der Meister der Menschheit" die Spruchdichtung besonders glücklich gepflegt (Bd. I: Sprüche, Bd. II: Worte für die neudeutsche Jugend). Seine aus dem unmittelbaren Zeiterleben heraus entstandenen Sprüche sind ein Spiegelbild des Ringens edlen Menschentums im Sturm dieser Zeiten und zugleich eine friedlich-stille Leuchte für suchende Seelen im düstern Gewölk des gegenwärtigen Weltgeschehens. In meinem für die Jugend bestimmten Auswahlbändchen aus Lienhards Schriften „Deutscher Aufstieg" (Greiner & Pfeiffer) habe ich gerade seiner Spruchweisheit einen breiten Raum gewährt.

Einen schönen Gedanken verwirklicht der Dichter Ernst Köhler-Haussen in seinem Spruchwerk „Mein Jahrbuch ‚Lebe'" (Dresden 1921). Allmonatlich erscheinen seit Januar dieses Jahres diese kleinen Hefte und tragen in warmherzig empfundener, gedankentiefer Spruchweisheit des Dichters Botschaft an Zeit und Menschen hinaus. Köhler-Haußens Spruchdichtung ist vorwiegend auf das Religiöse und Reinmenschliche gestimmt, oft von mystischer Tiefe wie ein Versinken in die letzten und heiligsten Geheimnisse irdischen Lebens und Webens, dann wieder kraftvoll bejahendes Tatmenschentum, dem er durch alle Irrnisse und Hemmungen irdischen Daseinskampfes den Weg zu wahrem Glück und ungetrübter Harmonie weist:

„Erhalte dich stark, frisch an Leib und Seele,
Daß nicht dem All dein Sein, deine Kraft und Wirken fehle." (Juni-Heft)

Zürne nicht denen, die Zorn verdienen.
Zorn kennen sie — aber die Liebe
Kennen und glauben sie nicht.
Darum gib ihnen Liebe. (Februar-Heft)

Ein kräftiger Pulsschlag hämmert in dem Spruchbuch „Vom Adel" von Karl Boesch (Verlag Erich Matthes, Leipzig und Hartenstein i. Erzgeb., 1921). Viel tiefe Gedanken eines zur geistigen Führerschaft veranlagten Mannes sind hier in leuchtendes Gold edler Spruchweisheit geprägt worden. In diesen inhaltlich und sprachlich meisterlich geformten Spruchgedanken ist Herausbildung eines seelischen Adels in allen Ständen und Schichten unseres Volkes — wie bei Lienhard und etwa bei Stammler („Worte an eine Schar") — das Ziel der von Boesch in seiner Spruchdichtung erhobenen Forderungen. Was der Verfasser in einem seiner Sprüche kündet: „Ein geistreich geformter Gedanke ist wie ein goldgefaßter Edelstein, den man entzückt immer wieder in der Hand herumdreht und gegen das Licht hält" — gilt von seiner eigenen Spruchweisheit. Den kleinen, handlichen Band, der auch die folgenden als Probe mitgeteilten Sprüche enthält, wünschen wir in viele Hände.

„Ein Begriff ist uns fast verloren gegangen, der doch recht eigentlich alle Menschlichkeit und Sittlichkeit einschließt: Der Begriff der Würde."

„Das heilige Kinderland liegt nicht hinter uns, sondern vor uns. Ein Kind ist schön und liebenswert wie die Natur. Heilig allein

ist der reine Wille eines wirkenden Menschen."

„Man kann nur durch zwei Dinge wachsen: durch Verkehr mit den Großen und durch Erfahrung."

„Ich wüßte nicht, was es heute noch für einen Standesunterschied geben sollte, wenn nicht den zwischen dem Adelsstand der Seele und dem Stand des Gemeinen, zwischen dem deutschen Stand und dem undeutschen Stand."

Dr. Paul Bülow

*

Ein norwegisches Goethebuch

dürfte besonders auch in den Kreisen der Türmerleser Anklang finden. Friedrich Lienhard hat diesem ins Deutsche übersetzten „Goethe" von Fredrik Paasche (Verlag Greiner & Pfeiffer, Stuttgart) folgendes Vorwort mitgegeben:

„Dieses Buch werte man als den freundlichen Gruß eines neutralen Ausländers an den deutschen Genius, der sich in Goethe verkörpert hat! Es ist ein Gruß aus einem Lande, das uns während des Weltkriegs nicht günstig gesinnt war. Um so schwerer wiegt die Tatsache, daß ein selbständiger Kopf wie Prof. Fredrik Paasche von der Universität Christiania in bewußtem Gegensatz zu jener Zeitstimmung dieses edle Bekenntnis zu Goethe an die Öffentlichkeit gibt.

Als ich die ersten Seiten gelesen hatte, war ich erfreut über den ebenso anmutigen wie aussichtsreichen Gesichtspunkt, von dem der Verfasser ausgeht. Es ist Goethes ‚guter Blick', der ihn vor allem fesselt. Und damit hat er in der Tat die wesentliche Grundkraft unseres ganz auf das Auge eingestellten Dichters bezeichnet. Und zwar so, daß er nachweist, wie diese Schaukraft von wachsender Seelenreife und Charakterbildung begleitet ist.

Dem Goethe-Philologen könnte bei flüchtigem Lesen vielleicht der Eindruck erstehen, daß dieser norwegische Verehrer unseres Meisters nichts wesentlich Neues zu offenbaren habe. In Wahrheit wird aber auch der deutsche Goethefreund zwischen den bekannten Tatsachen oft eine eigenartige Betrachtungsweise feststellen können. Man fühlt sich von diesen vier Kapiteln wahrhaft belebt und bereichert. Mir persönlich, und ich denke, mit mir allen ernsten Zeitgenossen, ist auch der Aufbau dieses Werkchens, das im Religiösen und Kosmischen gipfelt, noch ganz besonders wohltuend.

So begreift es sich, daß eine schwedische Verehrerin Goethes, Frau Generalin Munck von Fulkila, auf das Buch aufmerksam wurde und den Entschluß faßte, mit Hilfe einer deutschen Freundin, Baronin Loë, die feingestimmte Arbeit aus dem Norwegischen in Goethes Sprache zu übersetzen.

Ich habe meinerseits absichtlich vermieden, gelegentlich abweichende Auffassungen oder sprachliche Kleinigkeiten etwa durch Anmerkungen festzustellen. Man lasse das Ganze unbefangen und möglichst in einem Zuge auf sich wirken! Und man wird von dieser liebevollen Betrachtung eines norwegischen Freundes deutscher Kultur Gewinn haben."

*

Seelenmord

Man schreibt uns aus Köln:

„... Ich arbeite hier an der Universität; da habe ich Gelegenheit, alle möglichen Zeitungen zu lesen, und oft faßt mich eine heiße Empörung über all diese Gemeinheit der Presse. Ich habe immer, mit Überwindung zwar, aber des Interesses halber, das hiesige kommunistische Blatt gelesen; aber dann überwältigte mich doch der Ekel, und ich bringe es nicht mehr über mich, es noch anzurühren. Wissen Sie, wie hier zu den Lesern gesprochen wird und wie das Wort ‚deutsch' die gemeinste Wut auslöst? Armes Volk! Es wird seelisch vernichtet. Es wird gefüttert geistig mit Worten wie ‚Rechtskloake', ‚Arbeiterschlächter', ‚mordlüsterne Reaktion', ‚Mordbande', ‚nationalistisches Geschmeiß' — und immer wird zum Massenmord der Bourgeoisie aufgerufen. Mit Wutgeheul wird deutsches Wort und Tun überschrien, werden deutsche Männer begeifert. Das ist Mord am Volk, das ist Seelenmord. Ein Volk, das so bearbeitet wird, so zugerichtet — wird sich nie mehr erheben. Lese man nur einmal, wie sie die Ereignisse in Deutsch-

land ihren Lesern zurechtmachen! Erblaßt bin ich oft vor Empörung und Entsetzen über das, was in Deutschland jetzt von solchen Zeitungsschreibern gedruckt wird. Das arme Volk! Es wird nur auf Haß, Blut und Gewalt dressiert — alles Edlere wird gewaltsam erstickt. Müssen wir es dulden, daß man so die schlechten Instinkte züchtet?!"...

Hier ist die Empfindung aller edleren Deutschen ausgesprochen. Die Arbeiter möchten genesen, und in ruhiger Arbeit genesen — aber die Hetzer dulden es nicht. Es ist genau derselbe Terror, der Rußland tödlich beherrscht.

*

Kriegsschuld oder Tragik?

Der Anthroposoph Rudolf Steiner, über den sich ja jetzt wahre Papierfluten ergießen, hat neulich durch seine im „Matin" veröffentlichte Unterredung mit Jules Sauerwein noch besonderes Aufsehen erregt. Dr. Steiner war von Frau von Moltke, der Witwe des verstorbenen Generalstabschefs, beauftragt worden, dessen Aufzeichnungen über Kriegsbeginn und erste Kriegszeit zu veröffentlichen. Aber man hat diese Veröffentlichung verhindert. Nun sprach Steiner darüber mit dem genannten Journalisten. Man kann den ganzen Bericht, den die meisten wohl nur aus Bruchstücken kennen, wörtlich lesen in der Stuttgarter Wochenschrift „Dreigliederung des sozialen Organismus" (Nr. 15). Eine wesentliche Stelle aus Steiners Worten lautet:

„Warum diese Befürchtungen? Diese Memoiren sind durchaus nicht eine Anklage gegen die kaiserliche Regierung. Es geht aber aus ihnen hervor, was vielleicht schlimmer ist, daß sich die Reichsregierung im Zustande vollkommener Verwirrung und unter einer unbegreiflich leichtsinnigen und ignoranten Führung befand"... Zuletzt lastete „die Wucht der entscheidenden Entschließungen auf einem einzigen Mann, dem Generalstabschef, welcher sich dadurch gezwungen sah, seine militärische Pflicht zu tun, weil die Politik auf dem Nullpunkt angekommen war."

Was dem Leser bei diesen Steinerschen Mitteilungen vor allem noch auffällt, ist: die hanebüchene Täuschung der damaligen Leiter über die Haltung Englands. Anders gesagt: die abgründige Dummheit unsres Gesandten Lichnowsky. Wahrlich, unsere Politik war in der Tat auf dem Nullpunkt angekommen. Insofern wirken diese „Enthüllungen" über die kritischen Tage trotz alledem „entlastend", wenn man so will, da von boshaftem und tückischem Kriegswillen bei uns nicht die Rede sein konnte.

„Es ist nun einmal meine Ansicht," schließt Steiner, „daß sich die Erörterungen über die ‚Schuld' am Kriege in einer ganz falschen Bahn bewegen. Man kann so gar nicht von ‚Schuld' sprechen, wie man es tut. Tragik liegt vor. Und durch eine tragische Situation ist der Krieg entstanden."

Man hat Einzelheiten in Steiners Mitteilungen widersprochen (z. B. in der „Deutsch. Allg. Ztg." und in den „Münchner N. Nachr."). Vermutlich mit Recht. Aber die Verschiebung von dem Gesichtspunkt der „Schuld" in das höhere Gebiet der „Tragik" dürfte richtig sein — selbst wenn diese Dinge im üblen Hetzblatt „Matin" stehen.

In einer weiteren Nummer derselben Wochenschrift nimmt übrigens Steiner selbst das Wort und beharrt auf seinem Standpunkt, daß seine bzw. v. Moltkes Mitteilungen entlastend wirken.

Wir wundern uns, daß man Moltkes Aufzeichnungen noch nicht veröffentlicht hat.

*

Die schwarze Schmach im Roman

Da ist ein Buch erschienen, das geschrieben werden mußte. Es heißt „Die schwarze Schmach. Der Roman des geschändeten Deutschland". Von Guido Kreutzer (Leipziger Graphische Werke, 1921; Preis broschiert 20 M, geb. 25 M). Daß und wie uns dieses Buch jene Qualen deutscher Menschen der westlichen Gaue berichtet, darin liegt für die unmittelbare Gegenwart sein Wert beschlossen. Graf Reventlow schrieb dem Werk eine aufrüttelnde Einleitung; sie möchte jenes nationale Feuer und Verantwortungs-

bewußtsein in der Brust jedes einzelnen entzünden, das gegenwärtig bei uns nur in armselig verzagten Funken glimmt. Die entsetzlichen Folgen der schwarzen Schmach werden uns eindringlich und wahrheitsgetreu klar gemacht; wir dürfen dieser gen Himmel schreienden völkischen und rassischen Schändung nicht mehr gleichgültig gegenüberstehen, sondern „allen, die sich jetzt gegen die schwarze Schmach entflammt haben, muß dieser Roman eines ihrer Werkzeuge werden, um die Schande und Greuel in den besetzten Gebieten in voller empörender Anschaulichkeit durch das deutsche Volk hin zu verbreiten". Das Buch ist ein Weckruf nicht nur an alle, die noch deutsch zu fühlen vermögen, sondern an die ganze übrige weiße Rasse, soweit sie die sadistische, gegen uralte deutsche Kulturwerte gerichtete Zerstörungswut gallischen Größenwahnsinns, die Beschmutzung und Verhöhnung deutscher Volksgesundheit, das Niederknüppeln jeder freiheitlichen Regung durch schwarzes Gesindel als eigene Schmach empfindet. Kreutzers Werk läßt nirgends seine Tendenz aufdringlich oder unkünstlerisch hervortreten; in wuchtiger Größe erleben wir die erschütternden Leiden einer besetzten rheinischen Universitätsstadt; in wenigen grell aufleuchtenden Bildern wird uns die Schändung deutscher Frauen- und Mannesehre durch Schwarze vor Augen geführt, ohne — das sei ausdrücklich hervorgehoben — daß der Verfasser verzerrend übertreibt oder den heiklen Stoff abstoßend gestaltet. Man nehme also diesen Roman nicht mit einem Vorurteil zur Hand; es ist kein wertloser Kitsch, sondern durch seine Seiten glüht ehrliche Überzeugungskraft, und es ergeht von hier der Mahnruf an alle Deutschen, „daß Schmach nur durch Stolz und Willen überwunden werden kann. Die Deutschen haben Ungeheures verloren, aber sie werden alles, sei es in welcher Form auch immer, wiedergewinnen, wenn sie sich selbst wiedergefunden haben. Das wird man erst sagen können, wenn sie ein Volk geworden sind."

Dr. Paul Bülow

Expressionismus und Wohnungskunst

Als seinerzeit die Jugendstilbewegung abflaute und einen schmalen Bodensatz zurückließ, da machte man rückschauend die Bemerkung, daß ja eigentlich daraus nichts hatte werden können, weil jene Bewegung „vom Sofakissen" ausgegangen sei. In dieses Schlagwort faßte man später die ganze Richtung zusammen. Bei der jetzigen expressionistischen Welle könnte man mit demselben Recht sagen: sie geht von der Plakatsäule aus, die, inmitten des hastenden Lebens stehend, jedem harmlos Vorübergehenden in blitzähnlicher Schnelle alle möglichen Anpreisungen ins Gehirn spritzen möchte. Die Reklame hat jedenfalls die für sie erforderliche Eigenart des Expressionismus brillant erfaßt und sie in weitestem Sinne für ihre Zwecke ausgebaut. Wenn aber nun die handwerkliche Welt sich die Plakatsäule zum Muster nimmt und versucht, die bizarren Gebilde, die den Plakatmaler zu seiner Angriffstechnik auf das menschliche Gehirn berechtigen, in die harmlosen Gefilde der Wohnung zu übertragen, dann muß man energisch sagen: Hände weg!

Leider stehen wir wieder vor einer Welle solcher mißverstandener Zieraten und, was noch schlimmer ist, vor bizarren Möbelformen. Berechtigung haben alle die aufgeregten Formen, Farben und ornamentalen Kompositionen nur, wenn es sich darum handelt, einer vorübergehend besuchten Stätte, einem Kabarett, Likörstube, Kaffee und Tingeltangel usw. ein besonderes Gepräge zu geben. Alle diese Sachen werden dort gewissermaßen in kleinen Dosen genossen; wer sie in größeren Dosen genießt, muß es mit sich selbst ausmachen. Handelt es sich aber darum, einer Weihestätte, einem festlichen Saal in einem Rathaus oder einem bürgerlichen Heim ein vornehmes Gepräge zu geben, so müssen diese Plakatmätzchen ausgeschaltet bleiben.

Man sollte angesichts mancher Leistungen des Expressionismus wirklich nicht glauben, daß seit Vergehen des Jugendstils erst eine kurze Spanne Zeit vergangen sei, als jeder

halbwegs flügge Maler sich zum Innenarchitekten berufen fühlte und in den gewagtesten Linien versuchte, dem gesunden Menschenverstande und den tüchtigsten Handwerkern „über" zu sein. (Überbrettl, Übermodern, Übermensch!) Was uns damals in wogenden Linien über alle Gegenstände des täglichen Lebens kroch, das soll sich jetzt in widerhakenspritzendes Ornament verwandeln und sich in unsere Wohnung einnesteln. Jeder kleinste Möbelzeichner fühlt sich berufen, in dieser Art seine „Originalität" zu beweisen. Jede Irrsinnslinie wird in der heutigen Zeit bestaunt; und doch ist die ganze Richtung meiner Ansicht nach nichts anderes als ein Symptom unseres durch und durch kranken Zeitalters. Unausgeglichen, nervenzerrend statt anregend, ein Gestammel statt eines schönen Satzes: so stehen diese Erzeugnisse vor uns als Zeichen einer nervenaufpeitschenden Zeit.

Das größte Übel an der Überschätzung derartiger „Kunstprodukte" ist aber nicht der Künstler, sondern der Kunstkritiker. Hier in Leipzig ist es z. B. ergötzlich zu lesen, mit welchen Gedankenverrenkungen und geistigen Eiertänzen der Kritiker den allerneuesten Auswüchsen nahe zu kommen sucht. Man hat das Empfinden, daß er fürchtet, in seinem Ruf zu leiden, wenn er nicht aller und jeder Narrheit „Verständnis" entgegenbringt. Verständnis bringe ich als Mensch und Mitbruder auch dem Unglücklichen in der Irrenanstalt entgegen. Ich würde mich aber hüten, seine Wesensart als „zukunftverheißend" anzusehen.

Alle diese Einwirkungen sind es letzten Endes, die dazu beitragen, bei nicht gefestigten Naturen die Überzeugung zu wecken, es handle sich bei den jetzigen Formen dieser Kunst um eine bleibende Sache. Der Expressionismus hat seine Berechtigung im Plakatwesen. Alle Dinge, die mit Reklame zusammenhängen, sind sein lautes Gebiet; und es wäre zu begrüßen, wenn seine Jünger auch wirklich diese Grenzen erkennen würden. Das soll keine Degradierung ihrer Kunst sein, nur eine reinliche Scheidung.

Ich erhebe nicht den Anspruch, mit meinen Ausführungen geistreiche Theorien auszusprechen; denn ich bin kein Mann der Feder, sondern bin aus der Praxis des Ateliers und der Werkstatt. Und das ist wohl auch etwas wert. August Nolden

*

Die Berliner Theaterwirtschaft

ist längst keine Angelegenheit mehr, die mit dem Wieder-Aufstieg deutscher Kultur auch nur das mindeste zu tun hat. Die Berichte darüber gehören in den lokalen Teil dortiger Zeitungen. Es ist ein veralteter Irrtum der großen Berliner Blätter, wenn sie meinen, daß uns im Reiche diese ausgedehnten Aufsätze über jede belanglose dortige Aufführung interessieren. Es finden jetzt an vielen Orten im Reich ebenso wertvolle Darbietungen statt wie im zerfahrenen Berlin. Der ausgezeichnete Bühnenkritiker Friedrich Düsel, der bekannte Herausgeber von Westermanns Monatsheften, hat unsren vollen Beifall, wenn er im „Kunstwart" (Oktober) diese Wirtschaft brandmarkt:

„Was einem aber bange machen kann, dies Jahr mehr als früher, das ist die Zersplitterung der Kräfte, die Zerfaserung des Wollens. Spezialitäten über Spezialitäten — wo aber bleibt der Charakter? Einstmals gab es ein Königliches Schauspielhaus: das war rückständig in seinem Spielplan, aber würdig in seiner Auslese des Erprobten und sauber in der Form seiner Darbietungen. Oder ein Deutsches Theater: das klebte länger, als der Zeitwille und Zeitgeschmack es duldete, an seinem, dem naturalistischen Stil der neunziger Jahre, aber es hatte Stil und Charakter, im Was und im Wie. Oder ein Lessingtheater: das nannte sich das ‚Theater der Lebenden', und wenn die Witzbolde auch Recht behielten, die das letzte Wort dieses billigen Aushängeschildes aussprachen, als stünde da ‚Kurzlebigen', so blieb es sich doch immer seiner übernommenen Verpflichtung gegen die zeitgenössische Dramatik bewußt, mochte die sein, wie sie wollte. Heute wuselt das und noch vieles andre bunt und wirr durcheinander. Jeder glaubt die Klassiker, jeder, der den Autoren oder ihren Erben nur einen Vertrag abzulisten versteht,

glaubt Hauptmann, Strindberg oder Wedekind spielen zu können, jeder greift wieder auf, was einmal hier oder dort halben oder vierten Erfolg hatte, in der kindischen Hoffnung, ihm werde es ganz damit glücken. Nur vor der jungen, mit uns geborenen, unerprobten Dramatik drücken sie sich alle nach Möglichkeit, weil dazu Blick und Wagemut gehört und kein Stern am Theaterhimmel so hell leuchtet wie das ‚dauernde Klassenstück‘. Früher, wenn man sonst schon kein künstlerisches Zielbewußtsein hatte, richtete sich der Spielplan einer Bühne wenigstens nach ihren Darstellungsmitteln und dem Ensemble ihrer Spieler; heute, wo sich die elendigste Dürftigkeit auf den Expressionismus berufen darf, wo der zum Prinzip erhobene ständige Austausch der Darsteller jede Zucht des Zusammenspiels zerstört hat, heute will jeder jedes können, und der Dramatiker überliefert sich dem, der ihm die zugkräftigsten Schauspieler, die lauteste Reklame und die zahlreichsten Aufführungen verbürgt. Die ‚Rotterbühnen‘, die mit Beginn dieser Spielzeit allein in Berlin fünf Theater beherrschen und sich schon bis nach Hannover ausdehnen, sind von dem Allerwelts-Warenhaus-Großbetrieb à la Tietz nicht mehr weit entfernt.“ ..

Dazu kommen stete Neugründungen, jetzt sogar ein „Jüdisches Künstlertheater“, wo nicht etwa mehr — wie Düsel bemerkt — „im berlinisch-jüdischen Jargon leichte Schwänke oder derbe Grotesken, sondern in einer fremden Sprache, im Jiddisch des Ostjudentums höchst ernsthafte, streng künstlerisch gemeinte Stücke aus dem jüdischen Volks- und Empfindungsleben gespielt werden, mit Darstellern aus Warschau und Wilna und solchen, die noch östlicher wohnen“.

Seinen vollberechtigten Unwillen aber widmet dieser Kritiker der nichtswürdigen Franzosen-Einfuhr:

„Was uns vollends die Masseninvasion der Franzosen jetzt frommen soll, auf die wir uns nach den Eröffnungsvorstellungen des Kleinen, des Königgrätzer Theaters und andrer Bühnen gefaßt machen müssen, mag ein andrer erforschen als ich, dessen simpelstes Anstands- und Schamgefühl sich bis zum Ekel dagegen empört. Von ‚Nationalismus‘ braucht dabei gar keine Rede zu sein. Denn was diese Herren Gavault und Charvey, Hennequin, Bilhoud und Feydeau zu Markte bringen, sind meistens dieselben alten muffigen, dirnenhaft parfümierten Kleider, die bereits vor zehn oder fünfzehn Jahren bis auf die Dessous gelüpft wurden. Als nach 1870 die Lindau und Konsorten den Import der Pariser Boulevard- und Cochonnerie-Dramatik betrieben, konnten sie sich zum Schein wenigstens mit dem Feigenblatt der Siegergroßmut schmücken; heute, wo — von allem andern zu schweigen — die Franzosen sich und unsern rheinischen Brüdern die unauslöschliche Schmach der schwarzen Besatzung antun, sollte der Speichel eines deutschen Mundes zu schade sein für das Geschmeiß ihrer auf die erotischen Instinkte spekulierenden Theaterfabrikanten — gleichviel ob sie sich anbieten oder ob sie geladen werden. ‚Kulturversöhnung‘ lautet ja wohl das Schlagwort für solche Anbiederung, und Berlin tut sich, scheint es, noch etwas darauf zugute, hierin voranzugehen. Laßt es allein in seinem Dreck sitzen, ihr andern Theaterstädte im Reich, beschmutzt euch nicht auch Hand und Seele daran!“

*

Der Auslanddeutsche

Der „Deutsche Bund“ in Batavia, der zurzeit mehr als 1000 Mitglieder umfaßt, gibt über sein 6. Vereinsjahr einen Bericht, aus dem „Der Auslanddeutsche“ (das Organ des Ausland-Instituts Stuttgart) folgende beachtenswerte Stelle der Heimat weitervermittelt: „Man hat in Deutschland heute den Wert des Auslanddeutschen und die Chancen, die das Ausland bietet, besser erkannt als früher. Aber man übertreibt, man versteigt sich zu einem Kultus des Auslanddeutschen, den wir nicht anerkennen können. Wir sind nicht besser und schlechter als unsere Brüder daheim. Wohl möchten wir, daß, was früher nicht der Fall war, unsere Stimme gehört wird, denn auch die Kenntnisse und Erfahrungen, die wir uns im Laufe der Jahre

erworben haben, sind von Wert für die Heimat. Auch den andern Versuch, den man mancherorts in Deutschland macht, um die Auslanddeutschen als die einzig wahren Patrioten darzustellen und sie zu bestimmten politischen Parteien herüberzuziehen, weisen wir zurück. Der Wert der Deutschen im Ausland liegt gerade darin, daß sie — als einzige Deutsche vielleicht — außerhalb des Parteihaders stehen, daß sie die Verhältnisse in ihrem Vaterland vorurteilsfreier betrachten als jene, die der politische Wirbel nun schon jahrelang im Kreise dreht. Die gute Kraft des Auslanddeutschtums würde man vernichten, wenn man es politisch zersetzen würde. Wir müssen so stark bleiben, daß wir alles, was politisch vorgeht, sachlich betrachten und erörtern können, immer getragen vom treuen vaterländischen Geist. Zum Aufbau unseres Vaterlandes können auch wir beitragen, wenn auch nur einen bescheidenen Teil. Der Teil besteht darin, daß wir nach Kräften, ideell und materiell, für unser Vaterland arbeiten, daß wir Deutschland in der Welt würdig vertreten und daß wir in Deutschland selbst aufklärend über außerdeutsche Verhältnisse und Anschauungen wirken, diesen kleinen Teil wollen wir, die wir gering an Zahl sind, leisten, aber man mache uns nicht zu den Helden und Gewaltigen, die wir nicht sind und überschätze auch nicht den Einfluß, den wir in der Welt haben."

Das sind Worte, mannhaft und verständig im Inhalt, würdig im Ton. Möchten sie daheim wie draußen gebührend beherzigt werden!

*

Strafabbau?

Kürzlich ist ein Gesetzentwurf angenommen worden, der dem Gericht Gelegenheit gibt, in all den Fällen von der Freiheitsstrafe abzusehen, in denen nicht mehr als ein Monat Freiheitsstrafe verwirkt ist und der Strafzweck durch eine Geldstrafe erreicht werden kann.

Es ist nur zu begrüßen, wenn auch das paragraphenstarre Antlitz Klios menschliche Züge weist. Aber die Frage erscheint doch angebracht, ob in einem Krisenzustand sittlicher Verwilderung, wie wir ihn jetzt haben, der Zeitpunkt, überquellende Milde walten zu lassen, richtig gewählt ist. Wenn man daraufhin manche in letzter Zeit ergangene Urteile ansieht, packt einen doch gelindes Grauen. Wo bleibt schließlich die erzieherische Wirkung der Abschreckungstheorie, wenn einer Verfehlung kaum noch eine bemerkenswerte Strafe droht? Es herrscht leider nicht genügend Klarheit darüber, daß hinter vielen der sogenannten Humanitätsbestrebungen sich Einflüsse verbergen, die darauf aus sind, aus rein politischen Gründen die Autorität des Gesetzes zu unterhöhlen. Der Strafvollzug hat sich ja bereits in einer Weise gelockert, daß der „Verbrecher auf Urlaub" eine alltägliche Erscheinung ist. Einen Menschen so lange wie möglich vor dem Gefängnis bewahrt zu sehen, liegt gewiß auch im allgemeinen Interesse. Aber dazu haben wir ja Strafaufschub und Bewährungsfrist. Der sinkenden Moral geradezu goldene Brücken zu bauen, wäre — inhuman gegen die andern.

*

Niggertänze

Warum wehren sich unsre Tanzlehrer nicht energischer gegen diese üblen Tänze? In der Zeitschrift „Die Tanz-Schule" (Einbeck) wird diese verruchte Mode gegeißelt:

„‚Der Tanz eines Volkes zeigt dessen Charakter.' Wie lebhaft wird man doch an diese Worte erinnert, wenn man heute einen Blick in die Ballsäle wirft! Überall wo man hinsieht, stößt man auf ausländische Tänze. So stehen Shimmy, Tango, Jazz, Maxice, Schottisch Espagnole, aber auch Tiertänze, wie Shlingan (Schlangentänze), Cat-step (Katzentanz), Fox-trott (Fuchstanz) usw. ständig auf der Tagesordnung. Alles was sich spekulative Tanzmeister des Auslandes an neuen Tänzen ausgetüftelt hatten, mußte der deutsche Michel ja unbedingt auch in Deutschland einführen. Unsere Jugend will sich an amerikanischen Niggermelodien und in andalusischen Kaschemmen gestampften Tänzen ergötzen. Einer Generation, die in weiten Schichten in einer völligen Vergröberung aller Lebensansprüche alle Wünsche

auf das Grobsinnliche richtet, genügte nicht mehr die Harmlosigkeit der deutschen Volks- und Reigentänze. Und so bezog man, wie so vieles andere, auch den Tanz aus dem Auslande: von den wilden Negerstämmen. Die meisten neuen Tänze sind ‚Volkstänze', mit all den grotesken Bewegungen, mit all den wilden Attitüden dieses rassigen Argentiniens, dieser braunen Gauchos und verwegenen Cowboys. Und nur das Volk tanzte sie in üblen Plätzen, gefährlichen Verbrecherkneipen, und nicht selten geschah es, daß diese weiche, sinnliche, sich schlängelnde Musik die erhitzten Gemüter derart erregte, daß der Boden, der soeben noch von den katzenartigen Bewegungen der Frauen gestreichelt, plötzlich von Blut triefte, daß Dolch und Revolver die Gitarren und Geigen ablösten (Tango!)." ..

Das sind Deutschlands Tänze! Die edlere Jugend hat recht, wenn sie sich schroff gegen diesen Unfug wendet.

*

Sidher

Eine Ballade von der Kunsthistorie

Frei nach Rückert

Sidher, der ewig junge, sprach:
Ich fuhr an einer Stadt vorbei,
Da saß ein Mann vor der Staffelei
Und zeichnete eifrig mit Kohle und Blei.
Ich fragte: Seit wann die Kartonzeichnerei?
Er sprach und strichelte emsig fort:
„So malte man immer an diesem Ort
Und wird so malen fort und fort, —
Denn des Malens Kern ist die Zeichnerei!"
Und abermals, nach fünfzig Jahren,
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich keine Spur von Blei;
Ein Maler, mit schäumendem Farbentopf,
Strich rot, grün, blau, immer Tropf an Tropf.
Ich fragte: Seit wann diese Farbrauscherei?
Er lachte und pinselte lustig fort:
„So malte man immer an diesem Ort
Und wird so malen fort und fort, —
Denn Malen ist Farbenphantasei!"
Und abermals, nach — dreißig Jahren,
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da malte ein Mann einen — Stiefelschaft,
Scharfäugend, bedächtig, mit Ernst und Kraft,
Und Falte um Falte in Andacht scheu.
„Seit wann diese kleinliche Schuhmalerei?"
Er knurrte und schusterte brummend fort:
„Was klein, was groß? Ganz einerlei!
Die Hauptsache ist: naturgetreu!
So malt' man drum immer an diesem Ort
Und wird so malen fort und fort!"
Und abermals, nach — zwanzig Jahren,
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da saß ein Maler in tiefem Traum,
Und auf der Leinwand, unheimlich, ein Schaum
Von Geistern und Schemen, ein mystischer Brei.
Ich fragte: Seit wann die Symbolerei?
Er sprach und träumte versonnen fort:
„So malte man immer an diesem Ort
Und wird so malen fort und fort, —
Denn Malen ist Geistes Traumdeuterei!"
Und abermals, nach — sieben Jahren,
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich gar keine Spur von Natur;
Verschwunden, der letzte Rest vorbei
Von Geister- und Tier- und Menschenfigur;
Quadrate und Tuben und Kuben nur
In wildem, chaotischem Einerlei.
Ich fragte: Seit wann die Kubisterei?
Wo blieb die Farbe, wo blieb das Blei?
Und Wahrheit und Klarheit und Träumerei?
Er brüllte und zirkelte schnaubend fort:
„Was schiert die Natur mich, die äußere Norm,
Und menschliches Sehen und Fühlen dabei?
Wir suchen die — Formel, die Form der Form!
Die suchte man immer an diesem Ort
Und wird sie suchen fort und fort!"

— — — — — — — — — — — — — —

Und abermals, nach — zwei, drei Jahren
Will ich desselbigen Weges fahren.

Richard Müller

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Prof. Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard. Für den politischen und wirtschaftlichen Teil: Konstantin Schmelzer. Alle Zuschriften, Einsendungen usw. an die Schriftleitung des Türmers, Berlin-Wilmersdorf, Rudolstädter Straße 69. Druck und Verlag: Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart



Winter

Robert Haag

Beilage zum Türmer



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard

24. Jahrg. Januar 1922 Heft 4

Brauchen wir eine neue Religion?

Von Bô Yin Râ

Unter den Lesern dieser Zeitschrift sind meines Wissens nicht wenige, denen mein Autorenname bereits durch meine Bücher bekannt geworden ist.

Wenn mir nun der verdienstvolle Herausgeber die Möglichkeit bietet, auch von dieser Stelle her an der Erneuerung und Vertiefung seelischen Lebens mitzuwirken, so bedeutet das für mich eine nicht geringe Freude.

Schon lange war es meine Absicht, vor einem religiös ernst gestimmten und verstehenden Kreise, wie ich ihn gerade unter den Lesern dieser Blätter zu finden glaube, die Frage zu erörtern, die ich dieser kleinen Abhandlung als Überschrift gab; und ihre Erörterung dürfte auch denen nicht ganz unwichtig sein, für die eine solche Frage, aus tiefstem inneren Fühlen heraus, von vornherein beantwortet ist.

Ich sehe Bestrebungen in dieser Zeit am Werke, die zwar von den edelsten Motiven her geleitet sein mögen, deren Auswirkung mir aber gerade für das deutsche Volk verhängnisvoll zu sein scheint; und es wird mir die Pflicht, von meiner durch keinerlei konfessionelle Bindung bedingten seelischen Einschau her vor einer Gefahr zu warnen, die viele bedroht.

Die Welle geistiger Erneuerung, die schon lange vor dem Kriege einzelne Schichten des deutschen Volkes ergriffen hatte, wächst zusehends zu einer mächtigen Woge an, von der sich nun auch gar manche tragen lassen, die vorher in den stagnierenden Wassern religiöser Gleichgültigkeit ihr Behagen fanden.

Die aufrüttelnden Erlebnisse des Krieges, das unsägliche Leid und die äußere Not der Kriegsjahre, die ja im Grunde trotz aller „Friedens"-Verträge noch nicht beendet sind, mögen immerhin das Ihrige dazu beigetragen haben, daß die Seelen sich mehr und mehr auf Inneres und Allerinnerstes besinnen; aber es wäre doch eine arge Täuschung, wollte man alles Streben nach religiöser Vertiefung lediglich aus diesen Momenten heraus erklärbar finden und somit allem Suchen nach geistigen Gütern in dieser Zeit eine nur vorübergehende Bedeutung zuerkennen.

Ich sehe weitaus Tieferes hier am Werke, und es dürfte weit eher erlaubt sein, das schwere Erleben, das der Krieg so vielen brachte, als ein zwar schmerzendes, aber letztlich doch zur Gesundung führendes Heilverfahren ewiger, leitender Mächte anzusehen . . .

Vielleicht war man doch, bevor diese harten Tage kamen, oft allzusehr geneigt, zu übersehen, daß die weltgeschichtliche Aufgabe eines Volkes nur dann zu lösen ist, wenn jeder einzelne, der ein Glied dieses Volkes bildet, durch eigene seelische Vertiefung so gefestigt wurde, daß der ganze Volkskörper aus seinen tiefsten Wurzeln heraus jene überschüssige Gesundheit erlangen kann, an der tatsächlich einst die Welt zu „genesen" vermöchte.

Ich glaube mit allem Verantwortungsbewußtsein sagen zu dürfen, daß das deutsche Volk noch vor der Lösung seiner eigentlichen Aufgabe steht, aber daß es nicht eher diese ihm ureigene Aufgabe unter den Völkern der Erde lösen wird, ehe nicht jeder einzelne, der sich noch seines seelischen Lebens bewußt ist, zu einer Verwurzelung im tiefsten geistigen Quellgrund kam, die ihn auch schwersten äußeren Stürmen gefahrlos widerstehen läßt.

Das dunkle innere Ahnen, daß dem so sei, läßt heute die neue Sehnsucht nach religiöser Vertiefung in vielen keimen und wachsen.

Wird diese Sehnsucht zur Tat und tritt sie gestaltend ins Leben des Alltags ein, nicht nur für Sonn- und Feiertage reserviert, — so kann sie wahrhaftig das deutsche Volk zu jenem Aufstieg führen, den seine erleuchtetsten Geister ihm wieder und wieder prophetisch zeigen zu müssen glaubten, und nach dem es heute mehr als je verlangt.

Es wird dann einem Aufstieg entgegengehen, den keine Erniedrigung mehr bedroht. —

Noch aber besteht die Gefahr, daß diese Sehnsucht sich verwirren läßt und auf irre Wege führt.

Man fühlt die Notwendigkeit neuer, vertiefter Religiosität und läßt sich nun gar vielfach verleiten, statt dessen nach einer neuen Religion zu suchen.

Selbst bis in tiefgläubige Kreise der mit dem deutschen Wesen so innig verwachsenen und deutscher Seeleneigenart so wundervoll angepaßten christlichen Frömmigkeit hinein trägt moderne Zweifelsucht ihre Unheilsaat und möchte die Seelen beirren in ihrem Vertrauen an die ewige Lebenskraft dessen, dem gerade deutsche Art ihr Bestes dankt.

Historische und philologische Kritik wurden, als die ungeeignetsten Instrumente, angesetzt, um einen Boden zu unterwühlen, der nur mit den subtilen, seismographisch empfindsamen Organen der Seele untersucht werden darf, will

man seine überzeitlichen Quelladern finden, die wahrlich tiefer liegen als die lose Krume, die oft gutgläubiger wissenschaftlicher Forschungseifer zu untersuchen vermag.

Nun steht man verwirrt auf dem an mancher Stelle arg verwüsteten Lande, das einst der Seele blühender Garten war, und wagt es fast nicht mehr, daran zu glauben, daß neues Leben ihm entsprießen könne.

Zugleich aber finden sich eilfertig gar manche Karrenführer ein, die Erdreich aus fremden Zonen bringen mit der oft durchaus ehrlich gemeinten Versicherung, daß erst diese fremde Erde den Garten der Seele wieder zum Gedeihen fördere.

Sie ahnen ja selbst nicht, daß ihre Erdkrume, die sie von fernher holten, an ihrem Ursprungsort nur deshalb fruchtbar war, weil sie aus den gleichen tiefen Quelladern ihre Kraft empfing, aus der auch die Blumen der Seele ihre Nahrung sogen, die aus dem Boden sproßten, den sie jetzt verschütten möchten.

Diese allem seelischen Leben gemeinsamen Quelladern gilt es aufzusuchen, wenn man wahrhaft zu einer Verwurzelung mit dem ewigen Seinsgrund gelangen will, und sie sind dort aufzusuchen, wo sie seit Jahrhunderten sich für die deutsche Seele wirksam zeigten, die deutsche Seele, deren schönstes Vorrecht ihrer Eigenart darin besteht, daß sie nichts eigentlich „Fremdes" auf dieser Erde kennt, daß sie zu jeder anderen seelischen Eigenart Zugänge findet, die aber nur allzu leicht bereit ist, völlig zu vergessen, daß sie alles fremde Saatgut nur auf eigenem Boden zu eigener Ernte heranreifen sehen kann.

Mit anderen Worten: Es bedarf durchaus keiner anderen Religion, um den tiefsten Quellgrund alles Seins der Seele zu erschließen, sondern es braucht nur die glühende Inbrunst der Seele selbst, und sie wird von der Stelle aus, an der sie eingewurzelt ist, ihre Wurzelfasern immer tiefer in das ewige Herz alles Seins zu versenken vermögen, weit sicherer, als wenn sie sich selbst erst in anderen Boden verpflanzen wollte, mag dieser Boden ihr auch erfüllter erscheinen von geheimer Kraft, als der, aus dem sie selbst ihres einstigen Keimens Nahrung sog.

Der deutschen Seeleneigenart ward das Christentum zum eigenen Blütengarten, und christliche Glaubensglut ward zu deutscher Frömmigkeit.

Noch haben zu allen Zeiten nur einzelne im deutschen Volke den Mut gefunden, bis zu den innersten Mysterien vorzudringen, die sich in dieser deutschen Frömmigkeit, diesem deutschen Christusglauben, dieser deutschen Christusliebe bergen. Es ist hier mehr Mysterium verborgen, als die meisten ahnen mögen!

Kein echter Mysterienkult der alten Zeiten, so ehrwürdig er auch sein mag, reicht völlig an dieses Mysterium deutscher Frömmigkeit heran, und selbst die weiseste Erkenntnis alten indischen Denkens führt kaum zu den Vorhallen dieses Heiligtums, ja das meiste all solcher erdachter Weisheit schuf nur Wolkenträumen phantastische Brücken aus luftigem Gespinst, Brücken, die niemals in Wirklichkeit eines Menschen Fuß betreten könnte.

Alle letzte Erkenntnis aber gilt einer Wirklichkeit, vor der alles Denken und Träumen jeglichen Wert verliert und ihn nur wiedergewinnen kann, nachdem es diese Wirklichkeit zu seinem Ausgangspunkt zu machen vermag.

Das Mysterium deutscher Frömmigkeit ist nichts anderes, als die für die deutsche Seeleneigenart deutbarste Darstellung dieser kosmischen Wirklichkeit auf unserer Erde, und in der Sage vom heiligen Gral ist sie am deutsamsten geworden.

Kein Symbol, sondern ein Abbild irdisch verankerter geistiger Wirklichkeit ist hier gegeben.

„Suchet, und ihr werdet finden!“ Suchet, und ihr werdet gefunden werden!

Aber suchet nicht etwa in alten und neuen fremden Kulten, sondern laßt euch alles, was ihr in anderer Zeiten und Völker heiliger Lehre findet, nur zur Erhellung des eigenen Weges dienen!

Euer deutscher Christenglaube ist das gegebene Feld des Suchens und Findens für euch!

Euer deutscher Christenglaube ist kein Ideengebilde und kein Märchenwahn!

Euer deutscher Christenglaube entspricht einer Wirklichkeit, die man wohl auch mit anderen Namen nennen kann, als die euch vertraut geworden sind, zu der ihr aber am ehesten ohne Irrweg hinfinden werdet, wenn ihr auch alles, was andere Darstellung dieser gleichen Wirklichkeit zu sagen hat, in die euch vertraute Sprache übersetzen lernt.

Wehe denen, die den Glauben an diese Wirklichkeit als „Wahn“ verlachen!

Wenn sie euch aber sagen: „Das Christentum hat heute aufgehört, eine wahre Lebensmacht zu sein; wir müssen nach anderer Offenbarung Ausschau halten!“, dann findet den Mut zu einer Antwort, die da lauten möge:

„Nicht das Christentum ist tot, sondern wir, die wir uns Christen nennen, standen nicht genug in seinem Leben!“

Wahrlich, das Christentum ist noch gar jung, und viele Jahrhunderte mögen noch vergehen, ehe es seine volle Entfaltung dereinst erreicht!

Ich glaube, daß deutscher Frömmigkeit bei seiner allmählichen Entfaltung eine Weltaufgabe winkt.

Ich glaube, daß „deutsches Wesen“ wirklich einst der Welt „Genesung“ geben kann, aber dann wird es das Wesen des Christentums in seiner seelisch geheimnisvollsten Darstellung sein, dann wird es deutsche Frömmigkeit sein, die „deutschem Wesen“ sein kosmisches Gepräge gibt, die alles Tun des deutschen Menschen durchdringen und veredeln muß, genährt aus Tiefen, die kein Forscherauge je erspäht, die nur der Inbrunst der Seele sich eröffnen und ihr die Kräfte ewigen Lebens spenden.

Die Arbeit des Alltags wird dann zum Gottesdienst werden, und den Hierarchien der Ewigkeit wird ein wahrhaft würdiges Ebenbild in der Gliederung menschlicher Weltaufgaben erstehen.

Weder müde Weltflucht, noch raffgieriges Wühlen nach den Schätzen, die Rost und Motten verzehren, wird der Menschheit Gedeihen bringen.

Nicht mit Mordmaschinen wird die Freiheit der Völker jemals zu sichern sein.

Nur aus der Wiedergeburt der Seele kann ihnen Heil erwachsen, und hier wird einst deutsche Seeleneigenart allen Völkern der Erde noch zum Segen werden!



Landrichter Krack

Erzählung von Anna Schieber

Es war jedesmal wieder aufs neue so. Die Meinungen gingen auseinander, ob Landrichter Krack nicht besser getan hätte, einen anderen Beruf zu ergreifen als den des Juristen. Ob er nicht hätte etwa Pfarrer werden sollen oder — kurz irgend etwas anderes als Richter. Denn er hatte ja gar kein Gerechtigkeitsgefühl, er konnte sich so schwer entschließen, einen Menschen zu verurteilen, selbst wenn seine Schuld ganz klar am Tage war.

Das geschehe eben gerade aus Gerechtigkeitsgefühl, sagte er dann selbst mit einem kleinen, verlorenen Lächeln. Denn wenn man es recht betrachte, so seien die Menschen doch allzusamt arme Teufel, die nicht viel anders sein könnten, als sie seien. Und schließlich, wen müßte man dann nicht verurteilen? Wenn man genau nachsehe — —, ja, und dann kam er wieder mit dem alten Sokrates, der alle Verbrecheranlagen in sich spürte. So gehe es ihm auch, sagte er ganz ernsthaft; es sei nicht sein Verdienst, daß er das alles, was er verurteile, nicht selbst auch begangen habe. Das war ja natürlich ein Unsinn, denn darum handelte es sich doch nicht; es handelte sich doch darum, daß die menschliche Gesellschaft durch gewisse Ordnungen geschützt war vor Willkür und böser List. Und wer sich gegen diese Ordnungen verging, der hatte es zu büßen. Das sollte man eigentlich einem Richter nicht sagen müssen.

Eigentlich mußte man übrigens zugeben, daß er noch nie versucht hatte, das Recht zu beugen. Er litt nur selbst darunter, daß er Strafen verhängen mußte. Und andererseits brachte er viel leichter als andere die Gefangenen dazu, offen zu gestehen, was sie verbrochen hatten; es war, als wisse er alle Schlupfwinkel der Menschenseele und taste sich auf verborgenen Pfaden bis dorthin, wo der Punkt war, von dem die Verirrung — so sagte er — ausgegangen sei.

Die Angeklagten waren meistens ganz verblüfft, wenn er fragte, ob es etwa so und so zugegangen sei. Ja, gab mehr als einer zu, so sei es gewesen, geradeso; es hatte gar keinen Wert, zu leugnen, denn dieser Mann wußte offenbar ganz gut Bescheid mit der Sache. Und was das merkwürdigste war, man kam sich gar nicht so abscheulich vor unter seinen Augen; er schien ganz gut zu verstehen, wie es kommen konnte, daß man auf den und jenen Abweg geriet. Freilich, mancher fluchte nachträglich und spie Gift und Galle, daß er sich habe fangen lassen von diesem geriebenen Fuchs, der den Menschenfreund zu spielen verstehe, bis man in der Falle sei. Denn nachher konnte einem die gute Meinung des Landrichters doch nichts helfen.

Doch traf das auch nicht überall zu. Davon konnte Frau Krack einiges berichten. Denn ihr Mann hatte den Sparren — so nannten es die Leute, nicht sie, aber manchmal war sie fast geneigt, es ihnen nachzusagen —, er hatte den Sparren, immer Leute in seinem Hause anzustellen, die vorher eine Strafzeit verbüßt hatten. Das war keineswegs angenehm, obgleich sie der Wahrheit zulieb

zugeben mußte, daß ihr Haus im allgemeinen gut versorgt und bedient sei, vielleicht besser als manches andere.

Man konnte es auch als Sparren betrachten, und manche taten es: er stellte den Grundsatz auf, daß ein Mensch, dessen moralische Mängel bloßgelegt seien, zuverlässiger sei als einer, bei dem sie unter der Decke geblieben seien.

Eigentlich konnte man sich dafür bedanken, denn das kam ja fast darauf hinaus, daß man wünschen sollte, selber sündig zu werden, oder doch wenigstens Diebe und Mörder unter sein Dach zu nehmen und ihnen sich selbst und sein Hab und Gut anzuvertrauen.

So schlimm war es übrigens bei Kracks nicht, obgleich sie allerdings für den Garten und die Kleintierzucht ein Mädchen hatten, das sein neugeborenes Kind umgebracht hatte, und obgleich in der Küche eine geschiedene Ehefrau waltete, deren Mann sich von ihr losgesagt hatte, als sie wegen eines falschen Eides verurteilt wurde.

Aber nun kam ein Fall, bei dem sich Frau Krack empört und hilfesuchend an ihres Mannes besten Freund wendete: es kam ein Brandstifter frei, dem der Landrichter versprochen hatte, daß er ihn als Faktotum für den Stall, die paar Äcker, den Obstgarten und auch überall da, wo im Hause eine männliche Kraft nötig sei, anstellen wolle. „Denn ich selber bin leider rettungslos unpraktisch", hatte er vor den entsetzten Ohren seiner Frau zu dem entlassenen Sträfling gesagt.

Und nun — sie hatte ja anstandshalber geschwiegen, so lange der Brandstifter in ihres Mannes Zimmer stand, und sie hatte auch nicht ohne Bewegung gesehen, daß sein bleiches Gesicht anfing, sich wunderlich zu verziehen, als ob er mit aller Macht verhindern wolle, daß er in Tränen ausbreche, und daß er, anstatt zu sprechen, nur hilflos mit den Lippen zitterte —, aber nachher kam es doch mit Gewalt über sie, daß sie nie mehr einen ruhigen Augenblick haben würde, wenn der Brandstifter unter ihrem Dache weilte.

Lieber Gott, er konnte ja doch jederzeit, wenn ihm jemand zuwider war, oder wenn es ihn sonst ankam, ein Schwefelholz an einen Bund Stroh halten, er hatte ja doch Übung darin. Und außerdem wollte sie auch nicht gerade eine Sammlung von Verbrechern in ihrem Hause anlegen, so eine Art von Museum.

Ihr Gatte ließ sie ganz ausreden; das tat er immer, wenn sie erregt war. Eigentlich war sie weithin mit ihm einig; er wußte auch, daß er ihr ziemlich viel zumutete; nachher ging sie doch mit ihm, wenn sie ruhig geworden war, das wußte er schon.

Sein Freund, der pensionierte General Butz aber war diesmal ganz und gar auf der Seite der Frau.

„Man kann auch zu weit gehen in seinen Humanitätsbestrebungen", sagte er; „ich will nicht mit dir über Land fahren, wenn dieser Mensch kutschiert, und will auch nicht, daß er mir an deinem Geburtstag die Schüsseln reicht, denn du wirst ihn ja bei Tisch bedienen lassen wollen mit seinen Händen, die ein Haus in Brand gesteckt haben."

„Er sagt, er habe es angezündet, weil es seine Heimat gewesen sei, die ihm ein betrügerischer Geschäftsmann abgeschwindelt habe. Er habe nicht sehen können,

daß dieser darin wohne." Die Frau fing ersichtlich schon an, sich zu ihrem Mann zu schlagen, wenn auch noch ein wenig zweifelnd und unsicher. Sie rückte ihm ein Stück näher und erwartete, daß er ihr wie gewöhnlich die Hand hinstrecken werde; aber er besah mit ernstem Gesicht seine beiden Hände, innen und außen, und steckte sie dann in die Taschen.

„Ach was!" Der General gab nicht so leicht nach. „Irgend einen Grund gibt jeder an, und jeder will nachträglich recht haben. Ich lasse mich nicht konfus machen; ein Brandstifter ist ein Brandstifter, und man muß sich vor ihm in acht nehmen."

Der Landrichter war aufgestanden und ging im Zimmer auf und ab. Er hatte gegen alle sonstige Gewohnheit die Hände in den Taschen vergraben und pfiff leise vor sich hin. Dann blieb er mit einem Ruck vor den beiden stehen, die ihm etwas verwundert zugesehen hatten, und sagte: „Dann nehmt euch nur vor mir auch in acht. Ich, wie ich hier stehe, ich bin nicht schuldig, daß ich nicht auch —". Aber er kam nicht weiter, denn sein Freund fing an zu lachen und sich aufs Knie zu schlagen: „Das konnte man sich denken. Du bist so schuldig wie der alte Sokrates; es ist immer das gleiche." Doch fiel ihm das Lachen angesichts des ernst bleibenden Freundes nicht so ganz leicht; auch fuhr der Landrichter, ohne Notiz davon zu nehmen, in seiner Rede fort: „Also, daß ich nicht auch mit diesen meinen Händen ein Haus angezündet habe. Im Herzen tat ich's tausendmal, nur daß mir ein anderer das Zündholz aus der Hand nahm."

Das war so wenig spaßhaft gesagt und wollte so für voll genommen sein, daß sowohl die Frau als der Freund betroffen schwiegen und in Erwartung einer näheren Erklärung zusahen, wie etwas in seinen Zügen arbeitete, bis auf einmal rascher Entschluß sich darin ausprägte, und er sagte wie einer, der sich den Rückweg selbst verbauen will: „Es muß jetzt einmal sein, daß ich euch da hineinsehen lasse; es ist schließlich nicht mehr als ein Stück schaffendes Schicksal, das mich so haben wollte, wie ich geworden bin. Oder man kann es auch anders ausdrücken; und kurzum, ihr sollt es nun einmal hören."

Aber es dauerte immerhin noch eine Weile, bis er, dem die Frau leise einen Korbstuhl neben den ihrigen geschoben hatte, sein Auf- und Abgehen unterbrach und vor sich hin, doch wie in eine Ferne blickend, zu erzählen anfing:

„Ich habe früher alle Leute bedauert, die nicht im Krackenhaus wohnen durften. Es ist schade, ihr habt es nicht mehr gekannt; aber ich war darin geboren und an den Tag hin erwacht. Es schien mir der Mittelpunkt der Welt zu sein, und ich konnte nie begreifen, wie man so weit fort ziehen konnte: irgendwohin, wo man das Heim nicht mehr sah. Man sagte mir wohl, daß dort draußen auch wieder Städte und Berge seien, Wälder und Flüsse und Menschen; und da mußte ich es ja glauben; aber wie froh war ich, daß ich nicht dort zu sein brauchte: in einer fremden Gegend, weit weg vom Herzen der Dinge.

Das Krackenhaus stand auf einer Anhöhe über der Stadt, oder eigentlich auf einer Bergnase, die sich keck in die Stadt hinein vorschob. Eine gewundene Fahrstraße kroch zu uns herauf und dann weiter den Berg hinauf; droben stand ein alter, trotziger Turm, der die ganze Gegend bewachte, an dem ging die Fahrstraße vorbei, immer weiter in die Höhe, und dann irgendwo in die Ferne. Der

Turm gehörte nicht uns; ich glaubte es zwar nicht ganz, daß es so sei, und rechnete ihn im stillen mit dazu; aber ich mußte es stillschweigend geschehen lassen, daß ihn auch andere Leute benützten. Sie besahen sich die Aussicht von dort droben herunter, sangen Lieder und sahen in unsern Hof und Garten hinein. Es war eine Äolsharfe droben angebracht, die ich innig bedauerte, wenn viele Menschen auf einmal laute Lieder sangen, denn sie konnte dann mit ihrer dünnen Stimme gar nicht mehr durchkommen; sie mußte warten, bis alles wieder still geworden war, und das mußte ich auch tun; es war am schönsten, wenn gar keine fremden Menschen um den Weg waren.

Mein Großvater sagte zwar, daß das keine richtige Denkweise sei. Wir seien nicht für uns allein auf der Welt; die andern Menschen seien nah mit uns verbunden und hätten die gleichen Bedürfnisse wie wir. Aber das war mir unangenehm zu hören; besonders das mit dem Verbundensein quälte mich. Ich sah einmal in den Straßen der Stadt eine große Anzahl Kinder an einem Seil gehen, das sie paarweise angefaßt hielten. Es war wie ein langer Wurm mit Kopf und Schwanz, der Kopf war eine Frau mit einer weißen Haube und blauen Schürze, die kräftig sang und befehlerisch nickte, daß die Kinder alle mitsingen sollten. Sie taten es auch, aber mir schien, als täten sie es nicht so gern. Manche ließen von Zeit zu Zeit nach, und gleich wendete sich der Kopf wieder nach ihnen hin und nickte heftig. Hinten, am Schwanz, war dasselbe noch einmal und sang auch. Ich sah wohl, es sei da kein Entrinnen. An dieses Bild mußte ich denken, wenn man mir sagte, daß die Menschen verbunden seien. Ich versteckte mich davor: in unserem Garten gab es tiefe, dunkle Gründe, verwildertes Buschwerk, Gräben, die ganz mit Moos ausgepolstert waren, eine verwitterte Staffel, die auf einer kleinen Terrasse endigte; oben war ein rundes Tempelchen. Von dort aus mußte man einmal eine weite Aussicht gehabt haben, aber nun war alles zugewachsen. Das war gerade recht, so ahnten die andern Leute gar nicht, daß es da sei, und man war hier nicht verbunden. Das Singen freilich, das drang auch hierher."
Der Landrichter sah lächelnd auf: „Es ist da so viel; wenn man nur einen Spalt aufmacht, so wimmelt es von Dingen, die man eigentlich gar nicht wollte, und alle betteln ums Lebendürfen.

Hier in diese versteckte Welt brachte ich selten eins der Kinder, die kamen, um mit mir zu spielen. Es gab vorne am Haus eine große, sonnige Terrasse; sie hatte einen Marmorboden und ein marmornes Geländer, und sie war ganz von Rosen umgeben. An der Giebelwand, die auf die Terrasse herabsah, war eine Sonnenuhr angemalt; der uralte wilde Rosenbusch, der an der Wand heraufkletterte, wurde immer so weit beschnitten, daß er das Zifferblatt frei lassen mußte. Oben im Giebel war ein Taubenschlag, dort nisteten Hunderte der schönen Vögel; mein Großvater fütterte sie jeden Morgen. Da kamen sie angeschwirrt wie eine leichte, schimmernde Wolke, weiß, silbergrau, stahlblau und hellbraun. Sie saßen ihm auf Kopf und Schultern, nie einem andern, immer nur ihm. Ich hatte das heftige Begehren in mir, es einmal zu erleben, daß mir das auch geschehe. Aber es geschah nie. Da dachte ich trotzig und tröstlich: Laß mich nur erst einmal hier Großvater sein, dann werden sie schon auch zu mir kommen. Darauf klopfte mir

das Herz wie in Schuldbewußtsein; denn dazu mußte ja der jetzige Großvater sterben; es war mir, als hätte ich seinen Tod gewünscht. Das war schändlich von mir; niemand durfte es wissen; aber als ich es ungedacht machen wollte, da sagte es gleich noch einmal in mir: Doch, das soll doch einmal so sein. Da sammelte ich diesen Wunsch zu den andern Dingen in mir, die niemand wissen durfte und von denen man mit keiner Seele reden konnte.

Eines davon hing mit der Familienbuche zusammen, die in dem kleinen Gehölz rechts neben der Terrasse stand. In ihre Rinde waren unzählig viele Namen, Jahrzahlen, Herzen und Kreuze eingegraben, und eines Tages kam mein Onkel Peter, nach dem ich genannt war, Peter Krack, mit seiner schönen jungen Braut heim. Er führte sie überall herum und zeigte ihr alles, und führte sie auch an die Familienbuche. Da schnitt er ein P und ein M hinein und umgab beides mit einem Stern. Es war im Frühling. Der Saft quoll aus den Schnittlinien und floß an dem Stamm hinunter. Ich stand dabei und fragte: Warum ein Stern und nicht ein Herz? Und warum nicht ein K? Es muß doch Krack heißen?

‚Oho, du kleiner Stumper,‘ sagte mein Onkel Peter und sah mich blitzend an. ‚Ein Stern muß es sein, weil wir beide vom gleichen Stern her sind, Margarete und ich; und P M muß es heißen, weil Peter der Margarete und Margarete dem Peter vor allen Kracken kommt. Lang vor allen Kracken‘, schloß er und ging mit seiner Braut den Weg gegen den alten Turm hinauf.

Darüber mußte ich viel nachdenken. Ich hatte in Bad Orb, das mein Vater in seiner letzten Krankheit aufgesucht hatte, ein kleines Mädchen kennen gelernt und mit ihm gespielt, und zwar nach der Anordnung der Kleinen Braut und Bräutigam. Sie war schwarzhaarig, hatte einen feinen gelblichen Schimmer über ihrer Haut und einen winzig kleinen, sehr roten Mund. Sie gefiel mir sehr gut; ich dachte jetzt noch hie und da an sie und hatte beschlossen, daß sie einmal meine Frau werden müsse. Sie hieß Magelone, aber ich wußte sonst nichts von ihr; ich hatte ihr im geheimen die schöne Magnolie geschenkt, die im Vorgarten stand. Es wußte niemand darum als ich; nicht einmal sie selbst wußte es, denn sie war ja fern, irgendwo auf der Welt draußen. Ob sie wohl auch vom gleichen Stern her war wie ich? Ich beschloß, es anzunehmen; es war mir aber innerlich gar nicht sicher. Dennoch faßte ich den Mut, ein P und ein M in den Stamm der Magnolie zu schneiden, und ich wollte auch eine Sternlinie darum ziehen, aber sie mißriet mir, und ich gab es mißmutig auf. Die Magnolie aber ging in jenem Sommer ein, wahrscheinlich von meiner Zerschneiderei, und nun hatte ich ein Schuldgefühl gegen sie, und aber auch gegen die meisten Leute, deren Namen in der Familienbuche standen. Denn ich hatte getan, als ob auch mir Magelone lang vor allen Kracken komme, was, wenn ich ehrlich sein wollte, gar nicht der Fall war. Denn das mit Magelone war eigentlich Spielerei; aber das mit den Kracken war wurzelecht.

Nun muß ich von den Kracken erzählen. Nicht von den lebenden, sondern von denen, deren Bilder die Wände im Saal bedeckten. Der Saal war der große Raum, dessen Flügeltüren auf die Terrasse hinaus führten. Der riesige Schreibtisch meines Großvaters stand an einem Fenster nach der Gartenseite hin; außerdem

waren da ein paar Bücherschränke und der große alte Flügel. Es gab auch noch einen neuen, aber der war in einem andern Raum. Der Saal ist das erste, was ich vom Leben weiß. Man stellte an vielen heißen Nachmittagen meinen Korbwagen dort hinein; denn es war kühl und dämmerig da. Wenn ich die Augen aufschlug, so sahen sie in Menschengesichter hinein, alte sowohl als junge, Männer- und Frauengesichter. Einige von ihnen traten aus den Rahmen und kamen auf mich zu, beugten sich über mich, summten ein paar Töne, einschläfernde, weiche, oder ließen ein goldenes Ding vor meinen Augen tanzen. Das Ding hing an einer Kette, die eines der Bilder um den Hals trug. Manche der Bilder hatte ich sehr gern, vor manchen aber fürchtete ich mich. Das blieb auch noch später so, als ich mich auf eigenen Füßen an den Wänden entlang tastete, oder eigentlich noch viel länger, man kann fast sagen, immer.

Als ich aber groß und entwickelt genug war, um von meinen Erlebnissen zu erzählen, was ich auch ganz harmlos tat, wurde ich einerseits ausgelacht, andererseits gescholten. Ausgelacht wurde ich von meinem Vater und dem Großvater, gescholten aber von meiner Mutter. Die schöne blonde Frau, die sich immer über mich gebeugt habe, sei sie selbst gewesen; ich sei eine undankbare Kreatur wie alle kleinen Kinder. Sie sei es auch gewesen, die mich immer wieder eingesummt habe, wenn ich zu früh erwacht sei. Und was mein Erschrecken vor den Bildern betreffe, vor denen ich mich angeblich gefürchtet habe: das seien Träume gewesen, wahrscheinlich vom Zahnen. Allerdings sei es nicht mehr als natürlich, und damit ging der Tadel auf die beiden Männer über, die ihn gelassen über sich ergehen ließen —, daß ein Kind gespenstische Träume habe, wenn man es in eine solche Versammlung von toten Leuten stelle. Sie selber sei nahe daran, ebenfalls Gespenster zu sehen, huh! in einem solchen Museum. Sie sei in einer hübschen, hellen, kleinen Villa in Wannsee aufgewachsen, und habe Gott sei Dank ein heiteres Gemüt. Aber es sei alles umzubringen, auch das. Gottlob arten die beiden Mädchen nach ihr, und seien auch über das Zahnen hinaus. Der arme Bub aber werde ein richtiger Krack; worauf sie plötzlich abbrach, lachte und meinen Vater küßte, der ja gleichfalls ein richtiger Krack war und sie schelmisch-vorwurfsvoll ansah.

Solche Gespräche wiederholten sich öfters und — ich weiß nicht mehr sicher, ob es zu meines Vaters Lebzeiten war oder nachher — einmal sagte mein Großvater in heftigem Ton zu meiner Mutter, sie solle sich nur umsehen, es seien genug Frauen dabei, die von weit her gekommen seien und hier Wurzel geschlagen hätten. Sie rief nicht weniger heftig, sie wolle aber nicht einwurzeln, es sei ihr ein grausiger Gedanke; sie wolle frei und beweglich bleiben, worauf sie im Nebenzimmer meine älteste Schwester anfaßte und mit ihr einen Tanz aufführte, um sich ihrer Beweglichkeit zu versichern.

Ich aber ging leise hinaus und über die Terrasse in den Garten, wo von längerem Regen das Erdreich weich und nachgiebig war. Ich fühlte meine Füße einsinken und dachte, was das wohl sei: einwurzeln, und meinte es auch zu wissen; es war, als ströme eine geheimnisvolle Kraft aus der Erdfeuchte herauf und verwebe mich mit sich. Aber ich brauchte nicht einzuwurzeln; ich war als kleines Keimlein in den Heimatboden gefallen und kannte nichts anderes.

Doch stand ich oft vor dem gemalten Stammbaum der Kracken, der groß und breit an der Wand in der Vorhalle zu sehen war, und sah mit einer ehrfürchtig dunklen Zärtlichkeit die gewaltigen Wurzeläste aus den Leibern des Stammpaares herauswachsen und sich in dem starken Stamm vereinigen, der eine weitverzweigte Krone trug, in deren letzten, höchsten Ästen auch mein Name auf einem kleinen Zweiglein geschrieben war.

Das waren alles Dinge, von denen ich nicht reden durfte oder nicht konnte, es sei denn etwa mit Frau Ottmar, der alten Haushälterin, von der die Rede ging, daß sie in einem beständigen Austauschverhältnis mit den abgeschiedenen Kracken stehe, Geister sehen könne und Vorzeichen oder Berührungen empfange, was sie alles mit einem geduldigen und aber auch geheimnisvollen Lächeln anhörte, schweigend, da ja Reden doch nichts half. Es war ihr streng verboten, mit mir über ‚solche Sachen' zu sprechen, und sie vermied es auch; aber bei gewissen Gelegenheiten zwinkerten wir einander mit den Augen zu, als ob wir sagen wollten: Man weiß dann schon, man muß aber still sein.

Zum Beispiel, als mein Vater starb und im offenen Sarg lag, wußte ich gut, daß die Verwandten in der Nacht, wenn wir alle weggegangen waren, aus ihren Bildern steigen, einen leisen, schicksalhaften Gesang anstimmen und ihn in seiner Einsamkeit tröstlich umgeben würden. Ja ich glaubte in der Nacht das ferne Lied zu hören, das eigentlich nur für ihn bestimmt war, und war halb verlegen, daß ich es hörte. Am Morgen aber, als ich an der Hand meiner Mutter den Saal betrat, war alles wieder wie zuvor, so daß ich unwillkürlich sagte: Jetzt sind sie wieder drin, was zum Glück nur Frau Ottmar verstand und traurig nickend bestätigte."

Der Landrichter tauchte einen Augenblick aus der Versenkung auf, in die er hinabgestiegen war, um den Seinigen ein lange schweigend Gehütetes heraufzuholen. Sie wußten ja manches von dem allem, aber sie fühlten, daß er noch nie so wie jetzt ihnen innere Zusammenhänge, Schicksal und Wurzelboden alles seines Seins und Werdens, Notwendigkeiten des Geschehens gegeben habe. Sie gaben ihm, der irgendwie einsam nach ihnen hinblickte, warme Zugehörigkeit zu spüren, die er dankbar wieder mit sich hinuntemahm, als er neuerdings das Land der Vergangenheit betrat. Er hatte nichts gesprochen, es war auch hier ohne Worte gegangen. Sie sahen ihn nachdenklich suchen, wie er, ohne weitschweifig zu werden, ihnen das Unentbehrliche zeigen könne; sahen Bilder und Gestalten vor seinen Augen vorüberziehen, sahen ihn wählen und verwerfen. Man sagte von ihm, daß er „ein Gesicht wie ein Spiegel" habe, daß er nichts verbergen könne. Doch war sein Mund da verschlossen, wo er nicht vertrauen konnte oder wollte, oder wo Reden eine Schädigung für andere bedeutet hätte. Beides war hier nicht der Fall.

„In mir wuchs langsam ein Gefühl von Verantwortung auf," sagte er, „von einer Aufgabe, einem Auftrag, den ich noch nicht kannte, der aber kommen werde. Ich saß nicht leichtbeschwingt und singend auf meinem Zweiglein, wie meine Mutter und meine Schwestern taten, jederzeit bereit, freudig aufzufliegen, wenn die Gelegenheit käme. Ich horchte in den Grund hinunter, aus dem ich aufgestiegen war; es gingen zwei Wirklichkeiten nebeneinander her.

Die eine lag offen am Tage, war Schule, häusliches Leben, Kameradschaft mit Mitschülern, war herzklopfender Eintritt in das Laboratorium des Großvaters, das bisher verschlossenes Heiligtum gewesen war. Eines Tages fragte er mich: ‚Was willst du denn werden, Peter? Du mußt dich auf eine Richtung einstellen.‘ Aber ich konnte mich noch auf keine Richtung einstellen, es schwieg alles; es war eins so gleichgültig und fremd wie das andere. Das durfte aber nicht so bleiben. Der Mensch mußte etwas Bestimmtes werden als Glied der Gesamtheit. Der Großvater war als Chemiker ein anerkannter Gelehrter, er machte stets neue Versuche, die er dann in Fachzeitschriften veröffentlichte, und die andern Kracken waren Künstler, Musiker, Beamte gewesen und auch Kaufleute, die weit herumgekommen waren. Einer war in einer Kinderkrankheit taubstumm geworden, und hatte ganz allein für sich das Holzschnitzen angefangen. Von ihm stammten die großen Lehnstühle im Saal und das geschnitzte Gesims an der Holzgalerie des Hauses, nach der Hofseite zu. Merkwürdig, mit ihm fühlte ich mich besonders nah verwandt, obgleich es mich nicht zur Holzschnitzerei zog.

‚Nun, es wird sich ja finden‘, sagte der Großvater. ‚Ich wollte dich nur darauf aufmerksam machen. Du bist ja noch sehr jung.‘ Er sah mich prüfend an, dann fügte er hinzu: ‚Es ist alles recht, was man von Grund aus ist, von Natur und Art aus. Die Kracken waren immer darauf eingestellt, für die Gesamtheit da zu sein; sie dachten nicht zuerst an sich. Oder wenigstens‘ — er seufzte ein wenig — ‚tat das nur hie und da einer, und es ist dann nicht gut gewesen.‘ Ich merkte, daß er nahe daran war, mir etwas zu erzählen, was ihm obenauf lag, und obgleich mir das Wort Gesamtheit sonderbar widerlich war, sah ich ihn doch willig und erwartungsvoll an. Aber er sagte nur: ‚Eins mußt du dir merken, davon ist nicht abzugehen; ich weiß nicht, wie es bei andern Leuten ist, aber die Kracken dürfen nichts tun, das in erster Linie um des Geldes willen geschieht. Es bekommt ihnen schlecht, es ist ein Gift für sie.‘

An diese Unterredung dachte ich oft. Sie war mir wie eine Einweihung in einen Geheimbund, dem ich angehören mußte. Es war da noch vieles, ich mußte mich nur bereit halten. Aber der Großvater fing nicht mehr davon an. Er war oft müde. Wenn Musik gemacht wurde, schlief er öfters ein.

Frau Ottmar sagte, er habe Sorgen. Die hatte sie auch. Es kam hie und da eine hervorbrechende Vertraulichkeit aus ihr, dann teilte sie mir mit, daß das Haus leide. Es sollte vom Kopf bis zu den Füßen, sagte sie, neu instandgesetzt werden. Besonders die Ölfarbe der Läden und der Fenstergesimse sei abgeblättert, und neulich, nach dem großen Platzregen, wo man den Dachdecker habe auf den kleinen Giebel des Erkers schicken müssen, weil es da hereinregnete, da habe der gesagt, nicht nur dieses kleine Stück, das ganze große Dach müßte vollständig umgedeckt werden. Aber der Herr Doktor, als sie es ihm gesagt habe, habe lachend seine Taschen umgedreht zum Zeichen, daß sie leer seien. Es sei ihm nicht ums Lachen, aber er sei viel zu vornehm, als daß er seine Sorgen zeigen möchte.

Ich war erschüttert. Vom Kopf bis zu den Füßen, hatte Frau Ottmar gesagt, leide das Haus. Das war recht gesagt; es war ein Lebendiges, es hatte eine Seele, oder vielmehr, es war ein Leib, in dem die Seele derer wohnte, die

hier gelebt hatten. Ich hätte es nicht sagen können, ich empfand es dunkel. Und es hing mit mir zusammen; ich war dafür da, ich mußte sorgen, daß ihm nichts geschehe. Es war mir, als ob alle die Männer und Frauen mir mit den Augen winkten: du darfst hier nicht hereinregnen lassen. Du mußt dich darauf einstellen, daß hier alles in Ordnung bleibt. In Nächten sangen sie halblaut ein Lied, das mich traurig machte. Das war nun auch eine Wirklichkeit, die neben allem andern herging. Aber ehe ich wußte, was sie von mir wolle, machte das sichtbare äußere Leben große Schritte mit uns allen, wie eine energische, willensstarke Mutter in Spiele und Träume ihrer Kinder hinein mit festen Händen greift, um sie dahin zu stellen, wo sie sie haben will. Es ging aber bei mir nicht ohne Sträuben, Entsetzen und nicht ohne Versuche zur Unbotmäßigkeit ab; doch war das alles auch Schule und Wegweisung, wie es alles sein will, was uns begegnet.

Zuerst kam der älteste Sohn meines Großvaters, mein Onkel Lorenz, aus dem Ausland zurück. Ich hatte kaum etwas von ihm gewußt; es war sonderbar, man hatte kaum je von ihm gesprochen. Er kam unangemeldet. Er hatte sogar einen Hausschlüssel. Damit schloß er eines Abends das Tor auf, ging mit langen, ruhigen Schritten durch die Vorhalle, hängte Hut und Mantel an einen Haken neben der Eßzimmertür, und da war er. Er war groß, schmal und bartlos und hatte ein Zucken am linken Auge, das sich manchmal an der Nase fortsetzte. Das fiel mir vor allem an ihm auf. Er ging auf seinen Vater zu, küßte ihn auf die Wange und sagte ruhig und mit gedämpfter Stimme: ‚Tag, Papa! Wie geht es dir?' Als ob er vorgestern abgereist wäre. Es gab ein Begrüßen und Vorstellen, denn er kannte weder meine Schwestern noch mich; er aber blieb kühl-höflich, als ob er mit jeder Miene sagen wollte: Ist das so wichtig? So daß ich ihn immerfort ansehen mußte, besonders auch, weil er mich an jemanden erinnerte, den ich irgendwo gesehen hatte. Ich wußte aber nicht, wer es sei, nur daß es niemand sei, mit dem ich befreundet war, im Gegenteil.

Da war nun ein ganz neues Element unter uns, das auf die verschiedenen Hausbewohner ganz verschieden wirkte. Meine Mutter und die Schwestern kamen bald in ein fast freundschaftliches Verhältnis zu dem Heimgekehrten, von dem sie allerdings nicht wußten, zu welchem Zweck er gekommen sei und ob er da zu bleiben gedenke, da er alle Gespräche, die dahin zielten, wie mit einer leichten Handbewegung vom Tische der Unterhaltung wischte. Aber er war galant, höflich, konnte gut und viel erzählen, da er die Welt gesehen hatte, und teilte ihre Abneigung gegen das alte Haus, was alle drei tief beglückte.

Der Großvater aber war still, müde und gedrückt, strich mir hie und da traurig und verloren über das Haar und zog sich viel in sein Laboratorium zurück, wo er aber nicht arbeitete, sondern nur zerstreut ein Glas, eine Röhre oder sonst einen Gegenstand in die Hand nahm, sie eine Weile ansah und dann wieder weglegte, wobei zu sehen war, daß er währenddem an ganz andere Dinge gedacht hatte, und ich fühlte, daß sie mit dem Sohn zusammenhingen; er sagte aber nie etwas davon. Ich wußte damals nicht, was ich später erfuhr, daß Lorenz in jungen Jahren sich einer niederen Handlung schuldig gemacht hatte, die ihn seinem Vater entfremdete, weil sie nicht aus überströmender [illegible]schaft, sondern aus Berechnung

und Habgier geschehen war, und weil ein anderer Mensch zu leiden hatte, während er sich davonmachte. Das wußte ich nicht, aber ich sah wohl mit meinen jungen und unerfahrenen Augen, daß etwas zwischen den beiden Männern stand, das sie weit entfernt hielt. Doch merkte ich oder meinte es wenigstens, daß mein Onkel in guten Vermögensverhältnissen zurückgekommen sei, so daß ich heimlich hoffte, er werde trotz seiner Abneigung das Krackenhaus neu herrichten lassen, wie man ja auch ein Familienglied versorgt, selbst wenn man es nicht liebt. Aber eigentlich glaubte ich es doch nicht und wünschte es auch nicht einmal, sondern ich glaubte immer sicherer, daß ich von den Vorfahren den Auftrag bekommen habe, für ihre und meine Heimat zu sorgen, und ich besann mich angestrengt, wie ich es wohl machen könne, daß ich möglichst bald selbständig werde. Manchmal dachte ich einfach ein Bauhandwerker zu werden, der alles mit eigenen Händen machen könne und der daneben das große Obstgut, das bis an den Fluß hinunter sich erstreckte, pflegen, den uns gehörigen Weinberg bauen und die Tauben füttern werde, wobei mir einst plötzlich einfiel, daß ich ja noch kein Großvater sei, wie ich mir einst ausgedacht habe. Da ließ ich alles liegen und stehen, was ich gerade vorhatte, und lief in das Laboratorium; denn es hatte mich eine dunkle, weiche Zärtlichkeit für meinen Großvater überfallen, der noch lange leben sollte, wenn es auf mein Wünschen ankam.

Ich fand den Onkel Lorenz bei ihm, der mit dem Rücken am Fenster lehnte und mit einem Federhalter spielte, wobei das Zucken heftiger als je über sein Gesicht ging. Er preßte die Lippen zusammen, daß sie wie ein schmaler roter Strich in seinem Gesicht standen, und in dem Augenblick wußte ich, an wen er mich erinnert habe: es war die Frau Andreas Krack geborene Leipherr, deren Bildnis im Saal hing und von der Frau Ottmar mir einmal seufzend gesagt hatte, daß sie am Geiz gestorben sei, was niemand zu wissen brauche, da das nicht krackisch sei. Sie hatte aber, soviel man nun sah, etwas von sich hinterlassen, einen Tropfen Blut, der in einem Nachkommen spukte und ihm zu schaffen machte, und hatte ihm sogar ihr Gesicht oder wenigstens einen oder zwei Züge vererbt.

Das sage ich alles jetzt, denn damals lebte es nur unklar in mir, aber trotzdem nicht ohne eine dunkle Sicherheit.

Mein Großvater sprach erregt, was er nur selten tat, und mit etwas erhobener Stimme. Als ich die Tür öffnete, sagte er gerade: ‚Da siehst du, was es mit unrechtem Gut auf sich hat. Es verflüchtigt sich, nachdem es den, der sich damit befleckte, verdorben hat.‘ Da sah er auf mich, der ich an der Türe stand und gerne wieder draußen gewesen wäre, und winkte mir mit der Hand, daß ich wieder gehen solle.

Drüben im Saal übten meine Schwestern ein Duett ein, das sie abends in einer kleinen Gesellschaft singen wollten, und meine Mutter begleitete sie. Ich ging in den Garten; es war mir unheimlich zumute, obgleich ich nicht recht wußte, warum; und als ich durch das Haustor trat, kam mir Frau Ottmar entgegen, die kummervoll mit leiser Stimme sagte, es komme etwas, was uns alle angehe, und das nichts Gutes. Sie habe nun schon dreimal die geborene Leipherr mit ihrem Schlüsselbund, den sie am Gürtel hängend trug, am Haustor hantieren

und dazu boshaft lachen sehen; das sei nichts Gutes, sie habe es aber auch in dieser Zeit nicht erwartet.

Damit zeigte sie mir zum erstenmal, was ich ihr übrigens schon lange angemerkt hatte, daß ihr die Anwesenheit meines Onkels schwer auflag und sie sich irgend einer trüben Schicksalswende davon versah. Doch dachte sie wohl selber nicht, daß diese so nahe sei, ja daß in diesem Augenblick schon dunkle Flügel über dem Hause rauschten, indem am gleichen Abend noch mein Großvater tot in seinem Laboratorium aufgefunden wurde. Er saß mit auf die Brust gesunkenem Haupt an seinem Schreibtisch, von einem Herzschlag getroffen, wie der Arzt sagte, den man herbeirief. Ich weiß noch, daß ich den Gedanken nicht los wurde, es habe ihn tatsächlich jemand aufs Herz geschlagen, und daß ich meinen Onkel, der mit undurchdringlich ruhigem Gesicht alle Anordnungen traf, die zur Beerdigung gehörten, immer wieder daraufhin ansah, bis mir meine Mutter, die ich nach einem solchen Hergang fragte, sagte, das Herz sei wohl müde gewesen, oder das Uhrwerk abgelaufen, so daß es stehen geblieben sei; ich solle nur nicht alles so bildhaft wirklich nehmen, ein Wort sei immer nur ein Versuch, eine Sache auszudrücken, und den Großvater habe niemand geschlagen. Sie war betrübt über den Tod ihres Schwiegervaters, der immer gut und väterlich gegen sie gewesen war; aber ihre heitere, lebenskräftige Art ließ sie nicht lange niedergedrückt sein, da sie ja selber noch jung und voller Kräfte war. Doch merkte ich, daß sie sich um die Zukunft Gedanken machte; welcher Art, wußte ich nicht. Die Verwandten kamen, es gab allerlei Besprechungen, zu denen ich nicht zugezogen wurde, da ich noch zu jung dazu war. Onkel Lorenz verreiste mehrere Male für kürzer oder länger. Ich ging verwaist und verloren umher, denn ich vermißte den Großvater, mit dem ich wesensverwandt gewesen war; es war mir, als ob ich jetzt erst den Vater verloren hätte, dessen ich mich nur noch wenig entsinnen konnte. Aber mehr noch fühlte ich irgend eine Unsicherheit, und ich zog mich mehr als je in mich selbst zurück, wo ich eine dunkle und mächtige Liebe empfand, die ich nicht recht benennen konnte, die aber deutlich den Ort und die Menschen meiner Herkunft in sich schloß. Es war durch den Tod an meinen Wurzeln gezerrt und gerüttelt worden, nun mußte sich das alles wieder schließen und beruhigen, und fing auch an, es zu tun, da ich ja eine Heimat hatte, die fest an ihrem Platze stand, auch wenn ein lieber Mensch davonging.

Da geschah es eines Abends, als ich zum erstenmal wieder selbstvergessen pfeifend von einer Turnstunde nach Hause kam, daß mir auf der Staffel, die schmal und steil den Fahrweg abschnitt, von oben her in raschem Lauf mein Onkel Lorenz begegnete mit seinem lautlosen Tritt, der ihn mir immer ein wenig gespenstisch machte. Ich hatte gar nicht gewußt, daß er da sei, und er war auch nur auf einen kurzen Besuch da gewesen, um eine Mitteilung zu machen, die mir, als er sie nun auch mir leise lachend zuwarf, den Herzschlag stocken ließ: er hatte das Haus verkauft.

Ich weiß, daß wir uns in diesem Augenblick ansahen wie zwei Feinde, die wir im Grunde auch waren; wenigstens ich empfand neben dem wahnsinnigen Schrecken über die Nachricht nur noch eines: einen glühend aufflammenden Haß, von dem ich wie in einer plötzlichen Beleuchtung sah, daß er schon lang in mir gelegen und jetzt erst, aber völlig ausgewachsen, aufgestiegen sei."

Der Landrichter fühlte, ohne recht zu wissen was es sei, sich etwas Weiches, Warmes mit schüchternem Druck in seine Hand schieben und war einen Augenblick, von weit her kommend, überrascht, daß es die Hand seiner Frau sei, die nicht gut vermochte, jetzt ohne ein Zeichen des innigsten Dazugehörens neben ihm zu sitzen. Er besah sie ein paar Sekunden, streichelte sie verloren, und legte sie dann wie etwas Zartes, das man im heftigen Affekt nicht brauchen kann, auf die Armlehne, seines Stuhles, wo sie als etwas, das damals noch gar nicht geboren gewesen war, liegen blieb, bis ihre Zeit wieder kam ...

(Fortsetzung folgt)



Sonnenuhr und Turmuhr

Von B. Faißt

Still ging eine Sonnenuhr vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang und zeigte den Flug der Stunden auf ihrem Zifferblatt an. Wenn die Sonne untergegangen war, überließ sie es den Sternen, den Menschen die Vergänglichkeit der Zeit zu künden. Jeden Tag verrichtete sie den stillen Dienst, und die Menschen schauten nach ihr.

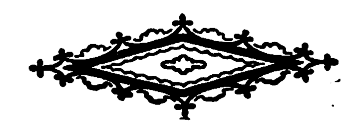
Da kam in den Ort eine Turmuhr, die mit lautem Schlag jede Viertelstunde ins Tal hinausrief. Sie ging nicht besser als die Sonnenuhr, aber sie machte mehr Wesens aus sich.

In einer sternhellen Nacht fragte die Sonnenuhr die Turmuhr: „Warum tust du deine Arbeit mit so viel Lärm? Jetzt schläft doch Mensch und Tier; nur du unterbrichst die Stille der Nacht mit deinem lauten Schlag. Schweige doch!“

„Ach,“ sprach die Turmuhr, „du hast gut reden; ich kann nicht schweigen. Das Räderwerk, das Menschenhand in mich gelegt, treibt mich Tag und Nacht, und ich folge den Gesetzen dieses Werks. Ich bin nicht frei! Wenn die Nacht still über die Berge kommt, dann möchte auch ich mit ihr stille sein, aber die Räder gehen, gehen ohne Aufenthalt.“

Die Sonnenuhr schwieg. Auch sie folgte großen kosmischen Gesetzen und war nicht frei; aber mit Dank fühlte sie es, daß sie ihren schönen Dienst im Auftrag der Meisterin Sonne lautlos tun durfte.

Sie schalt die Turmuhr nicht mehr wegen ihres lauten Schlags. Das taten nur die Menschen, die mit jedem Schlag in schlaflosen Nächten an die Flucht der Zeit erinnert wurden ...



Hausbuch

Heimgedanken von Friedrich Lienhard

(Fortsetzung)

Villa Ithaka

Der letzte Hohenzollerndichter Ernst von Wildenbruch ist in Berlin gestorben, doch in Weimar bestattet. Die Stadt Weimar hat ihm ein Ehrengrab gespendet. Es liegt sinnigerweise am Eingang zum hohen Ehrenfriedhof und gleicht weniger einem Tempelchen als einer kleinen Wartehalle; Geister der Walhall-Fahrer mag der Dichter dort an sich vorbeiparadieren lassen, eine Ansprache haltend über das Wort an seines Grabmals oberem Rande: „Sterben ist nur eines Tages Enden, Tod nur Schlaf der niemals wach Gewes'nen, Nie entschläft, wer einmal wach gelebt“ ...

Ich brauche meinen Lesern kaum zu sagen, daß ich auf den Dramatiker und überhaupt auf den Künstler Wildenbruch nicht recht eingestellt bin. Er ist zu laut, wo er seelisch begründen müßte; er verdirbt sich durch hitzige Theatralik beste dramatische Ansätze und großgeschaute geschichtliche Situationen. Doch dieser deutsche Vollmensch, wie er sich immer wieder vom Herzen aus für sein Volk einsetzt — ja, der ist prachtvoll echt. Und seine Herzenshöflichkeit, seine ritterliche Wärme, seines Wesens Goldklarheit — auch darüber besteht kein Zweifel. Diesem Mann und Menschen legen wir gern einen vergoldeten Lorbeerzweig auf seines Grabes dichten Efeu. Denn Wildenbruch ist ein edler Ausklang einer unwiderbringlich verklungenen Zeit ...

Wir sind oft bei Frau Maria von Wildenbruch zu Gast gewesen. Hatte man sich an die zunächst etwas herb wirkende, unter den Verhältnissen der Zeit in ihrem starken Deutschtum tief leidende Frau gewöhnt, so empfand man ihre freimütige Unterhaltung als natürlich und angenehm. Einmal, an einem sonnigen Wintertage, sahen wir die Witwe vor ihres Gatten Grabmal lange hin und her wandern, wieder stille stehen und wieder wandern. Wir machten einen Umweg, um sie in ihrer Betrachtung nicht zu stören. Als wir bei späterem Zusammensein leise daran erinnerten, versetzte sie schlicht: „Ach ja, ich hab' ihm doch sagen müssen, daß ich am nächsten Tag nach Dresden fahre zur Uraufführung seines ‚Ermanarich‘, und hab' seinen Segen mitgenommen.“ Dabei pflegte sie wehmütig vor sich hinzunicken, sprach auch meist mit etwas müdem Tonfall und eigentlich ohne rechte innere Leuchtkraft: ohne rechtes Nachleuchten aus Tagen des gemeinsamen Glückes, ohne Vorleuchten in der Freude auf ein baldiges Wiedersehen. Dies hat mich oft verwundert und erschüttert. Am besten konnte man noch belebend auf die Einsame wirken, wenn man, wie es zuletzt geschah, in ihrem einzig noch heizbaren Schlafzimmer mit der müden Greisin allein saß und seine Seelenkraft darauf richtete, sie zart und taktvoll freudiger zu stimmen. Man hatte angesichts der gebeugt sitzenden, nicht groß, doch schwer wirkenden, schwer verarbeitenden Dame das Gefühl: Hier verklingt etwas, das seine Zeit gehabt hat, verklingt für immer und ist auch im Krieg nicht wieder zur Einwirkung auf die Nation gekommen: — die jugendlichlaute, stürmische Wildenbruch-Stimmung, die gern mit dem Schwert Knoten zerhaut.

Fühlte das Frau Maria unbewußt? Dankbar sprach sie noch von der „Rabensteinerin“: „Sie war uns eine gute Tochter,“ sagte sie, auf diesen letzten großen Erfolg anspielend; „ihr haben wir dieses Haus zu verdanken.“

Das Haus war da; doch es ging kein schöpferischer Hauch mehr von Villa Ithaka in die deutsche Welt aus...

Oben am Horn, fernab von Nietzsches Silberblick, steht Villa Ithaka. Das klangschöne, poesiegesättigte Wort weht vom Ufer der homerischen Sage herüber. Es ist heimatliche Landung darin, später Fund und Frieden, heimgekehrtes Königtum. In Gold glüht der Name über dem halbrunden Mittelbau des gelblichen Hauses. Der Garten ist reich an Rosen und Obstbäumen und zieht sich bis zur Straße herunter, die jenes Villenviertel von Goethes altberühmtem Gartenhause trennt.

Man muß aus den Empfangsräumen des ersten Stockwerks der verglühenden Sonne nachschauen, um die ganze freie Schönheit dieser Lage recht zu würdigen. Es fehlt wahrlich nicht an Licht und Luft, doch auch nicht an vollbrausendem Weststurm, der beinahe die Scheiben des leichtgebauten, nicht einmal durch Doppelfenster geschützten Sommerhauses eindrückt.

Heimelig ist dieses Ithaka nicht, das da Schultze-Naumburg dem heimverlangenden Berliner Dichter errichtet hat, so anmutig auch seine umsponnene Front wirkt. Auch hat der Poet nur die zwei letzten Sommer darin verbracht (1907 und 1908), worauf ihn Meister Tod aus seiner Berliner Wohnung (15. Januar 1909) abgeholt hat.

So spät hat er Weimar gefunden — oder wenigstens nach Weimar gehascht.

Ich habe seinen unveröffentlichten Briefwechsel mit seinem Freunde, dem Weimarer Oberhofprediger Kirchenrat D. Spinner gelesen: was für ein Ringen und Werben des im Berliner Zeitgeist vereinsamenden Dichters just um Weimar! „Bin ich denn auch willkommen? Will man mich denn auch haben?“ So fragt er fast zärtlich, manchmal schmollend, immer wieder von Spinners zartem Verständnis beruhigt.

Was eigentlich hat er ahnungsvoll gesucht? Wir können es kurz sagen: Anschluß an die ruhige Würde großer Überlieferung; und im tieferen Sinne: Anschluß an die deutsche Seele.

So flog er unruhig: wie gen Abend ein Vogel von Ast zu Ast der Sonne nachfliegt, immer höher, immer tiefer in den Wipfel, um dann, wenn das große Gestirn ganz gesunken ist, einen festen Punkt zu haben, wo er ruhig den Schnabel unter die Flügel bergen und den neuen Tag erwarten kann...

Sein Richtspruch für „Villa Ithaka“ (1906) lautet:

„Gott lasse dieses Haus bestehn
Und lass' es Fried' und Freude sehn,
So lange Deutschland steht und hält.
Wenn Deutschland aber sinkt und fällt,
Am selben Tag, zur selben Stund'
Schlag' Gott dies Haus in Grab und Grund!“

Der ganze deutsche Mensch Ernst von Wildenbruch steckt in diesen ernsten Worten. Sein persönliches Hausglück war ihm aufs allerengste verbunden mit dem äußeren Bestand des Bismarckschen Reiches. Wir haben inzwischen (die Schillerstiftung als Erbin) sein Haus zwar nicht zerschlagen sehen, doch verkaufen müssen; und wie es mit dem Reichshause steht, weiß man: es hat gleichfalls, stark mit Hypotheken belastet, andre Hausherren...

Am 1. April 1890 hatte der Dichter dem entlassenen Reichsgründer das Wort zugerufen:

Du gehst von deinem Werke,
Dein Werk geht nicht von dir,
Denn wo du bist, ist Deutschland,
Du warst, drum wurden wir.

Was wir durch dich geworden,
Wir wissen's und die Welt —
Was ohne dich wir bleiben,
Gott sei's anheimgestellt.

Solche knappen Wildenbruch-Worte sind in ihrer Art schlechthin klassische Prägungen.

„Gott sei's anheimgestellt“... Gott hat inzwischen gesprochen.

Gerade diesem warmherzigen Menschen und echten Deutschen, der keineswegs nur Hohenzollern-Hausdichter war, mußte nun das Mißgeschick widerfahren, daß er sich in jenen letzten, heimverlangenden Lebensjahren durch einen Zusammenstoß mit dem Großherzog belastete. Die Welt weiß wenig von den Einzelheiten; uns nähere Zuschauer aber haben sie damals erregt. Der Dichter richtete an den jungen Großherzog (1903) eine offene Schrift: der Fürst möge, seiner Väter Erbe getreu, nicht weiterhin der Goethegesellschaft fern bleiben. Zunächst schien sich — durch taktvolle Diplomatie — alles in Harmonie zu wenden; der Großherzog telegraphierte von Wien aus zustimmend; hernach aber, bei einer Einzel-Audienz, brach des jungen Fürsten Jähzorn heftig durch, er sagte dem reifen Manne harte Dinge, die dieser nicht unwidersprochen hinnahm. Und als später die Einweihung des neuen Hoftheaters festliche Gestalt wurde, erhielt nicht Wildenbruch, sondern Richard Voß den Auftrag zu einem Weihespiel, obschon Wildenbruchs Stück bereits im Druck vorlag.

Die Kunst hat an beiden Werkchen nicht viel verloren. Aber es hat den um Neu-Weimar edel und ehrlich werbenden kampfmüden Berliner Dichter bitter geschmerzt.

Aus jener Schrift, worin sich Ernst von Wildenbruch zum Sprecher der Goethegesellschaft machte („Ein Wort über Weimar“, Berlin 1903, Grote), verdienen heute noch einige Sätze offene Ohren zu finden:

„Der Goethetag ist nicht etwa eine leere akademische Gepflogenheit; die Tätigkeit der Goethegesellschaft bedeutet für unsre heutige deutsche Literatur etwas ganz Bestimmtes, Wertvolles, ja Notwendiges; in unsrer heutigen Literatur, in welcher Richtungen und Strömungen nicht nur von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, sondern mit unheimlicher Hast beinahe schon von Jahr zu Jahr wechseln, bedeutet sie den großen ruhenden Punkt, das Schwergewicht, ohne welches unsre Literatur zu farbiger Spreu zerstieben würde. Es ist eine Lebensbedingung für die Literatur eines jeden Kulturvolks, daß sie über einen gesicherten Besitzstand verfügt, der... unverlierbar ist, weil er im Bewußtsein der Nation begründet ruht, der keiner

Verminderung oder Verkleinerung unterworfen ist, weil er nicht mehr der Kritik, sondern nur noch der Betrachtung gehört. Das ist die klassische Literatur eines Volkes" (S. 13).

Und übrigens war auch er der Meinung: „Ich bleibe dabei, daß die Tätigkeit der Goethegesellschaft nur dann zu einem lebendigen Faktor im deutschen Geistesleben werden kann, wenn sie die Werke aller unsrer Klassiker zum Gegenstande ihrer Betrachtungsweise macht. Zu unsren Klassikern gehören neben Goethe auch andre, in erster Linie Schiller" (S. 22).

Dieser Gesichtspunkt — daß Weimar und insbesondere die Goethegesellschaft „den großen ruhenden Punkt, das Schwergewicht" bilden müsse, damit die lebendig bewegliche Literatur nicht bloß „farbige Spreu" sei: dies war das Höchste, wozu sich Wildenbruchs Weimarflug aufschwang. Es war nicht seine Sache, die außerordentlichen Gedanken in Goethes und Schillers reicher Welt fortzubilden.

Wir kannten uns nicht persönlich (von einer flüchtigen Berührung in meiner Studentenzeit abgesehen). Doch mit lebhafter Teilnahme las der Dichter meine „Wege nach Weimar" (1905—1908). Und da war es, wo mir Wildenbruch — gerade in den oben angedeuteten Kampfjahren, als er von andrer Seite her um ein äußeres Weimar rang — gleichsam aus dem Handgelenk folgenden Brief schrieb (1. 9. 1906):

„Lieber Herr Lienhard, es drängt mich, Ihnen auszusprechen, wie außerordentlich Ihre Gedanken über Jesus im Septemberheft der ‚Wege nach Weimar' mich berührt haben. Das sind divinatorische Worte, hervorquellend aus einer Seele, die ich um ihre tiefgründige Sammlungsfähigkeit wahrhaft beneide. Ihnen Gutes wünschen, heißt unserem Volke Gutes wünschen. Auf die Gefahr hin, daß der Brief einen Umweg macht, schreibe ich, weil ich Ihren augenblicklichen Wohnort nicht kenne, nach Straßburg.

Herzlichst ergeben Ihr

Ernst von Wildenbruch."

Es kann von platter Gesinnung mißdeutet werden, wenn man derlei abdruckt; aber es steckt doch wohl tiefere Symbolik in diesem Gruß eines in Berlin Vereinsamten an einen damals noch viel mehr Abseitsstehenden auf der Grenzwacht Straßburg — wobei sich beide Schaffende fanden im Schnittpunkt Weimar und im Hinblick auf die Jesusgestalt.

Ich weiß nicht mehr, bei welchem Anlaß im Jahre darauf ich meinerseits dem Dichter einen Glückwunsch zurief; und da kam folgende Antwort (16. 4. 1907):

„Mein lieber, verehrter Herr Lienhard, gleich nach Empfang Ihres guten Worts muß ich Ihnen dankend sagen, wie sehr Sie mich dadurch erfreut haben. ‚Das ist für uns alle eine außerordentliche Freude' — ja, zu Ihnen allen rechne ich mich, im Gegensatz zu den Allen, die unser Deutschland heute bewohnen, von ihm zehren und materiell und geistig leben, und ihm dafür danken, indem sie seine fromme Seele undeutsch machen, sein geduldiges Antlitz vor der Welt anspeien. Und daß auch Sie den Kreis der Ihrigen nicht schließen, ohne zu sagen ‚da gehört auch Wildenbruch hinein', dafür, Sie lieber, ernster, deutscher Mensch, grüßt Sie

Ihr

Ernst von Wildenbruch."

Man spürt auch aus diesen paar Zeilen, die unmittelbar aus dem Herzen quellen, wie dankbar der Dichter war für jedes gute Wort — und vor allem: wie er die Flut der inneren und äußeren Einkreisung immer unheimlicher anschwellen sah und nun seinerseits Anschluß, Zusammenschluß suchte.

Er hatte seine Grundsorge schon im März 1889, in einem seherischen Gedicht an den Deutschen Schulverein, wundersam deutlich ausgesprochen:

Wenn ich an Deutschland denke,
Tut mir die Seele weh,
Weil ich rings her um Deutschland
Die vielen Feinde seh'.

Mir ist zur Nacht die Ruhe
Des Schlafes dann verstört,
Weil stets mein Ohr das Flüstern
Und böse Raunen hört,

Mit dem sie sich bereden
Zu Anschlag und zu Rat,
Um Deutschland zu verderben
Durch eine schwarze Tat...

Die Tränen können einem aufsteigen beim Lesen dieses herrlichen Gedichts: sie *haben* jetzt Deutschland durch schwarze Tat verdorben. Und wir fragen mit Wildenbruch:

Wo ist sie hingegangen,
Die große, stille Macht,
Die eines Volkes Seele
Der andren nah gebracht?

— und antworten mit ihm:

Die Welt, die große, reiche,
Ward öde, arm und leer,
Die Welt hat keine *Seele*,
Sie hat kein Deutschland mehr!

Es ist buchstäblich unser heutiger stiller Arbeitsplan, was dort schon dieser Preuße geprägt hat — unser stilles Programm in der Seelenregion, noch nicht im Bewußtsein der Menge:

Du, buhle nicht um Freundschaft
Und schmeichle nicht dem Neid,
Bleib' du getreu dir selber
Und warte deiner Zeit!

Und warte, bis die Menschheit,
Die heut' am Alter krankt,
Zurück zu ihrer *Seele*,
Zu *dir* zurückverlangt!

Das wird nach langen Jahren
Voll still ertragner Pein
Deutschlands Vergeltungsstunde
An seinen Feinden sein.

Wir deuten es in unsrer Art, daß dieser Dichter auf seinem Todesbett ausgerufen hat: „Lieber Gott, laß mich noch nicht sterben!" Wir verstehen es ebensowohl wie jene Mitteilung, daß Bismarcks Tochter den sterbenden Vater in seinen letzten Nächten beten hörte für Deutschland...

Wie heißt es in Wildenbruchs tiefbeseeltem, wenn auch ungriechischem Drama „Lieder des Euripides" von den Gefangenen auf Sizilien? „Horcht, sie denken an

ihre Heimat! Horcht, sie klagen um Attika!“ So ging und geht es in den stillen deutschen Nächten schon lange durch die Herzen unsrer Besten: Horcht, sie ängsten sich um ihre Heimat! Horcht, sie beten für Deutschland! Denn lange zuvor spüren es die Wasser, wenn es sie näher und näher zum donnernden Niagara reißt...

In jener von Botho Sigwart ebenbürtig vertonten Dichtung bricht an einer Stelle Wildenbruchs tiefste Sehnsucht durch. Dem Dichter Euripides gelten dort Worte ergreifenden Dankes, den ihm ein verwundeter Krieger bringt; denn da sie vor den Feinden seine Lieder sangen, wurden die Letzten gerettet. „Sieh, ich bin von deinem Volke nur ein Geringster! Einmal aber, als deinem ganzen Volke du gehörtest, Großer, hast du auch mir gehört! All die Verschmachtenden, die du getröstet, so wie du mich getröstet, alle die Toten geben mir Auftrag: Dichter der Deinen, wir lieben dich!“

Das ist das Letzte, was sich auch der männliche und doch zarte Ernst von Wildenbruch zutiefst ersehnt hat: seines ganzen großen Volkes ganze große Liebe. Ein einziges Mal von diesem Gefühl durchbraust zu sein: Ich habe meines Volkes Herz, ich bin in meines Volkes Liebe daheim — ja, dies war das Ithaka, um das er gerungen hat.

(Fortsetzung folgt)



Wintertag

Von Eva v. Collani

Wintertag, wie bist du unendlich still und rein,
Zart und licht, wie aus dem Märchen die Fee!
Wintertag, welch ein selig leuchtender Schein
Liegt — unwirklich strahlend — auf deinem Kleide von Schnee!

Deine Stimme ist wie ein Hauch, so flüsternd und leis,
Deine Sonne weiß nichts von grausam versengender Glut!
Fühlst du es, wie unter der Silberdecke von Eis
Still und geborgen die atmende Erde ruht?

Fühlst du es, wie das schlummernde Leben träumt?
Wie unter dem Schnee sich regt die keimende Saat — —?
Wintertag, wie leuchtend dein Glanz verschäumt,
Wenn die Nacht mit ihren funkelnden Sternen naht!



Mannes-Reinheit
Von Hans Schoenfeld

Der deutsche Hader geht weiter. Und worum?

Nicht weniger wichtig als politische und wirtschaftliche Hauptfragen ist die Regelung der großen geistigen Lebensfragen sittlicher Art.

Ein sittlich krankes Volk ist nicht Träger großer Zukunft und gesammelter Kraft.

Bringt erst einmal das Verhältnis zwischen Mannes- und Weibestum in Ordnung! Reinigt die geschlechtlichen Volksanschauungen, ihr Herren von heute! Dann wird Ruhe, Ordnung und fester Wille zum einmütigen Zusammengehen um so eher in allen Kreisen einkehren.

Nostra culpa! Maxima mea culpa! Mit brennender Scham entsinne ich mich der allzuvielen (man sagt „belanglosen") kleinen Berichte und Geschichtchen in Kasino-Winkeln, auf der „Junggesellenbude". Mit jenem faunischen Lächeln, das Männergesichter so abstoßend macht und gewissen tierischen Physiognomien annähert, erzählt man sich da halblaut oder ganz ungeniert Liebeserlebnisse, Zötchen, lockere Dinge oder hundsgemeine Ludereien ... und brüllt dazu vor Lachen. Einer kann's immer besser als der andere. Hauptkerl ist, wer am Stammtisch, in der Bar, auf dem Tanzboden am dicksten auftrumpft.

Hand aufs Herz: War's und ist's nicht so heute noch? Im Hörsaal, im Bureau, in der Amtsstube, der Fabrik — kurzum, wo immer Männer zusammenstehen?

Und wer ist zumeist der leidtragende Teil? Das andere Geschlecht, das wehrlose, ahnungslose. Wenn es wüßte, das arme, betörte Mädel, das sein übervolles Herz einem schenkte, in dem es was Besonderes sah — daß grade dieser herrlichste von allen mit Behagen unter gespannter Anteilnahme der Kumpane sein neuestes Liebesabenteuer zum besten gibt! Und ist's ein Wunder, daß so ein Schürzenjäger, der aus zartestem Erleben einen spaßigen Körper-Sport macht, hernach in die Ehe ohne Ideale tritt, da er geistige Erlebnisse nicht sucht und körperliche schon kennt? Woher kommt die Not so vieler Ehen? Woher die ungesehenen Tränen bitter enttäuschter Frauen?

Ist es aber nicht die Familie, auf der wir den Staat aufbauen müssen? Wollen wir nicht die Kinder, die künftigen Geschlechter und Träger deutscher Geschicke, im Elternhause mit dem unverlierbaren Schatz von idealen Grundsätzen über Selbstachtung, Ehrfurcht vor dem anderen Geschlecht und der geltenden Volksanschauung (als der einer sittlichen Weltordnung) fürs Leben ausstatten? Dazu gehört vor allem: deutsche männliche Jugend unbefangen, rein und weibsanständig zu machen.

Heutiger Mannes-Zynismus, eine im Grunde erbärmlich feige und freche Sicherheit vor dem Nichtwissen des weiblichen Teiles, ging und geht so weit, daß in Gesellschaften oder wo sonst Jugend und reife Menschen beiderlei Geschlechts beisammen sind, ungestraft von einzelnen besonders Schamlosen zweideutig ge-

witzelt wird. Erst neulich mußte ich eines solchen Vorgangs Zeuge werden. Drei adelige Balten saßen mit einem jungen Mädchen — der Schwester des einen — im Weinhause, lachten und plauderten. Es kam zu einem kleinen geschwinden Wortgefecht zwischen der Baroneß und dem Freund ihres Bruders; eine harmlose Bemerkung des Mädchens, die von schmutziger Phantasie doppelsinnig ausgelegt werden konnte und ward, gab Anlaß zu einer Äußerung, die den Herren schallendes Gelächter entlockte, während die Sprecherin erst erstaunt, dann betroffen, ahnend und in ihrer weiblichen Würde gekränkt um sich und beiseite schaute. Und der eigene Bruder lachte schallend mit — derselbe, der sich nach Jahr und Tag vor sittlicher Entrüstung als „Ältester und Verantwortlicher der Familie“ vielleicht nicht zu lassen wüßte über seine Schwester, die etwa eben infolge solch minderwertiger moralischer Auffassung der Gegenseite und infolge des ständigen Umgangs mit Männern vom Schlage des Bruders in bitterer, schwacher Stunde alle Ideale hinwarf und die äußerlichen Folgerungen aus ihrer gewandelten Gesinnung zog.

Eben diese baltischen Herren klagten kurz zuvor beweglich über ihr vaterländisches und wirtschaftliches Unglück. Ich mußte denken: Verdient ihr noch einen Funken Mitleid im weiteren Deutschland, wenn euer tragisches Geschick euch nicht *sittlich geadelt* hat?

Nostra culpa! Hand aufs Herz, alte Feldgraue: Wie viele von euch haben in der Soldatenzeit ungestraft Weiblichkeit kränken und ihr ein Leids antun dürfen! Wo stand im Militär-Strafgesetzbuch ein Paragraph, der Unehrenhaftigkeit gegen ein unbescholtenes Frauenzimmer oder gar deren Verführung, deren körperliche Versuchung ahndete — ganz gleich, ob Offizier oder einfacher Soldat?

Da war die Offizier-Ehrengerichtsordnung. Härteste Strafen waren vorgesehen für Versehen oft rein äußerer Art. Gesellschaftlicher Ächtung und wirtschaftlicher Not gab sie ein Mannesleben für einen Gesinnungsmakel preis, der mit sittlicher Notwendigkeit wenig zu schaffen haben konnte. Über die Strafe für verschwiegen ehrlose Tat eines Mitglieds der Ehrengemeinschaft, begangen an einem armen Ding, einer törichten Frau, stand in diesem Kodex nichts zu lesen. Mitwisser fanden es nicht für nötig, dieserhalb ein Ehrengerichtsverfahren angängig zu machen. „Flog“ ein Offizier wegen „Weibergeschichten“, dann weniger der damit bekundeten unlauteren Mannesgesinnung halber, als weil der Stand damit herabgesetzt war — falls nämlich die Büberei ruchbar ward und „öffentliches Ärgernis erregte“. Eher aber auch nicht.

Wie viele Missetäter am Weibtum sind ungestraft, in äußeren Ehren, die Rangstufenleiter in allen Berufen hinaufgerückt — nur, weil die Opfer schwiegen oder nicht mehr reden konnten!

Ich verwahre mich dagegen, hiermit einen Stand besonders zu treffen. Wenn ich ein Beispiel heranzog, so eben nur, weil ich aus eigener Erfahrung seine geistigen Fehler erkannte und teilte und mich für deren Vorhandensein nur zu sehr verbürgen kann. Dies ändert nichts an meiner Liebe und Treue zum alten Stand mit seinen vielen großartigen Lichtseiten. Ich denke aber: Wer es ganz ehrlich und treu meint, der muß auch den Mut finden können, frank und frei heraus zu sagen, was minder gut war und gebessert werden muß, falls wieder einmal des

Volkes beste Söhne dem Vaterland als Soldaten wehrpflichtig und nicht söldnerisch dienen — was wir doch alle hoffen.

Auch deshalb führe ich den Soldatenstand als Beispiel an, weil in früheren deutschen Zeiten die Volksanschauung galt, daß ein Soldat (und Offizier) Leben und Ehre verwirke, wenn er einer unbescholtenen Weibsperson Gewalt in Absicht geschlechtlichen Mißbrauchs antat. Ich empfinde noch heute den erschütternden Eindruck, den mir jene Schilderung im Roman „Die arme Margret" (der großen Enrica von Handel-Mazetti) hinterließ, wo ein adeliger Pappenheimscher Leutnant schimpflich durch Spießrutenlaufen endet, weil er eine ketzerische Wittib, die er katholisch umnötigen sollte, zu entehren versuchte. Dies begab sich im „zuchtlosen" Dreißigjährigen Kriege. Ein jeder fand dies Urteil nur recht und gut.

Ich lächle über den möglichen Einwand von Leserseite: daß eine Anschauung, wie ich sie hier vertrete, überholt sei; vor dem modernen Empfinden nicht mehr bestehen könne. Gültige Gesetze veralten nie. Sie kommen und gehen mit der Menschheit. Zu diesen Gesetzen aber gehört, solange es denkende und fühlende Menschen mit dem Willen zu Ordnung und Sitte gibt, die Forderung der makellosen Gesinnung gegenüber dem anderen Geschlecht.

Sind wir Männer rein, dann sind es die Frauen erst recht. Wir haben die Frauen, die wir verdienen.

Blicken wir auf die Epoche Schillers und ihre Frauen, so müssen wir ehrlich bekennen, daß unser Zeitalter viele von jenen Idealen eingebüßt hat. Es hieße aber heutige Strömungen verkennen oder übersehen, wenn nicht (freudig) zugegeben werden sollte, daß wieder idealere Strömungen aufkommen und das Leben der Nation sich zu vergeistigen beginnt; je stärker, je mehr die äußere Not wächst.

Die Rolle des Mahners und Bekenners ist undankbar. Dennoch — wer es ernst mit sich und seinem Volke meint, der darf nicht schweigen. Die alte deutsche Mannesreinheit (die derbes Scherzwort nicht ausschließt) zurückzugewinnen, muß das Streben deutscher Mannheit werden. Ehe soziale Formeln und starre Fraktionsprogramme den Hirnen der Masse eingehämmert werden, sollte man die Gefolgschaften zur Selbsteinkehr auf dem Gebiet der Geschlechtsmoral anhalten. Sie ist nicht nur Aufgabe der Kirche, sondern hohe Volksangelegenheit, wenn anders die großen Parteien nicht auf ihre Hauptaufgabe der Volkserziehung verzichten wollen. Völkische Gemeinschaften, Jungdeutschlandbünde, ideale Verbände vaterländischer und kultureller Art sind die gegebenen Stätten zur Verbreitung dieser Forderung (stellen sich auch wohl schon in ihren Dienst). Um die Idee als solche in die Herzen des Volkes zu tragen, dazu bedarf es freilich begnadeter Naturen wie der eines Fichte.



Schneefrid

Von Victor Rydberg

Als Ergänzung zum Tryggwason-Sang Gobineaus (vgl. Juliheft) bringen wir hier das bisher noch unübersetzte Gedicht des bekannten nordischen Dichters: auch dies eine eigenartige Verherrlichung heldischer Lebensauffassung, wobei die Huldin Schneefrid als Führerin gedacht ist. L.

Durch die finstere Nacht der Sturmwind fährt.
Er steht am Fenster und lauscht und hört
Eine Stimme, die ruft: „Gunnar,
Übers Meer hin rollen die Wogen weit,
Komm, laß mich sehn, ob Mannesmut
Dir wohnt in der Brust zu der Jugendglut,
Komm, schaukel im Boote die Huldenmaid!
Und schreckt dich nicht die stürmische Flut,
Geht die Fahrt zur Insel der Seligkeit."

Tief im Walde hat er manchmal mit Entzücken
Sie gesehn, die schönste in der Schwestern Kreis,
Blau die Augen, ihre Stirne wie der Schnee so weiß,
Von dem Haupte goldne Locken nicken.

Er eilte hinaus, er ergriff ihre Hand,
Sie gingen herab an des Meeres Strand.
Ein zärtlicher Blick, ein Händedruck.
„Schneefrid,
Wie schön du bist im Silberschmuck!"

Der Mond geht auf an des Waldes Rand,
Durch die Wolken bricht
Sein rötliches Licht
Und erhellt ein Segel, das aufgespannt
Von der Huldin Hand.
Es gleitet das Boot von des Ufers Saum
Herab in die Flut, in der Wellen Schaum.
„Nun schaukeln wir beide", so ruft er laut,
„Auf der Wellenbahn, meiner Träume Braut!"

Ihm zur Seite
Sitzend horcht sie, was die Winde sagen.
In des Mondes Angesicht sie träumend schaut,
Sie vernimmt der Meereswogen Donnerlaut,
Und sie lauscht den Stimmen, die im Sturme klagen.

Nun brandet die See gegen Bug und Kiel;
Da taucht ein Fels aus dem Wogengewühl.
„Gunnar,
Wir beschauen das Gold in mondheller Nacht,
Wir hüten es sorglich und nehmen's in acht."
So locken vom Berge
Die Stimmen der Zwerge;
Sie locken und winken mit Worten und Blick:
„Komm, Knabe, zu uns und ergreife dein Glück!
Wir machen dich reich, wir sind dir hold,
Gunnar, gib uns deine Seele und nimm unser Gold!"

Es schäumt in der See, und es heult in der Luft,
Aus dem brausenden Chor eine Stimme ruft:
„Gunnar, da kommt Utgards wilde Jagd!"
Sie kommen mit Hörnern, mit Fahnen und Schwert,
Sie huldigen brüllend der finstern Macht,
Die einst mit Flammen die Welt zerstört.
„Gunnar, gib uns deine Seele, wir können gewähren
Die Fülle des Ruhms und die Fülle der Ehren!"

Eine Bucht sich zeigt, wo der Mond ergießt
Sein Licht und die Woge ermattet fließt.
„Hierher", so lockt es, „lenke dein Floß,
Dich erwartet ein Dach in des Waldes Schoß,
Eine Treue, die nicht ihres gleichen fand!
Hier träume du süß am schilfigen Strand!
Der holdeste Arm und der zärtlichste Blick
Verheißt dir, Gunnar, ein einziges Glück."

Aber Schneefrid erhob sich
Hoch an des Schiffes Bug.
„Besser ist des Kämpfers
Edle Armut
Als des Lindwurms träge

Ruh' auf dem Golde;
Besser ein ruhmloser
Tod für das Gute
Als Ruhm gewonnen
In selbstischem Streben.
Besser der Gefahr
Als des Friedens Umarmung.
Wählst du mich, so wählst du den Sturm.
Denn so lauten
Die harten Runen
Des Heldenlebens:
Kampf bis aufs Blut
Mit der Riesen Wut
Und der Brut der Drachen,
Doch Schutz den Schwachen.
Freudig verzichten,
Niemals klagen,
Hoffnungslos kämpfen
Und namenlos sterben.
Dieses ist des Lebens wahre Heldensage,
Suche nicht nach einem andern Glück!"
Sprach's und schwand im Nebel seinem Blick.
Lange sucht umsonst er die Vermißte,
Einsam trieb er in der Wasserwüste.

Gunnar, Knabe,
Viele Wege führen durch das Leben.
Wählst du dir des Kämpfers rauhe Bahn,
Führt durch Unruh', Qual und Not dein Streben,
Führt durch Zweifel oder blinden Wahn;
Wunden trägt, der einsam im Getümmel
Für die Unterdrückten, für die Schwachen stritt.
Aufwärts, aufwärts! Doch je näher er dem Himmel,
Desto schwerer seiner müden Füße Tritt.
Doch du, Knabe,
Bleibst du treu den schönsten deiner Träume,
Wird die Huldin einst dich wieder sehn,
Spielt mit dir, wie einst im Schatten grüner Bäume
Ihr gespielt bei linder Lüfte Wehn,
Singt dir Lieder, alte Runensagen,
Goldne Klänge aus der Jugend Tagen,
Öffnet dir
Wieder deiner Kindheit Gartenblüten,
Wenn du müde bist vom Weltgewühl –
Wie die Nornen auf dem Idafelde hüten
Hoher Götter goldnes Würfelspiel.

Aus dem Schwedischen übersetzt von F. Kuntze



Nächte

Von Hans Sturm

Trug und Traum
bergen die Tage,
aber die Nächte
beschwören traumleise,
was wir verloren, verschollen gewähnt.

Tief sind die Nächte
wie Gletschergründe,
tief und voll unergründlichen Seins.

Nächtens werden Menschen und Dinge
schemenhaft, schattenlos
und, wie sternenweit Himmel und Erde,
eins . . .

Rundschau

Eine Entlassung am Goethe-Schiller-Archiv

Ungern greife ich diesmal zur Feder. Doch es gilt in einem allzu hitzig gewordenen Streit ein Wort der Beruhigung — oder sagen wir besser: der Ernüchterung zu versuchen.

Es handelt sich um eine Entlassung am Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar. Die Goethe-Freunde wissen, daß der allgemein geschätzte Gelehrte Prof. Dr H. G. Gräf seit 1. Mai dieses Jahres von dort verabschiedet ist. Sein Freund Dr E. Traumann, ein Heidelberger Goetheforscher, hat sich in einem stillen Rundschreiben um finanzielle Hilfe bemüht, an der es auch von andrer Seite nicht fehlte. Öffentlich hat er in dankenswerte Betrachtungen über den Ausbau der Goethe-Gesellschaft einen Angriff auf den Großherzog einfließen lassen („Köln. Ztg.", 21. Sept.). Ihm antwortete ebendort der weimarische Schriftsteller Leonhard Schrickel (Sonntagsbeilage Nr. XLI); desgleichen traten die Goethe-Gesellschaft und die Leitung des Goethe-Schiller-Archivs (21. Nov.) seinen Beschuldigungen entgegen. Hätte nun der Heidelberger Kämpe mit maßvoller, würdiger Wendung noch einmal seinen Standpunkt betont (denn man konnte aus menschlichen und taktischen Gründen in der Tat die Entlassung mißbilligen), so hätte man die Angelegenheit als abgeschlossen betrachten können. Doch im Eifer erwiderte er beiden Gegenstimmen mit verschärften Worten. Das Kölner Blatt endete damit die Erörterung: also mit einem Mißklang.

Gesamtbild nach Traumanns Auffassung: der Großherzog von Weimar hat durch Gräfs Entlassung ein „grenzenloses Unrecht getan und ein unabsehbares Unheil angerichtet", während er gleichzeitig an einen schuldenmachenden Prinzen seines Hauses „Unsummen verschwendet hat und immer noch vergeudet" (NB. nach unserer Erkundigung ist dies nicht der Fall. L.); er hat dem Gelehrten einen „Hungerlohn" bezahlt, einen „Sklavenvertrag" mit ihm geschlossen; Gräf hat „im Laufe seiner Privattätigkeit am Archiv sein kleines Privatvermögen zugesetzt", hat, „von der gehirnmörderischen Registerarbeit zermürbt, den Rest seiner Gesundheit in einem Dienst geopfert, der nicht zuletzt auch den ruhmreichen Überlieferungen des Hauses Sachsen galt". Der jetzige Leiter des Archivs, der an Traumann einen berichtigenden Privatbrief schrieb, erfährt gleichfalls dessen Zorn: „der Ton seines Briefes war in seinem autoritativen Gebaren so anmaßend" — „so beleidigend" — „so abstoßend lieblos und hart", daß Traumann ihn keiner Antwort würdigte. Ja, in diesem Briefe (NB. ich las den Brief und finde ihn weder lieblos noch anmaßend. L.) wurde „sogar das Frühstück dem gequälten (?!) Gräf vorgehalten (?), das er täglich bequem eingenommen habe" —— und so weiter! Der Heidelberger Vorkämpfer läßt seine letzte und heftigste Entgegnung in dem Satze gipfeln: „Mein letztes Wort: die hochoffiziellen Herren in Weimar, zumal der Leiter des Archivs, der so uneigennützig das Lied des Mannes singt, dessen kärgliches Brot er ißt, und dem ich gern den guten Glauben an seine Sache zubillige, sie stehen als Paladine für ihren fürstlichen Patron und Protektor — ich für meinen lieben Freund."

So ist denn also mit diesem rhetorischen Trumpf das Ganze auf einen Gegensatz zwischen Fürstendienerschaft und Freundestreue hinausgespielt. Und das macht die verfahrene Sache vollends schief. Wir teilen Traumanns Mitgefühl; wir achten seine Tapferkeit. Aber sein Herz und seine Phantasie sind mit ihm durchgegangen; er fabuliert uns da einen Roman zusammen. Und alles in allem: er entwirft unbewußt grade von dem, den er schützen will, ein unmännliches Zerrbild.

Zur Sache! Am Goethe-Schiller-Archiv wirken seit Jahrzehnten drei Angestellte: Direktor, Archivar, Assistent. Das ist der Grundbestand. Gleichwohl hat man im Jahre 1913 den freien Privatgelehrten Prof. Dr. Gräf als wissenschaftlichen Hilfsarbeiter hinzugenommen. Er war somit der jüngst angestellte Beamte, von vornherein in einem etwas losen Verhältnis zum Ganzen, mit deutlicher Betonung im Vertrag (der mir vorlag), daß es sich um keine Lebensstellung mit Pensionsberechtigung handle. Dies muß man sich vergegenwärtigen, wenn man alles Folgende beurteilen will. Daneben und unabhängig davon hatte jedoch Gräf eine zweite besoldete Stelle als Generalsekretär der Goethe-Gesellschaft (Jahresgehalt in den letzten Jahren 6000 M, seit Sommer 1921 auf 9000 M erhöht). Als Archiv-Mitarbeiter bezog er anfangs einen Jahresgehalt von 3200 M (später auf 3600 M erhöht nebst Teurungszulagen, so daß er vom Archiv 1918 5554 M, 1919 7190 M einnahm). Diese festen Gehälter konnten durch Privatarbeit aus seinem Fachgebiet vermehrt werden. Denn die fünfstündige Archiv-Arbeit wurde läßlich gehandhabt, nicht fronmäßig (das wollte Prof. Dr. Wahle in seinem oben gestreiften Brief zum Ausdruck bringen). Man konnte wohl auch einmal auf die Bibliothek wandern, gemächlich sein Frühstück einnehmen, sonstwie unterbrechen oder die Stunden ausfüllen, so daß von einem „Sich-Verzehren" in etwaigem Frondienst keine Rede sein kann. Das ist Sentimentalität, Herr Doktor! Man lese Gräfs Erinnerungen an Morris: es hat an heitren Entspannungen nie gefehlt. Der erste Assistent, Prof. Dr. Max Hecker, ist mit Frau und drei Kindern schon länger in diesem „Sklavenvertrag" und hat sich dennoch kernigen Mutes durchgebissen. Kurzum: jeder Kenner muß sich gegen das Traumannsche Phantasiebild verwahren, als säßen da oben schweißtriefende Sklaven bei Hungerlohn an der zermürbenden Fronarbeit, während ein autokratischer Fürst als Herr des Archivs die Geißel schwinge.

Nun das kritische Jahr 1921! Die Beteiligten wußten schon eine gute Weile zuvor, daß Gräfs Stelle unter den veränderten Verhältnissen noch lockerer geworden. Auch der Direktorposten wurde nach Schlössers Tod nicht neu besetzt, sondern wird nun vom Archivar mitverwaltet. Es kamen die politischen Erschütterungen; Gräfs Töchter (Malerinnen) erlebten die wilden Münchner Tage in der Nähe mit. Der sehr sensitive, zart empfindende Gelehrte hatte früher schon mit gelegentlichen Nervendepressionen zu kämpfen; in dieser Übergangszeit war erst recht viel zu verarbeiten; er sah alles um sich wanken und sich selbst von der allgemeinen Erschütterung mitbedroht. So erfolgte aus einem Vielerlei sein bedauernswerter Zusammenbruch, obwohl ihm — und das übersehe man nicht! — seine feste Stellung bei der Goethe-Gesellschaft verblieb, obwohl ihm seine Verleger sofort das volle Gehalt weiterbezahlten, das er beim Archiv bezogen hatte, obwohl sich auch von andrer Seite her sofort helfende Hände regten.

Summa Summarum: Gräf war nun vom „Sklavenvertrag" erlöst und behielt dennoch dieselben Summen! Soll ich Zahlen nennen, die mir außerdem bekannt sind? Traumann wird das nicht erwarten. Jedenfalls war es für ihn ein finanziell gesegnetes Jahr. Durch tätige Teilnahme hat man es dem stillen Gelehrten leicht gemacht, sein Schicksal zu tragen unter so vielen Lebensnöten der Gegenwart, so daß er nach menschlichem Ermessen nur Grund hatte zu Dank, keinen Anlaß zum Zusammenbruch.

Der Zusammenbruch hat seine Gründe in der ganzen Konstitution dieses feinnervigen Geistesarbeiters. Nun ist er genesen und hat mit Freudigkeit seine Arbeit in der Goethe-Gesellschaft wieder aufgenommen. In einem Brief an diese (24. Okt. 21) betont er selbst: „. . . so habe ich . . . keinen Augenblick daran gezweifelt, daß der Großherzog vollkommen recht

gehandelt hat. Um so schmerzlicher ist es mir, zu erfahren, daß von einigen Seiten, im Übereifer oder in Unkenntnis der wahren Sachlage, jene höchste Entschließung einer abfälligen Kritik unterzogen werden konnte."

Damit dürfte wohl die Fabel beendet sein, als ob hier das Opfer eines Tyrannen am Wege verblute. F. Lienhard



Der Kaiser

Der frühere Reichskanzler Georg Michaelis, der einmal im Herbst 1917 ein Vierteljahr lang des Reiches Geschäfte geleitet hat, tritt nun mit einem ausführlichen Erinnerungswerk an die Öffentlichkeit („Für Staat und Volk. Eine Lebensgeschichte." Berlin, Furche-Verlag 1921). Das ernste Buch spiegelt eine konservativ-christliche Denkweise wider, deren Persönliches mit den Schicksalen des Volkes und Staates eng verknüpft ist. Wir lernen in diesem Sprößling einer Kreisrichterfamilie aus dem Bezirk Frankfurt a. d. Oder einen wahrhaftigen, pflichttreuen preußischen Beamten und Christen kennen und in seiner Art schätzen. Und wenn Michaelis auf den von ihm erreichbaren Teil deutscher Jugend erzieherisch wirken will, so mag es ihm wohl mit diesem überaus achtenswerten vornehmen Bande gelingen.

Den Leser dürfte vor allem das fünfzehnte Kapitel fesseln, das sich mit dem Kaiser beschäftigt. Die Treue des ehemaligen Kanzlers bestätigt sich hier ebenso wie seine im Religiösen gegründete Wahrheitsliebe. Er schreibt:

„Aus den zahlreichen Anfragen, die an mich gerichtet sind, weiß ich, wie sehnlich man von mir auf Klärung über vieles wartet, was den Kaiser betrifft. Ernste Christen in Deutschland fragen mich, ob es irgendwie begründet sei, daß der Kaiser Schuld am Kriege habe, worin die Fehler und Unterlassungen des Kaisers in seiner Regierung beständen, auf die es zurückzuführen sei, daß oft scharfe, ihnen schmerzliche Klagen geführt und Anklagen erhoben sind; schließlich: wie es insbesondere mit dem persönlichen Christentum des Kaisers gestanden habe. Viele Ausländer, namentlich Amerikaner, mit denen ich zurzeit in lebhafter Zusammenarbeit stehe, wollen die Wahrheit über den Kaiser wissen. Wenn ich die Antwort auf diese Frage jetzt verweigerte und die Frager auf die Zeit verwiese, wo der Kaiser oder ich nicht mehr leben und ein anderer für mich meine Aufzeichnungen veröffentlichen könnte, würde der Verdacht erweckt werden, daß ich Belastendes zu verschweigen hätte, daß ich aus Schonung für den Kaiser schwiege. Andererseits muß ich über den Kaiser in voller Aufrichtigkeit das schreiben, was ich als Schwäche und Fehler in seinem Wesen und in seiner Regierung zu erkennen glaube, und das ist ihm gegenüber, der als einsamer und unglücklicher, geschlagener und verlassener Mann verbannt im Auslande lebt, unbeschreiblich schwer und traurig für mich, der ich den Kaiser liebe und ihm in unverbrüchlicher Treue anhänge. Aber gerade, weil ich dem Kaiser diene, weil ich falsche und im Auslande oft unsinnige Vorstellungen richtigstellen will und dabei ihm und dem Vaterlande nützen kann, muß ich von der Wahrheit zeugen. Ich hoffe, daß man mir, wenn ich nicht in Verschleierung von Tatsachen, sondern in voller Wahrhaftigkeit Kritik übe, wo sie geübt werden muß, auch dann glauben wird, wenn ich für den Kaiser eintrete und falsche Urteile über ihn richtigstelle.

Im August 1921 suchten mich etwa 40 Amerikaner in Saarow auf, die sich auf einer Informationsreise durch England und Deutschland befanden und deren einziger Reisezweck war, hinter die Wahrheit über Deutschland zu kommen. Sie wollten wissen, ob Deutschland wirklich so tief in der Not stecke, wie es behauptet, wer und was schuld am Kriege sei, ob der Friede von Versailles überhaupt durchführbar sei oder nicht, wie Recht und Unrecht in

Oberschlesien verteilt sei, und in letzter, aber nicht unwichtigster Linie, was ich ihnen über den Kaiser sagen könne. Auf meine Frage, ob sie wirklich glaubten, daß der Kaiser den Krieg gewollt und während seiner ganzen Regierung auf den Krieg hingearbeitet hätte, bejahten sie diese Frage, denn der Kaiser hätte seit Jahrzehnten unausgesetzt den militärischen Machtgedanken betont. Eine Armee, wie die deutsche, habe doch nur dann Berechtigung, wenn sie einen Krieg vorbereite; denn wenn dies nicht der Zweck wäre, warum pflege man nicht nur, wie die Amerikaner, den Sport und die Leibesübungen?!

Die Amerikaner müssen einsehen, daß sie die preußisch-deutsche Geschichte gar nicht kennen. Bei unserer Unterredung saßen wir im Herzen der Mark Brandenburg. Ich führte sie durch die Geschichte der Markgrafen, der Kurfürsten und Könige, in ihren ständigen Kampf gegen Heidenvölker und mißgünstige Nachbarn und zeigte ihnen, wie eine solche kriegerische Geschichte doch ein anderes Volksbewußtsein großziehe, als wenn man mit der Rodehacke, mit dem Spaten, mit Dampf und Eisenbahn, mit Geld und Maschine sein Reich erobert und baut; wie nun selbstverständlich bei uns die soldatische Ausbildung stets hoch im Werte gestanden und der Monarch als oberster Heeresführer dem Volk am verehrungswürdigsten erschienen sei. Allen, die nicht schon vor dem Kriege sich gegen die Staatsordnung und die Wehrpflicht feindlich auflehnten, erschien es einfach Pflicht, im Ernstfalle dem Kaiser Heeresfolge zu leisten ...

Aber daß die Kriege der alleinige Zweck der Heeresausbildung gewesen, daß die Gewalt mehr gegolten als das Recht, sei ein Trugschluß. Gerade der Kaiser habe bewiesen, daß er das Heer in erster Linie und, wenn's nach seinem Willen gegangen wäre, ausschließlich als Volkserziehungsstätte und als Bürgschaft für die Erhaltung des Friedens gepflegt hätte. In 26 Jahren seiner Regierung habe der Kaiser unausgesetzt und konsequent seinem Lande den Frieden erhalten, trotz schwerer Anreizungen und verlockender Situationen zum Kriege. Als bei den Marokkowirren zwischen Frankreich und Deutschland die Kriegsgefahr besonders nahe war und der Kaiser einlenkte, mußte er sich's gefallen lassen, daß man in Frankreich ihn als ‚empereur timide' bezeichnete, und jeder Mensch, der über den Kaiser als Kriegsmacher spricht, müßte doch endlich das Ergebnis des Suchomlinow-Prozesses gegen sich gelten lassen, in welchem durch gerichtlich einwandfreie Feststellung erwiesen wurde, daß unser Kaiser bis zuletzt versucht hat, den Zaren zum Frieden zu bewegen, und daß dieser, durch seine Generale belogen, in den Krieg taumelte.

Es ist oft davon gesprochen worden, daß das Volk den Kaiser nicht richtig gekannt habe; es sei eine undurchdringliche Wolke zwischen Volk und Kaiser gewesen. Das trifft bis zu einem gewissen Grade zu. Wenn der Kaiser sich auch frei vor seinem Volk bewegt hat, wenn er auch von allen erkannt durch die Straßen der Hauptstadt geritten und gefahren ist, wenn er auch bei seinen Besuchen in der Provinz sich unter das Volk mischte und gelegentlich in industriellen Betrieben mit den Arbeitern verkehrte, so war das alles doch nicht das Zeichen oder der Weg innerer Verbindung. Es ist für ein 65-Millionen-Volk überhaupt nicht möglich, eine direkte Verbindung mit einem einzelnen herzustellen; es wird sich immer nur um eine Vermittlung der Beziehungen handeln können. Aber gerade diese Vermittlung, die Art, wie mit dem Kaiser in Verbindung getreten werden konnte, war es, was die Empfindung der Unverbundenheit hervorrief. Man hatte im Volk nicht das Bewußtsein, daß diejenigen, die das Ohr des Kaisers hatten, diejenigen waren, die ihm wirklich die Kenntnis der Wünsche, der Bedürfnisse und der Anregungen seines Volkes vermittelten. Auch wir Beamten haben darüber geklagt, daß der Kaiser nicht viel mehr die Gelegenheit benutzte, auch dann nicht, wenn sie sich ihm bot, sich direkte Informationen von seinen Beamten zu holen. Ich glaube, der Kaiser ist während seiner kurzen Ausbildungszeit als Verwaltungsbeamter nicht richtig beraten gewesen. Man hat ihm den kritischen Begriff über die ‚Männer vom grünen Tisch' beigebracht, von denen nicht viel Praktisches und Förderliches zu erwarten sei. Ihn interessierten

einzelne geschickte und schneidige Landräte und Präsidenten, die den richtigen Ton mit ihm trafen. Sachliche, das Leben in seiner Wirklichkeit, mit den Existenzbedürfnissen des Volks im Alltagsleben, erfassende Vorträge liebte er nicht sonderlich. Seine glänzende Begabung, die es ihm ermöglichte, ganz fernliegende Gebiete der Wissenschaft und Technik, der Kunst und Philosophie überraschend schnell zu begreifen und bis zu einem Staunen erweckenden Grad zu beherrschen, verleitete ihn, seinen Umgang vorwiegend mit Männern zu suchen, die auf einem dieser Wissens- und Forschungsgebiete Hervorragendes leisteten, und somit ständige Höhenwege zu wandeln, so hoch, so weit und so universal, daß ihm der Abstieg zu Tal, das Eindringen und Sichbeschäftigen mit den praktischen Volksaufgaben des Alltagslebens fremd und langweilig wurde. In dieser Höhenempfindung des Lebens sah er auf die Schwierigkeiten und Hemmungen, die Nöte und Kämpfe sieghaft optimistisch herab und hielt gewissenhafte Ratgeber, die ihm einen Einblick in die dunklen Täler der Unzufriedenheit und Auflehnung geben zu müssen glaubten, für unbequem. ‚Schwarzseher dulde ich nicht in meiner Nähe . . .‘

Wer in die Nähe des Kaisers kam, trat in den Bann seiner strahlenden, liebenswürdigen Persönlichkeit. Einige Stunden in seiner Nähe zu verbringen, war für diese Bevorzugten ein erhebendes Erlebnis. Der Kreis war keineswegs auf Aristokraten von Geburt und Besitz beschränkt. Auch Menschen einfacher Herkunft und schlichter Lebenshaltung wurden zwanglos hinzugerechnet. Aber es waren immer Ausnahmemenschen, und immer solche, die sich in der Höhenluft, in der der Kaiser lebte, wohl fühlten und das Ihre dazu beitrugen, daß sie nicht verdürbe und gemein gemacht würde. Insbesondere waren es die Menschen der ständigen Umgebung, die es für ihre Aufgabe hielten, die Steine aus dem Wege zu räumen und unbequeme Mahner und Frager fernzuhalten. Hier liegt wohl der wundeste Punkt. Vertrug der Kaiser Freunde und Ratgeber in seiner Nähe, die in dem einen besonders treu waren, daß sie dem Kaiser die Wahrheit sagten? Hier stehen wir vor der wichtigsten Frage: nach der Stellung des Kaisers als Christ vor Gott. Der Abstand der Menschen vor dem ewigen Gott ist so unermeßlich weit, daß vor ihm Unterschiede zwischen einem Kaiser und einem Untertanen verschwinden, und man darf fragen: war der Kaiser in dem Sinne ein Christ und Kind Gottes, daß er sich von einem Mitchristen, namentlich seinem Seelsorger, die Wahrheit sagen, sich strafen ließ? Wer will hierüber urteilen? Ich habe einmal mit dem Kaiser ein innerliches, religiöses Gespräch geführt, das er selbst anschnitt. Wir kamen bei Nennung des Namens von Schwester Eva v. Tiele-Winckler darauf, die der Kaiser auch sehr verehrte. Ich erzählte dem Kaiser von meinem eigenen Erleben. Seitdem weiß ich, ein wie tief religiös empfindender Mann er ist . .

Die Amerikaner äußerten, wie oben erzählt, es werde schwer sein, in ihrem Vaterlande dem Kaiser Tugenden nachzurühmen. Ich habe ihnen gesagt, sie sollten es daheim als die Aussage eines wahrhaftigen Zeugen bekunden: der Kaiser ist kein Tyrann, kein Kriegsmacher gewesen. Er ist ein edler, idealistisch und tief religiös veranlagter Mann, der sein Volk im Frieden auf die Höhe des Glücks führen wollte. Er ist ein sittenreiner Mensch, von großer Enthaltsamkeit und körperlicher Selbstbeherrschung. Er ist ein treuer Gatte und ein gewissenhaftes Familienoberhaupt. Er strebte nach idealen Gütern für das Glück seines Volks und war ein wirklicher Freund des Friedens . . .“

Soweit Georg Michaelis.

Inzwischen hat Kaiser Wilhelm II. ein Buch geschrieben „Vergleichende Geschichtstabellen von 1870 bis zum Kriegsausbruch 1914“ (Leipzig, K. F. Köhler), das gerade in bezug auf das strittige Jahr 1914 in seiner nackten Sachlichkeit der aneinandergereihten Tatsachen zur Klärung mitbeitragen kann. Auch sonst noch dürften dem Fachmann manche unscheinbare kleine Feststellungen von Wert sein.



Bubenberg — Altershausen

In einer Großstadt ist es. Da fand sich ein Kreis zusammen, der in seinem Namen auch die Bezeichnung führt „Bund für Heimatliebe und Jugendpflege“. Er ist nicht eigentlich gegründet worden, sondern er wuchs aus etwas anderem heraus. Schon vor dem Aufstieg der Wandervogelbewegung hatte ein Mann mit jugendfreundlichem Herzen einen Knabenkreis um sich gesammelt, um die Jungen selbstlos und unter mancherlei Opfern zu knabenfroher Kameradschaft und stählendem Aufenthalt in Wald und Feld zu führen. Das gab den Großstadtjungen viel. Und wenn da draußen auf der Naturbühne der Tell oder die Nibelungen gespielt wurden, so bewies das den frischen geistigen Ton dieser Schar.

Damit fing es an. Dann kam der Krieg, kam die furchtbare Nachkriegszeit unseres Volkes. Die körperliche und seelische Bedrängnis der Jugend stieg ins Ungeheure. Sie leidet unter dem wirtschaftlichen Elend der Haushaltungen, unter den verwüstenden und zersetzenden Einwirkungen der Öffentlichkeit, besonders schwer unter der Auflösung eines ernsten und seelisch reichen Familienlebens. Und wo das Haus noch kraftvollen Wurzelboden für die Jugend bietet, drängen sich Strömungen vor, die sie vom Wurzelgrund der Familie loslösen wollen.

Da sucht nun dieser Bund in seiner Art stille Wege zur Bewahrung und Gesundung unseres Jungvolkes.

Kleine Kreise gleichaltriger und kameradschaftlich zueinander sich neigender Knaben schließen sich in freier Wahl zusammen. Ebenso bilden sich Mädchengruppen. Den Führenden, jugendfreundlichen Männern, Frauen und jungen Mädchen des Bundes, schließen sich diese kleinen Scharen in offener und fröhlicher Freundschaft an. Die Zusammenkünfte finden im Wechsel in den Elternhäusern statt. Spiele und Wanderungen führen oft hinaus.

Die über das Alter dieser Knaben- und Mädchengruppen Hinauswachsenden scharen sich zur Jugendverbindung zusammen, die ihre eigenen Wanderungen und Arbeiten unternimmt. Später treten sie hinüber in die Bundesgruppe Altershausen, Raabe zu Ehren benannt. Das Ganze aber lebt sein Leben für sich, schließt sich nicht etwa organisatorisch weiterfassenden Verbänden an. In der Überorganisation erstarrt ja heute oft genug triebkräftiges Leben. Wo es um Pflege seelischer Werte geht, ist's wie auf dem Ackerfelde; jedes Keimlein muß für sich wurzeln und wachsen; dann kann der Sommerwind das volle Saatfeld schwingen lassen.

Altershausen hat seine eignen Burgabende, an denen die Jugendverbindung oft teilnimmt. Manchmal vereinen sich auch alle Gruppen, im Winter wohl zu einem alten Marienspiel, im Sommer zu Wanderungen oder zu einem schlichten Feste im Freien, das gemeinsam mit den Bewohnern des gutbefreundeten Dorfes gefeiert wird.

Das alles ist ja zunächst nur Rahmen, freilich ein wertvoller. Er läßt der Jugend Behagen und Freiheit, erhält den Eltern die Freude an den Kindern, eint das alte und das junge Geschlecht zu gemeinsamem wertvollen und frohen Erleben. Im Namenszeichen des Bundes steht aber auch das Wort Heimatliebe. Wenn wir gesunden wollen, müssen wir uns als Volk innerlich wiederfinden. Was unser war an materiellen Gütern, nahm man uns und wird es nehmen. Nur seelische Werte und ethische Volksgüter sind unentreißbar unser, wenn wir sie nicht selbst verdorren lassen, nicht selbst in den Sumpf der Zersetzung hineinschleudern. Was aber an guten und kraftvollen Gedanken, an schwingenstarkem Gefühl in uns leben soll, muß im eigensten und innersten Erleben wurzeln. So ist der Boden, auf dem wahrhaftiges und tatschaffendes Volksgefühl aufblühen kann, die Heimat. Sie kennen, lieben und ehren zu lernen, ist das Ziel der Bundesarbeit.

Angefüllt sind die Gemeinschaftsstunden für die Jugend zunächst mit dem, was jugendgerecht ist, mit Spiel, Wanderungen, kameradschaftlichem Frohsinn, anregenden Besichtigungen, etwa von wertvollen Bauten oder von interessanten gewerblichen Betrieben, ferner mit gemeinsamem Lesen oder Gesang. Alles ist, soweit möglich, dem Heimatleben zugewendet. In der

Jugendverbindung und bei den Altershäusern sind die Wanderungen oft ganz darauf eingestellt, das Auge für die malerischen Schönheiten der Heimat zu öffnen, die in tausendfachem Wechsel und unerschöpflicher Fülle sich beim stillen Versenken darbieten. Auch der heimischen Kultur in ihren bodenständigen Formen in Hausbau und Hauseinrichtung, Werkzeug, Tracht und Schmuckformen wird nachgespürt. Der glückliche Umstand, daß ein als Kunsterzieher und Förderer der Volkskunst weithin bekannter Malprofessor den anregenden Mittelpunkt bildet, macht diese Seite der Wanderungen besonders fruchtbar. Die recht häufig stattfindenden Zusammenkünfte und Burgabende geben den mannigfaltigsten Interessen Raum. Außer den Mitgliedern haben dabei Künstler und Dichter, Gelehrte, Natur- und Heimatfreunde oft selbstlos und freundnachbarlich geholfen. Mögen einmal ein paar Dinge genannt werden. An der Modellsammlung des Museums wurde die Entwicklung des heimischen Schiffsbaues betrachtet; mit Hilfe von Lichtbildern wurde Pflanzenleben und Landschaftscharakter eines benachbarten Moores vorgeführt; man setzte unter Benutzung einer schönen Aquarellsammlung einen Abend für Wolkenstudien an. Ein Vogelkenner erzählte von seinen Beobachtungen; ein Germanist legte die Dialektbesonderheiten eines benachbarten Dorfes dar. Die reiche bäuerliche Kunst der benachbarten Gaue wurde in Bildern vorgeführt, später auch wandernd aufgesucht. Man sprach über Jugenderziehung, Heimatliteratur, Volkshumor; Dichtungen wurden vorgelesen, zuweilen von den Verfassern selbst; man führte alte Volkstänze vor; zu Weihnachten gab es ein Krippenspiel. Kenner unsrer Heimatgeschichte leuchteten in vergangene Zeiten hinein. Auf Wanderungen wurde oft dasselbe Dorf aufgesucht, scheinbar reizlos in reizloser Gegend gelegen. Dabei gab es zu verschiedensten Tages- und Jahreszeiten viel Entdecken von allerlei stillen und feinen Schönheiten. Bilder und Zeichnungen konnten später oft als Frucht solcher Tage vorgelegt werden. Mit der Jugend und den Alten dieses Dorfes versteht man sich trefflich; die nehmen gern an den kleinen kostenlosen Freuden und Feierstunden teil.

Aber warum nun erzählen von diesem ganz in der Stille lebenden Kreise? Er mag ein Beweis dafür sein, daß sich überall, wo ein Wille ist, Möglichkeiten finden lassen werden, in den Feierstunden, die von der harten Not und Arbeit unsrer Tage uns noch gelassen werden, mancherlei seelisches Gut zu pflegen und zu bewahren. Es sind dazu kein Organisationsgetriebe und keine Programmworte not, auch nicht besondere Mittel. So können auch Volkskreise, die sonst getrennt bleiben — unser altes Leid —, sich freundlich finden auf einem Boden, der jeden Zwist ausschließt, sich finden am Herzen der Heimat, die uns alle trägt. So kann der Sinn sich erschließen für edle Muße und edle Freude und abgewendet werden von der volksverseuchenden Genußgier. Die Unfähigkeit, tiefere und feine, schlichte Freuden zu erleben, ist es ja, die so manches Gemüt am Groben und Wertlosen festhalten läßt. So mögen sich Alter und Jugend miteinander freuen, statt gesonderte Wege zu gehen. So mag die herztief gewachsene Heimatliebe das Band werden, das uns bindet an unser deutsches Volkstum.

In Großstädten sind Arbeiten dieser Art doppelt not, glücklicherweise aber auch verhältnismäßig leichter zu ermöglichen. In der Kleinstadt oder auf dem Lande ist es vielleicht wohl schwieriger, die tragenden und führenden Kreise zu finden, da die, die es zunächst wohl anginge, vielfach schon überlastet sind. Oft wird aber doch schon irgend ein Rahmen vorhanden sein, ein Gemeindehaus, Jugendpflegeveranstaltungen, besondere Vereinigungen. Diejenigen, die als Volksbildner im besonderen Sinne anzusprechen sind, brauchen auch nicht die Arbeit allein zu machen. Es gibt überall Leute, die auf ihrem Gebiete sachlich viel und Schönes zu sagen wissen, ohne Gewohnheitsredner zu sein. Ich denke beispielsweise an einen hannoverschen Bauern, der der zuverlässigste und bedeutendste Forscher in der Siedelungs- und Kulturgeschichte seines Gaues ist.

Wo aber in irgend einer Art und Form kleine Kreise wie der vorhin geschilderte sich bilden und arbeiten, da ist eine Keimzelle, die still mithelfen kann an der Bewahrung und Gesundung unseres Volkstums.

Wilhelm Peper

Das Perlenrätsel

Man muß nicht prunksüchtig und eitel sein, um sich an dem herrlichen Schimmer echter Perlen, an dem Lichtgefunkel und der Farbenpracht schöner Edelsteine zu erfreuen. In ihrem ruhig vornehmen Schimmer bietet die Perle zu dem aufdringlicheren Lichtsprühen der Edelsteine einen eigenartigen Gegensatz. Dem Wissenden erhöht die geheimnisvolle Entstehung der Edelsteine und Perlen das Interesse an diesen Kleinodien. Im Innersten der Erde unter dem mächtigen Drucke der sich pressenden Massen, in langsamer Abkühlung aus gewaltiger Glut ist der Edelstein geworden. Unter absonderlichen Verhältnissen bildet sich noch heute auf dem Grunde des Meeres oder des stillen Weihers im lebenden Muschelleibe die Perle. Beiden Geheimnissen solchen Werdens ist man immer näher gekommen. Im Laboratorium schaffen heute die Chemiker die künstlichen Edelsteine, die in Farbe, Härte, Glanz, Feuer den natürlichen nicht nachstehen. Und auch wie die Perlen sich bilden und auf künstlichem Wege hervorgerufen werden können, ist jetzt bekannt.

In welchen Tieren können Perlen erstehen? Nur im Leibe von Weichtieren, besonders in jenen, die die Innenfläche ihrer Schalen von einer glänzenden Perlmutterschicht überzogen zeigen. Obenan steht da die Seeperlmuschel des Indischen und Stillen Ozeans, welche in Tiefen von 25—40 Metern ganze Bänke bildet, von denen sie die Taucher heraufholen. Aber auch unsere Flußperlmuschel, wie sie in klaren, raschfließenden, kalkarmen Bächen noch immer zu finden ist, bildet in ihrem Mantel schöne Perlen. Und Perlen hat man auch in anderen Weichtieren, der Malermuschel und Teichmuschel, der Auster, in Miesmuscheln, in Tintenfischen vorgefunden. Bei fröhlichem Austernschmause kamen dem Gelehrten Albertus Magnus zehn Perlen zwischen die Zähne.

Wenn es in den Tischgesprächen des Athenäos heißt, daß Androsthenes die Entwicklung der Perle in der Muschel mit der der Finne im Schweine verglichen habe, so ist er da unbewußt der Wahrheit viel näher gekommen, als so mancher der viel späteren Forscher. Reaumur, dieser vielseitige Pfadfinder auf verschiedenen Gebieten, war es, der nachwies, daß die Struktur der Perle mit dem Baue der Muschelschale übereinstimme. Viel später hat dann F. de Philippi entdeckt, daß die Entstehung der Perlen durch in den Muschelleib eindringende Schmarotzer veranlaßt werde. Genauer hat H. L. Jameson die näheren Beziehungen, welche zwischen Schmarotzerwürmern, Wasservögeln und Perlmuscheln bestehen, aufgedeckt. Durch die Forschungen von Hornell und Shipley wurde uns speziell die Lebensgeschichte des Bandwurmes Tetrarhynchus unionifactor bekannt, der die Perlenbildung in den Perlenmuscheln der Ceylon-Bänke veranlaßt. Der parasitische Wurm schwimmt als winzige Larve frei im Meere herum, wird dann durch die Meeresströmung mit der Planktonnahrung in die geöffnete Perlmuschel geführt, wandert in die Gewebe der Muschel ein, verkapselt sich hier als Finne, um dann, wenn seine Wirtin von einem Raubfische verzehrt wird, in diesem sich zum fertigen Bandwurme zu entwickeln. Über diesen Erzeuger der Ceylonperlen haben wir dann von zwei berufenen Forschern, T. Southwell, dem wissenschaftlichen Mitarbeiter, und J. C. Kerkham, dem Überwacher der Muschelzucht und Perlfischerei der Ceylon Company, noch weitere Kenntnisse erhalten. Für ihn kommen nur zwei Wirtstiere, ein Raubfisch, Hai oder Roche, und die Perlmuschel in Betracht. Bei der im Inneren der Perlmuschel auftretenden Finne entsteht dann auf ungeschlechtlichem Wege eine neue, kleine Finne, so daß sich auch bei unbedeutender direkter Infektion die Zahl der Finnen im Inneren der Muschel erheblich vergrößern kann.

So wären denn das, was wir Perlen nennen, nichts anderes als zu Kugeln umgewandelte Muschelschalen und würde diese Umwandlung bei den Seeperlmuscheln durch Parasiten hervorgerufen. Wie aber kommt es in unserer Flußperlmuschel zur Perlenbildung? Darüber danken wir u. a. A. Rubbel eingehende Untersuchungen. Die Struktur der Muschelschale läßt vier Schichten unterscheiden, eine äußere organische Substanz, dann die aus prismen-

und kegelförmigen Kalkgebilden zusammengesetzte Prismenschicht, darauf die aus einer äußeren und inneren Lage bestehende Perlmutterschicht, endlich die sogenannte helle Schicht. Wir kennen aus jeder dieser vier Schichten freie Perlen. Auch die Perle selbst, die ein Schliff durch eine große Perle erkennen läßt, zeigt sich aus mehreren Schichten zusammengesetzt. Man kann je nach der Lage dieser freien Perlen unterscheiden: Ligamentperlen in der Mantelfalte, die sich in das Muschelschloß hineinzieht, dann kleine, kugelige, oft herrlich glänzende Perlen vom Vorderrand der Mantelplatte, weiters kleine, glashelle Perlen ohne Perlmutterglanz aus dem Bereich der Mantellinie, dann Perlen vom Mantelrand, wo sich die größten Perlen befinden, weiß bis dunkelbraun oder schwarz, ganz winzig bis erbsengroß, kuglig, halbkuglig oder eiförmig, außerdem Perlen vom Rande des hinteren Schließmuskels und Muskelperlen, meist von rauher Oberfläche und unregelmäßiger Form. Als besondere Art sind noch die Schalenperlen zu nennen, die sich im Mantel der Muschel bilden, dann an die Schale verlagern und mit dieser verschmelzen.

Im Gegensatz zu der Perlenbildung bei den Seeperlmuscheln bilden sich also die Mantelperlen der Flußperlmuschel ganz unabhängig von dem Vorhandensein eines Schmarotzertiers. Der Kern einer solchen Perle besteht immer aus einem gelben bis gelbbraunen Stoffe, der an die äußerste der genannten vier Schichten gemahnt. Die Bildung der Perle erfolgt unter Mithilfe eines sogenannten Perlsackes, welcher alle Schalenschichten abzuscheiden und an der Oberfläche der Perle abzulagern vermag.

In ganz jüngster Zeit ist es F. Alverdes gelungen, das Werden der Perle und die Erzeugung freier Perlen im Inneren des Muschelmantels durch künstliches Eingreifen zu erforschen, wobei er für seine Versuche außer der Flußperlmuschel die bekannte Teichmuschel und Malermuschel unserer Weiher als Versuchstiere verwendete. Es ist ein Irrtum, der sich selbst noch in neueren Büchern findet, die Entstehung der Perlen in den Raum zwischen Schale und Mantel zu verlegen. Jede Perle entsteht im Mantel und steckt wenigstens anfangs in einem Perlsacke, der durch eine einfache Schicht derselben Zellen gebildet wird, wie sie die Manteloberfläche bedecken. Wir verstehen daher, daß auch die Zellen des Perlsackes genau so wie die der Manteloberfläche Schalensubstanz abzusondern, also die Perlengebilde zu erzeugen vermögen. Auch die schon erwähnten Schalenperlen, welche dadurch entstehen, daß weiterwachsende Perlen den Mantel sprengen, mit der Innenfläche der Schale in direkte Berührung treten, der Perlsack sich mit der Manteloberfläche zu einer einheitlichen Zellschicht vereinigt und die Perle durch einen Überzug mit Schalensubstanz an die Schale festgeheftet wird, sind echte Perlen. Mit solchen Schalenperlen sind nicht die Schalenkonkretionen zu verwechseln, welche dadurch entstehen, daß ein Parasit, ein Steinchen, ein Pflanzenrest oder sonst ein Fremdkörper zwischen Schale und Mantel gerät und nun ebenfalls von Schalensubstanz überzogen wird. Das ist ja schon seit Jahrhunderten den Chinesen und Japanern bekannt, welche in großen Teichmuscheln perlartige Gebilde künstlich hervorrufen, indem sie die in Körben gesammelten Muscheln mit Perlmutterlöffeln behutsam öffnen, zwischen Schale und Mantel kleine Pillen oder aus Perlmutter, aus Metall hergestellte Bildchen einschieben, die Muscheln dann in entsprechenden Abständen voneinander in Kanäle oder Teiche versenken und nach einigen Monaten oder auch erst nach Jahren wieder heraufholen, um die mittlerweile mit Perlmuttersubstanz überkleideten, freilich nicht perlrunden, aber immerhin wertvollen, perlglänzenden Einschübe wieder herauszunehmen.

Bei seinen Untersuchungen ist Alverdes von solchen Perlen ausgegangen, welche im Zentrum keinen „Perlkern" zeigten, bei denen es also nicht durch einen ins Innere des Mantels gelangten Fremdkörper zur Anregung der Perlbildung gekommen sein konnte, sondern die Anwesenheit der die Schalensubstanz absondernden Zellen allein genügte, die Bildung der Perle zu veranlassen. Dadurch kam er auf den Einfall, Zellen von der Manteloberfläche abzulösen und mit einer feinen Injektionsspritze in das Mantelinnere zu verpflanzen. Oft schon nach drei Tagen begann sich im Mantelinneren ein Perlsack zu bilden, der dann sofort begann, Perlensubstanz abzuscheiden.

Es ist also im Prinzip die Frage nach der künstlichen Erzeugung freier Perlen gelöst. Die Anwesenheit von Parasiten oder anderen Fremdkörpern ist zur Perlbildung nicht nötig. Es müssen bloß Oberflächenzellen, welche Schalensubstanz abzuscheiden vermögen, vorhanden sein. In der Natur geschieht dies durch bei der Eiablage oder Einwanderung eines Schmarotzers oder noch gröbere Verletzungen herbeigeführte Überführung dieser Zellen in das Innere des Muscheltieres. Die eingedrungenen Parasiten oder eingeschleppte Fremdkörper kommen im Verlaufe der Perlenwerdung in das Innere der Perle zu liegen und werden nun zum „Perlkern".

Ob sich aber künstliche Erzeugung von Perlen überhaupt lohnen kann, das ist eine andere Frage. Wir haben ja auch die Frage der künstlichen Erzeugung von Diamanten theoretisch gelöst. Aber wir vermögen vorläufig nur ganz kleine Diamante von geringem Werte künstlich herzustellen. Alverdes, dessen bezügliche Arbeiten bei Ausbruch des Krieges durch Einberufung unterbrochen wurden, hat etwa 50 kleine und kleinste Perlen erhalten, von denen die größte ein halbes Jahr alt war und 1 mm im Durchmesser besaß. Wie bei der Perlfischerei auf Hunderte, ja Tausende Perlen erst eine wertvolle kommt, wird auch bei solcher künstlicher Erzeugnug von Perlen das prozentuale Verhältnis zwischen Perlen guter und schlechter Beschaffenheit kein besseres sein. Es wird wohl viel aussichtsvoller sein, der durch unvernünftigen Raubbau und andere Ursachen niedergegangenen Perlfischerei wieder aufzuhelfen, wie dies seitens der Engländer im Orient ganz planmäßig geschieht. Und auch die Zucht der Perlmuschel unserer Süßgewässer könnte stellenweise wieder zu Ehren kommen. In der Weißen Elster im sächsischen Vogtlande werden noch immer schöne Perlen gefunden; hier und im bayrischen Wald war die Perlengewinnung einst häufig. 1814—1857 wurden in Bayern 158880 Perlen gefunden. Die böhmische Perlenfischerei aus der Moldau hat F. Löw auf 8000 bis 12000 Gulden jährlich geschätzt. Vom Mai bis zum September üben in Schottland die Fischer die Perlenfischerei aus und werden da jährlich Perlen im Werte von etwa 60000 Mark gefunden. In erster Linie verlangt die Flußperlmuschel klares Wasser und Ruhe, müßte also ihr Wohngewässer vor Verschmutzung durch Abfallwässer geschützt werden.

All diese Perlenfragen sind durch Mitteilungen, wie sie eben jetzt durch die Tagespresse gingen, besonders aktuell geworden. Zwei japanische Biologen haben im Londoner Savoy-Hotel mehrere Hundert Perlen verschiedenster Feinheit zur Schau gestellt, die auf dem Wege sorgsamer künstlicher Züchtung erhalten worden sind. Seit etwa zwei Jahrzehnten kommen solche „gezüchtete" japanische Perlen immer zahlreicher in den europäischen Handel. Bisher handelte es sich da um die oben erwähnten Schalenkonkretionen, also nicht um freie, kuglige Perlen, sondern um Perlblasen halbkugliger Form, deren Hohlraum japanische Kunst so vollkommen mit Perlmuttersubstanz auszufüllen versteht, daß keine Spur einer Naht zu sehen oder zu fühlen ist. Solche Perlen haben an der Oberfläche vollkommen den herrlichen Schimmer indischer Perlen, auf der Unterseite aber nur den matten Schimmer der Perlmutter. Die Kunst des Juweliers weiß nun solche Perlen in Ringen, Boutons, Hemdknöpfen, Armbändern, Krawattennadeln so zu fassen, daß sie völlig als echte Perlen gelten. Vielleicht aber ist es jetzt japanischer Beharrlichkeit gelungen, ganz runde, freie Perlen heranzuzüchten. Unter den vielen japanischen Perlfischereien ist die in der Bai von Agu an der pazifischen Küste Zentraljapans betriebene die wichtigste. Hier hat Mikimoto auf Anregung des Zoologen Mitsukuri eine Farm für Perlenzüchtung angelegt, auf welcher für die Muscheln sehr günstige Lebensbedingungen verhanden sind und die Muscheln gegen die verschiedenen Gefahren gut geschützt werden. Man holt etwa dreijährige Muscheln aus der Tiefe herauf, öffnet sie vorsichtig, versenkt Perlmutterkügelchen in ihr Inneres, versenkt die Muscheln wieder ins Meer, um sie nach vier Jahren wieder heraufzuholen und, ehe man sie öffnet, vor dem Röntgenschirm auf Perlen zu untersuchen. Aber diese gezüchteten Perlen kommen in Hinblick auf den erforderlichen Aufwand an Zeit, Mühe und Kapital auch sehr kostspielig zu stehen, ist also die Befürchtung eines Preissturzes im Perlenhandel vorläufig unbegründet. Erst wenn solche Züchtung von Perlen im

großen Maßstabe und leichter, billiger zur Durchführung kommen könnte, wäre ein solcher Preissturz wohl unausbleiblich, denn die Perle hat nicht, wie Gold, Diamant, Platin auch praktische Verwendung, sondern reinen Seltenheitswert.

Dr. Friedrich Knauer



Kulturfragen der Wirtschaft

Wir stehen an einem entscheidenden Wendepunkt. Es handelt sich nicht nur um unsere staatliche und wirtschaftliche Ordnung im engeren Sinne, sondern mehr noch um die Frage, ob unsere Wirtschaft uns zu neuer, namentlich innerer, geistiger Kultur verhelfen oder, wie bisher, mehr Hemmnis als Förderung der Kultur bedeuten soll.

Kultur ist Leben. Die Richtigkeit dieses Satzes läßt sich nicht beweisen, sondern nur fühlen. Den Wert des Lebens muß jeder mit sich selbst ausmachen. Dabei kommt es nicht nur auf die Quantität des Lebens, nicht auf Zahl und Dauer an, sondern ebenso auf Qualität, auf Reichtum und Tiefe des Erlebens. Aber nicht das hochgesteigerte Einzelleben kann das Ziel der Volkskultur sein, sondern nur das höchste Erzeugnis aus Quantität und Qualität. Denn unsere Kultur muß soziale Kultur sein, d. h. die Masse oder das Ganze durchdringen. Auch der Wert der Masse läßt sich nicht wissenschaftlich beweisen. Ob Schiller mehr wert ist als die allgemeine Volksschule, das einzelne Genie mehr als die Hebung von Millionen, ist Sache sittlicher Weltanschauung. Sicher ist eines so unentbehrlich wie das andere. Und wenn der Fortschritt der Menschheit stets von einzelnen ausgeht, so erfüllt dieser einzelne seinen Zweck doch nur dadurch voll, daß seine Leistung den anderen zugute kommt. Vor allem ist die soziale Kultur die unserer Zeit gemäße, die einzige, in der wir Eigenes, Bedeutendstes leisten können.

Unter diesem Gesichtspunkte hat die Wirtschaftsverfassung des letzten Jahrhunderts eine Großtat zu verzeichnen; sie hat Lebensmöglichkeit für Hunderte von Millionen geschaffen. Auf deutschem Boden saßen zu Goethes Zeiten kaum 20 Millionen Menschen; als der Weltkrieg ausbrach, waren es fast 70 Millionen.

Aber die Anerkennung der lebenspendenden Kulturmacht des Kapitalismus darf uns nicht blind machen gegen die furchtbaren Schäden, die er im Gefolge hatte. Denn die Bereicherung der vermehrten Leben war nicht sein Zweck, und darum leistete er nicht, was er hätte leisten können, wenn er sich in den Dienst sozialer Kultur gestellt hätte. Beide sind nicht der Kultur dienstbar geworden, sondern nur dem Erwerbsinteresse. Er sprengte die Bande mittelalterlicher Zunftverfassung, unter der die gute Versorgung der Bürger oberster Zweck der Wirtschaft war, machte die Bahn frei für Entfaltung der Technik, des Verkehrs, der Volkswirtschaft; damit ergaben sich unbegrenzte Arbeitsmöglichkeiten und ebenso unbegrenzte Gewinnmöglichkeiten. Man hatte Verwendung für jede Stunde menschlicher Arbeitstätigkeit, man konnte Gewinn ziehen aus der Beschäftigung seiner Mitmenschen, und man kam schnell dazu, alles Wirtschaftliche nur unter den Gesichtspunkt des Erwerbs zu stellen.

Zweck aller wirtschaftlichen Arbeit wurde Geldverdienen. Den meisten Fabrikanten, erst recht den Händlern, war es ziemlich gleichgültig, mit welcher „Ware“ sie ihr Geld verdienten. Selbst Brotkorn war in erster Linie Erwerbsmittel; darum erschrak man, wenn Ernten zu reichlich ausfielen, und erwog ernsthaft, ob nicht ein Teil vernichtet werden sollte, damit der Rest besseren Preis erzielte.

Folge dieser Auffassung war, daß die Technik ihren Zweck verfehlte. Sie sollte das Leben der Menschen erleichtern, indem sie Naturkräfte in ihren Dienst stellte. Statt dessen hat sie die Arbeitslast ständig vermehrt. Um den Erzeugern neue Gelegenheit zu gewinnreicher Beschäfti-

gung ihrer Maschinen und Mitmenschen zu geben, hat sie den Verbrauchern immer neue „Bedürfnisse“ eingeredet. Unter ihrem Einfluß haben die meisten Menschen Kultur mit Zivilisation verwechselt. Unser Innenleben erstickt unter der Fülle materieller Güter.

Nicht die Arbeiterschaft leidet unter dieser Veränderung am meisten. Verhältnismäßig am stärksten betroffen sind die Schichten des Bürgertums, der Gebildeten und Besitzenden. Was den Arbeiter vor allem bedrückt, ist eine andere Folge der Technik und des Gewinnstrebens: die Arbeitsteilung. Man hat oft sich beklagt über das Drängen der Arbeiter nach Verkürzung der Arbeitszeit, hat auf Handwerker, Bauern und Hausfrauen hingewiesen, die keinen Achtstundentag haben und doch mit Eifer arbeiten. Der Grund des Unterschiedes ist einfach: diese arbeiten mit Freude, weil sie Anteil nehmen an ihrer Tätigkeit, deren Sinn und Zweck sie kennen. Aber wer Tag für Tag an seiner Maschine steht und irgendeine der kleinen Teilverrichtungen moderner Fabrikation leistet, der kann an solcher Arbeit keine Freude haben, weil er keinen Sinn darin sieht. Dem Arbeiter ist gleichgültig, was er tut; er schuftet um Lohn für einen Fremden, weiter weiß er nichts. Und Kernfrage unserer wirtschaftlichen Zukunft ist, ob es gelingt, durch neue Arbeitsverfassung, durch gesellschaftliche Achtung jeder ehrlichen Tätigkeit, wieder neue Arbeitslust und Schaffensfreude in den Massen zu erwecken.

Allgemein ist das Menschentum durch das Wirtschaftsleben verengt zum Fachmenschentum. Wir gehen auf in unserem „Berufe“ und übersehen, daß der sogenannte Beruf in neunzig von hundert Fällen nur eine Erwerbsgelegenheit ist, ohne Rücksicht darauf, wozu wir nach Anlage und Neigung „berufen“ sind.

Nichts ist so kennzeichnend für den heutigen Zustand der meisten Menschen, wie ihre Sehnsucht nach Urlaub: damit sie einmal wieder „Menschen“ sein können. Eine Fülle von Kulturgütern, von geistigen Genüssen, die doch die wertvollsten sind, liegt um uns. Aber wir haben keine Zeit und keine Stimmung, sie zu genießen. Immer neue Bilder, Musik- und Bühnenwerke, Bücher kommen auf den „Markt“. Das Verhältnis von Kultur und Wirtschaft läßt sich gar nicht schärfer kennzeichnen als durch diesen uns geläufigen Ausdruck. Und durch den anderen, daß die Verbreitung von geistigen Werten ein Handel mit Büchern ist. Nirgends besteht eine derartige Übererzeugung wie auf geistigem Schaffensgebiete. Die Hälfte der geleisteten Arbeit ist zwecklos. Denn den sozialen Wert erhält das Kunstwerk doch erst durch die Menschen, die von ihm bereichert werden an innerem Erleben. Dazu kommt, daß geistige Werte unbegrenzt nach Zeit und Raum verbraucht werden können. Noch haben wir die Schätze alter Vergangenheit bei weitem nicht ausgeschöpft.

Jetzt ist Deutschland so verarmt und verschuldet, daß es sich Überproduktion geistiger Werte nicht mehr leisten kann. Es wird durch Not und Gewerkschaftsarbeit eine Verminderung der Schriftsteller, Künstler usw. eintreten. Aber Gefahr besteht, daß die Auslese ganz falsch geschieht, weil für den wirtschaftlichen Erfolg geistiger Arbeit nicht Kulturwert, sondern Geschäftswert maßgebend ist.

Weil nicht Versorgung, sondern Erwerb das Ziel wirtschaftlicher Tätigkeit ist, haben wir vergessen, daß Staat und Gesellschaft nur auf Gemeinschaftsgefühl beruhen können. Das herrschte einst im Wirtschaftsleben, herrscht auch heute noch in manchen, namentlich ländlichen Kreisen. Aber im ganzen wird die Wirtschaft vom Kampfe beherrscht, nicht vom Wettstreite, sondern von der Konkurrenz. Und im Mitmenschen sieht man nicht das Subjekt zur Versorgung, sondern das Objekt zur Ausbeutung. Als Käufer oder als Arbeitnehmer sucht jeder seinen Volksgenossen sich nutzbar zu machen und strebt nach Herrschaft, die ihm die Ausbeutung erleichtert. Das Recht ist diesem Streben soweit nachgekommen, daß es alles, auch die unentbehrlichsten Lebensgrundlagen, in das Privateigentum, damit in die Herrschaft einzelner gegeben hat. Vor allem den deutschen Boden, ohne den niemand sein und leben kann. Wer kein Stück Boden besitzt, darauf zu wohnen, zu arbeiten, davon zu essen, der muß die Erlaubnis von den Eigentümern erkaufen. Und wer kein Tauschmittel, vor allem kein Geld besitzt, hat

keine Daseinsberechtigung, wenn er sich nicht selbst in den Dienst der Besitzer stellt. Er muß seine Arbeitskraft, d. h. seine Lebenszeit hingeben für das Recht, auf „fremdem" Boden (seiner Heimat!) leben, von ihren Früchten sich nähren zu dürfen. Dieser Zwang führte zur Herrschaft der Besitzenden über die Besitzlosen; führte zum Raubbau an Arbeitskraft und Gesundheit der Millionen, dem wir mit Sozialpolitik zu wehren suchten; führte zum Elend der Heimarbeit, führte zur Arbeiterbewegung in Partei und Gewerkschaft; führte schließlich mit zu dem Zusammenbruche von 1918 und zu den krampfhaften Versuchen neuer sozialer Ordnung.

Der Krieg war ein großer Lehrmeister. Er hat unseren Staatslenkern die Weisheit gebracht, daß Zweck aller Erzeugung der Verbrauch ist. Aber die neue Erkenntnis von Versorgungswirtschaft ist nicht folgerichtig durchgeführt worden. Deswegen trat keine allgemeine Zahlpflicht neben die allgemeine Wehrpflicht; deswegen gab die Regierung selbst den Anstoß dazu, daß der Krieg eine gute Geschäftskonjunktur wurde.

Was in diesem Kriege bankrott gemacht hat, ist nicht der Kapitalismus als Wirtschaftsform, sondern der Geist des Kapitalismus, die schnöde Erwerbsgier, die durchaus nicht notwendig mit der Wirtschaftsordnung verbunden war.

Deswegen ist das erste, was wir für Neuordnung gebrauchen, neue Gesinnung: Gemeinsinn an Stelle des herrschenden Egoismus; Pflichtbewußtsein und Verantwortungsgefühl an Stelle des Strebens nach Ungebundenheit, der Sucht, sich jeder Verpflichtung zu entziehen. Erst mit neuen Menschen läßt sich neue Wirtschaftsordnung aufbauen, die zwei Gedanken verwirklichen muß: Versorgung der Millionen als oberstes Ziel aller Wirtschaftsarbeit; gerechten Ausgleich in der Verteilung des gesamten Arbeitsergebnisses.

Erst auf solchen Grundlagen kann eine geistige Kultur erwachsen, die den Wirtschaftsverhältnissen entspricht. Die Aufgabe ist furchtbar erschwert durch den verlorenen Weltkrieg. Aber sie ist auch um so dringender. Denn je ärmer wir an äußeren Gütern geworden sind, je schwerer wir arbeiten müssen, um die Lasten des Friedens zu tragen, desto mehr müssen wir auf inneren Reichtum bedacht sein. Den können wir behalten, der ist unverlierbar und unzerstörbar.

Zwei Änderungen gegen früher müssen eintreten. Unsere künftige Kultur muß billig sein. Um Lebensmöglichkeit für 60 Millionen zu schaffen, müssen wir unsere Arbeitskraft auf das zum Leben Notwendige werfen, auf entbehrlichen äußeren Tand verzichten. Das schadet gar nichts, wird uns sogar nützen, weil es uns Gelegenheit und Muße gibt zu inneren, geistigen Genüssen, die trotz ihrer Wohlfeilheit wertvoller und nachhaltiger sind als materielle. Und auch dieses Geistige werden wir in billiger Weise schaffen, ohne großen Aufwand von materiellen Dingen. Wir werden auf Ausstattung verzichten, um gediegenen Inhalt zu haben, werden im Theater zu einfachen Mitteln zurückkehren, werden dem Buche, vielleicht auch der Vorlesung höhere Bedeutung als früher geben, werden durch Freude an der schönen Heimat die Auslandsreisen ersetzen.

Das zweite ist die Forderung nach rationeller Wirtschaft, die auf das gesamte Kulturleben übertragen werden muß. Wie in der Gütererzeugung der ökonomische Imperativ schon lange fordert, daß mit geringstem Aufwand möglichst hoher Erfolg erzielt wird, so muß auch im Geistesleben rationell gewirtschaftet werden. In einem Vortrage „Was heißt Volkswirtschaft?" (Verlag von Eugen Diederichs, Jena 1920) habe ich vor Jahresfrist darzulegen versucht, daß der Begriff der Volkswirtschaft dreifacher Ausweitung bedarf: auf den Verbrauch aller Güter; auf alle geistigen Dinge, von der Verwaltung bis zu Kunst und Wissenschaft; und auf den Menschen selbst, der nicht nur Subjekt, sondern auch das allerwichtigste Objekt der Wirtschaft ist. Die bisherige Warenökonomie bedarf einer Ergänzung durch Menschenökonomie und Kulturökonomie, um wirkliche Volkswirtschaft zu werden.

Dr. Heinz Potthoff





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Der Kampf um die Schule

Eine Erwiderung zu den Ausführungen Prof. Dr. Reins (Heft 2; November 1921)

Die Ausführungen des verdienten, lange Zeit führenden deutschen Pädagogen bedürfen der Ergänzung bzw. Berichtigung, gerade weil wir wünschen, daß in den Schulfragen Pädagogen, nicht Parteien wieder mehr zu sagen hätten. Leider ist das im neuen Staat nicht der Fall, obwohl er durch Landes- und Reichsschulkonferenzen diesen Eindruck zu erwecken suchte. Wir verstehen den Protest des wissenschaftlichen Pädagogen gegen eine Bevormundung der politischen Parteien. Allein wir müssen die Wirklichkeit nehmen wie sie ist; auch den Pädagogen bleibt keine andere Wahl; und nur dann werden sie sich Gehör schaffen.

Professor Rein ist mit seinem Schulideal, der Erziehungsschule, die die Jugend zu sittlich-religiösen Persönlichkeiten erziehen soll, völlig im Recht. Auch mit der Folgerung, daß deshalb Kern und Mittelpunkt der Jugenderziehung Religion, Volksgeschichte, Deutsch bilden müssen. Im Recht ist er eben deswegen auch mit der Zurückweisung der „Gemeinschaftsschule“ mit konfessionell getrenntem Religionsunterricht. Diese Schule, augenblicklich das Ideal der deutschen Lehrerschaft in ihrer überwiegenden Mehrheit, kann „pädagogisch niemals als Ideal angesehen werden“ — wir freuen uns, das wieder einmal aus berufenem Mund zu hören.

Allein das Schulideal Reins: die staatliche Schule auf religiöser, genauer christlich-deutscher Grundlage, läßt sich unter den heutigen staatlichen Verhältnissen nicht mehr durchführen. Es war möglich im alten Staat; der neue ist grundsätzlich und tatsächlich anders. Der alte Staat hatte Staatshoheit und Macht über den Parteien; die heutige Staatshoheit ist Parteihoheit und Parteiherrschaft. Der alte Staat war Kulturstaat; der heutige will es freilich auch noch sein; kann es aber ehrlicherweise nicht mehr sein. Welche Kultur will er vertreten? Die protestantische? katholische? sozialistische, kommunistische? Der alte Staat hatte weltliche und geistliche Interessen; der neue Staat ist ein rein weltliches Gebilde; für ihn ist Religion allen Ernstes Privatsache. Das wird von Rein bestritten. Er liest aus Art. 184 des RV. zu viel heraus. Mit vollem Bewußtsein ist hier nur von sittlicher, nicht von sittlich-religiöser Bildung die Rede. So sehr wir mit Rein davon überzeugt sind, daß sittliche Bildung nur auf religiöser Grundlage möglich ist, so wenig wird das allgemein zugestanden. Nicht bloß Eltern, sondern auch Lehrer wollen davon nichts wissen; sie betonen mit denkbar größtem Eifer, daß sie die Religion in keiner Form in der Schule haben wollen. Es ist sicher eine Täuschung Reins, wenn er meint: „Der kirchenfreie christliche Religionsunterricht werde auch von Kindern aus Familien, die auf materialistischem oder monistischem Boden stehen, besucht werden; er habe nur das

eine Bestreben, die religiösen Anlagen der Kindesnatur zu entwickeln und zu pflegen." Wir glauben, daß auch solcher Unterricht als „Zwang" empfunden würde. Die Religion überhaupt, besonders die christliche, nicht etwa bloß die christliche Metaphysik, wird von gewissen Kreisen des Volks perhorresziert. Jeder Religionsunterricht ist nach einem in diesen Kreisen gebräuchlichen Ausdruck „Verdummungsunterricht". Auch die Schule nach Prof. Reins Ideal würde als Zwangsschule empfunden. Der neue Staat, der allen Religionsgemeinschaften und Weltanschauungen neutral gegenübersteht, darf sie nicht als die Schule einführen. Und er kann das nicht.

Oder welcher Art soll nun die Religion in diesen Schulen sein? Rein spricht von der „christlich-deutschen", also von der der christlichen Kirchen. Denn der Staat selber hat keine Religion und keine Behörde für die Pflege dieser Religion. Unsere Kultministerien sind allen Religionsfragen gegenüber inkompetent. Wenn sie, beispielsweise der gegenwärtige Minister in Thüringen, den Religionsunterricht in den staatlichen Schulen dirigieren wollten, könnte die Sache ja recht werden! Das Schulideal Reins gehört der Vergangenheit an, als wir noch keine Parteiregierungen, als wir noch einen Kulturstaat, noch einen christlichen Staat hatten.

Im neuen Staat hat die Gestaltung des Schulwesens nur zwei Möglichkeiten vor sich: Entweder man fordert die staatliche Gemeinschaftsschule mit bloß äußerlich angehängtem Religionsunterricht. Dann ist die Schule lediglich Lernschule, ohne einheitlichen, das ganze Schulwesen beherrschenden und belebenden geistigen Mittelpunkt, ohne innere Gemeinschaft zwischen Lehrern und Schülern und Schülern untereinander. Das ist die Schule, die pädagogisch niemals als Ideal angesehen werden kann. Oder aber, wenn die Schule Erziehungsschule sein soll, in deren Mittelpunkt die Religion steht, muß man die sog. Bekenntnisschule fordern, d. h. die Schule, die nicht bloß im Religionsunterricht, sondern im gesamten Unterrichts- und Schulbetrieb unter dem Einfluß einer einheitlichen religiösen Welt- und Lebensanschauung steht. Eine solche hat der Staat nicht; er verzichtet mit Bewußtsein darauf und überläßt sie den Religionsgemeinschaften. Ihren Charakter müssen demgemäß die Schulen an sich tragen. Damit brauchen sie nicht Kirchenschulen zu werden; noch weniger bedürfen sie geistlicher Schulaufsicht. Das können die Lehrer selbst besorgen; aber sie sollen derselben Religionsgemeinschaft angehören, wie die Schulen, damit die ganze Schule von einem Geist durchwaltet und beherrscht werde.

Wir hoffen, Herr Prof. Rein wird von seinem Schulideal aus unter den heutigen staatlichen Verhältnissen die einzig mögliche Konsequenz ziehen und mit seiner ganzen Autorität eintreten — nicht für die Kirchenschule; um sie handelt es sich wenigstens auf evangelischem Boden nicht —, aber für die Schule mit einheitlichem religiösem Geist, also auf evangelischem Boden für die evangelische Schule.

Prof. Dr. Faut (Stuttgart)

* * *

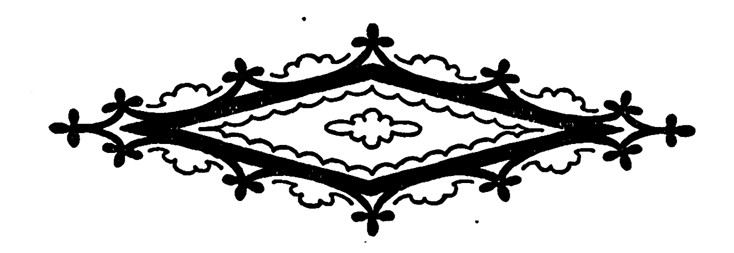
Entgegnung

Den vorstehenden Ausführungen des Herrn Prof. Faut bin ich dankbar, weil sie mir Gelegenheit geben, noch einmal auf die grundlegenden Gedanken meines Artikels zurückzukommen und sie kurz zu beleuchten.

Die Hauptabweichung zwischen uns besteht in der Auffassung des Staates. „Der alte Staat," schreibt Herr Prof. Faut, „war Kulturstaat; der heutige will es freilich auch noch sein, kann es aber ehrlicherweise nicht mehr sein... Der neue Staat ist ein rein weltliches Gebilde, für ihn ist Religion allen Ernstes Privatsache." Das habe ich bestritten und bestreite es noch. Der neue Staat hat sich zwar der Form nach geändert, hat aber damit den Begriff und die Aufgaben des Kulturstaates nicht aufgegeben. Im Art. 149 der RV. behält er sich ausdrücklich die Oberaufsicht über den Religionsunterricht vor. Im Art. 184 der RV. wird

der Staat auf sittliche Grundlage gestellt. Wer sie aber anerkennt, der bekennt sich auch, ohne es auszusprechen, zu religiöser Fundamentierung. Denn Sittlichkeit ohne religiöse Grundlage ist ein Unding, es sei denn, daß man den Eudämonismus oder Energismus schon für sittliche Größen hält. In der sozialistischen Zeitschrift „Die Glocke“ habe ich es auszuführen versucht, daß es falsch ist, den Staat für ein weltliches Gebilde zu halten und daraus die weltliche Schule abzuleiten, eine Folgerung, die nicht scharf genug abgewiesen werden kann. Die große Gedankenarbeit, die wir Deutsche geleistet haben, um über den Begriff des Rechtsstaates in die Sphäre des Kulturstaates uns zu erheben, wird durch den Wechsel der Staatsform nicht aufgehoben, sondern vielmehr in ein helleres Licht gerückt. Die Bestimmung über den Charakter der Schule fällt nicht den politischen Parteien, und nicht den aus ihnen hervorgegangenen Staatsmännern zu, sondern allein den Erziehungsberechtigten, wie es in Art. 146, 2 heißt. Damit ist dem Prinzip der Gewissensfreiheit die Bahn frei gemacht worden, wie es von mir in meiner Pädagogik (Langensalza, Beyer & Mann. 2 Bde., 2. Aufl.) seit langem gefordert worden ist. Wir geben damit allerdings die Einheitsschule nach ihrer Innenseite auf und erhalten eine Mehrheit von Erziehungsschulen von verschiedenem Charakter in bezug auf Welt- und Lebensanschauung. In ihrem Wettbewerb mag sich dann herausstellen, welche Art die größere Kraft zur Stählung unserer Jugend zu entfalten vermag. Die Erziehungsschule mit einem Religionsunterricht auf christlich-deutscher Grundlage, der im Leben und in der Lehre Jesu nach evangelischen Zeugnissen gipfelt, scheut den Wettbewerb nicht und hofft hier in Thüringen immer weitere Kreise für sich zu gewinnen, zumal die freie Volkskirche Thüringens ihrer Entwicklung mit freudiger Teilnahme folgt.

W. Rein



Literatur, Bildende Kunst, Musik

Deutsch als dritte Nationalsprache Belgiens

Maeterlinck schrieb einmal unvorsichtigerweise: „Il n'y a pas d'âme belge“ (Es gibt keine belgische Seele). Diesmal hat er recht. Klio gibt ihm recht: Belgien begeistert sich an etwas, was es geschichtlich nicht besitzt: L'âme belge.

Die Ahnenreihe der Wallonen geht auf die Kelten zurück. Sie waren die Urbewohner in den romantischen Tälern des Landes, bis das Germanenheer mit dem Rechte der siegenden Macht sie daraus verdrängte.

Das geschah im 5. Jahrhundert. Zwischen den Völkern und ihrem Sprachgebiet erhebt sich der Ardennerwald.

Nach dem spanischen Erbfolgekrieg fiel das teilweise schon an Frankreich abgebröckelte Belgien an das Haus Habsburg. Bis zur großen Revolution. Aus dem Schoße Frankreichs entfiel es dann nach den Freiheitskriegen an Holland. Unter der holländischen Herrschaft standen den über drei Millionen Belgiern, Wallonen, Flamen zwei Millionen wesentlich germanischer Holländer gegenüber.

Aus der Julirevolution 1830 ging alsdann das Staatsgebilde Belgien hervor.

Das sind die wichtigsten Meilensteine auf dem langen Wege seiner geschichtlichen Entwicklung.

Besagte Julirevolution wurde programmäßig wie ein Festival folgendermaßen angekündigt: „Montag, 23. August: Kunstfeuerwerk, Dienstag, 24. August: Illumination, Mittwoch, 25. August: Revolution.“

L'âme belge, n'est-ce pas?

Ist die Seele nicht Sprache des Blutes? Jedenfalls ist der belgische Staatskörper von starker Blutmischung durchsetzt. Fünf Teilen wallonischer Bevölkerung stehen sechs Teile flämischer gegenüber. Kampfbereit. Während der deutschen Besetzung reckte sich das junge Flamentum hilfesuchend nach der mächtigen deutschen Hand empor, auf daß ihm nach dem siechen Zusammenbruch des durch die belgische Regierung unterdrückten Nationalgefühls endlich und endgültig volles Recht werde.

Haben wir aber vergessen, daß an der deutsch-belgischen Grenze in der Provinz Lüttich sich ein Landstrich von 11 Dörfern mit insgesamt 20 000 Einwohnern und im Belgisch-Luxemburgischen von 25 Dörfern mit etwa 50 000 Einwohnern hinzieht, die wir als Deutsch-Belgier anzusprechen haben? 70 000 Blutzeugen des Deutschtums in Belgien!

Zugunsten dieser Deutsch-Belgier setzte in der Vorkriegszeit die sattsam bekannte Sprachenbewegung ein, die von dem geistvollen Pol de Mont in folgenden Worten unterstützt wurde: „Die flämische Bewegung ist allein aus dem Grunde berechtigt, weil die vier Millionen Flamen in Belgien nun einmal da sind, und so ist auch die deutsche Bewegung aus dem Grunde berechtigt, weil es in Belgien 70 000 gesetzlich als Vollbürger anerkannte Deutsche gibt. Auf die größere oder geringere Zahl kommt es hiebei gar nicht an. Die Deutschen verlangen ihr Recht, und wird ihnen das nicht gewährt, so geschieht ihnen eben Unrecht, das dadurch nicht aus der Welt geschafft wird, daß sie sich Wallonen und Flamen gegenüber in der großen Minderheit befinden.“

Diese damalige Sprachenbewegung, die von den schwerfälligen Deutschbelgiern wenig und von der reichsdeutschen Presse gar nicht unterstützt wurde, berief sich auf ein verbrieftes Recht in der belgischen Verfassung. Auf die verfassungsrechtliche Gleichberechtigung der Deutschen als dritte belgische Nationalsprache.

Diese verfassungsmäßige Gewährleistung ging hervor aus dem Revolutionsjahr durch Erlasse vom 16. und 27. November sowie durch Gesetz vom 19. September 1831. Die Gleichberechtigung der deutschen Sprache mit der flämischen wurde anerkannt und eine deutsche Übersetzung aller Regierungsakte angeordnet.

1839 erfolgte dann die Abtretung des Großherzogtums Luxemburg an die Niederlande, mit ihr ein nicht unbedeutender Bruchteil Deutschbelgier. Seitdem fühlt sich die belgische Regierung nicht mehr bemüßigt, die Übersetzung der Regierungsakte ins Deutsche beizubehalten. Schwang sich aber auch nicht dazu auf, das Gesetz vom September 1839 aufzuheben. Sie nahm diese ganze deutsche Sprachsache eben als Lappalie, als welche sie sie gefühlsmäßig immer eingeschätzt hatte.

Tatsache ist und bleibt aber, daß dies Gesetz in Belgien bis auf den heutigen Tag in unzweideutiger Rechtskraft weiterbesteht. Doch wurde dies Sprachrecht der Deutschbelgier aus dem öffentlichen und amtlichen Leben verbannt. Nur ein paar Notstunden wurden in der Volksschule zugelassen. In der Kammersitzung vom 28. Dezember 1898 tat der damalige Justizminister die deutschbelgischen Ansprüche mit dem Satze ab: „Pour moi, ce n'est pas une langue."

Wie sieht nun die Sprache aus, die überhaupt keine ist? Sie ist das, was Adolf Bartels reines Germanentum nennt: Niederdeutsch. Deutsch in fränkischer Mundart. Der Unterricht in der Volksschule wurde, wie gesagt, in deutscher und französischer Sprache erteilt. Doch brauchten die Lehrpersonen keinen Befähigungsnachweis für deutsche Sprachkenntnisse zu erbringen. Wie denn die Verwelschung des Flämischen nach und nach in Belgien vor sich geht, so auch die des Deutschbelgischen. Der Flame sagt nicht mehr: „Ik ga wandelen", sondern verwelscht: „Ik ga promeneeren." Ebenso durchsetzt sich das Niederdeutsche mit verstümmeltem Französisch.

Heute, wo der Haß hinter schwarz-gelb-roten Grenzpfählen loht, vergegenwärtige man sich, wie viel rein deutsches Blut im belgischen Staatskörper steckt. Zu den 70 000 Deutschbelgiern stoßen die viereinhalb Millionen Flamen urdeutschen Stammes, die in ihrer jungen Bewegung für eine „national gesäuberte Kultur" eintreten.

Hinzuzurechnen sind die — besonders in der Vorkriegszeit — nach Belgien ausgewanderten Deutschen. Schon in Friedenszeiten flammte es in der belgischen Presse auf von Schlagworten: „Die Überflutung Belgiens durch das Deutschtum". — „Die Eroberung Antwerpens durch 50 000 Deutsche." In den Mobilmachungstagen spitzten sich diese Warnungssignale zu Posaunenstößen der Deutschenhetze zu: „Überall setzen sich diese Deutschen in unsern Geschäften fest, reißen den Handel an sich, überschwemmen uns mit ihrem Schund . . ."

Ritterlicher dachte in diesem Falle König Leopold, der verschiedentlich offen aussprach, daß gerade die Deutschen Belgien großmachen halfen. Dieser gewiß nicht sentimentale König verhalf nur klipp und klar der geschichtlichen Wahrheit zum Wort.

Waren es nicht die deutschen Fugger, die über Brügge und Antwerpen eine nie dagewesene Glanzzeit hervorriefen? Auf dem Steinhauerwall in Antwerpen erhob sich der Palast Fuggers, das Andenken an Anton Fugger krönend, der 1560 dort starb, der Stadt mehrere hundert Millionen Grundbesitz hinterließ, darunter einige zwanzig Grafschaften, Rittergüter usw. Dazu 120 Millionen bares Geld. Und erinnern möge man sich an das Wort, das Konsul de Bary anläßlich des Besuches deutscher Bürgermeister und Handelskammerpräsidenten in Antwerpen sprach: „Es gab stets Deutsche in Antwerpen, und wenn es manchem gelungen ist, in der Metropole zu angesehener Stellung zu gelangen, so vergessen wir nicht, daß es der Stadt stets zum Besten gereichte."

Vergeßt es nicht! Es gibt etwas, das den wildesten Haß überdauert: das ist das Blut.

Nanny Lambrecht



Das Problem der Arbeiterdichter

Bei der Wertung echter Kunst gibt es keine sozialen Schranken. Es gilt noch heute, was Heinrich Hart 1885 schrieb: „Keine anderen Schranken gelten als die des Talentes gegen die Mittelmäßigkeit, der dichterischen Persönlichkeit gegen den Dilettantismus."

Wenn trotzdem die Zahl der unerkannt verblühenden Talente gerade aus den unteren Schichten beträchtlich ist, so kommt das daher, daß Talent allein den Dichter noch nicht ausmacht und manches schöne Können untergeht in der Unzulänglichkeit der Welt- und Kunstanschauung.

Ein erschütternder Schrei nach Bildung und Schulwissen klingt aus den Bekenntnissen aller Arbeiterdichter. So schrieb dem Verfasser einst der selbst aus den Arbeiterkreisen hervorgegangene Berliner Redakteur E. Preczang: „Der Nichtakademiker geht in Hinsicht auf die natürlichen Anforderungen der Kunst mehr oder weniger im Dunkeln. Die Helle theoretischer Kenntnisse, die Vergleichsmöglichkeiten des literarisch Gebildeten, dem das Wesen der künstlerischen Betätigung in zahlreichen Beispielen erklärend eingeprägt wurde, fehlen ihm. Er sucht und — folgt in Ermangelung anderer Führer nur seinen Empfindungen, die ihm keinen sicheren Maßstab geben können. Es gibt ja in der Großstadt auch für den Autodidakten mancherlei Belehrungsmöglichkeiten (freie Hochschulen, Arbeiterbildungsschulen, Bibliotheken usw.). Ich bin nicht daran vorbeigegangen. Vielleicht sind auch einige Körnlein dieser Wissenssaat in mir zu Frucht und Reife gediehen. Aber vieles ist auf dem schlecht vorbereiteten Acker taub untergegangen, weil ihm die methodische Bearbeitung und die Möglichkeit richtiger Einordnung fehlten. Das meiste ist wohl in der physischen Ermüdung und in der stets vorhanden gewesenen Sorge um das nackte Leben ertrunken. Der werktätig Schaffende hat häufig nicht so sehr mit der Sache als mit sich selber zu kämpfen, d. h. mit den natürlichen Forderungen seiner Natur, die nach abspannender Erwerbsarbeit ihre Rechte geltend macht. Mancher setzt es durch und zwingt sein Hirn zur Aufmerksamkeit. Aber er soll's auch verarbeiten. Wann? Man kann am Tage sein Brot verdienen und in der Nacht Bücher lesen, lernen oder Verse schreiben. Man kann mit Hilfe von Tee und starkem Kaffee die ruhefordernden Nerven zu neuer Anstrengung peitschen. Man kann den Schlaf für überflüssig erklären und eine Zeitlang wirklich mit kurz bemessenen Ruhepausen auskommen — aber einer solchen Periode gesteigerten Schaffens folgt unweigerlich die Reaktion auf dem Fuße."

In diesen Betrachtungen liegt viel bittere Wahrheit. Freilich gilt sie nicht nur für den aus den unteren Schichten Stammenden. Sie gilt in dem gleichen Maße auch für den bürgerlichen Autodidakten, ja für ihn wohl noch besonders, weil seine Tagesarbeit gewöhnlich schon den Geist bis zu den äußersten Grenzen angespannt hat, während der Arbeiter vielfach körperlich ermüdet, aber geistig frisch an die außerberufliche Arbeit herantritt, weil der Handwerker häufig einige Jahre Wanderschaft hinter sich hat, die ihm zu einem Quell strotzender Lebenskraft werden konnte. Anderseits ist aber der Schritt des bürgerlichen Nichtakademikers nicht halb so weit gespannt wie der, den der proletarische Nichtakademiker zu tun hat, denn das Bürgertum steht allgemein schon auf einem höheren Bildungsdurchschnitt.

Glücklicherweise hat die Arbeiterbewegung der letzten Jahrzehnte frühzeitig den Bildungshunger ihrer Kreise, die Bedeutung, die auch für sie vertieftes und umfassendes Wissen besitzt, erkannt und hat ihm durch Gewerkschaftsvorträge, durch Arbeiterbildungsvereine, durch Volkstheater und Bibliotheken gerecht zu werden versucht. Es darf nicht vertuscht werden, daß in allen diesen Einrichtungen viel, vielleicht absichtliche Einseitigkeit herrschte, dennoch ist selbst diese einseitige Schulung dem ungelenken und unbeeinflußten Selbststudium vorzuziehen. Auf welche Gebiete nämlich der Arbeiter gewöhnlich verfällt, zeigen am trefflichsten die Erhebungen Dr Levensteins, Forschungen auf dem Gebiete der Arbeiterpsychologie. Nach ihm besteht die Lektüre des proletarischen Einzelgängers im wesentlichsten in okkultistischen und

theosophischen Schriften, zu den günstigeren Fällen zählt schon das Studium des bekannten Buches von Dr Bilz. Ganz charakteristisch für das grüblerische heiße Streben nach Erkenntnis ist der Umstand, daß 37 Metallarbeiter, 16 Textilarbeiter und 2 Bergleute als ihre Lektüre Nietzsche bezeichneten; und es ist ein recht schlagender Beweis für die gefährliche Systemlosigkeit, daß daneben gleich die „Nacktheit" und die „Schöne Matuschka" genannt werden.

Neben der fehlenden Schulbildung ist es die Lebensanschauung, die vielen Arbeiterdichtern zur gefährlichen Klippe wird.

Wenn wir die Lebensgeschichte der einzelnen Arbeiterdichter verfolgen, finden wir fast bei jedem dasselbe erschütternde Bild: Schmale Bissen, Hunger, harte Worte, Prügel, frühzeitige Sorgen ums tägliche Brot, frühzeitig schwere körperliche Arbeit, zahlreiche Geschwister, Groschenrechnen daheim, wie oft auch widerliche häusliche Auftritte — das sind die Erinnerungen an ihre Jugend. Die Schule wird vernachlässigt. Der Junge soll verdienen helfen, und häusliche Schulaufgaben sind unnötige Zeitvergeudung.

Vom Kampfe des Lebens schon zermürbt in Kindheitstagen, wird der heranreifende Mann durch die Tätigkeit in der Fabrik vergiftet im Zusammensein mit den älteren Kollegen, in deren Seelen der Klassenhaß schon unausrottbare Wurzeln geschlagen hat. Oder der junge Geselle geht auf die Wanderschaft und blickt mit erschauernden Augen in die dunkelsten Tiefen des menschlichen Seins, fühlt den Stachel brennen in seiner Brust, weil ihm die von lichtscheuen Elementen der Landstraße betrogene Gesellschaft mit Mißtrauen und Verachtung entgegentritt. „Da erzählten," so berichtet Preczang von seiner Wanderschaft, „menschliche Ruinen ihre Lebensgeschichte, die der Verachtung des honetten Bürger- und Bauerntums die eigene Verachtung hohnlachend ins Gesicht warfen und sich für die Schuld der Gesellschaft dadurch rächten, daß sie auf alle Moralsatzungen spien und der Kultur in jeder Form den Krieg erklärten. Das gilt nicht für die Masse, den Durchschnitt, aber es waren charakteristische Tiefpunkte des Milieus."

Und was birgt ihr Mannesleben?

Unterernährung, Schlafmangel, Nachtarbeit, freudlose, automatische und doch schwerste körperliche Tätigkeit, nicht enden wollender Kindersegen, häusliche Zerwürfnisse, Not, Sorge, seelischer Druck, Mißmut über die Abhängigkeit vom Brotherrn — tiefster, lebenverneinender Pessimismus.

Und doch ist es ein grundlegender Fehler, daß man im Bürgertum immer die Lösung des proletarischen Problems in wirtschaftlichen Änderungen sucht. Für den Durchschnitt mag es eine Teillösung des Problems sein, für das in den Tiefen ringende Talent bedeutet die Abnahme von Sorge und Not, die Beteiligung am Gewinne noch keine Befreiung von dem atembeklemmenden Drucke. Auch unsere bürgerlichen Großen haben gehungert und gefroren, haben den Fluch bitterster, nackter Armut getragen, und auch das Talent aus den unteren Schichten würde den Druck der wirtschaftlichen Not überwinden. Was es so oft zerbricht, ist der seelische Druck, der auf dem ganzen Proletariat ruht, der auf der verfeinerten Seele zehnfach schwer lastet denn auf dem abgestumpften Arbeitsgenossen.

Es ist das nicht hoch genug zu schätzende Verdienst des Berliner Arztes Dr. Levenstein, den Schleier von dem chaotischen Ringen, das sich in der Tiefe abspielt, gerissen zu haben. Diese Forschungen machen manche Feindseligkeit verstehen, die uns von diesen Schichten entgegengebracht wurde.

Nicht Hunger und Armut allein sind es, die mit Zentnerlast auf der Brust des Arbeitsmannes lasten, schwerer bedrückt ihn die Vergewaltigung der geistigen Persönlichkeit durch den Mechanisierungsprozeß der modernen Maschinenarbeit. Die größere Indienststellung der Naturkräfte, die nahezu raffiniert gewordene Benutzung technischer Hilfsmittel, die Arbeitsorganisation der Großindustrie haben nicht nur die körperliche, sondern hauptsächlich die geistige Betätigung des Menschen immer mehr ausgeschaltet und damit in demselben Maße die Arbeits-

freudigkeit herabgedrückt, als die systematische Arbeitsteilung an Umfang gewann. Die Menschen schaffen jahrein, jahraus nur an Teilen, ja die einzelnen Betriebe fertigen selbst nur Teilprodukte, so daß der Arbeiter nicht einmal auf dem Fabrikhofe das fertige Werk sieht, dessen Teile aus seinen Händen hervorgegangen sind. So wird in der Seele des Einzelnen das Zielbewußte der Arbeit ertötet; und damit auch die alle Mühen vergessen machende Freude am Geschaffenen.

Man muß es aus ihrem eigenen Munde hören, um sie ganz zu verstehen, wie sie die Eintönigkeit ihrer Beschäftigung niederdrückt.

Sie sinnieren bei der Arbeit, grübeln, spinnen an Problemen, deren Lösung zu finden ihnen die einfachsten Schulkenntnisse fehlen. Fühlen das selbst, murren, nähren überschwengliche Hoffnungen, gehen unerfüllbaren Träumen nach; und immer wieder kehrt der Kreis ihrer Gedanken zu dem zurück, was ihnen versagt bleibt: Besitz, Reichtum, Unabhängigkeit.

Es darf nicht verkannt werden, daß einem Bruchteil von ihnen, bescheidenen, freundlichen Naturen, gerade die Eintönigkeit ihrer Beschäftigung zur Freude wird. Bei ihnen löst die andere geistig tötende Monotonie erst ihre geistigen Kräfte aus und entführt sie dem Alltagselend. Der gleichmäßige Gang des sausenden Webstuhles und der ratternden Spindeln wirkt auf sie wie Musik. Wir kennen unzählige Gedichte, die unter dem gleichmäßigen Klingen der Maschinen entstanden sind. Immerhin dürften das nur Ausnahmeerscheinungen sein, denn das wirkliche Talent nährt in sich ewig und unauslöschlich den stürmenden Freiheitsdrang.

Woran sich die Mehrzahl von ihnen in Verzagtheit und Verzweiflung klammert, ist der Sozialismus. Er wird den gärenden Talenten zur seelischen Erschütterung, die ihre dichterische Schöpferkraft auslöst, zum Borne, aus dem sie Vergessen tranken ihrer wirtschaftlichen Not, aus dem sie Mut und Initiative zogen. Als Levenstein 1910 in Berlin seine Ausstellung dilettantischer Arbeiterkunst zusammentrug, mußte er feststellen, daß sich künstlerische Betätigung fast ausnahmslos in den Kreisen der sozialdemokratisch organisierten Arbeiterschaft fand. So muß man den Sozialismus tatsächlich als Kulturfaktor, als eine in ihren Kreisen aufbauende Bewegung werten.

* * *

Noch immer ist die Zahl derjenigen gering, die wahrhaft verstehen, wie sich das Leben in diesen unverbildeten Seelen widerspiegelt, wie es in ihnen nach Ausdruck und Erlösung ringt. Denn nur die wenigsten vermögen sich — eine Hauptforderung, wollen wir die Arbeiterdichtung recht würdigen — damit abzufinden, daß auch in den Werken durchaus sympathischer Arbeiterdichter Tendenz den Grundton mehr oder weniger bildet, zuweilen Haß aufglüht und Kampf angesagt wird. Im Arbeiterdichter, der meist mit ganzem Herzen dem Sozialismus ergeben, der vielfach seiner ganzen Lebenslage nach persönlich von allen Nöten eines Arbeiterdaseins bedrängt ist, wird mehr oder weniger immer Kritik und Kampflust, eigenes Leid und Zukunftsglaube mit dem starken Drange nach schöpferischer Wirksamkeit zu einem Strome zusammenfließen; hauptsächlich in ihrem Anfangsstadium werden ihnen nur hin und wieder rein lyrische Gedichte und Stimmungsbilder gelingen. Nur aus diesem Grunde läßt sich in der Kunst der Begriff des Arbeiterdichters aufrecht erhalten. Wir können und wollen gewiß keine Klasseneinteilung in der Kunst gelten lassen, aber wir kommen um diese Einteilung nicht herum, wollen wir die Voraussetzungen nicht aus dem Auge verlieren, die ihren Schöpfungen zugrunde liegen.

Die Zahl echter Dichter im Arbeitsgewande ist groß. Alljährlich wird eine Fülle von Gedichten gedruckt, die Leute aus dem Volke — Eisenbahner und untere Postbeamte, Bergleute, Kellner, Gärtner, Weber, Feuerwehrleute, Schlosser, Tischler, Schuhmacher und Friseure — zu Papier brachten. Von 1153 in seine Forschungen einbezogenen Textilarbeitern erhielt Levenstein 817 Gedichte; und es blutet einem das Herz, wenn man sich überlegt, was diese Leute wohl hätten schaffen können, wenn eine abgeschlossene Schulbildung ihren Ge-

sichtskreis erweitert hätte, wenn sich ihre besten Kräfte, deren Proben sich oft namhafte Größen nicht zu schämen brauchten, nicht in einem nervenzerrüttenden schweren Beruf verbrauchen müßten. Es sind sensitive Naturen, die durch die Manieren der Altersgenossen, durch die Inhaltslosigkeit ihres Lebens, die Nichtigkeit ihrer Bedürfnisse abgestoßen werden und sich bald zurückziehen. Aber ihr durch die Einsamkeit gesteigertes Innenleben ringt nach Ausdruck.

Da schreiben die einen hastend, unbeholfen nach, was sie gelesen, was ihnen der Parteihaß in den Versammlungssälen und Fabrikhöfen entgegenschrie, was aus der eigenen Not heraus Widerhall fand in ihrer Seele und Wurzel schlug — ungezügelt, leidenschaftlich, voll Haß. Da dichtet einer sogar dadaistisch, unbeholfen, aber nicht unbegabt, nur daß man das frühreife Talent spürt und mit einem leisen Bedauern erkennt, daß er ungeschult so nicht weiterkommen wird. Da zeigen andere eine erstaunliche Fähigkeit, Anregungen in sich zu verarbeiten und glücklich mit persönlichen Empfindungen zu verknüpfen. Hier und da stürmen einzelne ganz primitiv vor, völlig unbeeinflußt, sichtlich ohne jede Anregung, ohne Vorbilder, lediglich dem Drange ihrer natürlichen Veranlagung folgend — kindlich, groß. Einzelne gehen ruhig und zielsicher ihres Weges, und man hat das freudige Gefühl, daß sie sich über kurz oder lang zu vollen, künstlerisch ausgereiften Leistungen durchringen werden — das alles in kurzen Mittagspausen, den Essenskrug neben sich, auf einem Stein in dem dumpfen Fabrikhof sitzend, in dämmernden Abendstunden, umgeben von einer lärmenden Kinderschar, oder an fleißig genutzten Sonntagen zu Papier gebracht.

Wer sich mit warmer Liebe auch in ihr noch ungeklärtes, unbeholfenes Schaffen versenkt, der hört den sehnsüchtigen, glühenden Schrei nach Licht und Luft.

* * *

Es ist nicht die Absicht dieser Studie, etwa für einen oder den anderen Arbeiterdichter Stimmung machen zu wollen. Der Arbeiterdichter darf, will er sich selbst und seiner Kunst treu bleiben, von uns weiter keine Förderung verlangen als die wir dem Talent überhaupt schulden. Dagegen wäre es unrecht, ein Talent nicht zu fördern, weil es von unten kommt. Niemals darf uns die Furcht vor ihrer Konkurrenz leiten, denn die Gefahr ist dann immer groß, daß dadurch Talente verkommen und unweigerlich in die Kampfschar wider die bürgerliche Gesellschaft übergehen. Schon sozialpolitische Klugheit erheischt, jeder Begabung die Möglichkeit voller Entfaltung, die Stelle der höchsten Wirksamkeit zuzuweisen, denn wir dürfen nicht verkennen, daß gerade das Wissen und Können dieser Talente berufen ist, die **Brücke zwischen den beiden Klassen** zu schlagen. Ihre Stimme dringt leichter in die unteren Schichten als die des bürgerlichen Dichters, der, wendet er sich an die arbeitenden Kreise, immer auf Mißtrauen und Voreingenommenheit stößt; und das Echo, das die Werke der Arbeiterdichter finden, wird um so nachhaltiger und zwingender sein, je mehr sie sich täglich neu aufstehenden und quälend empfundenen Fragen zuwenden; jede echte Dichterstimme aber muß veredelnd und läuternd auf die breite Masse wirken.

Eine besondere Förderung der proletarischen Talente ist im übrigen schon deshalb nicht erforderlich, weil das bürgerliche Talent nur in den weitaus seltensten Fällen einen Vorsprung vor dem Arbeiterdichter hat, die fast immer in der sozialdemokratischen Presse ein Unterkommen finden, ganz abgesehen davon, daß auch das Bürgertum viel eher Interesse zeigt, wenn es sich um Talente handelt, die aus den unteren Schichten kommen. Und was für das große Publikum gilt, gilt in erhöhtem Maße für die Verleger. Es ist leicht nachzuweisen, daß das proletarische Talent recht oft bei Verlegern ankommt, an deren Pforten gleichwertige bürgerliche Talente immer wieder vergeblich klopfen.

Wohl aber birgt das Arbeiterdichtertum ein Martyrium. Sie empfinden härter als die große Masse die ihrem Stande, ihrem Können und Wissen gezogenen Grenzen; ihre empfindliche Seele leidet unter der Roheit der eigenen Klassengenossen; sie werden als Eigenbrödler und Außenseiter von der Welt, aus der sie gekommen sind, höhnisch bespöttelt und be-

lächelt. So tragen sie eine unsichtbare Dornenkrone auf dem Haupte; und nur das Aufgehen in dem eigenen dichterischen Schaffensdrang erschließt ihnen eine neue Welt, in der sie die Dornen der Krone und die blutigen Male, die sie gerissen, nicht fühlen...

Wir finden viel Anfeindung, viel Kampfansage in der Arbeiterdichtung, aber auch eine reiche Fülle von künstlerischem Verständnis und Schönheitssinn, von heißer Sehnsucht und ehrlichem Schaffensdrang. Das macht uns das Herz höher schlagen und weckt eine ehrliche Freude am deutschen Gemüt und am deutschen Geiste, dem auch Arbeitsstaub und stickige Fabrikluft, dem auch Not und Elend nicht den Sinn für die Schönheit der Natur und die tiefsten Rätsel unseres Lebens, nicht die Freude am Fluge in die stolzen Höhen des Idealen und der Kunst nehmen können.

Felix Leo Göckeritz



Die metaphysische Erneuerung in der Philosophie der Gegenwart

Das geistige Leben unserer Zeit, wie es im philosophischen Denken seinen Niederschlag findet, scheint mir an einem Punkt angelangt zu sein, der ein gewaltiges Ringen zwischen überlebten Denkformen und neuen, schöpferischen Geisteskräften zum Ausdruck bringt. Wir stehen seit fast anderthalb Jahrhunderten im Zeichen Kants; unsere Kultur trägt, wenn auch nicht überall und allen deutlich sichtbar, kantische Gesichtszüge. Das philosophische Denken des gesamten 19. und angehenden 20. Jahrhunderts ist an Kant orientiert, selbst die Richtungen, die seine Bekämpfung auf ihre Fahne geschrieben haben. Lawinenartig hat sich das Werk des Königsbergers in den zahllosen neukantischen Denkrichtungen über unser geistiges Leben ergossen; wir haben innerhalb der Kantischen Philosophie eine solche Verfeinerung des Denkens, solch unendlich viele Verästelungen und Verzweigungen, solche Begriffsübergipfelungen und, man möchte fast sagen, geistige Akrobatenkunststücke erlebt, daß es den Eindruck macht, als ob weitere Steigerungen auf dem Boden dieser Denkweise in öder Unfruchtbarkeit erstarren möchten. Wir wollen damit dem Lebenswerk Kants keineswegs die ungeheure Bedeutung absprechen, die ihm auch heute noch zukommt. Wir meinen damit nur, daß es allmählich an der Zeit ist, über den toten Punkt hinauszukommen, an dem der Kantianismus angelangt ist, und daß ein frischer, lebendiger Wind von einer anderen Richtung her dem stagnierenden Denken unserer Zeit wieder neues Leben zuführen möchte.

Dem, der mit aufmerksamem Ohr nicht nur den von der Mode getragenen, sich oft allzu laut anpreisenden, sondern auch den unter der Oberfläche pulsierenden, aber deswegen nicht weniger bedeutsamen Denkrichtungen der Gegenwart lauscht, klingen die Klänge, die neues Leben künden, schon zu starken Akkorden zusammen. In äußerst verdienstvoller Weise ist zum erstenmal der Versuch einer systematischen Darstellung dieser neuen schöpferischen Geisteskräfte in einem vor Jahresfrist erschienenen Buch von Dr Peter Wust gemacht worden: „Die Auferstehung der Metaphysik" (Leipzig 1920, Felix Meiner). Es gehört zweifelsohne zu den bedeutsamsten Erscheinungen der philosophischen Literatur der letzten Jahre, nicht nur, weil es einen äußerst tiefen und feinsinnigen Überblick über die wichtigeren und lebenskräftigeren Richtungen der zeitgenössischen Philosophie gibt, sondern weil es, hierin symptomatisch für die Zeit, zu einem eigenen Weltbild hindrängt, das hier vorerst allerdings nur andeutungsweise entworfen wird.

Es ist von vornherein zu betonen, was vielleicht nicht immer mit voller Schärfe zur Formulierung gelangt ist, daß Wust nicht die altehrwürdige Gestalt des Königsberger Philosophen selbst, der gegen altgewordene Metaphysik und aufklärerischen Verstandesdünkel in so schwerem

Kampf gestanden hat, treffen will; sein Angriff richtet sich vielmehr gegen den Kantianismus des 19. Jahrhunderts, der seiner Zeit vor allem die rationalistische und phänomenalistische, metaphysikfeindliche Seite zugekehrt hatte. Die Kantscholastik war es, die „wie ein Engel mit flammendem Schwert an der Eingangspforte zur Metaphysik gestanden", die dem jedem Menschen innewohnenden metaphysischen Trieb von vornherein die Flügel beschnitten hat. Und neben dieser erdrückenden Autorität Kants war es eine vom Historismus angekränkelte Geisteskultur, eine allzuschwere Bepackung des historischen Schulsacks, die vor lauter Wissen um die Vergangenheit kein neues, schöpferisches Leben aufkommen ließ, sondern in Relativismus versandete.

Wir stehen also heute an einem Scheidewege. Wir erleben von neuem die Alternative, die das gesamte Geistesleben des Abendlandes durchzieht und die sich durch die Schlagworte ausdrücken läßt: Formale und substantiale Philosophie, Philosophie als Wissenschaft und Philosophie als Weltanschauung, stolze Hybris des Denkens und glaubensvolle Hingabe an das Sein der Dinge, Kantianismus und Platonismus, Erkenntnistheorie und Metaphysik. Die Zeit ist gekommen, daß wir uns der letzteren zuwenden; und wir müssen dies tun, sonst geraten wir immer mehr in unfruchtbare Begriffsspielerei, in krankhaft gesteigerte Selbstschau des Geistes. Den stolzen Übermut des Denkens, der alles Sein in sich hineinbezieht und die Welt in Bewußtsein auflöst, müssen wir überwinden; wir müssen in demütiger, gläubiger Hingabe an die Welt da draußen, an den großen Sinn der Natur, der Geschichte, des Gesamtseins uns die Goethesche Geisteshaltung der Ehrfurcht zurückgewinnen; mit einem Gefühl des Ergriffenseins und Beschenktwerdens von höheren Mächten wollen wir uns wieder der bunten, mannigfaltigen Welt des Seins zuwenden. Reißen wir die Scheidewand zwischen Subjekt und Objekt, zwischen Geist und Welt endlich nieder, verlegen wir das Unerkennbare des Daseins nicht in ein absolutes Jenseits, das von allem Gegebenen brückenlos geschieden ist, sondern wagen wir wieder eine kühne Entdeckerfahrt auf den Ozean des unermeßlichen Seins der Dinge an sich, deren Erkenntnis uns keineswegs durch die kopernikanische Tat Kants ein für allemal verbaut ist. Überwinden wir den Kantianismus durch einen neuen Platonismus!

Den Hauptbestandteil des Wustschen Buches bildet, wie schon gesagt, die Darstellung der bekanntesten Systeme des gegenwärtigen Philosophierens, auf die vom Problem der Auferstehung der Metaphysik aus neue eigenartige Schlaglichter fallen. Allerorts sind für den aufmerksamen Beobachter die Klänge deutlich vernehmbar, die eine neue Metaphysik einläuten, selbst da, wo wir sie am wenigsten vermuten, in den verschiedenen Richtungen des Neukantianismus. So handelt der Verfasser in einem besonders gelungenen Abschnitt vom „Wiedererwachen der schöpferischen Kräfte des Geistes in der formalen Philosophie". Er zeigt, wie sich die Sehnsucht nach Metaphysik selbst in einer so eng an Kant angeschlossenen Philosophenschule wie der Marburger eines Cohen und Natorp regt; dort beträgt sie zwar nur ein Minimum, indem diese Denker die Gedankenwelt Kants einer einseitigen Logisierung unterworfen haben; bei dem aus der Marburger Schule hervorgegangenen Arthur Liebert jedoch wird sie schon stärker; bei ihm kämpft die geheime Liebe für die Metaphysik und Welt- und Lebensproblematik mit dem logischen, metaphysikscheuen Monismus seiner Lehrer. Die südwestdeutsche Schule eines Windelband und Rickert hat alsdann einen weiteren bedeutsamen Schritt auf dem Wege zur Metaphysik getan, indem sie die starre Einheit der logischen Universalmethode der Marburger gesprengt und in ihrer scharfen Herausarbeitung der logischen Grundlagen der Natur- und Kulturwissenschaften einen methodologischen Dualismus eingeführt hat. Dies bedeutet eine Differenzierung im Bereiche des Logischen selbst nach dem Gesetze der Besonderung alles Seins. Die Erkenntnistheorie Rickerts, die im Sollensbegriff gipfelt, ist ferner ein Verlassen des Kantischen Standpunktes von der Spontaneität des den Gegenstand erzeugenden Denkens und unterscheidet sich von der alten Abbildtheorie insofern nicht mehr allzuweit, als es sich in ihr um eine verkürzende Umformung der unübersehbaren Mannigfaltigkeit der Wirklichkeit durch das Denken handelt. Rickerts Schüler Lask ist auf diesem Wege noch weiter gegangen



und hat sich in seiner Unterscheidung einer urbildlichen und abbildlichen Sphäre schon deutlich dem echten Platonismus angenähert. Auch die Besonderung im Reich des Logischen hat er viel weiter getrieben als sein Lehrer. Die phänomenologische Philosophie Husserls endlich bedeutet eine noch größere Abkehr von Kant; soweit sie sich historisch zurückverfolgen läßt, geht sie an Kant und dem nachkantischen Idealismus vorbei und knüpft an Aristoteles und die Scholastik an. Dies wird am Begriff der Wesensschau, d. i. dem intuitiven Erfassen der Gestalten des reinen Bewußtseins, deutlich. Die Intuition, die im Kritizismus keine Rolle spielen konnte, wird als wissenschaftliche Forschungsmethode in die formale Philosophie übernommen, und so bedeutet Husserls Phänomenologie eine erste Synthese zwischen Lebensmetaphysik und Transzendentalismus.

In einem weiteren Kapitel behandelt Wust „den Sturm und Drang der Philosophie in der neuen geistigen Strömung der Lebensmetaphysik". An Nietzsche, Bergson und Dilthey wird gezeigt, wie sich das Denken dem vollen Strom des Lebens in die Arme geworfen hat und substantial geworden ist. Vor allem der französische Philosoph Bergson hat eine eigene, auf naturwissenschaftlichen Grundlagen aufgebaute ontologische Metaphysik entwickelt, und Dilthey ist der feine Metaphysiker des geschichtlichen Lebens, der Kritiker der historischen Vernunft, der am tiefsten das Leben der geschichtlichen Welt behandelt und mit feinster Einfühlung zur Darstellung gebracht hat. Nur war es diesen Männern nicht vergönnt, das rastlos fließende Leben in feste Form einzufangen. Sie haben zwar den Durchbruch zur Realität vollzogen, doch haben sie die Bedeutung des Formprinzips unterschätzt, und so zerfließt ihrer ehrfürchtigen Hingabe und Bewunderung das mannigfach differenzierte Sein unter den Händen. Erst Ernst Troeltsch und Georg Simmel haben einer neuen Synthese zwischen den divergierenden Richtungen der modernen Philosophie die Bahn bereitet, die Form mit dem Inhalt befruchtet und den Inhalt in die Form gebannt. Sie haben die Brücke geschlagen zwischen der formalen Philosophie und der Metaphysik des Lebens. Ihr Denken ist Weltanschauungslehre. Ernst Troeltsch, der eine fast beängstigende Überladenheit mit historischem Wissen mit kühnster konstruktiver Kraft des Schauens der geschichtlichen Zusammenhänge verbindet, hat die Geschichtslogik Rickerts zu einer Metaphysik der Geschichte umgebildet und eine Kategorienlehre des geschichtlichen Denkens entwickelt. In vieler Beziehung mit Dilthey verwandt, richtet sich sein Hauptinteresse im Gegensatz zu den rein logischen Untersuchungen der Freiburger Schule auf den historischen Gegenstand; aber er setzt dem Irrationalen, dem Individuellen der historischen Phänomene die rationale Grenze und findet die Synthese zwischen Leben und Form. Sie hat auch das in letzte Tiefen metaphysischer Zusammenhänge hinabsteigende Denken Simmels gesucht, vor allem in der fruchtbaren letzten Periode seines Schaffens. Von einer Philosophie der Kultur hat er sich immer mehr in der Richtung einer Metaphysik des Lebens bewegt; aber auch er sucht das Absolute, das dem Leben die Form Gebende Er findet in einem seiner tiefsinnigsten Aufsätze jene wundervolle Formel von der Transzendenz des Lebens, die diesem aber nicht als ein Fremdes gegenübersteht, sondern seinem wahrsten Wesen immanent ist. Das Leben überflutet logische Absolutheiten und Wahrheiten, und in tieferen Schichten metaphysischer Zusammenhänge werden selbst logische Widersprüche zu sinnvollen Gebilden.

In der wundervollen plastischen Bildersprache, die fast jedem schöpferischen Metaphysiker eigen ist, hat Wust diese Zusammenhänge in der Philosophie der Gegenwart geschaut und gedeutet. Es war für das klare Heraustreten seiner Gedanken sicher förderlich, daß er sich versagt hat, das Wiedererwachen der Metaphysik auch bei weniger bekannten Denkern oder gar etwa auf anderen Kulturgebieten aufzuweisen. Es wäre im übrigen ein Leichtes, Wusts Ausführungen zu ergänzen; wir brauchen nur, um einige wenige Namen zu nennen, etwa an den Grafen Hermann Keyserling, Rudolf Eucken, Johannes Volkelt, Eduard Spranger, Georg Mehlis, Karl Joël, Hans Driesch, Hugo Münsterberg usw. zu erinnern, oder wir könnten die Sehnsucht nach Metaphysik in all den vom Hauptstrom philosophischen Denkens abseits liegenden Richtungen erkennen, die Max Dessoir unter dem Begriff „Vom Jenseits der Seele" zusammen-

faßt; oder wir könnten den immer stärker werdenden metaphysischen Trieb auf künstlerischem und religiösem Gebiet verfolgen. Es genügt, daß Wust zum erstenmal im Zusammenhang auf diese neuen Regungen im Denken unserer Zeit hingewiesen hat; es ist sein hohes Verdienst, daß er die bedeutsamsten, lebenskräftigsten Stimmen gesammelt und zur Symphonie hat zusammenklingen lassen.

In all dem Chaos der ungeheuren Weltkatastrophe, in dem wir mitteninne stehen, sieht er neue ordnende und schaffende Kräfte am Werke. Für ihn bedeutet unsere Zeit trotz ihrer trostlosen Außenseite das fruchtbare keimende Saatfeld einer neuen Epoche. Insofern ist Wusts Buch ein vortreffliches Gegengewicht gegen die Spenglersche Untergangsstimmung, die wie eine Massenpsychose weite Kreise unseres Volkes erfaßt hat. Wust ist der Anti-Spengler unserer Zeit, und es liegt an uns, auf wessen Stimme wir hören wollen. Wir können dem „Untergang des Abendlandes" vor allem dann entgehen, wenn wir wieder an die „Auferstehung der Metaphysik" glauben.

Ganz andere Ziele als das prächtige Buch Wusts verfolgt eine mit fast gleichlautendem Titel etwas später erschienene Schrift von Dietrich H. Kerler: „Die auferstandene Metaphysik" (Ulm 1921, Verlag von Heinrich Kerler). Eine Abrechnung, heißt es im Untertitel, und zwar eine atheistische Auseinandersetzung mit dem neubelebten philosophischen Gottesglauben, wie eine frühere Ankündigung dieses Buches deutlicher und bestimmter lautete. Mit schwerem philosophischem Rüstzeug tritt Kerler an seine Aufgabe heran. Wir haben es hier im Gegensatz zu dem schwärmerisch veranlagten Wust mit einem Denker von ganz ungewöhnlicher Schärfe in der logischen Durchdringung der Probleme zu tun, der durch die strenge Schule der Gedankenwelt Husserls und Meinongs hindurchgegangen ist. Kerler besitzt eine geradezu staunenswerte Fähigkeit zur Entdeckung unreiner und verschwommener Denkbestandteile in den Systemen zeitgenössischer Philosophen und beleuchtet dieselben ebenso rücksichtslos wie scharfsinnig. In dieser Weise setzt er sich mit allen irgendwie metaphysisch gerichteten Denkern der Gegenwart auseinander, so mit Driesch, Lasker, Keyserling, Bergson und Steiner, um nur die bekanntesten zu nennen. Ebenso wie bei Wust werden im Zusammenhang mit den kritischen Auseinandersetzungen Grundgedanken einer eigenen neuen Philosophie des Seins und des Geistes angedeutet, die der Verfasser ebenfalls später zu entwickeln beabsichtigt. Ob man diese teilt oder nicht, man wird nicht umhin können, neben der vorzüglichen kritischen Begabung dem Verfasser auch schöpferische Gedankenkraft zuzusprechen. Der Hauptwert liegt allerdings in den kritischen Abschnitten, die jedem, der an sauberes und klares logisches Denken gewohnt ist, vielfache Anregung zum Nach- und Weiterdenken geben werden, wenn auch die Kritik oft allzusehr von außen her, d. h. vom eigenen Standpunkt des Verfassers aus geübt wird und so manchem der kritisierten Systeme nicht in vollem Maße gerecht zu werden vermag.

Die Vorzüge des Kerlerschen Buches, logische Klarheit und Schärfe der Beweisführung, gehen einem in diesem Zusammenhang ebenfalls zu nennenden Werke gänzlich ab, Lazar von Lippas „Aufstieg von Kant zu Goethe" (E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1921). Es handelt sich hier um eine im üblen Sinne des Wortes popularphilosophische Darstellung einer Weltanschauungslehre. In der Überwindung des rein wissenschaftlichen Standpunktes als unzureichend für die Begründung eines Weltbildes stimmt Lippa mit Wust überein, und für beide sind Kant und Goethe Repräsentanten, jener für den Typ des strengen Wissenschaftlers, dieser für den des allseitig gebildeten und gerichteten Menschen, aus dessen umfassendem Streben allein eine Weltanschauung zu gewinnen ist. So fordert auch Lippa, allerdings in ganz einseitiger Verkennung des wissenschaftlichen Menschen, den Aufstieg von Kant zu Goethe, die Überwindung des Intellektualismus und die Ausbreitung einer bei Lippa theistisch fundierten Metaphysik des Seins. Es lohnt sich nicht, näher auf die Gedanken des Verfassers einzugehen. Als gänzlich unphilosophischer Kopf dringt er nirgends in die Probleme ein; mit naiver Selbstverständlichkeit schiebt er dieselben vielmehr zur Seite oder huscht darüber hinweg.

In Ludwig Fischers interessanter und aufschlußreicher Studie über „Das Vollwirkliche und das Als-Ob“ (E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1921), die sich gegenüber der volkstümlich-seichten Art Lippas in streng sachlichem, wissenschaftlich objektivem Fahrwasser bewegt, münden die Grundthesen der immer weitere Kreise in ihren Bereich einbeziehenden Fiktionentheorie Vaihingers in die eigenen, in einem früheren Werk entwickelten Gedankengänge ein („Wirklichkeit, Wahrheit, Wissen“, 1919). Das dort entworfene, auf Grund der Erfahrung aus dem allgemeinsten Begriff der Urheit gewonnene Weltbild wird hier von seiner Kehrseite aus betrachtet. Der Urheit, in der alle Besonderheiten aufgehoben sind, wird in der vorliegenden Schrift die Vollwirklichkeit entgegengesetzt, dem Einheitspol der Unendlichkeitspol. In der Mitte zwischen diesen beiden Polen liegt die Wirklichkeit, die wir alle aus der praktischen Welt der Erfahrung kennen und die uns durch unsere Sinne vermittelt wird. Es ist die Welt des wissenschaftlich und philosophisch unvoreingenommenen Standpunktes des naiven Menschen. Daß wir bei dieser höchst unvollkommenen Welt des Scheins und der Täuschungen nicht stehen bleiben können, das zeigt schon die einfachste wissenschaftliche Besinnung. Mit außerordentlichem pädagogischem Geschick, an Hand vieler treffender Beispiele zeigt Fischer, wie unser Denken an allen Enden und nach allen Richtungen stets über das unmittelbar Gegebene hinausgetrieben wird, wie es sich im Verlauf der wissenschaftlichen und vor allem der naturwissenschaftlichen Forschung immer neue, vollkommenere Wirklichkeiten erbaut, aber nie ein Letztes, Absolutes erreicht. So stellt Fischer ans Ende der Reihe der bedingten Wirklichkeitsbilder der Wissenschaften den Begriff des Vollwirklichen, des in unendlicher Ferne liegenden, nie erreichbaren Ideals der menschlichen Erkenntnistätigkeit. Zwischen der unmittelbaren Wirklichkeitsfläche und dem Vollwirklichen liegt eine ganze Stufenfolge von Zwischenreichen bedingter Wirklichkeiten, Projektionen der Vollwirklichkeit, die eine immer größere Annäherung an das Reich des Vollwirklichen bedeuten. Von einer metaphysischen Hypostasierung eines aller Erscheinungswelt zugrunde liegenden Reiches des wahren, absoluten Seins darf man bei Fischer allerdings nicht reden. Denn das Vollwirkliche wird nicht als real seiend, ontologisch erfaßt, es ist nichts Gegebenes, sondern stets aufgegeben, es liegt als nie erreichbares, ewig zu erstrebendes Ideal allem Seienden zugrunde. Es ist also ein Produkt des Denkens. Diese Gedankengänge verlassen daher keineswegs den Boden der Kantischen Lehre vom Ding an sich, dem das Vollwirkliche in manchen Punkten nahesteht.

Nicht ganz ungezwungen scheint es mir deshalb zu sein, wenn dieses Letzte, Absolute, unserem Denken der Welt die Richtung und das Streben Gebende in das Gebiet der Fiktionen verwiesen wird. Das Vollwirkliche ist nach Fischer eine Fiktion, und zwar die Urfiktion der Menschheit; hier knüpft der Verfasser an die Lehre Vaihingers an und gewinnt zweifellos viele fruchtbare Gesichtspunkte der Erklärung. Aber er erniedrigt sein Prinzip in seiner Würde, er relativiert die Absolutheit seiner Lehre, und er darf sich nicht wundern, wenn man, wie bei Vaihinger, auch auf seine eigenen Untersuchungen die Fiktionentheorie noch einmal anwendet und die Frage stellt: ob seine Lehre irgendwie den Anspruch auf absolute Geltung erhebt oder ob sie gemäß der eigenen These nicht ebenfalls eine Fiktion, ein Als-Ob ist?

Trotz dieser kritischen Einwände liegt uns hier das reife Ergebnis einer mit den Problemen der Philosophie ernsthaft ringenden Persönlichkeit vor. Die ruhige Sachlichkeit der Erörterungen, die klare, von Fremdwörtern fast ganz freie Sprache, die von vielen glücklich gewählten Beispielen angenehm unterbrochene Darstellung und viele andere Vorzüge sichern dem Verfasser, der sich erst neuerdings wieder der Philosophie zugewandt hat, eine beachtenswerte Stellung unter den philosophischen Schriftstellern der Gegenwart.

Dr. Rudolf Metz



Musikalische „Wege nach Weimar“

Zu unserer Notenbeilage

Der diesmalige Ausschnitt aus der reizvollen und schier überreichen Geschichte des deutschen Liedes, den wir mit einigen kleinen Köstlichkeiten belegen, stellt uns den gewaltigen Wandel der Auffassung vor Augen, der im achtzehnten Jahrhundert zu einer neuen Humanität geführt hat. Waren auch seit Sebastian Bachs Tode die Dichter führend und die Musiker eher die Geführten, so haben sie doch das ungemeine Verdienst gehabt, zur Verbreitung neuen, edlen Dichtergeistes auf Flügeln des Gesanges Bedeutsamstes leisten zu können. Ja, gerade ihre durchaus „freihändige“ Auswahl der zu vertonenden Gedichte hat im Wesentlichen dazu beigetragen, dem leisen Zynismus und der selbstgefälligen Plattheit eines allzu aufgeklärten Rokoko den Garaus zu machen zugunsten einer neuen, echt deutschen Klassik, die uns das kurze, doch unendlich inhaltschwere Wort „Weimar“ verdeutlicht.

An erster Stelle sei eine Probe aus Gräfes Hallischer Odensammlung gegeben, die als eine der ersten der italienischen Opernarie innerhalb deutscher Hausmusik den Boden zu entziehen begonnen hat. Der Tonsetzer Karl Heinrich Graun, Friedrichs des Großen Hofkapellmeister, hat in ihrem dritten Teil (1741) sich vollauf des großen Namens würdig gezeigt, den ihm später seine Vertonung von Ramlers „Tod Jesu“, von König Friedrichs Operndichtung „Montezuma“ und von Klopstocks berühmtem Lied „Auferstehn, ja auferstehn“ schaffen sollte. An Gellerts jugendlichem Gedicht beweist er sich als edler Melodist, freilich im wesentlichen noch mit Floskeln der neapolitanischen Opernsprache; immerhin spricht aus der Gesamthaltung der Melodie bereits unverkennbar deutsche Innigkeit des Gemüts.

Johann Peter Abraham Schulz aus Lüneburg ist geradezu zum Reformator der Berliner Liederschule (Krause, Marpurg, Kirnberger) dadurch geworden, daß er mit dem von ihr richtig erkannten Ideal volkstümlicher Formenknappheit die denkbar höchsten dichterischen Ansprüche verband — Klopstock, Bürger, Claudius hat er sangbar gemacht, und trotz einer nicht allzu großen tonkünstlerischen Begabung kleine Meisterstücke der Melodik zustande gebracht, weil ihn eines mit den Weimarern verband: die lauterste, reinste Persönlichkeit. Ganz neu ist die Frische und Gesundheit, mit der er hier Bürgers anmutig-kräftiges Gedicht vertont hat.

Johann Adam Hiller, der spätere Leipziger Thomas-Kantor, ist 1766 eine gemeindeutsche Berühmtheit geworden durch die für das eben eröffnete, noch heut benutzte Alte Theater in Leipzig geschaffenen Singspiele, in denen er an Stelle der Rokoko-Aminte und Chloën deutsche Hannchen und Bärbchen mit schlichtesten Liedern auf die trauliche Szene stellte. Seine und des Librettisten Chr. Felix Weiße auf Jung Goethe ausgeübten Stileinflüsse sind äußerst wichtig gewesen. Hier stellt er den Mathias Claudiusschen Invaliden mit rührender Schlichtheit vor uns hin — spüren wir nicht Chodowieckis und Franz Krügers Bescheidenheit an unser Herz greifen, fällt nicht auf uns der kornblumenblaue Kinderblick des „alten“ Kaisers? Ich fühle bei diesem Stücklein immer: Paretz.

An vierter Stelle zeuge ein Lied von Friedrich Ludwig Seidel für die einst unseren Klassikern teure Sammlung Fritz Reichardts „Lieder geselliger Freunde“ vom Jahre 1796. Seidel ist 1765 in Treuenbrietzen geboren und 1831 in Charlottenburg gestorben, er war Kapellmeister am Berliner Hoftheater und auch in Weimar wohlbekannt. Seine geschmeidige Singweise in Höltys Mailied kann in ihrer auch ohne Klavier vollgültigen Selbständigkeit und gefälligen Rundung recht als Vertreterin des Liedbegriffs gelten, wie er einem Goethe allzeit vorgeschwebt hat.

Den Klaviersatz habe ich in allen vier Stücken etwas voller gesetzt, denn die alten Drucke geben, obwohl das Generalbaßzeitalter eben vorüber war, im wesentlichen doch nur andeutende Skizzen.

Dr. Hans Joachim Moser

Türmers Tagebuch

Hochverrat mit und ohne Erfolg · Organisiertes Verbrechertum · Stinnes und Rathenau

Friedrich Christoph Dahlmann hat in der Frankfurter Nationalversammlung des Jahres 1848 den bedeutsamen Ausspruch getan: „Es muß im Staat ein Recht der rettenden Tat geben." In diesem Sinn und ganz zweifellos aus innerster Überzeugung haben sich die Männer als „Retter" gefühlt, über die in regentrüber Weihnachtswoche das Reichsgericht in Leipzig seinen Spruch zu fällen hatte. Und zu diesem einen sittlichen Rechtfertigungsgrund, den die kleine Verschwörerschar glaubte für sich in Anspruch nehmen zu dürfen, gesellte sich ein anderer: Das Beispiel des neunten November. Mit dem „Recht vom neunten November" hat Traugott von Jagow legitimiert, was da in den kritischen Märztagen des Jahres 1920 sich zugetragen hat. Beide Male vollzog sich das gleiche, der gewaltsame Versuch nämlich, einen neuen Tatsachenboden zu schaffen. Mit dem einen Unterschiede lediglich, daß der gewaltsame Stoß gegen den Staat im November von links, im März dagegen von rechts her erfolgte. Das Übereinstimmende der Erscheinungen wird in den „Düsseldorfer Nachrichten" also verdeutlicht: „Wenn in einer mittelamerikanischen Republik ein General mit einigen hundert Bewaffneten eine Revolution macht und den Präsidenten stürzt, wird er dessen Nachfolger, bildet eine neue Regierung und läßt sich von dem Parlament als Staatsoberhaupt feierlich bestätigen, nachdem er einen ebenso feierlichen Eid auf die Verfassung abgelegt. Mißglückt aber der Versuch und mißlingt die in diesem Falle sehr zweckmäßige Flucht, so wird der General samt den Rädelsführern meist kurzerhand erschossen. Einen ähnlichen schlimmen Verlauf würde die Revolution am 9. November 1918 in Berlin für ihre Urheber genommen haben, wenn Generaloberst von Linsingen und die Regierung des Prinzen Max nicht vollkommen versagt und ihre Pflichten gröblich vernachlässigt hätten. Der Hochverratsparagraph des Reichsstrafgesetzbuches wäre dann — verschärft durch die Kriegsgesetze — auf die Führer des Umsturzversuches angewandt worden. Da der Hochverrat jedoch von Erfolg begleitet war, blieb er straflos, und aus dem Recht der Revolution bildete sich das Recht der Republik."

Das Recht? Man stockt und fühlt, wie hier an die tiefsten Staats- und strafrechtlichen Probleme gerührt wird. Die Verteidigung hat demgegenüber die Anschauung geltend gemacht, daß die Reichsverfassung vom 1. August 1919 deswegen

nicht als rechtsgültiges Staatsgrundgesetz anzusehen sei, weil sie von einer Nationalversammlung beschlossen war, deren Legitimation auf einer von unlegitimierten Gewalthabern oktroyierten Wahlverordnung beruht. „Welche Gewalt ist im Leben der Völker legitim?“ fragt die Deutsche Allg. Ztg. „Wann wandelt sich staatsrechtlich Unrecht in Recht? Horaz sagt in seinen Satiren: ‚Est modus in rebus, sunt certi denique fines‘; einmal muß unter eine Periode des Streits, der Unruhe, der Gewalt ein Abschlußstrich gemacht werden; dann wird selbst das durch Gewalt, also durch Unrecht Erlangte zum Recht, und wer den früheren Zustand herstellen will, ist seinerseits der Störer des Rechtsfriedens. Dieser Augenblick ist gegeben, sobald die neuen Verhältnisse sich gefestigt haben, sobald die unrechtmäßig erlangte Position sich so konsolidiert hat, daß der neue Machthaber auf sich das Wort anwenden kann: ‚Sei im Besitze und du wohnst im Recht!‘ Staatsrechtlich gesprochen: Der erfolgreich durchgeführte Hochverrat wird zu einem eine neue Rechtsgrundlage schaffenden Staatsstreich. Wenn man die Macht der Tatsachen bestreitet, die unter Umständen das Recht im Staatsleben wie in privatrechtlichen Beziehungen überwindet, so könnte man die gesamte Weltgeschichte rückwärts wieder auflösen, und niemand wüßte mehr, was rechtens ist. Damit haben ja die Franzosen seinerzeit operiert, als sie die Wiedererlangung Elsaß-Lothringens als Reannexion, als Beseitigung gewaltsamer Fortnahme französischen Landes charakterisierten, während wir in viel höherem Maße berechtigt waren, die Losreißung des Elsaß durch die Reunionskammer Ludwigs XIV. als Gewaltakt zu kennzeichnen.“

Wie man die Dinge betrachten möge, eins steht fest: Für die Leute vom November 1918, die mit ihrem Putsch mehr Glück hatten als Herr Kapp und die Seinen, liegt wahrhaftig kein Anlaß vor, sich moralisch zu gebärden. Oder hat etwa die Republik in den damals zwei Jahren ihres Bestehens sich geheiligteres Anrecht auf Herz und Sinn des deutschen Volkes erworben als Monarchie und Hohenzollerntum in langen Jahrhunderten?

* * *

Der Erfolg schafft das Recht. Deutschland hat drei Sorten von Revolutionen genossen: Die Kleinbürger-Revolution der Novemberlinge, den Prominenten-Putsch derer vom alten Regime und schließlich den Aufruhr moskowitischen Gepräges, der in Mitteldeutschland seine höchste Welle schlug. „Geistige Hohlheit, politische Verworrenheit, absolute Gedankenlosigkeit“ — dieses unbestreitbar treffende Kriterium, das der „Vorwärts“ auf das Kapp-Unternehmen heftet, paßt wie nach Maß bestellt auch für die andern beiden Bewegungen. Um einmal ganz nüchtern die Bilanz zu ziehen: Der Deutsche sollte das Revolutionieren lassen. Es liegt ihm nicht. Ganz und gar nicht. Der Deutsche hat als Revolutionär noch immer eine leis ans Komische streifende Figur gemacht. Die Romanen verstehen das besser. Als Frankreich sich seine Große Revolution leistete, verfolgte die Welt in einer mit Grauen gemischten Teilnahme und Bewunderung die Vorgänge auf der französischen politischen Bühne; auf den Zank und die Prügelei im Hause Deutschland, die in dem Augenblick ausbrachen, als es nur darauf ankam, das nackte Leben zu verteidigen, quittierte das Ausland mit Kopfschütteln und Hohngelächter.

Es läge nichts näher, als daß man sich im versteckten Herzenskämmerchen eingestände: Wir sind allzumal Sünder — und daß man sich aus diesem Gefühl heraus zu einer Amnestie für die politischen Vergehen der letzten Jahre entschlösse. Man könnte (Schwamm drüber!) die Jagows, die Toller freigeben. Aber wie? Was fragt die proletarische Masse nach dem ihr doch fremden Intellektuellen Toller? Die „Männer der Tat“, die Hölz und Konsorten, die will sie frei haben. Tagtäglich rauscht die „Rote Fahne“: „Proletarier! Schlaft ihr? Eure mutigsten Vorkämpfer schmachten im Kerker. Heraus mit ihnen aus den Zuchthäusern!“

Darüber haben uns die Dokumente über den mitteldeutschen Aufstand in dankenswerter Weise aufgeklärt: Was sich heute in Deutschland unter dem Stichwort Kommunismus zusammenfindet, ist überhaupt kein politisches Gebilde im eigentlichen Sinne mehr, sondern schlechthin organisiertes Verbrechertum.

Wie auf den „dritten“ Stand der „vierte“ folgte und die politische Macht an sich riß, so folgt jetzt auf den vierten der fünfte und ist nahe daran, ihn aus seiner beherrschenden Stellung zu verdrängen. „Dieser fünfte Stand“ — so kennzeichnet ihn der „Tag“ — „ist das, was sein Vorgänger verächtlich Lumpenproletariat nannte, was der alte Cicero als die sentina, die ‚Grundsuppe‘ der Großstädte bezeichnete. Die Kriminalität ist in den letzten Jahren so gestiegen, daß aus den Bestraften allein ganze Heere aufzustellen sind. Sie haben sich ja auch in der Tat organisiert, Zuchthäusler und solche, die es werden wollen oder wenigstens Grund zu der Vermutung haben, daß sie es werden, wagen es, Richtertum und bürgerliche Gesellschaft in öffentlichen Kundgebungen von nicht mehr zu überbietender Schamlosigkeit zu brüskieren. Dazu kommen als Hilfstruppen die Unzahl jener Leute, deren Moral immer nur labil war und in diesen aufgeregten Zeiten ins Wanken gekommen ist. Dazu kommen, soweit sie nicht schon in die genannte Kategorie gehören, die Erwerbslosen, die natürlich am ehesten mit geneigt sind, aus ihrem Elend einen gewaltsamen Ausgang zu suchen. Doch sind derer, d. h. solcher, die an sich ehrliche, aber verzweifelte Menschen sind, wenige. Gewissenlose Führer gibt es genug, und ein politisches, nach dem Geiste des organisierten Verbrechertums zugeschnittenes Glaubensbekenntnis bietet sich von selbst da. Es ist der Kommunismus, so wie diese Banden ihn auffassen. Diese Leute, die nie etwas gelernt, nie ein ordentliches Buch gelesen, die ihre ‚Bildung‘ aus der Roten Fahne, aus den blutrünstigen Reden von Hetzern, aus den stumpfsinnigen Gesprächen mit ihresgleichen, auf den Rummelplätzen und in den Vorstadtkinos geholt haben, sie verurteilen das Privateigentum, soweit es sich bei anderen findet, und begehren nichts heftiger, als selbst welches zu besitzen und — zu vergeuden. So sind die Plünderungszüge leicht hervorzurufen, das politische Interesse der Führer und die dumpfen Raubtierinstinkte des Verbrechertums begegnen einander, und dieses redet sich zum Teil noch dabei ein oder tut wenigstens so, als handle es im Dienste sozialer Gerechtigkeit.“

„Humanität“ ist augenblicklich in unserer Strafrechtspflege Trumpf. Es kann also leicht sein, daß eines schönen Tages sich die Tore öffnen werden denen, die auf Hölzens Spuren wandelten.

* * *

Wir sind human — bis zur Selbstvernichtung. Oder verbirgt sich hinter dieser schön klingenden Vokabel nicht am Ende ein tüchtiger Schuß ziviler Feigheit? Nur keine Konflikte mit der Straße. Die konservative „Tradition" schlägt sich an die Brust:

„Seien wir ehrlich: nicht nur die bodenlose Unfähigkeit der Novemberlinge und ihrer Nachfolger trägt an der Entwicklung die Schuld, sondern auch das gänzliche Versagen des Bürgertums, namentlich in seinen zur Führung berufenen Schichten. Was haben wir in dieser Hinsicht nicht alles erlebt, sowohl während des Krieges, als vor allem auch während der ‚glorreichen' Revolution! Im oberen Beamtentum, selbst in der Generalität, von den zünftigen Politikern der Parlamente gar nicht zu reden: welche Versager, sobald es sich um die Übernahme von Verantwortlichkeiten, um den Willen zur Führung und zum Handeln drehte! Niemals wären wir, trotz dem 9. November, dahin gekommen, wo wir heute stehen, wenn in den zur Führung des Volkes berufenen Kreisen und Schichten der Wille lebendig gewesen wäre, diese Pflicht mitsamt den daraus resultierenden Verantwortlichkeiten ernstlich zu übernehmen."

Immer wieder fühlt man sich versucht, in solchem Zusammenhange auf das irische Beispiel zu verweisen. Nicht als ob die Mittel, mit denen Irland jahrhundertelang um seine Freiheit gekämpft hat, für unsere sehr viel anders gearteten Verhältnisse als vorbildlich in Betracht kämen. Vorbildlich aber kann uns der zähe irische Wille sein, der sich durch keinerlei Fehlschläge von seinem Ziel, die Ketten schimpflicher Knechtschaft zu zersprengen, hat abbringen lassen. Im deutschen-Volkscharakter fehlt dieser Zug, und die große Frage ist ja, ob ein so schwerwiegender Defekt durch die politische Erziehung überhaupt ausgeglichen werden kann. Nicht ohne Grund wandelt der Deutsche als schläfriger Michel mit der Zipfelmütze durch die Weltkarikatur. Man könnte schier verzweifeln, wenn man sieht, wie wenig praktischer Anschauungsunterricht da fruchtet. Wer sich davon überzeugen will, braucht nur unsere sozialistische Presse über den (übrigens zur Stunde noch nicht vollzogenen) englisch-irischen Frieden zu lesen. Man ist gerührt von — der Großmut Englands, das den Iren „hochherzig" eine gewisse Selbstverwaltung geben will, obwohl es sie hätte vernichten können. Fabelhaft, was? „Daß England", heißt es in der „Münchener Ztg.", „bei der Vernichtung aber doch zu sehr an moralischem Kredit in der Welt verloren, daß es seine gerade jetzt weltpolitisch so wichtigen Beziehungen zu dem von den Iren stark und mutig beeinflußten Amerika aufs Spiel gesetzt hätte, daß es in den verflossenen Jahrzehnten keine Gewalt gescheut hat, um Irland zu beugen, daß es die irische Bevölkerung in hundert Jahren von acht Millionen auf viereinhalb Millionen vermindert hat, und daß es dieses Volk von Idealisten, von nationalen Helden und Märtyrern doch nicht hat umbringen können, davon steht in dieser Presse kein Wort. Der Grund für diese Schweigsamkeit ist allerdings durchschlagend und für jeden Auguren einleuchtend: Es geht doch nicht an, daß man das große Geheimnis des irischen Triumphes enthüllt, den unbesiegbaren, heldenhaften, opferfreudigen irischen Nationalismus. (Man könnte auch Vaterlandsliebe sagen. Aber hier soll Nationalismus gesagt werden, um der künstlichen Verächtlichmachung dieses Wortes zu trotzen.) Ohne die Unter

ordnung aller anderen politischen, wirtschaftlichen und persönlichen Angelegenheiten der ganzen Insel unter diesen einen nationalen Gedanken wäre Irland längst gestorben. Wenn Irland nach den sozialdemokratischen Rezepten des Internationalismus Politik gemacht hätte, so gäbe es kein Irland mehr."

* * *

Aber wen die Götter verderben wollen, den schlagen sie mit Blindheit. Das Rezept, nach dem Herr Wirth seine Politik zusammenbraut, entstammt ja zum größten Teil dem sozialdemokratischen Laboratorium. Frankreich mag sich noch so imperialistisch gebärden, die illusionären Vorstellungen von der westlichen Demokratie und ihrer Weltmission sind unausrottbar. Man braucht den Stinneskult, dem Herr Stadtler und sein Kreis huldigt, nicht mitzumachen, daß aber die Stinnes-Aktion in London politisch den einzig richtigen Weg ging, steht außer Frage, und manches, was über einen großen Weltwirtschaftsplan Lloyd Georges in die Öffentlichkeit sickerte, läßt Stinnessche Einflüsse unschwer erkennen. Durch das Eingreifen des „großen" Rathenau, des gefährlichsten politischen Charlatans unserer Tage, ist diese Entwicklung durchkreuzt worden. Die Weihrauchwolken, mit denen eine gewisse Presse jeden Schritt des Mannes umhüllt, verwischen die Konturen, erwecken im breiten Publikum nebelhafte Eindrücke von Erfolgen. Treffend wird das unheilvolle Treiben Rathenaus im „Gewissen" charakterisiert. Es wird zunächst gezeigt, wie der geschäftige Reichskanzler, dem jede persönliche Initiative abgeht, kurze Zeit nachdem er Herrn Stinnes heuchlerisch umarmt hatte, ganz unter den Einfluß Rathenaus und Georg Bernhards geriet. Bernhard flüsterte ihm zu, es sei Aufgabe des deutschen Reichskanzlers, die Zügel in der Hand zu behalten. Stinnes sei nur eine Privatperson. Sogar eine gefährliche. Er apostrophierte den Reichskanzler: Selbst sei der Mann! Und forderte von ihm ‚Taten'. Ohne Stinnes! Gegen Stinnes! Rathenau setzte dem Reichskanzler von der anderen Seite zu. Der bisherige politische Kurs habe zu dem glänzenden Abkommen von Wiesbaden geführt. Dadurch sei im Verhältnis zu Frankreich eine ‚Entspannung' eingetreten. Eben wolle er, Rathenau, das Werk von Wiesbaden durch ähnliche Abkommen mit England, Italien usw. vollenden. Da fahre dieser Stinnes dazwischen und schaffe eine neue Spannung mit Frankreich. Das müsse vermieden werden.

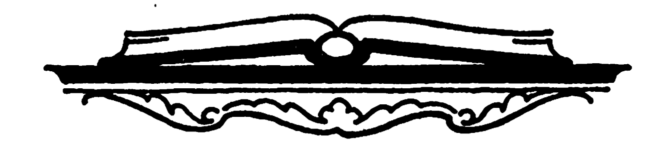
„So ging denn Rathenau im Auftrage des Reichskanzlers, aber ungebeten, nach London. Und demonstrierte. Für sich gegen Stinnes. Vor allem für Frankreich gegen die Kombination Lloyd George-Stinnes. Schon bei seinem ersten Besuch drängte er sich Loucheur auf. Und stärkte damit dessen Position im persönlichen Ringen mit Lloyd George. Bei seinem zweiten Besuch machte er es noch dreister. Er drängte sich Briand auf, indem er sich in dasselbe Hotel begab. Aber es genügte offenbar Briand, daß Loucheur mit Rathenau verhandelte. Rathenau hatte nicht das geringste Gefühl dafür, daß die aufdringliche Art, mit der er sich tagelang in London als ‚deutsche Macht' aufspielte, das denkbar ungeeignetste Mittel war, um in der gegebenen politischen Situation für Deutschland irgend etwas zu erreichen. War er doch für die Engländer der Mann, der das Wiesbadener Abkommen verantwortete, als das Werk der unmittelbaren

Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland (unter Nichtachtung Englands!). Wenn er sich noch machtpolitisch zu seinem Werk bekannt hätte! Statt dessen biederte er sich händlerisch-verständlerisch den Engländern an, leugnete die politischen Tendenzen des Wiesbadener Abkommens, beteuerte seine guten Absichten, antichambrierte dort, wo er gar nichts zu suchen hatte, und forderte durch sein Getue Englands Verachtung geradezu heraus.

Hinter Rathenau stellt sich der deutsche Reichskanzler und damit der deutsche Staat. Mit einer lächerlichen Nervosität wird versucht, den ‚schlechten Eindruck', den die Bankerotterklärung in Frankreich hervorgerufen hat, durch überstürzte Aktionen wettzumachen. Post und Eisenbahn wurden Frankreichs wegen schnell in die Tarifschraube gespannt. Man mußte doch den ‚guten Willen' zeigen! Der Reichskanzler versuchte in seiner Haltlosigkeit die Kreditaktion der Industrie im letzten Moment zu erzwingen. Zuckte zurück. Stieß wieder vor. Er mußte doch ‚etwas tun'. Das Parteiparlament versagte erst recht — —"

Und die Folgen? Lloyd George bleibt als einziger Ausweg übrig, gegen das unzuverlässige Deutschland und auf dessen Kosten, soweit Englands Interesse es erlaubt, eine realpolitische Tagesverständigung mit Frankreich zu suchen.

Die sogenannte „englische Orientierung" braucht für uns kein Dogma zu sein. Zweifellos aber ist sie für jetzt das Gegebene. Nun schwimmen wir glücklich mit vollen Segeln im frankophilen Kurs dahin.





Im Kampf gegen die deutsche chemische Industrie

Die belgische Zeitschrift „Domain" bringt in ihrer Nummer 35 unter der Überschrift „Poisons" einen Artikel des Ehrenpräsidenten der „Belgischen Medizinischen Gesellschaft in England", Dr. Clément Philippe, dessen ungeheure Anschuldigungen an Hand seines Beweismaterials im folgenden einer kritischen Prüfung unterzogen werden sollen.

Die Ausführungen über die angeblichen systematischen Arzneimittelfälschungen der deutschen pharmazeutisch-chemischen Industrie in bezug auf die Auslandslieferungen gipfeln in der Behauptung, daß „die Deutschen jetzt damit begonnen haben, systematisch und wissentlich durch gefälschte Medikamente nicht nur die verhaßten Alliierten, sondern auch die deutschfreundlichsten Neutralen zu vergiften". Philippe fährt fort: „Die deutschen Fabriken schicken uns arzneiliche Spezialartikel, die wegen Fehlens wirksamer Bestandteile oder durch gefälschten Ersatz der zu teuren Bestandteile tödlich wirken."

Als „unwiderleglichen Beweis für die Richtigkeit der Beschuldigungen gegen die deutsche Schurkerei, die ihren Landsleuten die unverfälschten pharmazeutischen Produkte vorbehält, für die Ausfuhr aber die gefälschten oder minderwertigen Medikamente zurückstellt und dadurch über den Wert der verkauften Ware Täuschungen hervorruft", wie sich Philippe weiterhin auszudrücken beliebt, führt er ein Autoreferat von H. Fühner über dessen Vortrag im „Verein für wissenschaftliche Heilkunde" in Königsberg über „Arzneimittelfälschungen" an, ferner die spanische medizinische Zeitschrift „El Esculapio" und schließlich einen Erlaß des Bayerischen Ministeriums des Innern.

Dem Gegenbeweis an Hand der Originalliteratur seien die Begründungen Philippes vorausgeschickt. Der belgische Verfasser sagt aus, daß man den Alliierten und Neutralen „doppeltkohlensaures Natron" für Salizylsäure, Bittersalz für Pyramidon und Chinintabletten ohne Chinin verkauft habe. An Stelle von Aspirin sei Borsäure abgegeben worden, und das Mercksche Kokain habe zwölf verschiedene Fälschungen durchgemacht; die Originalpackungen des letzteren seien mit Talk, Bittersalz und Schlämmkreide gefüllt gewesen. Verdorbene Novokaintabletten und verfälschtes Atropin greift Philippe noch heraus und verzichtet nach weiterer Nennung von Salvarsan und Neosalvarsan (das Feldspat und Salze der Chromsäure enthalten soll) auf weiteres Belegmaterial!

Nun unsere Gegenrechnung; die angeblichen Beweisstücke, die der belgische Autor ins Feld führt, reichen völlig aus zur Entlarvung seiner haltlosen Behauptungen gegen die schwer, aber ehrlich um ihre Existenz ringende deutsche Industrie.

Über die Beschaffenheit der Salizylsäure, des Pyramidons und Chinins, mit der Philippe seinen Verleumdungsfeldzug eröffnet, entnehmen wir dem zitierten Fühnerschen Referat (Deutsche Medizinische Wochenschrift, Leipzig 1920, S. 675), wie folgt: Nicht ohne Schadenfreude lasen wir in den ersten Kriegsjahren, daß unseren Truppen auf dem Balkan Arzneivorräte italienischer Herkunft in die Hände fielen, in denen angebliches Natriumsalizylat aus doppeltkohlensaurem Natron, Pyramidon aus Bittersalz bestand und von Chinintabletten, die kein Chinin enthielten, während russische Arzneimittel

(teils japanischer Herkunft) beispielsweise Aspirin durch Borsäure ersetzt waren."

Über Kokainverfälschungen besagt die von Philippe benützte Quelle, daß fast ausschließlich Kokain der Firma Merck (Darmstadt) gefälscht wird, und zwar zum Teil in der Weise, daß Originalflaschen der Firma ihres echten Inhaltes beraubt, mit wertlosem Pulver gefüllt und wieder sorgfältig verschlossen werden. Eine für die „Verschiebung" nach Rußland bestimmte Fälschung von Kokain „Merck" (ist weiter in dem zitierten Referat zu lesen) wurde in Königsberg von Neubauer festgestellt; es handelte sich um mehrere Kilogramm eines Pulvers, in Flaschen mit nachgeahmtem Etikett und Siegel der Firma Merck, das aus einer Mischung von Bittersalz und Soda bestand und kein Kokain enthielt. Fühner fährt dann fort: Nach einer Mitteilung des Berliner Vertreters der Firma Merck waren dieser bis Februar 1920 elf verschiedene Arten der Fälschung des Kokain „Merck" bekannt geworden; über eine zwölfte kann ich hier berichten, äußert sich weiterhin Fühner. — So also sieht das Beweismaterial Philippes aus!...

Zu der Mitteilung von Th. Cohn über Fälle von Kollaps bei Anwendung von Novokain ist zu bemerken, daß es sich um die im Handel befindlichen Novokain-Suprarenin-Tabletten zur Leitungsanästhesie handelt, die infolge leichter Zersetzlichkeit des Suprarenin-Anteils (Luftfeuchtigkeit bei ungeeigneter Aufbewahrung u. dgl.) eine chemische Veränderung erlitten hatten.

Auch bezüglich der Atropinfälschung wird Philippes Beweisführung kaum mehr Glück haben! Nachdem Fühner bei seiner Prüfung im Tierversuch die halbe Wirkung eines normalen Atropinsalzes festgestellt hatte, ergab die chemische Analyse E. Rupps das Vorhandensein einer Beimengung von Tropin. Fühner sagt hierüber: „Inwieweit es sich hier um eine absichtliche Fälschung oder um Lieferung eines unreinen Rohproduktes handelt, ist ohne weiteres nicht zu entscheiden; ich (Fühner) bin geneigt, das letztere anzunehmen." (Hierzu sei ergänzend bemerkt, daß es bekannt ist, daß eine Zersetzung des Atropins, unter Spaltung in Tropin und Tropasäure, unter gewissen Bedingungen chemisch-physikalischer Natur vor sich gehen kann.)

Ehe nun zur Salvarsan-Besprechung geschritten wird, sei die Tatsache festgestellt, daß sich Philippe in Fühner einen recht „schlechten Handlanger" verschrieben hat! Die von Philippe zitierte Zeitschrift „El Esculapio" zu beschaffen, war leider nicht möglich; diesen Beweis muß ich ihm allerdings schuldig bleiben; solche Verantwortung zu übernehmen, dürfte aber nach dem Vorausgehenden und der nachfolgenden amtlichen Bekanntmachung nicht allzu gewagt sein.

Mit dem Nachweis der Salvarsan-Verfälschungen macht es sich Philippe sehr leicht, indem er sich auf einen Erlaß des Bayerischen Ministeriums des Innern beruft (Münchener Mediz. Wochenschr. 1920, S. 1004). Dieser aber lautet: „Es mehren sich die Fälle, in denen Salvarsanpräparate im Schleichhandel vertrieben werden. Rücksichtslose Verfolgung dieses Handels ist erforderlich; dabei sind vorgefundene Salvarsanvorräte zu beschlagnahmen. Zu berücksichtigen ist, daß es sich beim Schleichhandel mit Salvarsanpräparaten vielfach um Fälschungen handelt, die in einer der echten täuschend ähnlichen Verpackung vertrieben werden." Wie der Erlaß weiter ausführt, leiden aber auch häufig bei dem Transport im Schleichhandel die Glas-Ampullen, in denen die echten Salvarsanpräparate luftdicht verschlossen sind; die Ampullen bekommen Sprünge und die durch diese eindringende Luft führt solche Zersetzungen der echten Salvarsanpräparate herbei, daß deren Anwendung bei Patienten schwere Vergiftungserscheinungen, ja den Tod zur Folge haben kann! „Im Hinblick auf diese ernste Gefahr werden sämtliche beschlagnahmten Waren an der Herstellungsstätte des Salvarsans (Höchster Farbwerke) einer Prüfung unterworfen und nur im Falle einwandfrei befundener Beschaffenheit dem Verbrauch zugeleitet." Soweit der amtliche Wortlaut! Und hiermit vergleiche man die „unwiderleglichen Beweise" Philippes!...

Es ist dem Ankläger anscheinend nicht bekannt, daß es außer in Belgien auch in Deutschland Schleichhandel und Schieber

gibt; diese letzteren (meist fremdländischen) Schädlinge am deutschen Volkskörper wollte Fühner und der Ministerialerlaß treffen! Ob dies Herrn Philippe entgangen ist?

Dr. F. H. Braunwarth.

*

„Stunden mit Rabindranath Thakkur"

hat Paul Natorp erlebt und gibt nun von diesem Erlebnis in besondrer Schrift eine lesenswerte Darstellung (Jena, Eugen Diederichs, 25 S., geh. 5 M). Der Name Natorp verpflichtet. Er steht in erster Reihe der Jugendbewegung. Doch auch ihm erwidern wir, was wir im „Türmer" bereits angedeutet haben: es geht nicht an, Dinge verschiedener Ebenen gegeneinander auszuspielen, nämlich einen einzelnen hochentwickelten indischen Meister der Stille gegenüber dem gleichsam offiziell zusammengerufenen, lauten, massebildenden Deutschland. Hat der Inder das stille und starke Deutschland nun wirklich und wesenhaft kennen gelernt? Nein, selbst wenn er mit äußeren Augen die oder jene äußere Person, losgelöst aus ihrem Kreise, geschaut hätte. Oder gibt es dies stille Deutschland nicht? Doch, es gibt diese Menschen der gesammelten Kraft: aber sie wirken sich in stillem Tun und Dulden des Privatlebens aus. Verleumdet mir dieses Deutschland der Edlen und Einsamen nicht!

Natorp spricht fast zärtlich von dem edlen Inder. Es ist ihm „schier unfaßlich", daß man diesen Gast herumzeigte und anstaunte „wie ein prachtvolles exotisches Tier"; daß man eine „dumme Sensation", ja fast schon einen „Straßenskandal" aus ihm „hat machen können"... Uns ist dies ganz und gar nicht unfaßlich. Dieselbe Presse — und das entsprechende Publikum —, die jeden Anlaß benützt, auch stille Menschen und feine Vorgänge zur Sensation zu verzerren, zu entseelen, zu entwerten, hat sich auch dieses kostbaren Materials bemächtigt. Das liegt in ihrer Aufgeregtheit; sie leben davon. Wenn morgen das Mysterium von Golgatha oder die Geburt von Bethlehem zu erwarten wäre: jene Menschengattung würde mit Sensations-Telegrammen nur so arbeiten und den vornehmen Rhythmus großer Ereignisse in ein Hetztempo mit entsprechend niedrigem Zeitungsstil herabverwandeln.

Mich wundert nur etwas andres: daß sowohl die Veranstalter (vom interessierten Verleger seh' ich ab) als auch der indische Seher selber dies nicht vorauswußten. Wenn sich ein König unter die Menge mischt, um sich, nach Natorps Ausdruck, eine „lebendige Anschauung zu verschaffen von der inneren Verfassung der Völker", so wandert er verkleidet, still und unerkannt. Hier aber hat man sich von vornherein in den Mitteln vergriffen. Und manchmal will mir das harte Wort auf die Zunge: ein Weiser, der in dieser Form Deutschlands „inneres" Wesen kennen zu lernen versucht — ist nicht weise, sondern naiv.

Natorp predigt uns unvoreingenommene Menschlichkeit, die er bisher nur „bei den feinsten der Quäker" (also wieder im Ausland) gefunden habe, unterschätzt also die vielen stillstarken Deutschen aus dem Ludwig-Richter- und Hans-Thoma-Lande, die er nicht kennt — und stellt damit seiner eigenen Schaukraft und seines Volkes Seelentiefen keineswegs ein günstig Zeugnis aus. Auch ist es wohl unnötig herausfordernd, des Inders Schule — die Natorp nie gesehen! — als „Leistung ganz ohne Vergleich in unserer Zeit" zu loben und ähnliche Gemeinde-Gruppen bei uns als eine Folge von „Rattenfängerwirkung" herabzusetzen. Ich bin kein besondrer Freund von Gruppenbildungen wie Steiner, Müller oder Keyserling; aber es sucht sich doch auch da der Drang nach edler Gemeinschaftsbildung auszuwirken. Und dann das Ausspielen der „Jugend", die uns das bessere Deutschland heraufbringen werde — — ach Freunde! Flüchtet doch nicht wieder in eine neue Utopie, in die allheilende sogenannte „Jugend"! Der Gral als solcher hat immerjunge Leuchtkraft, er hat sie, ob er im alten Meister oder im jungen Schüler leuchte! Natorp deutet es selber an, von Rabindranath Thakkurs Scherzspiel „Frühlingskreis" sprechend (S. 10). Hier und heute leuchte der Gral, sofort, ohne Seufzen nach „guter alter Zeit", aber auch

ohne seufzende Ausschau nach erlösender Jugend! Im Reich Gottes der Weisheit und der Liebe gibt es nicht jung noch alt, sondern da entscheidet nur des Herzens Leuchtkraft.

Doch ich breche ab und möchte dieses wirklich schöne, warmherzige Schriftchen nicht schlecht machen. Viel noch wäre zu sagen. Freilich: Wie schwer ist es, daß ein Theologe oder ein Intellektueller ins Reich Gottes eingehe! L.

*

Bô Yin Râ

ist Deckname für einen deutschen Weisen, der durch eine Anzahl Bücher über Grundfragen des Lebens viele Suchende aufhorchen läßt. Er spricht gleichsam offenbarend, nicht beweisend; er spricht überaus einfach, klar, edel, wobei die Sprache mitunter in leisen Rhythmus übergeht. Man hat das Gefühl, daß jeder Satz genau durchdacht und beseelt ist. Und diese sachliche, sichere Ruhe teilt sich auch dem Leser mit. „Das Buch vom lebendigen Gott“, „Das Buch vom Jenseits“, von der „Königlichen Kunst“, vom „Menschen“, vom „Glück“, besonders auch das „Buch der Gespräche“ sind seine sechs Hauptbüchlein (Verlag der Weißen Bücher, München), wozu sich soeben eine Betrachtungsreihe „Mehr Licht!“ gesellte. Man mag zunächst stutzen über die Einkleidung oder Umrahmung dieser Gedanken: daß sich nämlich Bô Yin Râ als Abgesandter oder Bruder einer „Weißen Loge“ vorstellt, zugleich aber die reine Verbindung dieser „Mahatmas“ mit der Theosophie in Frage stellt. Wir achten auch unsrerseits die tiefen Beziehungen, die seit Jahrhunderten, ja Jahrtausenden zwischen Orient bzw. Indien und Abendland bestehen, sind aber in bezug auf modernste Westöstlichkeit gleichfalls behutsam. Im deutschen Geistesboden liegt Edelgut genug. Das hebt übrigens auch dieser neue Künder immer wieder hervor: nur in der tiefsten Stille unsres Innersten sind die Stimmen der Meister vernehmbar. Da tritt er an die Seite der germanischen Mystik, des echten deutschen Idealismus und unsrer eigenen Betrachtungsweise, so daß ihm auch Hans Thoma ein beifälliges Wort zurief.

Wir sind Bundesgenossen in der Ablehnung des überverwickelten Intellektualismus, im Bestreben nach Einfachheit und Unmittelbarkeit. Es ist das Wesen echter Weisheit, daß man sie nur klar und rein auszusprechen braucht, und sie überzeugt durch sich selbst jedes empfängliche Gemüt. Genau so ist es mit der Liebe, mit dem guten Blick, mit dem warmen Wort oder der hilfreichen Tat. Sie bedürfen keiner Beweise, denn sie wirken als magische Kraft durch sich selbst.

So geht eine Wirkung aus diesen Büchern auf uns über, deren Verfasser übrigens von Beruf Maler ist.

In letzterer Eigenschaft veröffentlicht er soeben Kunstbetrachtungen („Das Reich der Kunst“; München, Verlag der Weißen Bücher), die sich wieder durch die ihm eigene Klarheit und Ruhe auszeichnen und in einer liebevollen Ehrung Raffaels gipfeln. „Kunst ist letzten Endes: die Manifestation einer Weltanschauung“, heißt es da. „Was auch ein wirklicher Künstler zu geben haben vermag, und sollte es, dem Motiv nach, noch so nahe dem grauen Alltag stehen, wird immer eine Botschaft aus dem Reich der Seele sein, bestände sie auch nur darin, daß er zeigt, wie auch das Häßlichste noch einen Gottesfunken in sich trägt, der nur im Kunstwerk zu erlösen ist.“ Es entscheiden über den wesentlichen Wert eines Kunstwerkes also „nicht die Technik, nicht die Art der Naturauffassung, nicht die gedankliche Idee, nicht die Wahl des Gegenstandes und seiner dinglichen Schönheit oder Häßlichkeit“; das sind nur Teilwerte; entscheidend ist über eines Werkes Kunsthöhe „einzig und allein das innere organische Leben“, das aus dem Künstler in die Form- und Farbenwerte einströmt, sofern er selber mit dem ewigen schöpferischen Geist verbunden ist.

Dahin drängt nun alles: Zunächst einmal unsere Lebensanschauung läutern und vom Materialismus lösen — und dann daraus künstlerisch gestalten! L.

*

Die Mitschuldigen

Man liest jetzt manchen furchtbaren Prozeß in unsren mit Häßlichem überfüllten Tageszeitungen; doch zu dem Abscheulichsten gehört der Fall Ulmann in München:

ein bäuerliches Ehepaar, verroht bis in die Knochen, prügelt und foltert das blutjunge, dürftig ernährte Dienstmädchen Kagerbauer zu Tode! Die Schilderungen der Ärzte von dem vereiterten, zerschundenen Körper der Ärmsten sind grauenerregend. Man fragt sich, wie Menschen so an einem Menschen handeln können; fragt sich aber auch: Wie hat die Umwelt das dulden können?! Wo sind die Mitschuldigen?

Und das ist ein ernstes Kapitel. Der lässige Mitmensch sieht zwar das Grauenhafte, zuckt aber die Achseln und — wandert vorüber. „Was geht's mich an? Soll ich meines Bruders Hüter sein?!" Und da setzt mit Recht eine Betrachtung der „Münch. Neuest. Nachr." ein:

„Viele dieser Fälle wären nicht möglich gewesen, wenn nicht die Umgebung geschwiegen hätte aus Mangel an jeder Zivilkurage, der in Deutschland leider so häufig ist. Erschreckend deutlich zeigt uns dies der Fall Ulmann, der sich wie ein düsteres Kapitel aus dem Neuen Pitaval liest. Rechtlich saßen die beiden Angeklagten auf der Bank. Moralisch noch verschiedene andere Leute. Es wurde festgestellt, daß sich der Vater wie die Stiefmutter um das gequälte Mädchen kaum kümmerten. Das Mädchen ist seinen Peinigern entlaufen. Es wurde zurückgeholt; warum hat sich nach diesem offenkundigen Beweis, daß hier etwas nicht in Ordnung war, für das Mädchen niemand gerührt? Keinem Menschen ist es aufgefallen, daß Katharina Kagerbauer keinen Ausgang erhielt. Daß sie in einem förmlichen Hühnerstall schlafen mußte, hat doch alle Welt gewußt: warum ist niemand gegen eine solche menschenunwürdige Unterkunft aufgetreten? Eine ganze Reihe von Zeuginnen haben schwere Mißhandlungen bemerkt. Sie haben beobachtet, daß das Mädchen im Bett angebunden war, daß es Striemen am Körper hatte. Es hat lange gedauert, bis sich eine der Zeuginnen, anerkennenswerterweise, um das Kind annahm! Man hat ja versucht, den Dingen nachzugehen, aber mit der nötigen Energie ist es doch nicht geschehen. Die Ulmann hat gegenüber Zeugen brutale Äußerungen über das mißhandelte Kind getan. Es mußte sich doch alles sagen, daß man einer derartigen Person das Dienstmädchen nicht weiter anvertrauen dürfte. Auch die kleinere Schwester des mißhandelten Kindes wurde gequält. Sie hat der Gendarmerie Mitteilung gemacht. Ulmann wurde zur Rede gestellt. Was ist weiter geschehen? Es nahmen sich eines Tages hilfsbereite Leute der Kagerbauer an und verschafften ihr einen anderen Dienstplatz. Noch am gleichen Tage wurde die Kagerbauer von den Ulmanns zurückgeholt; und es wußte doch jeder Mensch, aus welchen Gründen man ihr einen anderen Platz verschafft hatte. Der Pfarrer hatte sowohl an den Katholischen Jugendfürsorgeverband wie auch an das Vormundschaftsgericht wiederholt geschrieben, die Kagerbauer müsse von dem Dienstplatz weg, sonst gebe es ein Unglück. Die Aussage des Vaters vor dem Vormundschaftsgericht, daß es dem Mädchen gut gehe, genügte, daß es in Unterföhring gelassen wurde. Warum hat das Vormundschaftsgericht das Mädchen unter den entsprechenden Sicherheiten nicht selbst vernommen? Zwei Zeugen haben gesehen, daß die Kagerbauer neben der radfahrenden Ulmann bis zur völligen Erschöpfung herlaufen mußte! Sie haben Ulmann deswegen zur Rede gestellt. Dieser wurde grob, und damit war es wiederum zu Ende.

Und zu Aussagen eines Zeugen hat die Mutter des zu Tode gequälten Kindes gelacht! Wer will bestreiten, daß außer den Angeklagten noch jemand auf der Anklagebank saß? Ganze 42 Kilo hat das verhungerte Kind zum Schlusse gewogen. Warum hat ihm niemand etwas zu essen gegeben? Sind die Eltern, die dieses Kind zu Tode martern ließen, nicht zu fassen?

Aus diesem traurigsten aller Kriminalfälle der letzten Jahre ist allerlei zu lernen. Jeder habe den Mut, gegen Roheit, gegen Quälerei an Tier und Mensch aufzutreten, auch wenn er etwa als Gutgekleideter den ganzen Straßenpöbel gegen sich hat, und der Rohling, gegen den er auftritt, ein ungewaschenes Maul. Jeder hat die Pflicht, vor jedes Kind sich schützend zu stellen, dem es nicht gut geht. Kann man denn überhaupt noch ruhig schlafen, wenn zu dem Gedanken, daß Kinder nicht

genügend ernährt und gekleidet werden können, noch die furchtbare Sorge kommt, es ist in unseren Tagen in einem Vororte Münchens unter immerhin zivilisierten Menschen möglich, daß so ein armes Ding zu Tode gefoltert wird?!“...

*

Eberhard König und Gerhart Hauptmann

Wir lesen in der „Deutschen Zeitung“ folgende bemerkenswerte Gegenüberstellung:

Als sich im vergangenen Jahre einer der Unterzeichner des Aufrufes zur Sammlung einer Ehrenspende zum fünfzigsten Geburtstage des schlesischen Dichters Eberhard König an den Schlesischen Landeshauptmann mit der Bitte um Unterstützung wandte, erhielt er einen höflich ablehnenden Bescheid mit der Begründung, bei der traurigen finanziellen Lage der Provinz ständen leider Mittel für solche kulturelle Zwecke nicht zur Verfügung. Inzwischen müssen sich aber die finanziellen Verhältnisse der Provinz erheblich gebessert haben (!!), denn jetzt bewilligt derselbe Provinzialausschuß für die Gerhart Hauptmannspiele 1922, die man zu Ehren des sechzigsten Geburtstages des Dichters der „Weber“ veranstaltet, die Summe von 100 000 Mark, und auch der Reichspräsident hat 100 000 Mark aus dem ihm zur Verfügung stehenden kulturellen Fonds zugesagt. Man hat den Eindruck, daß man hier zweierlei Maß walten läßt: daß man für den Dichter der „Weber“ reichliche Mittel übrig hat, während man dem Dichter eines „Wielant“, „Dietrich von Bern“ und „Stein“ keinen Pfennig geben mag. Wir können es dem Urteil der Nachwelt überlassen, welcher von beiden schlesischen Dramatikern wertvollere Steine zum Aufbau unseres zerrütteten Vaterlandes beigetragen hat. Dr Tr.

*

Hofbericht?

Gestern abend ist X. in Berlin angekommen. Er befindet sich auf der Reise nach St., wo er... Der Zug, mit dem X. in Berlin ankam, der ... Expreßzug, hatte eine fast dreistündige Verspätung. Am Bahnhof hatten sich Vertreter der ... Botschaft eingefunden, die X. im Namen der Botschaft begrüßten. X. reist in Begleitung seiner Frau und ihres dreizehnjährigen Sohnes aus erster Ehe. Ferner begleitet ihn ... Die Abgesandten der Botschaft begleiteten X. und seine Familie nach dem Hotel Adlon, wo für ihn Zimmer reserviert waren. Am Abend war X. mit seiner Gattin und seiner Begleitung Gast der Gattin des ... Botschafters, bei der ein Diner im kleinen Kreise stattfand. Heute vormittag wird X. weiterreisen. Er benutzt den Schnellzug, um über ... nach St. zu fahren.“

Es ist nicht etwa der Hofbericht alter Zeiten, der hier seine Wiederauferstehung feiert, es handelt sich um kein gekröntes Haupt, sondern um den französischen Dichter Anatole France, dem der Nobelpreis zuerkannt worden ist und dessen Ankunft in Berlin eine weitverbreitete demokratische Tageszeitung auf diese Art dem deutschen Volke kundtut!

*

Ein bekehrter Elsässer

Anläßlich des „Türmer“-Verbots in Elsaß-Lothringen erhalten wir von dort, aus altelsässischen Geschäftskreisen (persönlich uns völlig unbekannt), folgendes Bekenntnis:

„Wie ich höre, ist Ihre Zeitschrift ‚Der Türmer‘ hier verboten worden. Das nennen die Franzosen Liberté! Wir nennen es hier aber ganz anders. Am liebsten möchten sie uns unter eine Glasglocke stellen, damit wir ja nicht mit unsern Stammesgenossen in Berührung kämen. Damit erreichen sie aber das gerade Gegenteil. Ich behaupte fest, daß meine Heimat, unser liebes Elsaß, noch nie so deutsch war als seit der Annexion durch unsere Bedrücker, welche sich zudem noch als unsere Befreier aufspielen. Der reine Hohn!

„Die Franzosen sind und bleiben für uns ein Fremdvolk. Das hat allmählich hier jeder eingesehen, selbst solche, die anfangs begeistert waren und die Franzosen als Befreier empfingen, wozu auch ich leider gehörte.“ [Das Wort „leider“ ist vom Briefschreiber unter-

strichen. D. T.] „Ich sehe es auch als eine regelrechte Strafe Gottes an, die über uns gekommen ist, weil wir so ungerecht sein konnten gegen Menschen, die's gut mit uns meinten und zu denen wir unserer Abstammung nach viel eher gehörten als zu unsern heutigen Usurpatoren. Aber nur Geduld! Es gibt noch eine Gerechtigkeit, und ich gebe die Hoffnung nicht auf, meine Heimat von der so verhaßten Fremdherrschaft befreit zu sehen"...

Deutlich! Nicht wahr?

Der Briefschreiber fügt hinzu: „Ich versichere Sie, wenn wir heute eine Abstimmung haben könnten, so wären wir morgen wieder deutsch — und zu unsrem großen Glück; denn unter dem jetzigen régime sterben wir ab, das ist todsicher. Das Elsaß geht zugrunde unter der französischen Mißwirtschaft; sie verstehen uns nicht — und wir sie nicht. Unter deutscher Herrschaft waren wir in voller Blüte — unter französischer Lotterwirtschaft sind wir dem Tode geweiht."

Schluß des Briefes: „Es lebe Deutschland!"

*

Aus Westpolen

Man schreibt uns aus dem neuen, früher deutschen Polengebiet:

„Als Leser Ihrer Zeitschrift finde ich zwar öfter Nachrichten über andre besetzte Gebiete, selten aber etwas über unser unglückliches Land." [Daß eine in Stuttgart erscheinende Zeitschrift mehr den Westen und Süden berücksichtigt, mag sich von selbst verstehen; doch halten wir auch nach andren Seiten die Augen offen. D. T.] „Sie können aus der mitgesandten Zeitung ersehen, wie bei uns verbriefte Rechte gehandhabt werden, wie planmäßig das Deutschtum bedrängt und hinausgeekelt wird. Es ist auch hier derselbe Sprachenkampf gegen das Deutsche wie im Elsaß. Das Ministerium des Teilgebiets hat eine Verordnung für kommunale Gemeinde- und Landtagswahlen herausgegeben; hierin heißt es, daß Wähler nur der ist, der der polnischen Sprache in Wort und Schrift mächtig ist! Diese Verordnung bedeutet eine Beschränkung des passiven Wahlrechts für Hunderttausende von Staatsbürgern. Im Art. 7 des Minoritätenschutzvertrages heißt es: „Alle polnischen Staatsangehörigen sind gleich vor dem Gesetz und genießen die gleichen bürgerlichen und polnischen Rechte ohne Unterschied der Rasse, der Sprache und der Religion." Zu den politischen Rechten gehört unzweifelhaft das aktive und passive Wahlrecht. Diese Verordnung bietet also wieder einmal allen chauvinistischen Elementen Gelegenheit, Persönlichkeiten von der Betätigung in öffentlichen Ämtern auszuschließen, die energisch für die Forderungen der deutschen Minderheit eintreten. Viele werden einfach wegen mangelhafter Beherrschung der polnischen Sprache ausgeschlossen. In Graudenz soll sich bereits eine Prüfungskommission (!) gebildet haben, die die Kandidaten auf die Kenntnis der Sprache prüfen soll!

Ein andres Kapitel wäre die Verwilderung der Sitten. Tagtäglich Einbrüche und Diebstähle, allgemeine Unsicherheit — und daneben eine Beamtenschaft, die nur dazu da scheint, auf Kosten der Allgemeinheit sich zu bereichern. Nur selten hört man, daß Strolche gefaßt werden. Als es beides noch besser war, stand das Schieben in Blüte, wobei aber die Gendarmen beteiligt waren. Jetzt ist bei uns das meiste sehr teuer. Seitdem der Getreidehandel freigegeben ist, gehen die Preise wahnsinnig in die Höhe. Im April kostete der Zentner Roggen 300 Mark, am 1. Oktober 4000, jetzt kostet er schon über 5000 — der Zentner Weizen gar 10 000! Natürlich werden wieder Streiks einsetzen, und im Frühjahr werden wir Mangel haben, da außer dem Roggen alles schlecht geraten ist. Der Zentner Kohlen kostet 1200 Mark und Koks über 2000. Die Holzvorräte ringsum sind verbraucht. Wir gehen mit furchtbarer Schnelligkeit russischen Zuständen entgegen"...

*

Nebenbörse...

Ein zeitgemäßes Stimmungsbildchen aus Berlin finden wir im „Hann. Courier":

„Seit längerer Zeit war es den Behörden bekannt, daß sich in der Gegend der Grenadierstraße der Hauptherd für Devisenhandel und Valutaspekulation befindet, der sich

der Steuerpflicht entzieht. Die Besucher dieser ‚Nebenbörse‘, meist Ausländer aus dem Osten, feiern am Sonnabend und haben ihren Hauptbörsentag am Sonntag. Deshalb nahm die Polizei am gestrigen Sonntag eine Razzia vor. In der Pension von Süd-Appel wurden nicht weniger als 21 Personen, die als lästige Ausländer ausgewiesen waren, festgestellt. Es wurde verhältnismäßig wenig Geld bei den einzelnen Personen gefunden, dagegen befanden sich in den Ecken der Zimmer sowie ‚hinter und unter den Möbeln im Kohlenkasten und in einem Eisschrank Bündel von deutschen und ausländischen Geldscheinen, die im ganzen den Betrag von über drei Millionen Mark überschritten. Die Anwesenden bekannten sich nicht zu diesem Gelde, so daß es als ‚herrenloses Gut‘ beschlagnahmt wurde. 30 Personen wurden vorläufig in Haft behalten."

Gleichzeitig schreibt die „Kreuzzeitung":

„Der Zuzug bolschewistischer Elemente nach Deutschland, besonders nach Berlin, ist in den letzten Wochen ganz auffallend gestiegen. Wer durch die westlichen Vororte Berlins wandert, ist erstaunt, wie vielen Russisch sprechenden Leuten er begegnet. Es bestehen bereits russische Restaurants, in denen jene Elemente aus und ein gehen. An Geld scheint es den Bolschewisten immer noch nicht zu fehlen. Jedenfalls scheint der Rubel in der radikalen deutschen Arbeiterschaft nach wie vor seine Zugkraft zu betätigen" ...

Dazu vergleiche man die skandalösen Berliner Plünderungen und die Lärmszenen in den Parlamenten! Das wühlt von innen und — von Osten ...

*

Die „Reigen"-Schande

Es gibt Dinge, die man aus angeborenem Schamgefühl sofort und selbstverständlich ablehnt, Dinge, über die es eine Erörterung gar nicht geben kann. Infolgedessen ist für uns eine „Debatte" oder „Diskussion" über den Schnitzlerschen „Reigen" völlig ausgeschlossen. Ein Mensch, der elfmaligen Geschlechtsverkehr mit Dialogen umrankt und „dezent" aufführen läßt, ist für jedes vornehme Empfinden abgetan. Hat uns der Krieg noch immer nicht genug niedergeknüppelt? Mit elementarer Wucht müßte die deutsche Öffentlichkeit fähig sein, solche Steigerung der allgemeinen Schamlosigkeit abzuwehren. Kommt es freilich erst zu Skandalen, zu Prozessen, zu Gutachten, zur Freisprechung — so ist die Sache bereits verloren. Ein Vorkämpfer der Anständigen wie Professor Brunner spielt in solcher Situation unter allen Umständen eine ungünstige Figur: denn jetzt geht's um Worte, Worte, Worte — und im behenden, schnöden Wortemachen sind ihm die Unbedenklichen über.

Wir bedauern, daß sich auch Männer wie die Professoren Köster und Witkowsky in dieser unreinlichen Sache zur Verfügung stellten und das hundertmal gespielte Kassenstück als „Kunstwerk" verteidigten. Deutschland ist zu elend, zu verwildert, zu zerrissen, um sich solche „Kunstwerke" leisten zu dürfen. Die ganze Welt wartet auf uns, meist in Haß und Verachtung, wartet, was wir nun zu sagen und zu leisten wissen — — und das nachrevolutionäre Deutschland tanzt solche „Reigen"!

*

Würdelosigkeit

Die Beobachtung des Berliner Theatertreibens gemahnt uns an ein hartes Wort, das Richard Wagner nach der Zeit des großen Krieges in seiner Schrift „Über die Bestimmung der Oper" ausspricht: „Wenn wir dasjenige bezeichnen wollen, was auf deutschem Boden als das des Ruhmes der großen Siege unserer Tage Unwürdigste sich bezeigt und fortgesetzt bewährt, so müssen wir auf dieses Theater weisen, dessen Tendenz sich laut und kühn als den Verräter deutscher Ehre bekennt." Dieses Wort möchten wir mit einer Übersicht belegen, die Berlin jetzt geradeswegs zu einer Pariser Theaterfiliale stempelt. Der Berliner Theaterspielplan weist folgende Stücke auf: Deutsches Theater: „Kean" nach Alexandre Dumas; Kammerspiele des Deutschen Theaters: „Der Hühnerhof" von Tristan Bernard; Theater in der Königgrätzer Straße: „Die Fahrt ins Blaue" von Gaston de Caillavet, Robert de Flers und

Etienne Rey; Kleines Theater: „Mademoiselle Josette ma femme" von Paul Gavault und Robert Charvey; Residenztheater: „Der König in Paris" (Le roi) von Gaston de Caillavet, Robert de Flers und Emanuel Arène; Kleines Schauspielhaus: „Kiki" von André Picart; Intimes Theater: „Die Spelunke" von Charles Méré und: „Lauf' doch nicht immer nackt herum" von Georges Feydeau.

Und so etwas ist möglich in der Hauptstadt des Deutschen Reiches! Ausverkaufte Häuser lassen sich diese Schmutzigkeiten vorführen in Tagen, da weite Kreise der deutschen Volksgemeinschaft unter der Frongeißel eines erbarmungslosen und raubgierigen Feindes zu verbluten drohen! Dr Paul Bülow

*

„Ehret eure deutschen Meister!"

Ja, wir ehrten früher deutsche Meister und brachten Gedenktafeln an den Häusern an, wo sie geboren waren oder gelebt hatten. Auch Berlin ehrte das Andenken Eichendorffs, indem die Stadt das Haus Budapester Straße Ecke Bellevuestraße, wo Eichendorff einige Jahre gewohnt hatte, mit einer Bronzetafel zierte. Jetzt hat diese Tafel soeben eine seltsame Nachbarschaft bekommen: über der Tafel steht in großen Buchstaben die Inschrift „Likörstube", und unter ihr, die Tafel zum Teil verdeckend, weist ein dicker gelber Pfeil auf den Eingang. Natürlich, Likörstuben sind wichtiger als ein deutscher Dichter von Anno dazumal!

Und in Tübingen soll der „Turm", der 36 Jahre lang (1807—1843) die Schutzstätte des Dichters vom „Hyperion" und „Empedokles" war, in ein Kaffeehaus verwandelt werden, nachdem dieses Dichterasyl erst kürzlich der Gefahr entrann, als Waschanstalt zu dienen. Zur Verhinderung dieses Frevels will ein Arbeitsausschuß nach bestem Vermögen zu der Aufbringung der Kaufsumme von 65 000 Mark beitragen. Eile und Eifer für diese Sammlung ist geboten! Zahlungen erbeten unter „Hölderlinturm" an Oberamtssparkasse Tübingen, Postscheckkonto Stuttgart 2457.

Dr P. B.

*

Die deutsche Sprache in französischer Beleuchtung

Für Goethe haben die Franzosen nur ein geringes, für Shakespeare gar kein Verständnis. Und doch wäre die Weltliteratur lückenhaft ohne Goethe und Shakespeare, nicht aber ohne Racine und Molière. Gleichwohl halten die Franzosen ihre Sprache, von der einer ihrer großen Geister gesagt hat, daß sie da ist, um die Gedanken zu verbergen, für die reichste und bildsamste.

Diese französischen Selbstverständlichkeiten erhärtete — in einem Vortrag über die französische Sprache und den Krieg — der Verfasser heiterer Schwänke und deutschfeindlicher Kriegsberichte, Marquis Robert de Flers, dessen Stücke von undeutschen Theaterdirektoren vor dem Kriege bevorzugt wurden und seit kurzem wieder auf unsrem Spielplan erscheinen — zum Behagen der Kriegsgewinnler und ihrer Gefolgschaft. In seinem Vortrag behauptete dieser Pariser, daß die Deutschen „in trunkenem Stolz den abscheulichen Plan" hatten, die Welt unter ihre Herrschaft zu bringen und die deutsche Sprache zur Sprache der Diplomatie, des Handels und sogar der Literatur zu machen. Während des Krieges hätten sich deutsche Professoren und Philologen versammelt, um die deutsche Sprache zu vereinfachen und zu verbessern, was aber nicht gelungen sei. (Von solcher Versammlung weiß man in Deutschland nichts.) Der Marquis de Flers liebt wie alle Franzosen das deutsche Geld, verachtet aber die Deutschen, bestreitet der deutschen Sprache den Platz in der Weltliteratur, weiß offenbar nichts von dem Einfluß Goethes und deutscher Klassiker auf die französische Literatur des 19. Jahrhunderts und macht sich über uns lustig. Nur in einem Punkt will der Herr Marquis eine Ausnahme zulassen: um die Aufführung seiner Schwänke in Deutschland und seine Einnahmen daraus zu erhöhen, befürwortet er die Schaffung einer internationalen Kunstgemeinschaft, zu der auch Deutschland als zahlender Abnehmer zugelassen werden soll! Nun, es fehlte nur noch, daß auf französische Anregung in einem Zusatz zu den Versailler Friedensbedingungen die

deutschen Theater verpflichtet würden, mindestens die Hälfte ihres Spielplans mit Pariser Schwänken und dergleichen auszufüllen. Verpflichtet? Ein Blick auf den Berliner Spielplan zeigt, wie dieser Unfug auch ohnedies wieder blüht. P. D.

*

Fremdenlegionäre

Wie es scheint, hat man in England Soldaten für die spanische Fremdenlegion zu werben gesucht. Und die Werber müssen Erfolg gehabt haben, denn die englische Regierung — glücklich in ihrer Bewegungsfreiheit zum Besten ihrer Untertanen — hat die Werbung verboten. Der „Manchester Guardian" knüpft daran einige nachdenkliche Bemerkungen, die gleichen, die auch uns Deutschen einfallen, wenn wir die zahlreichen Berichte über erfolgreiche Einreihungen deutscher Landsleute in die französische Fremdenlegion lesen: Wie kommt ein junger Mensch auf den Gedanken, sich für diese Truppe anwerben zu lassen? Das Blatt ist der Ansicht, daß diese jungen Leute keine Ahnung von dem Klima Marokkos haben, daß sie dazu noch die ausgezeichnete Verpflegung, Ausrüstung, Krankenfürsorge, kurz die ganz erstklassige Behandlung erwarten, die England seinem Heer angedeihen ließ im Weltkrieg. Statt dessen, meint das Blatt sehr richtig, erwartet sie eine Form von „Zuchthausleben in einer wohlgeheizten Hölle". Alles dieses könnte sich auch der deutsche Legionskandidat zu Herzen nehmen, denn Algier ist nicht weit genug von Marokko entfernt für auch nur die geringste Änderung in den klimatischen sowie in den übrigen Verhältnissen.

Ein Punkt fällt noch außerdem der Zeitung auf. „Wenn Mitte August", sagt sie, „Tausende von kräftigen Leuten, die den Krieg allzu gut kennen gelernt haben, sich um die Gelegenheit reißen, schlechtbezahlte Soldatenarbeit für ein fremdes Land in einem unglücklichen Feldzug unter afrikanischer Sonne zu leisten: wie wird es dann um die Mitte des Winters herum in London aussehen, falls kein Wunder geschieht, um Arbeit herbeizuzaubern?"

Auch diese nachdenkliche Bemerkung verdient Beachtung in mehr Ländern als England. L. M. S.

*

Der alte Dessauer als Nothelfer

In der Zeitschrift „Die Räder", die für den weiteren Ausbau der so wichtigen Technischen Nothilfe kräftig wirkt, finden wir ein fast vergessenes Geschichtchen vom Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, dem „alten Dessauer". Männer von solch zupackender Kraft, im Gegensatz zum Geschwätz, brauchten wir heute.

Einst, als in Berlin ein Großfeuer wütete, das nach stundenlanger Arbeit der Feuerwehren noch nicht gelöscht war, erschien der alte Dessauer auf der Brandstelle, warf kurz entschlossen einige hindernde Uniformstücke zur Seite und beteiligte sich mit Wort und Tat an der Löschhilfe.

Als die Berliner sahen, daß der volkstümliche Dessauer mit an der Spritze stand, aus Leibeskräften pumpte und müßige, umherstehende Gaffer an die Arbeit schickte, verdoppelten sie ihre Kraft; und alsbald war die gröbste Feuersgefahr abgewendet. Da ging stolzen Hauptes, Blicke befriedigter Neugierde auf die Brandstelle werfend, der Berliner Kollegienrat Färber vorbei. Vor dem im Schweiße seines Angesichts pumpenden Fürsten blieb der Herr Kollegienrat stehen.

„Hört Er auch mit zur Bürgerfeuerwehr?" fragte verwundert Färber, der den alten Dessauer nicht erkannte.

„Rede Er hier kein Blech! Sondern tu Er lieber ein gescheiteres Werk, als Maulaffen feilhalten: helfe Er mit pumpen!" rief grimmig der Fürst.

„Was fällt Ihm ein, Er naseweiser, anzüglicher Patron! Ich soll mitpumpen? Ich? Weiß Er vielleicht nicht, wer ich bin? Wenn Er's noch nicht an diesem Orden sieht, so mag Er's hören: ich bin der Kollegienrat ... der Herr Kollegienrat Färber! — Er dreimal naseweiser Mensch Er!"

Da ließ der alte Dessauer wutentbrannt den Pumpenschwengel fahren, ergriff einen Löscheimer mit nicht gerade klar aussehendem

Wasser und goß es dem gepuderten und gewichsten Kollegienrat mit den Worten über den Kopf:

„Nun, damit Er es sogleich erfährt, wer Ihn getauft hat: es war Fürst Leopold von Dessau, der sich nicht geschämt hat, hier die Not mit lindern zu helfen!"

*

Die „Jugendlichen"

In dem freigewerkschaftlichen, sozialistischen „Korrespondenten für Deutschlands Buchdrucker" ruft ein Gehilfe seine Kollegen zur Selbstbesinnung auf gegen den zerstörenden Geist der Unordnung und Widersetzlichkeit, der sich zum Schaden der gesamten Arbeiterschaft bemerkbar mache.

„Als ich vor 33 Jahren in die Lehre trat, da war es anders als heute. Der Junge, der Schriftsetzer lernen wollte, mußte einen bestimmten Bildungsgrad nachweisen, er mußte gute Schulzeugnisse besitzen und zum mindesten die erste Klasse einer Bürger- oder Volksschule erreicht haben. Die jungen Burschen befleißigten sich eines anständigen Betragens gegenüber den Gehilfen, sie waren freundlich und jederzeit gefällig. Stets war der Unterschied zwischen Lehrling und Gehilfen erkennbar. Die Gehilfen hielten selbst darauf, daß die Jungen nicht aus der Art schlugen. Aus diesen Jungen wurden dann später anständige Menschen und tüchtige Gehilfen — — —." Und heute: „Vor einigen Wochen wurde ich zur Aushilfe in einen großen Berliner Zeitungsbetrieb eingestellt. Ich bin weit in der Welt herumgekommen, habe da und dort gearbeitet, was ich aber hier täglich sehe, das sah ich noch nie. Während die Gehilfen ihrer Arbeit stillschweigend nachgehen, treten die Laufburschen überlaut und dreist auf. Bei Gesprächen stecken sie ihre Nase mit hinein, erlauben sich Dreistigkeit. Jungen von 14 bis 16 Jahren sind Herren der Situation! Ältere Kollegen, die schon lange bei der Firma tätig sind, klagten mir entrüstet ihr Leid über diese Zustände. Als ich einen Kollegen auf das freche Betragen eines Laufburschen hinwies, sagte mir der erstere: ‚Wenn Sie dem Jungen eine runterhauen, kommt Ihnen der Betriebsrat auf den Hals.'"

Kann man sich wundern über solche Zustände in einer Zeit, wo man die Sechs- und Achtjährigen zu politischen Straßenumzügen anhält und die Halbwüchsigen, denen darob der Kamm gewaltig schwillt, als Stoßtrupps zu politischen Zwecken mißbraucht? Es gibt viele Arbeiter, die ebenso denken wie jener Gehilfe. Der sieht auch, weswegen es so gekommen ist und hat den Mut, es seinen Kollegen ins Gesicht zu sagen: „Nicht die Jungen, ob Lehrling oder Laufbursche, nicht die Hilfsarbeiter haben daran schuld, sondern ihr allein seid die Schuldigen! Gegen unbeliebte Metteure, Faktoren, Abteilungsvorsteher, Geschäftsleitungen habt ihr gewettert. Von denen wolltet ihr euch nicht alles gefallen lassen. Heute duckt ihr euch vor den Jungen und vor den Hilfsarbeitern! Ihr seid weit genug gekommen. Wenn es so weiter geht, dann kommt ihr dahin, daß euch die Jungen auf der Nase herumtanzen und ihr die Hilfsarbeiter bedient."

*

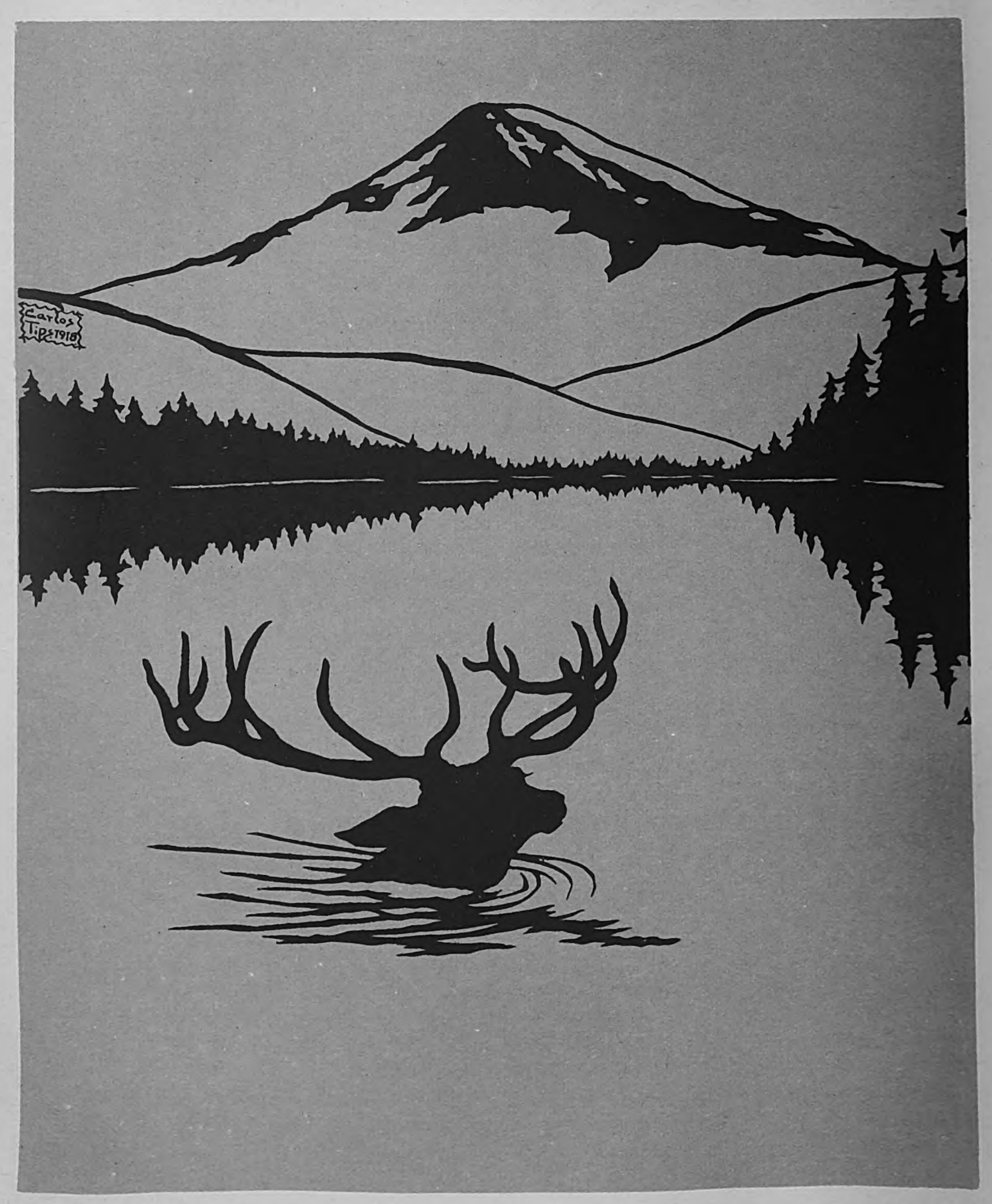
„Um die Schule ..."

Die „Internationale Zeitung für Arbeiterkinder" verzeichnet zur Nacheiferung folgende Szenen aus dem Kampf des Proletariats um die Schule: „Der Gesanglehrer tritt in die Klasse. Wir wollen heute ein neues Lied lernen, und zwar: Rauschet, ihr Eichen, brauset, ihr Lieder. Arno Hausmann (13 Jahre alt) erklärt: Herr Lehrer, ich singe ein so patriotisches Lied nicht mit. — Grünschnabel, wo steht hier was Patriotisches?! — Arno setzt sich und faulenzt.

Szenenwechsel. Wieder Gesangstunde. Otto Haase (11 Jahre alt) soll singen: Wem Gott will rechte Gunst erweisen. Er weigert sich; schließlich gehorcht er widerwillig. Aber seine Eltern stellen den Lehrer zur Rede und verbitten sich energisch solche Lieder."

So wird Heldentum herangezüchtet: Maul- und Parteiheldentum!

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Prof. Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard. Für den politischen und wirtschaftlichen Teil: Konstantin Schmelzer. Alle Zuschriften, Einsendungen usw. an die Schriftleitung des Türmers, Berlin-Wilmersdorf, Rudolstädter Straße 69. Druck und Verlag: Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart



Schwimmender Hirsch

Carlos Tips

Beilage zum Türmer



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard

24. Jahrg. Februar 1922 Heft 5

Bayreuth und Weimar

Eine Innenwanderung neudeutschen Menschentums

Von Dr. Paul Bülow

Bayreuth will wieder seine Pforten öffnen. Trotz aller Not! Wir freuen uns dessen und denken an Uhlands Ausspruch: „Der Wert des Vaterländischen steigt, wenn das Vaterland Unbill erfährt, und das Insichgehen hat sich wirksam auch zur Tat erwiesen!" Wir, die wir dies empfinden und zur Tat reifen lassen wollen, besinnen uns auf die Edelmächte, die uns unverlierbar im furchtbaren Erleben der Gegenwart geblieben sind. Die von den Edelstätten Weimar und Bayreuth ausströmende Kraft wird sich bei uns in neuschöpferischen Eigenbesitz verwandeln, der zunächst unser Sein in bestimmte Bahnen und Ziele lenkt, dann aber auch unsere Umwelt beeinflussen wird.

Das Wort Wagners in seiner Weiherede zur Grundsteinlegung des Bayreuther Festspielhauses: „Dies ist das Wesen des deutschen Geistes, daß er von innen baut: der ewige Gott lebt in ihm wahrhaftig, ehe er sich auch den Tempel seiner Ehre baut" — soll uns voranleuchten auf unserer Wanderung, die wir jetzt als stillstarke Pilger, erlöst vom Unfrieden und Mißmut der Zeit, nach den beiden bedeutsamsten Edelstätten deutschen Geisteslebens antreten wollen.

Nach einem bemerkenswerten Ausspruch Wagners ist in Deutschland wahrhaftig nur der „Winkel", nicht aber die große Hauptstadt produktiv gewesen. So findet er selbst das Heim der Meisterruhe in der lieblichen Einsamkeit von Bayreuth,

„fern von dem Qualm und dem Industriegeruche unserer städtischen Zivilisation", nachdem er Jahre vorher auch den deutschen Winkel „Weimar" als Festspielort ins Auge gefaßt hatte.

So krönt der Name „Bayreuth" Wagners Lebenswerk. In der denkwürdigen Stunde der Grundsteinlegung des Festspielhauses am 22. Mai 1872 rief der Meister den anwesenden Freunden diesen Spruch entgegen:

„Hier schließ' ich ein Geheimnis ein,
Da ruh' es viele hundert Jahr':
So lange es verwahrt der Stein,
Macht es der Welt sich offenbar."

Dieses Bayreuther „Geheimnis" ist von symbolischer Bedeutsamkeit. Auf dieses gilt es sich zu besinnen zu einer Zeit, da eine mutige Schar von Männern aus dem engeren Bayreuther Kreise trotz der wirren und hemmenden Verhältnisse in unsern Landen es gewagt hat, mit einem Aufruf zur Erwerbung der Patronatschaft für die Wiedererweckung des Bayreuther Festspiels an die Öffentlichkeit zu treten, um dort auf dem Hügel von Bayreuth das deutsche Volk im Jahre 1923 zu weihevoller Versammlung zusammenzurufen.

Das Festspielhaus ist die Verkörperung seelenvoller deutscher Weltanschauung und einer weithin durchdringenden künstlerischen und sittlichen Kraft. Es ist ein Bollwerk gegen die übermächtig anstürmenden Dämonen der modernen Zivilisation, die jener in titanischer Willenskraft sich fest behauptenden Stätte deutschen Meistertums selbst heute noch oft so arg verkennend oder bewußt feindselig gegenübersteht. Paul Bekker hat dafür vor einiger Zeit in einem Artikel der „Frankfurter Zeitung" ein beschämendes Beispiel geliefert. Wir verzichten, diesem schnöden Angriff auf ein Heiligtum deutscher Kunst eine Entgegnung zu liefern. Von je hat Bayreuth im Kampf gegen Feindschaft und Mißgunst gestanden. Aber gerade aus einem tollen Weltwirrwesen erhob Wagner dieses Werk in die edlere Sphäre reiner, selbstloser Kunst und weltüberwindenden Opfermuts, wenn er bekennt: „Es war gerade das Innewerden der beispiellosen Verwirrung und Verwahrlosung seines öffentlichen Kunstwesens, welches meinen Blick von neuem für das ihm tief zugrunde liegende Geheimnis schärfte." Dieses „Geheimnis" der Sendung Bayreuths ist von der modernen Welt verschüttet worden. Wir werden es aus viel Schutt und Trümmern wieder auszugraben haben.

Bayreuth ist Symbol für den Geist des deutschen Idealismus, den wir Gralsgeist heißen. Bayreuth ist Wahlspruch für den heiligen Gralskampf um höchste Güter unseres Volkes. Gralsgeist und Gralskampf im Verein gegen die seelenstumpfe Trägheit und Verelendung bei uns: dies bedeutet das im Sonnenglanz des Festspiels erstrahlende Bayreuth. Es war das deutsche Olympia; seine Segenskräfte haben mitgewirkt an der Erziehung des Volkes, das die Tage des August 1914 an sich erlebte. Der Kern von Bayreuths Sendung betrifft eben jenes vom Schöpfer selber dorthin versenkte „Geheimnis" seines reinen künstlerischen und ethischen Wesens.

Den ethischen Gedanken des geistigen Bayreuth haben wir in der Gegenwart vor allem zu weithin ausstrahlender Wirkung zu bringen. Denn der Regene-

rationsgedanke war es doch, der Richard Wagner beseelte, der „unser Heil einzig in einem Erwachen des Menschen zu seiner einfach-heiligen Würde suchte“. Die ideale, allen geschäftlich-spekulativen Sonderinteressen aus dem Wege gehende, selbstverleugnende, gemeinsame, wahrhaft allbeglückende Hingabe an die Verwirklichung des großen Zieles der „Wiedergeburt“: sie bedeutet recht eigentlich die Erziehungsaufgabe des „geistigen Bayreuth“. Darüber vergleiche man Chamberlains „Lebenswege meines Denkens“ (München, Bruckmann), die wohl die bisher tiefgründigste Würdigung Bayreuths — gerade nach seiner kulturellen und ethischen Bedeutung hin — enthalten. Zu dem Wenigen an deutschem Edelgut, was uns noch verblieben, gehört auch das Werk von Bayreuth: „Retten wir es, erhalten wir es lebendig und rein wie ein Heiligtum, daß es uns leuchte und stärke in trüber Zeiten Lauf, wie einst die siechen, kampfmüden Ritter von Monsalvat des Grales wundertätiger Segen.“

Doch es liegt Bayreuth in so hehrer Bedeutung nicht einsam in deutschen Landen. Den lieblichen Hügel von Bayreuth grüßt die Schwesterstätte im Herzen Deutschlands. Bayreuth und Weimar stehen in innerlich verwandter Gemeinschaft in harter Zeiten Wende als geistige Gipfelpunkte deutschen Kulturlebens zusammen. Denn beiden ist „der Dienst der deutschen Seele in hoher Tempelburg deutscher Kunst“ heilige Herzenssache. Beide erstreben das gleiche Ziel: die zentrale Bedeutung der Kunst „als eine von innen her den Organismus durchdringende Lebensmacht“ in den Mittelpunkt des Kulturlebens zu stellen.

Der Goethepark von Weimar, der schattentiefe Garten von Wahnfried — Edelstätten, da zweier deutscher Meister Wähnen Frieden fand, stille Orte der Sammlung und Ehrfurcht. Werden Neudeutschlands Menschen dorthin die Gralsfahrt antreten und an geweihtem Ort dem geheimnisvollen Ruf aus den Gefilden hoher Ahnen lauschen? Wird hier neue Seelenkraft ausströmen?

Weimar — ein festlicher Klang umtönt dieses Wort. Landschaftliche Anmut und geschichtliche Erinnerung des reizvollen Städtchens an der Ilm umfangen den Wanderer mit immer neuem Zauber — wie es traulich liegt zwischen Parkbäumen und sanft ansteigenden Feldhügeln, von den Sonnenuntergängen des thüringischen Gebirges angeglüht. Der in allen Jahreszeiten so stimmungsvolle Goethepark raunt von alter Zeiten geiststrahlender Schöne: „Hier wirkten zwischen bedeutenden Männern und Frauen unsere größten dichterischen Denker der Neuzeit: Goethe, Schiller, Herder. Von hier aus hat sich eine vornehme Geistesgemeinde gesammelt, welcher der Name Weimar ein Symbol geworden für feinere Kunst und Kultur.“ Und wenn wir auf der freien Höhe über der stillen alten deutschen Dichterstadt stehen, bekennen wir mit dem Dichter: „Diese milde, anmutige Ruhe wirkt wie wohlige Genesung auf das Herz, das aus Erregungen hieherkommt und im Aufblick zu den Meistern dieses heiligen Hains das innere Gleichgewicht sucht — Weimar ist die Seele der deutschen Welt!“ Der Name Weimar wird der Sammelbegriff derjenigen Geister, die dem Deutschtum endlich wieder einen seelisch bedeutenden Gehalt verleihen möchten. Dieser kommt bei ihnen nicht anders zustande als durch „ein Verzichten auf Behaglichkeiten der Welt um einer großen Idee willen — eben dies Tun und diese Kraft nennen wir Idealismus.“

Wir haben viel Zivilisation und Technik, aber wenig Kultur. Denn im Mittelpunkte wahrer Kultur steht als ihr edelstes Erzeugnis die Persönlichkeit. Das gilt für Weimar und für Bayreuth. Es ist von innen heraus ein Herrwerden über den Dunst und die Niederungen der Materie: „Das ist das Köstlichste, was wir Deutschen, die Landsleute Kants und Goethes, immer wieder der Welt verkünden können.“ Deutsche Lebensmeisterschaft hat den Namen „Weimar“ zum Symbol erhoben: „Wenn Winckelmann, auf die Edelbilder der griechischen Kunst schauend, ‚edle Einfalt und stille Größe‘ suchte; wenn Schiller, Anmut und Würde vereinigend, den Begriff der ‚schönen Seele‘ vertiefte; wenn Wagner vom ‚starken und schönen Menschen‘ sprach: — so suchen sie alle ein Idealbild des Menschentums, das tatsächlich in ihnen selber nach Ausdruck rang. Nur dann verwandelt sich fernhinsuchende Romantik in reifen und nahen Klassizismus, wenn wir mit Goethe sagen und tun: ‚Die goldene Zeit ist wohl vorbei, allein die Guten bringen sie zurück.‘“ (Ich benutze in alledem Prägungen Lienhards.)

Die Sehnsucht nach einem kraftgebenden deutschen Olympia empfindet das Gemüt der besten Deutschen — ganz im Sinne der Worte Hans von Wolzogens:

„Kehrst du bei deinen Meistern ein,
Sei's, um dir Kraft zu holen,
Wahrhaftig wieder deutsch zu sein
Vom Scheitel bis zur Sohle.“

So bekennt Ernst von Wildenbruch: „Nicht das äußere Gewand nur, ein Tieferes, ein innerlicher Beweggrund ist es, der mich immer wieder nach Weimar zieht, die Erfahrung, daß man daselbst etwas lernen kann.“ Hier an der kunstgeweihtesten Stätte, wo das klare Weltauge des Größten von Weimar in strahlender Helle über der Stadt leuchtet, wo der Feueratem Schillers die empfängliche Seele umweht, möchten wir den seelischen Gesundbrunnen für unser Volk suchen. „Mehr Liebe!“ ruft ein neudeutscher Dichter seinem Volke entgegen und findet mit diesem Rufe Widerhall. Ist es doch der Hunger nach Seele, die Sehnsucht nach den Meistern der Weisheit, nach den Engeln der Güte, was in dem uns gegenwärtig umflutenden Zeitgeist ungestillt bleiben muß.

Welche hingebungsvolle Arbeit aber wird nötig sein, ein in Rassenhaß verhadertes, durch fremdländische Wahnideen berauschtes, wirtschaftlich darbendes und verarmtes Volk zu diesen geistigen Gipfelpunkten zu führen! Und doch können wir unsern Volksgenossen keinen edleren Weg zur Gesundung und zum Aufbau aller verlorenen Werte weisen als solche Verinnerlichung. Das eben ist das Endziel und das höhere Bewußtsein eines idealen Menschentums im Dienste Weimars, wie es Lienhard in seinen „Jugendjahren“ bekennt: „Das Weimar oder die Gralsburg, die ich meine, sind nicht hier oder dort. Der Gral erglüht zuletzt in uns selber.“ Und wesentlich ist auch ein anderer Ausspruch dieses Dichters: „Das landschaftliche und das historische Weimar sind mit all ihrer Schönheit doch nur Sammlungspunkte und Beispiel. Es ist mir nicht um den Ort und nicht um das Wort zu tun. Das eigentlich Wertvolle und Lebendige ist Weimars Wirkung. Das Wort Weimar erhält erst Leben und Sinn, wenn es in jedem von uns ähnliche Kräfte erzeugt, wie sie dort lebendig gewesen.“

Ein Neu-Bayreuth und Neu-Weimar — beide aus der Not der Zeit heraus neu zu erleben — wünschen wir also dem schweren, dumpfen Zeitalter, in dem wir leben. Das erstere haben sich die verschiedenen Wagner-Verbände unter Führung der Zentralleitung des A.R.W.V. zum Panier erkoren. Und wer das Werk des jetzigen Herausgebers dieser Zeitschrift kennt, der weiß, was wir unter „Neu-Weimar“ verstehen. Nicht wenige sind es, die sich zu diesem Edelziel mit ihm vereint wissen. Die Eindeutschung und Verinnerlichung der Höhenkultur Weimars unserm Volke zu gewinnen, hat Lienhard sich als Lebensaufgabe gestellt. Dies geschieht nicht in der Art einer epigonenhaften Nachahmung, sondern in einem durchaus neuschöpferischen, aus dem Herzschlag der Gegenwart heraus geborenen dichterischen Streben und Schaffen. So hallt uns schon aus seinem „Thüringer Tagebuch“ (1903) dieser Mahnruf entgegen: „Habt Mut und übt euch an den Großen von Weimar, die mehr waren als Dichter, weil sie zugleich Seher und Weise waren: habt den größeren Mut und setzt euch das kühne Ziel, ein neues Weimar zu errichten, in das nicht nur das Idyll des Thüringer Waldes lieblich herüberrauscht, an das vielmehr des Ozeans Brandung donnernd anschlägt und euch erzieht zu heroischer Lebensauffassung!“

Man verwechsle also dieses Weimar nicht mit irgendeinem Idyll! Wir wollen unsere besten Kräfte nicht in Rückschau auf einen traumverlorenen, weichlichen Idealismus vergeuden, sondern wollen uns getragen wissen von freudiger, herzbezwingender Wirklichkeitsstimmung. Wir wollen handeln nach der echt deutschen Lehre, wie sie aus dem kerngesunden, geläuterten Mannestum Wilhelm Raabes strömt: „Blick' auf zu den Sternen, hab' acht auf die Gassen!“ So seien Neu-Weimar und Neu-Bayreuth zwar die idealen Ausgangspunkte: aber Neudeutschlands Seele, Erstarkung, Einheit sei unser Ziel.

Anläßlich der vorletzten Tagung der Goethe-Gesellschaft stellte Lienhard das Kulturprogramm einer „Deutschen Akademie“ in Weimar auf. Der Verwirklichung dieses Planes soll unsere Arbeit gelten. Über ganz Deutschland würden sich Segenskräfte neuer Innerlichkeit und Ehrfurcht ergießen, wenn sich ein Neu-Weimar bauen ließe, wie es der Dichter erhofft. Hören wir darüber seine eigenen Worte: „Zweimal hat Weimar in den letzten Jahrhunderten geistig geblüht. Die erste Blütezeit, gekennzeichnet durch Karl August, war ein Aufleuchten der Dichtung. Das nachklassische Zeitalter, gekennzeichnet durch Karl Alexander, war berühmt durch seine Musik. Beide Künste waren hier und dort umrahmt von einer nicht unedlen Malerei. Und durch den Wiederaufbau der Wartburg wurde innerhalb des letzteren Zeitalters eine Perle gewonnen, deren Wert und Wirkung auf das deutsche Gemütsleben einem Schöpferwerk gleichkommt. Die Künste haben geblüht. Aber die Religion? Ist in entsprechendem Maße von Weimar aus eine religiöse Gemütskraft weckend und wirkend in die deutschen Gaue ausgestrahlt? Wenn nun aber einmal unserm Weimar eine dritte Blütezeit beschieden sein sollte: geht sie vielleicht vom religiös beschwingten Herzen aus? Wird Deutschland in seiner seelischen Not vielleicht aus unsrer deutschen Mitte heraus gestärkt und neubelebt werden? Wenn sich hier eine Flamme entfachte, eine neue Lebens- und Liebes-Schwingung, ein Gelübde vieler deutscher Menschen, nicht mehr dem zersplitternd kleinlichen Parteihaß, sondern der großzügig einigenden Liebe zu leben!“...

Licht, Liebe, Leben — diese drei Grundkräfte deutscher Seele, wie sie von Herder im Zeitalter des deutsch-klassischen Idealismus vertreten werden, nun wieder in künstlerischen Formen ausströmen zu lassen: das ist es, was Lienhard von Weimars Zukunft erhofft. Wir stimmen ihm bei, wenn er in der heutigen Verwilderung viel stärker das Sittlich-Religiöse ermutigt wissen will. In solchem Sinne würde sich Neu-Weimar in schöner Gemeinsamkeit mit Neu-Bayreuths Ziel zusammenfinden; und beider Arbeit würde gipfeln in dem Worte Wagners: „Unser Ziel suchen wir einzig in einem Erwachen des Menschen zu seiner einfach-heiligen Würde!"

Kann man dem Menschen unserer Tage Besseres wünschen als solches Erwachen?

Und noch eins! Wird auch ein Hauch vom Lebensodem Weimars und Bayreuths in unserer Schulerziehung Eingang finden? Wird ein wärmerer und freierer Schulunterricht schon früh die Jugend mit diesen Trägern wahrer Bildung und Gesittung vertraut machen? Hören wir nicht täglich und stündlich den qualvollen Aufschrei, spüren wir nicht das notvolle Sehnen bei den Besten unseres Volkes angesichts der erschütternden und tiefschmerzlichen Tatsache, daß Deutschlands Schichten und Stände zerrissen sind vom Haß? Spürt man nicht, welche Sehnsucht in dem Wort „Jugendbewegung" mitschwingt?

Wahrlich, es ist auch uns, auch unsrem Bayreuth, dem wir neues Aufblühen wünschen, nicht um Ort und Wort zu tun, sondern um die Wirkung. Drum gilt es nun mutigen und treuen Zusammenschluß aller gleichgestimmten Edlen, die an der Wiedergesundung ihres Volkes mitzuarbeiten willens sind. Halten wir uns dafür an Schumanns beherzigenswerte Mahnung: „Es waltet in jeder Zeit ein geheimes Bündnis verwandter Geister. Schließt, die ihr zusammengehört, den Kreis fester, daß die Wahrheit der Kunst immer klarer leuchte, überall Freude und Segen verbreitend!"



Herzwunder

Von Albert Sergel

Wie ward er still, der wilde, stolze Knab',
da sich ihr Herz ihm ganz zu eigen gab.

Er hob es sacht und tat's in zieren Schrein
und schmückt' ihn zart mit Blum' und edlem Stein,

kniet fromm davor: ein Scheinen geht daraus
und füllt mit Kirchenglanz sein armes Haus.



Landrichter Krack

Erzählung von Anna Schieber

(Fortsetzung)

Der Erzähler sammelte sich und fuhr fort:

„Es dauerte vielleicht eine Minute, vielleicht auch weniger oder mehr, daß wir uns gegenüberstanden. Er, die Katze oder Schlange oder der Räuber, wie ich ihn nun immer in mir hieß (und wie ich ihn meinem Gefühl nach schon seit Ewigkeiten geheißen hatte), brauchte sich ja nicht um die hilflose Angst und Wut und um das Zerschmettertsein eines sechzehnjährigen Buben zu kümmern, und er tat es auch nicht, obgleich ich sicher weiß, daß er an mir erschrak. Er war der Älteste der Familie, und er konnte das Haus verkaufen; es stand nichts Gesetzliches dagegen. Er mußte den Geschwistern eine gewisse Summe, einen väterlichen Vermögensanteil, den sie darauf stehen hatten, auszahlen, und das konnte er leicht, da er einen Liebhaber als Käufer gefunden hatte, dem an dem schönen alten und vornehmen Bau gelegen war, und der ihn mehr als gut bezahlte. Wir wußten nicht, wer es sei, und es war auch einerlei, wenigstens im ersten Augenblick. Meine Mutter und meine Schwestern waren froh und glücklich und machten Pläne betreffs einer neuen Wohnung; sie brauchten sich nicht sehr einzuschränken, denn der Onkel hatte ihnen freiwillig noch einen Brocken von seinem Gewinn abgegeben. Sie konnten neue Möbel und Vorhänge und Teppiche anschaffen und eine hübsche, helle Etage oder auch eine kleine Villa mieten, wenn sie nicht etwa in eine ganz andere Stadt ziehen wollten, was ihnen auch offen stand.

Sie waren schon mitten im eifrigen Gespräch, als ich mich blaß und zitternd zur Türe hereinschob. Vor mir war ein Blitz niedergefahren; das Fundament, auf dem ich stand, hatte sich in seinen Grundfesten bewegt; es war mir, als habe ein Teufel mit leisem, spöttischem Hohnlachen seine langen, gelben Finger aus einem plötzlich entstandenen Erdriß herausgestreckt und nach meiner Heimat gegriffen, um sie im Spiel einem andern zuzuwerfen, dem sie doch nie das sein konnte, was mir.

Den Meinen aber hätte gar nichts Lieberes begegnen können als dieser Wechsel; ich fühlte mich ihnen fremd und fern wie noch nie und setzte mich stumm auf einen Stuhl neben der Tür, was sie nicht gleich beachteten. Sie fuhren wie drei große Kinder, die sie auch in manchem Betracht waren, fort, sich wie mit einem neuen Spielzeug mit dem Ausmalen der neuen Verhältnisse zu beschäftigen, und redeten freudig davon, daß es eigentlich gar keinen Umzug vorzubereiten gelte, da das Haus ‚wie es gehe und stehe‘, mit all den schweren alten Möbeln, mit Geräten und Bildern, mit allem verkauft sei.

Als ich das hörte, muß mir ein dumpfer Schreckenslaut entfahren sein, denn meine jüngste Schwester kam aus der breiten Erkernische, in der sie alle drei beisammen waren, heraus und rief: ‚Ach, der Peter!‘

Und sie kamen zu mir und wollten mich trösten und aufheitern, und meine Mutter sagte: ‚Ach, großer Bub, du mußt das nicht so schwer nehmen. Für dich

ist es auch gut, ja besonders gut, daß du aus dem alten Bau herauskommst und in die Welt hinaus, die ganz andere Dinge zu vergeben hat, als dieser Winkel.' Sie strich mir mit der Hand über das Haar und sagte liebreiche, ernsthafte und neckische Dinge durcheinander, wie man ein Kind zu beruhigen versucht. Aber nach einer Weile, als ich mit ausbrechenden Tränen fragte: ‚Wie kann hier jemand anderes drin sein?' verdunkelte sich ihr Blick, und sie sagte mit zitternden Lippen: ‚Ach, hätt' ich mich doch nie mit euch Kracken eingelassen!', denn ich erinnerte sie an meinen Vater, der nirgends anders als in der alten Heimat hatte sterben wollen, und ihr leichtbewegliches Herz zog sich in einer Mischung von Wehmut und Ärger zusammen; denn sie liebte uns ja doch, wie wir waren. Aber meinen Schwestern kam ihr klagender Ausruf so komisch vor, da sie mich ja doch selber geboren hatte, daß sie zuerst leise und dann immer lauter anfingen zu lachen und die Mutter damit ansteckten, die ihre nassen Augen trocknete und ergeben ins Lachen hinein sagte: ‚In Gottes Namen, man muß eben sein wie man ist; es hat keinen Wert, sich anders zu wünschen.'

Ich aber ging leise aus der Tür und trat in den Saal, durch dessen Fenster das Licht der Laterne fiel, die im Hofe brannte. In der ungewissen dämmerigen Beleuchtung sahen die Bilder der Vorfahren wie drohend auf mich herunter, der ich sie in fremden Händen lassen und in die Welt hinausgehen wollte.

‚Haben wir dich nicht bewacht, als du ein kleines Kind warest?' sagten sie zu mir. ‚Haben wir dir nicht Lieder gesungen und Geschichten erzählt, eh' es ein anderer Mensch getan hat? Und sind nicht unsere Kinderfüße, wie einst die deinen, durch das Haus getrippelt? Sind nicht unsere Särge hier in diesem Raum gestanden? Haben wir nicht unsere Namen und Herzen in die Familienbuche geschnitten? Sind wir nicht wie du mit dem alten Stamm verwurzelt und verwachsen? Willst du es dulden, daß man uns um Geld verkauft?'

In meinem Denken mischten sich wieder einmal die lebenden Personen, die sie einst gewesen waren, mit den Bildern, wie mir das ja schon als ganz kleines Kind geschehen war. Und in der Trauer, die ich über den bevorstehenden Abschied vom Krackenhause empfand, wuchs ein immer stärker werdender Befehl auf, den mein Inneres mir gab, nämlich die Bilder nicht in fremde Hände kommen zu lassen.

Aber ich hatte ja keine Möglichkeit, sie mitzunehmen. Ich hatte keinen Platz für sie, und außerdem waren sie, wie ich erfuhr, für eine beträchtliche Summe an den neuen Besitzer verkauft, dessen Reichtum und Stammbaum beide von ganz jungem Datum waren, und der mit einem Teil seines Geldes sich selber und andern den Schein einer alten Kulturzugehörigkeit hatte erwerben wollen. Meine Schwestern lachten darüber, besonders als die Familie einmal ins Haus kam, nachdem zuvor ein Diener in ihrem Auftrag höflich um die Erlaubnis dazu angefragt hatte. Ich sah die Leute nicht, da ich um diese Zeit im Gymnasium war, aber ich hörte aus den Schilderungen meiner Schwestern, es sei ein dunkelhaariges, etwas fettes Ehepaar gewesen, das einander ganz auffallend gleichgesehen habe, mit gelblicher Haut und brennenden dunklen Augen, und das in einer fremdartigen Redeweise sich des Deutschen bedient habe. Meine älteste Schwester, die ein ausgesprochenes schauspielerisches Talent besaß, konnte sich nicht genug darin tun, die Aussprüche und Bewegungen der Leute nachzuahmen, und deutete mit dem Stiel einer imagi-

nären Lorgnette nach dem Bilde eines in jungen Jahren verstorbenen Kracken mit feurigen Augen und dunklen Locken, indem sie, mit der Zunge anstoßend, zu jemand, der nicht da war, sagte: ‚Ist das nicht mein Bruder Gideon, wie er leibt und lebt?' so daß ich in die allgemeine Heiterkeit, die dabei entstand, einen Augenblick einstimmen mußte. Freilich schämte ich mich nachher um so bitterlicher, daß wir solchen Leuten unsere Ahnen auslieferten.

Der Wechsel vollzog sich ziemlich schnell, wenigstens insoweit, daß wir vorläufig eine hübsche, völlig eingerichtete Wohnung auf der neuen, modernen Stadtseite, die zurzeit unbewohnt stand, beziehen konnten, während dagegen die Gideonsleute, wie meine Schwestern sie sofort getauft hatten, in unser Väterhaus einzogen. Sie brachten auch gleich ein Heer von Handwerksleuten mit, die den schönen alten Fachwerkbau von Grund auf wieder herstellen sollten, doch ohne irgend etwas daran zu verändern oder ihn in seiner geschlossenen Einheit von außen und innen zu stören.

Freilich, die größte Störung waren sie selbst, doch das empfanden sie nicht. Mir dagegen war es, seit ich sie dort drinnen wußte, wo sie sich in unsere alten Lehnstühle setzen, mit ihren kurzen, fetten Fingern den Flügel aufschlagen und aus unseren Fenstern über die Stadt hinuntersehen konnten, unerträglich zumute. Es war mir, als ob die Väter in den Nächten, wenn alles schliefe, aus ihren Bildern stiegen und nach denen suchten, die hierher gehörten, als ob das Stammpaar auf der Wand in der Vorhalle sich ohnmächtig schüttelte, um die Wurzeln loszuwerden, die aus seinem Leibe wuchsen, damit es davongehen könne, aber umsonst. Und wenn ich von weitem durch den Dunst und Rauch der Stadt das geliebte Haus sah, dessen Fenster in der Sonne aufglänzten und dessen Giebel mir wie ein ehrwürdiges Haupt zuwinkte, das ein schweres Schicksal zu tragen hat, so riß etwas an mir, und eine dunkle Stimme, die nicht nur Heimweh war, sprach Worte, die, je öfter ich sie hörte, um so deutlicher wurden.

Meine Mutter war in dieser Zeit besonders liebreich und zärtlich gegen mich, da sie zwar meine Not nicht recht verstand, aber sie doch sah und fühlte. ‚Warum gehst du denn immer wieder dort hinaus?' fragte sie mit liebkosender Stimme; ‚es würde dir doch leichter werden, wenn du gerade aus vor dich hin sähest auf deinen neuen Weg, wie wir es auch tun. Sei es um eine kurze Zeit, so ziehen wir von dieser Stadt ganz weg, und du hast offene Meere und Bahnen vor dir. Wer wird immer zurücksehen wollen auf etwas, das doch vergangen ist?'

Das sagte sie, weil ich immer wieder, unwiderstehlich angezogen, den alten Weg einschlug und an dem Krackenhaus vorbei zu dem alten Turm hinaufstieg, der ja nicht mitverkauft war, da er nicht zu unserem Grundstück gehörte, was mir jetzt als große Wohltat erschien, nachdem ich es früher nie hatte gelten lassen wollen. Von der Plattform des Turmes aus konnte ich auf die Terrasse und in den Hof des Krackenhauses sehen; das schuf mir schneidende Schmerzen, ich tat es aber trotzdem mit selbstquälerischer Aufmerksamkeit. Da sah ich nun, wie die Handwerker in den Fensteröffnungen und auf dem Dach hantierten, wie ein Gärtner mit seinen Gehilfen mein dichtverwachsenes Kindheitsreich durchforstete, Buschwerk herausriß, Gräben auffüllte, Wege ebnete und das kleine runde Tempelchen, das ich immer als mir gehörig betrachtet hatte, in den grausam nüchternen Tag stellte, wo es gar nicht mehr hinpaßte.

‚Man sollte es anzünden, damit es nicht so nackt dastehen muß‘, dachte ich und fühlte eine jähe Glut in mir emporlodern, als ich mir bewußt wurde, daß ich diese selben Worte schon oft hatte dunkel rufen hören, und zwar in bezug auf das Haus, ohne daß ich hätte sagen können, wer sie mir zugeraunt hätte. Es war ein so heftiger Schreck, den ich da empfand, daß ich, ohne mich noch einen Augenblick umzusehen, den Turm verließ und den ganzen Weg den Berg hinunter bis zu der Stadt in vollem Lauf zurücklegte. Aber der erwachte Gedanke hielt mit mir Schritt und ließ sich durch nichts mehr verjagen. Ich schüttelte mich wie vor einem zudringlichen und lästigen Insekt, das einem unaufhörlich um die Ohren summt im immer gleichen Ton. Denn es war ja ein Unsinn; man konnte und durfte es nicht tun; es war ungeheuerlich, es auch nur zu denken. Aber es ließ nicht nach.

‚Es ist auch ungeheuerlich, daß unsere Heimat um schmutziges Geld verschachert ist‘, redete es in mir. ‚Bettler und Heimatlose sind wir geworden und müssen irgendwo unterkriechen, in irgend einem Fach eines Steinbaukastens. Nie mehr können wir irgendwo Wurzel schlagen; wir müssen leben wie abgeschnittene Blumen in einem Glase Wasser.

Aber das ist nicht alles; sondern das schlimmste ist, daß die Heimat noch da ist, während wir keinen Anteil mehr an ihr haben. Daß Fremde mit ganz anderem Blut und Wesen darin sich einnisten wie Würmer in einem toten Körper, und tun, als ob sie ihn mit sich beleben könnten.

Der Stammbaum in der Vorhalle und die Bilder im Saal sind noch da und müssen es dulden, daß diese widerwärtigen Schmarotzer sich bei ihnen heimisch machen wie Mistеltriebe auf faulen Bäumen.‘

Wenn meine Gedanken hundertmal durch die verlassenen und von Fremden bewohnten Räume gegangen waren, dann war es mir immer wieder aufs neue, als ob es zwar erträglich sei, die Heimat zu verlieren, wenn es sein müsse, nicht aber, sie in andern Händen zu wissen, die weder Blut noch Seele, weder Herkommen noch liebevolle Arbeit mit ihr verband, nichts als das Geld, das mir als eine geringe, unsaubere und im Grunde belanglose Gegenwertung erschien, und das in keinem Verhältnis zu den eigentlichen Lebenswerten stand, die im Krackenhause steckten.

In meiner Klasse im Gymnasium war nun auch der Sohn der Gideonsleute namens Jokus, eingetreten. Er kam von einem auswärtigen Gymnasium her und trat auf wie einer, der von vornherein sicher ist, daß er die erste Geige zu spielen hat, da seines Vaters Geldbeutel groß und voll an seinem Himmel hing wie ein Vollmond. Er redete viel von dem neuen Erwerb seines Vaters, mit dem er gewaltig prunkte, obgleich er danebenher nicht lassen konnte, immer wieder davon anzufangen, daß der alte Kasten verlottert genug sei und Unsummen koste, bis er im richtigen Stand sei, indessen komme es nicht darauf an, da sein alter Herr es sich nun einmal in den Kopf gesetzt habe, darin zu wohnen, was ihm, dem Jokus, ja gleich sein könne; er baue sich später doch etwas anderes.

Ich hätte ihn erschlagen können, und ich lauerte ihm auch einmal auf, um ihn mit einem Stock durchzuprügeln; aber es ekelte mir vor ihm, und ich warf den Stock wieder weg und ließ ihn laufen; es half doch alles nichts.

Meine Kameraden sagten ihm dann, er solle doch sein dummes Prahlen lassen;

ich sei ein Krack, und das Haus, das er in einem Atem schmähe und rühme, sei meine Heimat gewesen. Sie sahen wohl, daß ich litt, und hatten Teilnahme für mich. Und der Jokus, der ebenso stark beim Sprechen anstieß wie seine Mutter, kam erschrocken zu mir und entschuldigte sich. Das war fast noch übler als das vorige. Er suchte nun meine Freundschaft und lud mich ein, doch in das Krackenhaus, wie es auch weiterhin hieß, und in den Garten zu kommen, so oft ich Lust habe; es werde ihm eine Ehre sein, wenn ich ihn besuche.

Aber eher wäre ich in einen offenen Höllenrachen oder in einen gähnenden Abgrund gesprungen, so unaufhörlich mich auch mein Herz dahin zurückzog, wo alle meine Wurzeln ihren Lebenssaft gesogen hatten. Ich sah dem Jokus kalt und feindselig in die Augen, so daß er die seinigen verlegen und erschrocken niederschlug und mich für eine Zeitlang in Ruhe ließ. Eines Tages sagte er in der Schule, daß er nun etwa eine Woche nicht kommen werde, da er mit seinen Eltern eine Reise zu einem großen Familienfest mache, das verschiedene Tage dauere. Er malte denen, die es hören wollten, die Pracht und Herrlichkeit, die ihn erwartete, aus, wie er es nicht anders konnte: täppisch und protzig.

Ich hörte kaum danach hin. Aber als er einen Tag lang ausgeblieben und also sicher abgereist war, konnte ich doch der Versuchung nicht widerstehen, wieder einmal auf den alten Turm zu steigen, wobei ich unterwegs zögernd, und begierig die Heimatluft schnuppernd, eine kleine Weile an unserem Hofeingang verweilte. Es war ja niemand von den Gehaßten um den Weg. Ich hätte leicht über die Terrasse in den Saal kommen können, dessen Glastüren offen standen und in dem ich die Wächter meiner Kindheit wußte, die sicher schon lange traurig und ohne zu begreifen wo ich bleibe, nach mir aussahen. Es kam eine Ruhe über mich, als ob für eine kleine Weile alles zurückgekehrt sei, was einmal schön war; und mir fiel ein, wie ich mir seinerzeit in einem fortlaufenden Spiel ausgedacht hatte, daß ich später einmal ganz allein im Krackenhaus wohnen wolle und alles selber pflegen, den Garten und die Tauben und alles; und daß ich dann, weil es mir doch auf die Dauer zu einsam schien, die kleine Magelone mit dabei sein ließ, die doch meine Frau werden sollte.

Aber es war nur einen Augenblick so. Denn das konnte nun nie kommen, es war alles aus, und es kroch ein Gefühl von abgründiger Einsamkeit über mich. Ich war noch so jung, und das ganze Leben lag noch vor mir; aber ich hatte schon eine Vergangenheit, die war beladen mit allem Lieben und Schönsten, und lag unausdenklich fern. Ich stieg auf den Turm. Es war ein Wind aufgekommen, in dessen Wehen die Äolsharfe ihr Lied sang; sonst war alles still ringsum. Es kam mich an mit ihr zu singen, aber es war kein Lied mit gereimten Versen und einer geordneten Melodie, sondern es brach mir aus der Brust in einem wilden freien Rhythmus und ungefähr in Worten wie:

He, holla, wachet auf! Kommet zu mir, Väter und Mütter und alle Söhne von uns! Wolken und Wind und verzehrendes Feuer, tanzet und brauset, daß alles nicht mehr da sei; flieget und stürmet über die Welt hinweg!

Das alles sang und schrie ich in den Wind hinein, daß Worte und Töne davonwirbelten wie Vögel, die der Sturm verbläst und die irgendwo niederfallen, ohne zu wissen wo. Es wurde mir leicht und frei dabei, und plötzlich sah ich an einem

offenen Fenster des Krackenhauses eine weiße Mädchengestalt stehen, die aufmerksam horchend nach dem Turm herauf sah. Ich konnte deutlich ihre feinen, schmalen Schultern sehen und den dunkelhaarigen Kopf mit dem hellen Gesicht, an dem links und rechts lange schwarze Zöpfe niederhingen, und ich verstummte in Schreck und Staunen, denn ich dachte nicht anders, als daß das Mädchen meinen Beschwörungsgesang, der er unwillkürlich geworden war, gehört und verstanden habe, und außerdem wußte ich auch nicht, wer sie sei, denn der Jokus hatte immer damit geprahlt, daß er der einzige Sprößling seiner Eltern sei, dem einmal alles gehöre.

Als ich von dem Turme niederstieg, stand das Mädchen unter dem Hoftor und sah neugierig-furchtsam zu mir herüber, denn mein wilder Gesang war ihr allerdings aufgefallen. Sie mochte ungefähr vierzehnjährig sein und sah in nichts als etwa in den Farben den Gideonsleuten gleich, da auch ihre Haut einen ganz leichten gelblichen Schimmer hatte, nur viel zarter und feiner.

Ich wollte stracks an ihr vorübergehen, aber es kam eine alte Frau, offenbar eine Dienerin, aus dem Hause und sagte: ‚Aber Maggi, du sollst doch nicht im Wind da außen stehen!" Ich glaubte, als ich den Namen hörte, in einem Märchen oder in einem Traum zu sein, in dem die seltsamsten Dinge plötzlich wahr werden, ohne daß man frägt, wie sie zugehen. Denn gerade so hatte seinerzeit immer die alte Kindsmagd in Bad Orb zu Magelone gesagt. Ich sah und hörte sie wieder, und es war mir, als müsse das Mädchen nun heftig und eigenwillig sagen: ‚Ach, immer soll ich alles nicht!' Denn das gehörte als Antwort darauf; das hatte dann Magelone immer erwidert, und mir war, als müsse sie es sein. Aber sie sagte sanft und mit einer merkwürdig leisen Stimme: ‚Ich komme gleich, Agathe; es ist nur, ich wäre so gerne einmal auf den alten Turm gestiegen, höre nur, wie die Äolsharfe wieder singt.'

Das war nicht dasselbe Mädchen, dem ich einst in Gedanken die blühende Magnolie geschenkt hatte und mit dem ich gern vom gleichen Stern her gewesen wäre; wie sollte es auf einmal hierher kommen? Und doch rührte mich etwas an ihr vertraut und altbekannt an. Ich faßte mir ein Herz und sagte: ‚Das ist keine große Sache, da hinaufzusteigen, in fünf Minuten laufen es junge Füße.'

Aber sie sah mich nur traurig an mit ihren großen, ernsthaften Augen, und die Alte sagte: ‚Unsere Maggi kann das nicht, ihr Herz erlaubt's nicht; es ist krank. Sehr krank', setzte sie noch einmal hinzu und schüttelte den Kopf. Auch sie hatte wie die Gideonsleute eine andere Aussprache des Deutschen als wir und ein fremdartiges Gesicht. Sie ging dem Mädchen voraus dem Hause zu und winkte noch einmal zum Mitkommen. Maggi aber, die ich im stillen Magelone nannte, fragte mich, ehe sie ihr folgte, was das für ein Lied gewesen sei, das ich dort oben gesungen habe, und ich sagte: ‚Ach, ein altes Schicksalslied', und sie sah mich verwundert an, denn sie wußte nichts mit diesem Wort anzufangen. Ich aber dachte: Wie gut, daß sie nicht weiß, was ich eigentlich gesungen habe, sie müßte mich ja fürchten und hassen.

Als sie ins Haus zurückging mit sonderbar vorsichtigen Schritten, war es mir, als ob es doch Magelone sei. Ich nahm mir vor, sie einmal zu fragen, ob sie sich an Bad Orb erinnere und an unsere Kinderspiele; und wenn das der Fall war, so mußte ich sie im Krackenhaus wohnen lassen. Ich mußte die Väter und Mütter

um Verzeihung bitten, wenn ich nicht tat, was sie eigentlich von mir wollten. Vielleicht konnten sie sich mit ihr anfreunden. Sie war unsäglich zart und fein; ihr schmaler roter Mund war das einzige Durchblutete in ihrem blassen Gesicht. Ich konnte es aushalten, sie in den vertrauten Räumen zu wissen; mehr noch, ich fühlte mich irgendwie damit verbunden durch ihr Dabeisein. Schließlich kam ich so weit, sie gar nicht zu fragen. Denn wenn sie es nicht war, so mußte ich es dennoch tun. Was tun? Daran wollte ich jetzt nicht denken. Ich konnte mir zum erstenmal wieder vorstellen, daß ich irgendwo, in einer andern Stadt etwa, wohne und das Haus hier zurücklasse. Es war, als ob nun die Vorfahren jemanden hätten, der irgendwie zu ihnen gehöre und zugleich zu mir. Jedenfalls konnte man die Entscheidung noch eine Weile aufschieben. Aber Jokus? Und die Gideonsleute? meldete sich die andere Stimme, der ich erregt antwortete, daß ich doch die kranke Magelone nicht ihrer Zuflucht berauben könne. Es war freilich übel, daß ich um ihretwillen den andern zugestehen mußte, im Haus zu bleiben. Aber es war vorläufig nicht zu ändern. Magelone mußte auch unter ihnen sein, zu denen sie so gar nicht paßte. Es gab so manches, das nicht war, wie es sein sollte, das sah ich auf einmal ein.

Ich sah sie einige Male, ohne mit ihr zu sprechen. Einmal, als ich wieder auf den Turm gestiegen war, stand sie auf der Terrasse und fütterte die Tauben. Die beiden Gideonsleute waren zuerst da, er in Hemdsärmeln, sie in einem prachtvollen seidenen Kleid, das starrend um sie her stand. Sie stießen lockende und gurrende Laute aus und reckten die Hände aus mit einladender Gebärde; die vielen Ringe an ihren Fingern blitzten. Aber keine der Tauben kam ihnen ganz nahe; sie pickten die Körner auf, die sie ihnen hinwarfen, doch keine tat ihnen die Ehre an, sich auf ihre Hand oder Schulter zu setzen, was mich tief befriedigte. Als aber Magelone aus der offenen Saaltür herauskam und das Körbchen mit dem Futter ergriff, um auch ein paar Händevoll auszustreuen, da flog ein silbergraues, schönes Tier zuerst aufflatternd auf das Körbchen und dann auf ihre ausgebreitete Hand, und ich fühlte, das müsse so sein. Es war mir wie eine Botschaft von der Seele des Hauses, die mit Magelone in einem geheimen Einverständnis war.

Es war nicht nötig, daß ich mit ihr zusammentraf oder daß wir miteinander redeten; im Gegenteil, es war besser so. Ich wußte alles dennoch; durch Reden wurde es nur verdorben, denn dann war es vielleicht gar nicht Magelone, und dann konnte ihr niemand helfen und mir auch nicht. Einmal sah ich sie außerhalb des Gartens. Sie war ein kleines Stück weit bergaufwärts gegen den Turm hin gegangen; sie wollte wohl versuchen, ob sie es nicht dennoch fertig brächte, hinaufzukommen. Aber nun stand sie mit dem Rücken an die Stützmauer gelehnt, die die Bergwand von der Straße trennte, und ihre schmale Brust hob und senkte sich schnell, so daß die schwarzen Zöpfe auf dem weißen Kleide tanzten. Ihr Atem ging stoßweise aus und ein, und das Gesicht war jammervoll entfärbt, auch der Mund. Sie hielt sich links und rechts mit den Armen an der Mauer, und ich sah, daß langsam große Tränen aus ihren dunklen Augen flossen. Mich hatte sie noch nicht erblickt, und sie sollte mich auch nicht sehen, ich schämte mich fast, daß ich ihre hilflose Unkraft belauscht hatte. Ich hielt mich still zurück, bis sie wieder Atem gesammelt und den Rückweg eingeschlagen hatte. Es wurde mir heiß von Mitleid

und Zärtlichkeit, und als sich das Tor meines alten Vaterhauses hinter ihr schloß, war es mir, als ob nun alle die Alten sich lind und liebend um das blasse Mädchen annehmen müßten, das ganz allein und verlassen sei.

Sie war es freilich nicht, wenn man annahm, daß sie den Gideonsleuten gehörte und auch noch die alte Agathe hatte; aber sie hatte doch ausgesehen, als ob sie ganz einsam in sich selber mit einem harten Schicksal ringe. Das war auch der Fall, denn sie mußte alles sehnliche Jugend- und Lebensverlangen in sich niederhalten, indes der Jokus um sie herum prahlte mit allen Reichtümern und Möglichkeiten; und sie mußte spüren, wie nach und nach das Öl in ihrer Lampe ausging.

Es dauerte auch nicht lange, so begann der eigentliche Kampf, zu dem sie kaum noch Kräfte mitbrachte. Ich hatte sie eine Zeitlang nicht gesehen, denn ich war nun seltener zu dem alten Turm hinaufgestiegen. Mein Gemüt hatte sich ein wenig beruhigt; es war mir, als sei die liebe Heimat einstweilen gut aufgehoben und unverloren, so lange Magelone darin wohnte. Ich war mehr zu Hause unter den Meinigen und sah, daß sie sich darüber freuten. Ich musizierte mit meiner Mutter und zog mich nicht immer zurück, wenn Gäste kamen. Eines Tages waren ein paar Damen bei uns, frühere Nachbarinnen vom Krackenhaus her, Mutter und Tochter. Sie wußten eine Reihe von Geschehnissen zu erzählen, die sie, da ihr Garten an das Krackenhaus anstieß, dort beobachtet hatten. Eine löste immer die andere ab im Erzählen oder ergänzte sie. Meine Mutter hörte sie höflich gelassen an, obgleich diese Dinge sie eigentlich gar nicht interessierten; es war ja fast Klatsch, was sie vorbrachten. Meine Schwestern machten sich in einer Fensternische mit drollig spitzbübischen Gebärden darüber lustig, froh, daß sie das in meiner Gegenwart tun konnten, ohne daß ich die Laune verlor. Da ließ mich plötzlich ein Name aufhorchen. Sie sprachen ihn langgedehnt aus. Maggi sagten sie, die Tochter des neuen Besitzers, ‚nein, die Pflegetochter', verbesserte die Mutter, sei schwerkrank, todkrank, könne man sagen. Sie wüßten es ganz bestimmt, und zwar von der alten Kindsmagd des Mädchens, es sei galoppierende Schwindsucht, und da sei gar nichts zu machen. Gar nichts, setzten sie noch einmal abschließend hinzu, und gingen dann bald, denn das war ihre letzte Neuigkeit gewesen, nachdem sie noch unter der Tür als etwas, das sie vergessen hatten, berichteten, das Mädchen wäre ohnehin nicht alt geworden, auch ohne diese letzte Erkrankung, sie sei von Geburt an herzkrank gewesen.

Ich stand still und aufgerührt am Fenster und sah auf die Straße hinaus. Niemand wußte, wie mir ums Herz war, denn ich hatte Magelones Erscheinung nie mit einer Silbe erwähnt. Man ließ mich in Ruhe, und nach einer Weile entfernte ich mich und ging, unwiderstehlich angezogen, durch die Stadt nach jener Seite hin, wo Magelone lag und um ihr Leben kämpfte. Oder vielmehr, sie kämpfte nicht, sondern sie floh vor einem Reiter, der hinter ihr drein galoppierte auf schnaubendem Pferde, dessen Mähne wild im Winde flatterte. Sie ging mit keuchender Lunge und stolpernden Schritten den Berg hinauf, aber hinter ihr dröhnten die Hufschläge des Verfolgers, ganz nahe. Wenn er sie erreicht hatte, dann war es aus mit ihr.

Sie wußte nichts von mir, denn wir hatten nie mehr miteinander geredet seit jener einen kurzen Begegnung; sie wußte nicht, daß ich ihr allein das Recht gegeben

hatte, in dem Hause zu wohnen, und daß ich allein um ihretwillen mit einer gewissen Ruhe an die Alten denken konnte, die dort zurückgeblieben waren. Ich glaubte ihr jetzt irgendeine Botschaft senden zu müssen, aber ich wußte keinen Menschen, der dafür in Betracht kam; Jokus einmal schon gar nicht, aber auch nicht die alte Agathe. Eigentlich gab es für dies alles keine Worte. Ich stieg auf den alten Turm und sah auf das Fenster, in dessen Öffnung ich sie zum erstenmal gesehen hatte. Es war verhangen, aber ein Flügel war geöffnet, und ich dachte daran, ihr etwas zuzurufen, das nur sie allein verstand. Doch blieb ich still, es schloß mir etwas den Mund, und nach einer Weile ging plötzlich der Vorhang in die Höhe und das Fenster tat sich weit auf. Eine Frau mit einer weißen Flügelhaube sah heraus mit ernstem Gesicht; sie wandte sich wieder ab und ließ das Fenster offen, und ich glaubte zu wissen, daß Magelone gestorben sei. Da ging ich still und mit zitternden Knien den Berg hinunter, mit Schicksal beladen, das sich auf mich senkte und mir den Atem nahm."

Der Landrichter hörte auf zu reden. Er saß eine Weile ganz still und wie in sich versunken da; es war, als habe er vergessen, daß er Zuhörer habe. Seine Frau dachte: So habe ich ihn noch kaum je gesehen; er ist unabsehbar weit von mir fort, in sich drin oder eigentlich aus sich ausgezogen. Der General hatte dafür keine Auffassung. Er sah verwundert auf und räusperte sich ein wenig. „Na und? War sie denn nun wirklich tot?" sagte er, nur um etwas zu sagen.

Sein Freund nickte nur, es geschah wie mechanisch. Er sagte nach einer stummen Weile: „Ich wußte wohl, daß es sich schwer erzählen läßt. Ich habe es seitdem oft erlebt bei andern. Es gibt nicht recht Worte für Schicksalsdinge, die man erlebt. Man weiß sie, sie sind einem selber ganz klar, aber man kann sie nicht den andern sagen.

(Schluß folgt)



Die Möve

Von Gunda von Freytag-Loringhoven

Schwere, graue Tropfen schlagen mir ins Gesicht,
Ich wandre in Sturm und Regen — und achte es nicht...

Ab und zu ein Leuchten vom fernen weißen Turm,
Eine arme kleine Möve kämpft gegen den Sturm.

Das ist meine Seele, Liebster! Dringt nicht ihr Schrei an dein Ohr?
Ich bin die einsame Möve, die ihre Richtung verlor.

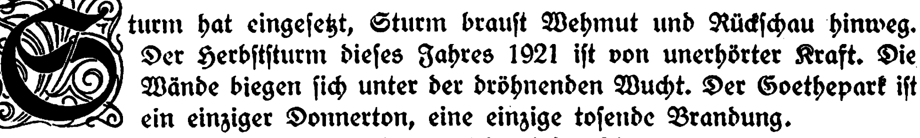


Hausbuch
Heimgedanken von Friedrich Lienhard

(Fortsetzung)

Die bisher mitgeteilten Proben waren dem ersten Teil entnommen, der vom verlornen Elsaß ausgeht und auf Rückschau und Einsamkeit gestimmt ist. Mit dem folgenden Blatt beginnt der zweite Teil.

Aufschwung



Sturm hat eingesetzt, Sturm braust Wehmut und Rückschau hinweg. Der Herbststurm dieses Jahres 1921 ist von unerhörter Kraft. Die Wände biegen sich unter der dröhnenden Wucht. Der Goethepark ist ein einziger Donnerton, eine einzige tosende Brandung.

Oh, daß ein geistiger Sturm solcher Art durch deutsche Herzen brausen möchte! Wahrlich, wir würden jauchzen vor Glück.

Es ist etwas Befreiendes um den Sturm. Er reißt aus der Enge empor, er macht die Brust weit, die Gedanken kühn und groß. Man möchte mit ihm reiten, singen, auf den jagenden Wolken jauchzen — fessellos! . . .

Horch, der Sturm singt!

Heil allen, die das Leid zu lesen wissen: denn sie haben die Zeichensprache der Gottheit erkannt!

Heil ihnen, denn sie wissen auch das Glück zu lesen und werden Erlesenes weitersagen den düstren Seelen, denen das Buch ewigen Lebens noch verschlossen ist!

Denn sie schauten und schufen nur, um zu schenken: sie sammeln die Sonnenstrahlen des Guten, Schönen, Großen, um sie aus ihrer Seele Brennpunkt weiterzuschwingen in die Menschheit.

Solches Schenken macht den Beschenkenden reich wie den Beschenkten: sie erglühen beide im gleichen Glück.

Heil dem, der schenken darf! Heil dem Beschenkten! Sie sind Brüder im Geiste, sie sind verschwisterte Seelen: nicht das gleiche Blut rollt in ihren Adern, doch die gleiche göttliche Lichtflut . . .

So singt der Sturm.

„Große Gedanken und ein reines Herz, das ist's, was wir uns von Gott erbitten sollten." Goethe sagt es. Doch damit wir große Gedanken beherbergen können, muß unser Herz blank sein. Sturm ist Reinfegung, Sturm ist Abstoßung. Wehe dem Weichling, der nicht mehr aufbrausen kann! Wehe, wenn du mit laulicher Liebe lösen wolltest, was nur der Wucht des Windes weicht!

Wohl sprach ich oft von Frömmigkeit und Liebe als von wünschenswertesten Kräften: doch sei die Liebe nicht süßlich! Frömmigkeit ist keine Duckmäuserei. Wir meinen schöpferische Liebe, die zugleich Weisheit und Willenskraft bedeutet. Dumme Liebe, die nur Trieb, kraftlose Liebe, die nur Gutmütigkeit ist, gehört ins tierische Reich, nicht in das freie Reich des Geistes. Denn Geist ist Kraft und Weisheit.

Wohl kann Liebe wunderbar zart sein, weiblich-reine Hingabe, wie sich ein Blumenkelch für Tau und Licht offen hält; sie kann aber auch, in gesunder Leibgeistigkeit, brausen und abstoßen, wenn sich Dumpfes ballt. Eins nur kennt sie nicht: Gift. Eben um kein Gift aufkommen zu lassen, muß sie zu Zeiten, durch ihre männliche Hälfte, kräftig gereinigte Luft schaffen.

Ein rechter Vollmensch ist stark und zart zugleich. Männlicher Willen und weibliches Gefühl, geführt von klarem Geiste, sind in ihm zur Einheit ausgeglichen.

Wie wird in der Erziehung gesündigt durch falsche, feige Affenliebe! Wie gereizt sind jetzt die Nerven in der Enge der Wohnungs- oder Besoldungsnöte! Wäre nicht ununterbrochene Selbsterziehung an der Arbeit: das Beste, besonders der Frauenwelt, ginge in dieser kleinlichen Reizbarkeit unter. Aufgepaßt, Deutscher! Es ist deine Gefahr, dich in verbitterndem Kleinkampf zu entkräften!

Und wieviel dumpf-gehässiges Eheleben vergiftet das moderne Nervensystem! Man sollte Mut und Macht genug aufbringen, mit magischem Stoß und Schlag auseinanderzureißen, was nicht zusammengehört, weil der Bund nur Gift gebiert. Freilich kann auch Dulden heldenhaft sein, doch nur, sofern dabei Edelstes nicht zerrüttet wird.

Das Wort, daß man seine Feinde „lieben“ soll, hat schon manche Bedenken geweckt. Lieben kann man freilich das Großzügige, die Kraft, die Leidenschaft auch im Feinde. Man kann segnen, wo der Feind flucht, segnen, damit sich seine Kraft und Begabung auf Gutes und Gerechtes umstelle. Man kann auch die fördernden Wirkungen einer üblen Erfahrung segnen. Feinde jedoch, die verkörperte Kleinlichkeit, Bosheit, Tücke sind — weg damit! Abgeschüttelt! Abgewaschen den Unrat!

Herr im Himmel, hätten wir an entscheidender Stelle Deutschlands einen Mann gehabt, der in entscheidender Stunde ein wuchtiges „Nein“ durch ganz Europa gedonnert hätte! Ein „Nein“, das auch dem bittersten Feinde durch Mark und Bein schnitt! Hätte derselbe Mann das ganze deutsche Volk hineingerissen in diese wuchtige Nein-Kraft! Solcher Mut zu tragischer Größe wäre wahrlich erlösender gewesen für unser Lebensschicksal als dieses dumpfe Hinsumpfen, Hinsiechen, Hinbetteln, aus dem wir uns jetzt langsam wieder emporzutasten suchen! Freilich setzt jener Mut Genialität voraus ...

Ein Hufeisen bringt Glück, sagt alte Volkskunde. Fand man eins, so heftete man den Fund an Tor oder Scheune. Guter Geist zog damit ein. Wieso? Ein Roß verlor diesen Hufbeschlag; das Roß war Wodan heilig. Der Huf ist des Pferdes besonderste Kraft; er deutet auf sturmschnelle Bewegung. So ist das Hufeisen Sinnbild schöpferischer Lebensbewegung überhaupt.

Schauen, schaffen, schenken, nur nicht rosten! Das galt unsren Ahnen als oberste Tugend.

Der köstliche Tondichter Karl Löwe hat im Schmied von Helgoland diesen Ton wuchtig herausgearbeitet. „Heraus, Schmied, beschlage mein Roß!“ ruft es dort um Mitternacht. Und er kommt und beschlägt — und das Roß wächst und wächst — erhebt sich schnaubend in die Luft, dehnt sich über Wasser und Land — und der Reiter jagt dahin, riesenhaft, von Raben umflogen — — „Schmied, du hast Wodans Roß beschlagen!“

Denn Wodan oder Odin ist Sturmgott, schöpferischer Odem, wirbelnde Lebensbewegung. Und wie ihm das rasche, sehnige Roß heilig ist, so auch das Rad, das sich dreht: nicht nur das kleine Wagenrad im Haushalt, sondern das Sonnenrad, versinnbildlicht im Hakenkreuz.

In der Unendlichkeit solcher Lebensbewegung selber unsterblich mitwirken zu dürfen, schaffend mit dem Schaffenden, eingereiht in die mächtige Kette der Meister: ja, das ist Seligkeit.

Gral, Hakenkreuz, Rosenkreuz

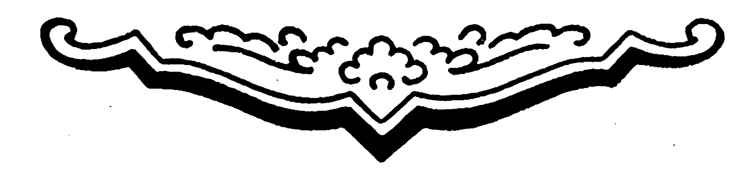
Da tritt uns eine Frage in den Weg: „Du nanntest soeben das Hakenkreuz. Wie verträgt es sich mit deinem Rosenkreuz?"

Darauf die Antwort: Kein Freier wird sich in Symbolik verstricken oder in Dogmatik verbeißen. Dies sind nur Hilfsmittel. Jene sucht durch Anschaulichkeit, diese durch Begrifflichkeit Ewiges faßbar zu machen. Auf das Ewige kommt es an.

Gral, Hakenkreuz, Rosenkreuz — alle drei sind Sinnbilder ewigen Lebens. Denn auch das Hakenkreuz meint die geistige, nicht nur die sinnliche Sonne. Die geistige Sonne muß in uns selber schwingen; der Gral muß in uns selber glühen; in uns selber müssen Rosen aus dem Holz des Leibes leuchten — wie in uns selber die Krippe von Bethlehem von stillem Licht umglänzt ist. Überall Symbolik für Ewiges!

Zarathustra mag mit dem Hammer philosophieren, Parsifal mag mit dem Speer heilen — beide wollen ewiges Leben. Wenn man behauptet, der letztere sei „am Kreuz zusammengebrochen" wie vor einem außer ihm stehenden Fetisch, so ist das ein irrtümlicher Blick. Kreuz oder Kreuzung ist schon in jedes Menschen Bau und Schicksal. Wir sind selber Kreuz, mit wagerechten Armen im Sturm der Erde kämpfend oder zum Licht emporbetend. Aus dem steilen Strahl der eindringenden Senkrechte und aus der wagerechten Duldungskraft des Erleidens, aus Mann und Weib, aus positiven und negativen Wechselwirkungen entzünden sich Leben und Schicksal. Kreuz und Kreuzung geht durch das ganze kosmische Geschehen. Wir *müssen* hindurch, wir alle, die wir eingebannt sind in die Hemmungen der Materie. Das Mysterium von Golgatha hat kosmische Größe. Nur aus Kreuzung und Kreuzigung erblüht Auferstehung. Kein „Werde" ohne das unerbittlich vorangegangene „Stirb!" ...

Doch da nähern wir uns schon den Gestaden, zu denen dieses Buch geleiten möchte, aus dem persönlichen Erlebnis emporführend ins Allgemein-Menschliche. Wir müssen weiter ausholen. (Fortsetzung folgt)



Nationalbewußtsein und Gerechtigkeit

Von Prof. Dr. Benno Imendörffer

Ganz alte Leute in Österreich erinnern sich noch der Zeiten, da es dem Durchschnittstschechen selbstverständlich war, daß er erst durch Aneignung der deutschen Sprache den Anspruch auf Bildung erwerben könne, und wo man es stillschweigend hinnahm, daß sich alles höhere Schulwesen des Deutschen als Unterrichtssprache bediente. Der Wandel ist dann mit erstaunlicher Raschheit vor sich gegangen. Heute hat man in der Tschechoslowakei längst den Spieß umgedreht, und an die Stelle einer in ihrem Verfahren sehr milden und in ihren Absichten naiven und harmlosen Germanisierung ist bewußte und in ihrem Vorgehen rücksichtslos gewaltsame Tschechisierung getreten. Es ist nun nicht die Absicht dieser Zeilen, diesen merkwürdigen und für uns Deutsche verhängnisvollen Entwicklungsgang geschichtlich zu verfolgen. Er wurde nur erwähnt als ein besonders greifbares Beispiel dafür, wie rasch ein Volk vergißt, was es anderen Völkern auf dem Felde des Kulturfortschrittes verdankt und wie gründlich es alles Empfinden für Gerechtigkeit und Billigkeit zu verabschieden weiß. Italiener, Südslawen, Polen, Madjaren könnten mit demselben Rechte herangezogen werden. Worauf es ankommt, ist, zu zeigen, daß bei den meisten Völkern Nationalbewußtsein etwas absolut Subjektives ist und daß dieses rein subjektive Empfinden nur dadurch erträglicher wird, daß es zumeist mit einer ebenso absoluten Naivetät verbunden ist.

Der Deutsche kann sich freilich davon im Kreise seiner Stammesgenossen nicht leicht überzeugen, denn unser deutsches Nationalbewußtsein unterscheidet sich von dem fast aller anderen Völker — aller wenigstens, die ich kennen zu lernen Gelegenheit hatte — darin, daß es jener Naivetät, die in der durch keinerlei sittliche Hemmung behinderten Betätigung seiner selbst zum Ausdrucke kommt, vollständig entbehrt. Während dem Italiener jener sacro egoismo, der ihn zum Abfalle von seinen Bundesgenossen trieb, da sich dieser Abfall als vorteilhaft erwies, keinerlei Gewissensbeschwerden verursachte, grübelt der Deutsche noch heute darüber, ob nicht doch die letzte Schuld an dem, was ihm nun von feindlicher Seite auferlegt wird, in ihm selbst gelegen sei. Man muß in Ländern gelebt haben, wo der nationale Kampf zwischen Deutschen einer- und fremdsprachigen Völkern andererseits seit Jahrzehnten in das Leben jedes einzelnen sozusagen jeden Tag eingegriffen hat, um ganz zu verstehen, was dies bedeutet. Ich habe es in Ungarn erlebt, wo uns jungen Gymnasiasten bei jedem Anlasse mit allem Nachdrucke eingeschärft wurde, welch schweres Verbrechen die kaiserliche Regierung am madjarischen Volke begangen habe, als sie durch Jahrzehnte deutsche Beamte und deutsche Lehrer in Ungarn verwendete und eine — in Wahrheit doch nur sehr oberflächliche und sanfte — Germanisierung durchgeführt habe. Aber dieselben Madjaren übten und üben heute noch eine mit allen Mitteln des schärfsten Zwanges arbeitende Madjarisierungstätigkeit aus, ohne sich im geringsten eines Unrechtes

dabei bewußt zu sein. In völliger Harmlosigkeit wird der Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heilige, in Anwendung gebracht. Ein anderes Beispiel bieten die Italiener, die jahrhundertelang im Kampfe standen um die Einigung ihres Volkes, sich aber keinen Augenblick besannen, einen trennenden Grenzstrich mitten durch deutsches Land zu ziehen, als ihr Interesse es zu fordern schien. Vom polnischen Volke soll gar nicht erst die Rede sein, das, nachdem es alle Grade der Fremdherrschaft durchgekostet hat, nun in unerhörter Brutalität anderen Völkern sein hartes Joch auferlegen will. Doch genug der Beispiele. Geschähe dies alles nun im vollen Bewußtsein, anderen Unrecht zu tun, im Bewußtsein, planmäßig die primitivsten Menschenrechte mit Füßen treten zu wollen, es wäre für das sittliche Empfinden unerträglich und müßte dazu führen, im Nationalbewußtsein an sich Barbarei und sittliche Entartung zu erblicken. Aber, wird man einwenden, die hier genannten Völker sind, mit Ausnahme vielleicht der Italiener, nicht zu den Kulturvölkern der Erde zu zählen, und das, was uns hier abstößt, ist doch wohl nur ein Zeichen kultureller Rückständigkeit. Es genügt aber, darauf hinzuweisen, daß Franzosen, Engländer, Amerikaner und Dänen in ihrem Vorgehen gegen ihnen unterworfene Fremdvölker kein anderes Verhalten an den Tag legen. Ihnen allen gemeinsam ist es auch, daß sie gegen Einwände, die allenfalls ganz ausnahmsweise aus ihrer eigenen Mitte gegen die rücksichtslose Verknechtung der Fremdstämmigen erhoben werden, als Gesamtheit unzugänglich bleiben.

Wer erinnerte sich dagegen nicht der gewaltigen Kämpfe, die die verschiedenen Polendebatten seinerzeit im deutschen Reichstage und im preußischen Landtage heraufbeschworen haben? Wie haben damals Männer fast aller Parteien gegen jede Maßregel, die die von Bismarck geleitete preußische Regierung in weiser Voraussicht und aus tiefster völkerpsychologischer Erkenntnis gegen das keineswegs jemals ernsthaft bedrückte, aber stets widerhaarige Polentum in Anwendung bringen wollte, im Namen der Humanität, der Gerechtigkeit und eines „richtig verstandenen" deutschen Nationalbewußtseins flammenden Protest eingelegt! Sachlichkeit auch in nationalen Fragen, unbedingte Objektivität, die keine Unterschiede in der Behandlung aller Staatsbürger kennt, gleichviel ob sie sich staatstreu gebärden oder nicht, war stets der oberste Leitgedanke für die meisten deutschen Politiker. Heute *können wir die Ergebnisse dieser Politik mit Händen greifen und* haben Gelegenheit, zu vergleichen, was wir und was die anderen erreicht haben. Wer aber wollte heute behaupten, daß sich unser höherer sittlicher Standpunkt in der Nationalitätenfrage bewährt habe, daß nationaler Dünkel und nationale Unduldsamkeit zu Fall gekommen seien? Schon höre ich die Stimmen jener vielen, allzu vielen, die mir laut entgegenrufen, unser Fall sei ja eben die Wirkung unserer nationalen Überhebung und Unduldsamkeit, und das, was wir auf der Gegenseite heute sähen und was sich dort auf unsere Kosten auswirke, sei ja nur die Reaktion gegen unser früheres Vorgehen. Wer aber, wie ich, durch Jahrzehnte in gemischtsprachigen Landen, unter Madjaren, dann unter Tschechen, gelebt hat, der weiß, wie grundfalsch diese Auffassung ist. In Ungarn wagten es schon vor Jahrzehnten die Deutschen nicht, auch nur die allerbescheidensten Forderungen nach nationaler Selbständigkeit zu erheben. Schon im madjarischen Kindergarten wurden die

kleinen Kinder künstlich dem eigenen Volkstume entfremdet und mit madjarischem Geiste erfüllt. In Böhmen, Mähren und Schlesien wurden seit Jahrzehnten die Tschechen auf Kosten der Deutschen amtlich bevorzugt und gehätschelt, in Südtirol desgleichen die Italiener, und über die deutsche Versöhnungspolitik im Elsaß gegenüber den Französlingen brauche ich kein Wort zu verlieren. Hat dies alles, frage ich, irgend etwas mit Unterdrückung Fremdstämmiger durch Deutsche zu tun? Hat es vermocht, die Abneigung all der fremden Völker auch nur abzuschwächen, geschweige denn zu beseitigen? Hat es diejenigen von ihnen, die heute die Herren unzähliger unglücklicher Deutscher sind, nun, da sie selbst doch keinerlei nationale Beschränkung mehr leiden, veranlaßt, den Deutschen wenigstens mit Billigkeit, wenn schon nicht mit peinlicher Gerechtigkeit entgegenzukommen? Im deutschen Reichstage und im preußischen Landtage saßen allezeit die aus völlig unbeeinflußter Wahl hervorgegangenen Vertreter der Dänen, Polen und der elsässischen Protestler; im österreichischen Reichsrate durften die Vertreter des rücksichtslosesten tschechischen, südslawischen und welschen Nationalismus jederzeit die weiteste Redefreiheit genießen, und ihre Zeitungen schrieben so unflätig über alles Deutsche, wie sie nur wollten. Wie sieht es dagegen heute in den neuen Staaten aus, wo Deutsche eine Minderheit bilden? In Jugoslawien durften die Deutschen nicht einmal an den Wahlen zur verfassunggebenden Nationalversammlung teilnehmen, und doch sind sie eine Million Köpfe stark und bilden einen weit größeren Hundertsatz der Gesamtbevölkerung, als voreinst alle Nichtdeutschen im Deutschen Reiche. Und wird jemals ein deutscher Volksvertreter — deutsch im Sinne deutscher Gesinnung — im französischen Parlamente zu Worte kommen können?

Zieht man aus dieser kurzen Betrachtung die Folgerungen, die sie aufdrängt, so sehen wir, daß Nationalbewußtsein und Gerechtigkeit miteinander nichts zu tun haben, insoferne als die wenigsten Völker geneigt sind, aus der Tatsache, daß sie selbst Nationalbewußtsein besitzen und daß sie dieses als etwas Selbstverständliches, Natürliches und letzten Endes sittlich Wertvolles betrachten, die Erkenntnis zu schöpfen, daß sie daher auch das Nationalbewußtsein der anderen Völker zu achten hätten. Dies geschieht gemeinhin nur dann und nur dort, wo es sich um ein fremdes Volk handelt, das räumlich von dem eigenen völlig getrennt ist und keine unmittelbaren Berührungspunkte mit diesem besitzt. Wo aber fremdes Nationalgefühl mit dem eigenen in Berührung tritt, ergibt sich stets sofort Reibung, denn es wird automatisch als unbequem, als Belästigung und Hemmung der eigenen Freiheit empfunden. Man sucht es daher wo und wie man kann, auszumerzen, am sichersten durch Entnationalisierung fremder Volksteile. Darum bleibt ja auch das Schöne und Gute, das die verschiedenen Friedensschlüsse, die dem Weltringen ein Ende gemacht haben, bezüglich des Schutzes der nationalen Minderheiten vorschreiben, lediglich Papier, und das Selbstbestimmungsrecht der Völker kommt nur dort zur Geltung, wo ein Volk die Macht dazu hat, anderen Völkern ihr Geschick vorzuschreiben. Dies alles ist wie ein Naturgesetz und gilt daher nahezu ausnahmslos. Wie ein Naturgesetz! Dennoch aber ist es keines, denn sonst müßte es ja nicht nur nahezu, sondern buchstäblich und ausnahmslos gelten. Eine einzige erschütternde Ausnahme aber läßt uns erkennen, daß es sich nur um eine, allerdings

weithin geltende, Regel handelt: das deutsche Volk. Ja, wir müssen es uns gestehen, jenes naive Nationalbewußtsein, das, jenseits von gut und böse, mit sicherem Instinkte nur den Vorteil des eigenen Volkes sucht und stets findet: uns, uns allein ist es nicht gegeben. Unsere deutsche Art des Abwägens und Erwägens auch dort, wo nur die frische, rasche, ich möchte sagen die besinnungslos instinktive Tat zum Ziele führen kann, hat unser Nationalgefühl aller Schlagkraft beraubt. So ist es meine felsenfeste Überzeugung: Hätte das Deutsche Reich, hätte Preußen, das dazu mehr als ein Jahrhundert Zeit gehabt hat, seine Polen so behandelt, wie die Deutschen in den letzten vierzig Jahren in Ungarn behandelt worden sind und jetzt in Polen behandelt werden, es hätte auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes der Völker keinen Fußbreit ehemals polnischen Gebietes abzutreten gehabt. Man wird einwenden, daß eben die Madjarisierungspolitik in Ungarn völlig Bankrott gemacht habe und die Hauptschuld daran trage, daß die nichtmadjarischen Völker mit fliegenden Fahnen zu den Nachbarstaaten übergingen. Dies ist richtig, aber der Vergleich mit dem Deutschen Reiche und mit Preußen ist falsch. Denn während in Ungarn eine madjarische Minderheit, deren Kleinheit erst der Zusammenbruch aller Welt offenbar gemacht hat, eine Mehrheit verschiedener Völker, der dazu die Minderheit kulturell keineswegs überlegen war, entnationalisieren wollte, stand in Preußen-Deutschland einer winzigen, kulturell minderwertigen polnischen Minderheit eine ungeheuere und kulturell weit überlegene deutsche Mehrheit gegenüber. Hier waren also alle Bürgschaften für sicheren Erfolg gegeben, nur hätten sie ausgenützt werden müssen. Dazu kommt, daß die Eindeutschung der polnischen Bevölkerung Preußens diese sittlich und kulturell gehoben hätte, wovon in Ungarn keine Rede sein konnte, wenn alle Nichtmadjaren madjarisiert worden wären. Zu Beginn der Neunzigerjahre des vorigen Jahrhunderts hat der sehr verdiente damalige Juristenpräfekt an der Theresianischen Akademie in Wien, Dr Ratkowsky, ein gebürtiger Tscheche, der aber durch Erziehung und Schicksal ganz zum Deutschen geworden war, in einem Büchlein den Gedanken verfochten, daß alle nichtdeutschen Völker Österreichs sich mit Freuden dem Deutschtume zuwenden sollten, weil sie damit einen mächtigen Schritt aufwärts tun könnten und mit einem Schlage an einer Kultur von höchstem Werte Anteil erhielten. Der gutgemeinte Vorschlag ist begreiflicherweise unbeachtet geblieben, ja Ratkowsky fand die schärfste Abweisung bei seinen eigenen Stammesbrüdern. Auch hier siegte — selbstverständlich — der nationale Subjektivismus. Dennoch aber ist Ratkowskys Gedanke nicht zu verwerfen. Man darf nur nicht verlangen, daß ihn die Völker anerkennen sollen, die ihm zuliebe ihre Eigenart aufgeben müßten. Wohl aber kann sich ein Volk wie das deutsche mit Recht sagen, daß es andere Völker, denen es an Kultur weit überlegen ist, eindeutschen dürfe, ohne damit sittlichen Fehl zu begehen, ja daß es damit sogar deren Wohltäter werden könnte, wenngleich diese es nicht erkennen. Bekanntlich haben wir, richtiger unsere Ahnen, auch durch Jahrhunderte so gehandelt, und die Früchte kommen uns heute noch zugute. Und wahrlich, es ist auch keine Überhebung, wenn wir andererseits sagen, daß jedes Entnationalisieren deutscher Menschen gleichbedeutend ist mit einem Herabsteigen.



Die Unfähigkeit des Deutschen, sich politisch den jeweiligen Verhältnissen anzupassen, gepaart mit der Sucht, dies überstürzt zu tun, führt eben immer wieder zu Mißerfolgen und muß notwendig dazu führen. Während wir fremdes Beispiel meist ohne Not nachahmen und darüber der eigenen Art vergessen, haben wir das eine den anderen Völkern nicht abgesehen, das stets tatbereite, rücksichtslose Nationalbewußtsein. Während das kleinste und zurückgebliebenste Volk heute in Orgien der Selbstbeweihräucherung schwelgt, haben wir nicht einmal gewagt, wenn wir schon des naiven nationalen Instinktes entbehren, in bewußter und planmäßiger Weise unser Nationalgefühl zu organisieren und zu betätigen. So sind wir ins Hintertreffen gekommen und werden unfehlbar auf der schiefen Ebene immer weiter abwärts gleiten, je später wir zur Einsicht kommen, daß überhitzter Nationalismus immer noch besser ist als ewig zögerndes Abwägen und eine Gerechtigkeit gegen andere Völker, von der schon Klopstock gesagt hat:

Nie war gegen das Ausland
Ein anderes Land gerecht wie du!
Sei nicht allzugerecht! Sie denken nicht edel genug,
Zu sehn, wie schön dein Fehler ist.



Meine Heimat

Von Werner Matthey

**Ich bin ein Gast auf Erden —
Sie kann mir niemals Heimat werden —
Meine Heimat ist weit:**

**Meine Heimat ist bei den Winden,
Die niemals Ruhe finden,
Bei Sehnsucht und Leid . . .**

**Meine Heimat ist nicht in den Tagen
Mit ihren bangen schweren Fragen —
Meine Heimat ist über der Zeit . . .**

**Meine Heimat ist wie der Wolken Ziehen —
Die lauschen stillen Melodien
Der Ewigkeit.**



Rundschau

Graf Keyserlings Botschaft für die Frauen

Nach seinem „Reisetagebuch eines Philosophen"

Also lautet — zusammengefaßt — Graf Keyserlings Botschaft für die Frauen: „Frauen, besinnt euch auf euch selbst! Euer Leben gleicht dem der Pflanze; wie in dieser, so tritt auch in euch die Modalität des Lebens zutage, die von vornherein am Ziele ist. Nach ihr sehnt sich des Mannes rastlose Seele; darum haben wir Männer, so lange wir zu bestimmen hatten, das Vegetative bei euch akzentuiert. Des aktiven, energisch tätigen Weibes bedürfen wir nicht. Ihr verkörpert das erhaltende, ausgestaltende Prinzip, ihr verkörpert den Grund. Je mehr ihr danach strebt, euch der männlichen Lebenslinie zu nähern, je selbständiger ihr werdet, um so mehr verliert ihr an Ausgeprägtheit. Eurer Natur fällt es noch schwerer als der des Mannes, die Vollendung in und durch euch selbst zu finden. Bekennt euch daher stolz zu dem Typus, dem ihr angehört und sucht in diesem eure Vollendung. Selten werdet ihr eure Individualität zu starker Verwirklichung führen mit Hilfe des meist nur undeutlich erschauten und selten mit genügender Konsequenz verfolgten Ideals. Wieviel niedriger stehen die meisten von euch modernen Frauen, als die einer noch nicht fernen Vergangenheit. Den höchsten Typus des heutigen Europa verkörpert die hochgeborene Französin. Sie allein wird noch so erzogen, daß sie darstellen soll, bis daß sie ist. Im Orient ist es die Japanerin, die eines der vollendetsten, eines der wenigen ganz vollkommenen Produkte dieser Schöpfung verkörpert. Die Atmosphäre japanischer Weiblichkeit ist mir dermaßen sympathisch, daß ich ihrer Nachteile kaum gewahr geworden bin. Wißt ihr, worin jener unendliche Reiz liegt, den die ‚Grande dame' sowohl als auch die Geisha auf den Mann ausübt? In der hingebenden Liebesfähigkeit, die sich in anmutiger, durchaus kultivierter Form mitteilt. In Japan scheint sogar den niedrigsten Dirnen Gemeinheit fremd. Anmut ist ihnen Selbstzweck. Das Weib sieht nichts Entehrendes darin, sich für Geld einem fremden Manne hinzugeben und der Mann nichts Beschämendes darin, Freudenhäuser zu besuchen; daher herrscht in ihnen eine Atmosphäre harmloser Heiterkeit, wie bei uns etwa bei Kindern unter dem Weihnachtsbaum (!). Da die Mädchen sich nicht ehrlos vorkommen, die den Beruf wahlloser Nächstenliebe (für Geld! D. V.) ausüben, so haftet ihnen selbst nichts Unreines an; der Gast nimmt einen Abglanz ihrer Reinheit aus dem Bordelle mit nach Haus. In Japan steht nichts dem entgegen, daß eine Dirne rein an Seele bleibe. Der Kurtisanenstand wird dort geachtet wie jeder andere. Mehr denn ein Bordell scheint sich in Japan die ideale Aufgabe gestellt zu haben, das Höchste zu pflegen, was an Stil und Bildung überhaupt existiert. Unter den Bewohnerinnen eines japanischen Freudenhauses herrscht die exquisiteste Etikette. Nirgends sind die Damen feiner erzogen, tragen sie geschmackvollere Gewänder, reden sie eine gewähltere Sprache. Wieviel niedriger steht dagegen ihr europäische Frauen! Nichts gibt es an euch, vom durchbrochenen Strumpf bis zur Reinheit und Unschuld, die ihr zur Schau tragt, das nicht aufs raffinierteste darauf berechnet wäre, das Begehren des Mannes zu reizen. Jedes Kleidungsstück mehr, das ihr anlegt, wirkt als eine Aufforderung mehr, es euch abzuzwingen. Die feinstgebildeten Damen unter euch sind

aggressiver im Verkehr mit Männern, als eine Dirne des Ostens es jemals wagen würde. Ihr seid die Ursache davon, daß unsere ganze heutige Kultur sich immer mehr auf das Erotische hin zuspitzt. Diese Tatsache ist nicht etwa die Folge einer freieren Auffassung in Sachen der Liebe, sondern bedeutet nur das normale stürmische Vorstadium zur sachlich-freien Auffassung der Zukunft. Ohne Zweifel wird der Ehestand weniger und weniger als conditio sine qua non zum Kinderhaben gelten. Weniger und weniger wird die Tatsache der Virginität über Unehr' und Ehr' des Mädchens entscheiden; immer freier wird das Weib, gleich dem Mann, seinem persönlichen Gesetze folgen können. (Vgl. dazu frühere Äußerungen! D. V.) Die alten sozialen Gestaltungen werden deshalb nicht aussterben, sie werden fortbestehen wie nur je zuvor, sogar quantitativ kaum eine Einbuße erleiden."

Soweit Keyserling.

Unsere Erwiderung lautet folgendermaßen:

Graf Keyserling! Sie wagen es, ein sehr scharfes Urteil über die europäische Frau zu fällen, obwohl Sie einen wesentlichen Bestandteil der europäischen Frauenwelt von vornherein außer acht lassen; ob absichtlich oder aus gefühlsmäßiger Abneigung, das bleibe dahingestellt. Jedenfalls ist es ein grober Irrtum, wenn Sie die „Dame" der eleganten Welt und deren Nachbeterinnen aus dem einfachen Bürgerstande als die Vertreterin der europäischen Frau betrachten. Aus der Feststellung dieses grundsätzlichen Irrtums ergibt sich nun ohne weiteres die Unzulänglichkeit der daraus gewonnenen allgemeinen Kennzeichnung der modernen europäischen Frau, wie sie Ihnen erscheint. Wir wollen aber trotzdem Ihre weiteren Mitteilungen und Betrachtungen hierüber untersuchen, um daraus Schlüsse zu ziehen auf Ihren Bewertungsmaßstab für das Wesen und die Bedeutung der Frau überhaupt. Zunächst möchten wir Sie fragen, Graf Keyserling, aus welchen Gründen Ihnen die moderne europäische Frau oder feinstgebildete Dame, wie Sie sie auch nennen, mißfällt. Sie lehnen ihr herausfordernd erotisches Wesen ab. Aber warum? Aus ethischen Gründen doch wohl nicht, sonst könnten Sie nicht das Dirnenhafte der Hetäre des Ostens und der Grande dame des Westens anerkennen. Es bleiben also nur ästhetische Gründe übrig. Ist es nicht so, daß Sie das Wesen der Hetäre lieben, sobald es sich mit Anmut und Demut äußert? Wie könnten Sie die Schönheit und Reinheit des japanischen Freudenhauses preisen und gleichzeitig das Prostitutionswesen in Europa tadeln, wenn Sie nicht einen ästhetischen Wertmaßstab anlegten? Ja, wie wenig Ihnen in dieser Frage ein absolutes ethisches Ideal bedeutet, geht noch deutlicher daraus hervor, daß Sie für den „objektiven Übelstand der Prostitution, der ja doch niemals abzustellen sein wird", eine positive, neue Sinngebung fordern. Sie gehen also von der Meinung aus, daß die Form den Sinn oder Inhalt schaffe, statt umgekehrt. Sie meinen, wenn die Form ästhetisch befriedigend sei, wenn der Stil gepflegt sei, so werde auch der „neue, bessere Tatbestand sich von selbst erzeugen". Glauben Sie dies wirklich, Graf Keyserling? Glauben Sie nicht vielmehr, daß letzten Endes doch immer der Sinn oder Inhalt, kurz das geistige Moment die Form oder den Tatbestand schafft? Welche Kraft, wenn nicht eben die geistige, könnte denn der Form die Fähigkeit verleihen, vergeistigend und veredelnd zu wirken? Graf Keyserling! Ihr Reisetagebuch ist von Anfang bis zu Ende getragen von der überlegenen Kraft des Geistigen. Sie erkennen diese Kraft auch an, wenn Sie von der Sehnsucht nach Selbstvervollkommnung sprechen, aber Sie erheben diese Sehnsucht nicht zum Postulat für jedes Menschenleben schlechthin. Ja, noch gefährlicher: Sie verkennen den Drang nach Höherentwicklung und nennen das Streben nach Selbstverwirklichung und Überwindung des Allzumenschlichen töricht, naturwidrig oder zum mindesten überflüssig. Wie anders wollen Sie Ihre Lobpreisung der vegetativen Lebensform für das weibliche Geschlecht rechtfertigen? Wir vermuten, Graf Keyserling, daß es wiederum ein ästhetischer Trieb ist, der Sie zu solch irrtümlicher Anschauung der Entwicklung der Frauennatur verführte. Die ästhetisch unerfreulichen Übergangserscheinungen, wie sie mit jeder Fortentwicklung verbunden sind, lösten in Ihnen ein Gefühl des Unbehagens aus, und dieses Gefühl



bestimmte Ihre Meinung hinsichtlich solcher Entwicklungen. Denn daß die Entwicklung an sich naturwidrig sei, können Sie doch unmöglich glauben. Woher sollte sie die Kraft nehmen, sich durchzusetzen, wenn nicht aus sich selbst, d. h. aus ihrem natürlichen Drang heraus? Wenn daher die Frau sich danach sehnt, die vegetative Form ihres Daseins zu sprengen, so ist dieses Sehnen bereits Beweis und Rechtfertigung: Beweis für die Naturnotwendigkeit der Weiterentwicklung, und Rechtfertigung für das Streben nach Entfaltung. Sollte es nun der Frau tatsächlich schwerer fallen als dem Manne, die Vollendung durch sich selbst zu finden, so muß sie noch mehr ermutigt werden, sich „strebend zu bemühen", nicht aber entmutigt mit dem Hinweis auf die Unerreichbarkeit ihres Ziels. Denn: Ganz abgesehen von dem rein ideellen Wert solchen Strebens, offenbart sich seine positive Wirkung in der ganzen Gestaltung dessen, der sich ihm hingibt. Damit möchten wir auch den Widerspruch aufheben, der für Sie, Graf Keyserling, zwischen Entwicklung und ästhetischer Befriedigung zu liegen scheint, obwohl von unserem Standpunkt aus ein solcher Widerspruch immer als unwesentlich betrachtet würde, falls er tatsächlich vorhanden wäre. Zweifellos ist jedenfalls, daß eine unharmonische, halbfertige Gestaltung weit häufiger die Folge gehemmten oder irregeleiteten Entwicklungsdranges ist, als das Ergebnis gesund verlaufender, heißlebendiger Entwicklung. Wir wollen daher lieber nicht „darstellen, bis daß wir sind", und damit weder andere noch uns selbst mit schönem Schein betrügen. Unser Ziel ist weder die Japanerin noch die hochgeborene Französin, sondern nicht mehr und nicht weniger als der in sich und im Kosmos ruhende und wirkende reife Vollmensch. Anmut kann uns nur Selbstzweck sein in jenem höchsten Sinne edelsten Menschentums, das auch das Liebesleben in seinem starken und gesunden Sinne in sich begreift; ästhetisch verwässerte Erotik dagegen lehnen wir als zersetzend ab. Daß wir jene Hingabe, die mit Geld zu erwerben ist, nicht Liebe nennen können, versteht sich von selbst. Das Dirnenwesen bleibt für uns etwas Niedriges und Erniedrigendes, gleichviel ob es sich in schöner oder häßlicher Form darbietet. Wir glauben an ein absolut Ethisches und sehen den Sinn unseres Lebens in dessen höchstmöglicher Verwirklichung. Wir halten nur jene Gestaltungen für daseinsberechtigt, die uns unserem Ziele näher bringen. Kurz: Uns ist entscheidend nicht das Ästhetische für die Bildung unserer Weltanschauung und für die Erkenntnis unserer Lebensaufgabe; uns ist wesentlich entscheidend das Ethische, und wir glauben, daß sich daraus alle übrigen Werte von selbst ergeben.—

Dies sei unsere Antwort auf die Botschaft des Grafen Keyserling.

Dr. Amanda Eisinger



Die Volkshochschule

Zwölf Leitsätze

1. Erst das Ziel und dann der Weg. Was will die Volkshochschule?

Aus der Not der Zeit geboren, will sie keine bloße Unterrichtsanstalt sein, keine Vermittlerin von Kenntnissen und Fertigkeiten, die nützlich zum Fortkommen sind, sondern sie will etwas weit Höheres. Sie will eine Freistätte der Seele schaffen, wo der Streit der Konfessionen und der politischen Parteien verstummt, wo der Unterschied der Berufsstände zurücktritt und der Mensch dem Menschen begegnet. Dies geschieht, wenn das Leben der Volkshochschule von echter Bruderliebe getragen ist, da es keine stärkere Vereinigungskraft gibt als die Liebe, die dem Gemeinsinn Dauer verleiht.

Die Volkshochschule soll sich in den Dienst der Erneuerung und Wiederaufrichtung unseres Volkes stellen. Neben der wirtschaftlichen Umformung will sie den Ausbau des geistigen

Lebens und eine warme Teilnahme aller Glieder an dem großen gemeinsamen Besitz unserer geistigen Güter fördern und damit echte Bildung herbeiführen.

Es gilt trotz der Not des Tages Herz und Kopf offen halten für die unvergänglichen Schöpfungen unseres Volkes in Wissenschaft und Kunst, um an ihnen die eigene Welt- und Lebensauffassung zu festigen und zu vertiefen. Damit geht Hand in Hand Erziehung zu geistiger Selbsttätigkeit und Selbständigkeit, zu tiefer Innerlichkeit und Wahrhaftigkeit, zu echter Freude an den Dingen dieser Welt.

2. Volksgemeinschaft soll durch die Volkshochschule geschaffen werden. Als Volkshochschule arbeitet sie im Geiste freier Wissenschaft ohne parteipolitische Stellungnahme. Als Volkshochschule wendet sie sich an alle Kreise und sucht ihre Helfer in allen Schichten. Wie sie keine Berechtigungen verleiht, so fordert sie auch kein Schulzeugnis. Jeder, der das 18. Lebensjahr hinter sich hat und lernen und mitarbeiten will, ist ihr willkommen.

3. Die Volkshochschule kann in folgenden vier Formen eingerichtet werden:

a) Die städtische Volkshochschule in den größeren, mittleren und kleineren Städten. Sie bietet

aa) Vortragsreihen und bb) Arbeitsgemeinschaften.

Erstere sollen nicht nur in der alten Form des Vortrags vor sich gehen, sondern können auch durch Frage und Antwort im Wechselgespräch zur Hebung der Selbsttätigkeit belebt werden. Die Arbeitsgemeinschaften sind kleinere Gruppen, bis zu 30 Personen umfassend, die in gemeinsamer Lektüre und Besprechung mannigfache Übungen unter persönlicher Anleitung vornehmen. Sie bilden den Schwerpunkt in der Arbeit der Volkshochschule.

b) Die ländliche Volkshochschule für Stadt- und Landbewohner. Sie hat die Gestalt des Schulheims als Lebens- und Arbeitsgemeinschaft. Es ist die wirksamste Form, welche die tiefgehendste Beeinflussung der Glieder unter der rechten Führung ermöglicht. Vorbild sind die dänischen Volkshochschulen.

c) Wo sich Schulheime nicht erreichen lassen, bleibt die Möglichkeit von Halbtagsschulen auf dem Lande, wie sie der württembergische Pfarrer Stürner in Weissach geschaffen hat. Innerhalb einer Dörfergruppe wird ein Mittelpunkt gewählt, an dem ein Halbtagsunterricht stattfindet. Wo diese bodenständige Einrichtung sich nicht durchsetzen läßt, kann durch Wanderkurse ein Ersatz geschaffen werden.

d) Die ländliche Volkshochschule für Industriearbeiter. Hier sollen städtische Arbeiter einige Monate auf dem Lande neben körperlicher Erholung ihre geistige Weiterbildung finden. Arbeiten in Garten und Feld wechseln mit Besprechungen und anziehender geistiger Beschäftigung ab. Die Erholungsheime werden somit eine Art von Volkshochschule.

4. Um das Gemeinschaftsleben in der Volkshochschule zu wecken und zu entfalten, genügen weder die Vortragsreihen noch die Arbeitsgemeinschaften noch die Diskussionsabende der Hörer, die sie untereinander veranstalten, sondern zur Pflege der Gemütsbildung müssen besondere Veranstaltungen getroffen werden. Dazu gehören die geselligen Abende, in denen Poesie und Musik in mancherlei Formen die Herzen aneinander binden; ferner die Hochschulwochen, welche Teilnehmer aus verschiedenen Städten und Dörfern an einem historisch und landschaftlich bedeutsamen Orte zusammenführen. So fanden sich die Thüringer z. B. in einer Wartburgwoche oberhalb Eisenachs, in einer Lauschawoche im Thüringerwald, in einer Weimarwoche im Tieffurter Park zu köstlichen, erinnerungsreichen Tagen zusammen, bei denen vor allem die künstlerischen Eindrücke tief in die Seele eindrangen, sie über die Nöte des Alltags weit hinaushoben und gegenseitig zusammenschlossen zu einem starken menschlichen Gemeinschaftsgefühl.

5. Die einzelnen Volkshochschulen mögen sich aus praktischen Bedürfnissen zu einem Verband zusammenschließen, wie dies z. B. in Thüringen geschehen ist, ohne ihre Selbständigkeit aufzugeben. Diesem Verband dienen Wanderbuchhandlungen, Wander-

bühnen, musikalische Wandertrupps, Bildersammlungen, die von der Zentrale aus besorgt werden.

6. Die Volkshochschule verlangt keine staatliche Regelung. Sie verwaltet sich selbst, wählt aus ihrer Mitte den Ausschuß und besorgt alles Nötige von sich aus. Die örtlichen Kräfte sollen sich überall selbst entwickeln und zu voller Geltung bringen. Staat und Gemeinde mögen dieser Arbeit finanziell zu Hilfe kommen, schon deshalb, weil die Volkshochschule, rein wirtschaftlich angesehen, eine Kraftquelle des Volkes ist, die jede seiner Leistungen steigert.

7. Das Programm für die Vortragsreihen muß sich nach den zur Verfügung stehenden Lehrern und nach den örtlichen Bedürfnissen richten. Die Aufstellung des Programms ist eine Aufgabe des Ausschusses im Verein mit dem Hörerrat. Die Programmreihen der Thüringer Volkshochschulen können dafür ein Beispiel liefern. (Vgl. die Blätter, welche die Volkshochschule Thüringen herausgibt. [Bureau der Volkshochschule Thüringen, Jena, Karl-Zeiß-Platz 3.] Ferner die Sammlung von Heften im „Pädagog. Magazin" über die Volkshochschule, herausgegeben von W. Rein. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne [Beyer & Mann]. Bisher sind 32 Hefte erschienen.)

8. Die Volkshochschule, arbeite sie auf dem Lande oder in der Stadt, soll eine Heimatschule sein. Tief im Volkstum verankert, soll sie in die Geschichte, in die Art und das Wesen unseres Volkes einführen und die Liebe zu Volk und Vaterland, zu Muttersprache, heimischer Kunst und Literatur stärken. Nur der kann wahrhaft der Menschheit dienen, der zuvor sein Volk begriffen und sich ihm gewidmet hat.

9. An den Volkshochschullehrer werden dem hohen Ziele entsprechend auch hohe Anforderungen gestellt. Wissenschaftlich gebildet, muß er eine starke Persönlichkeit sein voll inneren Lebens, getragen von warmer Liebe zu seinem Land und Volk. Nur von solchen Persönlichkeiten können Ströme starker Anziehungskraft ausgehen, die über Partei und Konfession hinaus die Seelen gewinnen für eine Erneuerung unseres Volkes von innen her und dabei den Teilnehmer fest an sein Deutschtum binden.

10. Die Volkshochschule leitet somit einen Kreuzzug des deutschen Geistes ein zur Eroberung der deutschen Seelen, wo sie sich finden, um sie tief einzutauchen in die vier großen Lebensgebiete des Wahren, Schönen, Guten und Heiligen. Wem die Not unseres Volkes zu Herzen geht, wer an die tausend Wunden denkt, aus denen es blutet, soll mithelfen an der Gesundung und Erstarkung unseres Volkslebens und sich als Mitarbeiter in den Dienst der Volkshochschule stellen. Die Not ist der große Lehrmeister der Menschen. Unter ihrem Druck entfalten sich die Seelen. Laßt uns die Entfaltung in die rechten Bahnen lenken!

11. Laßt uns auch nicht irre machen durch die Zweifler und Kritiker, die an jeder neuen Bewegung sofort ihren nörgelnden Scharfsinn erproben wollen. Wenn sie einen Satz aus den „Wanderjahren" herausgreifen: „Narrenpossen sind eure allgemeine Bildung und alle Anstalten dazu" und ihn auf die Volkshochschule anwenden, so beweisen sie damit nur, daß sie den Sinn der Volkshochschule nicht ergriffen haben.

12. Aller Anfang ist schwer. Jede neue Arbeit muß sich durch mancherlei Hindernisse hindurchwinden. Auch die Volkshochschularbeit muß ihre Erfahrungen machen, frohe und trübe. Manche Volkshochschule ist wieder eingegangen, weil sie den Mut verlor, weil sie noch nicht begriffen hatte, daß es nicht auf die Masse der Teilnehmer ankommt, sondern auf die Sammlung von Auserlesenen, die suchende Menschen sind, um ihrem und dem Leben ihres Volkes einen tieferen Sinn und einen wertvollen Inhalt zu verleihen.

Prof. Dr. W. Rein (Jena)



Ein Weltvagant

Da zieht ein junger Schweizer in die nordamerikanische Ferne, geladen mit Problemen der Gegenwart; Werner Zimmermann heißt er und ist Lebensreformer, Vegetarier, Anhänger der Wirtschaftslehren von Silvio Gesell. Er hält seine „Erlebnisse und Gedanken" in einem Buche fest, das auch 23 Lichtbilder nach Aufnahmen des Verfassers bringt (138 Seiten, Steiger-Verlag, Erfurt), und kehrt dann nach Europa zurück, um mit aufbauen zu helfen. Das Buch ist literarisch zwar nicht geschlossen genug, nicht einheitlich durchgearbeitet: aber der suchende junge Mensch dahinter fesselt. Er ist ein Geistesverwandter des andren oberdeutschen Weltbummlers Kurt Faber (Bücher im Verlag Robert Lutz, Stuttgart); doch ihm ist es nicht, wie anscheinend jenem Ruhelosen, um das Vagantentum an sich zu tun, sondern um Klärung. Er philosophiert; er bleibt rein dem Weib und Alkohol gegenüber; er bleibt seiner besonderen Natur überhaupt trotzig treu — wie sich auch in dem folgenden sehr ernsten Abschnitt zeigt, wo er fern in Amerika einen verbummelnden Landsmann trifft und — leider vergeblich — auf ihn einzuwirken sucht — — —

Fritz

Er war auch ein Schweizer, und ich stieß auf ihn in der Weizenernte im westlichen Kansas. An einem Sonntagvormittag nahm ich die Arbeit an einer Dreschmaschine an. Der junge Meister nahm mich gleich im Auto mit auf die Farm hinaus. In seidenem Hemd und tadellos gebügelten Hosen war er gleich von der feinen Kameradschaftlichkeit, die man zwischen Herr und Knecht wohl nur in Amerika findet. Er fragte mich, woher ich komme und wie es mir im Lande gefalle, während er die große Rennmaschine durch die staubige Landstraße flitzen ließ.

Die Farm lag zwei Meilen vom Städtchen. Bald fuhren wir in die Yard ein. Der Meister hielt vor einer Holzbaracke und rief hinein:

„Say, Fritz, here is an other Swaizer!"

Ihrer vier saßen auf einer Matratze und spielten „poker". Jeder hatte Banknoten und Geldhäufchen vor sich. Nun hob ein breitschultriger Bursche den Kopf:

„Salü! Wo zum Herrgottdonner chunsch jetz du här! Stell dys Züg afen ab, mir sy sofort fertig!"

Das war unverfälschte Bernersprache. Bald wandte er sich mir zu. Er hatte sich die beste Matratze gesichert und trat mir bereitwillig eine Hälfte davon ab.

Am Nachmittag nahm er den alten „Ford" und fuhr mich ins Städtchen. Er hielt vor dem besten „drugstore" (eigentlich Apotheke, doch mehr Wirtschaft) und entschuldigte sich:

„Schau, zu saufen gibt es hier halt nichts. Das ist ein verfluchtes Land für meinen Magen! Ich bin nur hier, um Geld zu machen. Nächstes Jahr gehe ich nach Frankreich oder Südamerika, wo es noch billigen Wein gibt. Komm, hier haben sie noch Bier. Es ist zwar verflucht schlecht, nur gefärbtes Wasser, keine Kraft mehr drin. — Was, du saufst überhaupt nichts? Frissest ice-cream?"

Bald brachte das Mädchen zwei Schalen Eisrahm mit Erdbeersaft. Mein Kamerad faßte das winzige Silberlöffelchen mit seinen klobigen Fingern und begann mit grimmiger Miene zu schlecken.

„Hätte mir in der Schweiz jemand gesagt, ich würde je solches Zeug fressen, ich hätte ihn zum Grind getroffen. Jetzt muß ich's doch tun, da es nichts anderes gibt. Da siehst, wie weit man herunterkommt in diesem Lande! Ich habe einfach keine Kraft und keine Freude mehr, seit es trocken ist. [Alkoholverbot! D. T.] Ich habe schon die längste Zeit nicht mehr gerauft. Was war ich früher für ein Kerl!" —

Von da an hielten wir zusammen. Wir zogen mit der Dreschmaschine hinaus auf die Felder und schliefen bei den Strohstöcken. Fritz kaufte zwei Wolldecken. Nach getanem Tagewerk legten

wir uns nebeneinander nieder, plauderten zusammen und staunten in die Sterne, bis wir einschliefen und goldner Morgenschein unsere Lider wieder hob.

Wir gewannen uns mehr und mehr lieb. Die Arbeit war sehr schwer, da wir meist Stöcke zu dreschen hatten. Im westlichen Kansas mäht man den schön stehenden Weizen nur oben ab und führt dieses schwere Stroh an zwanzig Meter lange, sechs Meter hohe und breite Haufen. Je zwei liegen gleichlaufend nebeneinander. Die Maschine fährt an die Spitze und streckt den Ladekänel zwischen hinein. Nun heißt es das Stroh hineingabeln. Auf jeder Seite sind drei „pitcher", und keiner darf mit seinem Drittel zurückbleiben. In anderthalb Stunden jagt man zwei Stöcke durch, worauf man sofort aufprotzt und zu den nächsten fährt. Die Nikotinsklaven ergattern knapp Zeit, eine Zigarette zu rollen und in hastigen Zügen herunterzuziehen. Dann rattert die Maschine schon wieder.

Wir hatten fürchterliches Wetter. Während eines Monats sahen wir kein Wölklein am Himmel. Die Hitze lag brütend auf uns. Erhob sich ein Lüftchen, so war es glühend, daß wir uns nach Windstille sehnten. Wir arbeiteten elf bis zwölf Stunden, waren bezahlt nach der Körnermenge, die wir ausschieden, und machten im Tag neben dem Essen über acht Dollars. Jede Woche gaben drei, vier langjährige Arbeiter auf.

Nach einer Woche meinte Fritz eines Abends:

„Du bist doch der zäheste Hagel, den ich je angetroffen habe. Das hätte ich nie geglaubt, daß einer ohne Fleisch so schwere Arbeit leisten könnte. Und zu Morgen frissest überhaupt nichts als einige Aprikosenschnitze. Warum nimmst kein Fleisch? Das gibt doch Kraft!"

„Das Gegenteil ist wahr! Du weißt, ich komme von Stubenarbeit her. Würde ich Fleisch oder überhaupt zu viel essen, ich wäre längst zusammengebrochen. Ich will dir erklären, warum: Durch die Arbeit braucht sich unser Körper ab. Um die abgenützten Muskeln und Gewebe wieder aufzubauen, haben wir Eiweiß nötig. Dazu genügt aber, wenn ein Zehntel der Nährstoffe aus Eiweiß besteht. Dieses Zehntel erhalten wir bei jeder Art Pflanzennahrung, sogar in bloßen Kartoffeln. In Fleisch, Eiern, Käse besteht dagegen mehr als die Hälfte des Nährwertes in Eiweiß. Dieser unsinnige Überschuß muß nun auch im Körper verbrannt werden, wie Fett und Stärke. Dabei entstehen Gifte, wie die Harnsäure. Diese muß der Körper wieder ausscheiden, damit er nicht zusammenbricht. In Fluten Wasser sucht er sie durch Nieren und Haut wegzuschwemmen. Verstehst du jetzt, warum ihr Fleischesser stets so viel mehr Durst habt und schwitzt als ich? Warum man am stärksten ist, wenn man dem Körper nur gerade die Nahrung gut gekaut gibt, die er unbedingt nötig hat, statt daß er seine Kraft brauchen muß, um den Nahrungsüberschuß und die Gifte fortzuschaffen?"

„Du magst recht haben. Doch ohne Fleisch und tüchtiges Frühstück könnte ich einfach nicht arbeiten. Ich bin halt so gewöhnt."

Ich arbeitete immer ohne Hut und ohne Hemd. Nach den ersten Tagen verstummten die wohlgemeinten Warnungen sowohl als die spöttische Schadenfreude. Ich tat meine Arbeit mit der zähen Verbissenheit, mit der ich früher meinen Weg auf einen Eisgipfel hackte, unermüdlich, heiter, ohne Brummen. Je schwerer die Arbeit, desto besser die körperliche Ausbildung. Ich faßte sie immer als Sport auf. Ich war prächtig kupferrot. Wer mich nicht kannte, fragte oft, ob ich ein Vollblutindianer sei. Wie lachten doch meine Kameraden, als ich ihnen erzählte, in der Schweiz hätten mich die Wirte und Alkoholsklaven „Sirupindianer" getauft!

An einem Sonntagvormittag ging ich mit Fritz über Feld. Die Gegend fesselte mich ungemein. Hier konnte ich mich zum erstenmal ins alte Indianerleben hineinphantasieren. In weiten, flachen Wellen zog das Land nach Süd und Nord, die Höhen in leuchtendem Weizengold, die Tiefen in mattem Steppengrau. Die kleinen Seitenmulden waren früher der Zufluchtsort der Büffel und Indianer, wenn des Winters Stürme tobten.

Fritz war in düsterer Stimmung, wie immer, wenn er nichts zu tun hatte. Ich versuchte, ihn aufzuheitern.

„Die Stille hier tut mir so wohl. Sieh, wie über jenen Höhen die Hitze flimmert, wie alles so friedlich ist, so ganz sonntäglich!“

Er schwieg, stierte vor sich hin.

„Was fehlt dir? Kannst dich denn gar nicht freuen?“

Nun fluchte er fürchterlich:

„Das ist doch kein Leben hier! Nichts zu saufen und keine Weiber! Und das ist doch das einzige, was man hat auf der Welt. So halte ich's nicht mehr aus! Nächste Woche gehe ich nach Kansas City.“

„Die große Leere gähnt wieder in dir. Versuche sie doch einmal auszufüllen, nicht immer nur zu betäuben!“

„Es ist zu spät. Ich kann mich nicht mehr ändern.“

„Dummes Zeug! Du stehst in voller Manneskraft. Du bist fein ausgestattet, hast gute Kleider, eine goldene Uhr und vierhundert Dollars. Da läßt sich vieles machen.“

„Ja, und hätte ich dich zwei Monate früher getroffen, so wäre ich noch um zweihundert Dollars reicher. Ich ging nach Cheyenne und half es trocken saufen. Dort gingen sie drauf.“

„Die hast du in weniger als einem Monat wieder. Dann rentest du eine Farm, damit du irgendwo daheim bist und an etwas Freude hast. Ich komme und helfe dir. Willst?“

„Da sollte ich ein gutes Fraueli haben.“

„Hast mir nicht vom Lisi geredet? Warum nicht nochmals gehen und es fragen?“

„Nein, ich kann nicht mehr. Vier Jahre wartete es auf mich. Es wollte den Beweis, daß ich ein Mann sei und sechshundert Dollars sparen könne. Dreimal hatte ich das Geld, dreimal wollte ich gehen und dreimal blieb ich in der Stadt hängen. Jetzt ist es Krankenschwester.“

„Diesen Schritt tat es aus Verzweiflung. Ich will zu ihm gehen und für dich reden. Soll ich?“

„Das nützt nichts. Auch will ich überhaupt nicht heiraten. Die Weiber sind alle falsch und treulos. Jede kannst verführen, jede. Ich habe es tausendmal ausprobiert. Und käme ich meiner Frau dahinter, ich würde sie erwürgen!“

„Da siehst du wieder, wie du bist. Du führst ein solches Lumpenleben. Hast du daher ein Recht, eine Frau zu verurteilen, die durch die Lieblosigkeit ihres Mannes einem andern in die Arme getrieben wird? Wagst du es, ein Mädchen zu verachten, das von euch Schuften in schwachem Augenblick verführt wurde? Vergiß auch nicht, daß du wahre Frauen gar nicht kennst. Die Mädchen sind im Durchschnitt viel edler als die Männer. Doch müssen sie sich anlehnen können. Das ist Frauennatur. Was können sie nun dafür, wenn viele zu dem werden, was das Scheusal von Mann von ihnen verlangt!“

„Ich weiß schon, daß ich ein ganz Verworfener bin.“

„Nein! Das bist du gar nicht! Du hast nie etwas gestohlen, meinst es gut mit allen Menschen, nur mit dir selber nicht. Ein so riesenstarker Bursche wie du kann sich doch sicher zusammennehmen und sich aus dem Sumpf herausreißen!“

„Du hast gut reden! Weißt, was für eine Vergangenheit ich nachzuschleppen habe? Daß meine Großmutter mir schon als kleinem Knaben Schnaps gab? Daß mir nie jemand ein gutes Wort schenkte? Daß ich weiß, daß mein ganzes Leben verpfuscht ist und ich nur im Saufen das Elend vergessen kann? Du kannst schon sagen!“

„Was hinter dir liegt, ist vorbei. Laß es liegen! Jeder Mensch hat einen guten Kern. Du brauchst nur für dein Inneres Partei zu ergreifen, dann fallen die schlimmen Anhängsel von selber ab. Ich weiß wohl, daß du viel schwerer hast als andere. Doch dafür bist du auch stärker und kannst dich des Sieges um so mehr freuen. Schau', nach jeder Betäubung kommt ein Erwachen, und dieses ist jedesmal schlimmer. Sogar die Arbeit bedeutet nur Betäubung für dich. Was willst du im Alter tun, wenn du nichts sparst?“

„Ho, meinst, ich werde alt? Ich mache mich vorher kaput!“ — —

An einem der heißesten Nachmittage, als die Arbeit zur verhaßten Qual wurde, wollte uns die Meistersfrau eine Freude machen und uns durch ein gutes „z'Vieri“ aufmuntern.

Sie schickte Kaffee, lange, feine Würste und Brot zu uns heraus. Mit lautem Halloh stürzten sich meine Kameraden darauf, legten sich grinsend in den Schatten des Lokomobils. Ich setzte mich ruhig auf dem Strohstock nieder und schaute ihnen lächelnd zu. Sie winkten mir:

„Komm doch auch! Schau', welch feine Wurst!"

Ich schüttelte dankend den Kopf und rief ihnen zu:

„Ihr werdet büßen müssen und nach einer halben Stunde an mich denken!"

Sie lachten ungläubig und schlangen weiter. Wenn es doch nichts kostete! — Es ist ein Unsinn, einem übermüdeten, überhitzten Körper Nahrung zuzuführen, seine Arbeitskraft noch mehr zu überlasten. Doppelt unsinnig ist es aber, ihm Gifte, wie Kaffee und Tierleichenbrei einzugeben! Es verging denn auch keine halbe Stunde, so lagen drei der Burschen keuchend neben den Stöcken und gaben die Arbeit auf. Sie verschafften uns einen frühen Feierabend.

Nach einer Woche hielt Fritz es nicht mehr aus, und ich fuhr mit ihm nach Kansas City. In fiebernder Ungeduld glänzten seine Augen. Als wir aus der großen Bahnhofhalle traten, meinte er:

„Was glaubst, wohin gehen wir zuerst? — In die deutsche Kirche. — Gelt, das hättest auch nicht geglaubt, daß ich so fromm wäre!"

Verwundert folgte ich ihm. Richtig, da hielten wir vor einem Gotteshaus, einem roten Backsteinbau mit hohen, bemalten Kirchenfenstern. Fritz stieg die Treppe hinauf und öffnete die schwere Eichentüre. Wir traten in einen Vorraum. Da saß ein Mann mittleren Alters, mit Schnurrbart und verschlagenem Gesicht, auf einem Stuhl. Er fragte Fritz brummig, in deutscher Sprache:

„Was willst du hier?"

„Nun, hinab! Ich bin Schweizer und hier gut bekannt. Ist noch immer der Seppel ‚bartender' (Schenkwirt)?"

Der Mann musterte uns mißtrauisch. Dann gab er uns den Weg frei. Wir stiegen eine schmale Treppe hinab und gelangten in einen raucherfüllten Saal. Hier tranken Männer und Frauen Bier und spielten Karten: ein deutscher Klub!

An der „bar" wurde Fritz mit Augenzwinkern begrüßt:

„Wo kommst her? Hast brav Geld gemacht in der ‚harvest' (Ernte)?"

Geschmeichelt begann Fritz zu erzählen, obschon kaum jemand zuhörte. Dazu schüttete er ein Bier ums andere hinunter. Widerwillig trank ich eine Limonade und las einige Zeitungen. Vergebens versuchte ich immer wieder, ihn zum Fortkommen zu bewegen. Schließlich sagte ich, ich wolle gehen, um Zimmer zu besorgen, die Stadt anzusehen, und werde neun Uhr abends wieder kommen, um ihn abzuholen. Ich halte einfach diese Stinkluft nicht mehr aus.

Als ich zur festgesetzten Stunde wieder eintrat, spielte Fritz um Geld. Seine Augen waren glasig. Hie und da stand er auf und schritt wuchtig und aufrecht in ein verstecktes Gemach, das Allerheiligste, wo Schnaps ausgeschenkt wurde.

Dreimal forderte ich ihn auf, zu kommen. Seine Partner lächelten spöttisch und wollten mir Bier zahlen. Um elf Uhr erklärte Fritz zu mir:

„So, jetzt spielst noch Klavier! Da drüben ist ein gutes. Dann gehen wir."

Zu den andern meinte er stolz:

„Der kann nämlich spielen! Er ist auch ein Schweizer! War Lehrer draußen! Ist der smarteste Kerl, den ich je getroffen! Säuft nichts und frißt kein Fleisch und tut doch alle schwere Arbeit!"

Nun bestürmten mich auch die andern. Ekler Bierdunst schlug mir ins Gesicht. Wie sie mich anwiderten, diese gemästeten Philister mit ihren schnodderigen Redensarten! Fritz' wegen willfahrte ich ihrem Wunsche.

Kosend glitt ich über die Tasten. Eins ums andere meiner Lieblingsmotive ließ ich wieder erstehen aus langem Winterschlaf. Meine Brust wogte reich und voll. Ich wußte nicht mehr, wo ich war. Eine rauhe Stimme forderte:

„Spiel' die Wacht am Rhein!"



In trotziger Kraft füllten die mannhaften Klänge den Saal. Bierheisere Stimmen fielen ein. Die ganze Schar stand auf. Vergessen waren Bier und Schnaps und Kartenspiel. Aus tiefster Versenkung stieg die Heimat auf, so lieb, so vertraut wie ein glückseliger Traum — Mutter — Vater — der Dorfbach — das Feierabendläuten — —

„Lieb Vaterland, magst ruhig sein" —

Und es lag doch in Schande und Elend! Und sie hatten es verraten, verleugnet, des Mammons, des Schwelgerlebens wegen!

Heimat! — Das Lied war verklungen. Und noch immer standen die Männer. Einige Augen schimmerten feucht. Ich wagte kaum zu atmen. Die weihevolle Stille war ein Gebet.

„Spiel' einen Tanz!"

Ihr Armen, gibt's nur noch Betäubung für euch! Ich gehorchte. Dann lenkte ich über zu Mozart und Haydn. Deren edle Fröhlichkeit tat ihnen gut.

Sie boten mir die besten Zigarren, den feinsten Schnaps an. Ich schüttelte den Kopf und schaute sie traurig an. Sie senkten den Blick.

Einer mittleren Alters, mit leidenden Augen, in abgetragener Kleidung trat zu mir:

„Begleite mich!"

Mit weicher, geschulter Tenorstimme sang er drei, vier Lieder. Tiefe Empfindung zitterte darin. Sang er wohl einst vor auserwähltem Kreise?

Morgens halb ein Uhr folgte mir Fritz endlich.

Am nächsten Nachmittag weigerte ich mich, wieder in die „Kirche" zu gehen. Fritz war niedergeschlagen. Ich sah, wie die Leere ihm bis in den Hals heraufstieg. Er brummte:

„Was soll man denn mit dir anfangen! Du hast ja an nichts Freude! Wollen wir zwei Mädchen auftreiben? Ich weiß wo!"

„Nein. Ich frage dem nichts nach. Ich spare meine Kräfte, um einst feine, gesunde Kinder auf die Welt zu stellen. Ich kann in ein ‚picture-show' (Cinema) gehen."

„Gut!"

Er stürzte davon, floh vor mir wie in Verzweiflung. Wie sollte ich ihm helfen!

Lisis Adresse wollte er mir nicht geben. Wie hätte ich auch einem edlen Mädchen zumuten dürfen, sein Leben für einen versoffenen Schwächling zu opfern, ohne sichere Aussicht auf eine lichtere Zukunft!

Eines Tages führte mich Fritz zu einem alten Schweizermütterchen, dem er Brot und Eier und Mehl und Butter brachte. Den Dank lehnte er rauh ab.

Dann führte er mich zu einer Familie aufs Land, zu lieben Leuten, die Fritz jederzeit ein Heim boten. Doch auf meine Hoffnungsäußerung, er könne sich am Ende doch noch bessern schüttelten sie leise den Kopf. Sie kannten ihn zu lange ...



Kriegführung und Politik

Unter diesem Titel hat General Ludendorff seinen „Kriegserinnerungen" und „Dokumenten" ein drittes Werk (Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1921, geb. 60 M) folgen lassen, das an Bedeutung die erstgenannten zweifellos noch übertrifft.

Nach Ludendorffs eigenen Worten soll dieses Werk „zur Klärung beitragen und uns die politische Bildung gewinnen helfen, die die anderen Völker in ihren breiten Schichten besitzen. Ehe dies nicht geschehen ist, wird viele vaterländische Arbeit sich als vergeblich herausstellen, werden die das Beste für das deutsche Volk erstrebenden Führer keinen Widerhall bei den Massen finden, auf die sie um so mehr angewiesen sind, je weniger tatsächliche Macht sie selbst

in Händen haben". Wir stehen am Ende eines Abschnittes deutscher Geschichte und am Anfang eines neuen. „Dafür ist ein klarer Blick über die jüngste Vergangenheit von Nutzen, nicht um zu hadern, sondern um für die Zukunft zu lernen." Diesen Zweck erfüllt das Buch in hervorragendem Maße.

Seitdem ist eine Hochflut von Kriegsliteratur und Presseerörterungen erschienen, wobei Ludendorff von seinen Anhängern in den Himmel erhoben, von seinen Gegnern mit Schmutz beworfen worden ist. Die Stellungnahme war vielfach vom Parteistandpunkt beeinflußt. Aber auch sachliche Kritik haben Kriegführung und Maßnahmen Ludendorffs in reichem Maße erfahren. Es ist von hohem Reiz, den General sich mit seinen Gegnern auseinandersetzen zu sehen. Es geschieht in vornehmer und sachlicher Weise. Schonungsloser Drang nach historischer Wahrheit durchzieht das ganze Werk. Kein gegen Ludendorff vorgebrachter Einwand bleibt unberücksichtigt. Die Darstellung ist klar und überzeugend. Die bisher vielfach noch nicht genügend erkannten Gründe und inneren Zusammenhänge werden aufgehellt, manches neue interessante Material beigebracht, viele Einwände widerlegt, aber auch das eigene Tun und Lassen kritischer Prüfung unterworfen, begangene Fehler und Unterlassungen ungeschminkt zugegeben. Glühende Vaterlandsliebe und das heiße Streben, die Wahrheit zu ergründen, durchziehen das Buch. Daß gleichwohl die Behandlung des gewaltigen Stoffes den subjektiven Standpunkt nicht verleugnet, ist selbstverständlich. Der Wert des Werkes wird dadurch nicht beeinträchtigt.

Der unlösbare Zusammenhang zwischen Politik und Kriegführung und die Feststellung des wahren Wesens des Krieges, das bis zum bitteren Ende bei uns vom Volk und von den Staatsmännern verkannt worden ist, sind die beiden Leitgedanken, die das Werk durchziehen. Daneben nehmen die Abhandlungen, in denen der General die gegen seine Kriegführung erhobenen Vorwürfe zu entkräften sucht, naturgemäß einen breiten Raum ein. Auch die Kriegführung der ersten und zweiten Obersten Heeresleitung, deren Kritik Ludendorff bisher vermieden hatte, wird einer kurzen Würdigung unterzogen. Diese Abschnitte sind für den Militär natürlich von besonderem Interesse, aber auch für den Laien verständlich und fesselnd geschrieben. Bei der Fülle des Stoffes kann der überreiche Inhalt der 342 Seiten hier nur angedeutet werden.

Vortrefflich sind die Gedanken, die Ludendorff im engen Anschluß an den klassischen Altmeister Clausewitz, dessen Lehren unserem Generalstab als Grundlage gedient haben, über Politik und Kriegführung entwickelt. Die noch heute gültigen Lehren Clausewitz' erfahren hiedurch eine den heutigen modernen Zeitverhältnissen angepaßte wertvolle Erweiterung. Kriegführung und Politik, wobei die Kriegführung bewußt vorangestellt wird, gehören so untrennbar zusammen, daß sie schließlich eins sind. Dieselbe Frage hat übrigens bereits vor Ludendorff der österreichische General Alfred Krauß in seinem Werk „Die Ursachen unserer Niederlage" (Verlag Lehmann, München) behandelt. Dieses in jeder Hinsicht ausgezeichnete Werk, das jenes Problem mehr vom österreichischen Standpunkte aus betrachtet, kann als wertvolle Ergänzung zu Ludendorff warm empfohlen werden. Wenn Clausewitz den Krieg „die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln" nannte, so dachte er hiebei, den damaligen Zeitverhältnissen entsprechend, nur an die äußere Politik, deren Vorrang vor der Kriegführung anzuerkennen ist. Daneben gibt es aber auch noch eine innere Politik und eine Wirtschaftspolitik. Diese beiden müssen sich bei dem heutigen Charakter des Krieges, der ein Daseinskampf der Völker geworden ist, jedoch unbedingt der Kriegführung unterordnen. Der Satz Clausewitz' muß daher heute lauten: „Der Krieg ist die äußere Politik mit anderen Mitteln", und muß ergänzt werden durch den Satz: „Im übrigen hat die Gesamtpolitik dem Krieg zu dienen." An dieser mangelnden Übereinstimmung zwischen Politik und Kriegführung sind wir letzten Endes im Weltkrieg gescheitert. Das von Ludendorff hiefür beigebrachte wuchtige, unwiderlegliche Beweismaterial wirkt geradezu erschütternd. Die Politik hat während des Krieges die Kriegführung nicht nur nicht unterstützt, sondern in zahlreichen Fällen behindert

und sogar erschwert. Ludendorf wirft daher die Frage auf, ob bei der heute ja wohl allgemein erkannten und anerkannten trostlosen Unfähigkeit der damaligen leitenden politischen Staatsmänner die O.H.L. nicht im Interesse des Staatswohles die Diktatur hätte ergreifen sollen, und bejaht diese Frage. 1916 wäre dies nach Übernahme der O.H.L. durch Hindenburg noch unschwer möglich gewesen. Doch damals war von der O.H.L. die Unfähigkeit des Reichskanzlers noch nicht in vollem Umfange erkannt worden. 1918 aber hatten sich, gefördert von der politischen Reichsleitung, die Verhältnisse im Innern bereits so unerfreulich entwickelt, daß es ohne schwere Erschütterungen und Reibungen wohl kaum mehr möglich gewesen wäre. „Trotzdem", schreibt Ludendorff, „hätte die O.H.L. mit Zustimmung der Krone an Stelle der unfähigen Regierungsgewalt die Diktatur ergreifen müssen, auch wenn ich daran zerschellt wäre." Staat und Monarchie wären dann vielleicht noch zu retten gewesen.

Die Versäumnisse der politischen Leitung des Reichs reichen weit in die Zeit vor dem Kriege zurück. Unsere Wehrkraft ist nicht genügend ausgenützt worden, obwohl der Generalstab dies mehrfach beantragt hatte. Es ist beschämend, daß wir uns von einem Feinde (General Buat, Die deutsche Armee im Weltkriege, Wieland-Verlag, München 1921) dies vorrechnen und höhnisch vorhalten lassen müssen. Hienach hätten wir mit 900 000 Mann mehr in den Krieg eintreten können. Wir hätten dann die Marneschlacht und damit voraussichtlich auch den Krieg gewonnen. Auf die Mängel und Sünden der äußeren Politik vor dem Kriege sei nicht weiter eingegangen. Sie sind zur Genüge bekannt. Noch nicht bekannt war dagegen die Feststellung Ludendorffs, daß der Reichskanzler um den Plan des Durchmarsches durch Belgien gewußt hat. Gleichwohl ist für die unendlich wichtige diplomatische Vorbereitung und spätere Begründung dieses schwerwiegenden Schrittes nichts geschehen. Ebensowenig ist die wirtschaftliche Mobilmachung vorbereitet worden, obwohl dies bereits 1906 vom Generalstab angeregt war. Die Gleichgültigkeit der deutschen Politik gegen die innere Entwicklung Österreichs war gleichfalls ein schwerer Fehler, der sich im Kriege bitter gerächt hat.

Wie dann während des Krieges von der dazu berufenen Reichsregierung nichts geschah, um den Volksgeist zu heben und den Siegeswillen im Volke zu stärken, ist noch in frischer Erinnerung. Daß dieser Krieg ein Kampf ums Dasein der Völker war, in dem es nur Sieg oder Niederlage, aber keine „Verständigung" geben konnte, ist sowohl von der Reichsleitung wie vom Volke verkannt worden. Nach der Marneschlacht war es geboten, das Volk über den Ernst der Lage aufzuklären. Die Kraftäußerung des Heeres ist vom Volksgeist in der Heimat abhängig. Denn aus der Heimat schöpft das Heer nicht nur Ersatz, Verpflegung, Munition, Kohlen, Eisen usw., sondern auch die geistige Kraft, die es zur Überwindung des Feindes braucht. Der Siegeswille im Volke, den unsere Gegner in richtiger Erkenntnis des wahren Wesens dieses Krieges so meisterhaft zu stärken wußten, war daher von entscheidender Bedeutung. Seine Hebung war Sache der inneren Politik. Hierin ist aber so gut wie nichts geschehen. Ludendorffs Buch ist in dieser Hinsicht eine fortgesetzte schwere Anklage, die durch das beigebrachte überzeugende Beweismaterial leider nur allzu berechtigt erscheint. Unter stillschweigender wohlwollender Duldung der Reichsregierung ist durch defaitistische und linksgerichtete Kreise nebst ihrer zersetzenden Presse, ferner durch die ungehemmte feindliche Propaganda, endlich durch die landesverräterische Wühlarbeit der U.S.P. der Volksgeist planmäßig derart vergiftet worden, daß dem auch schließlich das Heer erlegen ist. Insofern behält das Wort vom „Dolchstoß in den Rücken des Heeres" nach wie vor Geltung. Mit tiefem Schmerz muß Ludendorff den Rückgang der Güte des Heeres feststellen, das 1918 kein absolut zuverlässiges Instrument mehr in der Hand des Feldherrn gewesen ist.

Bei Beurteilung der Führungsmaßnahmen muß dies in Rechnung gestellt werden. Nach Oberst Bauer (Der große Krieg in Feld und Heimat, Tübingen 1921, Osiandersche Buchhandlung) betrug die Zahl der Drückeberger und Fahnenflüchtigen im August 1918 bereits etwa eine Million! 200 000 Mann mehr aber hätten genügt, uns den Endsieg zu verbürgen. Luden-

dorff beklagt es denn auch mit Recht, daß sogar die militärische Rechtsprechung ganz unter dem Einfluß des unklaren Denkens der Heimat stand, die fortwährend auf Straferlaß drang und die Militärstrafgesetze milderte. Sie konnte sich nicht zu schweren Strafen, geschweige denn zur Verhängung der Todesstrafe entschließen. Zum Vergleich seien hier die nach einem Bericht der Humanité vom 22. 9. 21 durch Kriegs- und Militärgerichte in Frankreich verhängten Strafen angeführt. Es erfolgten während des Krieges in Frankreich allein 67 387 Verurteilungen zu über 300 000 Jahren Gefängnis, darunter 1627 Todesurteile.

Die ständige Betonung unserer Friedensbereitschaft verurteilt Ludendorff. Sie ist uns vom Feinde mit Recht als Schwäche ausgelegt worden und hat seinen Willen zum Sieg gestärkt, unserer Kriegführung daher indirekt geschadet. Man kann Ludendorff den Vorwurf nicht ersparen, daß die O.H.L. sowohl das Friedensangebot vom 12. 12. 16 als auch die Friedensresolution vom 19. 7. 17 mit allen zu Gebote stehenden Mitteln hätte verhindern sollen.

Die Frage der Selbständigkeitserklärung Polens rückt in neue Beleuchtung. Der Gedanke stammt von der Politik. „Es ist eine geschichtliche Unwahrheit, wenn die dritte O.H.L. mit dem Gedanken der Selbständigkeitserklärung Polens belastet wird.“ Die Reichsleitung ist von der O.H.L. von der Ausnutzung irgendwelcher Friedensmöglichkeiten mit Rußland nicht abgehalten worden. Die O.H.L. ist auch später niemals ein Hindernis für die Anbahnung oder Ausnutzung von Friedensmöglichkeiten gewesen. Der Beweis hiefür wird unwiderleglich erbracht und insbesondere dem törichten Gerede von den annexionistischen Kriegszielen der O.H.L. ein Ende gemacht. Der Reichskanzler dagegen hat es vielfach nicht für der Mühe wert gehalten, die O.H.L. von allen unternommenen Friedensschritten zu unterrichten. Auch hierin äußert sich wieder ein bedauerlicher Mangel an Übereinstimmung der beiden auf engstes Zusammenwirken angewiesenen Stellen. Unter Hertling war es in dieser Beziehung noch schlimmer geworden als unter Bethmann. Die vielfach verschlungenen und dunklen Pfade der zahlreichen Friedensfühler sind noch nicht völlig aufgeklärt. Ludendorff bringt hierüber zahlreiches neues Material.

Die Verbringung Lenins nach Schweden ist nicht durch die O.H.L., sondern auf Veranlassung der Sozialdemokraten durch die Reichsregierung erfolgt. Die O.H.L. hat sich dem nicht widersetzt, da ihr vom Standpunkt der Kriegführung aus schließlich jedes Mittel recht sein konnte, durch das Rußland bezwungen und der Feind im Osten erledigt wurde. Dagegen kann man der O.H.L. vorwerfen, daß sie aus unangebrachter Rücksicht auf innerpolitische Widerstände es unterlassen hat, im Frühjahr 1918 den Stoß ins innere Rußland fortzusetzen und der Bolschewistenherrschaft in Petersburg und Moskau ein Ende zu bereiten. Es wäre dies damals mit geringen Kräften möglich gewesen. Unendliches Unheil wäre dadurch für Rußland und Deutschland erspart worden. Ludendorff selbst gibt zu, daß diese Unterlassung ein Fehler war. Die bolschewistenfreundliche Politik unseres auswärtigen Amtes erfährt hiebei eine eigenartige Beleuchtung.

Die berühmte Denkschrift des Grafen Czernin wird als Bluff und Einschüchterungsversuch gegenüber der O.H.L. charakterisiert.

Einen breiten Raum des Buches nehmen naturgemäß die militärischen Betrachtungen ein. Mit Rücksicht auf den verfügbaren Raum muß ich mir leider versagen, näher darauf einzugehen, manches ist anfechtbar. Überrascht ist man, daß die Verwässerung des genialen Schlieffenschen Operationsplanes, die von Sachverständigen allseitig und mit vollem Recht verurteilt wird, bei Ludendorff Gnade findet. Erklärlich wird dies dadurch, daß Ludendorff selbst hieran nicht ganz unbeteiligt gewesen sein dürfte. Die Akten über die Marneschlacht können nunmehr als geschlossen gelten. Die Marneschlacht ist durch Verschulden der obersten Führung verloren worden.

Das Urteil Ludendorffs über die Strategie Falkenhayns ist, bei aller Zurückhaltung im Ton, doch durchaus ablehnend. Dem kann man rückhaltlos zustimmen. Mit besonderem Bedauern wird man über die versäumten Gelegenheiten lesen, 1914 und 1915 im Osten einen wirklich

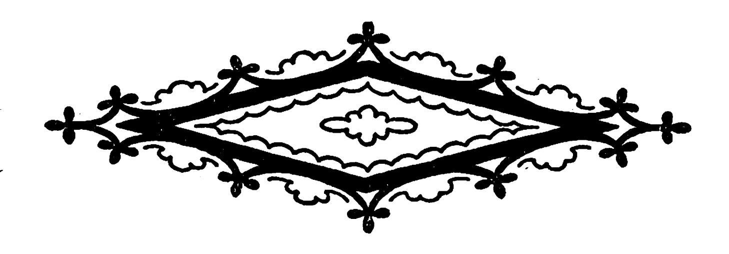
entscheidenden Erfolg zu erreichen. Bei dem Widerstreit Falkenhayn-Ludendorff stehe ich unbedingt auf Ludendorffs Seite. Ludendorff faßt gleich dem großen Moltke die Strategie als „System der Aushilfen“ auf und ist im Gegensatz zur „Ermattungs- oder Zermürbungsstrategie“ Vertreter der „Vernichtungsstrategie“. Letzteres war unbedingt richtig, besonders unter den Verhältnissen des Weltkrieges, wo die Zeit gegen uns war. Ludendorff vertritt daher auch die Meinung, daß dem Angriff auf Serbien die Auseinandersetzung mit Rumänien und dieser wieder ein Angriff auf Rußland folgen mußte, um fortzusetzen, was 1915 begonnen war und im Osten reinen Tisch zu machen, bevor man sich dem Westen zuwandte. Dem kann man nur beistimmen. Der Angriff gegen Italien 1917 konnte aus Mangel an Kräften zu keiner großen entscheidenden Kriegshandlung gestaltet werden.

Daß der letzte große Angriff, der die Kriegsentscheidung bringen sollte, im Westen angesetzt wurde, war richtig. Darüber ist sich die militärische Kritik nunmehr so ziemlich einig. Vielfach wird Ludendorff vorgeworfen, daß er die Kräfte zu sehr verzettelt und nicht alle verfügbaren Kräfte zur Entscheidung herangebracht habe. Ludendorff vermag diesen Vorwurf wirksam zu entkräften. Dagegen halte ich nach wie vor sowohl die gewählte Angriffsrichtung als auch insbesondere die Durchführung der großen Märzoffensive 1918 für verfehlt. (Vgl. meinen Aufsatz im „Türmer“ 1921, Heft 12, S. 390.) Die Begründung dieser Meinung würde einen eigenen Aufsatz erfordern. Wer sich hiefür interessiert, findet Näheres in der auf unanfechtbare, amtliche Dokumente gestützten ausgezeichneten kleinen Schrift „Die Märzoffensive 1918 an der Westfront“ von Major und Archivrat Otto Fehr (Verlag K. F. Köhler, Leipzig 1921, 48 S. Preis 10 M). Das Dunkel, das bisher auf dieser für den Ausgang des Krieges entscheidend gewordenen Kriegshandlung gelegen war, wird hiedurch nunmehr gelichtet. Ludendorff hat in diesen für das Schicksal des deutschen Volkes entscheidenden Tagen als Feldherr nicht das geleistet, was man nach seinen früheren Leistungen von ihm zu erwarten berechtigt war. Man wird daher bezweifeln dürfen, ob die Geschichte Ludendorff künftig in einem Atem mit den größten Feldherrn aller Zeiten nennen wird. Ich stimme in allem den ebenso geistvollen wie gründlichen Ausführungen des Majors Fehr rückhaltlos zu. Es liegt eine eigene Tragik darin, daß während des Krieges nicht nur die politische Führung, sondern gerade in den beiden entscheidenden Höhe- und Wendepunkten — Marneschlacht und Märzoffensive 1918 — auch die militärische oberste Führung versagt hat. Wenn Ludendorff trotz dieses Mißerfolges seinen starken Glauben an den Sieg nicht verloren und mit zäher Energie noch weiter um den Sieg gerungen hat, so kann ihm daraus kein Vorwurf gemacht werden. Es wäre im Gegenteil nur wünschenswert gewesen, wenn er diesen starken Siegeswillen auf das ganze Volk hätte übertragen können. Manches wäre dann anders und nicht so schlimm gekommen. Doch das Volk war über den Vernichtungswillen unserer Feinde nicht aufgeklärt, kein Staatsmann hatte seinen Geist gestählt und zum äußersten Widerstand aufgerüttelt. So mußte denn kommen, was kam. Die Revolution tat noch ein übriges.

Wer aber etwa auf Grund obiger Ausführungen höhnisch ausrufen wollte: „Seht, Ludendorff und die oberste militärische Führung allein sind an unserem Zusammenbruch, an unserem Unglück schuld“, der irrt. Denn die Hauptschuld trifft das Volk. Trotz unzweifelhafter Mängel der Führung hätte im März 1918 immer noch der Endsieg errungen werden können, wenn nicht auch die Armee, vergiftet vom Geiste der Heimat und angefressen von den Vorboten der Revolution, teilweise versagt hätte. Sie hat trotz bewunderungswürdiger Einzeltaten, die dafür in um so hellerem Lichte erstrahlen, nicht mehr in vollem Umfange das geleistet, was die Führung billigerweise von ihr verlangen konnte und durfte. Dies feststellen zu müssen, ist Ludendorff wohl am schwersten gefallen. Wenn heute noch mit Recht das hohe Lied des Heeres, das Unvergleichliches geleistet hat, gesungen wird, so bezieht sich dies in erster Linie auf die Frontkämpfer 1914, 1915 und 1916. Von 1917 ab begann die Infektion der Heimat auch auf das Heer überzugreifen, und 1918 war es nicht mehr in allen Teilen über jedes Lob erhaben.

Wenn Ludendorff im März 1918 den Endsieg errungen hätte, so würden seine Fehler lautlos in der Versenkung verschwinden und würde er den größten Feldherrn aller Zeiten an die Seite gestellt werden. Weil er aber nicht mit dem Lorbeer des Siegers heimgekehrt ist, glaubt man ihn schmähen zu dürfen. Auch Hannibal, Friedrich der Große, Napoleon und der ältere Moltke haben Fehler gemacht. Ihrer Größe tut dies keinen Eintrag. Wenn ich mich trotz guten Willens nicht zu der Überzeugung durchringen kann, in Ludendorff einen Strategen ersten Ranges zu erblicken, so müssen wir doch billigerweise in ihm einen Mann verehren, der sein Bestes zum Wohle des Vaterlandes eingesetzt, der bei Lüttich hohen persönlichen Mut und Tapferkeit an den Tag gelegt, der mit schier übermenschlicher Arbeitskraft vier schwere Kriegsjahre hindurch vielfach Bewunderungswürdiges geleistet hat und dessen militärische Leistungen größtenteils uneingeschränkte Anerkennung verdienen. Sein Hauptfehler war, daß er sein Volk zu hoch eingeschätzt hat. Sein Buch bezweckt, das Volk zu lehren, was ihm nottut. Denn nur wenn es zu dieser Einsicht kommt, ist ein Wiederaufstieg möglich.

Franz Frhr. v. Berchem





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Wahn und Wissenschaft

(Zu Joh. Schlafs Artikel „Der Wahrheit die Ehre“, Dezemberheft)

Wenn zu mir als Herausgeber von Monatsschriften ein Forscher käme, der sich in seiner wissenschaftlichen Ehre angegriffen fühlt, ohne sich in der Presse darüber aussprechen zu können, so würde ich ihm als Fachgenossen nach Kräften beistehen. Aus einem ähnlichen Motiv heraus erkläre ich mir auch die Stellungnahme des Herausgebers des „Türmer“ dem Einsender der Mitteilung „Der Wahrheit die Ehre!“ gegenüber...

Dieser Einsender hat sich schon früher einmal in der anscheinend eingegangenen Zeitschrift „Janus“ über eine Kritik von mir mit Ausdrücken Luft gemacht, die eben nur Blätter wie das genannte ihren Lesern zu bieten wagen. Aus diesem Grunde hätte ich es beinahe unterlassen, auch auf diese neuen Seiten hier zu reagieren. Der „Türmer“ ist jedoch nicht der „Janus“ — und diese Leser hier werden vielleicht eine Aufklärung erwarten.

Zum Tatsächlichen ist festzustellen, daß das Wesentliche des Vortrages „Die Erde, nicht die Sonne“ der geozentrische Gedanke war. Das Sonnenfleckenphänomen, dessen Tatsächlichkeit hinsichtlich der statistischen Verteilung der Flecke in der Fachpresse behandelt wurde, hat mit der Beweisbarkeit der Idee, daß unsere Erde den Mittelpunkt des Planetensystems samt der Sonne bilde, gar nichts zu tun. Insofern hatte also der Vortrag seinen wesentlichen Zweck — die geozentrische Propaganda — durchaus verfehlt.

Die „Zugeständnisse“, die der Einsender konstruiert, bezweifeln in keiner Weise die Richtigkeit des kopernikanischen Systems. Es würde sich empfehlen, vor den astronomisch unkritischen Lesern hier der Wahrheit die Ehre zu geben.

Das „Mißverständnis Epsteins“ besteht auch nur in der Konstruktion des Einsenders, der den Sonnenforscher meines Wissens nie hat überzeugen können.

Die „ungeheure kritische Wichtigkeit“ hat der ganze Gegenstand nur vom Einsender aus. Die Sonnenforscher hätten, wenn hier etwas zu holen gewesen wäre, sich der Sache bestimmt bemächtigt. Daher erzählt der Einsender seinen Freunden tief betrübt, daß er wissenschaftlich nicht durchdringen könne. Von diesen Freunden rührt auch die Bestätigung meiner Auffassung von dem Ursprung seiner Theorie her. Ich habe das System als „monoman“ gekennzeichnet, weil es das tatsächlich ist...

Der Leser, der das Ganze überschaut, der den pfundweise zusammengekommenen Papierballast des letzten Jahrzehnts über dieses Thema durchstudierte, wird sich sagen, daß diese beiden Veröffentlichungen im „Türmer“ die Druckerschwärze nicht wert waren, wenn man an die wissenschaftliche Bedeutung der Frage denkt.

Nur der Dichter Johannes Schlaf mochte wohl die Veröffentlichung rechtfertigen. Mit seinen Leistungen auf diesem Gebiet habe ich mich als Astronom jedoch nicht zu befassen.

H. H. Kritzinger



Antwort: Der Geist als Mittelpunkt des Weltalls

Dr Kritzinger wendet sich einleitend an den Herausgeber; dieser antwortet ihm hiemit. Uns war der verächtliche Ton, in dem Dr K. über Schlafs Berliner Vortrag berichtete, schon aufgefallen, ehe sich der Dichter an den „Türmer" wandte. Um jenes verächtlichen Tones willen haben wir Joh. Schlaf das Wort zur Gegenwehr erteilt. Man mag die Lieblingstheorie dieses Laien bedauernd ablehnen, gänzlich ablehnen: aber man tue es würdig und kränke nicht den stillen Sechzigjährigen!

Zur Sache selbst! Bekanntlich hängt Schlafs geozentrische Theorie aufs innigste mit dem Sonnenflecken-Phänomen zusammen. In seiner Hauptschrift („Die Erde — nicht die Sonne", Das geozentrische Weltbild; München, Dreiländerverlag) bildet grade dies den Ausgangspunkt. Schlaf meint, die statistische Feststellung besage, daß so gut wie alle großen Flecke auf der Rückseite der Sonne entstehen, die auf erdzugewandter Seite entstehenden Flecke aber auf der Osthälfte; das schließe die geozentrische Tatsache unmittelbar ein und sei kopernikanisch (einjähriger Umlauf um die Sonne) nicht zu deuten; auch Epsteins Beobachtungstafeln bestätigten diese Tatsache. Ob es sich nun, wie Schlaf meint, hier um wirklich objektive Vorkommnisse handelt oder nur um optische Vortäuschung: das hätte der Kritiker Kritzinger mit ein paar klaren Worten sachlich feststellen und die ganze Erörterung in ein hohes Licht heben sollen. Es wäre damit der Sache gedient gewesen.

Doch nun gestatte man, daß ich diesen Streit von ganz andrer Seite beleuchte! Es lebte im Elsaß ein junger Mathematiker, zugleich Philosoph, Dr Ernst Barthel, jetzt Privatdozent in Bonn, der gleichfalls und unabhängig von Schlaf ein geozentrisches Weltbild verficht. Er hantierte philosophisch-mathematisch mit der Hyperbel und nannte die Erde eine „Totalebene" (Hauptschrift: „Die Erde als Totalebene", Hyperbolische Raumtheorie mit einer Voruntersuchung über die Kegelschnitte; Leipzig 1914, Otto Hillmanns Verlag). Ich machte ihn mit Schlafs astronomischen Ausflügen bekannt; die beiden kamen in Briefwechsel, ohne daß jedoch ihre kosmogonischen Lehren, meines Wissens, zusammenflossen, wiewohl auch Schlaf einen geschlossenen Kosmos annimmt. Durch Barthel aber blitzte mir die bedeutsame Verwechslung auf, der beide erlagen. An einer Stelle seiner eben genannten äußerst eigenartigen Schrift — wie soll man sich ausdrücken? wir wollen einmal sagen: verplauderte sich Dr B. und nannte sein System noozentrisch (von *νοῦς*, Geist). Er empfand also den Geist als Mittelpunkt des Alls. „Die Vernunftharmonie, der Logos, der durch den eindringenden Geist (*νοῦς*) zu erwerben ist, gilt uns als das einzige ideale Zentrum der ganzen denkbaren Welt. Unsere Ansicht nennt man daher am besten noozentrisch" (Die Erde als Totalebene, S. 81).

Mit diesem prachtvoll erhellenden Satz sind wir aus der Astronomie herausgesprungen mitten in echte Philosophie hinein. Der schauende, denkende, ordnende Geist als Mittelpunkt des Alls! Gibt es eine selbstverständlichere Wirklichkeit? Die alten Griechen haben wahrlich nicht aus beschränktem Dünkel, sondern aus genialer Weisheit sich selber, d. h. ihren Geist und ihr Kulturschaffen, insbesondere die heiligste Stelle desselben, Delphi, als „*ὀμφαλὸς τῆς γῆς*", als Nabel oder Mittelpunkt der Erde empfunden. Und Barthel hatte guten Instinkt, als er sein Buch „dem griechischen Geist" widmete.

Dies aber ist eine rein geistige Einsicht, insbesondere ein philosophisches und religiöses Erlebnis. Wo der Mensch sein geistiges Auge zur Gottheit aufschlägt — ja, da ist Zentrum der Welt. Das hat mit Astronomie und ihren sinnlichen Berechnungen oder Vermutungen gar nichts zu tun. Das ptolemäische System hatte durch Jahrtausende Geltung; dabei waren jene Chaldäer, Babylonier, Ägypter wahrlich geniale Mathematiker: doch ihr System war vermutlich in seinem Kern geistzentrisch und nur von da aus geozentrisch, sofern eben unser Geist von dieser Erde aus ins All schaut.

Das sind nur Andeutungen, aber sie scheinen mir gewichtig genug.

Über die Sonnenflecke wird uns demnächst ein angesehener Fachmann unterhalten.

F. Lienhard

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Joseph Bédier und die deutsche Wissenschaft

Unter der Überschrift „M. Bédier et l'érudition" bringt „Echo de Paris" vom 5. Oktober 1921 Äußerungen des bekannten französischen Gelehrten, die nicht unwidersprochen bleiben dürfen. Herr Bédier, namhafter Romanist, Keltist und Germanist, trat im Jahre 1900 mit seinem „Roman de Tristan et Iseult" hervor. Er hatte sich die hohe Aufgabe gesetzt, aus den vorhandenen mittelalterlichen Fragmenten durch vergleichende Herausarbeitung der poetisch und kulturell wesentlichen Züge einen zusammenfassenden Tristanroman zu schaffen. Gaston Paris schrieb die Vorrede zu dem inhaltlich und sprachlich schönen Werke, das auch in Deutschland berechtigte Aufmerksamkeit erregte.

Heute sagt Herr B. einem Redakteur des „Excelsior" folgendes: „Stets war es das Bestreben der deutschen Interpretation, alle unsere frühen Dichtungen, Ritterromane und Chansons de geste dem Germanentum zu vindizieren. Ein Jahrhundert lang hält sie uns unter dem Banne der Legende einer fränkischen Heldendichtung, der wir die merowingischen und karolingischen Sagenzyklen verdanken sollen. Ich habe mit meiner Generation mein Bestes getan, Frankreich sein dichterisches Erbteil zurückzuerstatten."

Wie irreführend, wie unsachlich und wie ungerecht sind schon diese Sätze! Jeder Kenner der einschlägigen Verhältnisse weiß, mit welcher selbstlosen Hingabe gerade auf dem Gebiete altfranzösischer Literatur die deutsche Wissenschaft stets gearbeitet hat. Wenn jemand dem modernen Frankreich das Verständnis seiner alten Mythendichtung neu zu erschließen verhalf, so waren es ganz gewiß deutsche Forscher. Auf ihren Texten und Kommentaren basiert der größte Teil der französischen und provençalischen Neuausgaben. Man braucht nur eins dieser Bücher zu öffnen; überall wird man auf Namen wie Diez, Stimming, Simrock, Holland, Th. Müller — um nur einige zu nennen — stoßen. Auf ihren Arbeiten fußt auch Herr Bédier.

Das vergißt er. Ebenso vergißt er, daß Richard Wagners Musik selbst in Frankreich den Liebenden von Cornwall ein tönenderes Echo geschaffen hat, als alle noch so verdienstvollen französischen Bearbeiter. Soviel über Kommentierung, Forschung und Neudichtung. Wie steht es aber mit den Quellen?

Vor mir liegt Herrn B.s schon erwähnter Tristanroman. Von seinen 19 Kapiteln beruhen nach der Vorrede das zweite, dritte, vierte, fünfte, fünfzehnte, sechzehnte, siebzehnte ganz oder so gut wie ganz auf dem deutschen Text des Eilhart von Oberg, das vierzehnte auf Gottfried von Straßburg, das erste und neunzehnte auf dem anglonormannischen Gedicht von Thomas, das sechste, siebte, achte, neunte, zehnte, elfte auf dem französischen Gedicht von Béroul im Verein mit dem deutschen des Eilhart, auf rein französischen Quellen demnach nur das zwölfte, das dreizehnte und das achtzehnte Kapitel.

Ich glaube, daß diese Feststellung genügt, um zu zeigen, wo Herr Bédier, der jetzt so exklusiv französische Töne anzuschlagen beliebt, die reichsten Anregungen und zuverlässigsten Stützen für sein bedeutendstes Werk suchte und fand. Allerdings war er zu diesem starken Rückgriff auf deutsche Dichtungen wohl gezwungen, da der größte Teil der alten französischen Texte

verloren gegangen ist. Verloren ist das älteste, auf etwa 1100 angesetzte Tristanlied (von dem übrigens keineswegs feststeht, ob es französisch oder englisch abgefaßt war), verloren ist eine dem Christian von Troyes zugeschriebene Dichtung; und die französische Arbeit des Béroul, auf die B., wie wir sahen, in den mittleren Kapiteln seines Romanes sich stützt, ist nur sehr fragmentarisch erhalten. Wir wollen gerecht sein und das ausdrücklich feststellen — gerechter als Herr B. ist, wenn er (wir kehren zu seinem Interview zurück) sich zu der geradezu ungeheuerlichen Behauptung versteigt, die ganze ältere europäische Literatur sei französischen Ursprungs! (Wörtlich: Cela n'empêche pas toute la vieille littérature d'Europe d'être d'origine française. Parcival est notre Perceval, et Lohengrin est notre Chevalier au Cygne. Tous les héros des Chansons de geste sont Français. Écho de Paris 5. Okt. 1921.)

Wie soll man diese Äußerung eines hervorragenden Fachmannes verstehen?! Wenn wir selbst annehmen wollen, daß B. hier von der griechisch-römischen Dichtung abgesehen wissen will, deren starken Nachwirkungen sich übrigens auch der feudal mittelalterliche französische Roman nicht völlig zu entziehen vermochte (Troja-, Äneas-, Theben-, Alexanderdichtungen) — kennt Herr Bédier Edda, Gudrun- und Nibelungenlied wirklich nicht? Nicht Walther von der Vogelweide und nicht die Verinnerlichung des Gralmotivs durch Wolfram von Eschenbach? Dann dürfte er sich für seine Aufnahme in die Académie française, die ja bevorstehen soll, kaum eignen. Oder haben wir in irgendeinem Paragraphen des Versailler Diktates auf die Urheberschaft an diesem reichen Schatze alten europäischen Kulturgutes verzichten müssen?

Herrn B. auf diesem Wege weiter zu folgen, verlohnt wohl nicht. Kehren wir vielmehr auf sein ureigenstes Gebiet, den Tristanmythus, zurück. Hier hatten wir die Verdienste der deutschen Philologie und Wissenschaft, der deutschen Dichtung von Eilhart und Gottfried bis Richard Wagner um Erhaltung und Ausgestaltung der alten Motive zu würdigen versucht. Diese Verdienste allein hätten Herrn Bédier etwas Zurückhaltung auferlegen sollen. Nun ist es um französische Objektivität von jeher eigen bestellt gewesen. Diese uns leider genugsam bekannte Tatsache erhärtet B. abermals, indem er alle Helden mittelalterlicher Epen, Tristan, Lohengrin, Parzival usw. als „Franzosen" bezeichnet.

Diese Behauptung ist bedenklich tendenziös, dafür um so unbedenklicher falsch. Wenn wir die genannten Gestalten auch gerne im wesentlichen als aus keltischem Sagengut erwachsen ansehen (auch hierauf wird noch zurückzukommen sein) — seit wann ist keltisch gleichbedeutend mit „französisch" schlechthin?

Das Volk, das wir heute als Franzosen bezeichnen, erhält doch sein nationales Gepräge erst nach fünffacher germanischer Blutzufuhr durch Normannen und Franken im Norden, Goten im Süden, Burgunder und Alemannen im Osten des heutigen Frankreich. Germanische Franken haben als Staatengründer dem Herzogtum Francien und damit späterhin dem gesamten Reich ja geradezu den Namen gegeben! Und erst nachdem das Ende der Völkerwanderung und der karolingischen Epoche diese Neubildung zum Abschluß gebracht hatten, bemächtigt sich die Heldendichtung des neuen Volkes der alten keltischen Stoffe. Gaston Paris, der Bédier, wie wir sahen, ja besonders nahe steht, sagt darüber: „Il est difficile de ne pas voir, qu'un monde poétique s'est fait jour, qui était nouveau, inconnu aux Français jusqu'à l'adoptation des thèmes celtiques par nos conteurs, et qui n'a pu sortir spontanément de l'évolution sociale et littéraire française." („Man sieht unschwer, daß eine neue dichterische Welt sich erschließt, die den Franzosen vor der Übernahme keltischer Motive durch unsere Erzähler unbekannt war und die nicht ohne weiteres aus der gesellschaftlichen und literarischen Entwicklung Frankreichs erwachsen konnte." Ich entnehme das Zitat Karl Voretzsch, Altfranzösische Literatur, Halle 1913, S. 340, Anm. 1.)

Selbst wenn wir aber den Franzosen in seiner neuen Prägung als unmittelbaren kulturellen Erben und Nachfolger des alten Galliers gelten lassen, wird er damit noch keineswegs zum ausschließlichen Besitzer aller keltischen Mythen. Man ist noch sehr geteilter Ansicht darüber,

wo das Schwergewicht der keltischen Sagenbildung lag, ob im festländischen Gallien oder auf den britischen Inseln. Gerade der Franzose Gaston Paris war immer ein entschiedener Vertreter der letzteren Ansicht. Zweifellos sind Szenerie und Heimat des ganzen Artuszyklus, besonders aber der Tristanlegende, zunächst einmal britisch-irisch. Marc ist König von Cornwall, Isolde Königin von Irland, der Name Tristan „von Lonois" wird von dem schottischen Clan Lothian hergeleitet. Ja die Namen Isolde und Morholt werden vielfach germanisch gedeutet und mit einem Wikingerreich an der irischen Ostküste in Verbindung gebracht. (Voretzsch a. a. O. S. 364.)

Aber man braucht sich nicht auf diese sehr umstrittenen Etymologien festzulegen, um zu erkennen, daß gerade zwischen der Tristansage und dem Siegfriedmythus tiefe innere Zusammenhänge bestehen, so tief und so zahlreich, daß man sie nicht dem Zufall zuschreiben kann.

Tristan und Siegfried finden im fernen Lande die Braut, nachdem dieser den Morholt, jener den Fafner erschlagen hat. Beide werben — aber nicht für sich, sondern für den anderen, den König. In beiden Sagen spielt der Liebestrank seine verderbliche Rolle. In der Edda freilich kredenzt Gudruns Mutter Grimhild Siegfried den Trank (Gripers Weissagung [Gripis-Spâ] Str. 31—35), der ihn Brunhild vergessen macht und die Liebe zu Gudrun entfacht, während der Trank, den Isolde ihre zauberkundige Mutter mitgab, das ursprüngliche Paar unauflöslich aneinander schmiedet. Isolde wie Brunhild wollen aus verschmähter Liebe den Freiwerber töten. Isolde gibt Tristan ursprünglich den Todestrank, den Brangäne heimlich mit dem Liebestrank vertauscht. Aber auch der Liebestrank führt zum Tode. Isolde erreicht so — ob gewollt oder ungewollt — das gleiche wie Brunhild durch Gunthwurms Tat (Gunthwurm spielt in der ältesten Fassung die Rolle des späteren Hagen. Vgl. Siegfried Drachentöter [Sigurdarquida Fafnisbana] 3. Lied, Str. 11 und 19) und den eigenen Selbstmord: den Tod mit dem Geliebten. Denn auch Brunhild stirbt zugleich mit Siegfried (ebenda Str. 56 ff.).

Im mittelhochdeutschen Nibelungenlied freilich ist die Analogie kaum noch erkennbar. Hier bleibt nur noch die dunkle Ahnung, daß mehr als gekränkter Stolz die Königin Siegfrieds Tod wollen läßt, nämlich die im Epos niemals ausgesprochene, in seiner Vorgeschichte wurzelnde Liebe.

Wie man nun auch diese Parallelen erklären mag, aus gemeinsamen vorhistorischen Urmythen beider eng verwandter Rassen oder aus den innigen Wechselbeziehungen der keltisch-germanischen Nordseeanwohner noch in historischer Zeit (Dänen- und Sachsenzüge nach Britannien, Normannenzüge aus Skandinavien nach Frankreich und England, Keltenzüge von den Inseln nach der festländischen Bretagne) — Franzosen im Sinne Bédiers sind Tristan, Parzival und Lohengrin ganz sicher nicht gewesen.

Jedem, der sich die Ehrfurcht vor den Geheimnissen der Vorzeit und ihrer Schönheit bewahrt hat, muß Bédiers Vorgehen ebenso unwissenschaftlich wie verletzend erscheinen. Ist es nicht täppisch und töricht, in die feinen, alle Urkonturen verhüllenden Nebel der Sagenwelt mit dem plumpen Schwert apodiktischer, noch dazu tendenziöser Behauptungen hineinzuschlagen? Ist es angängig, in diese uns nur noch dunkel zugängliche Frühlingszeit Nordwesteuropas Ausschließlichkeiten und Gegensätzlichkeiten hineinzutragen auf Grund der späteren Staatenbildung und Grenzziehung? Auch den Franzosen sollten die Heroen der keltischen Vorzeit zu heilig sein, um sie heute agitatorisch auszunutzen.

Was will Herr Bédier also? Will er der Welt beweisen, daß alle literarische Tradition und Kultur des Erdteils Europa auf Frankreich, die Mutter aller Dinge, zurückgeht, so sehr auch die bösen Deutschen durch geschickte Mache von jeher versucht haben, diese geistigen Schätze zu annektieren — wie weiland Elsaß-Lothringen?

Das heißt denn doch wohl, die Politik der Reunionskammer, der man ja drüben von Ludwig XIV. bis auf unsere Tage treu geblieben ist, in das freie Gebiet des Geistes zu übertragen.

Es liegt System in diesem Vorgehen. Aber ist uns auch dieses System als solches zu unserem Leidwesen keineswegs neu, so hielten wir doch M. Joseph Bédier, den Forscher und Dichter, bisher für zu schade dafür.

Man nehme sich die Mühe, die hier festgenagelten französischen Auslassungen mit dem inzwischen in der Dezember-Nummer des „Türmers", S. 224, veröffentlichten Artikel „Verhimmelung der französischen Literatur" zu vergleichen. Wann wird mißverstandene „Objektivität" in Deutschland aufhören, Wasser auf die Mühlen unserer erbarmungslosesten Feinde zu gießen?

F. Jaffé



Theologische Werke

Als eine der bedeutendsten Persönlichkeiten des neueren Protestantismus lenkt zurzeit der gelehrte Primas der Schwedischen Kirche, Erzbischof **Nathan Söderblom** von Upsala, die Blicke auf sich. Eine wahrhaft ökumenische Gestalt, ist er unablässig um das Zustandekommen einer engeren Fühlung unter den evangelischen Kirchen der verschiedenen Länder bemüht. Inmitten des schier unentwirrbaren Chaos nationaler und wirtschaftlicher Gegensätze sollen nach Söderblom die Kirchen als Hort des christlichen Gewissens das eine Große und Gemeinsame in wirksamer Weise zur Darstellung bringen und an ihrem Teil die **Verständigung unter den Völkern** anbahnen. Der **Weltbund für Feundschaftsarbeit der Kirchen** ist wesentlich sein Werk. Zu dieser edlen Sammelarbeit ist er als der bewandertsten einer auf dem Gebiet der Religionsgeschichte ganz besonders geeignet.

Nachdem er bereits 1916 das tiefschürfende Werk „Vom Werden des Gottesglaubens", eine grundlegende Untersuchung über die Religion der Primitiven, herausgegeben, hat er nunmehr im rührigen Verlag von Quelle & Meyer, Leipzig (Sammlung Wissenschaft und Bildung) eine mehr für weitere Kreise bestimmte „**Einführung in die Religionsgeschichte**" (1920, 5 *M*) veröffentlicht. Eine vorzügliche, knappe Einführung in das umfassende Gebiet. Nach einem kurz gehaltenen Überblick über die Religion der Naturvölker läßt er der Reihe nach die großen Kulturreligionen an unserem geistigen Auge vorüberziehen. Zwar bedingt die Anordnung gewisse Einschränkungen. So haben die mittel- und südamerikanischen Religionen, also auch die der Azteken, keine Aufnahme gefunden. Wertvoll im Hinblick auf das Alte Testament sind seine Ausführungen über die babylonisch-assyrische Religion und die mitgeteilten Hymnen und Gebete; wertvoll auch mit Rücksicht auf den Entwicklungsgang des christlichen Dogmas und Kultus die Kapitel über das Mysterienwesen in der griechisch-römischen Welt und die morgenländischen Erlösergötter der spätrömischen Kaiserzeit. Ihrer Bedeutung für die unmittelbare Gegenwart entsprechend sind die Religionen des ferneren Orients und unter ihnen besonders die indischen und der Buddhismus ausführlicher behandelt. Das Schlußkapitel ist der Gegenüberstellung von Buddhismus und Christentum gewidmet und gipfelt in dem Urteil des Kopenhagener Philosophen Harald Höffding: „Buddha hat Asien milde gemacht; aber Jesus hat Europa ein großes Exzelsior gelehrt."

Wie reich religionsgeschichtliche Betrachtung die biblischen Wissenschaften zu befruchten vermag, ersieht man aus **Kittels** „**Darstellung der alttestamentlichen Wissenschaft**" (ebenfalls Quelle & Meyer, Leipzig 1921, 4. Aufl.). Gerade der erste Abschnitt — Ergebnisse auf Grund der Ausgrabungen — gewährt einen guten Einblick in die Kultur des Zweistromlandes und ihre Bedeutung für die vorderasiatische, speziell israelitische Religionsgeschichte. Während bis in die letzten Jahre, vornehmlich durch die Wellhausensche Schule, die Ansicht einer verhältnismäßig späten, in der Königszeit Hiskias oder gar erst des Exils einsetzenden

kulturellen Beeinflussung babylonisch-assyrischen Ursprungs vorherrschend war, muß fortan auf Grund der Tell-el-Amarna-Tafeln und der Funde zu Taanach (Korrespondenz des Stadtkönigs Ischtarwaschur mit seinen Nachbarreichen in keilinschriftlicher Sprache) eine viel frühere Berührung Israels mit babylonischer Kultur wohl gleich mit Festsetzung in Kanaan angenommen werden. Auch der Schöpfungs- und Flutmythus werden wohl damals schon durch Vermittlung der Kanaaniter in Israels Gesichtskreis getreten sein. Mag sein, daß durch die starke Betonung de. baylonischen Kultureinflüsse die uns schon durch Robertson Smiths „Religion of the Semites" so fein gezeichneten, aus der nomadischen Zeit mitgebrachten Religionselemente in Kittels Darlegungen zu kurz gekommen sind; immerhin: auch die weiteren Abschnitte, Ergebnisse auf Grund der Literarkritik und Literaturgeschichte sowie Ergebnisse auf Grund der geschichtlichen und religionsgeschichtlichen Forschung, gewähren eine vorzügliche Orientierung über die Ergebnisse der jüngsten alttestamentlichen Wissenschaft. Gut gezeichnet ist die Entwicklung der hebräischen Literatur vom Heldenlied über die Annalen der einzelnen Heiligtümer zum großen Geschichtswerk, das den Zeitraum von der Schöpfung bis zur Verbannung umfaßt. Das Buch ist aus einem Vortragszyklus vor sächsischen Lehrern erwachsen und wird auch in seiner neuen Gestalt bei der Vorbereitung zum Religionsunterricht oder für Vorträge in Gemeindeabenden oder Volkshochschulen wertvolle Dienste leisten. Besonders willkommen ist die stattliche Reihe vorzüglicher Abbildungen.

Die Freunde Karl Heims werden in L. Keßlers „Evangelische Glaubensgewißheit auf Grund von Lutherworten im Lichte vergleichender Religionsgeschichte" (Siebeck, Tübingen 1920) eine Fortführung der Gedankengänge des jetzigen Tübinger Systematikers begrüßen. Erkenntnistheoretisch sich eng an dessen bereits in zweiter Auflage erschienenes Werk „Glaubensgewißheit" anlehnend, sucht Keßler das Wesen des Glaubens in raumzeitlicher Entschränkung und zugleich als Kollektivbewußtsein, als Bewußtsein der Befreiung von Schranken des Ichs unter gleichzeitiger Wahrung des individuellen Bewußtseins zu bestimmen. An der Hand charakteristischer Lutherworte wird diese Grundthese erhärtet; zugleich wird in religionsgeschichtlich orientierter Auseinandersetzung mit den Auswirkungen des Animismus, den Keßler noch in die heutige Theologie hineinragen sieht, die Bilder-, im Gegensatz zur Begriffssprache, als das der Religion eigene Ausdrucksmittel hingestellt. Nach K. liegt die Zukunftsaufgabe der protestantischen Theologie in der Selbstbesinnung auf den bildlichen Charakter der Sprache des Glaubenserlebnisses. Von hier aus erhofft er auch die Überwindung der Spannungen und Klüfte in Theologie und Kirche. Auch für den, der seine Gedankengänge nicht völlig sich aneignen kann, reiht sich Keßlers Schrift würdig in die Reihe der neueren, mit Energie fortgesetzten Versuche ein, die Religion als selbständige Geistesfunktion im Menschen zu bestimmen.

Als längst ersehnten Gast werden unsere Häuser und Lehrer Johann Peter Hebels Biblische Erzählungen (Heimatglockenverlag Schmiedehausen bei Bad Sulza, 1920) willkommen heißen. Baumgarten in Kiel hat schon vor zwanzig Jahren auf das Fehlen dieses köstlichen Erzählungsbuchs als einer empfindlichen Lücke in unserer religiösen Unterrichtsliteratur hingewiesen. Wie wundervoll versteht es doch der alemannische Dichter, uns in den Geist dieser nie veraltenden Erzählungen einzuführen und unaufdringlich des Lesers ethische Urteilskraft zu wecken. Hoffentlich wird bei einer Neuauflage der Künstler für seine Bilder sich mehr vom Geiste Hebels leiten lassen und uns Zeichnungen im Sinne Ludwig Richters bescheren. Jedenfalls ist zu wünschen, daß Eltern und Lehrer sich diesen Schatz der Erzählungskunst nicht entgehen lassen. (Wobei wir auch auf die „Biblischen Geschichten, in alemannischer Mundart erzählt" [Gotha, Perthes] des andren Badensers, unsres Altmeisters Hans Thoma, hinweisen. D. T.)

Auf dem auch heute noch unberuhigten Kampfplatz zwischen Rom und protestantischer Kirche in der Rheinprovinz ist Wolfs Angewandte Kirchengeschichte (Dieterichsche Buchhandlung,

Leipzig 1914) entstanden. Die Ereignisse der Kriegs- und Nachkriegszeit scheinen bezüglich der Haltung des römischen Stuhls unserem Vaterland gegenüber den schon vor Kriegsausbruch ausgesprochenen Gedanken des Verfassers recht zu geben. (Vgl. die Schrift „Deutschland und der Vatikan", Saemanns Verlag.)

Prof. lic. th. Karl Paira



Kunstgaben

Es ist immer wieder zum Staunen, was unsre Kunstverleger, trotz der Teuerung, an Mappen und Kunstgaben herauszubringen wagen. Da legt uns der Münchener Holbein-Verlag „Rembrandts sämtliche Radierungen" vor (herausgegeben von Hans W. Singer), deren erster Band 200 M, jeder der zwei folgenden je 275 M kostet. Wir haben schon früher (1921, Heft 10) auf eine ähnliche Veröffentlichung hingewiesen: auf Rembrandts Handzeichnungen im Verlag Hermann Freise, Parchim i. M.; nimmt man die Rembrandt-Bände der „Klassiker der Kunst" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) und nun diese neueste stattliche Mappe hinzu, so ist ein prachtvoller Überblick möglich über das Werk des ebenso fruchtbaren wie einzigartigen Holländers.

Die Reproduktionen sind ausgezeichnet, ob es sich nun um Kleinigkeiten handelt oder um Blätter im Groß-Folio-Format. In ihrem bräunlichen Grundton, bei sorgfältiger Ausführung, wirken diese genialen Stricheleien wie Originale. Man muß diesen Verlag überhaupt beachten, der uns gleichzeitig mit graziösen Köstlichkeiten Daniel Chodowieckis bedenkt. Gewiß ist der Lichtkünstler Rembrandt unvergleichlich mächtiger; und doch — man ruht fast mit einigem Behagen bei diesen Kupferstichen aus dem Nachlaß des Berliner Graphikers aus. Sein Zeitalter ist hausbackener, entbehrt aber nicht der Anmut jenes galanten achtzehnten Jahrhunderts, mit einem Grundton harmlosen Humors. Man glaubt vergilbte Blätter aus Urgroßmutters Album in der Hand zu halten.

Kurt Pfister hat in demselben Verlag Holbeins „Totentanz" herausgegeben, indem er die 40 Holzschnitte in einem hübschen Taschenformat zusammenfaßte, und hat dem kraftvollen Meister („Hans Holbein der Jüngere", mit 60 Bildtafeln) eine besondere Studie gewidmet. Pfister ist bereits durch eine Reihe von Monographien dieser Art gut eingeführt und weiß auch Holbeins Kunst vortrefflich nachzufühlen. Er faßt in seinen Begleitworten das Wesentliche geschmackvoll zusammen und stellt es gewandt dar. Ob man allen seinen Deutungen oder Auffassungen folgen mag, ist eine Sache für sich: hier ist beim Kunstschriftsteller überhaupt eine persönliche Note nie zu tilgen — was übrigens auch gar nicht zu wünschen wäre.

Der Weg zum großen Niederländer Franz Hals ist von hier nicht allzu weit. W. R. Valentiner gibt (nach Volls Tod) des Meisters Gemälde in 318 Abbildungen chronologisch geordnet heraus (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Man nennt gewöhnlich etwa die Hexe von Haarlem, wenn dieser Künstler-Name auftaucht, und denkt an ein paar spitzbübische und verzechte Gesichter, die er famos zu packen wußte (mit Krug und Tabakspfeife). Aber das ist lange nicht der ganze Franz Hals. Eine sichere Technik, deren Regeln er genau innehält, verbindet sich zwanglos mit jenen subjektiven Launen, die jedoch einem gleichsam offiziellen Ernst weichen können. Der große Haarlemer Künstler (in Mecheln geboren) malt ebenso aufmerksam glänzend wirkende Gruppenbilder (Korporalschaften u. dgl.). Es ist eine wahrhaft bezaubernde Abwechslung in diesen echt niederländischen Bildnissen, deren Fülle anscheinend noch nicht endgültig geklärt und festgestellt ist. Während wir Deutschen den Dreißigjährigen Krieg durchkämpften, müssen diese Holländer einmal eine „wahre Porträtwut", wie sich Valentiner einmal ausdrückt, erlebt haben; denn auch Rembrandt war damals mit Aufträgen überhäuft. Neben-

bei vertritt der eben genannte Herausgeber die Auffassung, daß denn doch bedeutende flämische Elemente in diesem sprühenden und geistreichen Bildnismeister zu bemerken seien. Erstaunlich ist, wie der lebensstarke Künstler in seinem Alter noch einmal einen Aufschwung nahm — oder anders gesagt: eine Vertiefung —, ohne daß man von einem Bruch mit der glänzenden Vergangenheit sprechen könnte. Darüber und über das kerngesunde, nüancenreiche, aus einem innersten Wohlbehagen emporquellende Lachen dieses Könners und seiner mannigfaltigen Gestalten (V.s Ausdruck „animalisch" ist nicht ganz glücklich) schreibt Valentiner manch anregendes Wort.

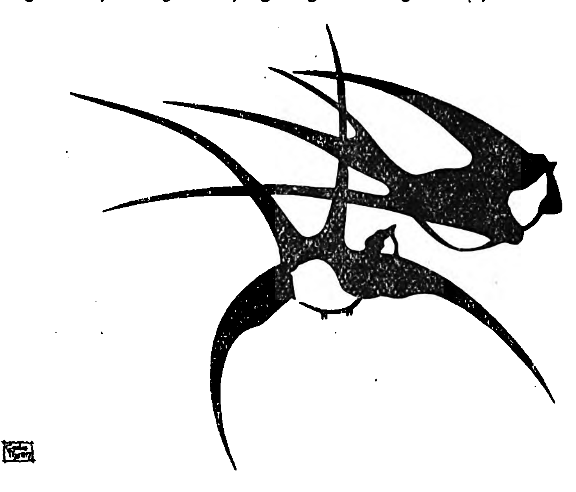
Ein Band großen Formats mit kraftvollen deutschen Buchstaben älteren Stils bietet sich uns dar; wir schlagen auf und stoßen auf Albrecht Dürers berühmte Holzschnitte. Es sind „Die vier Evangelien und die Offenbarung St. Johannes" (mit 52 Wiedergaben nach Dürers Holzschnitten, darunter die vollständigen Bilderfolgen „Das Marienleben", „Die große Passion" und die „Apokalypse"). Ein erstklassiges Geschenkwerk! Die Kapitelanfänge sind mit roten Dürer-Initialen geschmückt, die dem Gebetbuch Kaiser Maximilians entstammen; das Ganze auf bestem Friedenspapier gedruckt und in Halbleinen gebunden (Berlin, Amsler & Ruthardt, 200 M).

Wenn man diese Graphik unseres Großen aus der Reformationszeit wieder einmal auf sich wirken läßt, so fällt einem etwas auf — es ist vielleicht subjektiv —, was man in die Worte zusammenfassen möchte: die Angst der unter der Roheit leidenden Kreatur. Gewiß sind so marienhaft anmutige Idyllen wie die Flucht nach Ägypten (S. 77) oder die Zimmermanns-Werkstatt (S. 88) auch vertreten; doch noch mehr wühlt Dürers wuchtiger Griffel in den Marter- und Sterbe-Szenen, die uns heute etwas auf die Nerven gehen. Man weiß, was Goethe in den „Wanderjahren" darüber gesagt hat. Im übrigen teilen sich diese Holzschnitte naturgemäß in drei Teile: die erste Gruppe sammelt sich um Christi Geburt nebst Umkreis, die zweite um des Heilands Leiden und Sterben, die dritte sucht die Visionen der Apokalypse zu veranschaulichen. Es ließ sich natürlich nicht vermeiden, daß die Bilder oft an Textstellen kamen, wo sie nicht hingehören. Das ganze Werk macht einen imponierenden Eindruck.

Wie hier die vollständigen Evangelien nebst Offenbarung des Johannes von einem würdigen Meister geziert sind, so bietet sich uns der erste Teil des „Faust" mit den Bildern von Peter Cornelius an (Berlin, Dietrich Reimer); und in demselben Verlag „Die Abenteuer der Nibelungen" (der deutschen Jugend erzählt auf Grund der Simrockschen Übertragung des Nibelungenliedes von Estelle du Bois-Raymond) mit desselben Meisters bekannten Bildern. Unsre geistige deutsche Jugend sollte jene echten Schätze unsres Schrifttums in mittelhochdeutscher Ursprache lesen können. Jede neuzeitliche Nachdichtung verwässert — muß verwässern; der Ton und Klang geht verloren, die Musik der Worte. „Es wuochs in Burgonden ein vil edel Magedin" — hallt nun einmal anders ins Ohr als: „In alten Zeiten lebte im Burgundenland eine edle Jungfrau". So ergeht es einem auch mit diesen Illustrationen, wenn man von Dürer kommt. Dieser junge „Nazarener" weiß um 1810 bis 1815 dem Fauststoff als einer der ersten Künstler der Romantik allerdings glühenden Bildausdruck zu schaffen, nachdem die Tragödie seit 1808 vollendet vorlag. Sulpiz Boisserée vermittelte zwischen Goethe und dem Anfänger, der ein freundlich Lob erhielt. Aber ein restlos Gefühl ästhetischer Befriedigung kommt doch nicht auf, bei aller hohen Achtung, die wir dieser erlebnisstarken und edlen Künstler-Persönlichkeit zollen. Die echte Gotik hatte denn doch andere Umwelt und Voraussetzungen. Seine Zeichnungen sind aber des kühnen und starken Stoffes wahrlich nicht unwürdig. Auch buchtechnisch ist dieser „Faust" mit seinem festlichen Druck eine schöne Gabe.

Man soll in der Kunst nicht gegeneinander ausspielen oder abwägen; und doch darf man sagen, daß ein wundervoll in sich begrenzter Meister wie Ludwig Richter viel geschlossener wirkt als der nicht ganz natürliche Heroismus eines Cornelius. Der oben genannte Verlag (Dietrich Reimer, Berlin) gibt Walther Hoffmann das Wort zu einem Buch „Ludwig Richter als Radierer" (mit 51 Bildern, kart. 25, geb. 35 M). Wer etwa in Genesungsstimmung ist und

etwas Ausruhesames auf sich wirken lassen will, der greife zu diesem Künstler! Seine Holzschnitte, besonders sein Buchschmuck, sind besser bekannt als diese Radierungen, die uns neben sächsischen Stimmungen besonders viele Landschaftsstudien aus Italien bringen. Es ist höchst interessant, die Entwicklung von der Romfahrt (anfangs der zwanziger Jahre) bis zur Meisterschaft (gegen 1850) zu verfolgen: wie sich die Bilder immer mehr füllen, beleben und beseelen. „Ein Weg zum Frieden, das ist die Entwicklung in Richters Kunst", sagt der Verfasser; und sinnig schließt das Buch mit dem schönen Christnachtbild. Die Wiedergabe der Bilder ist gut, vielleicht etwas zu weich wirkend, was am Papier liegen mag. Man kann diesem Meister deutschen Gemütes gerade heute gar nicht genug Wirkung wünschen.



Aus Weimars musikalischer Vergangenheit

Nicht nur die Stadt unserer großen klassischen Dichter ist Ilmathen gewesen, sondern auch durch manches Jahrhundert hindurch die Wirkungsstätte ausgezeichneter Tonsetzer und musikalischer Ausübender, so daß einmal eine geschlossene „Weimarer Musikgeschichte" zu den reizvollsten Aufgaben tonkünstlerischer Ortshistorie gehören würde. Über das musikalische Treiben zur Zeit Sebastian Bachs berichtete vor bald einem Menschenalter ein hübsches Büchlein von Paul v. Bojanowski, über Goethes tonkünstlerische Umwelt erschien vor einigen Jahren die stattliche Veröffentlichung Wilhelm Bodes — über die ältere Zeit hat kürzlich Adolf Aber eine vortreffliche, wenn auch nur bis 1662 reichende Quellenstudie innerhalb der Veröffentlichungen des fürstlichen Instituts für musikwissenschaftliche Forschung in Bückeburg dargeboten: „Die Pflege der Musik unter den Wettinern und wettinischen Ernestinern" (Leipzig 1921, C. F. W. Siegel). Es klaffen also noch allerlei Lücken, die nicht so ganz leicht auszufüllen sein werden, da durch einen großen Brand viele Aktenbestände der älteren Zeit vernichtet worden sind, aber ein allgemeiner Überblick ist doch schon möglich geworden.

Solange Weimar noch nicht der ständige Sitz eines eigenen Fürstenhauses geworden war, sondern nur eine der mehreren gesamternestinischen Residenzen darstellte, kam die Hofkapelle immer nur im Gefolge des Kurfürsten gastweise von Wittenberg, später von Altenburg herüber, und die Weimarer waren im wesentlichen auf die ihnen vom eigenen Stadtpfeifer und dem Stadtorganisten gebotenen Musikgenüsse beschränkt. Immerhin erwarb hier schon 1572 der berühmte Motettenkomponist und Kapellmeister Nikolaus Rosthius vorübergehend das Bürgerrecht, und bereits in der Reformationszeit sind hier große Musiker wie Kaiser Maximilians

Organist Paul Hofheimer, Luthers Freund Johann Walter und der vortreffliche Orgelkünstler Henslein von Cöln gelegentlich anwesend gewesen. Im Amt des Kantors glänzte von 1602 bis zu seinem schon 1615 erfolgten Tode der ausgezeichnete Motettenkomponist Melchior Vulpius, der als einer der tüchtigsten Fachleute seiner Zeit weithin geschätzt wurde und noch heut in der Geschichte des evangelischen Chorals eine beachtenswerte Rolle spielt. 1602 ist aber auch das Gründungsjahr einer besonderen Weimarer Hofkapelle geworden, die Herzog Johann teils aus Beständen der Altenburger Singerei, teils mit neuen Kräften einrichtete. Der erste berühmte Hofkapellmeister tritt erst 1615 auf — Johann Hermann Schein, der geniale Meister der „Waldliederlein", der „Hirtenlust", des „Studentenschmauses", der aber schon ein Jahr darauf dem ehrenvollen Ruf als Nachfolger des Seth Calvisius nach Leipzig folgte, wo er als Thomas-Kantor der bedeutendste Amtsvorgänger Sebastian Bachs werden sollte. In den nächsten Jahrzehnten begegnen wir in den alten Weimarer Kapellrechnungen einst hochgeachteten Namen wie Georg Weber, Christof Compenius, Caspar Hoyer, bald auch dem Kapellmeister Adam Drese, von dem das Lied „Seelenbräutigam" stammt, sowie jenem vorzüglichen Geiger Christian Herwig, der später in Cassel das frühste deutsche Violinkonzert schreiben sollte. Im Todesjahr des Herzogs Wilhelm (1662) wurde leider vorerst die ganze Kapelle aufgelöst, und Drese ging als Hofsekretär nach Jena. Von ihm sind noch allerlei sehr interessante Reiseberichte aus Dresden erhalten, wohin man ihn mit allerlei Fragebogen an den Großmeister des 17. Jahrhunderts, Heinrich Schütz, gesandt hatte, und aus Regensburg, Nürnberg und München, wohin er als prinzlicher Reisebegleiter gegangen war. Wichtig sind auch seine vorhandenen Musikalienverzeichnisse und die Oper, die er auf die Erwählung Herzog Bernhards zum Rektor der Jenaer Universität 1654 geschrieben hat. Ein anderer Musiker hat in Weimar als Hofsekretär früh seine Tage beschlossen, der vortreffliche Georg Neumark, ein Gambist, von dem Wort und Weise des herrlichen Liedes stammen: „Wer nur den lieben Gott läßt walten".

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts, wo erhaltene Textbücher auch von Weimarer Opernaufführungen erzählen, treffen wir in Privatdiensten des Herzogs den in ganz Europa gefeierten Violinvirtuosen Paul von Westhoff an, der hier 1705 gestorben ist — ein außerordentlicher Meister des doppelgriffigen Spiels, dem damals nur Ignaz von Biber in Salzburg und J. J. Walther am Mainzer Hof zur Seite gesetzt werden konnten. Zweifellos hat Westhoff auch noch auf den jungen Genius Sebastian Bach persönlich eingewirkt, der hier 1703 zunächst eine kurze Gastrolle als Geiger in der Kapelle des älteren Prinzen Johann Ernst gab (seine früheste Brotstelle!), um nach Stellungen in Arnstadt und Mühlhausen 1708 an die Ilm als Hoforganist und Violinist, bald auch Konzertmeister, zurückzukehren. Hier entstand der größte Teil seiner gewaltigen, frühen Orgelkompositionen, die noch mehr zur Virtuosität eines Reinken, Böhm, Buxtehude als zum späteren eigenen Tiefsinn neigen. Wichtig wurde es, daß der junge Prinz Johann Ernst sich zum tüchtigen Konzertkomponisten entwickelte, denn er regte Bach zur Klaviereinrichtung dieser Konzerte an und lockte öfters den vorzüglichen Eisenacher Hofkapellmeister Georg Philipp Telemann nach Weimar herüber; hier wurden denn auch Bachs zwei berühmteste Söhne geboren, Friedemann und Philipp Emanuel, bei welch letzterem Telemann Gevatter stand. Der dritte große Meister des Kreises war der Weimarer Stadtorganist Johann Gottfried Walther, ein entfernter Vetter Bachs, da beider Mütter aus der Erfurter Familie Lämmerhirt stammten. Für Johann Ernsts Unterricht schrieb Walther eine umfängliche Musiklehre, und als der begabte Prinz früh und plötzlich zu Frankfurt a. M. starb, gab Telemann seine Konzerte im Druck heraus; viele von ihnen sind lange für Bachsche Originalkompositonen gehalten worden, bis erst kürzlich wenigstens ein Teil des prinzlichen Druckwerks wieder entdeckt worden ist. Walthers Hauptbedeutung aber beruht einmal auf höchst vorzüglichen Orgelkompositionen von erstaunlicher Kontrapunktik, um derentwillen er für den „zweiten Pachelbel" erklärt worden ist, dann auf seinem 1732 gedruckten Musiklexikon,

dem ältesten seiner Art, das bei aller Knappheit noch heut zu den wertvollsten Quellenwerken rechnet, endlich wegen seiner großen Sammlung seltener Musikalien, die er sich alle selbst abgeschrieben hatte. Doch zwang den Alternden bittere Not, die kostbaren Bände in fremde Hände zu geben, so daß sie heut auf die verschiedensten Bibliotheken von Königsberg bis zum Haag verstreut sind. Die für Bach sonst so glückliche Weimarer Zeit, während deren sein Ruhm als Tonsetzer und Orgelkünstler bereits bis nach Hamburg gedrungen war, schloß leider mit einem grellen Mißklang. Der Herzog war bei aller Vortrefflichkeit ein ausgesprochener Absolutist, der den jungen Großmeister gelegentlich nur als einen seiner „zur Musik wohl abgerichteten Haiducken in Uniform" betrachtete. Als nun beim Tode des Hofkapellmeisters, eines Vetters von Adam Drese, Bach sich zugunsten von dessen unfähigem Sohn um die lange umworbene Stellung betrogen sah, folgte er gern dem gerade an ihn kommenden Ruf als Kammermusikdirektor des Herzogs Leopold von Anhalt-Coethen, der kürzlich des Weimarers Schwager geworden war. In seiner jähzornigen Gekränktheit forderte Bach seinen Abschied so stürmisch, daß der Herzog seinen Hoforganisten erst einmal auf einen Monat ins Gefängnis warf, bevor er ihn ungnädigst ziehen ließ (1717).

Mit dem Tode J. G. Walthers (1748) scheint das Weimarer Musikleben, soweit es vorläufig zu übersehen ist, stark abgeflaut zu sein, bis Ernst Wilhelm Wolf seit 1761 als Hofkonzertmeister, bald auch als Kapellmeister neue Anregungen gab, ein Schwiegersohn Franz Bendas, von dessen etwas steifer Tüchtigkeit die Selbstbiographie seines nachmaligen Schwagers Reichardt ein leise humoristisches Bild gibt. Seine Quartette, Singspiele, Suiten usw. wurden geschätzt, sogar die Berliner Liederschule zog ihn zur Mitarbeit heran, doch war es dem jungen Goethe als bloße Mittelmäßigkeit herzlich verhaßt und zuwider. Die Seele des Weimarer Musiklebens wurde Herzogin Anna Amalia, die ja kürzlich als Komponistin des Goetheschen Singspiels „Erwin und Elmira" in Bückeburg und Berlin eine allgemein bemerkte Auferstehung gefeiert hat, gehört sie doch durch diese sehr achtbare Partitur zu den Mitbegründern der deutschen komischen Oper. Große musikgeschichtliche Bedeutung erhielt Weimar dadurch, daß 1772—74 hier als Musikdirektor der Seylerschen Truppe Anton Schweitzer die Wielandsche „Alceste" vertonte und damit einen der ersten und wichtigsten Versuche zur Neuschaffung der deutschen tragischen Oper unternahm. Die nun um Goethe her sich regenden Musikkräfte, Corona Schröter, Frhr. v. Seckendorff, Kayser, Reichardt, Eberwein, sind ja bekannt genug; seit Beginn des 19. Jahrhunderts kamen die mehrfachen Besuche Zelters, die dauernde Verpflichtung Hummels. Über die Weimarer Musikverhältnisse dieser Zeit bis zu Liszts Ansiedelung unterrichtet am hübschesten einer der Hauptmitwirkenden, der Baritonist Eduard Franz Genast, in seinem vierbändigen „Tagebuch eines alten Schauspielers", das ich zu den reizvollsten Erinnerungsbüchern des deutschen Schrifttums zähle. Die neudeutsche Hochblüte des musikalischen Weimar um 1850 unter Liszt mit seinen Paladinen Hans v. Bülow, Cornelius, Joachim, Coßmann, R. Pohl, die in der Erstaufführung von Wagners Lohengrin gipfelte, ist a noch in aller Gedächtnis, ebenso die spätere Lisztschule der siebziger Jahre durch das Zeugnis manches noch Lebenden wie auch durch Wolzogens bekannten, lustigen Musikroman vom Kraftmayr. Das heutige musikalische Weimar, wie es sich weithin sichtbar in der Musikschule betätigt und in der dortigen Oper glänzt, braucht sich, wie die Tagung des Allgemeinen Deutschen Musikvereins erst noch im Vorjahr bewiesen hat, der ruhmvollen Vergangenheit nicht zu schämen.

Zweifellos ist Weimars tonkünstlerischer Glanz nicht ganz allein durch die großen Verdienste seines Fürstenhauses um die Musik hervorgerufen worden, sondern beruht zum erheblichen Teil auch auf der eingeborenen, reichen Musikbegabung des liebenswürdigen Thüringer Stammes — schwärmte doch schon einst Wolfram von Eschenbach von den Tanzliedern, die „uns von Thüringen nun sind kommen". Einmal die gesamtthüringische Musikgeschichte im Fluge zu überschauen, wird eine ebenfalls höchst lohnende Aufgabe sein.

Dr. Hans Joachim Moser



Türmers Tagebuch

Reichspostmisere
Forderungen, Forderungen! · Aus dem Vollen
Die Neutralisierung der Rheinlande

Seit dem neuen Jahre zahlen wir Post- und Eisenbahntarife, wie wir sie selbst noch vor wenigen Monaten für unmöglich gehalten hätten. Unsere Kriegsgläubiger, so wurde uns bedauernd erklärt, haben das als „Vorbedingung" verlangt, ohne deren Erfüllung sie sich in eine Diskussion über wirtschaftliche Erleichterungen überhaupt gar nicht einlassen würden. Der Wink hat genügt, um die Tarifschraube sofort in Bewegung zu setzen. Wahrscheinlich wird man demnächst mit der selben Begründung eine sinnlose Verteuerung des Brotpreises proklamieren.

Dabei liegt so unheimlich klar auf der Hand, daß die rein mechanische Anziehung der Tarifschraube nie und nimmermehr zu einer Sanierung führen kann. Welcher entsetzliche Niedergang seit des seligen Stephan Zeiten bis heute! Der Grund, weswegen der Reichspost durch noch so gewaltige Erhöhungen der Gebührensätze nicht auf die Beine geholfen werden kann, liegt einfach darin, daß der ganze Betrieb der Reichspost bis ins Innerste durchfault, verlottert und verwahrlost ist. Mit einer immerhin seltenen Unverblümtheit hat der Reichspostminister selbst vor dem Ausschuß die jammervollen, zum Himmel schreienden Zustände seines „Macht"-bereiches geschildert: die stupid-mechanische Anwendung des Achtstundentages hat den ganzen Betrieb zerrüttet. Trotz erheblich verminderter Arbeitszeit ist die Dienstleistung um ein Drittel zurückgegangen. Zirka 30% des Personals ist ständig „krank". Viele bleiben ohne Entschuldigung weg. Den Anordnungen der Vorgesetzten wird nicht mehr Folge geleistet. Geht ein höherer Beamter energisch vor, so gerät er in Konflikt mit dem Betriebsrat, der sich auch bei offenkundigem Unrecht auf die Seite des Untergebenen stellt.

Ein Bild also vollkommener Anarchie! Und wird es in der Eisenbahn besser ausschauen? Man muß ein großer Optimist sein, um das zu hoffen. Hier sind Reformen an Haupt und Gliedern notwendig, allein die Regierung wagt nicht, sie in Angriff zu nehmen, weil sie die Macht der Straße fürchtet. Denn hinter den Betriebsräten stehen die Gewerkschaften, und dahinter die Straße. Das Betriebsrätegesetz, das wir als Rückschlag dem blöden Kapp-Unternehmen verdanken, erweist sich immer mehr als ein Quell schlimmsten Ärgernisses. Der Betriebsrat könnte

segensreich wirken, wenn seine Funktionen richtig umschrieben würden. In seiner heutigen Gestalt stiftet er nichts als Unheil. In ihm finden gerade die Unfähigsten, Frechsten und Faulsten ihre Stütze.

Es wäre töricht, nach dem Wundermann zu schreien, der mit eisernem Besen Ordnung schafft. Der Schwierigkeiten sind ungeheure, und ein Herkules dürfte dieses Augiasstalles kaum Herr werden. Aber das eine darf das Publikum, dem immer neue Blutigel angesetzt werden, doch wohl erwarten: daß an die Spitze eines so wichtigen Unternehmens wie das der Reichspost endlich eine Persönlichkeit gesetzt werde, der zum mindesten kaufmännische und verwaltungstechnische Fähigkeiten eignen. Das Organ der Zentrumspartei, die „Köln. Volksztg.", beklagte sich kürzlich bitter, daß man dem Reichspostminister in der Presse nicht die nötige Achtung entgegenbringe. Mit Verlaub! Es wird in Deutschland doch wohl noch gestattet sein, eine Pelzkappe als eine Pelzkappe und Herrn Giesberts als energielosen, fatalistischen und unfähigen Minister zu bezeichnen. Beschämend genug, daß eine große Partei wie das Zentrum für einen so wichtigen Posten keinen besseren Kopf zu bieten hat. Die Demokratie war es ja wohl, die mit großem Aplomb das Schlagwort von dem „Tüchtigen" und der „freien Bahn" in die Welt schleuderte. Wem stiehlt sich nicht ein leises Lächeln auf die Lippen, wenn er die heute Regierenden kritisch übermustert?

* * *

Die unnatürliche Vermehrung der Beamtenschaft ist ein Krankheitssymptom, das an allen besiegten Staaten zu bemerken ist. In Österreich beispielsweise liegen die Verhältnisse noch viel schlimmer als bei uns. Die tollsten Auswüchse hat das bolschewistische Rußland gezeitigt, in dem die Sowjet-Bureaukratie als Krebsschaden am Volkskörper zehrt, ihm buchstäblich das Mark aus den Knochen saugt. Bei uns in Deutschland handelt es sich hauptsächlich um ein Anschwellen der unteren Beamtenschaft. Während des Krieges, in den Zeiten des Personalmangels, hat man ungezählte Hilfskräfte eingestellt, und die Revolutionsregierung hat sich dann die Mitläuferschaft dieser Leute dadurch gesichert, daß sie die Übernahme all dieser mit der Demobilisierung naturgemäß entbehrlichen Kräfte in die Friedenswirtschaft verfügte. Seitdem leiden wir unter einem Parasitentum, das dem halb bankrotten Staat immer gefährlicher wird. Denn hier haben wir es mit einer Staatsangestelltenschicht zu tun, die sich durchaus nicht als Beamtentum, sondern als Proletariat fühlt und dem Staate gegenübersteht, wie der Arbeiter dem Kapitalismus. Das, was dem Beamten, und zwar ganz entschieden auch dem unteren, ehedem das Besondere gab, das Gefühl nämlich, selbst ein Stückchen Staat zu sein, geht diesen Leuten vollkommen ab. Denen ist der Staat der Arbeitgeber, der nach Noten geschröpft werden muß. Es ist der reine Hohn, daß gerade dieses zigeunerhafte Heer der Überzähligen, die wir durchfüttern und mitschleppen, am frechsten im Fordern, am lautesten im Schreien, am lässigsten bei der Arbeit ist. Wo zwei von ihnen beisammen stehen, kann man sicher sein, daß von „Forderungen" die Rede ist. Pflichten — du lieber Gott, man reißt seine acht Stunden herunter, so angenehm es geht. Gustav Freytag sagt einmal, wenn man das deutsche Volk kennen lernen wollte, müßte man es bei der Arbeit aufsuchen. Das Wort gilt

noch heute. Man gehe einmal mit der Tarnkappe durch Herrn Giesberts, Herrn Gröners Bereich, man pirsche einmal durch die Kommunalbetriebe, durch all die unzähligen Ämter. Man könnte das deutsche Volk kennen lernen — so wie es heute ist. Es wäre wohl angezeigt, als Kultur-Kuriosa die groteskesten Vorgänge in unserer behördlichen Bureaukratie der Nachwelt zu erhalten. An die eine Behörde kann man Eingabe auf Eingabe richten, ohne daß je eine Antwort erfolgt. Eine andere Behörde erteilt auf eine Anfrage von der selben Stelle aus nicht weniger als achtmal die fast gleiche Antwort. Dem Berliner Magistrat fiel der ungeheure Gasverbrauch auf, der während der Dienststunden erfolgte. Es ergab sich, daß die Herren Beamten nicht nur ihren Tee, sondern auch — ihre schmutzige Wäsche kostenfrei auf Gemeindegas kochten ...

Das Beamtenproletariat ist es, das von den Linksradikalen immer öfter zum Vorspann politischer Zwecke benutzt wird, nachdem die moskowitische Putschmethode sich doch als unrentabel erwiesen hat. Das sehnlichste Ziel der Kommunisten ist die Lahmlegung des Verkehrs, der Generalstreik der Eisenbahner. Wenn wir ihn bis jetzt noch nicht gehabt haben, so liegt es nicht an den weise vorbeugenden Maßnahmen der Regierung, sondern einfach daran, daß man im letzten Augenblick den Erpressern in den Schlund warf, was sie verlangten. Wie lange aber wird man diese Methode noch fortsetzen können? Es ist unverkennbar, daß der Streikgedanke in der unteren Beamtenschaft immer mehr Boden gewinnt. Ringsherum wird aus dem nichtigsten Grunde und bei dem geringsten Anlaß gestreikt, es ist ja nur zu verlockend für den kleinen Beamten, sich auf dem selben Wege Vorteile zu erzwingen. Eine gewerkschaftliche Statistik verzeichnet stolz eine Zunahme der Streikbewegungen im Jahre 1920 um 12 114 gegen das Vorjahr. Die Durchführung der gesamten Bewegungen erforderte eine Gesamtausgabe von 98 132 996 Mark. Erreicht wurde für 131 787 Personen eine Verkürzung der Arbeitszeit um 765 307 Stunden und Lohnerhöhungen im Betrage von 608 159 858 Mark für 11 357 313 Personen. Außerdem erfolgten für 4 100 925 Personen sonstige Verbesserungen der Arbeitsbedingungen.

Hiebei handelt es sich wohlgemerkt um die regulären, gewerkschaftlich geleiteten Bewegungen. Die „wilden" Streiks bilden wieder ein besonderes Kapitel. Allein daß im Jahre 1921 die Streikbewegung einen „erfreulichen" Aufschwung genommen hat, wird niemand bezweifeln. Die Berliner Müllkutscher haben z. B. im vergangenen Jahre siebenundzwanzigmal gestreikt — mit einem Monatsgehalt von mehr als 3000 Mark schauen sie heute erhaben lächelnd auf die Dummen herab, die es noch immer nicht verstanden haben, sich ihre Leistungen nach Gebühr bezahlen zu lassen. Und nun nehme man hinzu, wie die sozialistische Presse aller Schattierungen, wie „Rote Fahne", „Freiheit", „Vorwärts" förmlich darin wetteifern, den Proletarierstiefel zu belecken. Als in Berlin wieder einmal die Elektrizitätsarbeiter streikten, schrieb der tüchtige „Vorwärts": „Um zu verhindern, daß die Baugrube der Nord-Süd-Bahn ersäuft, wurden — ein Zeichen hohen Verantwortungsgefühls bei den Streikenden — die Pumpen in Gang gehalten — —"

* * *

Von Zeit zu Zeit werden der Öffentlichkeit, die mit Schrecken vernimmt, daß der größte Teil der Einkommensteuer schon von den Finanzämtern verschlungen wird, offzielle Beruhigungspillen eingeflößt. Ja es herrsche derzeit noch ein Überfluß an Beamten, aber gemach, es werde langsam abgebaut. Abbau — wer lacht da? Es wird im Gegenteil tüchtig zugebaut. Der sächsische — Sachsen ist bekanntlich unser sozialistischstes Ländlein — Staatshaushalt enthält die Angabe, daß sich die Zahl der Beamten von 23 209 im Jahre 1920 auf 23 302 im Jahre 1921 und auf 25 559 im Jahre 1922 erhöhte. Ähnlich liegen die Verhältnisse im ganzen Reiche. Man scheint ganz versessen darauf zu sein, immer neue Beamtenstellen zu schaffen. Für das verstümmelte Oberschlesien wird namentlich vom Zentrum stürmisch Autonomie verlangt. In dem Augenblick einer derartigen Neuordnung stellt sich ganz automatisch das Bedürfnis nach weiteren Beamtenstellen ein. Neue Ämter werden nötig, neue Amtsgebäude. Bei der üblen Interessenverfilzung zwischen Parlament, Partei und Regierung, was spielt es da für eine Rolle, ob die Entscheidung dem Reiche frommt?

Es ist bei den Stellen, die es angeht, viel böser Wille vorhanden. Man denkt gar nicht an Einschränkungen. Die Schuldsummen, die das Reich belasten, sind so ungeheuerlich, daß — so sagt man sich oberen Ortes wohl insgeheim — es auf etwas mehr oder weniger gar nicht ankommt. Der Übergangscharakter, der bisher noch jedem Kabinett seit der Revolution anhaftet, trägt das übrige dazu bei, das Verantwortungsgefühl der Regierenden zu lähmen. Fest steht jedenfalls, daß zu unsern glänzendsten Zeiten niemals so leichtfertig mit den Staatsgeldern verfahren worden ist wie heute, da wir die größten Bankrotteure der Welt sind. Nur zu wahr, nur zu treffend schildert Richard Bahr in der „Berl. Börsen-Ztg." an ein paar Schulbeispielen die Sinnlosigkeit republikanischen Geschäftsgebarens:

„Wer redet denn noch von der Sparsamkeit, zu deren keuschem Dienst einst ein Diktator gekürt und, da er — es ist wohl bald ein Jahr her — die Flinte ins Korn warf, ein vielgliederiges Konsortium ausersehen ward? Wird nicht vielmehr wieder ein bißchen sehr aus dem Vollen gewirtschaftet? Wir haben erst in diesen Tagen einen diplomatischen Ämtertausch erlebt, dem zum mindesten in einem Fall — dem des Dr von Rosenberg — der schlechthin zwingende sachliche Grund fehlte. Hat von den Herren, die mit nervöser Hast die Entsendung des Dr Maximilian Pfeiffer nach Wien betrieben, niemand bedacht, welche Kosten durch den Umzug des bisherigen Gesandten erwachsen müßten? Herr von Rosenberg ist verheiratet, hat Frau und Kinder, und allein die Überführung des Hausrats wird bei den heutigen Preisen ein Vermögen verschlingen. Die unruhige Beweglichkeit in dem Bereich des auswärtigen Dienstes ergreift neuerdings auch schon die Schicht der mittleren und unteren Beamten. Geheime expedierende Sekretäre werden, als ob der Dollar nicht um 200 oszillierte, von einem Ende der Erdkugel an das andere versetzt, und wieder ist es die arme Staatskasse, die die Lasten zu tragen hat. Ist es nötig, zahlt es wirklich sich aus? War es nötig, daß man gerade jetzt China mit einem Netz konsularischer Vertretungen bespannt? Wären, um aus der Ferne in die teure Heimat zurückzukehren, ernsthafte deutsche Interessen gefährdet worden, wenn man Herrn David zuliebe nicht den Gesandtenposten in Darmstadt geschaffen

hätte und nicht für Dr Südekum sein Großhamburger Staatskommissariat? Ehedem wurden emeritierte Minister, die man irgendwie unterzubringen wünschte, im Lande Preußen mit Domherrnpfründen ausgestattet. Das war vielfach, nicht immer, ein Werk ausgleichender Gerechtigkeit, Reich und Staat kostete es jedenfalls keinen Pfennig. Nun wird ohne weiteres zuzugeben sein, daß sozialistische Führer (wennschon, was ihm hoch anzurechnen bleibt, Herr Dr Südekum neulich seinen Leipziger Zeugeneid nach der religiösen Formel schwor) als Domherren in Brandenburg oder Naumburg seltsame Figur machen würden. Aber wo steht es denn geschrieben, daß parlamentarische Minister hinterher, wenn die Parteigunst sie verließ, partout mit einem Staatsamt abgefunden werden müssen? Die Herren sind doch Schriftsteller, waren es früher und könnten, sollte man annehmen, es jeden Tag wieder sein. Geht's ihnen wider die Würde, sänke, wenn sie zu der alten Hantierung zurückkehrten, das Krönchen vom Haupt? Demokratie, Demokratie!

Das sind nur so ein paar Beispiele, die gelegentlich — das Material ist vorhanden — erweitert und ergänzt werden sollen. Auch sie beweisen wohl schon, daß dem auf Sparsamkeit gerichteten Sinn bei uns nach wie vor ein weites Betätigungsfeld sich breitet. Daß, was hier aufgezählt ward, noch nicht in die Milliarden reicht, ist ein Einwand der Unlust. Wer die Million nicht ehrt, ist die Billion nicht wert."

* * *

Der ganze Jammer unserer politischen Ohnmacht beruht darauf, daß unser Regierungssystem ständig unter doppeltem Druck steht, dem innern und äußern, dem der Straße und dem der Entente. Bis jetzt hat man sich immer notdürftig dadurch geholfen, daß man bald nach der einen, bald nach der andern Seite hin nachgab. Aber daß diese Methode sich verewigen lassen wird, darf füglich bezweifelt werden. Die Entwicklung drängt zu einem Konflikt zwischen beiden Druckpolen — und was dann? Hätte die Entente ihre Forderung nach Sanierung von Post und Eisenbahn in anderer Form erhoben, die Regierung säße schon heute in der Zwickmühle. Wie bald schon kann der Zeitpunkt kommen (denn die Defizite werden ja durch das stumpfsinnige System mechanischer Erhöhung nicht schwinden), daß die Entente erklärt: In Post und Eisenbahn sind so und so viel tausend Beamte zuviel, sie müssen bis zu dem und dem Termin entlassen werden. Dann steht das Kabinett Wirth vor unausweichbaren Entscheidungen, dann hat es keine Willensfreiheit mehr, dann bleibt ihm nur die Wahl, entweder der Straße oder der Entente Trotz zu bieten, da beiden sich zu unterwerfen in solchem Falle schlechterdings nicht möglich ist.

Seltsam, daß man bei uns noch immer das Heil von den Konferenzen erwartet. Man hoffte auf London, auf Washington, man setzte Erwartungen auf Cannes und schaut bereits, als winke von dort her die Erlösung, nach Genua. Gewiß können einige Erleichterungen auch für uns abfallen. Der Verröchelnde empfindet es ja bereits als Wohltat, wenn ihm ein paar Atemzüge vergönnt werden. Aber das sollten wir uns doch immer vor Augen halten: es handelt sich bei alledem doch um eine gewisse Verständigung zwischen England und Frankreich über die beste Art der dauernden Knebelung Deutschlands. „Wenn diese Pläne", schreibt die „Münchener Ztg.", „durchgeführt werden sollten, wird zum erstenmal auch das

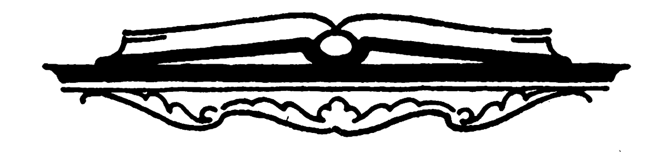
noch immer widerstrebende sozialistische Deutschland zu der Erkenntnis gezwungen werden, daß Größe und Freiheit des Vaterlandes nicht nur ideale Güter, sondern auch die wichtigsten Vorbedingungen für sein eigenes leibliches Wohlbefinden sind. Immer wieder ist ihm vorgerechnet worden, es habe nur einen Feind, den Kapitalismus. Dann wird sich zeigen, daß es noch andere Feinde hat. Denn mit dem geplanten Übergang des Etatsrechts an die Entente werden natürlich auch Löhne und Gehälter der Staatsangestellten und Arbeiter in Staatsbetrieben ebenso wie die Anzahl der staatlichen Arbeitskräfte vom Wohl- oder vielmehr Übelwollen fremder Aufseher abhängig werden. Gleichzeitig wird eine Beschneidung oder Streichung aller staatlichen Ausgaben erfolgen, die von der Entente für überflüssig gehalten werden, in erster Linie wird also die Sozialpolitik Not leiden, und dann werden die sogenannten Kulturaufgaben an die Reihe kommen. Da zu allem Unglück auch noch die Länder in ihrer ganzen Finanzgebahrung vom Reich abhängig gemacht worden sind, so werden auch diese sehr bequem dem Entente-Ermessen unterstellt. In gewisser Beziehung wird dann auch der alte Kampf um die Planwirtschaft entschieden werden. Aber an dieser Wirtschaft würde selbst Herr Wissel, der durch Ablehnung seiner Planwirtschaftsgedanken beleidigte frühere Reichsminister, keine Freude haben. Denn es würde sich nicht mehr darum handeln, durch möglichst wirtschaftliche Herstellung deutscher Güter zur bestmöglichen Verwertung im Aus- und Inlande die deutsche Wohlfahrt zu fördern und dem einzelnen deutschen Bürger einen möglichst großen Anteil am Gewinn zu verschaffen, sondern es soll eine Vergewaltigung Deutschlands zur Herstellung von Waren werden, die von der Ententewirtschaft zur eigenen Weiterverarbeitung oder zum Handel mit fremden Ländern gebraucht werden. Daß die Entente auch den Preis dieser Waren bestimmen würde, ist bei der politischen und wirtschaftlichen Ohnmacht des Deutschen Reiches selbstverständlich. Mit anderen Worten: Ganz Deutschland, die ganze deutsche Wirtschaft, soll für die Entente jahraus, jahrein arbeiten. Und dieser angenehme Zustand würde durch die immer tiefergehende Verstrickung Deutschlands in unmögliche Zahlungsverpflichtungen verewigt werden. Der Entente wäre es sicher nur willkommen, wenn jährlich trotz aller deutschen Anstrengungen Tributreste gestundet werden müßten, denn das gäbe schönen Anlaß zur moralischen Entrüstung über das säumige und unbotmäßige Deutschland, und würde sogenannte rechtliche Ansprüche und Handhaben bieten, Deutschland nie mehr aus seinem Joch herauszulassen. Aber auch wenn alle Tribute restlos von Deutschland geliefert werden könnten, was freilich undenkbar ist, würde das Ziel der Unterdrückung Deutschlands nie mehr freiwillig aufgegeben werden."

* * *

Frankreich hat immer wieder seine bedrohte Sicherheit als Begründung für seine unnachgiebige Haltung Deutschland gegenüber ins Feld geführt. Offenbar zur Beruhigung der französischen öffentlichen Meinung ist nun von englischer Seite in die Debatte von Cannes ein Gedanke geworfen worden, gegen dessen Gefährlichkeit nicht scharf und nicht zeitig genug Stellung genommen werden kann. Es handelt sich um die Neutralisierung der Rheinlande. Was ist darunter zu verstehen? „Der Versailler Frieden", erklärt die „Deutsche Allg. Ztg.", „untersagt

in seinen Artikeln 42 und 43 Deutschland die Unterhaltung von Befestigungen und militärischen Besatzungen auf dem linken Rheinufer sowie in einer Zone von 50 Kilometern rechts des Rheins. Der Artikel 44 erklärt, daß jede Zuwiderhandlung gegen diese Bestimmungen als Störung des Weltfriedens betrachtet wird, demnach das Eingreifen der Entente zur Folge hat. Damit ist die militärische Sicherheit der Franzosen und Belgier in jeder nur denkbaren Hinsicht gewährleistet. Mehr kann in dieser Beziehung nicht geschehen. Sollte sich der Begriff der Neutralisierung aber etwa darauf beziehen, aus den Rheinlanden ein neutrales Staatswesen zu machen im Sinne der Bestrebungen Clemenceaus bei der Vorbereitung des Friedens? Nach einer Darstellung der entscheidenden Sitzung hat Wilson zu den entsprechenden Forderungen Frankreichs geschwiegen, während Lloyd George dagegen Verwahrung einlegte, die Rheinlande vom Deutschen Reiche zu trennen. Heute kommt es darauf an, die Leistungsfähigkeit Deutschlands zu heben. Durch die unselige Zertrümmerung Oberschlesiens ist, aller berechtigten deutschen Einwände ungeachtet, schon der Produktion Deutschlands ein fürchterlicher Schlag versetzt worden, der neben den tollen Reparationsforderungen die rasche Entwertung der Mark im Herbste heraufbeschworen hat. Eine Loslösung der Rheinlande, sei es vom Reich, sei es von Preußen, würde das Ende der deutschen Einheit bedeuten. Marschall Foch verficht den Gedanken, die französische Grenze an den Rhein vorzuschieben. Dabei macht es wenig aus, ob die Rheingebiete Frankreich direkt angegliedert oder in ein Vasallenverhältnis zu Paris treten sollen. Die verbrecherischen Umtriebe eines Smeets sind von den Franzosen gefördert worden. Briand hat wiederholt von der Rettung der Rheinländer von preußischer Bedrückung gesprochen. Auch ihre süddeutschen Wühlereien haben die Franzosen noch nicht aufgegeben. Sie hoffen, bei einer Zertrümmerung Österreichs durch Tschechen und Südslawen aus Salzburg, Oberösterreich und den nicht von den Tschechen verschluckten Teilen Niederösterreichs einen Staat mit Einschluß Bayerns zu machen, der vom Deutschen Reiche abgelöst, aber dafür französischem Einfluß offen stehen soll."

Im Interesse einer Gesundung des deutschen Finanzwesens wäre natürlich dringend zu wünschen, daß die Besetzung der Rheinlande aufgehoben oder doch wenigstens auf ein Mindestmaß herabgesetzt würde. Niemals aber unter der Bedingung, daß der Zusammenhang der Rheinlande mit dem übrigen Deutschland gelockert wird! Katastrophale Folgen könnten eintreten, wenn die Regierung nicht rechtzeitig ihr Augenmerk auf diese dunklen Pläne richtete.



Auf der Warte

Schriftstellernot und neue Postgebühren

Die erschreckend gestiegenen neuen Postgebühren treffen vor allem die Berufsschriftsteller. Denn der Geschäftsmann kann die vermehrten Unkosten seinen Preisen zuschlagen; und Privatleute können ihren Briefwechsel einschränken. Der Schriftsteller aber muß seine Briefe und Manuskripte versenden, muß also in ungemindertem Maße die Post in Anspruch nehmen.

Bekanntlich ist nun grade bei den geistig Schaffenden die Not außerordentlich groß. Da sammelt man an allen Enden, wendet sich bittend ans Ausland — und sieht seine Bemühungen durch solche ungeheuerlichen Erhöhungen durchkreuzt!

Ich sage nicht, daß man die Postgebühren nicht erhöhen sollte. Das ist eine Sache für sich. Aber ich frage in meiner Eigenschaft als Vorsitzender der Deutschen Schillerstiftung, die doch wohl über die Not in Schriftstellerkreisen den besten Überblick hat: Saß denn niemand in den Beratungskommissionen, der gerade diesen wichtigen Punkt bedacht hat? Konnte man nicht statt der Ansichtskarte mit den „fünf Worten", die ja jetzt wohl der billigste Postgegenstand ist, etwa eine Bezeichnung „Druckmanuskript" einführen (nämlich Manuskript, das für den Druck bestimmt ist, keine schriftlichen Mitteilungen enthält, sondern einfach an die Schriftleitungen geht)? Und war es nicht möglich, diese Druckmanuskripte ganz besonders gering zu belasten?

Denn stelle man sich doch einmal vor, daß ein Berufsschriftsteller eine Arbeit manchmal drei-, vier-, fünfmal Schriftleitungen anbietet und ebenso oft von diesen wieder zurück erhält! Und meist eingeschrieben! Was für Postgebühren für beide Teile! Und ohne einen Pfennig Einnahmen!

Nochmals: Wir bitten die zuständige Behörde, uns in dem eben angedeuteten Sinn im Kampfe gegen Schriftsteller-Elend zu unterstützen. —

Bei diesem Anlaß dürfen wir wieder einen herzlichen Dank öffentlich aussprechen. Abermals ist es uns durch persönliche Beziehungen beschieden gewesen, aus Amerika (Gesellig-Wissenschaftlicher Verein der Deutsch-Amerikaner, New York) und aus Schweden (Rotes Kreuz, Stockholm) beträchtliche Summen für arme Schriftsteller und überhaupt Geistes-Arbeiter zu erhalten. Es ist wahrhaft beglückend, solche tätige Teilnahme feststellen zu dürfen. Wem unter den Lesern dieser Zeilen Fälle besondrer Not bekannt sind, der wende sich mit gut begründeter Eingabe an die Deutsche Schillerstiftung in Weimar. Schillerhaus!

Nebenbei muß man das Publikum immer wieder bitten, unsre Schillerstiftung — eine rein wohltätige Sache — nicht zu verwechseln mit dem „Schillerbund", der in Weimar die sommerlichen Schüler-Aufführungen leitet; noch weniger mit dem „Schillerpreis", der uns nicht das geringste angeht. Generalsekretär der Deutschen Schillerstiftung, der also die Gutachten abzufassen und dem Vorort nebst Verwaltungsrat Vorschläge zu machen hat, ist der bekannte Schriftsteller Dr. Heinrich Lilienfein in Weimar.

F. L.

*

Die erzieherischen Postgebühren

Ein lähmendes Entsetzen ging durch das geistige Deutschland, als man die neuen Postgebühren vernahm. Die Entente hätte das nicht besser machen können. Mit dem Ausland

Briefe zu wechseln, Druckschriften zu senden, für Deutschland zu wirken — man wird sich's jetzt dreimal überlegen. Und wir untereinander? Es gibt Leute im geistigen Mittelstande, denen sonst nichts Tröstliches geblieben ist als ein gegenseitiger Gedanken-, Bücher- und Zeitschriften-Austausch. Und das sind nicht die schlechtesten. Diese sind durch jenen Schlag getroffen. Nicht die Müllkutscher, nicht die Fabrikarbeiter; denn da wird wenig geschrieben; und wenn sie mal eine Ansichtskarte von einem Ausflug senden („Herzlichen Gruß" oder sonst eine „bloße Höflichkeitsformel" in fünf Worten!), ist's ihnen ja mit 40 Pfennigen leicht gemacht, diese äußerst geistreiche Verkehrsart weiterzupflegen. O Postbehörde! Auch hier spukt die nichtsnutzige Parteipolitik herein, die Deutschland zerrüttet. Man weiß genau, daß sich das geistige Deutschland nicht durch einen Streik wehrt wie die Transportarbeiter oder sonst eine wohlorganisierte, zum Schaden der Allgemeinheit Lohn erpressende Arbeitergruppe.

In einem ironisierenden Artikel meinen die „Münch. N. Nachrichten", die Post wolle eben erzieherisch wirken. „Von dem geschäftlichen Briefwechsel sieht sie dabei in großartig idealistischer Weise ab. Der Geschäftsbrief macht sich stets bezahlt, denkt die weise Behörde. Also reden auch wir einmal nur vom persönlichen Brief. Und da steht die Post auf dem einzig gesunden Standpunkt, daß jemand, der einen Zweimarkbrief nicht wert ist, auch keinen Zehn- oder Sechzigpfennigbrief verdient habe. Das also ist der erzieherische Gedanke: wir sollen wieder lernen, was unsere Großmütter gekonnt haben: Briefe zu schreiben, die ihrem Gehalt und ihrer Form nach das hohe Porto vollkommen rechtfertigen; Briefe, auf die man, wenn sie in vielen Tagen fortsetzungsweise geschrieben sind, nicht mit Zorn die teure Marke klebt, sondern mit dem freundlichen Gefühl: wie billig!"

Ganz hübsch soweit! Wenn unsere Geldentwertung so weiter über Wien nach Moskau fortschreitet, werden wir in der Tat einmal seufzen: Wie billig war's einst!

Doch der soeben von dem Münchner Blatt ausgedrückte Gedanke ist fruchtbar. Wir regen hiemit eine freiwillige Selbstbesteuerung der persönlichen Briefschreiber an. Je nachdem man ausdrücken will, daß einem der Adressat oder noch mehr die liebliche Adressatin „teuer" ist, beschwert man den Brief mit entsprechend teurem Porto. Das wird eine reizende Zeichensprache werden. Und nicht nur die „kostbare" Adressatin wird in die Höhe hüpfen vor Wonne, sondern auch die Postbehörde wird ein behagliches Schmunzeln nicht ganz unterdrücken. Und erst das freundliche Grinsen des Briefträgers, wenn er einen solchen „hochwertigen" Brief überreicht!

Dies ist, nebenbei bemerkt, nun unser Einfall, des „Türmers". Wir bitten das zu beachten, da wir Patent darauf zu nehmen gewillt sind. Nicht von Pappe ist aber auch ein weiterer Gedanke unseres Münchener Kollegen, Strafporto betreffend:

„Die Dichterin Annette Droste schreibt einmal, wie ein schöner weißer Bogen sie unwiderstehlich lockte, mit welcher Liebe sie ihn zurechtlegte, und wie sie dann zärtlich, bedachtsam zu kritzeln begann. Lesen wir heut diese Briefe, so sind wir erschüttert und beseligt von der darin lieblich überströmenden Fülle des Herzens, fühlen uns erhoben von der naturnahen Kraft und dem Mark des herzhaften Wortes und bewundern den seltsam zackigen Schliff der Rede. Heute reißt man einen viel schöneren Bogen, als ihn die Droste je besessen hat, aus dem Karton, wirft mit liebloser oder gequälter Handschrift ein paar Zeilen darauf: Artur ist angekommen, die Butter kostet so und so viel, ich habe Migräne gehabt, mir geht es gut, hoffentlich Dir auch — Schluß. Wie viele Milliarden könnte die Post verdienen, wenn sie für jeden Brief mit derartig seelenlosem Geschreibsel zehn Mark Strafporto forderte. Doch vielleicht erfüllen die zwei Mark auch schon ein wenig ihren erzieherischen Zweck; regen an zu einer neuen Kultur der Handschrift, zu einem Mitteilungsbedürfnis, das in die Tiefe geht und Schätze aus innersten Schächten schürft. Und damit zu einer neuen Kultur von Freundschaft und Liebe"...

Bravo, Matthießen! Gar nicht übel: das gäbe wieder eine ausgezeichnet bezahlte Kommission, einen Ausschuß, ein Ministerium: mit

dem Auftrag, seelenlose Briefe auf Strafporto hin durchzuprüfen. Aber es würde sich bezahlt machen.

Im übrigen wollen wir einmütig auf eine neue Kultur der Freundschaft und Liebe hoffen — sofern Freundschaft und Liebe hübsch artig innerhalb der politischen Partei bleiben und die „Diktatur des Proletariats“ nicht beeinträchtigen ...

*

Woher kommt die Geringwertung geistiger Arbeit?

Neulich war wieder einmal eine gemeinnützige Einrichtung in der Lage, das Aufgeben der ehrenamtlich dort geleisteten Bildungsarbeit zu erwägen, weil — der Schuldiener neue, natürlich höhere Forderungen für seine Reinmachetätigkeit erhob. Nur die Opferwilligkeit weitblickender, aber keineswegs begüterter Kreise verhinderte die drohende Schließung.

Der Fall ist typisch für das Verhältnis der Entlohnung für Kopf- und Handarbeit. Die geringe Bewertung geistiger Tätigkeit ist bekannt. Weniger bekannt sind aber die psychologischen Ursachen dieser Geringwertung. Weite Kreise hatten nie Gelegenheit, zu erfahren, daß geistige Arbeit eben — Arbeit und kein Spiel ist, besonders die des schöpferischen Denkers und Künstlers. Daraus folgt alles weitere von selbst.

Der Künstler gilt als ein besserer — oder nicht einmal besserer — Tagedieb; denn „ordentliche“ Arbeit ist doch das bißchen Violinspielen oder Verseschmieden nicht, weil die körperliche Regsamkeit dabei fehlt oder äußerst gering ist. Und die wissenschaftliche Arbeit? Nun, die gilt lediglich als ein Vergnügen; man sitzt still auf einem Stuhl und liest. „Und lesen können wir auch, folglich könnten wir auch wissenschaftlich arbeiten, wenn die äußeren Verhältnisse uns dies erlaubten.“

Woher diese subalterne Auffassung? Bleiben wir bei der Forscherarbeit. Weite Kreise haben den schönen und gewiß pflegsam zu behandelnden Wunsch, teilzunehmen an den Wegen, die das heutige Denken verfolgt. Und nun ist es eben ein grundlegender Übelstand, daß diese meist nur von den Forschungsergebnissen erfahren, daß sie aber von den mühsamen Umwegen, die zum Erreichen dieses Zieles nötig waren, gar keine Vorstellung gewinnen. Allenfalls wird in der Aufklärungsliteratur geschildert, wie Prof. X. seine Schlüsse aneinanderreihte, bis er dann eben dieses Forschungsergebnis herausbekam, von dem jetzt sogar die politischen Tageszeitungen berichten. Und das sieht denn freilich als fertiges Werk höchst einleuchtend und einfach aus. Aber daß vor Prof. X. Dutzende von anderen Denkern mit und ohne so hohen Titel sich an demselben Problem zerarbeiteten, in Irrwegen stecken blieben, sich auf Umwegen verloren und darüber öfter wirtschaftlich zugrundegingen: davon erfahren diese weiteren Kreise nichts.

Es ist schon richtig, daß das „Publikum“ nur wünscht, Ergebnisse zu erfahren, um auch „mitreden zu können“. Aber es ist ein schlimmer Übelstand, wenn man diesen Wünschen einfach folgt und nicht versucht, das Publikum zu erziehen. Das wäre dadurch möglich, daß man es ihm nicht so bequem machte: daß man es vielmehr zwingt, auch Dinge zu lesen, die nicht so ohne weiteres unterhaltsam, dafür aber nachdenksam sind. Allmählich wirkt es doch, wenn stets mit Nachdruck nicht nur von dem erzählt wird, was schließlich herauskommt, sondern auch von den vorher nötigen schweren und ernsten Umwegen. Dann kann, ja dann wird auch die Einsicht sich einstellen: „Hier ist ein weites Arbeitsfeld, das zwar nicht mein eigenes ist, aber dem man ebensolche Achtung entgegenbringen muß, wie ich sie für mein Arbeitsgebiet beanspruche.“

Dann wird die Bewertung forschender Geistestätigkeit eine andere werden.

Dr W. Richter

*

Gruß an die unbekannten Dichter

Es ist mir weh um dich, mein teures, armes Vaterland, wenn ich deine Menschen so leidend und so ratlos sehe! Und doch hast du Menschen, die auch das allgemeine Leid tragen und dennoch kraftvoll ihres heil'gen Amtes walten in der verzehrenden Glut dieser Zeiten.

Es sind Auserlesene, die den herrlichsten und unvergänglichsten Reichtum in sich tragen, den es je auf Erden geben mag: sie haben eine Seele. Weißt du, was das heißt, du gequältes, friedloses Herz? Seele haben, das heißt: in stillstarker Einsamkeit ein hartes Leben meistern und sein tapfer gewonnenes, edles Innere leuchten lassen als verklärende und versöhnende Güte und Milde hinein in all das wahnbetörte Wirrwesen der Gegenwart.

Solche Seele haben die echten Dichter deines Volkes. Dichter sein heißt eben Seele haben, Seele künden und Seelen gestalten! Dichter sein heißt Glück schaffen und Frieden geben! Dichter sein heißt Befreier sein von den Nöten der Endlichkeit! Namenlos für die große gierig genießende Masse, leben sie mitten unter uns, diese wahren Dichter eines schwergeprüften, leiddurchfurchten Volkes. Einsam und mit Armut ringend schreiten sie über den goldgewirkten Teppich schamlosen Wuchergeistes. Sie frieren und hungern mit Frau und Kind in Dachstuben, und wenn sie auf die Straße herniederblicken, sehen sie im betäubenden Alltagstreiben den Massenstrom vorüberrauschen, sehen die Fenster der Vergnügungsstätten in lockender Lichtflut schimmern, jene Stätten gewaltsam bezwungener oder wild sich austobender Tanz-Erotik, in die sich die entseelten Menschenhaufen in ihrer verworrenen Lebensgier hineindrängen.

Not und Sorge, du Schutzgöttin des deutschen Dichters, du bist ihm eine treue, standhafte Gefährtin! Ja, ballt eure Fäuste zornig und streng, ihr unbekannten, tapfern deutschen Dichter, die ihr ehrlich um die Seele und um die Würde eures verblendeten Volkes ringt! Diesem wild genießenden Pöbel in allen Ständen und Schichten ist das Heiligste verloren gegangen: die Ehrfurcht vor der Seele! Noch werdet ihr darben müssen, ihr Edelmenschen einer über alles traurigen Zeitenwende. Aber einige werden euch hören und Antwort geben: die Besten der deutschen Männer und Frauen, die Besten der deutschen Jugend.

Bis ein furchtbares Erwachen alle Seelen deutscher Gaue durchzittern wird, bis das Teufelswerk des jetzt triumphierenden Mammonsgeistes in jähem Sturze zusammenkracht und die deutsche Menschheit vor grauenvoller Öde erschauert: dann ist die Stunde der Seele da — eure Stunde, ihr jetzt noch unbekannten, mißachteten deutschen Dichter! Dann muß euer Ruf gehört werden! Ja, dann soll aus eurem Herzen, dem Born gesammelter Glut, ein Strom neuer Daseinskraft in die empfänglich gewordene deutsche Menschheit fluten. Dann wahrlich seid ihr Retter geworden diesem jetzt so schmachvoll entweihten Lande.

Heilig drum dünkt mich der Gruß an euch, ihr tapfer kämpfenden unbekannten deutschen Dichter! P. Bülow

*

Ein Aufruf an die deutschen Schloß- und Gutsherren

Heil zuvor! Ihr alle könnt auf eurem Besitztum ein kleines, einfaches Gastzimmer frei machen. Ihr werdet auch in der Lage sein, jährlich einmal einen Menschen auf etliche Wochen ohne Entgelt zu verköstigen. Vielleicht habt ihr selbst schon daran gedacht, einen deutschen Dichter, der sich im Kampf ums tägliche Brot vergluten muß, an eure Herdstätte zu rufen, daß er dort auflebe zu neuer Schaffenslust. Und es fehlte euch bloß die vermittelnde Stelle. Ist's nicht so? Diese vermittelnde Stelle zu übernehmen, halte ich für meine Pflicht.

Wer also von euch gesonnen ist, seine Tür einem darbenden Poeten aufzutun, der möge mir schreiben. Er braucht nicht zu fürchten, daß ihm Leute vom Schlage der Meyrink, Toller oder Courths-Mahler über die Schwelle treten. Der Geist von Bartels Literaturgeschichte soll maßgebend sein.

Und nun hört aus dem „Deutschen Volkswart" den erschütternden Notschrei des Wilhelm Kotzde: „Nicht an den jüdischen Machenschaften ist unser Volk zugrunde gegangen, sondern an der Trägheit und Gleichgültigkeit der Deutschen. Wenn ein Mann mit 50 000 Mark Einkommen 100 Mark für eine völkische Sache zeichnet, glaubt er, seine Schuldigkeit getan zu haben. Seine Frau aber liest derweil Ullsteinbücher. Für den Sport mit seinen aus der Fremde eingeschleppten For-

men haben die völkischen Zeitungen und Zeitschriften Raum, auch noch für den geißelnden Spott wider die Hanswürste unserer Elendstage. Aber wenn ein Dichter um die deutsche Seele ringt, wenn es um die innersten und ewigen Angelegenheiten unseres Volkes geht, da ist Schweigen im Walde. Allenfalls hat man noch gerade soviel Raum dafür wie für irgendeinen Unterhaltungsroman oder das sich völkisch gebende Gestammel von Dilettanten, die sich geschäftig Verbindung schufen. Wir Dichter sind Künder des Heiligen, und wir fühlen unsere Verantwortung. Aus der Zwiesprache mit Gott sind unsere Bücher geworden; sie sind uns das Mittel zum Dienst an der deutschen Seele, die heute so irr und krank ist und nach unserer Hilfe schreit. Wir wollen unser Amt erfüllen, und ihr laßt uns nicht. Des klagen wir euch an. Wilhelm Lennemann geht unter die Handarbeiter; Steineklopfen oder Kohlentragen wird sein Los sein, weil er als Dichter mit den Seinen verhungern muß. Für Eberhard König wird gesammelt. Heinrich Gutberlet, von dem manch feiner Vers ahnen läßt, was er uns sein könnte, vermag sich nicht zu entfalten. Gustav Schüler ist trotz der Gewalt und Glut seiner Verse halb verschollen. Wie viele kennen Lobsien? Was könnten sie alle wirken! Ihr Völkischen stoßt mit eurer Kälte und Gleichgültigkeit die Besten von euch und beklagt euch dann über den Einfluß der Fremden, die mit Freuden die Könner aufnehmen, in denen sie nur die Könner sehen, nicht die Verwalter eines heiligen Amtes. Und wenn ihr eine nationale Mehrheit habt und den starken Mann, der den Pöbel niederhält, ihr bessert nichts, wenn ihr nicht die deutsche Seele heimholt. Wie wollt ihr das ohne jene, die zu diesem Amt verordnet sind? Begreift ihr, daß ich nicht für mich spreche und einige Berufsgenossen, sondern für das heilige Amt, das wir in aller Demut als eine Gnade Gottes hinnehmen, und durch das Amt für unser armes, verlassenes, verirrtes Volk?"

Ihr Burg-, Schloß- und Gutsherren seid instand gesetzt, durch Gewährung einer Freistatt hier auf die würdigste Weise zu helfen und zu heilen. Ihr habt es in der Hand, daß eure Hochsitze wieder Sammel- und Ausgangspunkte geistigen Lebens werden wie in der Glanzzeit des Mittelalters. Ihr könnt, wenn ihr willens seid, euch in die Gesellschaft der erlauchtesten Geister begeben, ohne entweihte Säle oder verwelschte Bühnenhäuser aufsuchen zu müssen. Ihr erfüllt ein Gebot reiner Ritterlichkeit, wenn ihr dem Dichter, der sich schaffend auswirkt für uns alle, seine Freiheit erhaltet Ihr werdet dadurch selber zu Führern und Hochmeistern unseres Volkes.

Und es soll künftig eine Art Siegel und Wappen sein für eine Dichtung, wenn sie den Vermerk trägt: Geschrieben in der waldumrauschten Einsamkeit des Hohenfels. Oder: Entstanden im edelstillen Kreise derer von Tannhof.

Meine größte Freude soll es sein, wenn ich hier nicht mehr zu vermitteln brauche, wenn die Fäden zwischen Dichter und Edelmann selbsttätig weben wie zwischen Kameraden, vom Schicksal geeint.

Auf zur Tat!
Im Namen der Deutschen Wandervogelgemeinschaft e. V.
Ernst Hauck.
Spittelstein, Post Öslau bei Koburg,
im Herbst 1921.

An diesen Aufruf, der dem „Türmer" und einigen befreundeten Blättern zugeht, ließe sich manche sehr ernste, fast bittere Bemerkung anknüpfen. Wilhelm Schwaner kann sich im „Volkserzieher" folgenden Zusatz nicht verkneifen: „Wundert's Dich, lieber Ernst Hauck, daß die Völkisch-Antisemitischen mit wenigen geringen Ausnahmen in Angelegenheiten der Nächstenliebe und menschlichen Hilfe so elend versagen? Wenn sie Empfindung und Pflichtbewußtsein hätten für geistig-seelische Bewegung und Erneuerung statt für Blut und Gut der Juden, wenn sie nicht rein materialistisch dächten und arbeiteten, dann würden sich die Völkischen mit uns im Zeichen des Heilandkreuzes und der Germanenbibel zum inneren Aufbau Deutschlands zusammenschließen. Es gibt keine Judenfrage, lieber Freund; aber wir stehen mit blutendem Herzen vor der unbeantworteten Deutschenfrage! Und die ist religiös, ist see-

lisch, nicht rassisch und nicht stofflich! Wer sie anders erfaßt und behandelt, hilft mit am Untergange des Germanentums!“

Wir nehmen unsrerseits heute keine Stellung zu dieser ernsten Frage, sondern möchten den edelgemeinten Aufruf des Herrn Ernst Hauck durch sich selbst wirken lassen.

*

„Einheitsfront“

Wir müssen eine geistige Einheitsfront aus den 100 Millionen Deutschen und Deutschsprechenden auf der Welt schaffen, um unseren Feinden mit den gleichen Waffen, mit denen sie uns schließlich besiegt haben, den Sieg zu entreißen.“

Dieser Satz des Fregattenkapitäns Herrn Hans Pochhammer, der uns kürzlich auf einer Vortragsreise besuchte und mit dem ich die Ehre hatte, mich über deutsche Fragen zu unterhalten, drückt das Ziel aus, das es gilt, unausrottbar ins Bewußtsein aller auf der Erde wohnenden Deutschen zu pflanzen.

Zu meiner Freude finde ich nun im Werbeblatt für den „Türmer“ dem gleichen Gedanken mit den Worten Ausdruck verliehen: „Es ist mehr als je nötig, daß alle gutgesinnten Deutschen eine Einheitsfront bilden.“

Einige Bemerkungen zu diesem Gedanken sind daher wohl angebracht. Vor allem: Wir, die wir bewußt oder unbewußt in unserem Herzen diese Einheitsfront seit Kriegsende anstreben, müssen noch fester und inniger zusammenstehen und unermüdlich, bei jeder sich bietenden Gelegenheit, auf unsere Volksgenossen im In- und Auslande und hauptsächlich auf die Nachkommen der letzteren in dem Sinne einwirken, daß diese geistige Einheitsfront, dieses Einigsein aller Deutschsprechenden dem Feindbund gegenüber in kurzer Zeit auf der ganzen Welt hergestellt ist.

Um diese Einheitsfront wirksam auszugestalten, ist eine Ideengrundlage nötig, die in überzeugender Weise imstande ist, alle Herzen zu gewinnen. Mit anderen Worten also soll unser geistiges Rüstzeug, das wir im Kampfe gegen unsere Feinde anlegen müssen, derart sein, daß jeder Deutsche ohne weiteres davon Gebrauch machen kann. Die schärfsten Waffen liefert uns da der Gewaltfriede von Versailles, insbesondere die „Kriegsschuldfrage“ und die „Wiedergutmachungsfrage“, das ungeheuerliche, unbeschreibliche Unrecht, das dem deutschen Volk damit angetan wurde und noch täglich angetan wird.

Eine in dieser Beziehung geschickt geführte, unermüdliche, konsequente Aufklärungsarbeit durch die In- und Auslandspresse, unter Leitung irgendeiner Zentralstelle, die mit allen Verbänden, deren Ziel die Aufrechterhaltung, Stärkung und Verbreitung des Deutschtums ist, in ständiger Verbindung steht (hier in Chile z. B. der „Deutsch-Chilenische Bund“), dürfte als eines der zweckmäßigsten Mittel gehalten werden. Es muß eine Propaganda größten Stils mit dem immer wiederkehrenden Hinweis auf die Ungeheuerlichkeiten des Versailler Vertrages und seiner Lügen und Mißgriffe sein, bis sein Grundpfeiler, nämlich die „Kriegsschuldfrage“, wankt und bricht.

Für die Auslandsdeutschen ist es von besonderer Wichtigkeit, in taktvoller Art mit ihren nicht-deutschen Freunden und Bekannten gesprächsweise diese Fragen zu erörtern. Wenn dies auch einem großen Teil unserer Volksgenossen im Ausland als selbstverständliche Pflicht erscheint, so gibt es doch viele, deren Gewissen aufgerüttelt werden muß, damit auch sie, bei denen nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges und nach den niederschmetternden Vorgängen in der Heimat eine seelische Gleichgültigkeit Platz gegriffen hat, wieder freudigtätigen Anteil nehmen an dem Kampf um unser Volk, um unseren Platz an der Sonne.

Als eines der besten Mittel zum Wachrütteln dieser Gleichgültigen dürfen von Zeit zu Zeit kommende, nach einem bestimmten Plan arbeitende Redner gehalten werden, die durch einfache Vorträge, möglichst unter Vorführung von Lichtbildern oder Films, überall da, wo Deutsche wohnen, die Heimat vor Augen führen und die Kulturwerte zeigen, die deutscher Fleiß und deutscher Sinn in der Welt geschaffen. Und es freut uns Auslandsdeutsche von Herzen, wenn wir hören, daß z. B. der „Verein für das Deutschtum im

Ausland", als dessen Vertreter uns Herr Pochhammer besuchte, ein derartiges Werk in Angriff nehmen will. Die „geistige Einheitsfront" würde dadurch sehr gefördert; aus dem Dämmerzustande, in dem sich diese Idee jetzt noch befindet, würde bewußtes Handeln, zweckmäßige Abwehr und ständige Aufklärung werden, und zwar, wie Herr Pochhammer in einem seiner hier veröffentlichten Artikel sagt: „Zum Wohle des gesamten Deutschtums, zum Wohle der ganzen Menschheit".

A. Lohrmann, Osorno (Chile)

NB. Wir geben dieser Anregung eines chilenischen Türmerlesers gern Raum. Im Propaganda-Feldzug sind wir unterlegen; wir haben diese Vorarbeit nicht wichtig genug genommen. Sollte es der organisatorischen Begabung der Deutschen wirklich nicht gelingen, nachträglich diese Aufgabe großzügig zu lösen, sobald einmal deren Wichtigkeit erkannt ist? Hier haben unsere Auslandsdeutschen noch eine schöne Aufgabe. Sie sollen in der Welt verbreiten, wie man uns durch Hungerblockade zermürbt, durch Wilsons 14 Punkte betrogen, durch scheußlichen Friedensvertrag versklavt, durch Aufbürdung der alleinigen „Kriegsschuld" verleumdet und verlästert hat — obwohl wir der aus aller Welt zusammengeworbenen Übermacht vier Jahre lang mit übermenschlicher Tapferkeit widerstanden haben.

D. T.

*

Das ermüdete Deutschland

In seiner „Christlichen Welt" (1922, Nr. 1) äußert Martin Rade folgenden Stoßseufzer:

„Anatole France hat seine Eindrücke von einem Aufenthalt in Deutschland in das Wort gefaßt: Soviel er in der kurzen Zeit habe beurteilen können, scheine ihm die deutsche Gesellschaft außerordentlich ermüdet. Das ist ebenso mild wie zutreffend gesagt. Wir arbeiten von früh bis abends — und dann sind wir müde. Wir arbeiten — und schlafen. Zu weiterem haben wir keine Zeit, für weiteres keine Stimmung. Wir sind müde von der Gegenwart, müde von der Vergangenheit. Müde vom Krieg, müde von der Revolution, müde vom alten und müde vom neuen Staat. Es ist mit den christlichen Kreisen nicht anders: Wir sind müde von der Kirche, von der Wissenschaft, von der Praxis. Und dabei schaffen wir fortwährend und tun die größten Dinge für die Zukunft. Aber in Mattigkeit, und ohne die Anteilnahme der vielen, die wir brauchen. Ich sage das nicht, um mit solchem Stoßseufzer mich zu erleichtern. Wir hier im engsten Kreise der Freunde der Christlichen Welt gehören vielleicht zu denen, die am wenigsten müde sind. Aber uns erschreckt um so mehr die große Teilnahm- und Entschlußlosigkeit, die sittliche Apathie um uns her. Ob es das Alkoholmonopol, die Wohnungspest, der perennierende Karneval, ob es die verschärfte Mischehenordnung der katholischen Kirche ist — was regt noch auf? Was treibt mit Gewalt siegreiche Reaktionen hervor? . . . Wie töricht und ohnmächtig haben wir uns, um nur ein Beispiel zu nennen, in Sachen des ‚Reigen' benommen! Keine Theaterleitung, keine Schauspielertruppe hätte sich finden dürfen, das auf die Bühne zu bringen, kein Publikum hätte sich finden dürfen, den Raum vor der Bühne zu füllen, kein Dichter, zu der Aufführung seine Erlaubnis zu geben. Ich habe das Buch vor zwanzig Jahren gelesen, als es erschien. Ich sagte damals zu einem Romanschreiber, für manche Dichter sei die Sexualität eben gut genug, um damit wettzumachen, was ihnen an dem Reiz schöpferischer Erfindung fehle. Wir gerieten darüber gehörig an- und auseinander. Nun kann Schnitzler ja auch andres. Aber eben darum hätte ihm das einfachste Gefühl verbieten sollen, in diesen Theaterskandal zu willigen. Statt daß man Schnitzler und Genossen das sagt und die oberst Verantwortlichen verantwortlich macht, bringt die ‚Weltbühne', die doch in Kunstsachen eine leitende Macht sein will, nun schon durch sechs Nummern — ‚Gutachten über Brunner': 26 hohe Namen zählte ich bisher, die sich daran beteiligten! Da hat man nun also den Richtigen auf der Anklagebank. Ich gestehe, daß der ganze Prozeß mir herzlich zuwider gewesen ist. Es war ja vorauszusehen, daß er nichts nützte. Aber diese Brunnerhetze ist nun auch überaus widerwärtig. Moral und Kunst — ein Kapitel, das von allen Seiten nicht zart genug angefaßt

werden kann. Aber in diesem Falle sind doch wirklich die einzigen Schuldigen der Dichter Schnitzler und die Unternehmer und Schauspieler, die ihn auf die Bühne brachten. Nun sollen wir in der Christlichen Welt eine Resolution abdrucken, die uns aus Berlin zu dieser Sache übersandt wird. Einen ‚Weckruf an die deutschen Künstler, die leitenden deutschen Staatsmänner und alle deutschen Volksgenossen‘. Als ob gegenüber diesem schwelenden Übel auch nur das mindeste mit solchen Tönen geschafft würde! Was für einen reellen sittlichen Wert hatten denn auch z. B. die Resolutionen eines hohen Deutschen Evangelischen Kirchentages zu Stuttgart? Ist dadurch auch nur ein Lufthauch gereinigt worden? In unsrer Müdigkeit geben wir uns zuweilen Träumen hin und bilden uns ein, das seien Taten!“ ...

Aus diesen Sätzen des Theologen Rade spricht ein solch wehmütiges Ohnmachtsgefühl, daß auch die etwas ermunternden Schlußworte, die sich noch daran anschließen, nichts an dem Gesamteindruck ändern.

*

Aus dem Elsaß

Noch ist die „Affaire“ von Grafenstaden in aller Erinnerung, da in einer Versammlung dort Ende Oktober ein Redner unter dem stürmischsten Beifall erklärte, daß er wohl Franzose mit Leib und Seele sei, aber wenn Frankreich an den Überlieferungen des Landes bezüglich der Schule und Kirche rüttele, so müsse das Elsaß über den Kopf Frankreichs hinweg sich an den Völkerbund wenden.

Daß der ganze Chorus der welschen Nationalistenpresse darüber aus dem Häuschen geriet, ist selbstverständlich. Nun war es interessant zu beobachten, welche Stellung hiezu der „Progrès civique“ einnimmt. Diese neue Zeitung wird von den elsässischen Intellektuellen viel gelesen, sie rühmt sich ihrer vollkommenen Unabhängigkeit, und ihr Programm ist die [illegible]ervollkommnung. Der betreffende [illegible]erschrift: „Par certains catholiques [illegible]e, la France est pays étranger“ (nach [illegible] Katholiken des Elsasses ist Frankreich [illegible]dland), und im Klagetone geht es weiter: „Es geht nicht mit unseren wiedergefundenen Brüdern, weder auf politischem noch verwaltungstechnischem noch moralischem Gebiet.“ Es wird dann von jener Versammlung in Grafenstaden erzählt und behauptet, jene Drohung mit dem Völkerbund sei zur Resolution erhoben worden: — „diese Resolution sei nicht französisch, weder dem Tone noch der Seele nach“.

In gleichen Atemzuge wird dieser „Resolution“ die antinationale Haltung der elsässischen Députés gegenübergestellt, und die Berichtigung der elsässischen Volkspartei, die erklärte, daß jene Affäre von Grafenstaden ihre Ursache nicht in neutralistischen Deutungen, sondern in der Erregung wegen der drohenden Laienschule gehabt habe, wird als unaufrichtiges Dementi hingestellt.

„Progrès civique“ folgert dann weiter, daß für die elsässische Volkspartei die Beziehungen Frankreichs zum Elsaß nicht nationaler Art seien — „was sehr ernst sei“ ... „Und dies drei Jahre nach jenem 11. November 1918 voll unbeschreiblichen Jubels — und heute Ausbrüche separatistischen Hasses!“

Was tun? jammert das Blatt. Es rät der Regierung, sich auf die demokratischen und sozialistischen Elemente Elsaß-Lothringens zu stützen und schließt: „Entledigen wir Elsaß-Lothringen des nationalen Blockes.“ Hiebei wird ein sehr hübsches neues Wort gebildet, so daß man der Academie Française diesen Sprachkünstler empfehlen möchte. Er schreibt: „Déblocnationalisons l'Alsace et la Lorraine“!

Hat der Mann eine Ahnung! Von der Macht des elsaß-lothringischen Katholizismus und dessen Verankerung im Volkstum scheint P. C. keinen Begriff zu haben.

Ein anderes Bildchen nun aus einem anderen Lager!

Ende November tagte in Straßburg das Oberkonsistorium der lutherischen Kirche (beratende Versammlung der kirchlichen Vertreter). Es wurde hiebei zur Sprachenfrage Stellung genommen; der Hauptpunkt der Tagesordnung war aber die Frage, ob die elsaß-lothringische Kirche der „Fédération protestante de France“ beitreten solle.

Ein Geistlicher äußerte seine schweren Bedenken über einen Paragraphen dieser Fédération, welche freundschaftliche Beziehungen zu den Protestanten der mit Frankreich befreundeten Länder vorsehe. Er führte mit Recht aus, daß die Politik für kirchliche Fragen ausgeschaltet werden müsse, daß in Deutschland Millionen von Menschen den Krieg verabscheuen und protestantische Interessen vertreten, und daß z. B. der Freund England von heute auf morgen zu den Feinden Frankreichs gehören könne.

Der betreffende Bericht sagt: „Weiter wurde die Debatte nicht geführt“ — und die Vorlage wurde „an die Kommission überwiesen“. Mit andren Worten: Als es anfing, brenzlich zu werden, hörte man auf. G. H.

*

Landeroberung durch den Küstenkanal

Über ein Kanalprojekt zu berichten, das 75 Jahre alt ist, ist sicher ein interessantes Ding.

1. Der seit 75 Jahren geplante und nicht gebaute Küstenkanal Unterweser—Unterems ist ein klassisches Beispiel für die partikularistischen Widerstände, die sich einem im allgemeindeutschen Interesse liegenden Werk entgegenstemmten. Da Preußen, Oldenburg und Bremen an dem Kanalgebiet beteiligt sind und jedes für sich besondere Vorteile herauszuschlagen suchte, bekam keiner etwas — zum Schaden der Allgemeinheit.

2. Nach unserer neuen Reichsverfassung ist Wasserstraßenbau Reichssache. Ach du liebes gutes armes Reich, wo sollst du die 300 Millionen hernehmen, die der Bau heute kosten soll? (Was er aber morgen kostet, weiß kein Mensch.) Und dennoch! — Die Kosten müssen aufgebracht werden, denn hier handelt es sich um ein Kapital, das sich gut verzinsen wird. Wiederum bedeutet der Bau viel mehr, als etwa ein gutes Geschäft. Er ist von höchster volkswirtschaftlicher Bedeutung.

3. Der Schmachvertrag von Versailles sieht den Kanal Düsseldorf—Antwerpen vor. Demgegenüber brauchen wir eine glatte Wasserstraßenverbindung zwischen dem Ruhrrevier und den deutschen Nordseehäfen. Der Dortmund—Emskanal erschließt nur Emden. Soll nicht „Wesermünde“ (das Dreistädtegebiet Lehe, Bremerhaven, Geestemünde) und das zerbrochene Kriegshafengebiet Rüstringen-Wilhelmshaven um jede Bedeutung gebracht werden, so müssen diese Häfen und das ihnen landeinwärts vorgelagerte Industriegebiet Elsfleth, Oldenburg, Brake, Varel, Nordenham die Austauschmöglichkeiten nach dem Südwesten, zum rheinisch-westfälischen Massiv haben. In Wilhelmshaven liegen ungeheure Werte, sie müssen lebendig gemacht werden durch die Umstellung in einen Industrie- und Handelshafen.

4. Der Artikel 97 der Reichsverfassung sagt, daß neue Wasserstraßen nur dann gebaut werden sollen, wenn nicht nur Verkehrs-, sondern auch Landeskultur-Interessen in Frage kommen. Wenn das irgendwo der Fall ist, so hier bei dem Küstenkanal. Die gesamte Kanallinie geht (unter Benutzung der Hunte und ihres Kanals) von Elsfleth (unterhalb Bremen an der Weser) westwärts über Oldenburg, Kampe, und mündet bei Dörpen in die Ems. Diese Trace durchschneidet das Hochmoor in seiner ganzen Länge (über 50 km) und gibt damit die Möglichkeit — und zwar die einzige — seiner Kultivierung. Nur ein Kanalbett kann die Moorabwässer wegführen, die sonst mit ihrem Säuregehalt im Unterland schweren Schaden anrichten. Am Huntekanal und an der Peripherie des ungeheuren Moorareals von 300 000 ha ist die Kultivierung mit allerbestem Erfolg aufgenommen.

5. Was bedeutet eine solche Landeroberung für unsern deutschen Landhunger? Müssen unzählige Deutsche auswandern, wenn es hier für tausend und abertausend Hände Arbeit gibt? Harte Arbeit freilich. Aber wenn die Barackenzeit überwunden, winkt schon die Moorkate, aus Torfboden errichtet, und dann das zwar immer bescheidene, aber schöne und solide Kolonistenhaus. Da kann die deutsche Frau einziehen — und wieder ein paar Jahre später spielen deutsche Kinder im Garten um das Haus auf eigener Scholle: Heim — Heimat — deutsche Heimat.

6. Der Kanalverein Oldenburg hat jetzt von neuem in großzügiger Weise die Werbung für den Kanalbau aufgenommen. Seine treffliche Denkschrift bietet reiches Material. Sie wird auf Wunsch zugestellt.

Ich für mein Teil bitte die vielen Lehrer unter den Lesern des „Türmer", dieses Thema des 75jährigen Kanalprojektes in der Heimatkunde einer Besprechung zugrunde zu legen.

Hermann Bousset

*

Thomas Mann

ist als Meister im Konversationsstil anerkannt. Sein neues Buch beweist es wieder („Rede und Antwort", Berlin, S. Fischer). Man findet da gesammelte Betrachtungen, Buchanzeigen, offene Briefe, Plaudereien oder Randglossen — alles in persönlichem Ton gehalten, doch geschmackvoll, auch in den Kleinigkeiten beziehungsreich, überall von sicherem Stilgefühl beherrscht. Dieses Persönliche ist bei solchen kultivierten und reifen Schriftstellern weder Aufdringlichkeit noch Eitelkeit; der Schreiber verwandelt sich in einen Sprecher, er plaudert also, plaudert naturgemäß aus seinem Erfahrungsbereich. Und so fühlt man sich bei Thomas Mann in einem literarischen Salon, wo die Luft gesättigt ist mit der Leidenschaft für gute Bücher und für Probleme der Weltliteratur. Hier ist seine anmutige Stärke — hier seine Grenze.

Er spricht mit ansteckendem ästhetischen Entzücken von seinen Lieblingen — z. B. Fontane, Ed. Keyserling, Chamisso, etlichen Russen —, weiß Nichtigkeiten wie dem Schreiben an einen Buchhändler, an den Simplizissimus, über Alkohol und dergleichen Form und Geist zu geben, durchsetzt allerdings seine immer anreizende und belebende Sprache mit bedenklich vielen Fremdworten (worin er offenbar einen schmackhaften Reiz sieht), hat überhaupt einen ansehnlichen Wortvorrat, um eine Sache oder eine Gestalt zu umschreiben — kurzum, ein äußerst eleganter, angenehmer und seines Literatenberufes vollbewußter Prosakünstler!

Dann aber, wenn er plötzlich etwa den Satz einfließen läßt: „Dehmel, George, mein Bruder (Heinrich Mann), Kerr, Altenberg, ich, wir sind die wahren Kritiker und fragmentarischen Verdeutlicher Nietzsches" — — nein, da beginnen wir erstaunt aufhorchend, des Buches Geistgehalt und philosophischen Ernst auf Herz und Nieren zu prüfen. Wir lesen den etwas gespreizt einsetzenden Brief an den Grafen Hermann Keyserling, lesen die schillernden Bemerkungen über Wagner (S. 360), die Notiz über Heine (wonach dessen Buch über Börne „die genialste deutsche Prosa bis Nietzsche" enthält), lesen, wie er seine Stilkunst für Wassermann, Hirschfeld, Altenberg verwertet in demselben äußerst interessierten Ton wie für europäische Größen, lassen den etwas dürftigen Aufruf für eine deutsche Akademie auf uns wirken — — und nach und nach vervollständigt sich uns das Bild, das wir uns schon aus früheren Werken aufbauten.

Diesem geschmackfeinen Intellektualismus fehlt etwas. Was denn eigentlich? Er ist klug genug, es zu spüren und da oder dort selber anzudeuten. Vielleicht die Fähigkeit zur herzlichen Einfalt, zum Schwung, zur Zornwucht, der Odem warmer Unmittelbarkeit jenseits des literarischen Salons, wo das Leben erst eigentlich anfängt, das Leben selbst, das hier viel zu viel nach Papier knistert — — doch wie soll man das ausdrücken? Ein Verschen von Matthias Claudius fällt mir da ein, eines Herzensmenschen also, der weit abseits von Thomas Manns Verstandes- und Geschmacksrevier Kalender schrieb:

> Voltaire und Shakespeare: der eine
> Ist, was der andre scheint.
> Meister Arouet sagt: ich weine;
> Und Shakespeare weint.

So wissen die Ästheten und Artisten, zu denen Thomas Mann gehört, bei ihrer reichen Belesenheit und literarischen Leidenschaft für das Form- und Gestaltungsproblem mit ausgesuchter Eleganz zu sagen oder zu schildern, daß und wie man weint — aber, meine Verehrten, ihr weint nicht! L.

*

Goethes Ehe in Briefen

Wir haben neulich den ausgezeichneten Goetheforscher Prof. Dr. H. G. Gräf in andrem Zusammenhang im „Türmer" — un-

gern genug — erwähnen müssen. Heute möchten wir nur auf ein Werk des Gelehrten hinweisen: auf seine Herausgabe der Briefe Goethes an Christiane Vulpius. Unter dem Titel „Goethes Briefwechsel mit seiner Frau“ sind sie zuerst 1916 in zwei Bänden erschienen, haben eine warme Aufnahme gefunden und bereits nach wenigen Monaten eine zweite Auflage erlebt, die inzwischen auch vergriffen ist. Nun entschloß man sich zu einer Auswahl in einem Bande unter dem Titel „Goethes Ehe in Briefen“ (Frankfurt a. M., Rütten & Loening). In Gräfs liebevoller Einführung, die aus der Gesamtausgabe übernommen ist, wurden manche Änderungen, Nachträge und Berichtigungen angebracht; die ausgewählten Briefe sind ungekürzt mitgeteilt. Ein wichtiges, ja für jeden Goethefreund schlechthin unentbehrliches Buch!

Doch etwas im „Vorwort“ nötigt uns, noch ein paar Worte zum Schutze des Herausgebers hinzuzufügen. Es ist unglaublich, wie sich der bekannte Kunstschriftsteller Karl Scheffler in der Beurteilung dieses Buches verhauen hat! In der „Voss. Ztg.“ brachte er einen Aufsatz „Die Entkleidung des Genies“. Darin warf er u. a. einem so ernsten Forscher wie Gräf vor, daß durch solche Veröffentlichungen „die Nation ihre großen Männer allmählich mit den Augen des Kammerdieners betrachte“, und rechnet den Gelehrten zu den „literarischen Raben“, die sich auf den toten berühmten Mann stürzen, „um sich von dem Leichnam zu nähren“, wie denn Goethe „überhaupt eine von Herausgebern viel gerupfte Gans sei“. Vorgeworfen wird Gräf von Scheffler „Klatsch und Indiskretion“, „taktloses Entkleiden, Herumschnüffeln im Unterzeug, Kammerdienerdienstfertigkeit“.

Es muß gebrandmarkt werden, daß ein geachteter Schriftsteller von einem vornehmen Gelehrten nebst angesehenem Verlag in einer großen Berliner Zeitung derart sprechen darf. Es begreift sich, daß Gräf angesichts solcher niedrigen Anwürfe einfach „erstarrte“ wie beim Anblick des Gorgonenhauptes. Seine Abwehr ist in ihrer klaren Knappheit und ruhigen Bestimmtheit von Grund aus berechtigt.

Wie wünschen diesem handlichen Bande denselben schönen Erfolg wie der Gesamtausgabe. Wie man auch über Goethes Ehe denken mag: man muß die Verhältnisse kennen, ehe man darüber urteilt. L.

*

Hauptmanns „Anna“

Es ist nicht angenehm, von 140 Seiten eines „Ländlichen Liebesgedichts“ (Berlin, S. Fischer) feststellen zu müssen: Die Hexameter sind „scheußlich“, wie uns neulich ein Literarhistoriker und Universitätsprofessor schrieb. Der Dichter gibt uns da eine Dorfgeschichte, die auf Motive aus Hauptmanns Jugend zurückgreift. Schon in seinem „Vor Sonnenaufgang“ erklangen ähnliche Töne (Reinheit inmitten Roheit), doch damals derber und eindrucksvoller, getragen vom Geiste jenes naturalistischen Zeitalters. Dieser jetzige Spätling in holprigen Versen läßt zwar auch den Dichter spüren: in der Verhaltenheit, wie er diese zwei jungen Menschen — Lutz und die etwas rätselhafte Elevin — umeinander herumführt; in mancher reizenden Einzelheit, in manchem rührenden Zug des Alltagslebens; in der feinen Tragik, die bei diesem Idyll als Unterton mitschwingt. Kurz, wir achten auch hier den echten Dichter. Aber — es beschämt und erschreckt uns, wenn wir uns entsinnen, daß ihn jüngst bei der Promotion in Prag Prof. Sauer „den größten lebenden deutschen Dichter“ genannt hat. Der Verfasser solcher Hexameter ist also unser größter deutscher Dichter, ist also der Sprecher des schwer bedrängten deutschen Nation! Nun, er ist den größten lebenden deutschen Politikern ebenbürtig . . .

Auch in dieser Arbeit ist keine überragende geistige Größe. Die Lebensanschauung geht über den üblichen Nationalismus nicht hinaus. Dieses Mädchen wird an einen Herrnhuter Missionar verkuppelt. Die Frömmigkeit dieser Kreise wird äußerlich gefaßt und durch biblische Redensarten gekennzeichnet, der Karikatur nahe (wie sein „Eman. Quint“ für mich ein Zerrbild ist). Der brautlos abziehende Lutz heftet einen Blick auf den Geistlichen und denkt: „Eine Sklavin brauchst du für deinen Wanst, deine Kinder und für deine Geilheit!“ Und der Missionar blickt weg und „kann den Blick nicht ertragen“.

Auch hier fällt, obschon bei einem scheuen jungen Mann halbwegs begreiflich, des „Helden“ Tatlosigkeit auf. Dieser Lutz geht davon, wie jener Loth in Hauptmanns Erstlingswerk, und überläßt das Mädchen seinem Schicksal. Wie weithin dieser Grundzug in Hauptmanns Schaffen nun erkannt ist, beweist eine Bemerkung, die wir neulich in der (übrigens sehr deutschfreundlichen) Neuyorker Wochenschrift „Issues of to-day“ fanden. Bei Besprechung des „Weißen Heilands“ heißt es dort (wir geben die Sätze gleich deutsch): „Als Drama leidet der ‚Weiße Heiland‘ an dem Mangel, der den meisten Dramen Hauptmanns gemeinsam ist: der Held ist nicht tatkräftig (dynamic). Montezuma ist seinem Wesen nach weiblich und passiv: wie Heinrich und Henschel, Vockerat und Schilling, Kramer und Crampton wird Hauptmanns neuer Held von seiner Umwelt beeinflußt und reagiert nur matt dagegen. Die meisten von Hauptmanns Helden lassen Hamlet wie einen Herkules erscheinen. Der männlichste und muskulöseste Charakter in den 27 Stücken, die er geschrieben hat, ist vielleicht die diebische Waschfrau in dem Biberpelz und dem Roten Hahn. Aber absonderliche Figuren und viel Mitleid (putty and pity) genügen nicht, um das große Drama zu schaffen.“

Wenn aber der amerikanische Kritiker (George A. Schreiner) hinzufügt, Hauptmann würde seinem Ruf und der Bühne einen Dienst leisten, falls er bloß noch über Franz von Assissi ein Stück schriebe und dann schwiege — so möchten wir die erste Hälfte dieser Anregung nicht unterstützen. Hauptmann kann einen dem Niedersinnlichen oder Lüsternen erliegenden Ketzer von Soana durch Kleinschilderung glaubhaft machen, doch keinen Sieger und Meister von Umbrien, dessen Leuchtkraft die entseelte Menschheit wieder mit Glut zu füllen fähig wäre. L.

*

Aufschrei eines Berliner Schauspielers

In einem Berliner Bühnenblatt „Der neue Weg“ (15. Okt.) findet man folgenden Aufschrei eines Schauspielers, den der Berliner Spielplan anekelt:

„Am Abend ging ich durch die Stätten, die gebaut sind, daß darin das Wort ertöne, so euch die Größeren der Erde gegeben haben. Und siehe, mich faßte ein Grauen an über das, was sich dort breit machte an Plattheit, Seichtheit, Geilheit, Lüge.

Ward euch dazu vor allem Geschöpf der Erde Vernunft und Sprache, meistert ihr deshalb als einziges Wesen in der Natur die Rede, daß sie gebraucht werde, um Zoten und Aberwitz zu verkünden? Gab euch der Gott Kraft der Bewegung und Gewalt der Miene, damit ihr in Handlung und Geste eure Tierheit widerspiegelt?

Wahrlich, Seen von Schlamm, Meere voll Dummheit, Ozeane, bis an den Rand angefüllt mit Brunst, mußte ich auf jenem Weg durchwaten.

Sind das eure Spiele? Ist das eure Schaubühne?“ ...

So geht's noch ein Weilchen weiter. Das genannte Blatt hat den Mut, diesen Aufschrei gegen Würdelosigkeit wenigstens im — Sprechsaal abzudrucken und durch eine Fußnote abzuschwächen.

*

Ein ernstes Sittenbildchen

aus der Zeit der deutschen Friedensdelegation in Paris (1919) wird jetzt vor einem Berliner Landgericht bekannt. Wegen schweren Diebstahls hatte sich dort der Sekretär und Dolmetscher Lapper zu verantworten. Er war bei dem Hauptausschuß für Kriegsgefangene, unter Leitung des damaligen Majors, jetzigen Oberstleutnants Draudt, in Paris lange Monate tätig und stahl 750 000 Franken. Wie der Angeklagte behauptete, soll es bei der Friedensdelegation vergnügt zugegangen sein, so daß es der Angeklagte nach einer wüsten Weinkneiperei in dem Kassenzimmer, bei der sich Oberüber schwer betrank, ermöglicht haben sollte, dem O. den Kassenschlüssel zu entwenden ... Die Ermittlungen ergaben, daß der Angeklagte auf den Rennplätzen in Treneblay und Dauville viel gewettet und sich viel mit Pariser Kokotten abgegeben hat, mit denen er u. a. auf dem Montmartre Sektgelage veranstaltet hatte ...

Solche Lumpen durften in einer der weltgeschichtlich schwersten Zeiten vor den Augen der Pariser die deutsche Nation vertreten!

*

„Es ist in allen zivilisierten Ländern ausgemacht“ ...

Zu Cannes, am 6. Januar des Jahres, sprach Lloyd George: „Es ist in allen zivilisierten Ländern ausgemacht, daß der, der einen Schaden angerichtet hat, ihn wieder gutmachen muß.“

Daraufhin überreicht ihm ein Mitarbeiter der „Tägl. Rundschau“ eine kleine Rechnung, die sich sehr bedeutend vermehren ließe:

Ungefähre Feststellungen des Reichsgesundheitsamts über den Schaden, den das zivilisierte England am deutschen Volkstum durch die Hungerblockade 1915/18 angerichtet hat:

Zunahme der Sterblichkeit unter der Zivilbevölkerung:

1915: 88 000 (gegen 1913: + 9,5%)
1916: 121 000 (gegen 1913: + 14,3%)
1917: 260 000 (gegen 1913: + 32,2%)
1918: 294 000 (gegen 1913: + 37,0%)

Ausfall an Lebendgeborenen zur gleichen Zeit rund 4 Millionen, nach Schätzung des Reichsgesundheitsamts mindestens zu einem Viertel infolge der völkerrechtswidrigen Hungerblockade.

Englische Zeugnisse über den Schaden, den das zivilisierte England dieserart in Deutschland angerichtet:

Der Journalist T. W. Wile im „Weekly Despatch“ unter der Überschrift „Die Hunnen von 1940“:

„Es kommt nicht darauf an, wieviel Kinder geboren werden, sondern ob diese auch gesund sind. Der britischen Blockade ist es gelungen, die Unterernährung der Kinder bereits im Mutterleibe zu erzwingen. Ich weiß, daß nicht nur Zehntausende von Deutschen, die bis jetzt geboren sind, für ein Leben physischer Minderwertigkeit prädestiniert sind, sondern daß auch Tausende von Deutschen, die bis jetzt noch nicht empfangen sind, demselben Schicksal verfallen werden. Englische Krankheit wird wohl das Leiden sein, dem man in der Zeit nach dem Kriege bei unzähligen Deutschen am häufigsten begegnen wird.“

Der englische Arzt Dr. Sallbey:

„Die deutsche Rasse wird vernichtet werden, darüber besteht gar kein Zweifel ... Im Jahre 1940 wird wahrscheinlich eine deutsche Rasse bestehen, die an körperlicher Degeneration leidet.“

„Es ist in allen zivilisierten Ländern ausgemacht“...

NB. Wenn man hinzufügt, daß man uns die Kolonien weggenommen, Flotte und Heer vernichtet, Länder vom Leibe gerissen hat und noch dazu unsinnige Milliarden von uns erpressen will — dann wird man sich über die „zivilisierten“ Völker, die uns das antun, seine besondren Gedanken machen. D. T.

Mitarbeiter und neue Postgebühren

Die neuen hohen Postgebühren zwingen uns zu einigen Feststellungen im Verkehr mit unsren Mitarbeitern bzw. mit solchen Einsendern, die es werden wollen: 1. Gedichte werden fortan nicht mehr zurückgesandt (auch wenn Rückporto beiliegt, das aber dann ja nicht mehr nötig ist); wir nehmen an, daß man Abschriften davon zurückbehält, und werden im Briefkasten antworten. 2. Handschriftliche dramatische Arbeiten bitten wir überhaupt nicht einzusenden, denn sie kommen für den „Türmer“ nicht in Betracht, und zum Begutachten haben wir weder Zeit noch Beruf. 3. Größere Novellen und Romane erbitten wir nur nach vorher eingeholter Zustimmung, wobei eine Antwortkarte beizulegen ist. 4. Allen andren Arbeiten (kleinere Erzählungen, Aufsätze, Stimmungsbilder usw.) bitten wir Rücksendungsporto mitzugeben.. — Für klare Schrift, besonders für deutliche, nicht zu blasse Maschinenschrift sind die Setzer dankbar, für knappen Stil, der in wenigem viel sagt, Schriftleitung und Leser.

Verlag und Schriftleitung

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Prof. Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard. Für den politischen und wirtschaftlichen Teil: Konstantin Schmelzer. Alle Zuschriften, Einsendungen usw. an die Schriftleitung des Türmers Berlin-Wilmersdorf, Rudolstädter Straße 69. Druck und Verlag: Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart





Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard

24. Jahrg. März 1922 Heft 6

Die Bedeutung aristokratischer Persönlichkeiten in der Gegenwart

Von Freiherrn von Freytag-Loringhoven
General der Infanterie a. D., Dr. h. c.

In seinem „Reisetagebuch eines Philosophen“ führt Graf Hermann Keyserling aus, daß er kein Freund der Idee einer Republik sei. Wo die Menschen vollkommen gebildet wären, würde sie die beste aller Staatsformen sein, die Herrschaft der Besten führe sie aber nicht herbei, denn der Ungebildete sei niemals geneigt, jemand als über sich stehend anzuerkennen. Das Sinken des allgemeinen Niveaus sei daher eine unvermeidliche Folge der Republik. „Das Aufkommen so großer Überlegenheiten wie zu aristokratischen Epochen ist in demokratischen Gemeinwesen — und das sind heute alle Staaten, die monarchisch regierten inbegriffen — wohl überhaupt nicht möglich, denn wo auf die Masse überhaupt Rücksicht genommen wird, sind allzu große Einzelne nicht lebensfähig.“ Wer wollte dem Darmstädter Philosophen angesichts der Dinge, die wir erlebt haben, und noch täglich erleben, nicht beistimmen? Auch frühere überzeugte Anhänger des Parlamentarismus beginnen stutzig zu werden. Wo sind die Talente, die er angeblich fördern sollte? Das Niveau im Reichstage wie in den Landtagen ist vielmehr bedenklich gesunken. Auch sonst ist nicht dem Tüchtigen freie Bahn geschaffen, sondern der flachen Mittelmäßigkeit. Die Halbbildung triumphiert

überall. Daher wird der Ruf nach wahrhaft führenden Persönlichkeiten immer wieder vergeblich erhoben. Wo der Einfluß der Masse maßgebend ist, können sie nicht hochkommen.

Bereits vor einem halben Jahrhundert äußerte Tocqueville in der Vorrede zu seinem berühmten Buche „Das alte Regime und die Revolution": „Die Menschheit unserer Tage wird durch eine unbekannte Kraft zur Zerstörung der Aristokratie fortgerissen. Man kann hoffen, diese Bewegung zu regeln und zu verlangsamen, aber nicht ihrer Herr zu werden." Das ist unzweifelhaft eingetreten. Eine Aristokratie im früheren Sinne als herrschende Klasse ist nicht mehr denkbar. Daraus folgt aber noch lange nicht, daß wir auf aristokratische Persönlichkeiten verzichten müssen. Solche sind nicht auf einen bestimmten Stand beschränkt. Ihre Wurzel ist nicht im Reichtum, nicht einmal ausschließlich in der Geistesbildung, sondern dort, wo sich selbstbewußte und wahrhaft freie Persönlichkeiten zu entwickeln vermögen, charakterstarke Menschen, die sich nicht knechten lassen, sondern die Unabhängigkeit ihrer Gesinnung nach allen Seiten zu wahren wissen.

Unleugbar ist mit den Aristokratien früherer Zeiten harte Einseitigkeit, Willkür, ja Gewaltsamkeit gegen die Schwachen verknüpft gewesen, sei es, daß diese Aristokratien als solche den Staat unmittelbar beherrschten, sei es, daß sie neben einem Monarchen auf ihre ständischen Rechte trotzten. Aber ist es jetzt unter der Demokratie bei uns sehr viel anders? Wer im Staate die Macht besaß, hat sie stets zu brauchen versucht. Die Art hat gewechselt, die Sache nicht. Es kann auch nicht anders sein, denn die Menschen bleiben sich durch die Jahrhunderte im wesentlichen gleich. Der Gedanke einer gebesserten Menschheit ist einer der größten Trugschlüsse unserer Zeit. Nicht umsonst spricht ferner Treitschke (Politik II, § 15) von den unwillkürlichen Standesvorurteilen der Durchschnittsmenschen. Er sagt: „Ebensogut wie adlige gibt es bürgerliche, gelehrte Vorurteile; sie sehen nicht das Ganze der Gesellschaft, sondern nur einen kleinen Ausschnitt." Das trifft auch für die Beurteilung der Vergangenheit zu. Über den Schattenseiten aristokratischer Herrschaftsführungen von einst darf man nicht den fördernden Einfluß vergessen, den sie auf die Menschheit geübt haben, vor allem muß die Zeit gebührend berücksichtigt werden, der die betreffenden staatlichen Bildungen angehörten.

Die regierende Körperschaft der aristokratischen Republik Rom, den Senat, wie er im 3. Jahrhundert v. Chr. beschaffen war, bezeichnet Mommsen im I. Bande seiner Römischen Geschichte als „den edelsten Ausdruck der Nation und in Konsequenz und Staatsklugheit, in Einigkeit und Vaterlandsliebe, in Machtfülle und sicherem Mut die erste politische Körperschaft aller Zeiten. Er war ‚eine Versammlung von Königen', die es verstand, mit republikanischer Hingebung despotische Energie zu verbinden. Nie ist ein Staat", fährt Mommsen fort, „nach außen fester und würdiger vertreten worden, als Rom in seiner guten Zeit durch den Senat." Treitschke nennt (Politik II, § 19) Rom „die größte, weiseste und mächtigste Republik des Altertums", und, fügt er hinzu, „es war in seiner klassischen Zeit eine völlig konsequente Aristokratie ... Treffend hat Niebuhr gesagt, man erkenne den politischen Sinn des römischen Adels an der Kunst, wie er Schritt für Schritt zurückgewichen ist und nachgegeben hat, ohne seinem Wesen untreu zu werden ... Immer

wieder findet der alte Adel Mittel, sich durch plebejische Kräfte zu ergänzen. Durch solche kluge Zugeständnisse konnte er sich lange in seiner Stellung erhalten. Dasselbe gilt vom englischen Adel." England ist Jahrhunderte hindurch eine aristokratische Republik gewesen, die Macht lag bei dem wesentlich aus Mitgliedern des Gentry bestehenden Parlament, nicht beim Könige, der nur eine dekorative Spitze des Staates bildete. Es ist denn auch ein arges Mißverständnis gewesen, englische parlamentarische Grundsätze ohne weiteres auf die ganz anders gearteten kontinentalen Volksvertretungen zu übertragen. Die Ergänzung der regierenden römischen und englischen Aristokratie durch neu heraufgekommene Kräfte, die Treitschke hervorhebt, diese Freiheit von starrem Festhalten am Überkommenen aber ist recht eigentlich das Kennzeichen weiter aristokratischer Denkweise. Solche herrschte in unserer alten Armee, deren Offizierkorps sich in dieser Weise immer wieder ergänzt und verjüngt hat, ohne seinen im Grunde aristokratischen Charakter einzubüßen.

Die Haltung des Adels im Mittelalter, namentlich diejenige des deutschen, ist vielfach durchaus schief beurteilt worden. Mit dem Rittertum wird meist der Begriff des Raubritterwesens verbunden und nicht bedacht, daß es sich hier um eine Entartung im späteren Mittelalter handelt, in dem in unserem Vaterlande mehr oder weniger anarchische Zustände herrschten. Darüber wird der sittigende Einfluß, den das Rittertum ausgeübt hat, geflissentlich übersehen. Dieser Einfluß reicht bis in unsre Tage hinein. Er hat sich noch im Offizierkorps des alten deutschen Heeres als mächtig erwiesen. Daß der Adel seine Macht den Bauern gegenüber mißbraucht hat, ist nicht zu bezweifeln, an dem Untergange der alten germanischen Gemeinfreiheit trägt er jedoch keine Schuld. Bei Aufkommen des Lehnswesens haben sich die Dinge vielmehr im allgemeinen so vollzogen, daß sich die Masse der Freien in den Schutz der waffenkundigen und waffenmächtigen Edlen begaben, weil sie in ihnen ihre Helfer und Verteidiger sahen. So sagt denn auch Treitschke (Pol. II, § 19): „Im Altertum war die Härte der Aristokratie noch verschärft durch die Sklaverei, überhaupt durch die antike Lebensanschauung; im Mittelalter zeigt sie eher einen gemütlichen Zug. Glück ist ja ein relativer Begriff; den damaligen Zuständen gegenüber haben wir doch die Empfindung, daß der kleine Mann sich vielfach glücklicher fühlte als in den heutigen Tagen des sozialen Unfriedens. Deshalb werden wir auch durch die ständische Gliederung des Mittelalters nicht abgestoßen." Ihre Auswüchse treten uns dann freilich in der sogenannten ständischen Libertät entgegen, die mit einem gesunden, geordneten Staatswesen unvereinbar war. Der Adel hatte vergessen, daß er vor allem ein solcher der Leistung sein soll. Dennoch haben wir auch hier keinen Anlaß, auf das Mittelalter und den Beginn der Neuzeit herabzusehen, wo die wirtschaftlichen Korporationen, vor allem die Gewerkschaften, bei uns jetzt mit der Regierung wie Gleichstehende verhandeln und ihrem Willen Geltung zu verschaffen wissen. Es ist das Verdienst der absoluten Monarchie gewesen, die ständische Libertät gebrochen und dem Gedanken des einheitlichen Rechtsstaates zum Durchbruch verholfen zu haben. Auch dabei darf indessen nicht übersehen werden, daß, wie Treitschke weiter ausführt, aus den altständischen Zuständen „harte, trotzige Naturen mit steifem Nacken hervorgegangen sind, wie

Konrad von Burgsdorff unter dem Großen Kurfürsten. Das war der Junker im besseren Sinn; wie er im Bösen war, das zeigte in Königsberg das Haus der Kalkstein. Noch das 19. Jahrhundert hat ein Urbild dieser Staatsanschauung gesehen, Friedrich August Ludwig von der Marwitz. Der ist Hardenberg einmal so trotzig entgegengetreten, daß dieser ihn kurzerhand nach Spandau abführen ließ. Man mag eine solche Anschauung borniert nennen, aber es war auch charakterfest, und nichts ist verkehrter als das liberale Gerede von der Servilität dieses Adels. Gerade das Gegenteil ist die Wahrheit." So sind denn auch die Mitglieder der preußischen Adelsfamilien ihren absoluten Königen, selbst Friedrich dem Großen gegenüber, weit freier aufgetreten, als es in der neuesten Zeit jemals der Fall gewesen ist. Der natürliche Anstand des vornehmen Mannes, von dem einmal Marwitz spricht, war hier die alleinige Richtschnur. Erst die zunehmende Bedeutung des Geldes und die damit sinkende Macht des Adels im Verein mit der fortschreitenden Demokratisierung haben in der neuesten Zeit die unbeugsamen Charaktere immer seltener werden lassen, sehr zum Schaden des Staats, insbesondere aber der Monarchie. Im Zusammenhange mit den veränderten Verhältnissen stand es ferner, daß eigentlich aristokratisches Wesen mehr und mehr einem neuen Junkertum engerer Auffassung wich. Das echte alte preußische Junkertum hat noch einmal in Bismarck seinen glänzendsten Vertreter gefunden.

Von ihm berichtet Freiherr Lucius von Ballhausen (Bismarck-Erinnerungen) ein Gespräch aus dem Jahre 1873, wonach er bereits Friedrich Wilhelm IV. das Unrichtige der Wiederbelebung überwundener ständischer Gedanken und der Zusammensetzung des Herrenhauses vergeblich nachzuweisen versucht habe; wir hätten in Preußen eben nicht eine geborene, einflußreiche, großgrundbesitzende Aristokratie im englischen Sinne, wo der König der erste Pair sei. Auch Treitschke bezeichnet (Politik II, § 17) das preußische Herrenhaus dank den romantischen Wunderlichkeiten Friedrich Wilhelms IV. in seiner Zusammensetzung als gänzlich verfehlt und spottet darüber, daß die Vertreter des alten und befestigten Grundbesitzes in Berlin in möblierten Zimmern wohnten. Es sei klar, daß unser Adel in seinem weitaus größten Teil zur Rolle einer parlamentarischen Aristokratie nicht geeignet sei. Unser preußischer Adel im Nordosten gehöre zwar zu den besten aristokratischen Elementen, aber er sei nicht eine selbständige Aristokratie wie eine Anzahl begüterter alter mediatisierter Geschlechter, er sei monarchisch durch den Dienst im Staate, in der Armee mit der Krone eng verbunden, könne ihr aber in einem Oberhause nicht selbständig genug gegenüberstehen. Es ist zu hoffen, daß diese „besten aristokratischen Elemente", wie sie in unserer alten Armee und in der höheren Beamtenschaft vertreten waren, sei es mit, sei es ohne „von" vor dem Namen, wenn sie augenblicklich aus ihrer führenden Rolle hinausgedrängt sind, neu ergänzt wieder an die Stellen zurückfinden, aus denen sie die Revolution verdrängt hat, und daß außerdem eine selbständige, durch ihren Besitz unabhängige deutsche Aristokratie bestehen bleibt, die sich aus den von Treitschke erwähnten ehemals reichsunmittelbaren Geschlechtern, den Abkömmlingen der bisherigen deutschen Regentenfamilien und den Vertretern der Großindustrie, der hohen Finanz und des Großhandels zusammensetzen würde.

Eine Anzahl durch ihren Reichtum völlig unabhängiger Existenzen, die deshalb noch längst keine Drohnen zu sein brauchen, sind für jedes Land von Wert. In wie hohem Grade, zeigt die Entwicklung Englands. Die parlamentarische Erziehung hat auf Grund dieses Gentlemantums eine Reihe von Staatsmännern entstehen lassen, wie sie kein anderes Land in gleicher Zahl aufweist.

Man könne zwar nicht sagen, meint Ruedorffer („Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart"), daß politische Genies im eigentlichen Sinne in England häufiger anzutreffen seien als anderswo, setzt aber sehr bezeichnend hinzu: „Was die Engländer vor den anderen Völkern voraus hatten und haben, das ist der politische Geist, der die Gesamtheit beherrscht, eine breite politische Oberschicht, deren eingeborene Tradition und geschlossene Denkart einen trefflichen Durchschnitt garantiert, in Ermanglung des Genius dem Talent die Führung sichert, den Pfuscher nicht duldet und immer eine große Anzahl sicher und tüchtig arbeitender ausführender Organe zur Verfügung stellt." Die Entwicklung, die die Dinge bei den Briten genommen haben, kann uns nicht ohne weiteres vorbildlich sein, zumal sie neuerdings eine Richtung eingeschlagen hat, die von der des alten Englands wesentlich abweicht. Daß auch wir Ähnliches hervorzubringen vermögen, wie es hier Ruedorffer an der englischen Gentry lobt, hat das Offizierkorps unserer alten Armee bewiesen. Vor allem für den Generalstab galt, daß in Ermanglung des Genius „dem Talent die Führung gesichert blieb". „Geschlossene Denkart und eingeborene Tradition" waren ferner ein Kennzeichen des gesamten Offizierkorps. Deutschem Wesen widerspricht somit eine aristokratische Schulung dieser Art durchaus nicht, nur ist sie außerhalb der Armee, so in unsrem höheren Beamtentum und vor allem in der Diplomatie in gleich einheitlicher Weise nicht gehandhabt worden. Gerade für die diplomatische Laufbahn aber ist eine feste aristokratische Überlieferung von hohem Wert. Nicht umsonst weist Treitschke in diesem Sinne auf das Beispiel der Adelsrepublik Venedig hin (Politik II, § 19). Er sagt: „Solche vornehmen Signori sind von früh auf erzogen zu dem Zweck, zu regieren. Sie sind von jeher gewöhnt an die adlige Kunst, sich mit Anstand zu langweilen und doch innerlich frisch zu bleiben, die eigenen Mienen zu beherrschen, die fremden scharf zu beobachten."

Treitschke setzt bereits für seine Zeit hinzu: „Alles das mutet uns heute schon fremdartig an; es sind Formen des Menschendaseins, die unseren kurz angebundenen demokratischen Sitten anfangen gänzlich verloren zu gehen." Diese Gefahr besteht in der Tat zurzeit im höchsten Maße. Um so mehr haben wir darauf Bedacht zu nehmen, daß uns beim Schwinden des Adels schöner Lebensformen, wie sie eine unausbleibliche Folge der allgemeinen Demokratisierung ist, wenigstens der Adel der Bildung nicht verloren geht. Auf ihn kann Deutschland in hohem Maße stolz sein, denn welches Land könnte sich in der Entwicklung der Wissenschaften mit ihm messen, hätte eine solch glänzende Reihe von Aristokraten des Geistes aufzuweisen? Dieser geistigen Aristokratie aber droht jetzt ebenfalls Gefahr. Schon sind unsere Universitäten in die Lage versetzt, gegen ihre Unabhängigkeit gerichtete Angriffe abzuwehren. Der Kampf um geistige Güter wird noch dazu erschwert durch den überall sich geltend machenden Mangel an Mitteln. Unter dem Schlag-

worte der „Demokratisierung" wagt man sich unter Mißachtung des Übergewichts, das die Bildung verleiht, auch an die Verwaltung heran. Selbst die Unabhängigkeit der Justiz ist bedroht, und doch ist gerade sie von jeher ein Hort der Freiheit gewesen. Unter dem alten Regime in Frankreich hat der erbliche Richterstand, die noblesse de robe, seinen stolzen Charakter dem absoluten Königtum gegenüber zu behaupten gewußt. In England und in Nordamerika genießt der Richterstand das höchste Ansehen. Friedrich dem Großen rühmt Treitschke besonderes Verständnis für die Bedeutung des Richterstandes nach. Er nennt ihn den größten Juristen unter den Hohenzollern (Politik II, § 24). „Er schuf angesehene, in einem bestimmten Stufengang gebildete Richter, die ihre jungen Mitarbeiter im Kollegium selbst erziehen sollten, was für die Haltung des Standes bedeutsam geworden ist. Die Richter waren unter Friedrich dem Großen in einer relativ sehr unabhängigen materiellen Stellung, viel besser bezahlt als heute bei uns; und sie waren gelehrte Richter, ihre wissenschaftliche Tätigkeit wurde grundsätzlich von oben her begünstigt und gefördert. Hierauf aber kommt sehr viel an. Der Richterstand ist das lebendige, verkörperte Recht, er muß mit der Wissenschaft, durch die in gesitteten Nationen die Fortbildung des Rechts im wesentlichen erfolgt, gleichen Schritt zu halten versuchen. Auf der tüchtigen Vorbildung des Richterstandes weit mehr als auf dem Wortlaut der Gesetze ruht die Gesundheit der Rechtspflege."

Diese Wahrheit will einer Zeit, die in Gesetzmacherei sich nicht genugtun kann, schwer eingehen, und doch ist tüchtige Schulung, nicht nur des Geistes, sondern vor allem des Charakters überall das Wichtigste für Männer in einflußreichen Stellen. Sie ist ein aristokratisches Erfordernis erster Ordnung, dessen auch die freieste Republik, ohne Schaden zu leiden, nicht entbehren kann. Wohl vermögen sie besonders Begabte von sich aus zu erwerben und Fähigkeiten zu entwickeln, die sie zu Führerpersönlichkeiten, ja zu wirklichen Staatsmännern, nicht nur zu Politikern, heranreifen lassen, in der weit überwiegenden Mehrzahl der Fälle jedoch stellt solche Befähigung sich doch nur als das Ergebnis mühevoller Arbeit mehrerer Generationen dar. Diese Arbeit ist es, die zugleich den Weltmann formt, als dessen Kennzeichen es Clausewitz bezeichnet, daß „der fast zur Gewohnheit gewordene Takt seines Urteils ihn immer passend sprechen, handeln und sich bewegen läßt". Ohne solches schöne Gleichmaß der Kräfte ist eine wahrhaft führende, tragfähige Oberschicht nicht denkbar.

Frommer Abend · Von Otto Doderer

Hoch auf den Gipfel in den Raum versprengt,
Bin ich vom Dämmerglanz umgründet.
Die Erde ist in Glut gesenkt.
Der Himmel flammt wie angezündet.

Geläute trägt aus allen Talen
Lobsingend auf das Flurenbeet
Die Nacht. Die Dinge fahlen
Um mich her, der Tag zergeht.

Jetzt hat die Stille Raum und Macht.
Anschmeichelnd drängt sie sich heran.
Die lieben Sterne sind erwacht,
Und wartend bin ich aufgetan.



Landrichter Krack

Erzählung von Anna Schieber

(Schluß)

Ich weiß nicht sicher, ob das fremdartige Kind, das ich Magelone geheißen und dem ich mich verbunden gefühlt hatte, wirklich in dieser Stunde gestorben war. In meinem Innern war es so; ich dachte, daß sie nun langausgestreckt, starr und blaß in einem weißen Kleide und mit den hängenden Zöpfen auf der Brust in den Sarg gelegt und so in den Saal gestellt werde. Der Sarg war von Glas wie bei Schneewittchen; sie hatte die blassen Hände auf der Brust gekreuzt; aber die Kracken traten nicht liebend aus ihrer Zurückgezogenheit heraus und bildeten einen Reihen um sie. Sie sahen mich zürnend an, als ich versuchte, mich zu ihnen hineinzudenken:

Ja, sieh sie nur an! Du kannst sie jetzt nicht mehr zwischen dich und uns stellen. Du wolltest dich wohl loskaufen? Du dachtest, wir seien so leicht umzustimmen? Aber du mußtest doch wissen, daß sie zu den Fremden gehört und du zu uns. Nun mußte sie sterben; nein, nein, sie durfte hier nicht leben, sonst wärest du in die Weite gegangen und hättest uns hier zurückgelassen. Aber das kannst du nicht. Was sein muß, muß sein.

Mir sauste das Blut in den Ohren und trat mir bis in die Augen. Ich ging stumm am Krackenhaus vorüber. Arbeiter schleppten Reisig in den Hof, abgehauene Äste, Gebüsch, allerlei Gestrüpp aus dem Garten. Der Hof lag schon ziemlich voll, vor dem Schuppen lag es hoch aufgetürmt. Ein Mann stand an einem Hackblock und war beschäftigt, kleine, kurze Büschel daraus zu machen. Sie riefen einander Scherze zu. ‚Das gäbe ein schönes Johannisfeuer!‘ sagte der eine. ‚Ach, man kann wohl auch Schnaps damit brennen‘, gab der andere zurück. Sie sagten noch allerlei, was mir unverständlich war.

Die alte Agathe erschien unter der Haustür mit kummervollem Gesicht; sie legte den Finger auf die Lippen und bedeutete den Männern, doch still zu sein. Es war mir, als sähe sie aufmerksam zu mir herüber und als wolle sie mir etwas sagen. Aber ich ging vorüber, denn es konnte ja nicht gut sein, und ich wollte auch nichts hören.

Beim Eingang in die Stadt begegnete mir Frau Ottmar, unsere alte Haushälterin. Sie war nach uns noch einige Wochen im Krackenhaus gewesen, da sie das Inventar durchzugehen und zu übergeben und sonst noch einige Obliegenheiten zu erfüllen hatte. Nun wohnte sie bei einer Schwester, leer und arm, obgleich für ihr Auskommen leidlich gesorgt war. Sie hatte durch ein langes, arbeitsreiches Leben hindurch nach und nach alles Eigene verloren oder doch aufgegeben, sie war nur noch krackisch, wie sie selber sagte. Ich kam hie und da mit ihr zusammen. Dann redeten wir von daheim, von Gewesenem, wie ein paar alte Leute. Heute war sie voller Mitteilungsbedürfnis. Sie war gestern abend oben gewesen; sie deutete mit dem Kopf nach dem Krackenhaus hin. Nein, nicht im Haus, nur im Garten. Der Gärtner hatte ihr Knollen, Zwiebeln und Ableger von Blumen und

Sträuchern aufgehoben; die wollte sie zum Andenken in ihrer Schwester Gärtlein pflanzen. Ich wisse doch, daß dort droben große Veränderungen vor sich gehen? fragte sie. Ich dachte an Magelones Krankheit und Tod und nickte ja. Aber sie meinte etwas anderes. Nein, etwas ganz anderes. Der Gideonsmann habe trotz der großen Kaufsumme ein gutes Geschäft gemacht, das sei ja auch nicht anders zu erwarten gewesen. Er baue eine große Schnapsfabrik dorthin, wo das runde Tempelchen stehe und die Familienbuche und die alten Ahorne. Der ganze Park gehe drauf; er lasse nur den Obstgarten stehen und den Weinberg, denn das sei gerade seine Absicht gewesen, sich den Obstreichtum der Gegend zunutze zu machen; er habe auf diese Weise das Rohmaterial für seine Schnäpse aus nächster Hand. Da werde es nun vom Krackengut heißen: Vornen hui und hinten pfui, denn der Vorgarten und die Terrasse bleibe in aller Pracht und Schönheit stehen. Ich hörte das alles mit an, stumpf und dumpf, und nickte nur hie und da mit dem Kopf, so daß es ihr zuletzt auffiel. Da sagte sie tröstlich und geheimnisvoll, es sei aber noch nicht so weit; ich solle sie ein Stückchen weit begleiten, in die stillere Nebengasse hinein, denn sie habe mir noch etwas mitzuteilen. Ich sei ja kein kleines Kind mehr, dem man nichts sagen dürfe. Und dann erzählte sie mir, sie sei in der Nacht von einer wunderlichen Unruhe befallen worden, und es habe sie nicht mehr im Bette gelitten. Sie sei aufgestanden und schließlich aus dem Haus gegangen, und zwar wie unter einem Zwang den Fußweg, der die Windungen der Straße abschnitt, gegen das Krackenhaus hinauf. Da habe sie im bleichen Mondschein einen lautlosen Zug aus dem Hause herauskommen, den Garten durchschreiten und auf den Fußweg zu gehen sehen, und zwar die alten Kracken alle, Männer und Frauen, ganz wie sie ihr aus den Bildern bekannt seien, in der Tracht ihrer Zeit, mit Perücken, Locken, Bäffchen, Ketten und Spangen. Sie seien langsam und feierlich gegangen, gerade vor sich hin sehend, ohne sich noch einmal nach dem alten Hause umzusehen oder auch ihr, der alten Dienerin, einen Blick oder Gruß zu schenken. Sie sei auf die Seite getreten, um die Herrschaften an sich vorbeizulassen; dennoch hätten die weiten Röcke der Frauen und die pelzverbrämten Mäntel der Männer sie streifen müssen, da der Weg schmal sei, wie ich wisse. Aber es sei nichts dergleichen geschehen, und als sie zaghaft eine Hand ausgestreckt habe, um ein Fältchen der blauen Seide von dem Kleide der schönen und liebenswerten Frau Regine Krack geborene Armbruster zu fassen, da habe sie in leere Luft gegriffen. Um sie her aber sei ein unsichtbares Schleppen, Rascheln, Huschen und Springen gewesen; es sei gewesen, als ob viele geschäftigen Hände Lasten forttrügen.

Alle Kracken seien es gewesen, die da fortgezogen seien — alle bis auf die geborene Leipherr, die den Zug beschlossen, aber immerfort mit ihrem Schlüsselbund gespielt habe und dann auf einmal wieder umgekehrt sei, zurück in das Haus, worauf dann die offenstehende Türe ganz leise wieder hinter ihr zugegangen sei. Die andern aber seien in dem Hohlweg unten verschwunden, und Frau Ottmar sei auf einmal ganz allein in der Nacht dagestanden.

Das alles erzählte sie mir ausführlich, bildhaft, selber geschwellt und erhoben durch die Begegnung, mit einem leisen Triumph darüber, daß gerade sie es war, der die Alten sich zeigten, aber noch mehr darüber, daß sie ‚es sich nicht gefallen

ließen', daß sie einfach gingen, so traurig es war, daß sie die Heimat verlassen mußten. Und dann neigte sie sich noch näher zu mir und flüsterte: ‚Es liegt etwas in der Luft. Es kommt etwas; ich spür's in allen Gliedern. Die alten Herrschaften wissen davon, sie wollen nicht dabei sein, die alte Leipherr allein kehrte um. Die ist aber auch schuld an allem.'

Ich konnte nichts zu dem allem sagen; es war mir, als habe ich das alles schon vorher gewußt und als wisse ich auch, wie es weiter komme. Schicksal und Befehl legten sich schwer und schwerer auf mich; irgend etwas sauste heran und dröhnte in mir. Es war nichts von Kampf oder Überlegung, nur ein Wissen um das Müssen.

Niemand war da, um es zu tun, als ich, und geschehen mußte es. Ich ging durch die Straßen; meine Füße fanden von selber den Weg. Vor mir sah ich hohe, helle Flammen auflohen in die dunkle Nacht hinein, in denen mein Väterhaus verging, ganz und gar aufging. So war es recht, so mußte es sein. Ich hatte dann keine Heimat mehr, aber die Fremden hatten sie auch nicht. Es war reinliche Scheidung.

Als ich nach Hause kam, saß meine Mutter am Flügel und spielte eine sonderbar träumerische Tanzmelodie, nach der beide Schwestern, sich an den Händen fassend, in fremdartigem Rhythmus sich bogen und wiegten. Ein Herr, den ich nie gesehen hatte, saß in einem Lehnstuhl und sah ihnen zu. Doch wußte ich nun sogleich, wer es sei: ein Freund meiner Mutter aus ihrer Jugend her, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, schöne alte Volksspiele wieder aus der Vergessenheit heraufzuholen und aufzuführen. Er hatte sich einen Kreis schauspielerisch begabter Laien dazu herangebildet, und ich wußte, daß er auch meine Schwestern haben wollte.

Sie unterbrachen sich, als ich hereinkam. ‚Denk' nur, großer Bub,' sagte meine Mutter, ‚ich gehe auch mit. Ich hielte es nicht aus, hier zu sitzen und Strümpfe zu flicken, so lange die Mädchen draußen so wundervolle Dinge tun und erleben.' Sie sahen einander alle vier beifällig an und lachten, und ich erfuhr, daß der Freund eigentlich eigens dazu gekommen war, um die Mutter auch für die Spiele zu gewinnen. Er sagte, sie sei dazu geboren, Schönes und Tiefes darzustellen, und sie wurde unter dieser Behauptung rot und sah mich halb verlegen an: Siehst du, so faßt er mich auf. ‚Du bleibst so lang allein, Peter,' sagte sie, ‚Dore sorgt ja gut für dich. Und laß dir nur sagen, daß wir schon nächsten Monat von hier wegziehen. Wir müssen näher beim Zentrum sein.'

Beim Zentrum? dachte ich. Was ist das? Das Zentrum ist doch hier. Aber ich fühlte eine Erleichterung daneben; denn das, was mir früher der Mittelpunkt der Welt gewesen war, das versank ja doch; das gab es dann nicht mehr. ‚Das ist recht,' sagte ich ernsthaft, ‚wir wollen nur gehen; es ist einerlei, wohin, Zentrum ist überall.'

Sie starrten mich verwundert an, offenbar hatten sie eine andere Antwort erwartet. ‚Er ist immer überraschend,' sagte meine Mutter zu ihrem Freund; ‚es ist schwer, seinen Gedankensprüngen nachzukommen.' Er aber nickte mir zu wie einem jüngeren Kameraden. ‚Ich glaube, er meint es ganz richtig', sagte er. ‚Man muß es mit sich herumtragen, nicht wahr?' Aber ich war jetzt nicht in der Stimmung, Gespräche zu führen, es war alles ganz anders als sie meinten; es gab nur eines zu tun; was nachher war, das lag ganz im Nebel. Es war mir, als ob ich dann auch nicht mehr sei, ich dachte nicht darüber hinaus.

Meine Mutter trat zu mir und sagte: ‚Großer Bub, ich muß dir noch etwas mitteilen, was wir seit heute wissen. Dein Onkel Lorenz hat geschrieben — du kannst den Brief lesen —, daß er Unglück in einer Spekulation gehabt habe und daß er uns das Geld, das heißt den Gewinnanteil, den er uns versprochen hat, nicht bezahlen könne. Und nun will ich dir sagen, daß es mir gar nichts ausmacht, und auch deinen Schwestern nicht. Wir leben trotzdem; es gibt noch ganz andere Dinge als Geld, die das Leben reich machen.‘

Dabei küßte sie mich auf die Stirn und sah mir erwartungsvoll in die Augen, was ich dazu sagen würde. Eigentlich wußte sie, daß es mir recht sei, aber wie sehr, das konnte sie nicht wissen. Sie kam mir so schön und vornehm und liebenswert vor; ich sagte fast unwillkürlich: ‚Du bist eine Krackenfrau‘, worauf sie mich an den Ohren nahm und mich lachend ersuchte, nicht gar zu frech zu werden. Aber sie war tief beglückt, denn in manchen Zeiten sah sie mich an, als ob mein Vater hinter mir stecke; dann wollte sie so gerne, daß er mit ihr einig sei.

In jener Nacht stand ich lange am Fenster und sah in die Nacht hinaus. Der Himmel war bedeckt, aber nicht gleichmäßig; es zogen große und schwere Wolkengeschiebe vor einer fahlen Helle hin, die dahinter stand. Es war schwül, aber ich wußte nicht, ob das nur in mir sei oder auch draußen. Wenn ich jetzt Frau Ottmar wäre, dachte ich, dann sähe ich vielleicht die Alten da am Himmel hinziehen, ich selber sehe sie freilich nicht, aber darum können sie doch da sein. Ein paarmal zuckte eine rötliche Helle am Horizont auf, etwa dort droben in der Gegend des Krackenhauses; es war ein Wetterleuchten. Und ich dachte: Wer weiß, vielleicht stecken sie es selber an, das wäre auch das beste. Es fiel mir ein, daß ich heute am Tage den herabgenommenen Blitzableiter hatte im Hof liegen sehen. Die Arbeiter waren mit dem Ausbessern des Daches beschäftigt gewesen. Es reihten sich schnell Gedanken an Gedanken: Die alten Kracken zogen in den Wolken hin, und einer warf einen zündenden Strahl in den Giebel des Hauses. Es flammte hoch auf, ein Gelächter dröhnte aus vielen Stimmen, und ich sah und hörte zu und hatte nichts sonst dabei zu tun.. Es geschah alles ohne mich; das war gut. Aber im Grunde war doch alles mein Werk, denn zog ich nicht inbrünstig wünschend den Blitz herbei?

Ich kroch ins Bett zurück. Eigentlich wußte ich gut, daß es mir nicht so leicht gemacht würde, und eigentlich glaubte ich auch nicht daran, daß die Alten sich selber helfen könnten. Alles, was ich wußte, war, daß die Gideonsleute nicht in unserer Heimat wohnen durften. Ich nicht, aber sie auch nicht. Das war das eine, was feststand, oder vielmehr, was aufs neue sicher geworden war, da nun Magelone aus dem Weg geräumt war.

Als ich in die Schule kam, hörte ich, daß es wirklich so sei; sie war mitten in der Nacht gestorben. Ich dachte, ich wisse es besser; es sei schon gegen Abend geschehen. Aber ich schwieg zu allem, was ich hörte. Es wurde ja auch nicht mir erzählt; der Jokus war da und redete in der Pause davon. Er konnte es nicht anders tun als prahlerisch. Magelone sollte in dem Krematorium einer fernen Stadt eingeäschert und dann in einer Marmorurne beigesetzt werden. Es mußte immer alles so erzählt sein, daß das Geld eine Rolle dabei spielte.

‚Wie kommst du denn heute in die Schule, wenn deine Schwester gestorben ist?‘ sagte sein Nachbar. ‚Aber sie ist ja gar nicht meine Schwester‘, gab er zurück. ‚Sie ist kaum verwandt mit uns; mein Vater hat sie aufgenommen. Ich bin doch der einzige Sohn, das habe ich dir doch schon gesagt.‘ Gleich darauf war er dabei zu erzählen, daß die Tote prachtvoll aufgebahrt sei, ‚in der Bildergalerie,‘ sagte er, ‚mit Kerzen und Lorbeerbüschen und ganz in Blumen gebettet. Das tut man natürlich trotzdem.‘ Mürrisch setzte er hinzu: ‚Nachher muß man alles ausräuchern, das ist unangenehm, aber es war doch eine Krankheit, die an den Wänden hängen könnte, Schwindsucht, aber nicht gewöhnliche, sondern galoppierende.‘ Er sagte es, als ob das eine besondere Sorte sei, die sich nicht alle Leute leisten könnten, und die Zuhörer, die alles über sich hatten ergehen lassen, begehrten nun auf und ersuchten ihn, kein Geschwätz zu vollführen.

Mir fügte sich eins zum andern, oder eigentlich, es war alles eins. War es nicht, als ob auch Magelone mir eine Botschaft gesendet hätte durch diesen unleidlichen Schwätzer Jokus? Verbrannt wollte sie sein; sie hatte nicht in unserem Hause leben dürfen, aber mit ihm in Flammen aufgehen, das konnte sie wohl, das durfte sie wohl verlangen. Sie gehörte nicht zu den Gideonsleuten, der Jokus hatte nicht umsonst so abschätzig von der ganz entfernten Verwandtschaft gesprochen. Wenn man recht zusah, war es gar keine, oder höchstens ein zufälliges bißchen Leiblichkeit. Zu mir aber gehörte sie, ich fühlte es von neuem; sie war doch die, die mit mir vom gleichen Stern her war. Seit sie tot war, wußte ich es wieder viel sicherer als zuvor. Ich sah sie, heimlich lächelnd über die Gideonsleute, dort unter Blumen und Lichtern liegen. Es war, als ob sie mir zublinzle: Wir wissen es schon, wie wir das Ganze aufzufassen haben.

Ja ja, ich komme, dachte ich. Immer nur das eine. Ich weiß nicht mehr, ob jemand bemerkte, wie weit entfernt ich von allem war, was mich umgab. Ich glaube, daß ich irgendwie mechanisch mitmachte, während der Stunden, kann es aber nicht sicher sagen. Es war ein furchtbar schwüler Tag. Ich dachte aber, es sei in mir, denn ich mußte nun an mein Verhängnis gehen, und es wurde mir heiß und eng davon. In der Tasche trug ich ein Stück von einer gelben Kerze und eine Schachtel Streichhölzer. Hie und da griff ich danach, um zu sehen, ob es Wirklichkeit sei, in der ich lebe, denn es konnte doch auch geträumt sein. Ich ging nicht nach Hause, sondern in zögernden Umwegen auf den Berg und den alten Turm, dort wollte ich den Abend abwarten.

Das ist nun, dachte ich, das letztemal, daß meine Augen die alte Heimat betrachten. Man kann es sich nicht vorstellen, daß morgen etwas nicht mehr sei, was heute noch ist. Man kann es sich in Gedanken ausmalen, aber die Wirklichkeit ist ganz anders. So wenig man angesichts eines gesunden, starken Menschen im Ernst denken kann, er sei morgen schon vergangen, so wenig kann man sich ein Haus wegdenken, das groß und breit dasteht. In hundert Jahren, ja, oder auch in einem halben, wenn Steine und Balken abgetragen werden, Stück für Stück, obgleich auch das unnatürlich ist. Aber in wenigen Stunden, das ist unglaubhaft.

Die Sonne ging hinter Wolken hinunter, aber ihr Widerschein lag noch in roten Lichtern auf den Fenstern des hohen Giebels. Sie sahen mich an wie Augen, in

denen alles von Liebe überströmt, und mein Herz rief schluchzend teure Namen und warf sich hin als an eine liebste Seele: Ich bringe dich um, weil ich dich liebe, nein, weil ich muß. Begreifst du es, daß ich muß? Ich täte dir Schlimmeres an, wenn ich fort ginge und dich hier ließe. Weißt du das?

Wolken türmten sich hoch und höher; sie hingen schwer über dem Hause und über der ganzen Gegend. Auf dem Dache waren noch zwei Schieferdecker. Sie schafften rastlos, obgleich schon Feierabend war. Begreiflich, denn es kam ein Wetter herauf, und Güsse konnten niederstürzen und ins Haus eindringen. So, nun waren sie soweit, daß der Regen nicht mehr zuviel schaden konnte. Es hatte ja zwar keinen Wert, daß sie soviel Fürsorge übten, denn der Kranke, den sie betreuten, brauchte sie nicht mehr, so wenig Magelone mehr die Fürsorge der alten Agathe brauchte, die im Haus herumging und die Holzläden schloß nach der Wetterseite hin, und die dabei mit großer Behutsamkeit verfuhr, um keinen Lärm zu machen, da ja die Tote im Hause schlief. Das war jetzt alles umsonst und zu spät. Auch daß die Familienbuche umgehauen war und auf ihrem Angesicht lag wie ein gefallener Riese, und das runde Tempelchen verschwunden war, kam beides nicht mehr in Betracht. Sie hätten auch stehen bleiben können und heute abend mit dem andern untergehen, aber es war einerlei, so oder so, es war ohnehin sichere und beschlossene Sache, und sie mußte jetzt ausgeführt werden, denn der Abend sank tiefer herunter, und ich hatte mit mir ausgemacht, daß ich die Kerze unter den großen Reisighaufen im Hof stellen wolle, angezündet, wenn das letzte Streifchen Rot am Horizont verlöscht sei. Das war nun so weit. Noch ein feiner Schimmer, ein allerletzter, dann war alles grau.

Ein Wind sauste in den Bäumen; die Äolsharfe schrie, auf einem Turm läutete eine Glocke. Und ich fühlte plötzlich, daß ich ganz allein sei, nicht nur hier oben, sondern überhaupt, unausdenklich einsam auf der ganzen Welt. Es gab keinen Menschen, den ich in mich hineinsehen lassen konnte, und keinen, der mich auch nur im entferntesten verstanden hätte, wenn ich versucht hätte, mit ihm von dem zu reden, was mich quälte und lockte, und was ich als Befehl in mir spürte. Es kam mich an, daß ich gern jemand gehabt hätte, der in dem allem zu mir gehörte, denn das Alleinsein sprang mich an mit irgendeinem Grauen. Es war sonderbar, ich dachte: Wenn ich einen Hund hätte, das wäre gut, mit ihm müßte man nicht reden, er wäre nur durch dick und dünn bei mir wie ein Freund. Aber ein Hund war auch nicht genug, denn er verstand ja doch nichts von allem, nur das eine wußte er, daß er zu mir gehöre. Wo aber waren nun die Väter alle, mit denen ich mich immer als eins und einig gefühlt hatte, und die mich's geheißen hatten, daß ich hier stehen und auf das Dunkelwerden warten und dann Feuer in unser Haus legen solle?

Nirgends waren sie, oder wenigstens nicht bei mir; ich fühlte und sah nichts von ihnen; sie ließen mich im Stich und hängten es mir auf, daß ich als der Jüngste hinter ihnen her ausräuchere, und daß ich — schreckhaft und wild fiel es mich an, in dieser Minute und nie vorher — etwas begehen mußte, was mich nachher mein Lebelang belud mit einer Last, deren Schwere ich nicht recht ermessen konnte. Vielleicht mußte ich in die Fremde gehen, wo mich niemand fand und kannte, und vielleicht war es ein Verbrechen und ich mußte gezeichnet herumlaufen und es

vor jedermann verbergen. Und doch war es unumstößlich nötig, daß es geschah. Ich war nicht schuldig, mein Onkel Lorenz war es, und es war eigentlich eine üble Sache, daß gerade ich es ausführen mußte. Ich war so erregt, daß ich gern geweint und gern meinen Kopf in einen Schoß versteckt hätte, aber es war keiner da, und es gab auch keinen, der dafür in Betracht kam. Und es hub in mir irgendein Rufen an, das konnte man gebetet heißen oder sonstwie. Es ging in die Einsamkeit hinein, die mich mit einem dunkel überzogenen Himmel, mit Wind, der in den Bäumen wühlte, mit nah und näher fahrendem Donnerwagen und plötzlich aufzuckenden Blitzen umfing, die greller und häufiger wurden und eine geheimnisvoll unleserliche Schrift in die Wolkenwände hineinschrieben. Was ich rief, war mir selber nicht ganz deutlich, aber es ging um irgendeine Hilfe und ein Dabeisein, und währenddem stand ich schon mitten im Wetter, das heiß und trocken sich austobte, in der Hofeinfahrt und hatte die Hand in der Tasche, um Kerze und Streichhölzer herauszuholen."

In diesem Augenblick geschah es, daß die Frau Landrichterin ihrem Gemahl heftig und aufschluchzend um den Hals fiel trotz des zuschauenden Generals: „Es ist mir ganz einerlei, was Sie dazu sagen, Freund Buz; er kann nichts dafür, der arme, arme Bub. Ich hätte sollen seine Mutter sein; ich hätte es ihm angespürt, das weiß ich sicher. Ach, was sind doch die Menschen für arme Tropfen, und wie bedürftig sind sie, daß man sie gern hat!" Alle diese Worte brachte sie unter neuerdings hervorgebrochenen Tränengüssen heraus. Sie hatte sich lang genug beherrscht, um ihn nicht zu stören, aber nun war es soweit, daß sie den Zustand nicht mehr ertrug, der sie in sich hinein verwies, als wäre sie gar nicht auf der Welt und ließe ihn umsonst nach einer Gemeinschaft rufen. Es war ohnehin unerhört, daß man nicht schon immer beieinander gewesen war, und besonders in den schwersten Zeiten. Auch dachte sie unter heftigem Herzklopfen, sie hätte ihn damals schon leiten sollen, es wäre dann manches anders gegangen in der ganzen Angelegenheit.

Der Mann nahm ihre Tränen und ihre Arme um seinen Hals als einen lebendigen und liebreichen Beweis davon an, daß es jetzt ganz anders um ihn stehe als damals, und mochte sie nicht mit einem Wort oder Zeichen kränken, das ihr gesagt hätte, er habe diese Sache ganz ohne sie oder sonst einen Menschen erleben müssen und könne auch nachträglich nicht einmal in einem Wunsch etwas davon oder dazu tun. So wartete er eine Weile, bis ihr heftiger Liebeswille sich genug getan hatte und sie selber nach der Fortsetzung verlangte, aber mit der bestimmten Versicherung, sie denke gut von ihm, es möge nun weitergehen wie es wolle, und denke auch gut von dem damaligen Peter Krack, der in die Tasche gegriffen habe, um das Streichholz zu entzünden, das ein Haus einäschern sollte.

Der General Buz sog stark an seiner Pfeife. Das Rührende, Überströmende war nicht so sein Geschmack. „Mach' nur einmal weiter," brummte er, „ich seh' es ja kommen, daß dir im letzten Augenblick der Engel erscheint, wie dem weiland Erzvater Abraham, und dir das Messer oder diesmal das Zündholz aus den Fingern nimmt. Laß aber nur hören."

Der Landrichter antwortete nicht ihm noch der Frau. Er war schon wieder weit. Er sah sich in dem dunklen Hof niederknien, mitten zwischen das aufgehäufte

Gestrüppe hin, hörte es über sich poltern und sausen in den Lüften und fühlte wieder wie einst das heiße, hilflose Entsetzen, unter dem er sich gleichwohl anschickte, zu tun, was er zu müssen meinte.

Und wieder, wie einst, sah er ein weißes, grelles Licht sekundenlang die Dunkelheit zerreißen, ein Licht, in das hinein der furchtbare Schlag dröhnte, sah sich selber jäh hinsinken, wie von Riesenarmen zu Boden geschleudert, indes still und hell aus dem alten hohen Hause eine steile Flamme emporstieg in die Nacht hinein.

Er fühlte, wie unmöglich es ihm sei, selbst den Nächsten und Liebsten mit Worten zu sagen, was in diesen Minuten wie unter großer, klarmachender Erkenntnis sein Leben herumgerissen hatte. Träume waren versunken auf immer, Schuldgefühl hatte ihn überfallen als einen, der inbrünstig wünschend den Blitz herbeigerufen hätte, herabgezogen auf das Haus seiner Väter aus Weltenfernen her, Schicksal und Müssen war dabei in ihm geblieben, das nicht abzulehnen und nicht zu ändern war und darum auch nicht zu bereuen; überströmend dankbar und befreit hatte er mitten in den Schrecken der Feuersbrunst etwas empfunden, das er später Gnade hieß, weil ihm über alles Begreifen hinüber das tausendmal in Gedanken und Vorsätzen begangene Zerstörungswerk aus der Hand geschlagen und von Kräften, die außer ihm lagen, vollbracht wurde. Ihm, dem Schuldigen, war es erspart geblieben, schuldig zu werden. Er hatte es damals nicht auseinanderhalten können, aber er wußte nun doch, daß von hier aus die Kräfte gingen, die das Wesen und den Charakter des Mannes schufen.

Er sammelte sich, den Aufhorchenden den äußeren Hergang der Dinge zu erzählen, schilderte mit kargen Worten das schauerlich-schöne Schauspiel des brennenden Hauses, das unaufhaltsam bis auf den Grund zerstört worden sei, sagte, daß das Gewitter mit jenem furchtbaren Schlag plötzlich aufgehört oder doch sich verzogen habe, und schauderte noch in der Erinnerung daran, wie die Tauben brennend aufgeflogen waren, feurigen Raketen gleich in die Luft geworfen, und dann verbrannt herabgefallen. Aber es war ihm wohl anzuspüren, daß er die Worte nur mit Willensanstrengung und um ein Angefangenes zu Ende zu bringen, aus seinem Innern heraufholte.

„Es will nicht mehr weiter," unterbrach er sich mit einem Lächeln, das eine Bitte um Verzeihung in mehr als einer Hinsicht bedeuten konnte; „es gibt Dinge, die man erlebt, aber nicht wieder sagen kann. Ich wollte euch ja auch nur zeigen, woher mir die Gabe kam, mich in die andern hineinzuversetzen, die sich nicht zurechtfanden im Widerstreit mit dem, was ihnen selber und was den Mitmenschen für notwendig gelten mußte, und denen nicht wie mir die Hilfe kam von einer andern Seite her."

„Die Hilfe?" Der General schüttelte den Kopf. „Ich weiß nicht, du bist ein Phantast trotz allem. Gib dir nur keine Mühe, ich sehe dich gut, du gibst heute noch den Elementen recht, die das Krackenhaus zerstörten, ganz abgesehen von der Tatsache, daß du törichter Knabe dadurch nicht zum Verbrecher werden mußtest."

Der Landrichter widersprach ihm nicht. „Ich kann den Knaben von damals nicht anders wünschen", sagte er, und in seiner Stimme lag etwas von Härte, die ihr sonst nicht eigen war. „Er wußte nicht, was später das Leben ihn lehrte,

daß die Wurzeln, aus denen heraus das Geschlecht seiner Väter und auch das seinige erwachsen war, mitten durch sein eigenes Herz hingingen und daß er von den Alten sich nimmermehr hätte lösen können, auch wenn die Fremden ihr Leben unter den geliebten Bildern hingelebt hätten."

Buz brummte irgend etwas, das mit den Gideonsleuten zusammenhing, und sein Freund sandte ihm einen schier übermütigen Blick hinüber: „Es ist ihnen nicht mehr widerfahren, als sie leicht ertragen konnten. Sie haben mit der Versicherungssumme ein neues Haus hingestellt, das ihnen besser zu Gesicht stand als das alte. Eine Ahnengalerie freilich war nicht darin."

Er meisterte ein Lächeln, das über seine Züge ging und das sein Gesicht in etwas dem Knabenbilde ähnlich machte, das über dem Nähtisch seiner Frau an der Wand hing. „Ich war einmal wieder dort, einige Jahre später, als ich schon im Studium der Jurisprudenz steckte. Es stand da ein modernes Haus, mit allerlei Zieraten geschmückt, wie man sie damals baute; eine Sonnenuhr und ein Taubenschlag waren nicht zu sehen, und der Vorgarten, der anstatt der Terrasse vor dem Erdgeschoß in der Sonne lag, erglänzte von Teppichbeeten in allen Farben, wie sie die Kunst des Gärtners zusammengestellt hatte. Dort aber, wo die hohen dunklen Bäume unseres Parks und weiterhin des Obstgartens gestanden waren, ragte der rote Schornstein der Schnapsfabrik in den Sommerhimmel hinein. Der Jokus kam, als drüben eine Dampfpfeife schrillte und die Mittagsstunde ankündete, aus der Fabrik nach dem Wohnhause gegangen. Auch er trug prächtige Farben, und in seiner Krawatte glänzte ein großer Brillant. Er hatte sicherlich alles, was sein Herz begehrte, oder wenigstens war er im Begriff, es sich zu erwerben. Ich aber empfand keinen Schmerz darüber, daß an diesem Ort, der meine Heimat gewesen war, alles so verändert aussah. Ich suchte nicht mehr dort, was ich längst in mich hineingeschlossen hatte: das innere Zugehören zu denen, die vor mir gewesen waren. Eher dünkte es mich, daß ich ihnen nahe sei, als ich nachher drunten im Tale in unserem Familienbegräbnis die Tafeln mit ihren Namen und Jahrzahlen las, alles was noch von ihnen zeugte, seit ihre Bilder in Flammen aufgegangen waren. Aber auch da waren sie nicht; sie waren hingegangen, wo kein Mensch sie finden konnte. Ich aber trug ihr Fleisch und Blut und atmete im Licht, und plötzlich spürte ich mich ihnen verbunden, mehr als je, denn ich war ihr Nachkomme und mußte ihre Art und ihr Wesen weitertragen. Sie hatten nicht für sich allein gelebt, und auch ich durfte das nicht tun; auch ich war für andere da. Mein Weg war aus dem Dämmer meiner träumerischen Kindheit in den Tag der Menschheit hinausgegangen, hart am Abgrund vorbei, wie ich immer noch glaubte, von den Vätern meines Hauses geführt, damit ich wach und ein Verstehender würde. — „Aber," unterbrach er sich, „ihr müßt das alles für euch behalten. Es ist genug, daß ihr es wisset, wie es kommt, daß mir, dem Richter, die fehlerhaften Menschen so nahe stehen, mir, der ich selber kein Gerechter bin."

„Kein Gerechter, und darum ein Liebender!" sagte die Frau Landrichterin und gab ihm beide Hände.



Hausbuch
Heimgedanken von Friedrich Lienhard

(Fortsetzung)

Der Schatz im Acker

Hat Meister Goethe in seinem Garten ein Geheimnis vergraben? Eine Frau behauptet es und hat sogar den Spaten angesetzt. In einem persönlich belebten, mit Lesefrüchten überfüllten Buche hat Frau Elsa Frucht den Nachweis versucht, daß Goethes Hauptgeschäft im Alter nicht der „Faust“ war. Vielmehr habe er zu den „Wanderjahren“ noch die vollendenden Meisterjahre geschrieben, worin auch die Faust-Dichtung erklärt sei. Dies Buch habe er im Garten vergraben, wo er sich zuletzt verdächtig oft aufhielt ...

So ungefähr. Kann man dies auch nur einen Augenblick ernst nehmen? Nein, es will uns keineswegs in den Sinn, daß ein so bedachtsamer Meister ein wichtiges Werk dem Zufall einer späten Entdeckung und den Gefahren der Witterung preisgegeben habe. Auch scheint uns der Nachweis mißglückt. Doch ein Wort klingt uns dabei ins Ohr, aus einer Fabel herüber: „Grabt nur, grabt!“

Ein Greis versammelte sterbend seine Söhne, um ihnen ein Geheimnis anzuvertrauen. „In unsrem Acker liegt ein Schatz,“ begann er. Da stockte des Sterbenden Stimme. „Wo denn? Wo?“ fragten die gierig lauschenden Söhne. „Grabt nur, grabt!“ war alles, was er noch zu sagen vermochte; wonach er verschied. Nun gruben die Burschen im ererbten Acker, gruben von einem Ende bis zum andren, gruben, bis keine Scholle mehr vom Spaten unberührt war. Es fand sich kein Schatz, den sie heben und verprassen konnten. Aber der gründlich durchgearbeitete Acker trug im nächsten Jahre doppelte, dreifache Frucht. Jetzt verstanden sie den Alten.

Es liegt ein Schatz in Goethes Garten und im deutschen Acker insgesamt. Jene Frau hat recht. Grabt nur, grabt!

Wo liegt der Schatz?

Ein einziges Wort gibt Antwort: Im Mittelpunkt! Und wo ist der Mittelpunkt?

Es gehört zum wehmütig stimmenden National-Schicksal deutscher Jugend, daß sie immer wieder durch Auslandsbann hindurch muß. Wir sind keine stolz abgeschlossene Insel; wir müssen sie erst aus Charakterkräften heraus schaffen. Und auch diese Charakterkräfte müssen erst gezüchtet werden; denn unser vaterländischer Instinkt ist schwach entwickelt. Gewiß darf und soll der Werdende auf Fernfahrten hinaus; das tut auch der Engländer; doch der Deutsche verliert dabei leicht sein Ich und gerät noch, der Narr, in unreife Hoffart, als ob er nun weitherzig wäre!

Gegenwärtig ist es z. B. der bohrende Dostojewski mit seiner russischen Form von Frömmigkeit und Zerlegung, der einen großen Teil unsrer Jugend in Bann schlägt. Vorher war es Strindberg, war es Ibsen, war es Zola, dem sie erlag. Vom Deutschen Wagner ließ man allenfalls die Musik durchs Nervensystem rauschen, ohne seine gedanklichen Anregungen zu verarbeiten. Mehr freilich wühlte Nietzsche

den Intellektualismus auf. Doch von Humboldt bis zu Bismarck: wieviel Kraft und Schönheit bodenständiger Meister schon allein in Biographie und Briefwechsel! Müssen wir bei Buddha und Laotse und Rabindranath Tagore fischen? Ist unsre germanische Mystik von Eckehart und Tauler bis Böhme verarbeitet? Kennen wir Fichte, kennen wir Schopenhauers tiefe Aufsätze? Kennen wir Schiller und den unendlichen Goethe anders als von der Schulbank? Haben uns die deutschen Dome, Volkslied, Heldensang, Mythos und Märchen, die Meister der Musik und Malerei nicht genug zu sagen?

Sollen wir auch geistig versklaven? Drohende Sowjet-Pest von rechts, drosselnder Entente-Haß von links — und kein knorriges Selbstbewußtsein im Innern: nein, das hält auf die Dauer kein Volk aus!

Auch deutschländisches Studium kann freilich noch hohle Nachahmerei bleiben, wenn der Spaten nicht wuchtig genug einstößt. Der „Grund" ist letzten Endes in unsrem unsterblichen Ich. Eben um zu uns selbst zu kommen, nicht „außer uns zu sein", grenzen wir unser Arbeitsfeld ab. Wozu anders weisen wir immer wieder auf die Symbole Weimar und Wartburg, als um jenen Zustand ruhiger Festigkeit zu empfehlen, der sich aus bewußter Begrenzung ergibt, woraus allein Lebensmeisterschaft hervorgeht?

Wo liegt der Schatz? Ein prachtvoll-stolzes Wort Schopenhauers (Parerga und Paralipomena) möge zusammenfassen: „Jeder denke, daß sein innerster Kern etwas ist, das die Gegenwart enthält und mit sich herumträgt. Wann immer wir leben mögen, stets stehen wir, mit unsrem Bewußtsein, im Zentro der Zeit, nie an ihren Endpunkten, und könnten daraus abnehmen, daß jeder den unbeweglichen Mittelpunkt der ganzen unendlichen Zeit in sich selbst trägt."

Da liegt der Schatz. Sein Sinn und Wesen ist die strahlende Ruhe, die unbrechbare Sicherheit, der Frieden der Seele, die in sich selbst die geistige, göttliche Sonne besitzt.

Das Wunderkästchen

Es wäre wohl ein feinsinniges Buch zu schreiben über Goethes unvollendete Werke: über das Wie und Warum der Nicht-Vollendung.

Weshalb hat er, dem so lange zu wirken erlaubt war, bedeutsam einsetzende und edel geformte Werke abgebrochen? Wollte er uns Nachfahren etwa Aufgaben hinterlassen? Ist es epigonenhafte Rückschau, wenn wir diese Rätsel lebendig ergreifen und nach den Geheimnissen in Goethes Geistgefilde forschen?

Da sind die „Wanderjahre". Ein Kästchen wird uns gezeigt, sogar der Schlüssel dazu abgebildet. Aber wir erfahren nie, was dieses vielbesprochene Kästchen birgt. Ein alter Goldschmied zwar weiß den Schlüssel zu handhaben; die beiden Bruchstücke sind nämlich „magnetisch verbunden, halten einander fest, aber schließen nur dem Eingeweihten". In der Tat springt das Kästchen auf; der „Goldschmied und Juwelenhändler" ist offenbar ein Eingeweihter; aber er drückt es gleich wieder zu: „An solche Geheimnisse sei nicht gut zu rühren, meinte er."

Hier neckt und lockt immer wieder das Wort „Geheimnis". So schreibt Hersilie an Wilhelm: „Kommen Sie eiligst und bringen das Kästchen mit. Vor welchen

Richterstuhl eigentlich das Geheimnis gehöre, das wollen wir unter uns ausmachen: bis dahin bleibt es unter uns; niemand wisse darum, es sei auch, wer es sei." Dann aber, nachdem dergestalt ausgemacht ist, das Kästchen müsse uneröffnet zwischen ihnen stehen, fällt plötzlich folgende aufschlußreiche Bemerkung: „Was geht aber mich und Sie eigentlich das Kästchen an? Es gehört Felix; der hat's entdeckt, hat sich's zugeeignet, den müssen wir herbeiholen, ohne seine Gegenwart sollen wir's nicht öffnen."

Es gehört Felix, dem Sohne Wilhelms: der nächsten Generation, der Zukunft. Es bleibt ein später zu hebender Schatz: ein von uns Nachgeborenen zu lösendes Rätsel.

Eine Andeutung, wie das Kästchen zu öffnen sei, wissen wir schon: durch magnetische Verbindung der beiden Schlüsselteile. Noch deutlicher in folgender Stelle kurz vorher; Hersilie erzählt vom Besuche des jugendlichen Felix: „Die Erinnerung an ältere Geschichten bringt uns auf das Prachtkästchen; er weiß, daß ich's habe, und verlangt es zu sehen; ich gebe nach, es war unmöglich zu versagen. Er betrachtet's, erzählt umständlich, wie er es entdeckt; ich verwirre mich und verrate, daß ich den Schlüssel besitze. Nun steigt seine Neugier aufs höchste; auch den will er sehen, nur von ferne. Dringender und liebenswürdiger bitten konnte man niemand sehen; er bittet wie betend, kniet und bittet mit so feurigen, holden Augen, mit so süßen, schmeichelnden Worten: und so war ich wieder verführt. Ich zeigte das Wundergeheimnis von weitem, aber schnell faßte er meine Hand und entriß ihn, und sprang mutwillig zur Seite um einen Tisch herum. ‚Ich habe nichts vom Kästchen noch vom Schlüssel!' rief er aus: ‚dein Herz wünscht' ich zu öffnen, daß es sich mir auftäte, mir entgegenkäme, mich an sich drückte, mir vergönnte, es an meine Brust zu drücken'" ...

In seinen ungestümen Händen bricht nun aber das Schlüsselchen ab; das Kästchen öffnet sich nicht; mit stürmischen Küssen bedeckt er Hersiliens Mund und sprengt hernach davon.

Hier ist alles Symbolik. Dem ungezügelten Begehren zerbricht der Schlüssel in der Hand; des Herzens Wunderschrein öffnet sich nicht; es gibt kein wahrhaft magnetisches Verbundensein, wie es dem gereiften Eingeweihten erreichbar ist.

Der begehrende Jüngling aber — ein ungezügelter Euphorion, der nach Mädchen hascht — stürzt mit dem Pferd vom überhangenden Rasen in einen Wasserstrudel, wird mit Mühe gerettet und „in den gesellig-anständigsten Zustand" versetzt. Damit endet, vielandeutend, das gedankentiefe Werk.

Ich sage: es „endet". Bilden nicht doch all diese Andeutungen (z. B. Makarie) einen Abschluß, sofern einem späteren Zeitalter feinste Aufgaben hinterlassen sind? Es liegt in Goethes Garten mehr als ein Geheimnis vergraben.

Die uneröffnete Halle

Wie heißt es im Anfang der „pädagogischen Provinz", im zweiten Buch der „Wanderjahre"? „Gewissen Geheimnissen, und wenn sie offenbar wären, muß man

durch Verhüllen und Schweigen Achtung erweisen; denn dieses wirkt auf Scham und gute Sitten."

Wir erfahren gleich im nächsten Kapitel hiezu ein bedeutendes Beispiel.

Wilhelm tritt an der Hand des Ältesten durch ein ansehnlich Portal in eine runde oder vielmehr achteckige Halle. Diese Halle ist mit Gemälden so reichlich verziert, daß sie den Ankommenden in Staunen versetzt. Nun schreiten sie von Galerie zu Galerie; und der Älteste deutet die Wandgemälde.

Die Theologie würde die hier sich entrollende Religionsanschauung eine Art „Synkretismus" nennen, ohne jedoch mit diesem Worte zu erschöpfen, was Goethe meint. In einer Reihe von Bildern sind die heiligen Bücher der Israeliten veranschaulicht; doch gleichzeitig laufen in den Sockeln und Friesen entsprechende Gemälde aus andren heidnischen Religionen mit. Wenn z. B. im Hauptfelde Abraham von seinen Göttern in Gestalt schöner Jünglinge besucht wird, erblickt man oben den Apoll unter den Hirten Admets: „woraus wir lernen können, daß, wenn die Götter den Menschen erscheinen, sie gewöhnlich unerkannt unter ihnen wandeln."

Wir sagten: aus „andren heidnischen" Religionen. In der Tat rechnet Goethe die israelitische darunter: „denn eine solche ist die israelitische ebenfalls". Und fährt dann übrigens fort: „Vor dem ethnischen Richterstuhle, vor dem Richterstuhl des Gottes der Völker, wird nicht gefragt, ob es die beste, die vortrefflichste Nation sei, sondern nur, ob sie daure, ob sie sich erhalten habe. Das israelitische Volk hat niemals viel getaugt, wie es ihm seine Anführer, Richter, Vorsteher, Propheten tausendmal vorgeworfen haben; es besitzt wenig Tugenden und die meisten Fehler andrer Völker: aber an Selbständigkeit, Festigkeit, Tapferkeit und, wenn alles das nicht mehr gilt, an Zäheit sucht es seinesgleichen. Es ist das beharrlichste Volk der Erde; es ist, es war, es wird sein, um den Namen Jehovah durch alle Zeiten zu verherrlichen. Wir haben es daher als Musterbild aufgestellt, als Hauptbild, dem die andren nur zum Rahmen dienen."

Der Älteste spricht hierbei auch von der trefflichen, einheitlich wirkenden Sammlung der israelitischen Bücher und von der Tatsache: „daß sie (jene Religion) ihren Gott in keine Gestalt verkörpert und uns also die Freiheit läßt, ihm eine würdige Menschengestalt zu geben, auch im Gegensatz die schlechte Abgötterei durch Tier- und Untier-Gestalten zu bezeichnen."

Mit dem Bilde der Zerstörung des Tempels ist aber die bisher durchwanderte Galerie abgeschlossen. Und nun? Verwundert stellt Wilhelm eine Lücke fest. „Ihr habt den Tempel Jerusalems zerstört und das Volk zerstreut, ohne den göttlichen Mann aufzuführen, der kurz vorher daselbst noch lehrte, dem sie noch kurz vorher kein Gehör geben wollten."

Da erklärt der Alte: dies in jenem Zusammenhange darzustellen, wäre ein Fehler gewesen. Das Leben dieses göttlichen Mannes stelle eine in sich geschlossene, mit der Weltgeschichte seiner Zeit in keiner Verbindung stehende Lebensreihe für sich dar: hier beginne die „zweite Religion, die Religion der Weisen", im Unterschiede von der Religion der Völkermassen. „Deswegen ist hier (mit der Zerstörung des Tempels) das Äußere abgeschlossen, und ich eröffne Euch nun das Innere."

Eine Pforte tut sich auf, und wir sehen die Bilder der zweiten heiligen Schriften: das Leben Jesu. „Sie schienen von einer andren Hand zu sein als die ersten: alles war sanfter, Gestalten, Umgebung, Licht und Färbung. ‚Es ist hier eine neue Welt', sagt der Begleiter, ‚ein neues Äußeres, anders als das vorige, und ein Inneres, das dort ganz fehlt. Durch Wunder und Gleichnisse wird eine neue Welt aufgetan: jene machen das Gemeine außerordentlich, diese das Außerordentliche gemein'."

Der Älteste läßt sich noch näher darüber aus; und der Erzähler fügt hinzu: „Wenn man jedoch an dem ersten nur vorbeiging, so verweilte man hier gern, man ging gern hier auf und ab." Aber diese Bilder führen erstaunlicherweise nur bis zum letzten Abendmahl, also bis zum Scheiden des Meisters von seinen Jüngern. Wilhelm fragt also „nach dem übrigen Teil der Geschichte" und erhält zur Antwort, daß man das Leben Jesu von der Geschichte seines Endes getrennt habe. „Denn zu jenen Prüfungen (Lebenswandel) ist jeder, zu diesem (Tod) sind nur wenige berufen." Damit stehen sie auf einmal wieder in der ersten Halle des Eingangs. Wilhelms abermaliges Erstaunen, daß man ihn nicht „ans Ende" geführt, wird dahin beantwortet: „Für diesmal kann ich Euch weiter nichts zeigen; mehr lassen wir unsere Zöglinge nicht sehen, mehr erklären wir ihnen nicht, als was Ihr bis jetzt durchlaufen habt: das Äußere, allgemein Weltliche einem jeden von Jugend auf, das Innere, besonders Geistige und Herzliche nur denen, die mit einiger Besonnenheit heranwachsen, und das übrige, was des Jahrs nur einmal eröffnet wird, kann nur denen mitgeteilt werden, die wir entlassen."

Dieses jährlich nur einmal und nur den Reifsten Mitzuteilende, also die dritte Stufe, nennt der Alte „die letzte Religion" und lädt den Besucher ein, nach Jahresfrist wiederzukommen: „Alsdann sollt auch Ihr in das Heiligtum des Schmerzes eingeweiht werden."

Aber diese verheißene Einweihung findet niemals statt. Goethe gibt keinen Einblick, sondern entläßt uns nur mit einem Ausblick und vermutlich mit einer Aufgabe: das höchste Heiligtum — die Weihe des Schmerzes — zu suchen, zu erleben und aus dem Erlebnis heraus selber zu deuten.

Das Rosenkreuz-Kloster

Unter dem Titel „Die Geheimnisse" ist uns bekanntlich ein größeres Gedicht des Meisters von Weimar hinterlassen: auch dieses unvollendet.

Eine edle religionsphilosophische Stimmung umweht uns auch in diesem „wunderbaren Liede". Die erste Strophe (wir sehen von der abgegliederten „Zueignung" ab) beruhigt uns zwar, wir möchten es nicht als Irrtum fassen, wenn der Pfad einmal sacht in die Büsche gleite, und verheißt uns: „Wir wollen doch, wenn wir genug geklommen, zur rechten Zeit dem Ziele näher kommen."

Wir kommen allerdings bald schon an ein Ziel: in ein Kloster, dessen Pforte mit dem Rosenkreuz geschmückt ist:

„Das Zeichen sieht er prächtig aufgerichtet,
Das aller Welt zu Trost und Hoffnung steht,
Zu dem viel tausend Geister sich verpflichtet,
Zu dem viel tausend Herzen warm gefleht,
Das die Gewalt des bittern Tods vernichtet,
Das in so mancher Siegesfahne weht:
Ein Labequell durchdringt die matten Glieder,
Er sieht das Kreuz und schlägt die Augen nieder."

Hier ist also das Symbol jener „letzten" Religion, jenes „Heiligtum des Schmerzes" enthüllt, von dem uns in der Pädagogischen Provinz nur Andeutungen zugänglich waren.

Aber wie stellt sich uns dieses Kreuz dar? Finden wir daran jenen Mann der Schmerzen in seinem Leidenszustand? Nein. Goethe, der dort davon spricht, daß man einen Schleier über diese Leiden ziehe, „eben weil wir sie so hoch verehren", scheint hier in einer ihm eigenen besondren Prägung Antwort zu geben.

„Er fühlet neu, was dort für Heil entsprungen,
Den Glauben fühlt er einer halben Welt;
Doch von ganz neuem Sinn wird er durchdrungen,
Wie sich das Bild ihm hier vor Augen stellt:
Es steht das Kreuz mit Rosen dicht umschlungen.
‚Wer hat dem Kreuze Rosen zugesellt?'
Es schwillt der Kranz, um recht von allen Seiten
Das schroffe Holz mit Weichheit zu begleiten.

Und leichte Silber-Himmelswolken schweben,
Mit Kreuz und Rosen sich emporzuschwingen,
Und aus der Mitte quillt ein heilig Leben
Dreifacher Strahlen, die aus einem Punkte dringen;
Von keinen Worten ist das Bild umgeben,
Die dem Geheimis Sinn und Klarheit bringen.
Im Dämmerschein, der immer tiefer grauet,
Steht er und sinnt und fühlet sich erbauet."

Das ist alles, was wir über das Rosenkreuz erfahren. Bruder Markus tritt ins Kloster und findet hier eine weise Bruderschaft von dreizehn Meistern, und über dem mittelsten Sitz abermals „das Kreuz mit Rosenzweigen". Und wiederum Bilder, auf die auch hier ein „Alter" hinweist, wie dort in den Hallen der „Wanderjahre":

„Du kommst hieher auf wunderbaren Pfaden,
Spricht ihn der Alte wieder freundlich an;
Laß diese Bilder dich zu bleiben laden,
Bis du erfährst, was mancher Held getan.
Was hier verborgen, ist nicht zu erraten,
Man zeige denn es dir vertraulich an;
Du ahnest wohl, wie manches hier gelitten,
Gelebt, verloren ward, und was erstritten.

Doch glaube nicht, daß nur von alten Zeiten
Der Greis erzählt, hier geht noch manches vor.
Das, was du siehst, will mehr und mehr bedeuten;
Ein Teppich deckt es bald und bald ein Flor.
Geliebt es dir, so magst du dich bereiten:
Du kamst, o Freund, nur erst durchs erste Tor;
Im Vorhof bist du freundlich aufgenommen,
Und scheinst mir wert, ins Innerste zu kommen."

Auch hier also stufenweises Eindringen vom Vorhof in das Innerste.

Doch mit dieser Andeutung entläßt uns der alte Eingeweihte von Weimar auch hier. Wir erfahren nicht den Sinn des Rosenkreuzes; wir lernen diese Meister nicht näher kennen; wir kommen nicht ins Innerste.

War die Zeit noch nicht reif dafür? (Fortsetzung folgt)

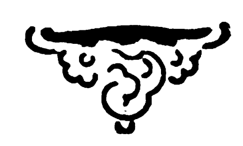


Zwei Brunnen

Von Elisabeth Gnade

Mittagssonnenschein im März lacht zum Schloß herunter,
Auf dem weiten Rasenplatz regt sich's heute munter.
Kinder springen hin und her, Gäste stehn und schlendern,
Holde Farbenkraft entströmt allen Festgewändern.
Aus dem Marmorbecken steigt hoch ein Strahl nach oben,
Breit geweht in blauer Luft, glitzernd dann zerstoben.
Weiße Hand zu heitrem Spiel hebt die Silberschale,
Und ein jugendroter Mund nippt vom kühlen Strahle.

Tief in düstrer Felsenschlucht, fern im Wald verloren,
Ist ein Brünnlein noch vereist, ganz und gar umfroren.
Mittagssonnenschein im März will den Bann zersprengen,
Sucht durch jede Spalte sich zärtlich hinzudrängen.
Ach, er weckt im Innern wohl Sehnen und Sichdehnen,
Doch da sickern Tropfen nur, still und schwer, wie Tränen.
Selten eines Wandrers Fuß findet Weg und Stelle —
Selten stillt ein Mund den Durst an der keuschen Quelle.



Was ist deutsche Treue?

Von Erich Loewe (München)

Was ist es, das wir als besonders deutsch in der Auffassung des Treuebegriffs empfinden?

Müßig ist die Frage nicht gestellt. Erst einmal aufgeworfen, gerade heute, nimmt sie wachsenden Raum in den Gedanken ein. Das Gefühl sucht klare Antwort zu gewinnen. Gerade heute: in Tagen, da es in einer von nebelschweren Schleiern ringsum verhangenen Welt dünken will, als wäre es auch mit der Treue, wie mit so vielem Wahn, eitler Wahn!

Wo blieb denn deutsche Treue seit den Tagen des Krieges? Blieb sie unterwegs auf den lehmigen Straßen, die von Flandern, von ost- und westwärts und ringsher von überall zurück in die Heimat führten? Waren es hastige Schritte von achtlos darüber hinstapfenden Scharen, die sie als wertloses Gepäck in den Boden traten, ganz und gar in Schlamm und Vergessen wühlten? Ist es Treue, wenn deutsche Fürsten — unter diesen einige, deren Residenz, um nur an das Wittelsbachersche München zu denken, erst durch ihr Zutun aus einer bäurisch wirren Häusermasse zu einer Wunderwelt Schönheitsuchender, zu einer Zuflucht idealen geistigen Strebens geschaffen wurde — aus ihrer selbst gebauten Stadt weichen mußten, von dem Volke eben dieser Stadt aus Haus und Toren gewiesen?

Sollte die Antwort hierauf je zweifelhaft sein, Steine werden sie mit schallender Überdeutlichkeit rufen. Dem Wanderer, der durch die Straßen eines mitteldeutschen Städtchens streift, an steinernem Zierat vorbei, der wie lebend aus Gärten wächst, an hellen, kunstvollen Wohnstätten, deren freie Stirnen Grün umrauscht, an Brunnen, festlichen Häuserreihen, Mauern mit denkwürdiger Inschrift vorüber; der auf den nächsten Hügel steigt und unten sieht, wie zusammengekuschelte Mauern sich ordnen, drangvolle Enge sich aufhellt, zu freien Plätzen sich weitet, wie letzte mittelalterliche Dumpfheit verdrängt wird und doch jedes Wahrzeichen von Wert und Erinnerung einer vergangenen Zeit unberührt bleibt, ihm rufen Steine entgegen: Nicht Undank allein ist es, was in diesen Straßen sich zutrug, sondern Untreue, — Untreue am eigenen deutschen Wesen.

Es ließe sich einwenden, deutsche Treue bewähre sich auf einem anderen Gebiete, sie sei nicht auf die Person, den Einzelnen, sondern auf die Gemeinschaft, die Idee gerichtet. Der Begriff Treue im größeren, weiten Sinn richte sich nicht auf ein Individuum, ein Ding, sondern auf eine Idee, einen Gedanken, sei er nun vaterländischer, ethischer, religiöser oder anderer Natur. Diese dem Ganzen, dem Gemeinwohl zugewandte Treue könne und müsse sich oft in Untreue an der Person verkehren. Ein Diener, der seinen Herrn gegen Sitte und Gesetz verstoßende Handlungen verrichten sieht, kann vor die Wahl gestellt werden, Verräter an der Sitte oder an seinem Herrn zu werden, dem er Treue gelobt hat. Vor dem durch Eide und Altherkommen verpflichteten Soldaten, der die Handlungen seines Königs als selbstsüchtig gegen den Staat und das Gemeinwohl gerichtet glaubt, kann der Zwiespalt aufklaffen, seinem Vaterland oder dem Fürsten untreu zu werden.

Wie sich der Einzelne aus diesen Gewissensnöten hilft, wird nicht von einem größeren oder geringeren Grad seines folgerichtigen Denkens abhängen, sondern eine rein gefühlsmäßige Entscheidung sein, die letzten Endes als Ausdruck seines Wesens tief in diesem begründet liegt. Somit wäre die Frage irrig gestellt: Welche Entscheidung wäre die richtige, welche die unrichtige? Welche Treue ist höher zu bewerten, diejenige, die den Mitmenschen aufgibt für eine gemutmaßte Idee, oder jene, die unerschütterlich, unzerreißbar an dem festhält, dem sie sich erst- und einmalig gesellt hat? Unsere Frage ist hier allein: Ist es wirklich das Verfolgen einer auf das Allgemeine gerichteten Idee, was das Besondere der deutschen Treue ausmacht?

Ein Blick in die deutsche Dichtung und Geschichte läßt offenbar anderes erkennen. Sieht man in unseren Schriftwerken darauf nach, von germanischen Zeiten bis in letztvergangene Jahrhunderte, wie sich der Treubegriff darin spiegelt; in unserer Geschichte und Sage vom Roland Karls des Großen bis herauf zu Bismarck; vergleicht man unsere Gedankenwelt mit der anderer Völker, wie es am augenfälligsten mit den neueren Russen: Dostojewski, Tolstoi, Gorki geschehen mag, so drängt sich unwillkürlich das Bild auf: Nicht die auf das Allgemeine gerichtete Gesinnung, die Idee, sondern Mannentreue, unwankelmütiges Ausharren bei dem Herrn, Freund, der Geliebten, in deren Dienste man sich gestellt hat, mit einem Wort, die „Staete“ ist es, was vorwiegend das Deutsche dieses Begriffes ausmacht.

Von der frühsten althochdeutschen Erzählung bis weit hinauf in das mittelhochdeutsche Heldenepos ist es bei aller sonstigen Verschiedenheit ein Zug, den diese Gedichte gemeinsam haben: Kunde und Preis von Mannentreue. Im Waltharilied steht Hagano vor der Wahl, seinem alten Herrn, dem Frankenkönig Gunthari, den Gehorsam aufzusagen oder, ihm treulich Gefolgschaft leistend, gegen seine Freunde und Gesellen in den Kampf zu ziehen. Nach schwerem Ringen mit sich selbst folgt er seinem König. Das Nibelungenlied von Anfang bis zum Ende meldet von Mannentreue am Gibichungen- und am Bernerhof. In ihr ist der Beweggrund für fast jede Handlung des Gedichtes zu sehen; sie allein ist es, nicht Abenteurerlust wie im späteren höfischen Epos, die Hagen zur Ermordung Siegfrieds treibt. Hagen, der Ungetreue, der Verräter, der Mörder — er ist der getreueste Mann, gilt es dem Dienstherrn. Am Ende des Liedes kann sich der Gefesselte vom Tod retten, wenn er Gunther das Wort bricht und die Stelle des verborgenen Hortes weist. Er hält Treue und geht in den Tod.

Ganz ähnlich so Wittich und Heime, das schändliche Verräterpaar der Alphartsage. Ihre Niedertracht findet nur dort eine Grenze, wo es dem Freund zu helfen gilt. Vor keiner Erbärmlichkeit schrecken sie zurück — ihre beiderseitige Treue zueinander aber ist ihnen unverletzlich, ihr sind sie Hüter vor jeder Anfechtung, unbekümmert um eigenes Leben und Schicksal.

Mannentreue ist das Grundmotiv des umfangreichsten Gedichtes des alten Heldenbuches Caspars von der Rhön, des Hug- und Wolfdietrich. Wie hier, ebenso wie im „König Rother“, Meister Berchtung von Meran seine Pflichten zu seinem Pflegebefohlenen und Herrn höher stellt als die Liebe zu seinen eigenen Söhnen,

so ist es in Konrad von Würzburgs inniger Märe von „Engelhart und Engeltrud“ die schrankenlose Treue vom Freund zum Freund, die durch eine Verkettung von Fährnissen hindurch bis zum Kindesopfer führt. Es ist das gleiche Opfer, von dem in dem alten, durch Grimm überlieferten Märchen vom „Treuen Johannes“ erzählt wird. Bei Konrad wird es dem Freund dargebracht, hier ist es ein König, der seinen für große Treue in Stein verzauberten Waffenmeister dem Leben wiedergewinnen will.

Auch in der Stellung des Ritters zu seiner Geliebten wird im deutschen Minnesang mehr als in anderen Ländern das Hörigkeits-, Abhängigkeitsverhältnis des Liebenden von seiner Vrouwe hervorgekehrt. Schon aus sprachlichen Unterschieden geht dies hervor: der Minneritter in Deutschland nennt sich mit Vorliebe „eigenman“, „dienstman“, während man in der französischen Lyrik nach solchen Ausdrücken der Ergebenheit, der Unterwerfung vor der Geliebten vergebens suchen wird.

Eine allegorische Verkörperung der persönlichen Anhänglichkeit, der Treue von Mensch zu Mensch stellt in der deutschen Dichtung die Gestalt des alten Eckart dar. Aus dem Mythos von Ermenrich und den Harlungen, angedeutet auch im Nibelungenlied, wuchs sie in die Dichtung der Renaissance und des Barock hinein und wurde hier zum sprichwörtlich aufgeführten Träger des Treuebegriffs, zur typischen Figur des Warners, Ratgebers und Freundes. In Hermann von Sachsenheims „Mörin“ tritt sie als Anwalt des in Sünde geratenen Sachsenheimers gegen die Anklagen der Frau Venus auf, wiewohl die Liebeskönigin hier als Wahrheitsrichterin waltet, ihre Anklagen also gerecht sind. Denn Wortbruch an einem, dem er sich zugesellt und Beistand versprochen hat, würde ihm größeres Unrecht dünken als dies Vergehen an einer nicht greifbaren Moral.

Bei Hans Sachs gehört der „trew Eckhart“ zu den Lieblingsgestalten. Sehr bezeichnend ist eine Stelle in dem Fastnachtsspiel „Der fuerwiz mit dem eckhart“. Der fuerwiz rät dem Jüngling, in den Krieg zu ziehen: „Wenn du dich dapffer werst eins Mans, So wirstu bald ein großer Hans.“ Der „Trew Eckhart“ rät ab: „Im Krieg sichst und hörst nit vil guts, Raub, brand, vergießung menschenbluts.“ Er solle an Gottes Gebot denken: „Du solt nit töden, niemant nichts nemen!“ Aber, fährt er weiter: „Wenn dich dein obrigkeit vermant, so zeuch! Das ist ehrlich und fein.“ (Ausg. Keller, Bd. VII, S. 183.)

Bei Paracelsus, Jörg Wickram, Bartholomäus Ringwald, Agricola, Fischart bis in die späten Volksbücher hinein, wenn auch unter anderem Namen, bald als alter Klausner, Waldbruder, Vogt, als „Paul vom Dornbusch“ in der Geschichte von König Eginhard, kehrt die Eckartgestalt immer wieder. (Volksbücher, hrsg. von Marbach, Nr. 33.)

Freilich: im Zeitalter des Humanismus, später in dem der Aufklärung des 18. Jahrhunderts, stand die Idee als Zentralmacht im Kreise jeder Anschauung, das einzelne Individuum hatte sich daraufhin einzustellen, hatte alles von sich fern zu halten, was diese Einstellung in Richtung auf ein Moral-, Religions- oder Humanitätsprinzip hätte gefährden können. Noch im „Nathan dem Weisen“ findet sich eine doppelte Einstellung: Dem Tempelherrn gilt seine Dankespflicht gegen

Saladin höher als Kirche, Glaube und Orden, während für Nathan vor der heißempfundenen Idee einer allgemeinen Wahrheit alles übrige verblassen muß.

In klassischer Zeit kann man dem „treuen Diener seines Herrn“ allerorten so häufig begegnen — es sei nur an einige Gestalten bei Goethe, Schiller und Lessing erinnert, an Just und Werner in „Minna von Barnhelm“, an Lerse im „Götz“ und Max im „Wallenstein“ —, daß es sich erübrigt, noch weitere Gestalten hiefür namhaft zu machen.

Zahlreich sind die Beispiele in unserer neuen und neuesten Dichtung für die alte Auffassung des Treuebegriffes, für den Begriff des Dienstes am anderen, des Eigenmanns.

Das Bancbanus-Drama Grillparzers verschwand trotz einer außerordentlich günstigen Aufnahme kurz nach seiner ersten Aufführung im Burgtheater für lange von der Bühne. Der österreichische Hof hatte es für die Feier, für die es geschrieben war, nicht geeignet gefunden. Man befürchtete, die Begeisterung für Fürstentreue, die bei Gelegenheit dieses Festes in einer von überallher zusammengeströmten Zuschauermenge geweckt werden sollte, könne durch „Übertriebenheiten“ dieses Dramas eher in ein Mißbehagen, in einen inneren Widerspruch gegen so bedientenhafte Ergebenheit verkehrt werden. Die spätere Aufnahme zeigt, daß solche Befürchtungen nicht gerechtfertigt waren.

In gleicher Weise wie bei Grillparzer ist der Treuebegriff von der deutschen Romantik aufgefaßt: von Tiecks „Tannhäuser und der getreue Eckhart“ bis zu Uhlands Trauerspielen der Treue: „Herzog Ernst von Schwaben“, „Ludwig der Bayer“, La Motte-Fouqués rührseligem „Hieronymus von Stauf“ und Immermanns Drama „Ghismonda“, in dem die Gestalt des wackeren Dagobert an die alten Meister der Sage erinnert. Im Geiste der Romantik wurzeln noch die Frühwerke Otto Ludwigs, aber ganz aus eigenem Antrieb heraus, ohne nachweisbaren Einfluß von Grillparzers Bancbanus-Drama schreibt er den Plan zum Schauspiel „Eckart“, in dem er die Anhänglichkeit an die Person des Fürsten in der Gestalt des Helden bis zu einem Grad der Verzerrung und Übertreibung dartut.

In der Dichtung der jüngsten Zeit, zumal im Drama, tritt die Gestaltung der Mannentreue in einer ganzen Reihe von bedeutsamen Werken hervor. Eines der wertvollsten dieser Art, das viel zu wenig bekannte, an Kraft und dichterischer Schönheit reiche „Hildebrand“-Drama Lilienfeins nur sei hier angeführt. Hildebrand vergaß über der Treue zu Dietrich von Bern sein Weib und Heim, sein Land, sich selbst:

„Mannestreue hielt mich in Dietrichs Gefolge.
Eingeschworen war ich in Etzels Diensten.
Jahr um Jahr verbrauste im wildem Heerzug;
Weichliche Heimsucht ist nicht Heldenweise
Und verschollen — ich war es fast mir selber.“ (III. Akt, 5. Auftr.)

* * *

Ein ähnliches Bild wie es aus einer Betrachtung der Dichtung hervorgeht, zeigt die Geschichte, auch ohne in ihr hinunterzublicken bis in die Zeiten des altfränkischen Majors Domus, des germanischen Gefolgschaftswesens, mit ihrem

typischen Grundzug persönlichen Verbundenseins zu Kampf und friedlicher Gemeinschaft; auch ohne Tacitus, dem es so sehr auffiel, „wie die Gefolgschaft nur für ihren Herrn, der Häuptling indes für den Sieg kämpft“.

Zweihundert Jahre nachdem sich Frankreich im Zeitalter Richelieus zu einer zentral verwalteten, einheitlichen Nation gestaltet hatte, steht in Deutschland die Kleinstaaterei noch in ihrer Blüte; fünfundzwanzig Teilfürsten regieren über einen gesonderten Kreis von Untertanen, von denen viele stolz sind, wenn auch in einer niederen Stufe der Rangordnung, einem eigenen Fürsten anzugehören. Die Macht des Königtums stützte sich auf ein unbedingt ergebenes Heer, eine uralte Gefolgschaft; dadurch war es von vornherein der Mühe enthoben, um seinen Bestand immer aufs neue kämpfen zu müssen. Die Ergebenheit geht oft so weit, daß Verhältnisse geschaffen wurden, wie sie anderenorts ohne weiteres nicht möglich gewesen wären. Deutsche werden von ihrem Fürsten für ein fremdes Interesse gegen Deutsche geführt. Bismarck hebt als Beleg hiefür in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ (I, S. 292) das Verhalten Badens hervor, „das 1866 seinen Krieg gegen Preußen und die deutsche Idee geführt hat, weil die dynastischen Interessen des regierenden Hauses es unabweislich machten“, und weiterhin die partikularistischen Bestrebungen der Welfen; es ließen sich mühelos aus der Geschichte Bayerns, Württembergs und anderer Teilstaaten eine Reihe von weiteren Beispielen anführen. Im gleichen Kapitel „Dynastien und Stämme“ hat Bismarck auch das eigenartige Verhalten Deutscher zu ihren Fürstenhäusern mit einigen kraftvollen Strichen skizziert. Er gelangt darin zu dem Ergebnis: „Die deutsche Vaterlandsliebe bedarf eines Fürsten, auf den sich ihre Anhänglichkeit konzentriert“. Auf wenigen Seiten wird dieser Gedanke immer neu wiederholt. „Das Vorwiegen der dynastischen Anhänglichkeit und die Unentbehrlichkeit einer Dynastie als Bindemittel für das Zusammenhalten eines bestimmten Bruchteils der Nation unter dem Namen der Dynastie ist eine spezifisch reichsdeutsche Eigentümlichkeit.“ „Die anderen europäischen Völker bedürfen einer solchen Vermittlung für ihren Patriotismus und ihr Nationalgefühl nicht. Polen, Ungarn, Italiener, Spanier, Franzosen würden unter einer jeden Dynastie oder ganz ohne eine solche ihren einheitlichen Zusammenhang als Nation bewahren ...“

Ob nun diese Art der dynastischen Anhänglichkeit, der deutschen Vaterlandsliebe und Treue gut ist oder nicht, ob der mehr auf das Nützliche und Allgemeine gerichtete Patriotismus der Engländer vorzuziehen ist, darauf kommt es nicht an. Mögen sie Außenstehende verständnislos kritisch hin und her betrachten, sie mit Terminologien, wie sie für einen gewissen Teil der Presse des wilhelminischen Zeitalters charakteristisch waren, mit „Servilismus“, „Lakaientreue“ und anderen schmückenden Beiworten belegen, sie wird dadurch nicht herabgesetzt. Diese deutsche Eigenart ist nun einmal gegeben, und somit ist sie naturgemäß. Es läßt sich daran nicht rütteln und schütteln.

Um nochmals Bismarck zu zitieren: er bringt allerhand Bedenken in das Feld gegen allzu weitgehende dynastische Treue, zumal wenn sie auf Kosten des Ganzen geht, und kennt sich selbst bei all dieser Kritik doch wieder gut genug, um das Selbstbekenntnis abzulegen: „Ich habe ein volles Verständnis für die An-

hänglichkeit der heutigen welfischen Partei an die alte Dynastie, und ich weiß nicht, ob ich ihr, wenn ich als Alt-Hannoveraner geboren wäre, nicht angehörte.“ Und auf einer Seite weiter: „Ich würde gegen das brandenburgische Fürstenhaus keine Waffen gehabt haben, wenn ich ihm gegenüber mein deutsches Nationalgefühl durch Bruch und Auflehnung hätte betätigen müssen.“ Freilich konnte er den stolzen Satz hinzufügen: „Die geschichtliche Prädestination lag aber so, daß meine höfischen Talente hinreichten, um den König und damit schließlich sein Heer der deutschen Sache zu gewinnen.“

Auch aus ganz einfachen, ursprünglichen Äußerungen des Volksgefühls spricht oft der gleiche Gedanke, der dem alten Gedicht von Mannentreue zugrunde liegt. In kürzester Fassung findet er sich in vergilbten Anzeigen und Briefen aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges und lautet dort: „Gefallen für den Alten Fritz“.

Von manchen seltsamen Geschehnissen, in deren Mittelpunkt Preis der Treue über den Tod hinaus steht, weiß der Volksmund zu erzählen. Eine der schönsten Sagen, die in diesen Rahmen gehören, ist die vom Tod Barbarossas. Der Kaiser ist in den Fluten des Seleph ertrunken, seine Streiter aber tragen ihn geschmückt und bereitet als heiligen Schirm und Hort vor ihren Reihen her zu fernerem Kriegszug. Ähnlich wie in der spanischen Sage der tote Held Diaz dem Zug voranschreitet, führt hier Friedrich die Seinen von Sieg zu Sieg.

Gleichem Volksempfinden ist besonders starker Ausdruck in dem Sagenkreis verliehen, der vom Schlummer und Erwachen der alten Kaisergestalten in den Tiefen der Berge erzählt. Als unter Franz II. die deutsche Kaiserwürde für immer zu erlöschen drohte, in den Zeiten schwerster Drangsal und völkischer Not, waren es gerade diese Sagen vom Fortleben und der Wiederkehr des Kaisers, die mit einemmal emporblühten, die Gegenstand politischen Hoffens und Sehnens wurden. Über Jahrhunderte hinweg verknüpfte im Zeitalter der Freiheitskriege das Volk und seine Dichter den Traum von neuer deutscher Herrlichkeit mit der Person der großen mittelalterlichen Kaiser. „Der wahre Kaiser stirbt nicht“ (Immermann, „Kaiser Friedrich II.“).

* * *

Also nicht der auf das Abstrakte, Allgemeine gerichtete Zug ist es, der vorwiegend das Besondere der deutschen Treue ausmacht: es ist fast immer der einzelne Mensch, an den sie sich kettet. Allerdings ist dieser Mensch zugleich Träger des völkischen Gedankens.

Ist es wirklich wahr, daß sie draußen irgendwo auf den Straßen verkümmerte, die in den sogenannten Frieden hineinführten, die „deutsche Treue“?

Nein und tausendmal nein! Was so tief im Wesen, in der Natur begründet ist, kann wohl für länger oder kürzer sich verhüllen, nicht aber von einem Tag auf den anderen ganz und gar verschwinden. Und das ist die hoffnungsfrohe Zuversicht, die sich aus solcher Betrachtung gewinnen läßt.

Naturhaftes Geschehen ist innere Bewegung bei vollkommener äußerer Ruhe. Es kennt keine Hast. Die Wunderpflanze Aloë kann lange Zeit in fahler Nüchternheit stehen, sie entfaltet doch wieder eine Blüte.



Das katholische Finkenbüblein
Von Ad. Holst

Dies ist wohl der niedlichste und kleinste Traum, der mir je beschered worden, und also mag er hier sein Plätzlein finden als ein Blümlein „Habmichlieb", das inmitten hochfahrender Gewächse steht, still und bescheiden und doch voll lieblichen Duftes dem, der sich zu ihm herniederneigt.

Ich saß als Finkenbüblein in einem blühenden Pfirsichstrauch und pfiff zu Ehren unserer lieben Frau Gottesmutter Maria ein lustiges Frühlingslied, maßen ich vermeinte, die Sonne, die mir so wohlig mein Federwams wärmte, das sei der lieben Frauen ihr güldener Heiligenschein, für den zu danken und zu loben mein Herz und meine Kehle ein unaussprechlich Gelüsten empfand.

„Seit wann pfeifst du katholisch?" fragte eine ältliche graue Dohle, die unweits verdrießlich in all der Gottesschönheit auf einem dürren Aste saß und mich höchst mürrisch und mißtrauisch zugleich betrachtete.

„Ich bin so gut evangelisch wie der Doktor Martin Luther selber," pinkte ich vergnügt, „aber warum soll ich die Mutter unseres lieben Heilandes nicht so lieb haben, daß ich ihr mal ein Stücklein pfeif', wie mir der Schnabel gewachsen ist?"

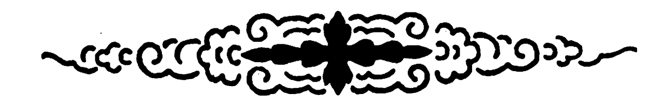
Damit wandte ich dem grauen Griesgram meine wippende Kehrseite zu, wetzte mein Schnäblein am Pfirsichzweig und pfiff zu Ehren unserer lieben Frau Gottesmutter Maria nur noch viel süßer und lieblicher denn zuvor. Da entwich die graue Dohle, denn sie fürchtete, sich schwarz zu ärgern.

Unten aber im Garten unter dem Bäumlein stand der liebe Doktor Martinus Luther im schwarzen Gewand und nickte mir freundlich zu. Er hatte sein „Hänsichen" an der Hand, wies ihm die rosa Blüten samt dem Sänger darin und sprach:

„Was ist doch alles Gezänk der Pfaffen und alles Geschrei der Kriegsleute gegen ein solch Musizieren eines Vögleins im Blütenbusch! So singe auch du, mein Hänsichen, und pflege der edlen Frau Musika, so wird auch dir der Himmel sich auftun und all seine seligen Wunder wie diesem bunten Gesellen, der so lustiglich pfeifet!" Damit fuhr er gar seltsam mit der mächtigen Hand durch die Luft, und siehe, der blaue Himmel tat sich weit auf, und ich sah durch Wolken und Winde weit hinein in Gottes herrliche Ewigkeit und sahe die Mutter Gottes sitzen mit dem Kindlein an der Brust, und sie hatte die lieben gütigen Augen meiner Mutter und winkte mir lächelnd zu.

„Flieg, Finklein, flieg!" rief Hänsichen und klatschte in die Hände.

Da schwenkte ich meine zwei Flüglein und flog und flog — gradwegs mitten hinein in das himmlische Paradeis.



Rundschau

Zwei tausendjährige Städte

In diesem Frühjahr können zwei für die Geschichte und Kultur Deutschlands hochbedeutsam gewesene Stätten auf eine tausendjährige Dauer ihrer Stadtrechte zurückblicken, Stätten auf der Nordseite und an der Ostseite des Harzmassivs, welche vermöge ihrer überaus günstigen Lage von vornherein geradezu berufen erschienen, Macht und Gesetz, Zivilisation, Christentum und Kultur in den vor tausend Jahren noch wüsten Norden und Osten Deutschlands zu tragen, bis ans Meer und tief ins slawische Gebiet hinein. Zwei deutsche Städte, von höchstem Ruhm und Ansehen einst, heute ehrwürdig vor Alter, bescheiden, ja halb vergessen — feiern ihren tausendsten Geburtstag. Herbei, ihr Enkel und Urenkel aus aller Welt!

Von Quedlinburg aus nahm der erste wahrhaft deutsche König Heinrich I. im Jahre 919 seinen Ausgang. Die Sage will wissen, daß dem jungen, helläugigen Sachsenherzog, der aber weder lesen noch schreiben konnte, im Harzgau auf dem Finkenherd am Flecken Quittlingen beim Vogelstellen die deutsche Königskrone angetragen sei. Die Geschichte hat ihm, der seine Residenz bis Merseburg vorverlegen konnte, den Ehrennamen des Städtegründers gegeben, und einer der ersten Flecken, dem er Mauer, Wall und Stadtrecht gab, war 922 Quittilingaburg. Hier begründete er auch jenes freiweltliche Damenstift, dem als erste Äbtissin seine Enkelin Mathilde und nach ihr manche Kaisertochter oder -schwester, Fürstin, im Laufe der schicksalsreichen Jahrhunderte vorstand. Heinrich liegt nebst seiner ersten Gemahlin Mathilde in der herrlichen alten Krypta des Quedlinburger Domes begraben. Sein großer Sohn und Nachfolger Otto I. bevorzugte ebenfalls Quedlinburg vor andern Residenzen. Wer erinnert sich da nicht an das schöne Gedicht von dem weiland so poetischen Kultusminister Heinrich Mühlner: Zu Quedlinburg im Dome!... Heinrich IV. hatte sogar gelegentlich den Plan, diese Stadt am Ostharz zu seiner prächtigsten und steten Kaiserpfalz zu machen, wollte eine Stadt wie das siebenhüglige Rom aus ihr gestalten. In der Tat erhielten diese zwei Quadratmeilen Landes im alten obersächsischen Kreise die bedeutsamsten Handelsprivilegien. Quedlinburg gehörte später zur deutschen Hansa, und seine Äbtissinnen hatten unmittelbare Reichsstandschaft, Sitz und Stimme auf der Prälatenbank des Regensburger Reichstags, hatten das Fürstengericht unter dem hohen Baume inne. Viele Kämpfe mit den Bischöfen von Halberstadt, mit dem umwohnenden Adel. Wer denkt da nicht gleich an den „Raubgrafen" (Albrecht von Regenstein) des berühmten Quedlinburger Dichters Julius Wolff? August der Starke verkaufte die ganze Reichsabtei, deren Schutzherr er war, mitsamt seiner einstigen Geliebten, der berühmten Maria Aurora Gräfin von Königsmarck, welche dort als Pröpstin endete, an Preußen. Klopstock wuchs hier auf. Des alten Fritzen ähnlichste Schwester Anna Amalia war eine der letzten Äbtissinnen. Jérome schlug Quedlinburg zu seinem Königreich und vergab die Einnahmen daraus an die fröhlichen Ritter des Ordens von der westfälischen Krone. Letztlich fiel Stadt und Stift, neunhundertjährig, an Preußen.

Nun naht ihr Tausendjahrtag. Das Deutsche Reich, das in jenen Zeiten von hier aus mit seinen Ausgang nahm und in Heinrich I. seinen ersten und emsigsten Pionier hatte, es ist heute arg verarmt, verringert und halb verwahrlost. Sittenzerfall — Niedergang überall! Aber die Stätte, wo des ersten deutschen Königs Asche im steinernen Sarge ruht, sie steht auf hohem Felsen und überdauert die Zeiten und Zeitläufte. Sie mahnt! Wie zwei Schwurfinger ragen die Quedlinburger Schloßtürme steil über der alten Stadt gegen den ewigen Himmel: Gedenke, daß du ein Deutscher bist, und schwöre, daß du ein Deutscher bleiben willst!

Und über Tal und Hügel, im Norden der Harzberge die andere tausendjährige Stadt — Goslar. Sie mahnt ingleichen, sie hat noch sinnenfälligere und ehrwürdigere Zeichen alter deutscher Reichsherrlichkeit, mit denen sie dem vergeßlichen Geschlecht der Enkel ins Gewissen spricht. Auch hier ein Finkenherd, wo König Konrads Abgesandte den Vogelsteller Herzog Heinrich zuerst, aber vergebens suchten. Hier lag seine Pfalz zu Werla, und ebenfalls 922 gab er dem Bergdorf am Fuße des steilen Rammelsberges, dem Flecken Warsleben und dem Flecken Sudburg Stadtrecht und eine Ringmauer gegen die schweifenden Ungarn. Goslar, die uralte Opferstätte, deren Crodoaltar heute noch gezeigt wird, blühte rasch auf, denn schon unter Otto dem Großen fand man Erz im Rammelsberge. Der alte Kaiserpalast (neben dem heutigen Kaiserhause) sah große und niederschmetternde Tage heiligen Deutschen Reiches römischer Nation, zumal unter Heinrich IV. Die bewegten Zeiten, die harten Schicksale, welche Goslar binnen tausend Jahren durchgemacht hat, weiß jeder Harzwanderer, kennt die alte Stadt mit ihren Altertümern jedenfalls genauer als das schlichtere Quedlinburg im Winkel, woran so viele Bodetalwanderer vorübereilen. Und doch ist dies fast reicher an wundervollen Holzarchitekturen, an historischen Idyllen, als das größere Goslar mitten an den Harzstraßen, heute zumal von Ausländern geradezu überlaufen.

Beiden Städten in gleicher Liebe gelten diese Zeilen, die ein Sohn des Harzes, des Quittlingaus schrieb, der oft bemüht war, in Geschichtsromanen die Bilder seiner Heimat vor die Deutschen hinzustellen, und darum heute mit einigem Recht ganz Deutschland zurufen zu dürfen glaubt: Vergiß die beiden alten Städte am Harzrand nicht, Goslar und Quedlinburg! Das sind so recht die Kernzellen gewesen, aus denen Deutschtum erstand und Deutschland gedieh. Das schöne neue Kaiserhaus in Goslar schlägt mit seinen prangenden Wislicenusschen Wandgemälden das ganze überreiche Bilderbuch deutscher Geschichte vor euch auf — die überreiche Schatzkammer im Quedlinburger Dome zeugt von alten Kulturdenkmalen, die wahrhaft einzigartig sind.

Ihr Quedlinburger und Goslarer Söhne und Töchter in aller Welt, gedenket gern eurer Heimat und schickt ihr von weither den Gruß dankbarer Kindestreue! Viel wird zur Jubelfeier in Goslar wie in Quedlinburg kommenden Frühjahrs geplant; festliche Feiern und Schriften, Spiele, eine Stadtgeschichte, Umzug in alten Trachten werden vorbereitet. Schickt dazu eurer Mutterstadt in treuem Erinnern Gruß und Gabe!

Paul Burg



Die Unerlösbarkeit der Masse

Das Übel der Übel, das sich gerade jetzt in der Streikseuche wieder aufdrängt, ist der Mensch als Masse. Letzten Endes sind alle Zivilisationen in der Masse untergegangen: in der wachsenden Vorherrschaft der Gasse. Wie ein unheilbares Krebsleiden ist die Erkrankung am Massentum und, wie die Geschichte beweist, so sicher todbringend, daß die Vermassung eines Volkes von allen Volksfreunden mit allen Mitteln aus allen Kräften bekämpft werden müßte.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß auch Deutschland, im Verein mit Europa, von jener furchtbaren Krankheit befallen ist. Sobald Kultur und Zivilisation eine gewisse Höhe und Breite erlangt hat, tritt die Vermassung des betreffenden Kulturvolkes auf. Und doch ist es gewiß, daß in der Kultur selbst die Keime nicht liegen. Auch einer sogenannten Überkultur Schuld zu geben, ist falsch. Die Ursache der Erkrankung am Massentum liegt vielmehr darin, daß die betreffende Kultur wohl in die Höhe und Breite wächst, aber nicht in die Tiefe. Das heißt, sie wuchert in die Breite und schießt hoch ins Kraut, weil sie nicht in die Tiefe griff.

Mit dieser Tatsache hat auch Deutschland heute zu rechnen, das mit seinen Volkshochschulen, populärwissenschaftlichen Vorträgen, bedenklichen Lichtspielhäusern, schlüpfrigen Theatern, verseuchenden Büchern usw. jene breitgewalzte Afterzivilisation emsig ausbreitet, dergestalt die Vermassung fördernd und also sein eigen Grab schaufelnd.

Da tauchen nun zwei Fragen auf, die Antwort heischen:

1. Ist die Masse wirklich unerlösbar?
2. Was kann man noch tun?

Was Masse bedeutet und vermag bzw. nicht vermag, darf als allgemein bekannt angenommen werden. Als unbezweifelt darf auch gelten, daß die Masse, die sich natürlich aus Angehörigen aller Klassen und Schichten zusammensetzen kann, ein eigenes Gepräge nicht hat, daß sie weder einen eigenen Willen besitzt noch eine selbsttätige Auftriebskraft: auch von einem ihr irgendwie ans Bewußtsein rührenden Zweck und Ziel kann keine Rede sein; sie ist lediglich Masse. Es soll dahingestellt bleiben, ob man sie einem Klumpen belebter Urmaterie vergleichen darf, die, ohne Bewußtsein und geistige Produktivität, lediglich ihr primitives, dumpfes Urdasein lebt, bis ein Katalysator sie in eine gewisse Bewegungsrichtung und -entwicklung hineinstößt. Sicher ist, daß ein außerhalb der Masse stehender, ihr über- oder untergeordneter Wille sie mit Leichtigkeit beherrschen und zu jedem Tun gebrauchen oder mißbrauchen kann. Namentlich der Mißbrauch gelingt zumeist leicht, weil er zu einem Rückfall (Zersetzung) in vorzeitliche, primitive, tierhafte Zustände führt, und kann bis zur Selbstzerfleischung der Masse getrieben werden. Dabei ist es bedeutsam, daß, wie festgestellt worden, die meisten Führer einer mißbrauchten Masse Geisteskranke waren oder abnorm veranlagte Individuen: Verbrecher!

Weniger leicht gelingt das Mitreißen der Masse zu einer sittlichen, positiven Tat. Und wenn die alte und neue Geschichte auch dafür Beispiele aufzuweisen hat, so bleibt dennoch die Tatsache bestehen, daß die Masse, selbst wenn sie als Masse einmal für eine aufbauende Tat, für einen Akt historischer Schöpfung gewonnen, also von einem geistig-sittlich über ihr stehenden Führer mitgerissen worden ist, Masse bleibt; daß also dieses Ausführen der Tat des Führers (denn nichts anderes ist die „Tat" der Masse) die Masse als Masse kaum irgendwie beeinflußt. Das lehren viele Beispiele, die zeigen, wie dieselbe Volksmenge, die heute ihrem Führer zu ersprießlicher Tat folgt, ihn morgen, der Willensmacht seines schärfsten Widersachers erliegend, fluchend zerstampft, um zugleich alles, was sie aufgebaut hatte, wieder zu vernichten. Dabei sei zugegeben, daß sich die Masse insofern ändern kann, als sie sich zeitweilig aus anderen Bestandteilen zusammensetzt; daß sich Einzelne von ihr losringen oder von ihr losgesprengt werden, wofür andere aber sofort wieder in die Masse hineingezogen und aufgesogen, d. h. als Wille, als Charakter, als Person aufgelöst werden, so daß das Sammelbecken gewissermaßen immer vollgefüllt ist, als wäre es die eine Schale der Weltenwage, die aus urgesetzlicher Notwendigkeit immer im Gleichgewicht stehen muß.

Unzählige Versuche sind gemacht worden, die Masse aus der eisernen Umklammerung der Unveränderlichkeit zu retten, sie auf eine höhere Stufe des Bewußtseins zu heben, ihr durch Kenntnisse und Erkenntnis eine gewisse Lösbarkeit zu geben. Die Versuche sind jedoch alle gescheitert. Denn es scheint, als ob die im Menschen der Masse wirkenden atavistischen Gewalten zu stark wären, als daß ihre Überwindung gelingen könnte; als ob die Masse die natürliche

Form desjenigen voreiszeitlichen Zustandes wäre, den nach dem biogenetischen Grundgesetz die Menschheit durchmachen muß. Das gäbe auch eine Erklärung ab für die Tatsache, daß die Masse als solche weder ethnographisch noch geographisch noch zeitlich unterschieden ist; sie ist in der ganzen Welt immer gleich willenlos, haltlos, geistlos, dem sogenannten Protoplasma oder Urschleim vergleichbar.

Was nun die Art der angestellten Versuche anlangt, so sind sie ebenso mannigfach wie zahlreich. In etlicher Hinsicht müssen auch die gewaltigen Anstrengungen der großen Religionsstifter hierher gerechnet werden. Denn diese machtvollen Unternehmungen galten der Erlösung der Masse, sofern die Veredelung und Erlösung von Einzelseelen eine Verringerung der Masse darstellen. Nichtsdestoweniger ist die Masse als Ganzes heute noch genau so unverändert und unveränderlich, wie sie es vor all den Jahrtausenden war. Freilich wäre zu bedenken, daß dieser Zeitraum von etwa acht Jahrtausenden winzig klein ist im Vergleich zu den in Betracht zu ziehenden Jahrmillionen, und daß also eine Veränderung noch gar nicht hätte in Erscheinung treten können. Aber es sprechen auch andere Tatsachen und Überlegungen für die Unerlösbarkeit der Masse.

Zwar sind wir Menschen imstande, auf Grund unsrer hochentwickelten geistigen Fähigkeiten planvoll und mit höchster Bewußtheit unter Anspannung und Vereinigung aller Kräfte der Menschen auf Erden, eine Umwandlung oder Abwandlung der Masse zu unternehmen; aber auch das dürfte ohne Erfolg bleiben. Zunächst sind ja auch solche Versuche schon vielfach gemacht worden. Wenn wir von der gewaltigen Tätigkeit der Religionsstifter absehen, indem wir ihnen jenes planvolle, bewußte Vorgehen in bezug auf die Masse nicht unterstellen, so wäre aber die Tätigkeit der römischen und griechischen Kirche und ihrer Nachahmer hier durchaus heranzuziehen. Auf anderem Gebiet sind Cabet und der Menschenfreund Robert Owen und andere tätig gewesen, die kommunistische Kolonien gründeten, um die Masse von der wirtschaftlichen Seite her zu erlösen. Und derlei Beispiele ließen sich vertausendfachen, aber es würde zu weit führen, hier näher darauf einzugehen.

Nur erwähnt seien aus neuerer Zeit die ununterbrochenen Bemühungen der zahllosen Vereine und Bünde, die alle die Erlösung der Masse auf die unterschiedlichste Weise anstreben. Aber auch sie scheitern — und zwar seltsamer- oder besser: kennzeichnenderweise alle an demselben Punkt: an ihrem Wachstum. Sobald ein Verein oder Bund eine der Spannweite seiner Idee entsprechende Zahl von Mitgliedern überschreitet, verfällt er unweigerlich dem Massenschicksal, d. h. er geht als Persönlichkeit zugrunde. Die Spannweite einer Idee ist aber (so widerspruchsvoll es klingt) um so geringer, je höher, größer, erhabener diese Idee ist. Nur die Ideen der Mittelmäßigkeit haben weite Spannweiten und vermögen größere Mengen von Einzelpersonen zusammenzuhalten und trotz der sie sonst voneinander unterscheidenden und nicht selten trennenden Eigenarten und selbstsüchtigen Regungen bis zu einem gewissen Grade zu vereinigen. Eine starke, hochliegende Idee versagt bei einer größeren Menge unterschiedlicher Menschen auch schon deshalb, weil sie um so mehr Ausschließlichkeit der Hingabe fordert, je höher sie steht. Jedenfalls haben auch die politischen Parteien, soweit sie sich an der Erlösung der Masse versuchten, durchaus versagt. Am deutlichsten zeigen das die sogenannten Arbeiterparteien, die leider in der Masse untergegangen sind, und zwar um so gründlicher, je radikaler sie sich um der Masse willen gebärdeten. Dafür liefert der Bolschewismus den traurigsten Beweis, weil, wenn alle „Feinde der Republik und freien Menschheit", alle „Verschwörer gegen die Beseitigung des Unrechts und Unheils und gegen die Errichtung des Reiches der Menschenwürde und allgemeinen Glückseligkeit" vernichtet sein werden, nichts übrig bleiben wird als das Tier. Gegen diese Behauptung spricht auch die französische Revolution mit ihren Schlächtereien und dem ums Blutgerüst tanzenden Pöbel nicht, und auch nicht die Vorgänge der deutschen Revolution, namentlich im München der Geiselmorde. Das „Tier" aber ist kein Ziel menschlicher Entwicklung.



Es war schon vorhin darauf hingewiesen worden, daß die (positiv schöpferische) „Tat" der Masse im günstigsten Falle die Ausführung der Tat ihres Führers sein kann, also eine mechanische Verrichtung, die auf das Wesen der Masse keinen dauernden Einfluß hat und demnach als „Leistung" nicht angesprochen werden darf. Denn Leistung ist die Eigengestaltung irgendeiner Idee, also ein Vorgang, eine Tätigkeit, die nur zustande kommen kann im Schmiedefeuer eigner Entwicklung; sie ist ein Produkt persönlichsten Werdeprozesses. Und nur Leistungen haben für die Entwicklung der Menschheit Wert; nichts anderes sonst. Wäre die Erlösung der Masse überhaupt möglich, müßte die Masse imstande sein, eine Leistung zu vollbringen. Und das eben kann sie nicht. Die inneren Gründe sind oben schon angeführt; die bloße Erfahrung lehrt überdies, daß es immer nur die Einzelpersönlichkeit war, die zu einer Leistung gelangte; und zwar fast ausschließlich war es der Abseitsstehende, also derjenige, der am weitesten von der Masse entfernt war. Die Frage, ob es nun seine Leistung war, die ihn abseits stellte (für uns Betrachtende), oder ob er im Gegenteil infolge seines Abseitsstehens zur Leistung gelangte, wird sich dahin beantworten lassen, daß beide Momente im Unterbewußtsein des für die Erzeugung einer Leistung von Anbeginn an irgendwie besonders organisierten Menschen wechselseitig wirkten.

Die Unerlösbarkeit der Masse wird auch nicht durch Heraklits panta rei (alles fließt) angefochten, sondern im Gegenteil bestätigt. Die ewig fortschreitende Entwicklung ist, von unserm menschlichen Standpunkt aus gesehen, eine Folge der Leistungen unserer Pioniere. Sie bahnen den Weg, sie werfen ihre Ideen in den dunkeln Weltenraum und leuchten uns vor. Ihre Wahrheit aber, die sie auf ihrem just erreichten Gipfel weithin leuchtend, lockend und tröstend aufrichten, ehe sie unaufhaltsam weiterstürmen zu neuen Gipfeln, wird alt, ehe der Troß, die Masse, sie in langsamer, mühsamer Wanderung erreicht hat. Eine Wahrheit aber von gestern, geschweige denn von vorgroßväterlichen Zeiten, ist längst eine Unwahrheit geworden, denn den Leistenden, die unaufhaltsam von Tag zu Tag weitereilen, gebiert jeder Tag eine neue Wahrheit, jede neue Wahrheit einen neuen Tag: weil sie eben Lebendige oder Schaffende sind. So kann die Masse niemals im Tage des lebendigen Schaffens landen.

So müssen wir uns mit der manch einem vielleicht trostlos erscheinenden Unerlösbarkeit der Masse abfinden, wie wir uns mit der Undurchsonnbarkeit der Nacht abgefunden haben.

Aber eben weil wir diese Unerlösbarkeit anerkennen und als unabänderlich hinnehmen müssen, müssen wir alle Mittel und Kräfte anwenden, die Vermassung des Volkes aufzuhalten. Vielleicht ist das schon dadurch möglich, daß man dem ganzen Volk diesen ungeheuern Fluch: — die Unerlösbarkeit der Masse — aufzeigt; daß man die Mitlebenden erkennen läßt, wie sie als Masse nichts, als Persönlichkeit alles sind; daß eine Vermassung (auch und erst recht die organisierte!) wohl wirtschaftliche Vorteile bringen kann, aber dafür unweigerlich zum geistig-sittlichen Verfall und Untergang führt. Es geht um alles. Und darum muß alles aufgeboten werden, um den einzelnen aus dem Strudel herauszukämpfen und zu verhüten, daß er der Masse verfalle; um dem einzelnen einen eigenen inneren Halt zu geben, einen Willen und Zweck zu schaffen, kurz, ihn statt Masse beseelte Persönlichkeit werden zu lassen.

Hier liegt die deutsche Aufgabe, von deren Lösbarkeit unseres Volkes Sein oder Nichtsein abhängt.

Leonhard Schrickel





Vom jungen Singen und Suchen

Der junge Verfasser der „Fluchtnächte in Frankreich“ ist uns schon aus früheren Türmerbeiträgen bekannt. Der dazugehörige Scherenschnitt will nicht als Kunstwerk beachtet sein, nur als Kunstwille eines dreizehnjährigen Wandervogelmädels. D. T.

Es war im Thüringer Land auf einer Burg: da fand ich es wieder, jenes tiefe, reiche Singen und Klingen des Volksliedes, nach dem ich lange gesucht.

In den Nachthimmel ragte silhouettenhaft streng ein Schloßgiebel, vor dem der halbrunde Altan über der Tiefe sich dehnte. Es saßen dort einige Gestalten im Dämmergrau der Nacht; Buben- und Mädelköpfe wuchsen in den Himmel; auf der Brüstung ein Geiger und einige umschlungene, schattenhafte Geister umrankten das Bild. Um uns wob die Nacht ihre milden Schleier; unten im Tal blitzten hier und da Lichter aus den Hütten; über allem atmete göttlicher Friede.

Und nun schlug die Laute tief und voll an. Wir sangen aus der Nacht heraus mit dem wandernden Wind unsre lieben, alten Lieder, die zarte, leise Begleitung zu jener ureigenen Nachtsymphonie nächtlicher Gelöstheit und Ausruhens.

„Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar.“

Am Himmel trieben Wolken in tausend Gestalten; das Mondlicht regnete über die Berge und uns, die wir das alles, was da in der göttlichen Nacht lebte, hinaussangen zu den Sternen in unserer Menschensprache.

„Meerstern ich dich grüße,
O Maria hilf.
Maria hilf uns allen
Aus unsrer tiefen Not!"

Es war ein eigenartig, vielstimmig Singen: jenes erschütternde Leiden und Jubeln der Seelen, das in Stimmen und Geigenton Gestalt nahm, wie es sich nur in gottbegnadeten Stunden offenbart. An der Brüstung lehnte ein feiner, dunkler Künstlerkopf. Ganz in sich gesunken saß die Gestalt da, schweigend, weltvergessen; nur das

„Maria, hilf uns allen
Aus unsrer tiefen Not!"

sang er mit einer notringenden Stimme leidvollen Suchens. Was mochte in ihm ringen und flehen?

„Dich als Mutter zeige,
Gnädig uns zuneige!"

Zwei Menschenkinder hielten die Hände ineinander; und ihre Stimmen offenbarten ihr Einssein der Innigkeit.

Nun klang es von einer anderen Seite her, tief und bittend, bis bei dem

„Hilf uns Christum flehen,
Fröhlich vor ihm stehen"

alle Stimmen, Laute und Geige in jubelnden Akkorden sich fanden. O liebes, deutsches Marienlied, wie klang es aus den Seelen so wundereigen in die Nacht der Träume und Wünsche!

Und wieder rauschte es auf im Saitenklang und in den Stimmen, ein altes Lied der Liebe und des Scheidens:

„Es dunkelt schon in der Heide,
Nach Hause laßt uns gehn,
Wir haben das Korn geschnitten
Mit unserm blanken Schwert. —
Muskaten die sind süße,
Braunnägelein die sind schön,
Wir beide müssen uns scheiden,
Ja scheiden das tut weh."

Tiefes Sternenschweigen leuchtete uns zu Häupten, der Nachtwind sang und trug die letzten Töne zum Himmel. Hand ruhte in Hand, und die Augen träumten in die Geheimnisse der Nacht. Aus den Wolken wuchs es empor, eine feine, nordische Königinnengestalt, die sich lächelnd über uns neigte — das Volkslied. — — —

Ein anderes Mal wandern wir in die Nacht. Wolkenfetzen hasten am Sternenhimmel; der Mond geistert über den Bergen und der Landstraße, auf der wir gehen. Viel, gar zu viel ist in den letzten Tagen gegeistelt und gekünstelt worden auf Tagungen; deshalb wollen wir uns einmal wieder so recht in der Einfachheit und Geradlinigkeit der Natur finden. Wir ziehen hinaus, vier Jungen und die Friedel, die zu uns gehört.

In den Bergen finden wir unseren Dom. Die Kuppel ist der Himmel mit den leuchtenden Sternen. Die in die Nacht strebenden Tannen, die im Kreis um uns emporwachsen, sind die Pfeiler des Baues. Unser Blick geht in die Nacht, in die Nebel des Tals.

Wachtfeuer. Wir liegen und sitzen darum Stunde um Stunde. Die Funken des prasselnden Feuers stieben in den Himmel mit dem sausenden Wind; wir denken der Toten, deren Geist im flackernden Feuer und nächtlichen Raunen unter uns. Was ist der Tod? Eine Erfüllung. Sie leben in uns weiter, sehen uns mit ernsten Augen an; und doch liegt zehrende Glut und tönende Mahnung in jenen Grüßen der alten, toten Freunde aus der Ewigkeit.

Unser Maler mit dem feinen Landsknechtskopf und der starken, edlen Gestalt wirft wieder ein Scheit ins Feuer, daß es himmelhoch aufsprüht. Der Doktor spricht in Aphorismen über das Weich-Sentimentale dieser entnervten Zeit, das verflucht sei; vom Moloch Gier und Ekel und der Sternensehnsucht der Germanen nach dem Licht, von der Nietzscheforderung des „Über-uns-Hinausschaffens". Flieht vor der verstandesmäßigen, geschäftigen Klugheit dieses Jahrhunderts! Findet euch im reinigenden Ringen des Geistes in edler Lebenseinfachheit! Weder weichlicher Pazifismus, noch Indiens Tagore oder irgendeine Konglomeratphilosophie kann uns Deutschen helfen, sondern aus unsrem Innern heraus, aus den Urquellen deutscher Kraft und Gemütstiefe (Beethoven, Goethe, Ekkehart waren solche Menschen ureigenster Innerlichkeit) brechen die brausenden Bergwasser der Zukunft. Ihr, die ihr am inneren Vaterlande mit ganzer Seele helfen wollt, lest die tiefen Denker, Dichter, Philosophen und eure deutschen Heldenlieder der Gegenwart mit der ganzen Glut und Liebe, deren eure himmelstürmende Seele fähig! Ihr werdet dann mit Ruhe und Klarheit, durchdrungen von dem unerschütterlichen Bewußtsein deutscher Ewigkeitswerte, an eure Lebensaufgaben gehen, geführt von tiefinnerlichster Gemütsmacht deutscher Seele!

Schließet den Kreis,
Freunde der Feuernacht!
Was wir gesungen,
Was wir gedacht,
Werde nun Tat,
Und heroische Wacht
Sei uns letzttiefstes Lebensziel! — —

Friedel, echter Frauengeist, was tut liebe Mütterlichkeit uns wohl, die so ganz versteht und mit uns Jungen doch so hehr und königlich da draußen ist. Wie eine groteske Lächerlichkeit erscheint in dieser Glutnacht mir all das Geschreibsel und Ringen um eine begrenzte Klar- oder Richtigstellung des Verhältnisses zwischen Jungen und Mädeln. Es gibt ein inniges, erlebendes Beisammensein von beiden, ein Geben und Empfangen von Menschen, die nach den Sternen wandern. Es gibt keine Norm, kein Dogma, das jenes Beisammensein begrenzen könnte, aber es gibt einen guten und reinen Klang, der im Weltenraum schwingt, wenn suchende und sehnende Menschen mitsammen wandern und erleben.

„Ein innig Bild,
Ein tiefer Klang,
Wie mich das zu dir zieht!
In meinem Herzen
Innen drin
Weckt es der Sehnsucht Lied." . . .

Wir alle ringen um das echte, *wahre Leben offener Herzlichkeit*. Ein jeder muß dies selber suchen und finden!



Die große, stumm-ernste Frage geht von den Buben zu den Mädeln: „Wie können wir, Jungen und Mädel, im ausgleichenden Geben und Empfangen reich und schwingend, Schönheit und Wahrheit des Lebens, Tiefe und Innigkeit, Glut und Wucht miteinander finden?" Die Antwort leuchtet aus den Sternen, dem Widerschein unserer Seelen, ehern und ewig: „In der Ehrfurcht vor Gott und vor uns selber!"

Es ist eine neue Zeit, die da aufsteigt und brausend in unseren Seelen um Gestaltung ringt. Wir stehen an der Weltenwende. Ins Meer der Vergessenheit sinkt eine Welt des Scheinlebens von Mensch zu Mensch, die Lug und Trug war. Schärfer denn je stehen sich die beiden Welten gegenüber, die da von Urbeginn gegeneinander standen.

Gehe jeder den Weg, den er schicksalsschwer gehen muß! Freuen wir uns ringender Schildgenossen, wenn wir sie beim Wandern finden!

Sandro Langsdorff



Warum wird Ödland nicht Neuland?

Was wir tun sollten, wissen wir zwar. Denn die findigen Köpfe und Volkswirtschaftler sagen es uns immer wieder: Deutschland muß trachten, sich in seiner Volksernährung unabhängig von ausländischer Einfuhr zu machen, weil wir den Weltmarktpreis dafür gar nicht oder nur auf Kosten anderer Erzeugnisse entrichten können, die nicht im Inlande vorhanden und auf keine Weise bei uns herzustellen sind. Man sagt uns auch, wie wir unsere Ernährung im Reiche selber sicherzustellen vermögen. Einmal, indem unsere Landwirtschaft mit Zuhilfenahme künstlicher Mittel, Maschinen, chemischen Düngers, befähigt wird, dem Boden Höchsterträge abzuringen und jeden Fußbreit Erde auszunutzen. Sodann, indem wir solches Gelände, das noch brach liegt, unter Kultur nehmen und der Volkswirtschaft nutzbringend zuführen. Dabei rechnet man uns nicht ohne Stolz vor, wieviel taubes Land, verrufenes Ödland sich noch innerhalb der deutschen Reichsgemarkung hinzieht. Zwei Millionen Hektar sollen es sein; acht Millionen Morgen also. Ein ungeheures Gefilde, dessen Fruchtbarmachung und menschliche Besiedlung man sich gar nicht vorstellen kann. Aber hört man im Zusammenhange damit, daß ein Zwanzigstel davon — oben zwischen Weser und Ems — imstande sei, fünf Millionen Deutscher jahraus jahrein mit Kartoffeln zu versorgen (indem annahmeweise dort oben nur Kartoffeln angebaut würden), so drängt sich die unmutige Frage von selber auf: Ja, warum ist dann solches Ödland nicht längst in Fruchtland umgewandelt?

Das ist natürlich leichter gefragt als getan. So volksfeindlich und leichtfertig ist keine Regierung, um dieser lebenswichtigen Frage nicht ihre volle Aufmerksamkeit zuzuwenden und sie einer Lösung näherzubringen. Es sprechen aber so viele Erwägungen und Nebenfragen mit, daß das gesamte Problem wohl erwogen und bis in die fernsten Auswirkungen durchdacht sein muß, ehe es in die Tat umgesetzt werden darf.

Dies Stadium könnte längst abgeschlossen sein. Dem Zeitraum theoretischer Erwägung müßte schon die praktische Verwirklichung folgen. Warum dies nicht geschieht und was zu tun ist, daß es bald geschieht, damit will diese Betrachtung sich beschäftigen, indem sie dem Leser alle Möglichkeiten an die Hand gibt, sich sein Urteil zu bilden und die praktischen Folgerungen

für sein eigenes Verhalten daraus zu ziehen. Denn zu einer wirklichen Volksfrage soll der einzelne in bestimmter, wohlüberlegter Weise sich stellen — sei's auch nur geistig, grundsätzlich. Er hilft mit zur Klärung.

Die Frage der Urbarmachung ist zumeist eine solche des Entwässerns in Form von Kanalbau. Indem man nasses, saures Land trocken legt, hat man die große Abflutungsrinne (oder umgekehrt das belebende Staubecken) zu schaffen, die den Aderstrang des lebendig gemachten Erdkörpers bildet und die zugleich sein Verkehrsweg ist, auf dem man zubringt und fortschafft und das Neugebilde dem größeren Organismus angliedert.

Der Ausbau des Binnenwasserstraßennetzes ist eine der großen deutschen Aufgaben, die das alte Reich (ob mit oder ohne Verschulden, ist gleichgültig) ungelöst der Regierung von heute hinterlassen hat. Das Gebiet des Mittellandkanales zwischen Saale, Elbe, Elster, Mulde, Werra—Fulda und den Flüssen Hannovers; die süddeutschen Landstriche zwischen Main, Donau und ihren Nebenflüssen; die mächtigen Flächen an der Ostseeküste vom Oldenburgischen bis zum Westfälischen, und nicht zu vergessen Ostpreußen, die abgeschnittene Insel: — sie alle weisen größere und kleinere Ödlandstrecken auf, die bis ins Märkische und Pommersche sich fortsetzen.

Der Bau dieser Kanäle und Entwässerungsadern ist bedingt durch genügende Geldmittel und Arbeitskräfte.

Wie die Dinge liegen, wäre die Frage der Arbeitskräfte lösbar. Daß sie es nicht scheint, hat Gründe, die dem Unbefangenen Kopfschütteln verursachen, dem Kenner nicht. Sie sind politischer Art; leider. Wo wirtschaftliche Fragen — und nur um solche handelt es sich hier — unter politischem Gesichtswinkel betrachtet werden, verlieren sie ihren Sinn und Charakter und entarten zum Schaden der Gesamtheit. Das erleben wir ja nun seit drei Jahren.

Die amtlichen Stellen sehen Kanalbau, Ödland-Kultivierung und Siedlung als eine Frage von Fall zu Fall an. Es bleibt den provinzialen Stellen überlassen, im Notfalle geeignete Schritte zu tun; mit anderen Worten: der Kanalbau in den einzelnen Landesteilen ist eine Sache des örtlichen Bedürfnisses. Gibt es viel Arbeitslose, so wird man nicht umhin können, die Gesetzgebungsmaschine in Gang zu setzen und dem Finanzministersäckel zu Leibe zu rücken. Da gegenwärtig aber die Provinzen (Berlin bleibt immer eine Ausnahme, weil der reichshauptstädtische Mob eine Sonderbehandlung verlangt und erhält) erfreulich wenig Erwerbslose mit behördlicher Unterstützung aufzuweisen haben, ruht die Frage des Kanalbaues fast im ganzen Reiche, von bescheidenen Erweiterungsbauten am Küstenkanal, dem oberen Pregel und den bayerischen Wasserstraßen abgesehen. Damit kommt aber auch das Hauptproblem, die Urbarmachung und Siedlung, nicht vorwärts. Das ist bedenklich, unverständlich und zumindest kurzsichtig gedacht.

In einen klaren Kopf wollen die amtlichen Gedankengänge nicht hinein. Da man dort nur solche „Erwerbslose“ kennt, die Unterstützung zu erhalten befugt sind, so kommt nichts und niemand mehr für eine Behörde in Betracht. Daß es hunderttausend nicht „unterstützungsberechtigte“ Erwerbslose gibt, und zwar solche, die gern arbeiten, sich gern nützlich machen und zu innerer Befriedigung dabei kommen möchten, das scheint sich der behördlichen Kenntnis zu entziehen. Versuchen es solche treugesinnte Arbeits- und Siedlungswillige aber unter altem, bewährtem Frontführer auf eigene Faust — gleich ist der amtliche Argwohn wach: Ha, hier will sich „was Reaktionäres“ anzetteln! Aufgepaßt und zugefaßt! Denn solche Unorganisierte, die sich in freiwilliger Unterordnung um einen selbstgewählten Führer mit Offiziersrang und Titel scharen und immerzu von Vaterland und Reichsdienst reden, sind verdächtig. Und so geht ihnen der Staatskommissar mit seinen Gehilfen, geht ihnen die zuständige Polizeibehörde nicht mehr von den Hacken; man zieht die Eingabe hinaus, bis es die eine Seite vielleicht satt bekommen hat... Dann ist alles gut. Der Staat ist noch einmal gerettet. Aber das Ödland liegt tot! Und das Volk spürt nur mit Groll, und irregeführt von Hetzern, daß das Getreide, die Nahrungsmittel noch viel teurer wurden, nachdem der Staat auf Drängen

der Entente die Teuerungszuschüsse hat wegfallen lassen. Streik, gewaltsame Lohnerhöhung gehen ihre aussichtslose Leier weiter. Die Staatsmaschine ächzt in allen Fugen.

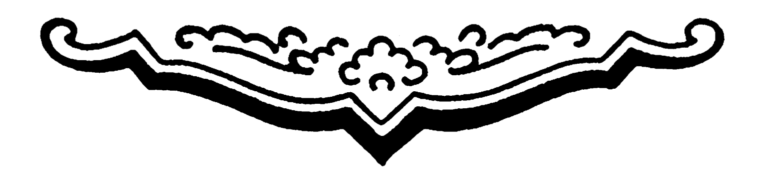
Die Geldfrage ist lösbar; wie lange noch, das hängt von unseren Peinigern in Paris, London, Brüssel, Rom ab. Es konnte — das ist unbestreitbar — mit den Milliarden, die seit dem Umsturz an Arbeitslose ausgezahlt wurden und dauernd noch gezahlt werden, recht gut das große Werk gefördert werden, das unser Wasserstraßennetz verdichtete und vergrößerte, die Eisenbahn entlastete, die Kohlenknappheit milderte, den Handel stärker belebte.

Männer der Tat und des schöpferischen Denkens haben seit Jahren auf die Notwendigkeit der Zwangseinführung des Staatsdienstjahres für Männer und Frauen hingewiesen. Genannt sei nur der kluge und tätige Hauptmann a. D. Aumann, den die unabhängig-sozialistischen Berliner Erwerbslosenräte mit seiner segensreichen Organisation zur Strecke gebracht haben, weil A. mit seinen Leuten — damals noch der Reichswehr angehörig — im Generalstreik während des Kapp-Putsches zu technischen Nothilfe-Diensten befohlen war. Der Vergleich mit Bulgarien liegt nahe. Das kleine, tüchtige Land, das bewußt und unermüdlich an seinem Wiederaufbau arbeitet, hat vor fast zwei Jahren die staatliche Arbeitsdienstpflicht eingeführt, um die großen volkswirtschaftlichen Probleme des Landes rascher zu lösen: Straßenbau, Bahnbau, Agrikultur, Aufforstung. Was für Bulgarien, gilt nun freilich für den viel verzwickteren und empfindlicheren Organismus Deutschlands nicht ohne weiteres. Um heute die Einführung eines Staatsdienstjahres gegen stärkste politische Widerstände durchzusetzen, ja vielleicht gegen die Entente — dazu gehört eine Regierung, die große wirtschaftliche und nationalethische Gesichtspunkte über politische Erwägungen und parteienge Empfindungen stellt. Soweit sind wir noch nicht. Dazu gehört ein fester Wille und eine harte Hand. Dazu gehört der Aufruf an alle Guten, die zu Opfern bereit sind, weil sie mehr an die Pflichten als an die Rechte ihres Staatsbürgertumes denken.

Wir sind also noch aufs Warten angewiesen; aber nicht aufs untätige, geduldige Zuschauen. Wir können von uns aus schon manches tun, indem wir den Gedanken des Staatsdienstjahres, die vaterländische Pflicht einer jeden Regierung, den Siedelungsgedanken unermüdlich zu fördern, immer wieder unseren Mitbürgern zu Gemüte führen. Es ist sehr wohl denkbar, daß eine große Bewegung aus vaterländisch und sittlich empfindenden Kreisen entsteht, wenn geeignete Persönlichkeiten sich der Durchführung dieser Lebensfrage der nächsten Zukunft annehmen und mit einem Netz von Ortsgruppen das ganze Land überziehen. Der Aumannsche Verein „Arbeitswehr“ in Berlin wäre vielleicht die gegebene Hauptstelle.

Deutsches Ödland — ein Symbol! So lange die Deutschen nicht eines Sinnes sind und nur ein Ziel kennen, die Volksgemeinschaft aus der Not der Zeit herauszuführen, so lange gähnt die Ödenei, wo Kornfelder wogen und schweres Marschenvieh weiden könnte.

Hans Schoenfeld





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Mannes-Reinheit und Militärstrafgesetzbuch

Zu dem Aufsatz des Hauptmanns a. D. Schoenfeld im Januarheft gehen uns von einem aktiven höheren Offizier einige ergänzende bzw. berichtigende Bemerkungen zu.

Das Januar-Heft des „Türmer" bringt von Hans Schoenfeld einen Aufsatz „Mannes-Reinheit", der bedauerlicherweise, bei aller guten Absicht des Ganzen, mehrere unberechtigte Angriffe gegen das alte Heer enthält.

Schoenfeld schreibt wörtlich: „Nostra culpa! Hand aufs Herz, alte Feldgraue: Wie viele von euch haben in der Soldatenzeit ungestraft Weiblichkeit kränken und ihr ein Leids antun dürfen! Wo stand im Militärstrafgesetzbuch ein Paragraph, der Unehrenhaftigkeit gegen ein unbescholtenes Frauenzimmer oder gar deren Verführung, deren körperliche Versuchung ahndete — ganz gleich, ob Offizier oder einfacher Soldat?" — Dazu ist zu bemerken: Das Militärstrafgesetzbuch (vom 20. 6. 1872) handelt überhaupt nur von militärischen Verbrechen oder Vergehen (vgl. § 1 und 2). Es kann in ihm also unmöglich der von Schoenfeld vermißte Paragraph enthalten sein, wohl aber lautet schon § 3 dieses Gesetzbuches: „Strafbare Handlungen der Militärpersonen, welche nicht militärische Verbrechen oder Vergehen sind, werden nach den allgemeinen Strafgesetzen verurteilt." Welche Strafen das Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich (vom 15. 5. 1871) für die von Schoenfeld angezogenen Fälle vorsah, ergeben im einzelnen seine §§ 173 bis 183 und 235 bis 238.

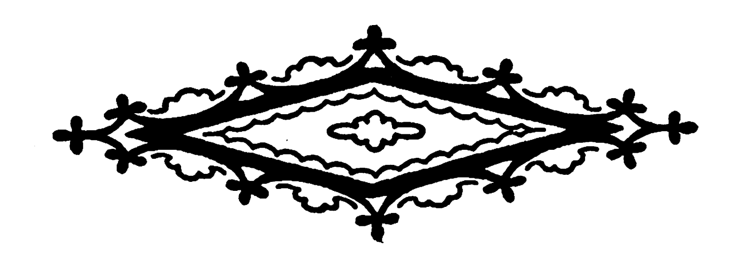
Schoenfeld fährt fort: „Da war die Offizier-Ehrengerichtsordnung. Härteste Strafen waren vorgesehen für Vergehen oft rein äußerer Art. Gesellschaftlicher Ächtung und wirtschaftlicher Not gab sie ein Mannesleben für einen Gesinnungsmakel preis, der mit sittlicher Notwendigkeit wenig zu schaffen haben konnte. Über die Strafe für verschwiegen ehrlose Tat eines Mitgliedes der Ehrengemeinschaft, begangen an einem armen Ding, einer törichten Frau, stand in diesem Kodex nichts zu lesen. Mitwisser fanden es nicht für nötig, dieserhalb ein Ehrengerichtsverfahren anhängig zu machen. ‚Flog' ein Offizier wegen ‚Weibergeschichten', dann weniger der damit bekundeten unlauteren Mannesgesinnung halber, als weil der Stand damit herabgesetzt war — falls nämlich die Büberei ruchbar ward und ‚öffentliches Ärgernis erregte'. Eher aber auch nicht."

Die Allerhöchste Verordnung über Ehrengerichte der Offiziere (vom 2. 5. 1874) besteht aus zwei Teilen: der bekannten Einführungsordre des greisen Kaisers von etwa 150 Zeilen und den Ausführungsbestimmungen über Zweck, Zuständigkeit und Verlauf des ehrengerichtlichen Verfahrens. Wenn Herr Schoenfeld sagt, daß für Versehen rein äußerer Art oft härteste Strafen vorgesehen waren, so irrt er. Nirgends in dieser Verordnung ist für ein bestimmtes Vergehen oder Verbrechen, geschweige denn ein Versehen eine Strafe vorgesehen. Die Einführungs-Ordre sagt ausdrücklich: „Die Fälle, in denen ein Einschreiten erforderlich werden kann, lassen sich

nicht erschöpfend vorausbestimmen." Herrn Schoenfeld scheint nämlich entgangen zu sein, daß das alte ehrengerichtliche Verfahren in allen von den Strafgesetzen mit Strafe bedrohten Fällen der gerichtlichen Bestrafung folgte, nicht diese etwa ersetzte. Der in den angeführten Fällen schuldige Offizier wurde also zunächst kriegsgerichtlich auf Grund der oben angeführten Paragraphen des Strafgesetzbuches und anschließend noch ehrengerichtlich bestraft.

Wie demgegenüber der Verfasser weiter schreiben konnte: „Wie viele Missetäter am Weibtum sind ungestraft, in äußeren Ehren, die Rangstufenleiter in allen Berufen hinaufgerückt — nur weil die Opfer schwiegen oder nicht mehr reden konnten!" — bleibt in diesem Zusammenhang unklar.

Endlich betont er: „Ich verwahre mich dagegen, hiermit einen Stand besonders zu treffen. Wenn ich ein Beispiel heranzog, so eben nur, weil ich aus eigener Erfahrung seine geistigen Fehler erkannte und teilte und mich für deren Vorhandensein nur zu sehr verbürgen kann. Dies ändert nichts an meiner Liebe und Treue zum alten Stand mit seinen vielen großartigen Lichtseiten. Ich denke aber: wer's ganz ehrlich und treu meint, der muß auch den Mut finden können, frank und frei herauszusagen, was minder gut war und gebessert werden muß, falls wieder einmal des Volkes beste Söhne dem Vaterlande als Soldaten wehrpflichtig und nicht söldnerisch dienen, was wir doch alle hoffen." — Die Anerkennung der Lichtseiten seines alten Standes ist erfreulich, um so bedauerlicher die unberechtigten Vorwürfe gegen das Militärstrafgesetzbuch und die Verordnung über die Ehrengerichte. Wie im übrigen zur Beruhigung des Herrn Verfassers und der Leser gesagt werden darf, wird mit der Verbesserung von dem, was wirklich gebessert werden muß, ganz gewiß nicht bis zu einer neuen allgemeinen Wehrpflicht gewartet, sondern schon jetzt begonnen, wo die geringe Heeresstärke und die ernsten Aufgaben, die der deutschen Wehrmacht zufallen, eine grausam ernste Auswahl der Offiziere und Mannschaften bedingt hat.





Wilhelm Weigand

Zu seinem sechzigsten Geburtstage am 13. März

Sechzig Jahre mußte dieser Dichter erst alt werden, ein großes Lebenswerk erst hinbreiten, ehe sich die Liebe der Kunstfreunde offen und werbend zu ihm und seinem bedeutenden Schaffen bekennt. Wie Wilhelm Raabe es einst erfahren hat, erfährt es nun auch Wilhelm Weigand: Zwischen seinem sechzigsten und siebzigsten Lebensjahre wird er ganz eigentlich vom breiten Publikum erst entdeckt. Deutsches Dichterschicksal auch hier!

Wilhelm Weigand hat sich stets klar aus Zeit und Literatur als ein Eigener herausgehoben. Vielleicht noch nicht so scharf und deutlich, als sein Bemühen noch dem Drama zugewandt war und er im Ringen um die dramatische Form keine Rücksicht auf seine Natur nahm. Seine Natur aber wurzelt von jeher in seelischer geistiger Innerlichkeit. Aus Gefühlserlebnissen, geistigem Streben erwuchs sein schöpfungsreiches Werk. Seine ersten lyrischen „Gedichte" von 1890 enthüllten offen die namhaften Quellen seiner Kunst, und die weiteren lyrischen Erträge der nächsten Jahre „Sommer" (1894), „In der Frühe" (1901) und „Der verschlossene Garten" (1909) brachten dann die volle Ausreifung der Weigandschen Eigenart. Im „Verschlossenen Garten" sprach wieder die Menschenseele, wie sie bisher noch nicht gesprochen. Hervorwachsend aus schmerzhaftem und glückdurchwebtem Erleben verschwendet sich hier die Fülle einer Seele in edelster Innerlichkeit, in einem Klangrausch und einer ästhetischen Gewalt der Sprache mit nimmermüder Abwechslung. Phantasie einte sich der immer strömenden Flut der Gefühle, und ein Aufgehen im All, in der Natur, in den Schönheiten der Welt, daß nie nachlassende Beseligung daraus hervorging. Aus schweren Jahren, die der Dichter schweigend getragen, wuchs er zur Größe empor im scheuen Abschließen gegen die Welt, die sein tiefes Weh in dem Verlust einer geliebten Frau nicht betasten sollte. Aus hoffnungsloser Schwermut stieg in dunklen, fast mystischen Worten lebensfreudige Gedankenreinheit empor. Schauer erregte die milde, hehre Einsamkeit dieses Gartens, in der die Seele einer Heiligen lebend, ehrfurchterweckend umwandelt. Schweigen umfängt den Dichter gegen die Außenwelt. Die Innenwelt allein klingt warm und weich, tief und voll durch die schattenlaue Abendluft, sehnsuchtsvoll süß und erbarmungsvoll weh in den glücklichsten und schmerzlichsten Erinnerungen. Das Auge ruft die Bilder, die Stimmungen zurück, in denen die geliebte Verstorbene noch nahe war, wo alle Blumen ihrem Fuß noch „hell entgegenblühten", „kein Rufer aus dem nahen Schattenland" sie störte in der Nacht, da er ihr „strahlend Auge" „tief erschauernd" mit einem Kusse schloß. Allmählich verklärt sich das Vergangene zwischen zwei Meeren, am nordischen Strande, am Ufer des Südens. Sonnentrunkene, nebelfeuchte Landschaftsbilder ziehen am tränenumflorten Auge vorüber. Aufsteigend löst der Dichter sich freilich nie vom rückwärtsblickenden Sehnen. Dies deutscheste aller Gefühle bleibt der betörende Unterton seiner dunkelgefärbten Verse. Manche Tage sind noch wie Rätsel, manche Nächte ein Grauen, aber die Sonne strahlt freier um und in ihm. Durch Bitternis ringt er sich durch zur Ruhe in Gott, im Gefühl

des Einsseins mit dem All, mit dem Lebenden und dem Dahingegangenen. Eine seelische Entwicklung ist durchlaufen. Von ihr aus geht der Weg der Erkenntnis zu allen Ausstrahlungen der Weigandschen Natur, die auch in der Epik auf Gefühl basiert. Vom Epiker wird das Gefühl aber gestaltet, nicht offenbart. Nicht im Sinne einer realistischen Deutlichkeit, sondern psychologischer Wahrhaftigkeit und nie leugnend sein Streben nach Schönheit, Glück, Überwindung der Welt durch den Geist, der höchste Männlichkeit bedeutet und dadurch sicherstes Kunstgefühl.

Schon in dem ersten Roman „Die Frankenthaler" (1889), der aus Heimat und Jugend herauswuchs, strebte die Eigenart dieses Dichters aus allem Stofflichen zum Stimmungshaften, zur Überwindung der Stoffwelt durch den Geist und das Gefühl. Behagliche Ironie einte sich lebendiger Fülle an Gestalten, Bildern, Szenen, Episoden zu einem wundervollen Gesamtgemälde kleinstädtischen Lebens, in einer an Gottfried Keller geschulten, warmen, farbigen Sprache. Erstaunlich wirkt die menschliche und künstlerische Reife dieses Erstlingswerkes. Neben diesen „Frankenthalern" entstanden zuerst nur Novellen. Diese Kunstform lag Weigands Art am nächsten. „Michael Schönherrs Liebesfrühling" (1904), „Der Messiaszüchter" (1906), „Weinland" (1904) waren die Etappen seines Weges, der wieder in die Heimat, nach Franken, zur Abkonterfeiung ihrer Menschlein und Verherrlichung ihrer Schönheiten führte: wieder und stärker noch als in den „Frankenthalern" mit jenem reichen Humor und jener traumhaften Gemütsneigung, die bezaubert. Französische Schulung machte sich leise bemerkbar, weil sie Weigands Natur entsprach, nicht aus literarischem Willen. Die Schulung der edelsten aristokratischen Kultur, die Europa vom 16. bis zum 18. Jahrhundert besessen, war Weigand schon seit seinen Jugendtagen persönlichstes Eigentum geworden. Stendhal und Balzac, über die er zwei wundervolle Essays geschrieben, wurden ihm zu Führern und gaben Vergleichsmöglichkeiten, Maßstäbe für eigenes Ich und Schaffen, ohne daß er sich an sie als Nachbeter verlor. Er wurde in diesem Studium reif als Mensch, dem die Kultur nicht ein Zustand der Bildung ist, sondern auf einer schöpferischen Tätigkeit beruht, sein inneres und äußeres Leben frei zu gestalten. In dem Novellenband „Der Ring" ward diese volle Harmonie Kunstwerk. Einzigartig in deutscher Literatur als Offenbarung eines Kulturpoeten und eines tiefen, gütigen, vornehmen Menschen, in solcher Feinheit der Form und Vielseitigkeit des Ausdrucks, wenn auch, aus überquellendem Reichtum, mit dem Fehler einer schweifenden Breite, die dem Rhythmus der beschwingten Sprache nachgeht. Aber doch immer so reich an Geist und Schönheit, daß nie Ermüdung eintritt.

Weigands Wesen ist durch und durch romantisch. Der Anhänger Stendhals und Balzacs, der glaubt, das Problem des 20. Jahrhunderts sei die Überwindung der Romantik, ist selbst Romantiker des Gefühls, der Phantasie und des Geistes. Und zwar in süddeutscher Färbung, aus dem Gefühl heraus, in weicher Verträumtheit, in warmer Herzensgüte, in menschlicher Einfalt, dankbar für das Geschenk des Lebens, durchsonnt vom Bewußtsein des Werdens und Vergehens und dann wieder funkelnd von Geist, sprühend von fast gallischem Esprit, immer aufbauend, nie zerstörend und stets heimisch in vornehmster Ironie gegen die Äußerlichkeiten des Lebens: ich möchte sagen, ein gallischer Eichendorff, in dem sich die besten Elemente deutscher Innerlichkeit, romanischer Geistigkeit und Formkraft zusammenfanden. Wenn man sich in den „Ring" vertieft, weiß man nicht, über welche Schönheiten man sich zuerst freuen soll: die liebevolle, zart abgetönte Psychologie, die Originalität der Erfindung, die wohlabgewogene Führung Fabel, die geheimnisreich klingende Sprache. Welch ein nie aufhörender Strom schöner Einzelheiten!

Zu großer Epik entwickelt sich Weigands Art dann in seinen letzten Romanen sowie im letzten Novellenbande: „Der Frauenschuh", „Die Löffelstelze" und „Wunnihun". Die Löffelstelze treiben schon im „Ring" ihr Wesen. Nun wird in breiterzählter Fabel ihr ganzes Wesen offenbar. In universaler Weise wird die Geschichte der alten bayerischen Adelsfamilie nach ihrem Blutrhythmus, geistigem Fluidum und ihren Seltsamkeiten vollendet gestaltet. Eine versunkene Welt, die der Münchener Gesellschaft in den achtziger Jahren sowie des deutschen

Künstlertums in Rom um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts, wird ewige lebendige Anschauung. Stets selbständige Menschenkenntnis, seltene weltmännische Grazie, reicher, skurriler Humor, vielseitige Beweglichkeit, feine Intimität und seltene Stimmungskunst erheben den Roman zu einem Dokument reichster deutscher Kultur. In dem Erzähler des Buchinhaltes, dem K. B. Regierungsrat Scherzlgeiger, wird ein Vetter jenes Barons Löffelstelz vorgestellt, ein Vetter, der in unserer Zeit lebt. Ein wundervolles, echt Weigandsches Phantasiespiel voll Geist, Farbe und Bewegung rollt ab: während er in den „Löffelstelzen" noch eine Kultur vor uns ausbreiten konnte, bleibt ihm in „Wunnihun", das etwa in den neunziger Jahren bis zur Jahrhundertwende spielt, nur die Gestaltung einer Epoche, die von Kultur auffallend wenig merken ließ. Lächelnder Philosoph, der er ist, beseitigt er aber alles einseitig Anklägerische: er erhebt sich über die gemeine Wirklichkeit und erschafft sich eine Stadt „Wunnihun". Nun ist man als Leser im herznächsten Miterleben all der Wunnihun-Vorgänge. Und ob man auch lächelt, man spürt plötzlich todernst: Wahrlich, so sah deine Welt um 1900 aus, jene Welt, die im Bau- und Terrainspekulantentum ihre Ziele sah und reines Menschentum in der Jagd nach Geschäften und Geld zugrunde richtete. Ein Weiser hat in das kranke Herz der Zeit gesehen. Da hat man plötzlich dies Buch „Wunnihun", dessen stofflicher Inhalt und seelischer Sinn nicht nur für München, sondern für alle deutschen Städte, für ganz Deutschland gilt, liebgewonnen.

Und dann geht man hin und nimmt Weigands letztes Werk, die vier Novellen „Frauenschuh", zur Hand. Hier feiert der Künstler Weigand seine Triumphe. Schon im Roman „Wunnihun" hatte er die Kritiker, die gegen die breitfließende Form seiner Werke aufgetreten waren, abgewiesen durch die Tat einer einheitlichen, geschlossenen Gestaltung, die wie ein plastisches Bildwerk sich vor Augen stellt. In den Novellen „Frauenschuh" erweist er aber, daß er in Beherrschung dieser Kunstform den besten Meistern der Weltliteratur gleichsteht. Dazu verfügt er über eine Originalität der Erfindung und Klarheit der Psychologie, die sich von aller modischen Kunst und Künstelei unterscheiden, weil sie aus Erlebnis und Natürlichkeit entstammen. Zwei Novellen führen in das 18. Jahrhundert, in das alte München. Was die Ornamentik der Möbelkunst, die Farbe der Malerei, die Linienführung der damaligen Skulptur und Baukunst schufen — jenen in der Rokoko-Arabeske aufbewahrten Schwung, jene in diesem Schwung eingefangene verewigte Heiterkeit und verführerische Schönheit —, das erschuf Weigand in den Novellen zu neuem Leben.

Weigand ist kein Dichter des Volkes. Er verlangt stets nach einem hochgebildeten, kultivierten Publikum. Noch aber weiß dieses viel zu wenig von seinen Werken. Mählich wächst der Kreis der Freunde dieser seelisch und geistig edlen Kunst, die noch die Schönheit im Leben, das Glück im Menschentum anbetet. Eines Tages wird er zu einem Umfang anschwellen, der erkennen läßt, welche Werte Weigands dichterische Werke und menschliche Persönlichkeit ins Leben strömen lassen.

Dr. Hanns Martin Elster



Neue Kunst

Die Kunst gestaltet immer den seelischen Inhalt ihrer Zeit. In den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts war restlose Hingabe an die sinnlich wahrnehmbare Natur ihr Wesen. Heut ist es des Künstlers Wunsch, Offenbarungen der Seele zu geben. Man hat Impressionismus und Materialismus gleichgesetzt, beide verankert in der Welt des Stofflichen. Jetzt ist Geist das Ziel; ihm soll alles Sinnliche nur als Ausdrucksmittel dienen. Wenn man solche Darlegungen liest oder hört, so könnte man meinen, wir wären auf dem besten Wege zu einer tiefen Kunst, die Ausdruck wäre heiligsten Volkslebens. Tritt man aber vor die Werke jenes Kunstwillens, so sieht die Sache doch wesentlich anders aus.

Der Verlag Klinkhardt und Biermann veröffentlicht eine Reihe von Bändchen „Junge Kunst", in denen das Schaffen der Jungen bekannt gemacht werden soll. Schon das äußere Gewand der Büchlein wirkt fast erschreckend. Zerrissen fahren die Farben des Deckelpapiers auseinander und gegeneinander. In solchen Formen offenbart sich Geist, es ist aber der haltlose und verworrene einer entarteten Kultur. Dasselbe sagen die Bilder innen: Auflösung, Entartung. Der Geist tobt und ringt. Er sucht und will sich offenbaren. Die Offenbarung ist aber wiederum nichts weiter als ein Suchen. Es fehlt das Heiligtum, das ihn bändigt. Es fehlt der Glaube, der Grundlage einer Sittlichkeit wäre; eine feste Weltanschauung, ein geschlossener, edler Stil.

Das ist traurig. Doch mit Ablehnung und Verneinung allein kommen wir nicht weiter Daher wollen wir den Suchenden unsere Aufmerksamkeit zuwenden und auf die Wege achten, die sie gehen. In dem Pechstein-Bändchen findet sich ein Selbstbildnis des Künstlers: sehr scharf gerissen. Eine Herrennatur soll sprechen. Nur hat man den Eindruck, daß das Herrentum nicht aus innerem Adel hervorgeht, sondern aus roher Gewalt, die alles um sich selbstherrlich niederwirft, statt eisern zu sein im Dienst einer höheren Macht. Es ist freudelos und kalt alles, was Pechstein zu sagen hat. Es fehlt überall das Schwingen göttlicher Tiefe. Dabei ist der Künstler begabt und starken Willens. Fehlt nur der heilige Gott in der Brust. In dem Büchlein fesselt am meisten das farbig gelungene Titelbild.

Überhaupt zeigt sich entwickelter Farbensinn bei den Neueren zumeist als beste Begabung. Leider finden wir Pechstein auch in dieser Beziehung oft recht roh. Schönen Zusammenklang der Töne bringt nicht selten Heckendorf (Jg. Kst. Bd. 6). Aber auch in ihm schwankt die Seele zerfetzt und haltlos. Was soll diese Auferstehung Christi? Sie ist nur gesucht und theaterhaft. Was erzählen uns die Bildnisse? Ebenfalls nur von einer gekünstelten Welt. Innere Hohlheit, die sich mit äußerlich gesellschaftlichem Gehabe aufputzt. So wird man das neue Heiligtum nicht finden. Da müßte man vor allen Dingen demütig sein und auf Gottes Stimme hören, anstatt sich selbst mit seinem kleinen Geiste als Herrn der Welt zu fühlen.

Es wird hier von Gottesbewußtsein und Glauben gesprochen. Vielleicht empfindet mancher Leser es an dieser Stelle als unpassend. Es ist aber gerade der Kern der Frage, um die es sich handelt. Jede große Weltanschauung hat ihren Mittelpunkt im Glauben. Die neue Kunst will große Weltanschauung künden. Sie will loskommen vom Stofflichen oder von belanglosen Tatsachen des Alltags. Will Offenbarung gewaltigster geistiger Mächte sein. Da aber fehlt es. Es gelingt den Künstlern hie und da ein Schwelgen in Farben; es mißglückt ihnen die Offenbarung edlen, geistigen Lebens.

Nur Ansätze sind vorhanden. Manches Bild der verstorbenen Paula Modersohn (Jg. Kst. Bd. 2) quillt aus echter Tiefe. Wir fassen Mut. Die deutsche Seele muß und wird sich finden. Künstlerische Fähigkeit ist vorhanden und muß nur von innen her geheiligt werden. Kunst ist Ausdruck des Lebens, wie eingangs gesagt wurde. Ehe sie recht zum Letzten gelangen kann,

muß das Leben wieder von hohen Zielen erfüllt sein. Eine allgemeine Läuterung und Erhebung muß vorausgegangen sein.

Verwirrend und entwurzelnd wirkt leider vielfach auf den deutschen Geist die zu weit getriebene Hingabe an fremde Größe. Daher weiß man wirklich nicht, ob man die sehr schönen Bändchen des Orbis pictus, herausgegeben vom Verlag Ernst Wasmuth, A.-G., Berlin, mit Freuden begrüßen oder ablehnen soll. Die Ausgabe ist sehr geschmackvoll, die Abbildungen sind gut. Wenn es keine andere Veröffentlichung fremder Kunst gäbe, so wäre des Werk unbedingt zu empfehlen. Leider aber wird Deutschland vom Allerlei der Zeiten und Völker so sehr überschwemmt, daß es darunter wohl oder übel die Selbstbesinnung und bodenständige Kraft verlieren muß. Es soll durchaus nicht alles Fremde abgelehnt werden. Nur ist das Mengenverhältnis bei uns ein falsches. Das Nichtdeutsche nimmt einen zu großen Raum ein. Das entwurzelt, selbst wenn es sich um die edelsten Erzeugnisse des Auslands handelt. Im heutigen künstlerischen Schaffen, z. B. bei Pechstein, Müller, macht sich der zersetzende Einfluß des Fremden sehr bemerkbar. Daher ist die Ausgabe des Orbis pictus (Bd. 2: Altrussische Kunst. Bd. 3: Archaische Plastik der Griechen. Bd. 4: Die chinesische Landschaft) als Zeichen der Zeit zu werten und einer Betrachtung unserer neuen Kunst einzugliedern.

Die Notwendigkeit einer einheitlichen geistigen Bindung als Schaffensgrundlage empfindet eine Gruppe rheinischer Künstler, die sich als Sinnbild einen weißen Reiter wählt. (Der weiße Reiter, herausgegeben von Karl Gabriel Pfeill, Verlag A. Bagel, Düsseldorf 1920.) Dichtung und bildende Kunst gelten als Mitteilung des Geistes der Gruppe. Die Glieder sehen sich selbst als Werdende, Suchende. Wohltuend berührt der Ernst der Gesinnung. Das starke Gefühl der Gebundenheit des Menschen durch ewige Gesetze, in Gott. Damit schon wird das öde Ichherrentum aufgehoben. Nur bleibt der Leser und Betrachter etwas unbefriedigt, weil das Wollen viel stärker ist als die Tat. Die Leidenschaft ist zu krampfig, darin bekennt sie ihre Unsicherheit. Etwas Gesuchtes haftet den Formen der Dichter und Maler an, statt daß sie natürliches Wachstum spüren ließen. Ob wohl der Grund der Erscheinung in der nicht recht verarbeiteten Weltanschauung zu suchen wäre? Die Künstler bekennen sich zum Christentum. Das ist an sich zu billigen. Doch zur Kunst bedarf es noch anderer Kräfte. Wir brauchen auch die lebenspendenden Kräfte des Volkstums. Wir brauchen eine Ergänzung der christlichen Welt durch die deutsche. Wir brauchen ein starkes Volksbewußtsein, aber ein sittliches, in Gott geheiligtes, in dessen Licht z. B. die christliche Forderung der Feindesliebe, die an sich gut ist, ihre richtige Stellung und das rechte Maß erhält. Auch die Naturliebe, eine der tiefsten und frömmsten Eigenschaften des Deutschen, darf nicht zu kurz kommen.

Im „weißen Reiter" wird unter den Suchenden Thorn-Prikker als ein Vollendeter bezeichnet. Es ist wahr, in ihm hastet und gärt es nicht mehr. Aber seine Vollendung hat zu viel vom Gestern in sich; zu nah steht er innerlich den Nazarenern und Präraffaeliten, die sich ihrerseits leider von fremdem Geist nährten. Eine recht beachtenswerte Kraft, aber nicht genügend neuschöpferisch, um zu den Größten zu zählen.

Eine andere Veröffentlichung des Rheinlands nennt sich „Der ekstatische Fluß". Rheinklänge ohne Romantik (Verlag A. Bagel, Düsseldorf; Preis 350 M). Das Buch enthält Gedichte von Carl Maria Weber, Steinzeichnungen von Franz M. Jansen, Alexander Mohr, Oskar Raber und Wilh. Schmetz. Wundervoll ist die Ausstattung. Schönes Papier, schöner Deckel in gedämpftem Weiß mit stark gelbem Rücken. Das sammetige tiefe Schwarz der Steindrucke tut dem Auge wohl. Soll man aber über die Tiefe der künstlerischen Kraft berichten, so stockt man. Es bleibt nichts übrig als zu gestehen: der technische Aufwand der teuren Buchausgabe ist ohne zureichenden geistigen Grund vertan. Die Dichtungen sind unzulänglich. Hie und da flammt wohl etwas Echtes auf; im ganzen handelt es sich jedoch um eine künstliche Anhäufung gesuchter Bilder ohne innere Notwendigkeit. Unter den Steinzeichnungen sind diejenigen von Mohr modern gekünstelt, die andern ohne besonders kraftvolle Eigenart. Ansprechend die Land-

schaften von Jansen. Am begabtesten ist wohl Mohr; er könnte bei ernster Arbeit vielleicht zu einer Klärung gelangen. Noch aber ist alles unreif. Was er z. B. mit seinem Bildnis seelisch wollte, kann man sich wohl vorstellen. Man sieht aber leider nur das Wollen und Ringen, nicht eine vollendete Schöpfung.

Der Grundgedanke des Buchs ist vortrefflich. Der Rhein — der ekstatische Fluß. Freilich, das ist er. Nur hätte man sein Geheimnis durch ein deutsches Wort ausdrücken sollen. Der Rhein ist der Fluß Deutschlands im Sinn der Seele und des Volkstums. Er kann uns zum Sinnbild deutschen Gemütes und deutscher Schöpferkraft werden. Lebte und starb der sonnenhafte Siegfried nicht am Rhein? Wuchs von hier aus die Leidenschaft Chriemhilds nicht zu grauenhafter Größe? Sog aus dieser Erde nicht Hagen den trotzigen Sinn? Es ist das deutsche Herzblut, das in den rheinischen Gestalten pulst. In jenen Sagen spricht des Volkes Stimme und Leben noch ohne Namen aus dunkelm Urgrund heraus. Doch auch im taghellen Licht der Geschichte ist die Schöpferkraft des herrlichen Rheinlands nicht versiegt. Künstler an Künstler wachsen aus seinen Städten und Landen hervor. Wer kann sie zählen! Aber wir denken an Grünewald und Goethe, Rembrandt und Beethoven. In ihnen ist bodenständige Wärme und teure, tiefe Leidenschaft, sicher und klar aufflammend aus heiligem Grunde.

Was bedeutet dagegen die Gabe der Nachgeborenen? Sollen wir verzichten? Soll es aus mit uns sein? Es sind wohl Schönheiten da, doch entbehren sie der letzten Gewalt und Tiefe. Und auf sie wollen wir gerade nicht verzichten; denn in ihnen fängt das Deutschsein erst eigentlich an. Man hätte es so nicht machen sollen. Die Gabe ist in ihrer geistigen Schwäche unwürdig der Größe der Väter.

Da naht, uns zu trösten, eine tiefere Kraft. Eine Weihnachtsgabe für die Volksgenossen in den Ländern um den Rhein nennt sich eine Karl Thylmann-Mappe. (Herausgegeben 1920 von der Zentralstelle zur Förderung der Volksbildung in Hessen.) Als Ostdeutsche möchte man etwas verstimmt sein darüber, daß man gleichsam ausgeschlossen wird von dieser Schönheit. Sind wir nicht ein Volk? Und ist ein Großer unter uns nicht immer für uns alle da? Aber schließlich kann ja die schöne Mappe jeder erwerben, und nicht genug ist sie zu empfehlen. Der im Kriege erst 28jährig gefallene Thylmann war ein wahrhaft schöpferischer Geist. Als Dichter und als bildender Künstler hat er sich ausgesprochen. Wir haben es hier mit einer Wiedergabe einiger Holzschnitte zu tun. Wie wonnig ist die Natur empfunden in dem Blatt der Heimsuchung! Ein blühender Garten. Darin sitzend die sinnende Elisabeth, die werdende Mutter. Ihr nahend, jugendlich zart, jungfräulich und doch schon vom Hauch zeugenden Lebens umwittert, Maria. Die bezaubernd blühende Landschaft und die sinnenden Frauen, in denen es blüht und keimt, sind ein Gottesgeschehen, umspielt von heller Gottessonne. Das ist eine Heimsuchung, wie wir sie noch nicht gesehen haben. Das ist neu und groß. Die deutsche Seele regt sich in neuer Schöpferkraft. Es ist viel mehr als die übliche biblische Geschichte. Es ist die Göttlichkeit im Wunder des keimenden Lebens erfühlt und gestaltet. Das ist ein Baustein zu einer neuen, großen, deutschen Weltanschauung.

Hinreißend schön enthüllt sich vor unseren Augen das Geheimnis einer Ruhe auf der Flucht. O deutscher Wald mit deiner träumenden Einsamkeit! Weiße Sonne und tiefe Nacht! Märchenschöne Innigkeit der Liebe! Auch in diesem Blatt eine Feier des Göttlichen im Natürlichen.

Tiefer Ernst und kräftige Männlichkeit sprechen in der Taufe.

Da haben wir endlich einen Künstler, dem wir uns hingeben können. Der uns erhebt und befreit und erfüllt mit echtem, schönem Geist. Ganz groß ist seine Auffassung und ganz neu, aus unserer Zeit heraus empfunden. Das sind nicht mehr die alten heiligen Geschichten, sie sind neu geworden; eine neue Offenbarung spricht zu uns. Neue Kraft, neuer Ernst, neue Lieblichkeit und neue Anmut. Und alles ist so wunderbar deutsch.

Natürlich ist es, daß ein Großer auch technisch eigene Wege geht. Insofern schließt er an die gute deutsche Vergangenheit an, als er die kräftige Schwarz-Weiß-Wirkung in der Art

des jungen Dürer erneuert. Aber seine Linie ist selbständig, sein Stil ist eigen. Seelisch und technisch hat er schöpferisch gestaltet.

Zum Schluß sei eines anderen vorzeitig Gestorbenen gedacht, des Bildhauers Wilhelm Lehmbruck. Er entstammt dem Rheinland, wurde geboren in der Nähe von Duisburg. Auch er gehört zu den bedeutenden Künstlern. Auch er schließt an beste deutsche Vergangenheit, an die Gotik, an, ohne nachzuahmen. Die Seelengeheimnisse, die er offenbart, sind neu und waren dem Gotiker noch unbekannt. Auch seine Formenwelt ist von heute. Aber ernst, tief und gewaltig spricht auch er. Hier hat das Suchen ein Ende. Hier ist Erfüllung, die aus heiligem Geiste quillt. Die Geheimnisse, die des Künstlers Seele vor allem bewegen, sind Liebe, Mutterschaft, die Gewalt des menschlichen, forschenden Gedankens, die zertrümmernde Kraft unabwendbaren Verhängnisses. Über Leben und Werk berichtet Paul Westheim in einem Buche mit vielen Abbildungen (Wilhelm Lehmbruck, Verlag Kiepenheuer, Berlin-Potsdam 1919).

Dr. Maria Grunewald



Asien und Europa

Der Gegensatz zwischen diesen beiden Weltteilen ist ein uraltes Thema und erst recht eine große Frage der Zukunft. Dem Druck des Westens folgte der oft so blutige und vernichtende Gegendruck des Ostens. Und gerade heute stehen wir wieder am Beginn einer Periode eines solchen ostwestlichen Gegendruckes.

Um dieses leitende Thema des Zusammenhanges und Gegensatzes von Ost und West baut sich die neue, von Ludwig Rieß besorgte Auflage der Weberschen Weltgeschichte auf (Georg Webers Allgemeine Weltgeschichte in 16 Bänden, 3. Auflage. Vollständig neu bearbeitet von Ludwig Rieß. Bd. 1 und 2). Der alte Weber, die einst in deutschen Familien so gerne gelesene Weltgeschichte, erscheint unter der Hand ihres Bearbeiters in völlig verändertem Gewande. Was die Spezialforschung des 19. Jahrhunderts zu Tage gefördert hat, wird hier unter einem einheitlichen Gedanken zusammengefaßt. Und um dieses vorzüglich durchgearbeitete Ganze in seiner Wirkung nicht zu stören, sind die gelehrten Erläuterungen und Hinweise auf die Spezialliteratur in ausgiebiger Weise in jedem Bande in einen Anhang verwiesen. So kann der Leser ungestört der Entwicklung des Weltgeschehens folgen, zunächst der in den bisher erschienenen beiden ersten Bänden geschilderten ältesten Zeit von dem ersten geschichtlichen Auftreten der Völker in den Flußtälern des Euphrat und Tigris wie des Nil, bis zum Eintritt imperialistischer Expansion, die mit ihren immer weiter ziehenden Kreisen Völker um Völker neu in Erscheinung treten läßt, diese auffaugend oder zum Gegensatz reizend. Die Weltgeschichte ist damit in vollem Lauf, ihr Schauplatz zunächst Vorderasien, bis einer der einander hier folgenden Weltreiche hinübergreift nach Europa, wo sich in dessen Süden neue Völker bereits zu Staaten gefestigt und schon erfolgreiche Vorstöße gegen den Osten durchgeführt hatten. Selbst Afrika bis zu seinen fernsten Westküsten wird schon in den Kreis der politischen Erwägungen des persischen Imperialismus gezogen. Da erliegt er dem Widerstand eines kleinen Volkes; Asien ist in die Verteidigung zurückgetrieben; der Geist der Ruhe kommt über seinen Körper, während im Westen die weitausgreifende Tatkraft ihren Anfang zu nehmen beginnt. Westlicher Tatkraft gehören die folgenden Jahrhunderte. Alexander der Große und Rom sind ihre wichtigsten Träger. Die Vernichtung des punisch-semitischen Karthago durch Rom bedeutet den ersten nachhaltenden Vorstoß Europas gegen den Orient. Soweit der Inhalt der ersten beiden Bände.

In diese großen Weltbewegungen ist die Geschichte auch der kleineren Völker eingebaut; nie fallen sie aus dem Ganzen. Eine anerkennenswerte Maßnahme des Herausgebers ist es, daß er bei besonders hervortretenden Ereignissen die betreffenden einheimischen Quellen selbst reden läßt. Erkennt man doch die Zeiten, ihr Denken und Streben in politischer wie geistiger Beziehung am besten aus den Berichten derer, die in ihnen lebten und gar an ihnen mitschufen. Gerade sie geben der allgemeinen Schilderung lebendige Farbe und erhalten selbst wieder in deren Rahmen ihre Erläuterung. Um nur eines zu erwähnen: wie lebendig stehen vor uns in dieser darstellerischen Verbindung die Ereignisse der Zeit des peloponnesischen Krieges! Welche Lichter werden auf das damalige griechische Parteileben, auf das Wesen demokratischer und antidemokratischer Verfassungen geworfen, welche Vergleiche mit unserer Zeit geradezu herausgefordert! Mit plastischer Kraft hat Rieß jede Zeitepoche in ihrem politischen wie geistigen Gehalt erstehen lassen, wir durchleben sie wie unsere eigene Zeit und vermögen aus ihnen das historische Wissen zu ziehen, das uns für unser schwaches politisches Denken so nottut.

Bewegen wir uns in dem eben besprochenen Werke in dem breiten Fahrwasser historischen Werdens, so gibt uns Hugo Rachel in seiner „Geschichte der Völker und Kulturen von Urbeginn bis heute" (1920, Paul Parey, Berlin) einen gedrängteren Überblick über dasselbe. Die einzelnen Geschehnisse treten hier zurück; von erhöhtem Standpunkte wird hier der Gang der Menschheit überblickt; das Werden und Ausleben der Menschheit, ihre Beziehungen zur Umwelt, ihre politische und kulturelle Bedeutung, die Notwendigkeiten ihrer gewordenen Entwicklung, Licht- und Schattenseiten werden in prägnanter Fassung in knapp gerahmtem Bilde von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag vorgeführt. Ganz hervorragend in der Belehrung sind hiebei gerade in unseren Tagen der Trauer und des Unglücks die Abschnitte, die Deutschlands Werden schildern im Gegensatze zu dem Frankreichs und Englands. Hier erscheinen die Urgründe unseres traurigen Schicksals von heute mit der Mahnung, uns endlich auf uns selbst zu besinnen, zu meiden, was als uns wesensfremd uns in den Abgrund führen mußte, endlich aufzuräumen mit den Fehlern der Vergangenheit und das zu werden, wozu wir als Deutsche ausersehen sind. Am Schlusse seines Buches wirft Rachel einen Blick in die Zukunft und glaubt an die sieghafte Kraft des europäischen Geistes dem des Orients gegenüber Aber wer möchte hier den Propheten spielen! Wollen wir auch nicht an den Niedergang des Abendlandes glauben, aber im Oriente steckt doch viel unverbrauchte Kraft, die gerade durch die Einwirkungen des letzten Krieges mächtig geweckt wurde. Ihre Auswirkungen sind heute unmöglich vorauszusehen. Den Weg haben die europäischen Völker in ihrem selbstmörderischen Wahnsinn selber vorbereitet. Wir stehen erst in einem Anfang, nicht am Ende der Ereignisse. Gegen sie müssen auch wir gewappnet sein. Auslandskenntnis, Kenntnis der anderen Völker ist dringendes Bedürfnis.

Diesem kam der Wiener Professor Michael Haberlandt in seinem Buche: „Die Völker Europas und des Orients" (Leipzig 1920, Bibliographisches Institut) entgegen. Das Buch ist zunächst nur den Völkern der weißen Rasse, soweit sie Europa, Vorderasien und Nordafrika bewohnen, gewidmet. Er gibt damit den ersten Versuch einer zusammenfassenden ethnographischen Schilderung dieser Völker, welche die „vornehmste Kultur- und Geschichtsgemeinschaft der Menschheit darstellen". Ein Meister in seinem Fache gibt uns hier ein klares Bild all der kulturellen und ethnologischen Zusammenhänge, die Europa mit Vorderasien und Nordafrika verbinden und trotz vieler Wandlungen so viele gleiche Züge zeigen.

Freilich: unbeschadet dieser gleichen Züge bestehen doch wieder die größten Gegensätze. Europa ist und bleibt Europa, und Vorderasien ist, obwohl es durch seine Bevölkerung und Geschichte mit dem Westen verbunden ist, doch wieder Orient, mit diesem eine Einheit, geschaffen durch die verschiedenartigsten Elemente, durch verwandte Natur, gleiche Geschicke, durch vereinheitlichende Formen des Verkehrs, also hervorgegangen aus den verschiedenartigsten Quellen geistiger, materieller und sozialer Kultur. Und die gleichen Verhältnisse zeigt auch der zur



Mittelmeerwelt gehörige, ebenfalls von Völkern der kaukasischen Rasse bewohnte Nordrand Afrikas, die durch den ungeheuren Wüstengürtel von der schwarzen Rasse des eigentlichen Afrika getrennt sind. Wenn auch hier spätere europäische Kolonisierung einen dünnen Kulturfirniß über diese Randgebiete gelegt hat, er vermochte doch nicht das alte hamitisch-semitische Gesicht zu decken; es sieht überall durch den allzu dünnen Schleier hindurch, wie auch die früheren europäischen Invasionen so gut wie keine Spuren zurückzulassen vermochten. Auch hier trotz aller ethnologischen Zugehörigkeit etwas Eigenes. Diese Gegensätze und ihre Ursachen entwickelt Haberlandt in kurzen Zügen und geht den Faktoren nach, die zu der verschiedenartigen Entwicklung all der Völker geführt haben, zu ihrer Gruppierung wie zur Entfaltung ihres individuellen Lebensganges.

So vermag auch dieses Werk in der Erkenntnis der Bedeutung der fremden Psychologie, die wir für unsere Auslandspolitik so dringend notwendig haben, Anreger und Führer zu sein.

Dr. Roth



Die Beerdigung von Johannes Brahms

Persönliche Erinnerungen

Ist wirklich schon ein ganzes langes Vierteljahrhundert verflossen, seitdem wir ihn begraben haben?

Wie Grauenhaftes ist inzwischen über die Erde gegangen, für ein Jahrtausend zuviel! Deshalb preisen wir es dankbar, daß Brahms, der leidenschaftliche Patriot und Bismarckverehrer, der, wenn nur die unbedeutendste politische Krise sein geliebtes Deutschland zu bedrohen schien, voll tiefster Anteilnahme nach Entwirrung bangte, den November 1918 nicht miterlebte.

Damals jedoch, vor einem Vierteljahrhundert, vor *nur* einem Vierteljahrhundert, da wußte man von solchen Trostgründen noch nichts; da rauschte es wie eine kaum zu fassende Trauerbotschaft durch die ganze musikalische Welt, am klagendsten durch Wien: „Johannes Brahms ist tot!“

Ich schwärmte für Brahms, wie nur in Wien ein Mädel schwärmen kann. Kurz nachdem ich das Gesangsstudium begonnen hatte, bekam meine Lehrerin am Wiener Konservatorium, Frau Prof. Jäger-Wilczek, bei einem Festmahl den Ehrenplatz neben Brahms, der Ehrenpräsident der „Gesellschaft der Musikfreunde“ war. Während er ihr liebenswürdig eine Orange schälte, erzählte sie ihm: „Denken Sie sich nur, Herr Doktor, unlängst bekam ich eine neue Schülerin; die möchte nur singen lernen, um *Ihre* Lieder singen zu können.“ Das machte dem sonst für derlei Geständnisse ganz und gar nicht empfänglichen Altmeister doch Spaß: „Na, *die* möchte ich aber dann doch wahrhaftig mal hören!“

Bis ich jedoch seine Lieder singen konnte, war Brahms tot.

Aber auf andere Weise hatte ich ihm meine Verehrung einmal gezeigt. Ich sandte ihm eines schönen Tags alles, was von Aufsätzen über ihn in schwedischen Zeitschriften aufzutreiben war, von mir ins Deutsche übersetzt, wofür er mir schriftlich mit freundlichen Worten dankte und mich auch durch seinen Freund, Prof. Ed. Hanslick, dessen Vorlesungen an der Universität ich besuchte, grüßen ließ.

Gerade während einer Gesangsstunde, Samstag, den 3. April 1897, brachte eine Kollegin die Kunde von seinem Tod. Natürlich wurde an diesem Tage nicht gesungen.

Gleich am nächsten Morgen fuhr meine Mutter, meine geduldige Brahms-Mitschwärmerin, mit mir und meiner Schwester „auf die Wieden“ zum Trauerhause. (In Wien werden die

Gestorbenen nämlich in der Wohnung aufgebahrt, nicht in der Leichenhalle.) Einen Kranz zu spenden, da gar zu fernstehend, wagte ich nicht. Aber einen duftenden Blumenstrauß aus Rosen, Maiglöckchen und Veilchen glaubte ich mir wohl als Abschiedsgruß erlauben zu dürfen. Und merkwürdig, gerade diesen Strauß hat Brahms mit in den Sarg bekommen. Durch das verheerende Krebsleiden war die Leiche so schnell in Verwesung übergegangen, daß der Sarg bald nach unserem Kommen schon geschlossen und verlötet werden mußte, wobei die langjährige Hauswirtin und aufopferungsvolle Pflegerin des Meisters, Frau Dr. Celestina Truxa, dem Toten die zuallererst eingetroffenen Blumenspenden mitgab. Schon vorher, bevor ich noch das glückliche Schicksal meiner Blumen wußte, hatte ich eine einzelne Teerose in den Sarg gelegt. Zum erstenmal stand ich in der Nähe des Hochbewunderten, den ich sonst nur von weitem auf der Straße oder in Konzerten angeschwärmt hatte. In einem mittelgroßen, schwarz ausgeschlagenen Zimmer war die Leiche aufgebahrt. Zu beiden Seiten des Sarges standen große brennende Kandelaber. Vor dem Fußende prangten zwei rote Samtkissen; auf dem einen lagen des Künstlers Orden, auf dem andern die Bürgerkrone. An der Wand lehnten schon die ersten prächtigen Kränze.

Das alles bildete ja nur den feierlichen Rahmen zu dem schmerzlichen Anblick, den der mit dem Frack bekleidete große Tote durch die Verwüstung der schrecklichen Krankheit darbot. Geradezu grell hoben sich der schneeweiße Bart und das lange Haar von dem fast schwärzlich dunkelbraunen Gesicht ab; der Ausdruck der Züge war aber ein ungemein friedlicher. Die erschreckend abgemagerten Hände waren über einem Kruzifix gefaltet. Einsame Stille herrschte in dem licht- und lautgedämpften Raume. Auch am zweiten Morgen, als wir nochmals eine Pilgerfahrt hierher machten, stand außer uns nur ein einziger Leidtragender am Sarge, der Klaviervirtuose Emil Sauer.

Die Beerdigung eines Großen war im guten alten Wien ein die Volksseele im tiefsten ergreifendes Ereignis. Billroth, Brahms, die ermordete Kaiserin Elisabeth — als diese zu Grabe getragen wurden, da durfte man mit vollster Berechtigung an das berühmte „goldene Wienerherz“ des Volkes glauben. Nach der Beerdigung Billroths hatte Brahms an J. V. Widmann geschrieben: „... Ich wünschte, Sie könnten, wie ich, sehen, was es heißt, hier geliebt zu sein. Das kennen und können wir bei uns, Sie bei sich nicht. So offen tragen wir unser Herz nicht, so schön und warm zeigt sich die Liebe nicht wie hier, vor allem beim besten Teil des Volkes (ich meine eben: beim Volk, bei der Galerie!)“ Und das nächste Mal: „Nochmals möchte ich von den lieben Wienern anfangen, für die sonst eine schöne Leich' auch eine Hauptbetz' ist. In der ganzen unzählbaren Menschenmenge hätten Sie kein neugieriges, kein gleichgültiges Gesicht gesehen, auf jedem nur die innigste Teilnahme und Liebe. Mir hat das beim Schlendern durch die Gassen und auf den Friedhof ganz ungemein wohlgetan.“

Der große Hamburger wurde auf die gleiche Weise gefeiert.

Brahms hatte einmal die Äußerung getan, er möchte, wie sein Freund Bülow, gerne verbrannt werden. Da aber kein rechtsgültiges Testament mit einer diesbezüglichen Verfügung aufzufinden war, Brahms aber bei einem Besuche der Gräber Beethovens und Schuberts auf dem Zentralfriedhofe auch einmal den Wunsch ausgesprochen hatte, einst neben diesen Tonheroen ruhen zu dürfen, so beschloß man in einer eigens einberufenen Direktionssitzung der „Gesellschaft der Musikfreunde“, den Leichnam der Erde zu übergeben. Das um so lieber, weil auf diese Weise die Stadt Wien ihre Verehrung am deutlichsten beweisen konnte durch Widmung eines Ehrengrabs. Es liegt neben Schubert und gegenüber von Beethoven.

Am Dienstag, den 6. April, nachmittags um halb drei Uhr setzte sich der Trauerzug vom Sterbehause, Karlsgasse 4, aus in Bewegung. An der Karlskirche, auf die Brahms von seinen Fenstern aus so oft bewundernd hingesehen hatte, vorbei zum Musikvereinsgebäude, wo Ansprachen gehalten und Kränze niedergelegt wurden. Hierauf sang die „Singakademie“, deren Dirigent Brahms 1863/64 gewesen, einen Brahmsschen Chor, das altdeutsche Liebeslied:

Fahr wohl!
All Liebes, das nun scheiden soll!
Und ob es so geschehe,
Daß ich nicht mehr dich sehe,
Fahr wohl!

Dann ging es durch die Kopf an Kopf gedrängten Menschenmassen, die sich durch den in Strömen gießenden April-Gewitterregen nicht aufhalten ließen, diesen letzten Abschluß eines der schönsten Kapitel aus der Wiener Musikgeschichte mitzuerleben. In allen Straßen, die der Zug passierte — Künstlergasse, Ring, Operngasse, Tegetthoffstraße, Neuer Markt, Plankengasse —, loderten, wie aus antiken Opferschalen, die offenen Gasflammen aus den Straßenlaternen. Nur sonderbar: kein Trauergeläute begleitete den frommen Protestanten. Traumhaft lautlose Stille auch, als der Zug in die Dorotheergasse zur Aussegnung in der „Evangelischen Kirche" einbog, — in dem katholischen Wien durfte ja in der evangelischen Stadtkirche nicht geläutet werden!

Nicht nur die Kirche, auch schon die Dorotheergasse konnte nur mit Eintrittskarten betreten werden; dennoch war die Kirche so überfüllt, daß viele abgewiesen werden mußten. Wer nur in Wien Namen von kunstsinnigem Klang besaß, war zur Stelle, dazu noch eine Fülle von Vereinen und Korporationen.

Als der vom Kirchenchor auf der Orgelgalerie gesungene Choral „Jesus meine Zuversicht" verklungen war, hielt Stadtpfarrer v. Zimmermann eine des Toten vollauf würdige Rede. Hierauf schloß der „Wiener Männergesangverein" mit „Wanderers Nachtlied" von Reissiger die eindrucksvolle kirchliche Feier.

Vor der Kirche standen Wagen bereit für die weite Reise zum Zentralfriedhofe, der riesigen Totenstadt der Wiener. Obwohl nur sechs Viersitzer beigestellt waren, so reichten sie doch vollauf, denn manche Trauergäste hatten ja ihre eigenen Equipagen, und das im höchsten Maße ungute Wetter ließ den meisten die Trauerfeier in der Kirche pietätvollen Abschluß genug erscheinen. Solange der Totenwagen mit den ihm folgenden Blumenwagen und Fiakern noch zwischen den Häuserreihen hindurchfuhr, standen die Menschen und winkten mit tränenfeuchten Taschentüchern. Erst als die damals noch streckenweise unbebaute endlose Simmeringer Hauptstraße begann, sah man durch den unaufhörlich gegen die Fensterscheiben hinklatschenden Regen, wie es allmählich einsamer und einsamer wurde.

Beim Großen Portal des Friedhofs angelangt, sammelten sich die Getreuesten zum letzten Geleite. Zwölf Freunde, darunter Anton Dvořák, Dr Fellinger, Max Kalbeck, Dr Mandyczewski, Dr v. Miller zu Aichholz, Richard v. Perger und F. Simrock, bildeten die Ehrengarde des Sarges. Der Regen hatte plötzlich aufgehört, und als der Redner am offenen Grabe, der Präsident des Wiener Tonkünstlervereins, v. Perger, das alle Zuhörer tief ergreifende Zitat aus der „Feldeinsamkeit": „Ich ruhe still im hohen grünen Gras" sprach, da zwängte sich die Sonne siegreich durch die Wolken und legte ihre goldigsten Strahlen als letzten Abschiedsgruß auf das Grab. Die Vögel in den vom ersten zarten Grün überschleierten Bäumen und Sträuchern des „Tonkünstlerbosketts" wußten auf einmal, daß es Frühling war, und sangen und zwitscherten so lieblich, wie es bloß Vögel vermögen, die gewohnt sind, um die Gräber von Gluck, Mozart, Beethoven und Schubert zu nisten.

Der Fahnenträger, der dem Zuge vorangeschritten war, hatte ein Kränzchen von frischem Lorbeer um die Spitze seiner Trauerfahne hängen. Dieses wurde nun aufgelöst und die einzelnen Zweiglein unter die Brahmsbetrauerer verteilt. Jener Lorbeer ist längst verdorrt, aber der Ruhm des edlen Meisters, dem er galt, der grünt noch immer, und er wird grünen, solange Menschenherzen nach wahrer, deutscher Musik verlangen. **Mathilde v. Leinburg**



Türmers Tagebuch

Die Blockade von innen — Beamte und Arbeiter — Das eine und das andere Bein — „Det interessiert uns nicht"

Bei dem Kampf der Eisenbahnbeamten gegen das Reich, der sich in der ersten Februarwoche abspielte und mit dem — sicher nicht rein zufällig — der Streik der städtischen Arbeiter gegen die auf sozialistisch-kommunistischer Grundlage errichtete Gemeinde Groß-Berlin parallel lief, ging es um nichts Geringeres als den letzten Rest der Staatsautorität. Und auch der ist nun glücklich flöten gegangen. Denn allen Vertuschungsversuchen und wohlfeiler Schönrednerei zum Trotz hat die Regierung eine vernichtende Niederlage erlitten, eine um so schlimmere Niederlage, als die Arbeitergewerkschaften mit anerkennenswertem Nachdruck gegen den wilden Streik Stellung genommen hatten, der von der Berufsvertretung der Eisenbahner und dem Aktionsausschuß der Berliner städtischen Arbeiter ohne Sinn und Verstand angezettelt worden war.

Wir sind seit langem nicht mehr gewöhnt, die Worte unserer — sagen wir einmal — leitenden Persönlichkeiten auf die Goldwage zu legen. Immerhin: — zu Beginn des Kampfes der Eisenbahner hatte der Reichskanzler mit einer bei ihm nahezu heldisch wirkenden Geste erklärt, eine Regierung, die dieses Ringen nicht siegreich überstehe, könne nicht nach Genua gehen. Wer aus der „Einigungsformel", auf Grund deren der Abbruch des Streikes erfolgte, etwas anderes herausliest als ein Nachgeben Punkt für Punkt, als eine völlige Kapitulation, dem muß wahrlich schon durch die demokratische Brille die pupillarische Sehkraft völlig verloren gegangen sein. Herr Wirth hat, die Übung macht ja den Meister, wieder einmal ein Ultimatum zur restlosen Erfüllung angenommen. Ein Ultimatum, das ihm abwechslungshalber diesmal die „innere Entente" diktiert hat, ein Ultimatum, das ihm nicht in London oder Paris überreicht worden war, sondern das ihm seine eigenen Untergebenen in seinem eigenen Amtshause bei spärlicher Kerzenbeleuchtung mit höhnischer Siegesgewißheit vorgelegt hatten. „Den Leuten," so zieht der „Tag" das beschämende Fazit dieser verhängnisvollen Kraftprobe, „die sich über das Wohl des Volkes, über die Pflichten ihres Amtes, über die Notlage des Reiches freventlich hinweggesetzt hatten, wurde Zutritt zum Amtssitz des Reichskanzlers gewährt, und während oben mit Fürsprechern der Reichsgewerkschaft verhandelt und abgeschlossen wurde, warteten sie unten auf das Ergebnis dieser Bemühungen,

um danach ihre letzten Entschließungen einzurichten. Mit vollem Siegesgefühl konnten sie den Kampf abbrechen, den sie geführt haben. Sie haben gesiegt über Staat und Reich, sie haben gesiegt über Volk und Verwaltung, sie haben aber auch gesiegt über das preußisch-deutsche Beamtentum, das wir bisher immer bewundert haben. Von heute an ist es unrettbar hineingerissen in den Strudel des Parteikampfes. Die Bemühungen, ihm eine gesonderte Rechts- und Berufsstellung im Staatsleben zu sichern, sind gescheitert."

Und wie steht diese Regierung, die vor den gewissenlosen Saboteuren unseres Wirtschaftslebens kläglich zu Kreuze kroch, vor denen da, die diensttreu bei der Fahne aushielten? Deren Vertreter hatten den Reichskanzler nicht im Zweifel darüber gelassen, daß sie den Streik nur abgelehnt hätten unter der Voraussetzung, daß die Reichsregierung „auf jeden Fall fest bliebe". Bei einem Nachgeben der Regierung, so ist Herrn Wirth erklärt worden, würde bei der nächsten besten Gelegenheit ein neuer Beamtenstreik inszeniert werden, und die Verbände würden dann keine Möglichkeit haben, ihre Mitglieder von einer Streikbeteiligung wie jetzt abzuhalten. Man wies darauf hin, daß dieses Schwinden der Regierungsautorität bei der gesamten christlichen Arbeiterschaft die gleichen Folgen auslösen würde.

Wir können danach also zuversichtlich erwarten, daß der Beamtenstreik eine dauernde Einrichtung bleiben und das bisherige Streiksystem in wirkungsvoller Weise ergänzen wird. Eine „Revolte" nannte durchaus treffend der Kanzler die Bewegung — nachdem sie vorbei war. Hätte er nur sein Verhalten so eingerichtet, wie es Aufrührern und namentlich deren Anstiftern gegenüber angebracht ist. Aber freilich, man hatte, wie stets, den Dingen ihren Lauf gelassen, keinerlei Vorbereitungen waren getroffen worden, um dem seit langem sichtbar drohenden Verhängnis zu begegnen, und so kam, was kommen mußte: ein jämmerliches Paktieren mit den „Rebellen". Welches Vertrauen können wir noch einer auswärtigen Regierung bieten, wenn sich in Deutschland die Staatsautorität selbst da nicht mehr behaupten kann, wo sie von fast der gesamten öffentlichen Meinung und der Volksvertretung gestützt wird?

* * *

Mit diesem erfolgreichen Streik ist die Beamtenschaft in eine Entwicklung hineingeraten, über deren Tragweite sie sich kaum hinreichend klar sein dürfte. Obwohl die Arbeiterschaft dem Streik, durch den sie selbst ja nicht zuletzt empfindlich geschädigt worden ist, mit gemischten Gefühlen zugeschaut hat, ist die sozialistische Presse seitdem eifrig bemüht, die vom sichern Hafen Verirrten mit betörenden Sirenenklängen an ihr paradiesisches Eiland zu locken. Wie sich die Sozialisten den künftigen Werdegang unseres Beamtentums vorstellen, zeigen die folgenden Betrachtungen der unabhängigen „Freiheit": „Der Streik der Beamtenschaft ist der erste, den die deutsche Arbeiterklasse erlebt. Durch ihn tritt die Beamtenschaft endgültig ein in die Reihen des Proletariats. Gewiß steckt die Bewegung, auf die sich dieser Streik stützte, organisatorisch und taktisch in den ersten Kinderschuhen ... Aber einst fiel das Wort, daß schon die Gründung des kleinsten Arbeiter-

vereins historisch bedeutsamer sei, als die Schlacht bei Sadowa. Ähnlich zu bewerten ist nach unserer Meinung die Tatsache dieses Streiks der Eisenbahnbeamten. Verstehen es die Beamten, sich die Erfahrungen in jeder Richtung hin zunutze zu machen, **werden sie sich vor allem selbst der Bedeutung ihres Streiks bewußt, dann kann diesem Anfang einer tatkräftigen Beamtengewerkschaftsbewegung eine glücklichere Fortsetzung sehr bald folgen.** Allerdings ist eine solche Auswertung des Eisenbahnbeamtenstreiks nur dann möglich, **wenn sich auch die Beamtenschaft organisatorisch, taktisch und geistig eingliedert in die breite Front der gesamten Gewerkschaftsbewegung.**"

Das klingt so lieblich: An meine Brust, du flügellahmer Vogel ... Wie es aber in Wirklichkeit mit der brüderlichen Hinneigung des Proletariats zur Beamtenschaft steht, das hat der ehemalige Volksbeauftragte Emil Barth in einer Versammlung der Groß-Berliner Betriebsräte aus der Schule geplaudert. Die wirtschaftlichen und arbeitsrechtlichen Forderungen der Eisenbahner, erklärte er, seien wohl berechtigt, doch könnte er sich die Forderungen der Eisenbahnbeamten zur **Erhaltung ihrer aus dem Beamtenrecht herrührenden Rechte** nicht zu eigen machen. Die Arbeiterschaft müsse vielmehr die **Beseitigung aller Beamtenvorrechte** und an deren Stelle die Anstellung nach dem freien Angestelltenvertrag fordern. Vom sozialpolitischen Standpunkt aus liege es im Interesse der Arbeiterschaft, daß die **Pensionsberechtigung der Beamten allmählich beseitigt** werde.

In diesem offenen Bekenntnis eines Arbeiterführers ist mit dürren Worten ausgedrückt, was im Grunde die **gesamte** Arbeiterschaft mit wenigen Ausnahmen im Hinblick auf die Beamten denkt und fühlt. Ist sich die Beamtenschaft bewußt, was es heißt, sich in die Gemeinschaft des Lotsen zu begeben? Die sozialdemokratische Logik ist, das wird man einräuemn müssen, vollkommen stichhaltig. Wenn die Beamten ihr altes Treuverhältnis zum Staat nicht mehr erhalten wissen wollen, wenn sie bewußt darauf ausgehen, sich lediglich interessenpolitisch gegen den Staat einzustellen, in ihm, wie der Proletarier, nichts als den kapitalistischen Arbeitgeber zu erblicken, dann muß man sich folgerichtig fragen, wo eine solche Beamtenschaft, die eigentlich gar keine mehr ist, ein **Anrecht auf irgendwelche Privilegien herleiten will?** Mit dem Schwinden des Verantwortungsunterschiedes ist auch **jede staatliche Bevorrechtung hinfällig.** Denn in dem Augenblicke, wo sich der Beamte in einen reinen Angestellten umwandelte, bliebe er ja **jede** Gegenleistung **schuldig.** Auf sozialistischer Seite, darüber sollte er sich, wie sehr man ihn jetzt auch umschmeichelt, keinerlei Illusionen hingeben, würden seine Sonderansprüche ganz zweifellos nicht verteidigt werden, und im bürgerlichen Lager müßte man eine Beamtenschaft, die sich in die Kampfreihen des Proletariats stellt, als die denkbar größte innere Gefahr ansehen.

* * *

Das bezeichnende Merkmal sowohl für den Streik der Eisenbahnbeamten wie auch der Berliner städtischen Arbeiter liegt darin, daß schlechterdings jeder triftige Grund fehlt, der ein so unerhört brutales, rücksichtsloses, wahnwitziges Vorgehen

auch nur einigermaßen verständlich machen könnte. Den Berliner städtischen Arbeitern war der berüchtigte Manteltarif, der geradezu einen Freibrief auf die Faulheit darstellt, auf mehrere Monate weiterbewilligt worden. „Zugegeben," muß selbst der „Vorwärts" eingestehen, „daß die Eisenbahnbeamten Erhöhung ihrer Bezüge verdienen, daß sie bei den darüber gelaufenen Verhandlungen nicht immer mit vollem Verständnis behandelt wurden, zugegeben, daß die städtischen Arbeiter drohende Entlassungen vermeiden wollen, daß sie eine Verschlechterung ihres sicher wertvollen vierwöchigen Urlaubs mit Recht befürchten — aber sind das Gründe, so riesengroße, alle Hand- und Kopfarbeiter tief ins alte Elend zurückstoßende kapitalistische Gemeinheiten, daß deswegen Deutschlands Verkehr zerschnitten, Berlins Bevölkerung ohne Gas, Wasser und Elektrizität sein muß?"

Mit großem Tamtam ist seinerzeit von der roten Presse die Zentralisierung der Verwaltung Berlins und die Übernahme der großen Werke und Verkehrseinrichtungen in städtische Regie begrüßt worden. Hurrah — die ersten Sozialisierungen waren vollzogen! Was dabei für das Allgemeinwohl herausgekommen ist, welche unerhörten Zustände sich infolge des erwähnten Manteltarifs in den Verwaltungsbetrieben eingenistet haben, ist erst kürzlich in einer Ausschußsitzung des Magistrats grell beleuchtet worden. In dieser Sitzung wurde unbestritten ausgeführt, daß tatsächlich die Verhältnisse in den städtischen Werken und bei der Straßenbahn so liegen, daß die Bevölkerung einen ganz erheblichen Teil unnützer Lasten trägt, und daß die Werke und die Straßenbahn unter der Herrschaft des (jetzt also verlängerten) Manteltarifs sich mehr und mehr zu einer Versorgungsstätte herausgebildet hatten. Es wurde z. B. seitens der Direktion der Gaswerke eingehend dargelegt, daß seit Monaten mit dem Betriebsrat in der Richtung verhandelt wird, daß überflüssige Kräfte abgestoßen werden können. Die Vertreter der Betriebsräte waren trotz mehrmaliger Befragung nicht imstande, eine positive Antwort darüber zu geben, was sie zu ihrem ablehnenden Standpunkt veranlaßt hat. Ihre Einwendungen wegen schlechterer Kohlen usw. wurden seitens der Direktionen widerlegt, und es wurde festgestellt, daß teilweise die Leistungen des einzelnen Arbeiters an den Öfen auf 50 Prozent, ja auf 35 Prozent der Friedensleistung heruntergegangen wären. Dabei muß noch berücksichtigt werden, daß die Gaswerke Berlins zurzeit nur drei Viertel der Gasproduktion haben wie die, die vor dem Kriege vorhanden war. Trotzdem ist eine außerordentlich erhebliche Steigerung der Belegschaft eingetreten, ganz abgesehen von den durch die Einführung des Achtstundentages notwendigen Erhöhungen.

Mehr und mehr hat sich in einem Teil der Werke die Tatsache herausgebildet, daß nicht der Achtstundentag das Normale ist, sondern der Sechsstundentag. Die Krankenzahl ist in den städtischen Betrieben ganz außerordentlich hoch. Sie beträgt über das Doppelte der normalen Berliner Krankenzahlen. Rechnet man noch die durch den früheren Manteltarif gewährten übermäßigen Vorteile bezüglich des Urlaubs hinzu, so ergibt sich, daß unter der Wirkung des alten Manteltarifs und durch die Durchbrechung des Achtstundentags allein bei den Altberliner Gasanstalten, also ohne die Vororte, eine jährliche Mehrausgabe von 40 Millionen entsteht.

Wirtschaft, Horatio! Aber das ist der Sozialismus, wie sie ihn verstehen, und in diesem Sinne ist man bestrebt, den ganzen Staat zum Ausbeutungsobjekt einer bevorzugten Klasse, der Arbeiterschaft, umzumodeln. Derselbe wahnwitzige Egoismus, der keine Rücksichten mehr auf die Allgemeinheit nimmt, spricht aber auch aus dem Verhalten der Eisenbahner. Und das ist ein Symptom, das viel schwerer wiegt, viel trübere Ausblicke eröffnet. Denn die Lokomotivführer, von denen im wesentlichen die Entscheidung, ob Streik oder nicht, abhing, bilden zweifelsohne eine auserlesene Gruppe innerhalb der unteren Beamten. Dieser Gruppe kommt eine ganz andere Bedeutung zu als einer zusammengewürfelten Masse kommunaler Arbeiter. Leuten, denen tagtäglich wertvolles Staatsgut anvertraut ist, die mit dem Hebel zugleich das Leben von Hunderten in der Hand haben, denen sitzt das Verantwortungsgefühl im Fleisch und im Blute. Wenn sie trotzdem ihre Pflicht im Stiche ließen und der wilden Streikparole unlauterer Elemente blindlings folgten, so beweist das, wie zersetzend bereits das marxistische Gift in die edelsten Teile des Volksorganismus vorgedrungen ist. Gewiß war Grund zur Unzufriedenheit vorhanden. Gewiß haben die verschiedenen Regierungen die Beamtenbesoldungsreform in unverantwortlicher Weise verschleppt. Kein Zweifel, daß allein die gleitende Gehaltsskala (die allen Arbeitern und Angestellten zu wünschen wäre) die Schwankungen des Wirtschaftslebens für die staatlichen Lohnempfänger einigermaßen ausgleichen könnte. Aber war, um das zu erreichen, wirklich die Anwendung so verwerflicher Mittel notwendig? Dem gerüttelten Maß von Schuld, das die nachrevolutionären Regierungen an dem verhängnisvollen Verlauf der Ereignisse tragen, steht auf der anderen Seite eine nicht minder sträfliche, ja geradezu unsinnige Besoldungspolitik der Beamtenführerschaft gegenüber. Der Deutsche Beamtenbund hat, wie Erich Dombrowski im „Berl. Tageblatt" feststellt, Anfang Dezember vorigen Jahres Gehaltsforderungen für die unteren Beamtenklassen gestellt, die in ihren Konsequenzen für das Reich, die Länder und die Gemeinden 50 bis 60 Milliarden Mark ausgemacht hätten. Die gesamten neuen Steuervorlagen des Reiches aber erzielen, wenn man von der einmaligen Zwangsanleihe absieht, nur den Betrag von etwa 45 Milliarden Mark. Schon aus der Gegenüberstellung dieser beiden Ziffern geht klar hervor, daß die Regierung beim besten Willen die Forderungen nicht erfüllen konnte. Ebenso töricht ist es von den Eisenbahnbediensteten, wenn sie, den Einflüsterungen der Sozialdemokratie folgend, sich wie ihre Kollegen von unserm Schmerzenskind, der Post, gegen eine vernünftige Auslegung des Achtstundentages wenden, wonach die Arbeitsbereitschaft nicht ohne weiteres der ununterbrochen angestrengten Tätigkeit gleichgesetzt werden soll. Würden sie mit ihrem Einspruch gegen das soeben ausgearbeitete Arbeitszeitgesetz (was bei der schwächlichen Haltung der gegenwärtigen Regierung leider wahrscheinlich ist) für die Eisenbahn durchdringen so würde einer rationelleren Arbeitsweise im Eisenbahnbetrieb der Weg verbaut bleiben. Mit anderen Worten, an einen Abbau des Personals wäre nicht zu denken. Im Gegenteil, es müßten noch immer mehr Leute angestellt werden.

Die große Besoldungsreform des vorigen Jahres, die heute, wie gern zugegeben werden soll, zum Teil schon überholt sein mag, ist unbedingt eine bemerkenswerte

Kraftanstrengung der Regierung gewesen, die Ansprüche ihrer Beamten zu befriedigen. Damals schrieb ein Studienrat in einem deutsch-nationalen Blatte, nun müsse also die Beamtenschaft weiter „am Hungertuche nagen“. Darin lag eine maßlose Übertreibung, die bezeichnend ist für die geringe Urteilsfähigkeit, die selbst in höheren geistigen Schichten herrscht. Buchstäblich verhungert sind im nachrevolutionären Deutschland sicherlich weder Lokomotivführer noch Studienräte, wohl aber die unglücklichen Altersrentner des Mittelstandes; die aber sinken in all dem wüsten Geschrei nach höherem Lohn, Sold und Gehalt schweigend dahin, Opfer, um die sich kaum eine Menschenseele kümmert. Die Beamten sind zu sehr gewohnt, von allen Seiten, von Parteipresse, Parlament und Regierung mit vielen schönen Reden umschmeichelt zu werden. Nur so ist es zu erklären, daß in einem angesehenen nationalen Blatte ein höherer Beamter allen Ernstes die Forderung aufstellen konnte, den Beamten müßten, wie es auch sonst um den Staat stehe, Gehälter nach Maßgabe der Friedenswährung zugebilligt werden. Solchem gänzlich ungerechtfertigten, maßlos egoistischen Verlangen gebührt die allerschärfste Zurückweisung. Seltsam, daß heute nach drei Jahren in Deutschland noch immer weite Kreise sich nicht klar zu machen vermögen, daß uns ein Krieg verloren gegangen ist und daß wir als die Besiegten ganz unbeschadet der Schuldfrage die Riesenlasten eines Diktatfriedens zu tragen haben. Damit ist eine Herabsetzung der Lebenshaltung für die Gesamtheit des Volkes zur Notwendigkeit geworden. Es gibt ja freilich Volksgenossen genug, die sich diesem Gebot der Stunde zu entziehen wissen. Aber vom Standpunkt der Staatsmoral aus betrachtet — die freilich auch in die Brüche gegangen ist — hat kein Teil des Volkes ein Recht auf ein Leben wie im Frieden. Auch die Beamtenschaft nicht.

* * *

„Wo bleibt eigentlich die Selbsthilfe?“ schrieb ein Leser während der Streiktage an den Berliner „Westen“. Ja, wo blieb sie? ... „Es ist nirgends etwas davon zu merken gewesen; das gesamte deutsche Volk ließ sich wieder einmal — natürlich! — von einer kleinen Gruppe terrorisieren. Wie war es denn bei den Spartakistenunruhen, bei den zahlreichen revolutionären Aufständen im Reich während der letzten Jahre? Immer hatte eine verschwindend kleine Anzahl von Leuten die Macht in der Hand, und die breite Masse ließ es sich gefallen, terrorisiert, gequält, bedrückt zu werden. Die wenigen, die zur Tat aufriefen, fanden zwar Wohlwollen, aber keine tatkräftige Unterstützung. Genau so scheint es auch jetzt wieder zu sein.“

In der Tat, so ist es gewesen. Wie aber war es da vor einiger Zeit in England? Dem riesigen Transportarbeiterstreik, der ganz Großbritannien umfaßte, stand dort keine hilflose und schafsgeduldige Menge gegenüber. Das deutsche Vorbild der Technischen Nothilfe hatte man dort aufgegriffen und vervollständigt, aber in einer solchen Weise vervollständigt, daß binnen kurzem die Verkehrsbeamten und Arbeiter an ihre Arbeitsstätten zurückkehrten, da sie einsehen lernten, daß ihr Streik aussichtslos war. Alle Kreise der Bevölkerung stellten rückhaltslos nicht nur menschliche Kräfte zur Verfügung, sondern auch

materielle. Wer Geld geben konnte, gab Geld, wer Wagenmaterial stellen konnte, stellte dieses, und wer der Streikabwehr auf andere Weise dienen konnte, tat es ebenfalls. In kürzester Zeit erstreckte sich über England ein Netz von Automobillinien, die den Frachtverkehr und auch die Personenbeförderung der Eisenbahn übernahmen; binnen kurzem war es auch gelungen, einen erheblichen Teil der Eisenbahnzüge unter Dampf zu setzen.

Ausbau der Technischen Nothilfe — das wäre für eine zielbewußte Regierung das einzige Mittel gewesen, um dem zerrüttenden Streikunwesen, dem schmählichen Treiben der inneren Entente erfolgreich zu begegnen. Aber die Technische Nothilfe besteht ja zu gut 99 Prozent aus Bürgerlichen, und wie kann eine Regierung, die stets mit dem einen Bein, und zwar dem kitzlichsten, im sozialistischen Parteilager steht, eine solche „unsozialistische" Einrichtung schützen und fördern. Der Kanzler hat wenigstens nach Beendigung des Kampfes den Anstand gehabt, der Technischen Nothilfe, die Heldenhaftes geleistet hat, Dank zu sagen, aber schon der Mehrheitssozialist Wels spie Gift und Galle gegen sie, obwohl sie allein nicht zuletzt den Arbeitervierteln zu Licht, Gas und Wasser verholfen hat.

Nein, der waschechte Regierungssozialist von heute darf beileibe nicht den Wert und die Notwendigkeit der Technischen Nothilfe anerkennen, das hieße ja der Tebelholmer — wie Schellmuffski sagt — die Regierungsautorität über das Parteiinteresse stellen. Was bleibt da anderes übrig, als sich in höchster Bedrängnis von den Nothelfern aus der Patsche ziehen zu lassen, um sie hinterher um so eifriger zu verlästern! Dieses klägliche Sichwinden der sozialistischen Regierungsmitglieder, dieses Herumhüpfen vom Einerseits aufs Andrerseits, diese Angst, sich auf den eigenen Schlips zu treten, — das alles könnte ergötzlich wirken, wenn es nicht ein gar zu beschämendes Schauspiel böte. Ein Musterbeispiel solcher Schaukelgesinnung lieferte wenige Wochen vor der großen Streikbewegung der sozialistische sächsische Wirtschaftsminister, Herr Alfred Felisch, in der „Glocke", in der er sich über die Technische Nothilfe folgendermaßen ausließ:

„Die Technische Nothilfe wird so lange ein notwendiges Übel sein, als es der Erziehungs- und Aufklärungsarbeit der politischen und gewerkschaftlichen Arbeiterorganisationen noch nicht gelungen sein wird, der Masse der Arbeiter und Angestellten die völlig veränderten Pflichtgebote, die der neue parlamentarisch-demokratische Staat jedem einzelnen auferlegt, verständlich zu machen. Nicht immer war deshalb die Technische Nothilfe, wo sie in Funktion trat, eine Einrichtung, die nur dem Großkapital und den Herrschenden nützte. Es sei nur an den Landarbeiterstreik in der Amtshauptmannschaft Leipzig im vergangenen Sommer erinnert, wo sich nach langem Zögern (!) und unter vorsichtiger Würdigung und Wahrnehmung der Rechte der Arbeiter das sächsische Wirtschaftsministerium endlich doch entschließen mußte, Technische Nothilfe einzusetzen, wenn nicht eine beachtliche Menge der sächsischen Getreideernte gefährdet oder gar vernichtet werden sollte, eine Menge, die unersetzlich und lediglich deshalb nicht einzuernten gewesen wäre, weil ein einziger Beruf in einem halb wilden Streik um bessere Lohn- und Arbeitsbedingungen rang. Solange sich solche Fälle noch ereignen, wird niemand die Notwendigkeit der Technischen Nothilfe völlig (!) verneinen können.

Es darf dabei jedoch keineswegs unterlassen werden, darauf hinzuweisen, daß die Technische Nothilfe so wie sie heute beschaffen ist, nicht nur ein notwendiges, sondern ein gefährliches soziales Übel ist (!). Ihre strengste Beobachtung durch Regierung und Arbeiterklasse ist deshalb außerordentlich vonnöten. Wer an entscheidender Stelle sitzt, weiß aus der Erfahrung, in welch leichtfertiger Weise zuweilen die Einsetzung der Technischen Nothilfe gefordert wird. Es ist gar nicht zu bestreiten, daß manche Unternehmerkreise die Technische Nothilfe auch heute noch als eine Einrichtung betrachten, die dazu bestimmt sein soll, die praktische Ausnutzung des Streikrechts der Arbeiter völlig illusorisch zu machen ... Begeht eine Behörde etwa doch den Fehler, die Technische Nothilfe in leichtfertiger Weise einsetzen zu lassen, dann ist diese Institution berechtigterweise dem Haß und der Verachtung der arbeitenden Schichten ausgeliefert. In manchen Orten steht die Technische Nothilfe auch unter einer Leitung, die von der Sucht befallen ist, so oft als möglich in Aktion treten zu können. Dabei sollte die Technische Nothilfe selbst ihren Stolz daran setzen, nur deshalb da zu sein, um möglichst nicht gebraucht zu werden (!).

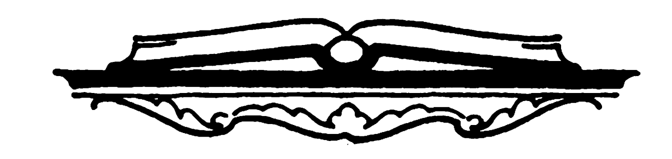
Solange wir die Technische Nothilfe aber noch, in hoffentlich recht wenigen Einzelfällen, gebrauchen, wird es Pflicht der Reichsregierung sein, mit peinlichster Sorgfalt darüber zu wachen, daß aus dieser staatlichen Institution nicht eine staatliche Armee von Streikbrechern wird. Versuchen wir es deshalb, die Technische Nothilfe so lange objektiv (!) zu beurteilen, als sie nun einmal vorhanden ist; versuchen wir, sie in Gesinnung und Organisation durch den mitbestimmenden Einfluß der Arbeiter zu reformieren, dann werden wir die Notwendigkeit ihrer Existenz nicht unbedingt (!) zu verneinen brauchen, weil wir das kaum können (!), und wir können trotzdem erreichen, daß sie kein Unheil für die Arbeiterklasse anrichtet."

* * *

Eine Einrichtung wie die der Technischen Nothilfe, so meint der oben zitierte kleine Machiavell aus Herrn Scheidemanns Schule, wird um so überflüssiger werden, „je mehr sich die Denkweise aller schaffenden Menschen auf den Pflichtkreis und die höchste Verantwortlichkeit des einzelnen im neuen Volksstaate einstellt". Eine wunderschöne Phrase, nur läßt sie sich schwer in Einklang bringen mit der sozialistischen Praxis, von der uns soeben erst ein Pröbchen beschert worden ist. Verantwortlichkeit? Wer möchte die streikenden Eisenbahner für so einfältig gehalten haben, daß sie nicht gewußt hätten, welchen grimmigen Stoß sie dem Wirtschaftsleben durch ihren Ausstand versetzten? Die täglichen Einnahmen der Eisenbahnen betrugen in der letzten Zeit täglich 30 Millionen Mark im Personen- und 160 Millionen Mark im Güterverkehr. Nimmt man den niemals feststellbaren Schaden hinzu, der dem Geschäftsleben durch die völlige Unterbindung des Verkehrs zugefügt worden ist, das Unheil, das durch die Stockung der Kohlenzufuhr, den Ausfall an Lebensmitteln verursacht wurde, dann wird sichtbar, was für Milliardenwerte durch die Frivolität einer kleinen Bevölkerungsgruppe das arme Deutschland eingebüßt hat.

Und die Berliner Arbeiterschaft, was wußte die von „Verantwortlichkeit“? „Den Krieg will man nicht mehr,“ schrieb eine empörte Mutter ihrem Blatte, „gegen den Krieg veranstaltet man große Demonstrationen, weil er grausam und brutal ist. Erste Kriegsregel aber war noch immer: Schont die Frauen, die Kinder und Kranken! Den städtischen Arbeitern von Berlin gebührt die Ehre, mit dieser Regel schlichtester Menschlichkeit gebrochen zu haben, und dies um ein Nichts, ohne jeden Grund.“ Das Riesenelend, das der Streik verursachte, hat die bürgerliche und proletarische Bevölkerung gleichermaßen betroffen. Aber selbst der Jammer der eigenen Klassengenossen stört die verbrecherischen Hetzer nicht, die den Unverstand der Massen ihren dunklen Zwecken nutzbar zu machen wußten. Als der Berliner Oberbürgermeister in herzbewegenden Worten die überstandene Not schilderte und namentlich der verzweifelten Zustände in den Krankenhäusern und Kliniken gedachte, da wurde ihm von der Linken zugebrüllt: „Det interessiert uns nicht!“

„Det“ — also das Leiden der anderen — interessiert diese hartgesottenen Gemütsmenschen nicht. Es ist schwer glaublich, daß die gesamte Streikmannschaft an gleicher Gefühlsverhärtung krankt. Aber sie duldet solche Führer über sich, sie ordnet sich ihnen sklavisch unter und sie macht sich derart mitschuldig an dem Verbrechen, das gegen die Allgemeinheit begangen wird. Man rede uns doch nicht immer ein, die Leute wüßten nicht, was sie täten. Es mag ja sein, wie der „Berl. Lok.-Anz.“ meint, daß die Mehrzahl der Arbeiter wie die Radieschen nur äußerlich und der Schale nach rot seien. Dann aber ist es um so trauriger und jammervoller, daß sie nicht endlich einmal den Mut aufbringen, sich gegen den Terror der Minderheit geschlossen zur Wehr zu setzen. Fehlt denn den ehrlichen Leuten heutzutage jede Zivilkourage und ist die Entschlossenheit des Handelns zu den Lumpen geflüchtet? Herr Müller aus Franken, der, wie sich wohl nur noch sehr wenige Leute erinnern werden, auch einmal Kanzler des Deutschen Reiches war, hat im Reichstage kürzlich behauptet, die deutschen Arbeiter würden den Bürgerkrieg dem Revanchekrieg vorziehen. Wir haben mit der „Kreuzzeitung“ diese Phrase seinerzeit als eine Verleumdung der deutschen Arbeiterschaft empfunden, an deren gutem Kern wir trotz der jüngsten Ereignisse noch immer nicht verzweifeln möchten. Oder sollte wirklich der größte Teil der Arbeiterschaft schon so denken, wie der sächsische Regierungssozialist, Herr Crispien, der das hehre Bekenntnis ablegte: „Ich kenne kein Vaterland, das sich Deutschland nennt.“



Auf der Warte

Von der Not des Geistes

ist in diesen Blättern schon mehr als einmal gesprochen worden. Es ist wohl die tiefste Not der Gegenwart. Sie wird in der Einsamkeit erduldet; ja, ihr Wesen ist Einsamkeit. Denn wäre Herz mit Herzen, Geist mit Geistern innig zur Einheit verbunden, hilfreich, liebend — wir hätten keine geistige Not: wir würden sie gemeinsam lösen.

Mit dir aber, du Einsamer, du Sehnsuchtsvoller, hat noch niemand gesprochen!

Du klopftest bei diesem an und bei jenem, aber es öffnete niemand; du lasest Bücher und hoffnungsfrohe Trostworte, und dein Herz sagte dir, daß du bei dem, der dies schrieb, Hilfe finden würdest. Aber wenn du kamst und von deiner Not erzähltest, dann trat in die Gesichter der eisige Zug abweisender Höflichkeit; und wenn du dich verbeugtest und in die Augen des Hörers zu blicken trachtetest, dann schlossen sich diese gelangweilt und unverstehend. Du spürtest nichts von einem innersten Beteiligtsein an dem, was dich bewegte; erstarrend zog sich dein Herz zusammen: qualvoll war es, diese Maske leerer Freundlichkeit vor sich zu haben, noch quälender, zu ihr gesprochen zu haben mit heißem, hoffendem Herzen.

Und so schien es dir eine Zeitlang die drückendste Not, keinen Menschen zu finden! Zu sehr suchtest du außer dir, bis du es endlich begreifen lerntest, wie notwendig und wie segensreich dieses Alleinsein war. Ich weiß, daß dir diese Erkenntnis erst aus einer Fülle von Bitterkeit, Verzweiflung, Beschämung, Wut und Abscheu heraus zuteil ward; und es währte lange Zeit, bevor du die Hehre, die dir so tiefe Weisheit gab, als Göttin sahest und priesest.

Ein großer Kreis der Intellektuellen, die ein günstiges Schicksal — nicht immer die eigene Kraft! — auf eine höhere Lebensstufe stellte, hat in Wahrheit keine Ahnung von der Not des Geistes in den „unteren Klassen". Oder wo jenen eine solche Ahnung dämmert, ist doch die Vorstellung davon eine falsche; die Notlage wird auf wissenschaftlichem Gebiete, auf dem Gebiete der Formalbildung gesucht, während sie tatsächlich seelischer Art ist. Es gab allerdings eine Zeit, in der jener Mangel besonders herrschend war; ihn zu beseitigen war jedoch das Zeitalter der Mechanisierung gerade gut genug. Jetzt aber diese Arbeit fortzusetzen, ist nicht allein unrichtig, sondern geradezu verderblich, verderblich dort, wo es sich, wie in den meisten Fällen, um zielunsichere Menschen handelt. Zu Unrecht führen unsere Volkshochschulen diesen Titel, der zugleich so kennzeichnend dafür ist, was im allgemeinen unter „Hochschule" verstanden wird: eine Lehranstalt für tausendfach zersplitterten Wissenskram.

Es steht für mich unzweifelhaft fest, daß sich der deutsche Geist aufs neue in einer Aufwärtsbewegung befindet; wenn aber der Geist emporsteigt, dann ist sein Ziel und Wille die Einheit! Der unglückselige Zustand einer Über-Organisation, einer Über-Mechanisierung, wie er kennzeichnend war für das sogenannte alte Regime, hat es mit sich gebracht, daß jene Kreise, die im Grunde die Anwartschaft auf eine Höherführung der Besten des Volkes besitzen, unfähig dazu sind, zu führen und zu leiten. Wie kann man dort Meistertum erwarten, wo Irrtum zur Lebensauffassung wurde? Es geht nicht an, Einheit gleichzustellen mit Einheitlichkeit; diese ist Organisations-, will sagen: mechanisches Ziel, während jene die Gipfelhöhe darstellt, der die menschliche Seele entgegenstrebt,

Die Seele! Wir suchen Seele, wir suchen Gott — und von da aus die Einheit, die Erlösung aus der schauerlichen modernen Einsamkeit. Karl Diesel

*

Die Kehrseite dazu

NB. Mit warmer Zustimmung geben wir Karl Diesels voranstehende Betrachtungen in den Druck, können uns aber doch eine kleine Randbemerkung nicht ganz versagen. Wenn da von abweisenden Gesichtern und gelangweilt sich schließenden Augen gesprochen wird, so kann man dies dem Besucher, dessen Herz sich krampft, nachfühlen aus den Jahren eigener Not und Wander-Einsamkeit. Aber es hat denn doch seine Kehrseite. Aus meinem eigenen Erfahrungsbezirk, der doch immerhin verhältnismäßig begrenzt und still bleibt, kann ich erraten, was für unglaubliche Anliegen an ausgesetzt in der Öffentlichkeit wirkende Männer herantreten mögen. Nicht nur, daß wir, selber durch Lebenskampf hindurchgegangen, unsre Kraft und Zeit an unsre Bücher, Briefe, Besucher und private Angelegenheiten verwenden: wir sollen auch gänzlich fremden und fernen Menschen, die vielleicht einmal eins unsrer Bücher gelesen, das Geld etwa zur Anlage eines Hühnerhofes beschaffen; sollen etwa einem blutjungen Seminaristen, der sich zum akademischen Studium berufen glaubt, das Kapital dazu herbeizaubern; sollen einem jungen Lehrer, der seinen Beruf aufgibt und fortan von der Feder leben will, ein Romanmanuskript lesen und unterbringen; sollen schlecht geschriebene Dramen — von Lyrik ganz abgesehen! — begutachten und an Bühnen empfehlen, so daß manchmal ein Stoß solcher Gesuche oder Handschriften auf dem Arbeitstisch lagert ... Und wenn alsdann noch Tag um Tag drei bis vier Besuche die Arbeitszeit zerbrechen: dann soll der also Zermürbte noch Spannkraft behalten! Auch sein Herz mag sich da manchmal zuschließen wie sein müdes Auge: weil eben Suchende an falscher Türe anpochen und Dinge verlangen, die zu geben wir weder fähig noch berufen sind.

Auch dies ist wahrlich „Not des Geistes", und ist zugleich Not des Herzens: völlig nutzlos Zeit und Kraft opfern und Hilfe versagen zu müssen, weil an sich ja begreifliche Ratlosigkeit oder Gedankenlosigkeit — oft auch Mangel an Ehrfurcht vor dem Heiligtum der Arbeitsstätte — sich verlaufen haben. Es ist nicht minder schmerzlich, einen Bittenden entlassen und sich selber gleichsam mit dessen Sorge innerlich und unnütz belasten zu müssen, bis der geübten Lebenskunst das Gleichgewicht wieder herzustellen gelungen ist.

Möglich, ja wahrscheinlich, daß die Intellektuellen in der Tat die seelische Not der unteren Klassen nur unvollkommen nachfühlen: mindestens so sicher aber ist, daß sich die Unreifen und Unteren noch viel weniger in die Spannungen, Kämpfe, Arbeiten und Lasten der Geistigen emporfühlen können. Die meisten von uns haben in herben Jugend- und Lehrjahren immerhin jene Stufe durchgemacht und können vieles mitempfinden; nicht aber ist es umgekehrt der Fall. Und so ist die Tragik und wahre Not in dieser Hinsicht dennoch mehr bei uns als bei den unteren Klassen, aus denen sich immer nur Einzelne mühsam emporringen — wie wir es auch getan haben. Denn der Weg zur Gralsburg kostet nun einmal Schweiß und Blut. F. L.

*

O ihr Propheten! ...

In Kassel, wo schon Bernhard Richters okkultistische Monatsschrift „Der 6. Sinn" wirkt, versucht eine neue „esoterische Rundschau" unter dem Titel „Arkana" Freunde zu gewinnen und prophezeit denn gleich in der ersten Nummer recht wacker. Da lesen wir im „Winter-Horoskop für Berlin" folgendes:

„Am 21. 1. 1922 tritt die Sonne am Aszendanten in den Wassermann und regt die Kräfte dieses Zeichens an. Er beginnt eine verhältnismäßig bessere Zeit. Eine Reihe günstiger Bestrahlungen folgt bis Mitte Februar. Selbstbeherrschung und organisatorische Tätigkeit gewinnen an Raum."

O ihr Propheten! Dabei stehen wir just in diesen Februartagen (Eisenbahnerstreik) in einer der unheilvollsten Streikbewegungen, die Deutschland je erlebt hat! Ja, ja, der „Wassermann" hat's in sich: selbst die freundlichsten

Horoskope des „Karmisch-astrologischen Büros Arthur Moriton“ werden zu Wasser . . .

*

Silberfüchse

Es ging eine Nachricht durch die Presse, daß im kleinen Walsertal eine Farm gegründet worden sei zur Züchtung von Silberfüchsen. Ernährt würden die Füchse mit Katzen, das Stück zu ℳ 50.—

Wozu dienen die Silberfüchse? Zu wissenschaftlichen Zwecken? Nein: zur Gewinnung von Pelzen. Wer kauft heute Silberfuchspelze, das Stück zu 100 000 ℳ? — Um die Füchse zu ernähren, braucht man Katzen. Um die Katzen zu ernähren, braucht man erstens Milch. Ob diese Katzenmilch nicht Kindern entzogen wird? Oder züchtet man Mäuse für sie? Bedingt die Silberfuchsfarm eine Katzenfarm — und die Katzenfarm eine Mäusefarm?? . . .

Ist dies das Notwendigste, was wir in unserer furchtbaren Lage und zu unserer Gesundung brauchen? Sollte es sich hier nicht bloß um eine Gesellschaft zur Gewinnung von Goldfüchsen handeln? Und zur Unterstützung der Eitelkeit übermäßig Reicher?!

Die menschliche Liebe zu allem Getier ist ein Teil unserer Liebes- und Erlöserkraft. „Bruder Silberfuchs“, würde Franziskus von Assisi sagen, „wie schön bist du in deiner Freiheit. Schwester Katze, du bist meinem Herzen Gespiel und meinen Augen Weide.“ — „Wat fürn Weide?“ sagt der Farmer im kleinen Walsertal, „Katzen sind Futter für Silberfüchse; Silberfüchse sind Pelze für Menschen, die ihren Leib damit behängen wollen.“

Ludwig Finckh

Soweit der Dichter Ludwig Finckh. Er mißtraute erst dieser neuesten Errungenschaft des Materialismus. Aber die folgende Antwort bestätigt die Tatsache, und zwar in einer Weise, die bemerkenswert ist:

„Wenn ich auf Ihren Brief antworte, tue ich es nur deshalb, weil ich selbst die Tiere außerordentlich liebe und schließlich abgesehen von allem übrigen, Ihrem Brief doch entnehme, daß das Motiv ein auch von mir sehr gebilligtes ist. Ich denke nun aber auch, daß Sie so liebenswürdig sind und mir folgende Fragen beantworten: 1. Essen Sie nie Fleisch? 2. Tragen Sie nie Schuhe von Leder? Im übrigen kann ich Sie beruhigen. Die Katzen werden den Füchsen nicht lebendig vorgeworfen. Die Katzen werden wie die Füchse in der allerhumansten Art umgebracht. Da ich an mir selbst die Erfahrung gemacht habe, daß das Chloroformieren keine Freude ist, verzichte ich sogar auf die in Amerika durchwegs angewandte Methode und lasse die Tiere in einem Bruchteil von einer Sekunde aus dieser Welt hinausbefördern. Sie können sicher sein, daß meinem tierliebenden Herzen nicht die Silberfüchse leid tun und die Katzen, die ein schönes gesundes Leben haben und einen Tod, um den ich sie herzlich beneide, sondern leid tun mir die Füchse im Freien, die entweder eines Tages angeschossen, langsam zugrunde gehen, oder allmählich altersschwach, sich nicht mehr genügend Nahrung verschaffen können, um schließlich an einer Krankheit langsam hinzusiechen.

Es würde mich freuen, wenn ich Sie damit beruhigen könnte, und wenn Sie dadurch angeregt werden, sich zu überlegen, daß ein Tod, wie er den Silberfüchsen bevorsteht, etwas ist, worum nicht nur jedes Tier, sondern auch jeder Mensch die Füchse nur beneiden kann.

Sollten Sie noch irgendwelche Bedenken haben, so bitte ich Sie, mir dieselben nur mitzuteilen.

Mit ergebenstem Gruß . . .“

— Jeder Zusatz überflüssig!

*

Aus der Jugendbewegung

und verwandtem Drängen nach Aufbau und Siedelung oder neuer Lebensgemeinschaft in unserem zerrissenen Deutschland greifen wir gern von Zeit zu Zeit einen Bericht heraus. Da tagten um die Jahreswende die „Christrevolutionäre“ in Erfurt und Weimar. Hier hat man in engem Rahmen beisammen, was jetzt alles im neudeutschen Menschen gärt. Ein Hauptbeteiligter schreibt darüber dem „Türmer“:

In Erfurt waren wesentlich die Alten beteiligt; da herrschte noch mehr die Theorie, in Weimar dagegen freies programmloses Werden. Dr Strünckmanns Plan, die Kreise von links durch Aussprache über Marx, Silvio Gesell und Kropotkin in Fühlung und zu gegenseitigem Verstehen zu bringen, kann als gelungen bezeichnet werden. Allerdings: Parteiprogramme und Parteivertreter kamen dabei nicht in Frage. Aber schon die Darlegungen der persönlichen Welten, noch ergänzt durch Bilder von Berthold Otto und K. Chr. Planck, waren für das Drängen des jungen Deutschland reichlich viel Lehrhaftes. Das Ergebnis von Erfurt griff denn auch als gemeinsame Forderung aller Richtungen den Grundbegriff Volksland heraus.

Die angenommene Entschließung lautete im wesentlichen:

An den Reichskanzler und seine Leute!

„Wir wollen: 1. Volksland, gegeben an die besitzlosen Aufbauwilligen. 2. Geld-Beihilfen aus der produktiven Erwerbslosenunterstützung für die besitzlosen Siedler und Anfänger in Siedlerschulen. 3. Einrichtung von Siedlerschulen. 4. Unterstützung der Siedler-Nothilfe.

Werkgruppen, Arbeitsgemeinschaften und junge Kampfscharen aus den verschiedensten Richtungen kamen in Erfurt am 27. bis 31. Dezember 1921 zu einer Aufbauwoche zusammen. Alle erkannten, daß wir vor dem wirtschaftlichen Bankrott stehen, daß unsere Ernährung von der Gunst des Auslandes abhängig ist. Es steht also dem internationalen Kapital jederzeit frei, den größten Teil des Volkes durch Hunger gefügig zu machen. Jeder Kampf nach außen wird beantwortet mit Hunger, jedes Warten mit Sklaverei. Wir Parteilose sind gewillt, durch Hingabe unserer Arbeitskraft, unseres Besitzes, unseres Wissens, die Ernährungsbasis neu aufzubauen, mit der Jugend uns voll in den Dienst der Zukunft, für die Erziehung zum gemeinwirtschaftlichen Aufbau zu stellen. So betrachten wir auch unsere bisherigen Siedlungen als Volksland. Zur dauernden Sicherung allen Volkslandes fordern wir ein Freiwirtschaftsgesetz, durch welches sofort, spätestens vom 1. Januar 1923 ab, ein deutsches Reichsbodenrecht im Sinne des Artikels 155 der Reichsverfassung errichtet wird"...

Einen starken Eindruck machte Heinrich Vogeler, der Worpsweder Maler, der Gründer und Leiter der „Siedlung" Berkenhoff bei Bremen. Wenn seine Arbeit auf dem Berkenhoff stark angegriffen wurde, so wird dabei verkannt, daß es sich hier nicht um ein Unternehmen auf Gewinn handelt, sondern um eine Leistung ähnlich der Bodelschwinghs oder noch besser Pestalozzis, da Vogeler mit besonderer Liebe an der neuen „Arbeitsschule" hängt. Man kann sich zu seinen Grundsätzen — Autoritätslosigkeit, Gemeinwirtschaft, Menschheitsgedanke — stellen wie man will, Vogelers starke Liebe zu den Verstoßenen und seine Opferbereitschaft müssen anerkannt werden.

Ein im Gesamtbild der Tagung auffallendes Bild war die Gestalt eines preußischen Offiziers aus dem Kreise Berthold Ottos. Sein mutiges Bekenntnis zur Monarchie und sein Eintreten für Kaiser Wilhelm II. lag nicht im Geiste der Tagung; und doch war uns hier ein prächtiges Beispiel der Synthese altpreußischen Geistes mit der neuen Welt der geld- und zinsfreien Gemeinwirtschaft gegeben. Und schließlich war das gegenseitige Verstehen zwischen ihm und dem Wesen z. B. Vogelers ein ziemlich weitgehendes, da eben anerkannt werden mußte, daß der Geist des römischen Rechts die altgermanische Auffassung von Staat und Königtum in eine unvölkische Bahn gedrängt hatte.

Nicht minder eigenartig wirkte die lebendige Teilnahme eines katholischen Geistlichen in Erfurt, der durch Weitherzigkeit und verständnisvolle Haltung nach allen Richtungen sich die Herzen gewann. Unter seiner Führung erlebten wir auch die weihevolle Welt des herrlichen Doms und des Ursulinerinnen-Klosters mit starken Eindrücken.

Ein wichtiges Ergebnis der Tagung ist wohl die Aussicht, daß die Jugendbewegung durch die Arbeit für gemeinsame Grundforderungen und die Notwendigkeit eines Austausches von Hilfskräften und Erfahrungen in der Siedlungssache zu einem Deutschen Jugendamt kommen kann. Es wäre vielleicht von

großer Bedeutung, wenn aus der weiteren Verfolgung der Forderung „Volksland" eine Volksabstimmung über die Rückkehr zum altgermanischen Gemeinrecht am Boden oder wenigstens zu der Teilforderung: Siedlungsland muß Volksland werden und bleiben, in die Wege geleitet werden könnte.

Ein starkes Erlebnis war mir und wohl auch anderen die Aufführung der mittelalterlichen Mysterienspiele „Kain und Abel" und „Faustulus", die den Geist der griechischen Bühne und die tiefe Mystik des germanischen Wesens vereinigen und wohl mit berufen sind, dem religiösen Sehnen der Gegenwart Stimmung und Ausdruck zu verleihen. Die Spiele paßten sehr wohl in die Grundstimmung der Weimarer Tage, die mehr und mehr die tieferen Fragen der Gemeinschaftsbildung in den Vordergrund brachten und nach anregenden Aussprachen über die wirtschaftliche Form der Siedlungsgemeinschaften — ob Privat- oder Gemeinwirtschaft, Freigeld- oder bargeldlose Rechenwirtschaft usw. — schließlich in einem Gedankenaustausch über das Wesen der Gemeinschaft gipfelte. Dabei konnte ich zum Ausdruck bringen, daß das eigentlich Gemeinschaftsbildende weniger in als über den Menschen, in der gemeinsamen Verehrung für die höchsten Geheimnisse liegt, wie wir es besonders stark im Kloster der Ursulinerinnen in Erfurt erlebt hatten, und daß das Wesen des Göttlichen nicht einseitig im Ausbau des Ich, sondern im Erleben des Gemeinsamen, im Wir und in der Vollendung des einen im anderen und durch den anderen liegt. Das Urerlebnis des Göttlichen ist darum die wahre Liebe und die echte Ehe.

Dem Grundgedanken der Einheit alles vielgestaltigen Erlebens in der Welt der Erscheinungen gab dann am Schlußabend Johannes Schlaf noch erhebenden Ausdruck durch Vortrag einiger seiner Dichtungen.

Überblickt man das Ganze der Tagung, so kann man freudig und gläubig in die Zukunft blicken, da die Jugend von einem so starken Aufbauwillen und einem so lebendigen Gemeinschaftssehnen durchglüht ist.

Die Reichhaltigkeit der fünf Tage geht aus der Vortragsliste hervor. Es sprachen: Alfons Paquet über „Stadtsmännische Aufgaben in Krisenzeiten" (Ausgleich statt Feindseligkeit und Härte), Hacker (völkische Kommunisten) über „Marx", Postdirektor Lange über Marx, Proudhon, Silvio Gesell, Ritter über Kropotkin, Helene Frisch über Berthold Otto, Friedrich Schöll über K. Chr. Planck, Dr Strünckmann über Arbeitswährung, Maaß über Silvio Gesell, Heinrich Vogeler über Siedlung und Arbeitsschule, Dr Armin Osterrieth über Aufbaufragen, Prof. Lehmann-Hohenberg über Deutsches Recht. Die Sammlung von Unterschriften zur Entschließung hat Hans Albert Förster übernommen. Zuschriften gehen an Karl Naumann, Leipzig, Talstraße 12 B.

Friedrich Schöll

NB. Wir sind durchaus der Meinung, daß die Regierung diesen schöpferischen Trieb der neudeutschen Jugend erkennen, benützen und fördern muß. Zwangswirtschaft und Rationierung sind ein sehr übler Notbehelf, denn das Beste wird ertötet: das Schöpferische im Menschen. Dies aber ist es, was in all diesen Bestrebungen heraus will. Man muß ihm zur Klärung verhelfen. D. T.

*

„Entschiedene" Jugend?

In der Doppelnummer 61/62 der „Politischen Rundbriefe" wird von dem Herausgeber Heinz Klute der Eintritt der „Entschiedenen Jugend" in die Kommunistische Partei angezeigt. Dazu macht nun der Chronist in der Berliner Wochenschrift „Das Gewissen" ein paar ausgezeichnete Randbemerkungen:

„Wir hören auf die Jugend in Deutschland überall, wo ihr Herz vernehmlich schlägt. Wir achten auf alle Gegensätze, die in ihr ausgetragen werden, und auf jeden Entschluß, den sie faßt, weil es die ersten Regungen der nächsten Generation sind, mit denen unser Schicksal seine Zeichen setzt. Wir wollen auch daran nicht vorübergehen, daß die Gruppe der ‚Entschiedenen Jugend' sich nunmehr politisch entschied, indem sie sich kommunistisch entschied. Und wir wollen ein Wort dazu sagen. Die Begründung, die der Herausgeber der ‚Poli-

tischen Rundbriefe' dem Schritte der Gruppe gibt, ist ein Dokument der Wandlung. Die ‚Entschiedene Jugend' will von der Träumerei weg und zur Wirklichkeit hin. Sie ist schon sehr weit auf diesem Wege. Ihr Manifest, wenn wir es so nennen wollen, rückt ab von allen Illusionen der Revolution. Es spricht von dem ‚unpersönlichen, kümmerlich armen Weltgefühl, aus dem Pazifismus und Anarchismus ihre Kräfte ziehen'. Nur eine Illusion ist geblieben, als die letzte, äußerste, höchste: die Scheidung der Menschen in proletarische und nicht proletarische Menschen blieb — und aus ihr sich ergebend die schwärmerische Zuversicht, daß das Proletariat berufen sei, die Menschheit zu erlösen! Die Wirklichkeit ist aber, daß heute in Deutschland nicht nur das Proletariat verknechtet ist, sondern ein ganzes Volk. Davon steht in diesem ‚Politischen Rundbrief' nicht ein einziges Wort. Die jungen Menschen, die ihn verfaßten, sind spürbar deutsche Menschen, schon weil sie echte Menschen sind. Aber von Deutschland steht in ihrem Rundbriefe — nicht — ein — Wort! Nur an einer Stelle steht ein merkwürdiges Bekenntnis. ‚Wir sind älter geworden,' heißt es dort, ‚wir sehen uns in der großen Gemeinschaft Volk'. Diese jungen Menschen werden noch älter werden, und sie werden erkennen, daß kein Proletariat eines Volkes dem Proletariat eines anderen Volkes hilft... Das wollen sie heute noch nicht wahrhaben. Sie glauben an die Macht des Klassenkampfes. Es ist immer schmerzlich, einer Jugend ihre Hoffnung zu nehmen. Aber es muß gesagt werden, daß es die größte aller Verarmungen ist, immer nur im Proletariate eines Volkes zu denken, und nicht in der Größe der ganzen Nation. Das Wort wird hier nicht überzeugen können. Aber vielleicht kann ein Beispiel verdeutlichen, um was es sich handelt. Die Geusen waren Bettler. Und sie waren mehr wert als die Herren im spanischen Spitzenkragen. Aber die Söhne des Adels und des Bürgertums führten die Geusen. Und das Ergebnis war die Freiheit des holländischen Volkes. Wir sind heute alle Geusen in Deutschland. Und keinen anderen Unterschied sollte es zwischen Deutschen geben, als den, wer führt und wer geführt wird — in gemeinsamer Sache."

*

So ist's recht!

Der Verwaltungsbezirk Reinickendorf besitzt noch von der früheren Gemeinde her ein Heim zur Unterbringung vorübergehend Obdachloser. In diesem Heim werden zwei bis drei Dienstmädchen beschäftigt, die ursprünglich nach dem Hausangestelltentarif entlohnt wurden. Der Betriebsrat des Obdachs bestand aber darauf, daß die Dienstmädchen nach dem Gemeindearbeitertarif entlohnt werden. Jedes Dienstmädchen bekommt jetzt jährlich etwa 23 000 Mark Lohn. Das war aber selbst dem Dezernenten, dem unabhängigen Stadtrat Hecht, zuviel. Er ließ sich verklagen, aber der Schlichtungsausschuß Groß-Berlin gab dem Betriebsrat recht, und auch in einer zweiten Klage, auf die es das Bezirksamt ankommen ließ, siegten die anderen. Die Dienstmädchen des Reinickendorfer Obdachs haben freie Station, und diese wird nach dem Gemeindearbeitertarif mit jährlich noch nicht 6000 Mark bewertet. Die Folge dieser Lohnregelung ist, daß die Dienstmädchen neben der freien Station monatlich fast 1500 Mark bar bekommen, also fast genau denselben Betrag, den die Oberschwester des Obdachs monatlich insgesamt an Gehalt empfängt.

Dieser neue Beweis für die Überbewertung mechanischer Hilfskräfte ist ein neuer bezeichnender Beitrag zur sozialistischen Lehre vom „Aufstieg der Tüchtigen". Wann endlich kommen auch die geistigen Arbeiter an die Reihe?! Von denen verlangt man ja gerade auch von Staats wegen grenzenlos geduldigen und selbstlosen Idealismus. Uns ist z. B. ein Fall bekannt, wo man von höheren Lehrern zeit- und kraftraubende Tätigkeit an der Volkshochschule verlangt (neben dem Hauptberuf!), deren Vorstand vorwiegend linksgerichteten Parteien angehört. Für Zeitungsanzeigen und Vorträge der „Genossen" werden die nötigen Summen aufgebracht, aber

die regelmäßig lehrenden Dozenten haben nach mehrmonatiger Frist noch keinen Pfennig Honorar gesehen und wissen nicht, ob bei der Ebbe in der Kasse ihr Stundenhonorar ausgezahlt werden kann. Dr B.

*

Zweierlei Märtyrer

Zwei gegensätzliche Notizen lesen wir gleich hintereinander in den Tageszeitungen. Da ist zunächst die eine, sehr ernste Mitteilung:

Den durch Bolschewistenhand umgekommenen deutschen evangelischen Pfarrern wurde in Riga ein schlichter Gedenkstein gesetzt. Obenan steht die biblische Mahnung: „Gedenket an eure Lehrer." Dann folgen 32 Namen von Männern, die „als Märtyrer in den baltischen Landen während der Zeit der bolschewistischen Schreckensherrschaft und Christenverfolgung 1918/19" gestorben sind. Der altkirchliche Spruch: „Das Blut der Märtyrer ist die Saat der Kirche" beschließt die Reihe. Der untere Teil des Steins trägt noch acht weitere Namen von „Konfessoren", ein Ehrenname, den in der alten Kirche diejenigen Christen bekamen, die sich weder durch Folter noch Verbannung hatten abtrünnig machen lassen; darunter das Christuswort: „Wer beharret bis ans Ende, der wird selig." — Das Ganze ein ergreifendes Zeugnis für die Kraft christlichen Glaubens, die sich auch an dem Geschlecht unserer Tage bewährt.

Diese echten Märtyrer sind also durch Bolschewisten, d. h. Kommunisten russischer Prägung, getötet worden. Einige unserer deutschen Kommunisten, die sich in den blutigen Münchener Tagen hervorgetan haben, sitzen im Festungsgefängnis Niederschönefeld. Bekanntlich hat die Linke versucht, diese in Üppigkeit schwelgenden Aufrührer in „Märtyrer" umzufärben — mit dem Erfolg absoluter Lächerlichkeit. Man höre:

Nach den neuesten Mitteilungen der Justizverwaltung haben von der Arbeiterschaft die Festungsgefangenen vom Dezember 1919 bis September 1921 an Geldhilfe etwa 140 000 Mark erhalten. Am letzten Weihnachten bekamen sie viele Pakete im Gesamtgewicht von über 23 Zentner, darunter die feinsten Leckereien, Wein und Rum. Auf Toller allein trafen über 3 Zentner. Zwischen Weihnachten und Neujahr wurde in Niederschönefeld ein Lumpenball veranstaltet. Die Leute liefen vier Tage lang maskiert herum, Toller als Edelknabe. (!) Diese tagelangen ausgelassenen Vergnügungen sind ein vernichtendes Urteil über die fortwährenden Klagen wegen schikanöser Behandlung. Diese Leute können nicht sagen, daß es ihnen schlecht gehe. Gegenüber der vom Abg. Niekisch auf dem Leipziger Parteitag der U.S.P. aufgestellten Behauptung, daß der Kommunist Eisenberger in der Gefangenenanstalt hungern müsse, stellt die Verwaltung fest, daß Eisenberger innerhalb zwei Monaten um 14 Pfund zugenommen hat. Anläßlich solch vernichtender Widerlegung ging der Verfassungsausschuß mit den bürgerlichen Stimmen zur Tagesordnung über die Angelegenheit über.

Nette „Märtyrer", nicht wahr?! Nebenbei: daß ein solch vergnügtes Treiben bei Strafgefangenen möglich ist — auch ein Zeichen der Zeit!

*

Schlecht Gewand — ein deutsches Ehrenkleid

Es kommen der Ausländerinnen jetzt wieder viele nach Deutschland. Sechzigtausend Amerikaner sind schon für Oberammergau angemeldet! Man möchte doch so gern den lang gehegten geheimen Wunsch erfüllt wissen, sich diese deutschen Menschen näher anzusehen, die mehr als vier Jahre einer ganzen Welt widerstanden haben.

Haben sich dann diese Ausländerinnen, die uns auskaufen, ein wenig in Berlin umgetan, so hört man von ihren zarten Lippen den verwunderten Ausspruch: Warum sind diese Männer in Deutschland so schlecht angezogen? Warum tragen sie im Sommer tagsüber und zu ihren Geschäften den Cutaway? Der Geschmack der Deutschen ist sonderbar.

Man könnte als deutscher Mann diese Damen belehren: Die Erklärung ist so einfach, Verehrte! Wir haben nicht das Geld dazu, wir Gebildeten, wir Angehörige der guten Gesellschaft, wir Feldgrauen von draußen, uns ein neues Gewand zu kaufen.

Ihr habt uns zu Fronsklaven eurer Unersättlichen vom Schlage Lloyd Georges und Briands gemacht. Ihr habt unsere Mark so entwertet, daß sie für uns nur eben zulangt, das Dach überm Kopf und das Brot für den Magen zu erschwingen. Für Kleidung bleibt nichts mehr übrig, man sei denn ein Schieber, Wucherer oder so etwas. Wir tragen jetzt unsere letzte Garnitur auf: das Gesellschaftskleid des Abends, den von euch bemängelten Cutaway. Was nachher wird? Man trägt ihn andersherum, und wenn's immer toller wird, nimmt man jene abgelegten Garnituren her, die man in leiser Vorahnung nicht zu den alten Lumpen geworfen, sondern für äußerste Fälle aufbewahrt hat.

Und man trägt sein schäbiges Gewand, peinlich sauber gehalten, mit dem Gleichmut und der lächelnden Überlegenheit des Kulturmenschen, der äußerer Form wohl bedarf, aber durch den inneren Menschen erst das Kleid macht.

All das könnten wir euch sagen, ihr naiven Kritikerinnen. Wir verzichten darauf. Wir schaffen euch dafür Jahr um Jahr schweigend und eisern entschlossen die Mittel, von denen ihr euch wie eine Fregatte auftakeln, von denen ihr nach Deutschland reisen und es euch in unseren Hotels, auf unseren Bahnen wohl sein lassen könnt!

Nur wenn von euren Männern einer in sogenanntem „Sieger-Übermut" unserer Ärmlichkeit am strotzenden Tisch oder in irgendeiner Entente-Bar zu Mädchen, die sich zwar Deutsche nennen müssen und leider nur Deutsch verstehen, zu spotten wagt: dem bleiben wir die Antwort nicht schuldig — auf eine handliche Art, die er von Anno 1914 bis zum Waffenstillstand mehr als ihm lieb kennen gelernt hat.

Hans Schoenfeld

*

Poincaré

Wir glauben zwar nicht, daß sich die Wahrheit bereits Bahn bricht, aber wir tun das Unsere immer wieder, den jetzt abermals ans Ruder gekommenen französischen Staatsmann zu beleuchten. So faßt der Hauptschriftleiter des „Hannov. Couriers", Dr Fritz Hartmann, die Erörterung über Poincarés Kriegsschuld dahin zusammen:

Den ersten Fingerzeig gaben bereits die Berichte der belgischen Gesandten, die wir im Brüsseler Archiv fanden. Baron Guillaume in Paris und Baron Beyens in Berlin hatten unablässig auf die Gefahr verwiesen, die Poincaré für den Weltfrieden bedeute. Besonders seitdem er Präsident der Republik geworden. Denn er wollte keine bloße Vertretungsrolle spielen wie Fallières, sondern sein eigener, zielbeflissener Außenminister sein.

Sofort ersetzte er in der Petersburger Botschaft den friedfertigen Georges Louis durch den ränkesüchtigen Delcassé. Ebensowenig war es Zufall, daß als russischer Botschafter jetzt Iswolski nach Paris kam. Das ist der Mann, der sich im August 1914 schmunzelnd die Hände rieb: „Dieser Krieg ist mein Krieg." Zwischen Poincaré und ihm entstand ein Tuscheln, Klüngeln und Zetteln hinter verschlossenen Türen, wie es noch nie zwischen Staatsoberhaupt und fremdem Geschäftsträger dagewesen. Bald fand Bethmann Hollweg in Berlin, daß der bisher so umgängliche Jules Cambon plötzlich wie ausgewechselt war. Er wunderte sich, weil er es nicht zu deuten wußte. Heute liegen die Zusammenhänge bloß, dank den Veröffentlichungen gerade aus dem feindlichen Lager.

Gleich nach dem Kriege warf der Franzose Fernand Gouthenoire de Toury in einem Buche die Frage auf: „Poincaré a-t-il voulu la guerre?" Er bejahte sie glatt; auf Grund eines scharfsinnigen Gefüges von Verdachtsbeweisen. Es folgte der Royalist Ernest Renault und beschuldigte Poincaré, die ganze Ostgrenze von Belfort bis Roubaix zu einem Massenfriedhof für anderthalb Millionen Franzosen gemacht zu haben. Alfred Pevet nannte dann als die eigentlichen Schuldigen von sei-

nen Landsleuten **Poincaré, Millerand, Delcassé.** Der serbische Geschäftsträger in Berlin, Dr Boghitschewitsch, nahm aus seiner letzten Unterredung mit Cambon die Gewißheit mit, daß der Krieg spätestens bei dem Besuche Poincarés in Petersburg beschlossen worden sei. Spätestens! Der Russe Pokrowski, der schon vor fünfzehn Monaten in der „Prawda" eine Reihe Iswolskischer Berichte ans Licht zog, kam nämlich damals schon zu dem Schluß: „Bereits 1912 war Poincaré jedes Zauderns bar."

Das hat sich als richtig erwiesen. Beweis: die weiteren Berichte Iswolskis, die jetzt von der Räteregierung herausgebracht werden. Sie beseitigen den letzten Zweifel.

Schon 1912 hat Poincaré die Russen mit schurkischer Zähigkeit in den Krieg hetzen wollen. Frankreich, so versicherte er immer und immer, werde bedenkenlos auf ihre Seite treten. Er ließ Sassonow sagen, das beiderseitige Ansehen verlange ein schärferes Auftreten gegen Österreich. Delcassé mußte eine Vermehrung der russischen Aufmarschwege gegen uns fordern. Die nötigen Millionen bot er in Form von Eisenbahnanleihen. Die Pariser Presse wurde bestochen, damit sie tüchtig mit dem moskowitischen Säbel rassele. Die französischen Minister übernahmen selber die Austeilung dieser „Subsidien".

Diesmal mißlang allerdings der Anschlag noch. Die Nachricht, es werde nicht zum Kriege kommen, hat, wie Iswolski berichtet, „**Poincaré und alle französischen Minister in die größte Bestürzung versetzt**". Als aber zwei Jahre später, am 29. Juli 1914, der Botschafter mitteilte, Rußland marschiere, da erwiderte Poincaré, „daß er den Ausbruch des **Krieges mit Ungeduld erwarte**".

Auf all dies hat der Bloßgestellte bisher nur die schofle Ausrede gehabt, Iswolski, der tote Iswolski habe geflunkert. Er habe ihm dies alles fälschlich in den Mund gelegt, um die Petersburger Regierung vorwärts zu stoßen. „Ich bin sicher, gegen ihn nur eine entschieden friedliche Sprache geführt zu haben." Wirklich? Wie kommt es dann, daß Sie, als es zum Klappen kam, genau ebenso handelten, wie der angeblich lügende Iswolski Sie versprechen ließ?

Ja, die Wahrheit bricht sich Bahn; „machtvoll und unaufhaltsam wie die Lawine". Schon ist Woodrow Wilson vom Geschick ereilt. Wer Ehre im Leibe hat, geht in weitem Bogen um den Entehrten herum. Als zweiter folgt Raimund Poincaré.

NB. Hiezu lese und verbreite man das sehr wichtige Januarheft der „**Süddeutschen Monatshefte**": „Einkreisung?" Von **B. v. Siebert**, früher Sekretär der russischen Botschaft in London! Die Echtheit der Iswolski-Briefe will Poincaré bestreiten, aber sie ist unbezweifelbar. Siebert hat sich erboten, sie photographisch zu veröffentlichen. D. T.

*

Ein Ausnahme-Franzose

Es wird sich vielleicht noch ins Klare bringen lassen, daß Poincaré als einer der Hauptschuldigen am Weltkrieg zu betrachten ist — und sein lothringischer Landsmann Maurice Barrès dazu. Man sollte einmal alle die Aufsätze, Vorreden zu Revanche-Romanen und dergleichen zusammenstellen, worin der letztere sein Volk an den Rhein zu hetzen sucht! Ihm gegenüber ist **Paul Reboux** in seinem Roman „Les drapeaux" (deutsch: „Der einzige Weg", Leipzig, Grethlein) ein scharfer Gegensatz. Man staunt über diese Stimme aus Frankreich, wenn man da Sätze liest wie die folgenden:

„Gestehen wir es nur ein: wir haben die Entwicklung unseres Nachbarstaates Deutschland wenig gefördert. Während ein geschichtliches Gesetz, das nicht weniger bindend ist als ein Naturgesetz, zur **Vereinigung** der einzelnen Volksstämme drängte, haben wir Franzosen nur **eine** Absicht gekannt: **Zersplitterung und Schwächung.** Durch 50 Jahre hat Ludwig XIV. versucht, Deutschland zu **knechten.** Turenne hat nach seinem eigenen Ausspruch die **Pfalz vernichtet und aufgefressen.** Nachdem Napoleon das Land **verwüstet, geplündert, ausgesogen,** nachdem er ihm ungeheure **Kriegsabgaben** auferlegt hatte, mutete er ihm ein **erniedrigendes Bündnis** zu und verwandelte es in ein Heerlager, das dem Sieger **dienstpflichtig** war. Es ist recht natürlich, daß Deutschland,

besonders unter einer Regierung, die so geneigt war, Keime der Rache ausreifen zu lassen, nicht gerade einhellig an Frankreichs brüderliche Gesinnung glaubte. Wir urteilen immer nur von unserem Standpunkt. Wir denken niemals daran, daß die fünf Milliarden die Besetzung, die Wegnahme von Elsaß-Lothringen im Jahre 1871 eine Tat der Vergeltung waren...

„Die deutsche Heuchelei ist bei uns genau so ein Dogma wie der Haß gegen Deutschland. Wo hat sich denn ihre Treulosigkeit so deutlich gezeigt? Bei der Erfüllung des Vertrages, den man sie mit dem Revolver an der Schläfe unterzeichnen ließ? Zugegeben. Sie suchen eben auch unter dieser Drohung zu leben. Das ist ihr Recht. Heute schreien unsere Unterhändler, als sollte uns die Haut abgezogen werden. Es ist die Folge ihres Unverstandes. Warum haben sie zuviel verlangt?! Warum haben sie nichts erreicht? Sie haben einen Rachevertrag statt eines Friedensvertrages geschlossen.“...

*

„Deutsches Arm“

Unter diesem wunderlichen Titel hat der wackere Deutschstreiter Ludwig Finckh vor kurzem in den „Leipziger Neuesten Nachrichten“ eine beachtenswerte Betrachtung veröffentlicht, die sicherlich auch die Aufmerksamkeit der Türmerleser finden wird. Wir lassen sie mit einigen den Kern des Ganzen nicht berührenden Kürzungen folgen:

„Was dem Fremden an uns heutigen Deutschen so auffällt, das ist, daß wir nicht deutsch sind. In dem Sinne wie der Engländer englisch, der Amerikaner amerikanisch, der Franzose französisch, der Schweizer schweizerisch ist. Wir sind die einzigen Menschen, die international sein wollen und sich vor allem Fremden tiefinnerlich verbeugen. — So ist es unser Volk gelehrt worden. Und es ist gelehrt worden, nur das wissen, hören und sehen zu wollen, was die Partei erlaubt, der man angehört. Es fällt keiner sozialdemokratischen Zeitung ein, etwas ihren Lesern vorzusetzen, was in einem konservativen Blatt steht, und wenn es tausendmal richtig wäre, und umgekehrt, — es wäre denn, um es lächerlich zu machen. Bei uns bekommt jeder Junge mit fünfzehn Jahren eine Brille aufgesetzt, mit roten, blauen, gelben, grünen, schwarzen Gläsern, und die behält er sein Lebenlang. Er sieht dann alles um sich herum ganz anders als der andere, rot, oder blau, oder gelb, oder grün, oder schwarz. Wir sind das Volk der Brillen. Die anderen Völker sehen durch ihre Augen. — So kommt es, daß jeder von uns nur vor sich hinsieht und vor sich hinredet, nur zu denen, die schon vorher so denken wie er selbst, und es gar nicht mehr nötig haben, ihn zu hören. Die aber, denen es gut wäre, hören ihn nicht.

So sind wir heute einseitiger berichtet, strenger abgeteilt gegeneinander, weniger unterrichtet im Deutschen Reich als damals, als es noch kein Deutsches Reich gab. Deutsches Reich? Es ist ein Deutsches Arm geworden.

Ich würde vorschlagen, den Versuch zur Besserung zu machen. Nehmt einmal gute Aufsätze voneinander herüber in eure Zeitungen, tauschet aus, nicht um euch zu verklagen und über euch herzufallen, sondern um euer darbendes Volk zu sättigen. Ich würde vorschlagen, einmal alle Brillen auf einen großen Haufen zu werfen und wieder durch eure guten deutschen Augen zu sehen. Und ich würde vorschlagen, es einmal mit einer Nationalsozialdemokratie zu versuchen, da die Internationale bei der großen Probe so kläglich versagt hat. Und ich würde vorschlagen, den Nebenmenschen einmal ernst zu nehmen und ihn nicht bloß aus Rechthaberei aufs Korn zu nehmen.

Ich zweifle, ob Ernst Moritz Arndt heute von sozialdemokratischen Blättern gedruckt wird. Und doch könnte es zum gegenseitigen Verständnis sehr wichtig sein, wenn das, was in einem großen Herzen stand, auch in Arbeiterherzen bekannt würde; wenn etwa ein so schönes Sammelbuch wie das ‚Erbe‘ von Tim Klein oder ‚Romantikland‘ von Ludwig Benninghoff auch Lesern, die sonst nur Parteibefehle hören, vorgesetzt würde. Sie würden dann merken, daß der Alltag nicht wert ist, so hoch gehalten und gedeutet zu werden, und sie würden, falls sie die Ohren noch dafür

haben, alle stärker, reiner und — glücklicher werden. Denn das Glück kommt nicht von außen her, es ist nicht Geld und gutes Leben; es sitzt im Innern und kann von jedem Menschen gefunden und aus sich herausgeholt werden."

Dieser geistige Kulturaustausch in der Presse der einzelnen Stände und Schichten ist in der Tat ein Weg zur Überbrückung der jetzt immer schroffer aufklaffenden Gegensätze. Ein Hörer meiner Volkshochschulvorlesungen — er ist Angestellter einer großen Möbelfabrik und steht in täglicher Berührung mit der Arbeiterschaft — sagte mir, wie er immer wieder beobachten müsse, daß ein großer Teil der Arbeiterschaft unter dem seelischen Druck eines dumpfen Pessimismus stünde, trotz wohlauskömmlicher Lohnverhältnisse; wie aber durch Parteiführer und Parteipresse diese seelische Vergiftung und Verbitterung, die Bundesgenossen eines nimmersatten materialistischen Egoismus, immer wieder genährt würde, so daß eine seelische Befreiung und Erleuchtung von den idealen Gütern in Kunst und Wissenschaft bei den allerwenigsten möglich sei! Ist solche Fesselung nicht erschütternd?! Ist das der Weg zu Freiheit und — Freudigkeit?!

Dr Paul Bülow

*

Aus den Rheinlanden

In der „Deutschen Rundschau" (Februarheft) macht ein Rheinländer (K. A. Schmitz) in einem offenen Brief an einen Freund in der welschen Schweiz seinen Gefühlen Luft. Sie sind so unzweideutig wie nur möglich:

...„Und nun haben wir sie im eigenen Hause: die Segnungen der französischen Kultur, die Bemühungen der französischen Propaganda! Herr Barthou hat gesagt: ‚Wir wollen nicht annektieren, wir wollen nur unsere Zivilisation bekanntmachen.' Ich versichere Dich, mein lieber Battard, wir sind mit ihr bekannt geworden, wir kennen sie! Wenn der Herr General Mordacq die bescheidene Hoffnung hegt, wir Rheinländer würden in fünfzehn Jahren den Unterschied zwischen dem französischen und preußischen Geist beurteilen können, so möge er es uns nicht verübeln, wenn wir ein wenig respektlos über den hohen Herrn General zu lächeln beginnen, denn so gottverlassen dumm sind wir denn doch noch nicht, daß wir fünfzehn Jahre zu solcher Erkenntnis brauchten; dazu hat uns unser deutscher Geist schon nach zwei Jahren gründlichst verholfen!...

„Ohne Übertreibung: es wird dahin kommen, daß wir Rheinländer durch die Franzosen selbst auf die Höhe eines entschiedenen Nationalismus geführt werden, den wir in so scharfer Prägung aus Gründen einer sehr rheinischen Skepsis, die in allen Dingen ein Ja und ein Nein verborgen sieht, früher niemals erreicht hätten. Und wir werden — folgend der geistigen Tendenz unserer Zeit, die nach Osten und nicht nach Westen schaut, die in buddhistischer Plastik schon beinahe stärker ihr Ich wiederfindet als in den Kathedralfiguren Frankreichs und abgestoßen von der bornierten Hysterie französischer Methoden — uns auch vom letzten wenden, was uns bislang an Gütern des Westens noch wertvoll dünkte. Jawohl — und das alles werden die Folgen einer überheblichen Negerpolitik und der blinden Übertrumpfung eines Militarismus sein, gegen den man (war es nicht so?) vor kurzem noch die ganze Welt mobil machte.

„Du warst so liebenswürdig, mich nach der Dominante unserer Gefühle zu fragen; nun wohl, ich will Dir nicht ausweichen: es ist der Ekel! Die französische Nation sei ritterlich und generös — so sagt man, aber uns ekelt, denn wir, wir haben von diesen schönen Tugenden nur die fatale Kehrseite zu sehn bekommen. Geistige Fäden sind ein fein Gespinst, und wer sie spinnen will, muß guten Willens sein und reine Hände haben. Da beides fehlt, ekelt uns der Hände wie der Gabe, die sie reichen"...

*

Berliner Weihnachtsspielplan

Wie war's denn dies Jahr auf den Berliner Bühnen? Wie hat man das deutscheste aller Feste, das Geburtsfest des Erlösers, in der Reichshauptstadt gefeiert? Je

nun, das hat uns Paris besorgt. So sah der Spielplan aus:

Kammerspiele: an beiden Feiertagen: „Der Hühnerhof“, von Tristan Bernard.

Kleines Theater: an beiden Feiertagen: „Jaqueline“, von Caivallet und de Flers.

Komödienhaus: an beiden Feiertagen: „Die Fahrt ins Blaue“, von Caivallet, de Flers und Etienne Rey.

Lessingtheater: an beiden Feiertagen: „Die rote Robe“, von Brieux.

Kleines Schauspielhaus: an beiden Feiertagen: „Kiki“, von André Picard.

Trianontheater an beiden Feiertagen: „Kümmere dich um Amelie“, von Georges Feydeau.

War denn nicht auch ein sogenannter Deutscher da? Ja doch: der unvermeidliche Wedekind. Ihn spielte die Direktion Holländer an beiden Feiertagen mit „Frühlings Erwachen“. Und sonst noch? Je nun, man spielte an beiden Feiertagen noch zweimal Norweger, dreimal Schweden und dreimal Russen. Und ein Berliner Kritiker faßt den Inhalt dieser Feiertagsstücke dahin zusammen: „Es hat auf fast allen Bühnen sexuelle Häßlichkeiten, schlüpfrige Zweideutigkeiten, gepfefferte Frivolitäten nur so gehagelt“ ...

*

Arno Holz Nobelpreisträger?

Man liest in den Zeitungen, daß unter deutschen Professoren eine „Bewegung“ im Gange sei, dem Dichter Arno Holz den nächstfälligen Nobelpreis für Literatur zugänglich zu machen. Die Blätter knüpfen Bemerkungen daran: es sei dem wirtschaftlich schlecht gestellten Einspänner diese Zuführung wohl zu gönnen ...

Zu dieser bedenklichen Notiz kann man sich einiger Fragezeichen nicht enthalten. Merkt man nicht, daß man den Nobelpreis entwertet, wenn man hierbei das Wirtschaftliche in den Vordergrund stellt? Und merkt man nicht, daß man zugleich den Dichter eben dadurch entwertet? Arno Holz ist bekanntlich in der Selbsteinschätzung einer der stolzbewußtesten Schriftsteller der deutschen Gegenwart. Sein Stolz wird sich vermutlich auch jetzt empören, wenn man bereits in stimmungmachenden Vornotizen der Freude über seine — wirtschaftliche Verbesserung geschmacklos genug Ausdruck gibt.

Eine andere Frage wäre diese: Ist Arno Holz irgendwie geistiger Repräsentant für eine Gruppe der Deutschen, wie man es z. B. bei Eucken sagen konnte? Und wenn man etwa seine Anregungskraft von 1890 nachträglich und mit Recht historisch ehren will: gehört dann nicht der Preis zur Hälfte dem gleichfalls eingeschränkt und wenig erfolgreich schaffenden damaligen Zwillingsbruder Johannes Schlaf? Und übrigens, was geistige Gesamtbedeutung betrifft: wäre nicht auch an eine Ricarda Huch zu denken? Haben wir überhaupt Repräsentanten für das ganze Deutschland?

Doch genug! Es ist nicht unsre Aufgabe, den schwedischen Herren ins Handwerk zu pfuschen.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Prof. Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard. Für den politischen und wirtschaftlichen Teil: Konstantin Schmelzer. Alle Zuschriften, Einsendungen usw. an die Schriftleitung des Türmers, Berlin-Wilmersdorf, Rudolstädter Straße 69. Druck und Verlag: Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart

Der Türmer

Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber:
Professor Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard

Vierundzwanzigster Jahrgang · Band II
(April bis September 1922)



Stuttgart
Türmer-Verlag Greiner & Pfeiffer

Druck von Greiner und Pfeiffer, Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis

Gedichte

Novellen und Skizzen

Aufsätze

Besprochene Schriften

Offene Halle

Literatur

Bildende Kunst

Musik

Türmers Tagebuch

Auf der Warte

Kunstbeilagen und Illustrationen

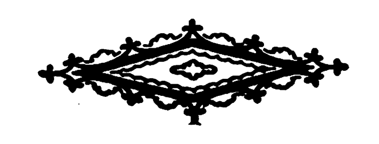
Notenbeilagen

Briefe

Auf den Beilagen.

Eingesandte neue Schriftwerke

Auf den Beilagen.





Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

24. Jahrg. April 1922 Heft 7

Karfreitag

Von Dr. W. A. Krannhals-Erfurt

Tausende von Kreuzen sind in Europa aufgerichtet. Tausend und abertausend Tränen netzen den blutigen Stamm. Karfreitag ist jeder Tag im Jahre.

Jeder Tag im Jahre ist Karfreitag — und einer doch steht vor allen, ragend in dunkler Größe, voll von Wunden und wachsender Kraft: der Tag, da wir des Menschensohnes gedenken, der starb, auf daß Ostern werde. Seit jenem Tage lebt in der Welt der Menschheit jene Berge verrückende heilige Glaubenskraft die den Menschen vom Tiere löste und ihn in das Reich einer neuen Geistigkeit führte. „Der Tod ist verschlungen in den Sieg!“ Weit strahlt der Tag hinaus, er ist Menschheitsgewinn, eine große Blüte ihrer aus dem Urgrunde aufsteigenden Entwicklung. Dieser Tag bedeutet nichts anderes als Aufhebung der Sinnlosigkeit des Sterbens, Aufrichtung der Zweckhaftigkeit in höherem Sinne, auch in der Zerstörung. Tod, wo ist dein Stachel? Nicht nur „Ende“ ist sein Sinn, sondern „Anfang“: — Anfang zu etwas Größerem, Gewaltigerem als das persönliche Leben, dessen Hingabe er verlangt. Dieser Tag ist Opfer für die Gemeinschaft, die wir dem einzelnen und Kleinen gegenüber als größer, dauernder und besser erkannten, heiße sie nun „Volk“ oder „Reich Gottes“.

Nur in Zeiten, da dieser Todessinn aus der Welt der Gedanken zur Wirklichkeit wird, in Zeiten, da es für alle heißt: Sterben ist Gewinn!, kann ein solches

Menschheitsideal der Probe auf seine Festigkeit unterworfen werden. Dann wird der Tag seine lebendige Kraft in alles Leben strahlen und alle Gewalten wecken, die nötig sind, um den einzelnen zu dem gewaltsamen Schritte zu befähigen: aus diesem Leben heraus ganz in der Liebe zur Gemeinschaft aufzugehen.

Darum ist uns der Karfreitag ein Tag voll heiligen Wunders. Er schuf den Gedanken des Opfers. Sein lebendiger Träger bekräftigte seine Lehre, seinen Glauben durch die Tat, durch den Tod.

Vom Kreuze dieses urgewaltigen Tatmenschen Christus strömte alle seine Kraft in die Welt, die Kraft seiner Gedanken, die Kraft seines Todes. Wäre Christus bei jenem Ringen in Gethsemane seinem Lebenstrieb erlegen („Herr, ist's möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber"), wäre er nicht gestorben für seine Sendung: heute wäre nicht die geistige Kraft in der Menschheit, die vom Kreuze ausgestrahlt ist, die so ungeheure Liebe in die Welt gebracht hat und so hoch emportrug über die Enge des erdhaft tierischen Seins.

Wären unsere Brüder im Weltkriege nicht gestorben für uns, so hätten wir heute kein Vaterland mehr, so wären wir morgen ein Nichts, ein Staub im Winde, kein Volk, nur noch tierische Lebewesen.

Ein gewaltiger Schritt von jenem Kreuz auf Golgatha in unsere Zeit der Not, da in unserem gepeinigten Lande der Feind die Macht hält! Und doch nur ein Schritt weiter im Sinne jenes erhabenen Sterbens. Denn für jenen Tod und alles bewußte Opfer sind drei Dinge Voraussetzung und höherer Gewinn: Liebe, Mut, Pflicht. Was anderes war es als unendliche Liebe, die wir kaum fassen können, eine Liebe, die in ihrem Glauben die ganze Menschheit umfaßte, die Christus sich selbst völlig vergessen ließ, daß er sein Leben für uns hingab?

Lassen wir, wenn an diesem Tage in Wehmut unsere Gedanken zu den Toten wandern, alle Glaubenssätze aus dem Spiel! Sie sind nicht unseres Amtes. Aber nehmen wir diesen Tod rein als denkende Menschen. Draußen im Felde ließ damals die wilde Erregung des Kampfes der Stille selten Raum; nun ruht die Zeit in ihrer Schwere auf uns — und unsere Gedanken ziehen wie wilde Schwäne ruhelos über dem Sehnsuchtsmeere unserer hoffenden, harrenden Seelen dahin. Hart ist diese Zeit; sie hat nicht Raum für weiches, wehmutvolles Gedenken; aus ihren Gedanken muß heute mehr denn je neue Kraft wachsen, die zur Tat wird. Tat, wie jene Christus-Gedanken, die Tod wurden auf Golgatha. Liebe war es, die ihn trieb; Liebe zur Gesamtheit. Dieselbe Liebe, die wir in begrenzterem Kreise Vaterlandsliebe nennen, ist es, die Tausende Mütter weinen machte, wie dort die eine am Kreuz. Diese Liebe aber gab den Mut. Sie war es, die den Meister von Golgatha tapfer machte zu jenem Heldentum, die ihn bestehen ließ vor der Übermacht, vor dem Hohenpriester und seinen Großen, vor dem Pöbel Jerusalems, vor Judas und vor den Landsknechten — ihn, den Einen, vor den Massen! Und dieser aus der Liebe geborene Mut — — frage sich ein jeder bei sich selbst: wer hätte ihn besessen?... Dieser Mut gab ihm die Kraft, freiwillig den Leidensweg zu wandern, gefaßt und in Würde. Dieser aus der Liebe kommende Mut und die Pflicht waren es, die ihn den einmal für recht erkannten Weg zu Ende gehen ließen. Ja, Pflicht! Ist es nicht gerade jener Schrei: „Herr, ist es möglich...!", der uns

diesen göttlichen Sendling so unendlich nahe bringt in seiner ganzen natürlichen Wesenheit?

Wer aufmerksam die kurzen Seiten der vier Evangelien liest, dem wird dieser freiwillige Todesweg niemals mehr als ein leichtes Wunder erscheinen, das kraft seiner Göttlichkeit wohl Er vollbringen konnte, das aber kein Mensch sonst zu vollbringen vermöchte. Gewiß, nicht jeder Mensch! Nur der, in dem dieselbe Liebe, derselbe Mut und dieselbe Pflicht leben wie in ihm, die ihn alle Hemmnisse des eigenen Lebens überwinden ließen in jenem Satz: „Aber nicht was ich will, sondern was du willst!" Das ist nicht demütiges Hinsterben, das ist das gewaltige Heldentum der Pflicht. Ein Opfer, und das ist jeder freiwillige Tod des Menschen um eines größeren Zieles willen, ein Opfer muß dem Leben abgerungen werden, abgerungen in innerer Not, getragen von dem starken Gedanken: Nicht mein Wille geschehe! Wo Höheres ruft, muß das „Ich" schweigen. Ist dieser Opfersinn lebendig in uns Menschen, in uns Deutschen, dieser Karfreitagssinn, der aus Liebe in Mut die Pflicht zur Selbstaufopferung erstehen läßt? Dann wird das scheinbar für alle Lebewesen Widernatürlichste, das bewußte Sterben, damit ein Größeres werde, zur selbstverständlichen Gesinnung. Und diese Gesinnung birgt in sich selbst schon den Sieg: den künftigen Ostertag.



Abends

Von Erika von Watzdorf-Bachoff

Abends, als die Amsel sang,
Schwieg der Tag und sein Verdruß,
Und am alten Weidengang
Stand in Sternen schon der Fluß.
Unverglühtes Sonnenlicht
Wob sich um der Sterne Schein —,
Alles hob sich zum Gedicht,
Wurde eins und wurde mein.



Auf der Reise
Von Gustav Renner

Wie eine aufgebrochene seltene, köstliche Frucht, in unberührter feuchter Farbenfrische, süßherben Duftes voll, lag die Erde unter dem wolkenlosen Spätfrühlingshimmel. Die vereinzelten Baumgruppen warfen lange blaue Morgenschatten auf das saftige Grün der Wiesen, durch die sich metallisch auffunkelnd im Lichte, wie der Leib einer Riesenschlange, der kleine Fluß wand und krümmte. An allen Gräsern und Sträuchern zuckten die scharfen Farbenblitze des Taus auf. Hoch oben am Himmel eine Lerche, ein kleiner schwarzer Punkt, kaum wahrnehmbar für das Auge, als sei in dem blauen Kristall urplötzlich ein winziger Quell aufgebrochen, aus dem nun eine Flut von Melodie quoll und quirlt, unerschöpflich, und das ganze unendliche Gewölbe, Himmel und Erde, mit seinem Wohllaut erfüllend.

Der junge Mann, der, den Stock quer über die Schenkel haltend, auf dem Landwege stand, atmete tief auf. Ach, wie herrlich, das Examen hinter sich zu haben, frei zu sein für eine ganze Reihe von Wochen, frei, ganz frei! Nichts mehr von Krankensälen mit all ihrem Elend, auch kein Hocken zu Hause über den Büchern in der engen Stube! Wahrlich, nur wer monate-, jahrelang in der Stadt eingesperrt war, wußte den zauberhaften Reiz der Natur, ihre ganze kraftvolle und erhebende Schönheit zu schätzen! War es nicht wie ein Rausch, der ihn überkam, der alle seine Glieder durchströmte, der jeden Gedanken, jedes Gefühl zum Jubel werden ließ über die Seligkeit, die Seligkeit des Daseins!

Die Schatten wurden kürzer, während er weiterschritt, und verkrochen sich allmählich unter die Himbeer- und Brombeersträucher, in denen die Sonne süße Säfte kochte. Er merkte nun doch, daß er schon seit Tagesanbruch auf den Beinen war, und sein junger, gesunder Magen meldete sich. Das Dorf lag noch ein ganzes Stück Weges vor ihm. Da! ein Haus! Ganz versteckt hinter Obstbäumen und der davor stehenden Linde. Ein Gasthaus? Ja, so sagte wenigstens das Schild. Aber sonst sah es gar nicht danach aus. Wie lustig die blanken Scheiben in der Sonne blitzten! Und die grünen Fensterläden, der frische, weißgelbe Maueranstrich! Da hinein, ja! Hier mußten frohe und glückliche Menschen wohnen.

Aber wie seltsam still es da drinnen war! Kein Mensch auf dem Flur, keiner in der Gaststube! Aber die Stube selbst — das war ja wie — ja, man traute sich kaum, hineinzutreten: ganz voll Sonne, als sei sie hier heimisch und wiche nimmer daraus. Nein, es war nicht nur die Sonne: die ganz weiß gescheuerten Holzdielen und Tische, die Tellerborde an den Wänden mit den blinkenden Krügen und Tellern, der Schrank mit den Flaschen, die paar bunten Bilder an den weißgetünchten Wänden mit der blauen Borte an der Decke — alles von blitzender Sauberkeit und von einer Ordnung, als sei jedes an seiner Stelle festgewurzelt, mit dem Hause selbst entstanden oder doch seit Menschengedenken nicht berührt und gerückt worden. Ja, hier konnte es die Sonne schon aushalten, und das fühlte sie wohl auch, denn sie liebkoste förmlich die breiten Flächen der Dielen, Wände und

Tische und zauberte aus den bunten Flaschen geheimnisvoll leuchtende Farben. Licht und Helle ringsum! Und eine Stille, die ganz traumhaft wirkte; selbst der leise Schlag der Kuckucksuhr in der Ecke klang seltsam verträumt. War das nicht ganz wie im Märchen, wenn Schneewittchen in das Haus der Zwerge jenseits der sieben Berge trat? Sollte er heute ein Wunder nach dem andern erleben? Und kein lebendes Wesen — seltsam! Doch, da in der Ecke auf der Bank eine zusammengerollte Katze. Auch sie weiß, wie alles hier licht und hell war. Sie schien fest zu schlafen. Schlief hier alles? War nicht selbst der Sonnenschein auf den Tischen und der Diele eingeschlafen? Sollte er in Dornröschens Schloß geraten sein? Er wagte kaum zu atmen in dieser verzauberten Stille.

Aber so konnte er ja nicht immer stehen. Oder sollte er unbemerkt wieder fortgehen mit der Erinnerung in der Brust an dieses stille Sommermärchen? Nein, irgendwo mußten doch auch hier Menschen sein! Oder schliefen sie auch? Neugierig öffnete er eine Tür, leise, ganz leise. Da wurde es laut. Ein Spitz fuhr ihm bellend entgegen. Bald darauf hörte er eine Mädchenstimme, die den Hund anrief. Er schloß die Türe vor dem Kläffer und trat wieder zurück.

Bald darauf trat ein Mädchen ein, ländlich gekleidet, das blonde Haar in Zöpfen um den rundlichen Kopf geschlungen. Sie grüßte, blieb stehen und sah ihn an, nicht verwundert und nicht neugierig. Er fragte, ob er ein Butterbrot und ein Glas Milch bekommen könne.

„Ja, das können Sie haben." Sie wandte sich und ging wieder hinaus. Ihre Bewegungen waren leicht und sicher, von einer inneren klaren Bestimmtheit, die auf ihr ganzes Wesen schließen ließ.

Sie brachte das Gewünschte und setzte sich, während er aß, ihm am Tische gegenüber.

„Es kommen wohl selten Gäste hier vorbei", meinte er, nur um etwas zu sagen.

„Ja, das Haus liegt zu abgelegen. Es hat ja auch nichts zu sagen; wir sind nicht drauf angewiesen."

„Wir? Es sieht aus, als sei niemand außer Ihnen im Hause."

„Die Großmutter ist noch oben. Sie ist gebrechlich und kann niemals aus dem Bett. Jetzt schläft sie. Die andern sind auf dem Felde."

„Und Sie —?"

„Einer muß ja zu Hause bleiben. Und dann —". Sie hielt inne und schlug die Augen nieder, hob sie aber gleich wieder zu ihm auf, rein und unbefangen. Diese Augen überhaupt! Es war nichts von Rätseln darin, von inneren Widersprüchen zwischen Tun und Sprechen und Denken, kein Aufzucken verborgener Seelenregungen, die in dunklen Winkeln lauern, kein Schatten, der lockend oder verräterisch oder verschleiernd über ihre klare blaue Fläche zog: unbefangen und selbstverständlich und still wie der wolkenlose Himmel standen sie in dem rundlichen, luftfrischen Gesicht; keine Träumerei und Schwärmerei lag darin, man sah nicht in geheimnisvolle Seelentiefen durch diese Augen, denn alles darin war wach und einfach, leicht und verständlich. Ihm war, als er in diese Augen schaute, ganz so wie vorhin, als er in die sonnenerhellte Stube trat, in der nichts von romantischen, bunten Schatten geisterte und die doch wie ein schlichtes, stilles Märchen anmutete. Paßte sie nicht

ganz in die Umgebung? Oder war diese nicht vielmehr der Ausdruck ihres Wesens, das ungewollt aus ihr hervortrat und die Dinge ringsum mit einer unbewußten Selbstverständlichkeit erfüllte? Oder war es doch vielleicht nur seine Jugend und das Glücksgefühl des jungen und schönen Tages, das ihn erfüllte und ihn überall heimliche Wunder sehen ließ?

Es war ihm vorhin schon aufgefallen, daß sie bei ihrer Tätigkeit fast immer nur die rechte Hand gebrauchte; das tat sie wiederum, als sie den Teller und das Glas wegräumte. Freilich, sie hatte die linke Hand verbunden, aber es sah doch aus, als ob diese Bewegungen so gewohnt und nicht durch einen Zufall veranlaßt wären.

„Ist Ihnen etwas passiert an der Hand? Eine kleine Wunde?" Der junge Mediziner regte sich in ihm.

Sie wurde rot und versuchte die Hand unter der Schürze zu verstecken, stand aber gleich wieder davon ab. „Nein," sagte sie, „das ist immer so."

„Wieso denn?" Ein Mitgefühl mit diesem jungen Weibe, dessen Nähe etwas so Wohltuendes hatte wie der Hauch eines frischen Morgenwindes, kühl und erquickend zugleich, stieg in ihm auf. „Ich bin Arzt, mir können Sie es ruhig zeigen", fügte er hinzu, als sie zögerte.

„O, es ist ja auch weiter nichts. Jeder weiß es ja hier, aber es sieht bloß nicht gut aus."

„Daran bin ich gewöhnt." Er lächelte ermutigend.

Sie wickelte die Binde ab, und er sah nun, daß die linke Hand ganz entstellt war; die mittelsten drei Finger fehlten, und auch der kleine war verkümmert. Er hatte ja schon oft viel Schlimmeres gesehen, aber hier, bei diesem schlichten und reinen Gottesgeschöpf, das so in sich geschlossen und in seiner bescheidenen Art so ganz und vollkommen wirkte, berührte ihn diese Entstellung auf das tiefste. Ein Geburtsfehler? Nein, die Verstümmelung konnte, wie er sah, erst einige Jahre alt sein.

„Wie ist das geschehen? Ein Unglücksfall?" fragte er, sich über den Tisch beugend.

„Ja, das heißt — es hätte ja nicht sein brauchen — nein, es mußte so sein." Sie sah ihn voll und unbefangen an.

„Mußte? Wieso mußte? Muß so etwas sein?"

Sie sah auf ihre weiße Schürze nieder. „Ach, das ist so —."

Er sah sie an. War das Leben doch nicht so spurlos an ihr vorübergegangen, wie es auf den ersten Anblick schien? Oder hatte, was geschehen war, ihrem eigentlichen Wesen doch nichts anhaben können? „Mir können Sie's ja sagen. Oder wollen Sie's nicht erzählen?"

Wieder sah sie ihn unbefangen an. „Warum nicht? Jeder weiß es hier ja, und es ist ja auch nichts weiter dabei."

Sie hatte Zutrauen zu ihm gefaßt, oder es lag wohl überhaupt nicht in ihrer Natur, jemand zu mißtrauen oder etwas zu verheimlichen. So erzählte sie denn, zuerst etwas befangen, dann mit ihrer ganzen schlichten Selbstverständlichkeit, wie alles gekommen war.

„Ja, gewiß mußte das so sein. Das war wohl so bestimmt. Es kann uns doch nichts geschehen, was Gott nicht so bestimmt hat. Und so schlimm ist das ja auch

nicht. Mir macht es nichts, nur daß ich nicht mehr so arbeiten kann wie früher. Manche Leute sagen ja, ich hätt's nicht tun sollen, aber dann wäre er doch unglücklich geworden, und das wäre wirklich schlimm gewesen; ich meine, daß ich's nicht — ja es war ja wohl nicht eigentlich seinetwegen — ich weiß nicht, wie ich es sagen soll —, aber es kam eben so. Es ist ja eigentlich gar nichts Besonderes, und ich brauchte es Ihnen gar nicht zu erzählen, denn Sie werden ja auch nichts weiter dabei finden. Das kommt ja überall vor, daß ein Unglück passiert.

„Ja, das war eben so mit dem Johann. Er hatte das kleine Gütchen, das zweite rechts von hier; Sie werden's wohl nachher sehen. Wir kannten uns ja von Kind auf. Ja, und nachher waren wir halt verlobt. Meinen Eltern war's nicht ganz recht, denn der Johann, er hatte so was an sich, und wenn's über ihn kam, dann tat er nicht gut. Aber ich hatte ihn doch gern, und er mich auch. Ja, so dacht' ich. Und es war auch so. Oder — nun, das ist eben, wie's ist.“ Sie seufzte leise, fast unhörbar.

„Ja, die Hochzeit war ja nun schon festgesetzt. Wenigstens unter uns. Nu, es wußten's wohl auch andre; das weiß ja einer vom andern so im Dorfe. Und da kam er nu plötzlich an einem Abend, da draußen an den Zaun im Obstgarten, wo der große Kirschbaum steht, und da sagte er mir, daß nichts daraus werden könnte. Er hätt' sich anders besonnen. Warum, das sagte er nicht, denn er ging bald wieder weg. Ich hab's nicht begreifen können. Ich hatt' ihm doch nichts getan. — Nu, das mußte wohl auch so sein, und vielleicht war's gut so.“

Um Lippen und Kinn des Mädchens zitterte es, und das Licht irisierte in dem feuchten Blau des Auges, das dem Fenster zugekehrt war. „Ja, so war es halt, und ich mußt's eben auf mich nehmen. Ich hab' ihm auch nichts gesagt und ihm keinen Vorwurf gemacht, wie er bald darauf sich mit einem andern Mädchen aufbieten ließ. Wenn sie ihm besser gefiel — nu, dagegen kann man ja nichts machen. Jeder ist so, wie ihn Gott geschaffen hat. Die Leute sagten auch: weil sie mehr Geld mitbekam als ich. Das weiß ich ja nicht, und das ist ja auch seine Sache. Aber gut war's nicht von ihm, daß er anfing, allerhand Übles von mir zu reden. Das war, als wenn er fühlte, daß er mir Unrecht getan hatte. Ich denke aber, die Leute haben's wohl nicht geglaubt. Ich hab' nichts dazu gesagt.

„Es ging nicht gut in der Ehe, wie man hörte. Und das tat mir leid. Aber er hatt's ja doch so gewollt. Die Frau war nicht fleißig und war ja auch vorher schon lieber auf dem Tanzboden gewesen als bei der Arbeit. Aber ich will ihr nichts Schlechtes nachreden. Sie war halt so. Die Wirtschaft ging immer mehr zurück. Es war auch bald ein ganzes Häufchen Kinder da. Und je mehr das bei ihm zurück ging, desto gereizter und unlustiger wurde er. Bald saß er auch mehr in den Wirtshäusern als zu Hause. Wie das so ist. Aber nun fing er auch bald wieder an, allerlei über mich herumzutragen, es war fast, als wenn er mich so recht haßte. Er verfolgte mich geradezu mit seinem Haß und seiner Wut. Und ich hatt' ihm doch gar nichts getan. Und nicht bloß mich: wo er uns hier allen einen Schaden tun konnte, da tat er's, oder versuchte es doch. Das hab' ich nie verstehen können.“ Sie schüttelte vor sich hinsehend den Kopf mit dem blonden Zopfkranz.

„Und Sie hatten ihn noch gern?“ fragte der junge Mediziner, nachdenklich mit dem Finger allerlei Zeichen auf die Tischplatte schreibend.

„Ich? Das kann ich nicht sagen. Da hatte mir das alles doch zu weh getan. Aber ich hab' ihm auch nichts nachgetragen."

„Ja — und dann?"

„Ja, dann kam das eben. Das war in der Ernte. Die Bauern hier hatten sich zusammengetan und eine Dreschmaschine gemietet, wie das so gemacht wird. Da waren wir nun eines Tages alle auf dem Felde. Er, der Johann, legte das Korn ein in die Maschine. Das haben Sie wohl auch schon gesehen. Nun klappte da etwas bei dem Dinge nicht. Er ließ den Göpel stille stehn und beugte sich, auf dem Trittbrett stehend, in die Einlegeöffnung hinein, so daß man bloß noch seinen Rücken sah. Er wollte da drin etwas in Ordnung bringen. Es standen da eine Menge Leute herum. Schnitter und Binder, Knechte und Mägde; ich war auch dabei, denn wir waren ja auch Teilhaber. Wie er nun so mit dem halben Leib da drin steckte, fing auf einmal das große Schwungrad an, sich langsam zu drehen. Ob eine Bremse das Pferd am Göpel gestochen hatte, daß es plötzlich losging, oder ob der Führer nicht aufgepaßt hatte, weiß ich nicht. Alle sahen, daß sich die Maschine in Bewegung setzte. Sie waren ganz starr vor Angst; auch ich. Aus der Maschine kam ein Schrei. Ein paar Weiber schrien vor Schrecken auf, aber kein Mensch rührte sich. Im nächsten Augenblick mußte was Schreckliches geschehen sein. Da sprang ich hinzu und klemmte meine Hände zwischen die Zahnräder, um sie aufzuhalten. Das war genug, daß Johann seine Arme aus dem Getriebe herausbringen konnte; sie waren freilich arg zerschunden, aber noch heil. Bloß meine Hand war weg. Nachher fiel ich hin und wußte nichts mehr von mir. Es hat lange gedauert, bis ich wieder aufkonnte, denn es kam Fieber dazu, und auch der Schrecken ließ mich lange nicht los, bei Tag nicht und bei Nacht. — Aber das ging vorbei, und nun ist's wieder gut."

Eine längere Pause entstand. Dann hob der junge Arzt den Kopf und sah zu dem Mädchen hinüber. „Und warum haben Sie das getan?" fragte er leise.

„Warum? Das weiß ich nicht."

„Weil Sie ihn doch noch lieb hatten?"

Sie schüttelte den Kopf. „Das nicht. Das war's wohl nicht. Daran hab' ich nicht gedacht. Das kam halt so über mich, daß ich helfen mußte, weil's kein andrer tun wollte."

„Und Sie wußten, welcher Gefahr Sie sich aussetzten?"

„Freilich. Es hätte ja auch noch schlimmer kommen können. Aber das mußte doch sein. Es war doch ein Mensch, und da mußte man helfen. Und er hatte doch Frau und Kinder, und ich bin ein einzelner Mensch."

„Und nachher? Wie verhielt er sich nachher?"

„Er? Ja, er wurde ja nun ganz anders. Schlimmes hat er mir nicht mehr nachgesagt. Er wurde so ganz in sich gekehrt und tat seine Arbeit so ganz stille für sich. Mir aber ging er aus dem Wege, wo er konnte. Er blieb ja auch nachher nicht mehr lange hier. Wie ich gesund geworden war, verkaufte er nicht lange darauf sein Gütchen und zog in ein anderes Dorf."

„Und Sie haben ihn nicht wieder gesehen?"

„Doch. Vorm Jahr starb seine Frau — nein, es sind wohl schon anderthalb Jahre her. Und da kam er eines Tages, vergangenen Herbst. Ich kannte ihn kaum

wieder, so ganz anders war er; so ganz still und demütig. Er tat mir in der Seele leid. Und da wollte er mich nun heiraten. Aber das ging ja nicht."

„Warum nicht?"

„Was sollt' er denn mit einer Frau wie ich? Ein Landwirt braucht eine gesunde Frau, die arbeiten kann. Und er war doch nicht in solchen Umständen, daß er sich jemand noch halten konnte. Das hab' ich ihm auch gesagt. Und die Kinder waren ja auch noch klein."

„Aber sonst hätten Sie's getan?"

„Vielleicht. Oder doch nicht. Ich hab' darüber nicht nachgedacht. Freilich, wie er den Kopf so hängen ließ, wie ich ihm das gesagt hatte — ja, leid tat er mir, und das andre hatte ich ja alles vergessen. Ich hab' ihm ja auch nie was Übles gewünscht. Aber das ging doch nicht. Ich wär' doch bloß eine Last für ihn gewesen."

„Und er? Was tat er denn?"

„Er? Ja, ich riet ihm zu einer andern Frau, zu einem Mädchen hier im Dorf. Sie war meine Freundin und gesund und rüstig. Es wurde ja auch schließlich etwas daraus. Und ich weiß, sie leben gut zusammen, und das freut mich so recht innerlich, wenn ich daran denke oder das seh'. Denn ich hab' sie ein paarmal besucht, weil's meine Freundin gern haben wollte."

„Und Sie bereuen nicht, daß — daß Sie das getan haben — ich meine, das damals — daß Sie sich selbst —?"

Sie sah ihn verwundert an. „Bereuen? Was sollte ich da bereuen? Das mußte man doch tun. Und es geht ja auch ganz gut so; kann ich auch draußen nicht viel helfen, hier im Hause und bei der Großmutter muß ja doch auch jemand sein. Und heiraten werd' ich ja niemals. — Ja, das ist nun das Ganze. Weiter ist es nichts." Sie begann die Hand wieder einzuwickeln, wobei er ihr behilflich war. Sie lächelte. „Ja, ich dank' schön. Allein, mit der einen Hand, geht's nicht gut. — Ich dank' schön. Nun ist's gut. — Sie haben wohl noch eine weite Reise?"

Er war aufgestanden. Sie reichte ihm die Hand und lächelte, ein kindlich-freudiges Lächeln. „Sie sind wohl ein guter Mensch. Nein, alle Menschen sind gut; zu mir sind sie alle gut, ich weiß nicht, wie ich das verdiene. — Und eine glückliche Reise!"

Was war es, das ihn zögern ließ, als er ihre Hand in der seinen hielt? Aber ehe er noch ein Wort sprechen konnte, hatte sie sich losgemacht und ging, ihm zuwinkend, hinaus. Er atmete auf und nahm seinen Rucksack. Bald darauf hörte er sie mit einer leichten, angenehmen Stimme ein altes Lied, das sie in der Schule gelernt haben mochte, singen. Er blieb eine Weile im Flur stehen, um zuzuhören. Dann ward es still. Er ging. Mit einer Art Andacht schloß er die Haustür hinter sich. Ihm war innig und warm und feierlich zumute.

Der Weg führte abwärts zwischen Brombeersträuchern und Birkenbüschen. Noch einmal wandte er den Blick nach dem Hause mit den grünen Fensterläden. Ihm war, als ließe er dort eine kleine Welt zurück, voll unbewußten Glückes, das sich selbst nicht kennt, voll einer Liebe, die nicht weiß und nicht frägt, was sie tut, die nicht an sich denkt und das Größte in schlichter Selbstverständlichkeit vollbringt. Das Größte? War es denn so Großes, was hier geschehen war? Nein, aber es war doch ein Zeichen jener Liebe — oder wie soll man es nennen? —, jener stillen, unzer-

störbaren Kraft, die alles durchdringt und die Welt immer wieder herstellt, die Welt, die ohne sie längst in Gier und Haß und Selbstsucht versunken und verkommen wäre, jener Kraft, die wie ein verborgener Strom unter allem Geschehen fließt und, wenn sie einmal zutage tritt, den Menschen in Ahnung und Sehnsucht erbeben und erzittern läßt. Erzittern, ja, denn diese Kraft ist stärker als alles, was ringsum den Tag mit tosendem Lärm erfüllt.

Noch hing die Lerche in dem blauen Himmel, und Kräuter und Blumen dufteten stärker in der steigenden Mittagssonne. Die Schönheit der Welt umbrauste in jubelnden Fanfaren den einsamen Wandrer.



Einer großen Seele

Von Anna Pawlick

Von früh'ster Kindheit hab' ich dich gekannt,
Du schienest ohne Fehl mir, ganz vollkommen;
Hab' deinen Namen nur voll Scheu genannt
Zusammen mit den Guten, mit den Frommen.

Ich war ein gar so ängstlich, schüchtern Kind,
Von ferne bin ich immer nur gestanden,
Bis gute Worte, liebevoll und lind,
Den Weg in meine junge Seele fanden.

Allein in deiner Nähe, nur bei dir
Hab' ich Vertrauen zu mir selbst gefunden:
Du strahltest Lichtkraft in die Seele mir
In jenen unvergeßlich schönen Stunden.

Das feuerte mich unaufhörlich an,
Das nur hat mir geholfen durch das Leben,
Empor, empor, zum höchsten Ziel hinan
Rastlosen Eifers immerdar zu streben.

In meine Brust hast du hineingelegt
Tief unerschütterlich den festen Glauben:
„Solange rein dein Herz im Busen schlägt,
Gott, Kraft und Freiheit kann dir niemand rauben!"

Nun weiß ich kaum, wie ich dir danken soll,
Ich weiß nicht, was ich würdig dir erwähle.
Mein Herz ist mir so voll, so übervoll —
Du gabst das Licht mir, liebe, große Seele!



Auferstehungsgedanken

Von Paul Sturm


st das Wunder unseres Daseins selbst nicht viel größer und unfaßbarer als das Wunder seiner Fortsetzung, d. i. unserer Auferstehung? Und doch ist es Wahrheit geworden.

*

Die Natur sehnt sich in uns nach Unsterblichkeit und ewigem Leben. Sollte sie, die göttliche und allmächtige, sich diesen Wunsch nicht erfüllen?

*

Die Weisheit, welche in und über der Welt ist, zeigt nicht nur der Blume, sondern auch dem Menschen den Weg aus der Nacht des Erdreichs hinauf zum Licht.
(Grabinschrift.)

*

Die Natur ist in uns. Darum ist niemand mehr an unserm ewigen Leben gelegen als ihr; denn unser Tod ist ihr Tod und unser Leben — ihr Leben.

*

Das Wunder unseres Daseins ist so groß, daß im Vergleich mit ihm die Auferstehung nicht einmal ein Wunder genannt zu werden verdient.

*

In Wahrheit sind die Toten die Lebenden und wir Lebenden die Toten; denn jene haben den Tod schon hinter sich, wir dagegen haben ihn noch vor uns.

*

Wenn es eine Auferstehung gibt, gibt es auch einen Gott. Oder verdient die Macht, welche uns auferweckt, ganz gleich, wer sie sei, nicht den Namen „Gott"?

*

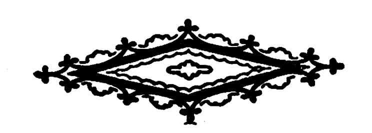
Wir sind ein Teil der allmächtigen, göttlichen Natur. Darum sind wir die unser Schicksal Mitbestimmenden: darum sind wir es selbst, die entscheiden über des Menschen ewigen Tod oder ewiges Leben.

*

Fürchtet euch nicht vor dem Tod! Das Land des Todes ist uns vertrauter und heimatlicher als das Leben; denn wir waren schon einmal tot — ehe wir lebten.

*

Die Natur, die uns in der Kunst eine schönere Welt vor Augen führt, wird uns einst ganz dorthin entrücken; sie, die uns durch die Kunst selige Stunden schenkt, wird uns einst ewige Seligkeit bereiten.



Hausbuch

Heimgedanken von Friedrich Lienhard

(Fortsetzung)

„Auf seinem eigenen Montserrat"

Goethe selbst scheint die Auffassung zu stützen, daß die damalige Zeit — kurz vor der französischen Revolution — zur Enthüllung jener Rätsel noch nicht reif war. Denn in einem Aufsatz, den er etwa drei Jahrzehnte nach Entstehung des Rosenkreuzergedichts veröffentlicht hat (April 1816), schreibt er den Satz: „Wäre dieses Gedicht vor dreißig Jahren, wo es ersonnen und angefangen worden, vollendet erschienen, so wäre es der Zeit einigermaßen vorgeeilt." Und dann fährt er fort: „Auch gegenwärtig, obgleich seit jener Epoche die Ideen sich erweitert, die Gefühle gereinigt, die Ansichten aufgeklärt haben, würde man das nun allgemein Anerkannte im poetischen Kleide vielleicht gerne sehen und sich daran in den Gesinnungen befestigen, in welchen ganz allein der Mensch auf seinem eigenen Montserrat Glück und Ruhe finden kann."

Hier kommt ein neuer Ausdruck: „Auf seinem eigenen Montserrat". Als Goethe jenes Gedicht schrieb, wußte er noch nichts vom altberühmten spanischen Felsenberg Montserrat bei Barcelona mit seinen zwölf bis dreizehn Mönchs-Einsiedeleien, oberhalb des Klosters. Wenigstens ist mir keine Andeutung darüber bekannt. Auch beweist das Gedicht selber (z. B. die ganz und gar nicht zum Montserrat stimmende Strophe: „Und wie er nun den Gipfel ganz erstiegen") noch keinerlei Ortskenntnis. Erst Wilhelm von Humboldt hat ihm, von den spanischen Fahrten aus (1800), ausführlich davon erzählt. (Der Bericht ist im dritten Bande von Humboldts gesammelten Schriften nachzulesen.) Rückschauend hat dann der Dichter die eindrucksvolle Schilderung seines bedeutenden Freundes mit den Vorstellungen jener unfertigen Dichtung verwoben: „Um nun die weitere Absicht, ja den Plan im allgemeinen und somit auch den Zweck des Gedichtes zu bekennen, eröffne ich, daß der Leser durch eine Art von ideellem Montserrat geführt werden und, nachdem er durch die verschiedenen Regionen der Berg-, Felsen- und Klippenhöhen seinen Weg genommen, gelegentlich wieder auf weite und glückliche Ebenen gelangen sollte. Einen jeden der Rittermönche würde man in seiner Wohnung besucht und durch Anschauung klimatischer und nationaler Verschiedenheiten erfahren haben, daß die trefflichsten Männer von allen Enden der Erde sich hier versammeln mögen, wo jeder von ihnen Gott auf seine eigenste Weise im stillen verehre."

Wir sehen in dieser Umrahmung der religionsphilosophischen Gedanken überall die Widerspiegelung von Humboldts Berichten, der jene Klausner wirklich besucht hat und der sich dabei selber an Goethes Gedicht „Die Geheimnisse" erinnert fühlte: „Ihre ‚Geheimnisse' schwebten mir lebhaft vor dem Gedächtnis."

Beide, Goethe und Humboldt, waren auf einer wundervollen Spur: sie ahnten das Gralsgeheimnis.

Der intuitive Meister von Weimar hat mit stärkster Anteilnahme Humboldts Reise verfolgt: „Eine Karte von Spanien" — so schrieb er ihm (4. Januar 1800) — „ist an meiner Türe angenagelt, und so begleite ich Sie in Gedanken und hoffe, daß Sie mich nach und nach immer weiter führen werden." Noch dem Greis war, an einem bedeutsamen Höhepunkt seines Lebenswerkes, die Vorstellung des himmelragenden Montserrat wichtig: als er Fausts Himmelfahrt schrieb, wo „heilige Anachoreten, gebirgauf verteilt, gelagert zwischen Klüften" jene letzte Szene eröffnen, die mit den Worten „Bergschluchten, Wald, Fels, Einöde" überschrieben ist.

Aber die beiden symbolisch getönten Wendungen „Durch eine Art von ideellem Montserrat" und „Auf seinem eigenen Montserrat" beweisen doch, daß den anschauungsbedürftigen Dichter zugleich das allgemeine Gefühl durchdrang: Hier ist etwas, was uns alle angeht, jeden von uns, der von „Begier nach höchster Ausbildung" durchdrungen ist.

Gibt es solche Meister?

Der Leser meines Romans „Der Spielmann" (vgl. das Kapitel „Der Gralsberg Montserrat") und meines „Meisters der Menschheit" (Bd. II) weiß, daß ich selber jenen spanischen Berg besucht habe. Welch unbestimmter Drang hat mich während meiner Wanderjahre an so entlegene Stätte getrieben?

Jeder pflegt in seiner besondren Art Gott zu suchen; jeder meißelt an seinem Idealbild, das er in sich trägt. Er sucht in der Außenwelt nach einem Meister und Vorbild, nach einem Führer und Vermittler, durch den er sich in seinem edelsten Streben bestärkt und bestätigt fühlt; er sucht zugleich nach einer edlen Lebensgemeinschaft mit ausgezeichneten Menschen, deren Geisteskraft und Seelenwärme mit der unsrigen zusammenfließen und auf das Ganze der Menschheit eine wohltätige Wirkung ausüben kann.

Kurz gesagt: wir suchen Lebensmeister; und wir suchen eigene Lebensmeisterschaft. Eins verknüpft sich mit dem andern. Da uns die gemeine Welt, wie sie nun einmal ist, diese höheren Zustände nicht leicht ermöglicht, sondern ihnen eher widerstrebt, so wandern wir, wandern und suchen — wie Parzival suchte. Wir suchen Verständnis, Förderung, Freundschaft, Liebe, Weisheit; wir möchten unsren Magnetismus oder unser Nerven- und Seelen-Fluidum nähren und beleben durch die reinen Strahlungen starker und guter Menschen. Viele kennen freilich diesen Drang nicht; viele, allzu viele, die sich aufmachten, bleiben in Gawans ziellosen Liebes- und Kampf-Abenteuern stecken und begnügen sich mit lüsternen Ersatz-Gefühlen. Wenige finden die erhabene Gemeinschaft der Meister, den Gral, das Rosenkreuz.

Gibt es solche Meister? Es gibt sie so bestimmt, als es seit Jahrtausenden in der Menschheit Mysterien und deren Hüter gegeben hat.

Die Gralslegende, durch Richard Wagner wieder zu eindringlicher Wirkung gebracht, und die Sage von der Tafelrunde des Königs Artus oder von den zwölf Paladinen eines Karls des Großen: es sind nur mittelalterliche Einkleidungen oder Andeutungen einer uralten, vor der Menge stets verhüllten, dem Wissenden aber einleuchtenden Tatsache. Diese Schar der Weisheit und der Liebe begleitet die Menschheit teils unsichtbar, teils herausbrechend und sichtbare Form suchend, doch

immer vorhanden, wie die allernährende Sonne vorhanden ist. Es sind die Schutzgeister der Menschheit. Sie führen den Pilgerzug der Seelen, die auf diese Erde gebannt sind. Sie sind in allen Religionen, in allen Völkern und Zeiten gleichsam die Elite, der esoterische Kern, die Edel-Auslese oder — nun wieder mit Goethes Worten — „das Erfreulichste, was die Liebe Gottes und der Menschen unter so mancherlei Gestalten hervorbringt“. Wie jener Bruder Markus auf „erhabenen Antrieb“ seine Reise unternimmt, so haben auch sie ihre Sendung auf höheren Befehl übernommen und erfüllen nun ihre Aufgabe auf diesem Gestirn, unauffällig, aber wirksam, in den Formen und Worten der jeweiligen Kultur und Zeitepoche, in der sie sich verkörpert haben. Wären sie nicht und ihre erhabene geistige Einwirkung: die Menschheit würde schon längst vertiert sein.

Bewußt oder unbewußt haben sie untereinander Fühlung, da sie sich ja auf gleicher Geistesebene befinden. Und der Meister von Weimar, dem als Freimaurer der Bruderschafts-Gedanke geläufig war, wollte damals, vor der Revolution, eine solche ideale Zwölf-Zahl von Meistern unter ihrem Führer schildern. „Hier würde sich dann gefunden haben“ — so heißt es in Goethes Aufsatz —, „daß jede besondre Religion einen Moment ihrer höchsten Blüte und Frucht erreiche, worin sie jenem oberen Führer und Vermittler sich angenaht, ja sich mit ihm vollkommen vereinigt. Diese Epochen sollten in jenen zwölf Repräsentanten verkörpert und fixiert erscheinen, so daß man jede Anerkennung Gottes und der Tugend, sie zeige sich auch in noch so wunderbarer Gestalt, doch immer aller Ehren, aller Liebe würdig müßte gefunden haben. Und nun konnte nach langem Zusammenleben Humanus gar wohl von ihnen scheiden, weil sein Geist sich in ihnen allen verkörpert, allen angehörig, keines eigenen irdischen Gewandes mehr bedarf.“

Dieser „Humanus“, wenn auch das Wort Humanität (Reinmenschlichkeit, Edelmenschlichkeit) in Herders Beleuchtung darin mitschwingt, ist demnach viel mehr, als die übliche Deutung meint. Er ist auch lebendiger als eine etwa nur zurechtgedachte Allegorie. Man könnte ihn als Leiter jener Bruderschaft und insofern als Meister der Menschheit bezeichnen: den wir Christen als den überirdischen oder kosmischen Christos empfinden, womit ich nur den Begriff einer göttlichen Zentralkraft zu verbinden bitte, wie es etwa der Evangelist Johannes mit dem Wort „Logos“ geprägt und besonders im 14. bis 17. Kapitel großartig gestaltet hat.

Dort vergleicht sich der Meister mit einem Weinstock und seine Zwölfschar mit den dazu gehörigen Rebenzweigen: derselbe göttliche Saft durchkreist also Meister und Jünger. „Ich und der Vater sind eins“: und so bilden durch ihn auch die Jünger mit Allvater eine organische Lebenseinheit.

Und nun verbindet Goethe jenes geheimnisvoll umhüllte Scheiden des „Humanus“ (könnte man's nicht, im Anklang an die Evangeliensprache, mit „Menschensohn“ übersetzen?) in ebenso zarter wie anmutiger Weise mit Karfreitag und Ostern, den Höhepunkten heiliger Geschichte. „Ereignet sich nun diese ganze Handlung in der Karwoche, ist das Hauptkennzeichen dieser Gesellschaft ein Kreuz mit Rosen umwunden, so läßt sich leicht voraussehen, daß die durch den Ostertag besiegelte ewige Dauer erhöhter menschlicher Zustände auch hier bei dem Scheiden des Humanus sich tröstlich würde offenbart haben.“

Da stehen wir also wieder vor dem Rosenkreuz. Der Oster- und Auferstehungs-Gedanke bringt sich verheißungsvoll mit neuen Fernblicken in Erinnerung. Jene letzte Halle, das „Heiligtum des Schmerzes“ und des Sieges über Schmerz und Tod, scheint sich öffnen zu wollen.

Nun wird Parzival Gralskönig: „Damit aber ein so schöner Bund nicht ohne Haupt und Mittelsperson bleibe“ — schreibt Goethe mit neuer Wendung —, „wird durch wunderbare Schickung und Offenbarung der arme Pilgrim Bruder Markus in die hohe Stelle eingesetzt, der ohne ausgebreitete Umsicht, ohne Streben nach Unerreichbarem, durch Demut, Ergebenheit, treue Tätigkeit im frommen Kreise gar wohl verdient, einer wohlwollenden Gesellschaft, so lange sie auf der Erde weilt, vorzustehen.“

Wir sind wieder auf der Erde, in einer reinmenschlichen „wohlwollenden Gesellschaft“; an Stelle des aus dem Leibe scheidenden Meisters ist ein durch Reinheit berufener neuer Führer diesem Bunde der Guten ernannt worden. Das Werk setzt sich also fort.

Parzival und Christian Rosenkreuz

Der Montserrat liegt in Spanien. In diesem Lande stießen einst, durch Jahrhunderte hindurch, Orient und Okzident folgenreich zusammen: in den Kämpfen zwischen Mauren und Christen.

Wir stehen heute, wenn auch nicht so sinnlich-sichtbar, in ähnlicher Wechselwirkung. Indien — und Asien überhaupt — wirken herüber: Buddhismus, Theosophie, Rabindranath Tagore, Gandhi-Bewegung. England seinerseits hat, durch seine asiatische Politik, gleichsam die Vorstöße der Kreuzzüge von einst aus Europa nach dem Orient in andren Formen fortgesetzt.

Da entsinnen wir uns, daß der Gral zur Zeit der Templer und anderer Ritterorden vom Osten nach dem Westen gebracht wurde; daß Parzival einen edlen Heiden aus dem Orient, Feirefis, zum ebenbürtig tapfren Halbbruder hat, der in den Gralskreis weitherzig aufgenommen wird, indem er des genesenen Amfortas Schwester, eine jungfräuliche Pflegerin des Grals, heiratet und sich taufen läßt, wonach er mit ihr nach Indien zieht und eine Dynastie christlicher Priesterkönige gründet: der Gral hat also die Brücke geschlagen von Ost nach West und wieder zurück nach Osten.

Da entsinnen wir uns eines Buches, das kurz vor dem Dreißigjährigen Kriege (1614) erschienen ist. Auch diese Schrift erzählt von heimlichen Meistern und von einer geheimen Bruderschaft. Der Führer dieser „Fraternität“ ist Christian Rosenkreuz. Im fünften Jahre, Sohn adliger deutscher Eltern, wird er „in ein Kloster versteckt“, lernt Griechisch und Latein und sieht sich dann, „noch in blühender Jugend“, einem Bruder auf eine Reise nach dem Orient mitgegeben. Dieser Bruder stirbt in Zypern; Rosenkreuz zieht weiter „auf Damaskum zu, willens, von dannen Jerusalem zu besuchen“, wird aber krank und verharrt nun bei arabischen Meistern: „Da empfingen ihn die Weisen, als er selber bezeuget, nicht wie einen Fremden, sondern gleichsam auf den sie lange gewartet hätten, nannten ihn auch mit Namen, zeigten ihm auch andre Heimlichkeiten aus seinem Kloster an“ — kurz,

es ist ähnlich wie bei Goethes Bruder Markus. So lernt er denn von diesen Arabern und kommt, von ihnen gewiesen, in einen weiteren arabischen Ort (Fez), wo er seine Künste und Kenntnisse vertieft und nach Europa zurückkehrt, begierig, die Errungenschaften des Orients seinen christlichen Brüdern zu bringen. Er fuhr also „mit vielen köstlichen Stücken nach Hispaniam", verhoffend, daß sich die Gelehrten Europas höchlich mit ihm erfreuen würden. Aber er fand mit seiner alchimistischen und religionsphilosophischen Weisheit keinen Anklang, begab sich dann in die Stille und gründete eine verschwiegene „Gesell- oder Brüderschaft", die sich in der Weisheit vervollkommnete und unentgeltlich Kranke heilte, also sich im Guten übte. Rosenkreuz stirbt in dem von ihm gegründeten weltlichen Kloster; doch erst 120 Jahre nach seinem Tode wird sein Grab entdeckt, worin sich sein „schöner und ruhmwürdiger Leib unversehrt und ohne alle Verwesung vorfindet" (ein Zug, der bei Goethe bekanntlich in den „Wahlverwandtschaften" und im „Wilhelm Meister" auftaucht). In einem beigelegten lateinischen Buch heißt es unter anderem von Meister Rosenkreuz: „Auf seinen Reisen nach Arabien und Afrika hatte er einen mehr als königlichen und kaiserlichen Schatz gesammelt, der aber seinem Zeitalter noch nicht angemessen war und deshalb von ihm für eine würdigere Nachkommenschaft verborgen ward."

Da sind wir also wieder bei einem verborgenen Schatz. Diese Kostbarkeit müsse nun aber der Welt mitgeteilt werden; man möge sich zu dieser Bruderschaft als Mitglied melden — schreibt der Verfasser der „Fama Fraternitatis" —, damit die Welt geläutert oder reformiert würde, da schwere Dinge oder Weltuntergang bevorständen.

Die Wirkung des Büchleins, das gleichzeitig in fünf Sprachen ausging, war ungeheuer. Die Neugier war aufs höchste gespannt. Aber der Verfasser schwieg. Man weiß heute noch nicht mit gänzlicher Sicherheit seinen Namen; es war vermutlich Joh. Valentin Andreae. Wieweit er Kunde hatte von einer Brüderschaft jener Art, bleibt ungewiß.

Und doch wurde der Zweck in andrer Form erreicht: Unter dem Einfluß dieses anonymen Buches und der von ihm hervorgerufenen Erörterung gründete sich in England die Freimaurerei (Fludd), die dann in jenen beiden Jahrhunderten so wichtig wurde.

Dem Zeitalter entsprechend, stand jene spätmittelalterliche Bewegung, die von Arabien über Spanien nach Europa kam, im Zeichen der Alchimie, der Kabbala und verwandter Bemühungen, in das Unsichtbare und Höhermenschliche durch magische Mittel emporzudringen. Dem Gral von einst entsprach nun der „Stein der Weisen". Veredlung unedler Metalle, auch in uns selber, war auch hier das sittliche Ziel.

Und noch eins bekundet auffällige Ähnlichkeit mit dem Gralsgeheimnis: einerseits die Aufforderung, zu suchen, zu kommen, sich zu melden — und andrerseits die Versicherung, daß Unwürdige nicht finden werden. „.... Mögen wir doch keinem Menschen ohne Gottes sonderbare Schickung nimmermehr offenbar und bekannt werden, ja es fehlet soweit, daß jemand unser ohne und wider den Willen Gottes genießen und unsrer Guttaten teilhaftig werden kann, daß er auch eher das

Leben im Suchen und Nachforschen verlieren wird, als daß er uns finde und also gelange und komme zur gewünschten Glückseligkeit der Fraternität des Rosenkreuzes."

So schließt das seltsame Buch.

Alchimistische Frömmigkeit

Warum erzählen wir diese Absonderlichkeiten? Wenn es sich nur um Kuriosa oder Phantasiespiele handelte, hätten wir schwerlich zum Spaten gegriffen, um solche verschollene Dinge auszugraben. Aber hier rauscht in der Tiefe ein Strom des Lebens. Hier hat eine besondere Form der Frömmigkeit oder des Gottsuchens Gestalt gewonnen. Diese Frömmigkeit ist weder kirchlich-dogmatisch noch mystisch-pietistisch, weder Orthodoxie noch Aufklärung; sie ist ein Drittes: sie sucht alchimistisch oder magisch die Welt zu begreifen. Auf dem Boden der Natur bedient sie sich der Experimente; im Bezirk der Seele jedoch der Symbole. In beiden Fällen entscheidet das Erlebnis, nicht die Begrifflichkeit. Es ist die Religion Goethes.

Was geschieht im Laboratorium der Alchimisten? Man will unedle Metalle in edle verwandeln; man will Gold machen; man sucht den „Stein der Weisen", der alles Gute schenkt, das „Lebenselixier", das unsterbliches Leben oder immer neue Verjüngung gewährleistet. Dazu bedient man sich der chemischen Retorten, der Schmelztiegel, des Feuerprozesses, durch den Unedles und Edles hindurch muß, damit sich die Elemente scheiden, damit sich das Edle klar herausgestalte.

Und was will der alchimistische Fromme? Er macht in entsprechendem Maße dieselbe Verwandlung in der Seele durch. Auch seine Seele muß durch beizende und brennende Erlebnisse hindurch, wird durch Irrtum geläutert, muß sterben, um zum wahren Leben emporzudringen. Über seinem Leben steht das ernste „Stirb und werde!" Stirb — um zu werden!

Diese Naturphilosophie kommt zwar im frühen Mittelalter aus arabischer Kultur herüber, hat auch mit der Kabbala Zusammenhang, läßt sich auf den Neuplatonismus, auf ägyptische Weisheit zurückführen — aber sie ist zu den Zeiten des Paracelsus nicht widerchristlich. In der Grabhalle des Christian Rosencreutz steht das Wort „Jesus mihi omnia" (Jesus ist mir alles) obenan; und „zu ende stehet": „Ex Deo nascimur, in Jesu morimur, per spiritum sanctum reviviscimus" (Aus Gott werden wir geboren, in Jesu sterben wir, durch den Heiligen Geist leben wir wieder auf). Auch hier also ein Verwandlungsprozeß! Leben, Leiden, Sterben und Auferstehen des Meisters von Nazareth fügt sich ohne weiteres in diese alchimistische oder magische Betrachtungsweise ein: durch den Sterbeprozeß des schmerzvollen Karfreitags geht es hindurch und empor in den sieghaften Oster- oder Auferstehungstag.

So scheint mir Andreae, der bedeutende Theologe, noch einmal vor dem furchtbaren Dreißigjährigen Krieg die alchimistische Religionsform in jenen absonderlichen Schriften angeschlagen zu haben, nur als einen Ton, einen Nachhall, schon mit satirischem Einschlag, doch unbewußte Wahrheiten streifend — wie etwa Cervantes mit dem „Don Quixote" die Epoche der Ritter-Romane abschloß. Er bekannte sich übrigens nur zu der Schrift „Chymische Hochzeit Christiani Rosencreutz", nicht zur

„Fama Fraternitatis“ nebst „Confessio“, und nannte jene Schrift ein „Spiel“, später diese Stufe seines Wirkens verleugnend. Dann kam jener verwüstende Krieg, wo zwar noch die Astrologie wirksam war (Kepler-Wallenstein), aus dem sich aber dann ein neues Zeitalter herauskristallisierte, dessen Weisheit in Leibniz und dessen Kunst in Bach gipfelte. Zugleich wurde der Gedanke der Humanität weltbeherrschend. Und auf einer neuen Stufe, in Goethes „Faust“ und in seiner naturphilosophischen Weisheit überhaupt, bekam die alchimistische Frömmigkeit von einst durch ein Genie geklärten neuzeitlichen Ausdruck.

Hier setzen wir selber wieder ein. Man wird nun das österlich gestimmte Weihegedicht verstehen, das der Verfasser dieser Betrachtungen im März 1920 seines Hauses ersten Gästen vorlas:

Das Rosenkreuz

Euch grüßt am Tor ein Kreuz mit roten Rosen,
Und diesem Sinnbild sei mein Haus geweiht!
Das Dulderholz des Größten aller Großen
Steht hier erblüht in edler Freudigkeit.
Wer dieses Zeichens tief'ren Sinn erfaßt,
Der sei willkommen als erles'ner Gast!

Schön ist es, vom Vollendungsdrang getrieben
Zuletzt zu jubeln: dieses Haus ist mein!
Noch schöner, sich in Seelen einzulieben
Und Herzen zu gewinnen, nicht nur Stein.
Auch dieses Kreuz, das an der Pforte schwebt,
Es ist erliebt, erlitten und erlebt.

Die Rosen, die ihr seht am dunklen Stamme,
Sie waren Wunden, waren Kampf und Not;
Nun aber leuchtet ihre Lebensflamme
Sieghaft und festlich als verklärtes Rot.
Dies Kreuz ist nicht mehr Vorgeschmack der Gruft:
Was euch hier grüßt, ist Auferstehungsduft.

Wo übermächtig schien des Todes Grauen,
Glüht nun des Lebens und der Liebe Kranz;
Das Rosenkreuz, das eure Herzen schauen,
Ist Osterkraft und Auferstehungsglanz.
Der Meister lebt! Und mit ihm lebt die Kraft,
Die aus den Wunden Rosenwunder schafft.

Sei mir gegrüßt, du Meister wahren Lebens,
Des Hände mich geleiten Tag und Nacht!
Um Führung bat ich dich, und nicht vergebens:
Durch Leid und Liebe hast du mich gebracht
Zur stillen Gralsburg in der Qual der Zeit!
Du gabst mir dies — und dir sei es geweiht!

Von dir geleitet, kamen wir zur Erde,
Aus reinem Licht in Sturm und Staub gesandt;
Hier lernten wir das mächt'ge „Stirb und werde!"
Und steigen wieder aus dem Prüfungsland
Zu Gott zurück, mit Auferstehungskraft,
Die aus Karfreitag Ostersonntag schafft.

Nun werde diese Weihe zum Gesichte:
Mein Haus sei Sinnbild für die deutsche Welt!
Das Rosenkreuz, das ich am Tor errichte,
Sei tiefbedeutsam in die Zeit gestellt!
Voll Weh ist Deutschland: wann erscheint der Tag,
Da deutsche Not in Rosen blühen mag?

Wann wird man auf der Stadt des Meisters Goethe
In Ernst und Liebe dieses Lichtkreuz sehn?
Wann wird dies Rosenkreuz verklärter Nöte
In edler Leuchtkraft über Deutschland stehn? —
Nehmt diesen Tag als Anfang neuer Zeit:
Mein Volk sei, wie mein Haus, heut' eingeweiht!

(Fortsetzung folgt)



Bergnacht

Von Herbert Pfeffer

Einsam in grauer Nebelnacht
Bin ich zu Berge gestiegen.
Im Tale war alles gequält und bedacht,
Draußen haben die Stürme gelacht:
Komm, Menschlein, wir lehren dich fliegen!

Hastig strebt' ich die Pfade hinan,
Von brausenden Wäldern umfangen.
Dunkel um Dunkel sah mich an,
Der Himmel war fern und zugetan,
Ich bin in die Irre gegangen.

Was Weg und Steg! Bergauf, bergauf,
Und sprängen die letzten Sehnen!
Ins Trübe ging heute der Tageslauf,
Reiß du mich, wilde Nacht, hinauf
Und gib mir Kraft und Wähnen!

O still! Der Wald erglänzt ringsher,
Jäh sind die Nebel zerflossen,
Und über mir gleißt ein Silbermeer
Und auf die weißen Gebirge ist hehr
Feierlich Licht ergossen.

Nun über Täler und Wolken erhöht,
Dank' ich bestandener Fährde.
Von ewigen Stirnen der Berge weht
Und aus meiner Seele Lob und Gebet —
Mitbetet alle Erde!



Von der Leuchtkraft der Seele

Von Julius Havemann

Wie verschieden, je nach der Beleuchtung, in der sie sich vor uns entfaltet, wirkt doch eine Landschaft auf uns ein! Sie kann in ihren nüchternen scharfen Umrissen unter einem weißgrauen Himmel klar, rechnerisch, hart, logisch und illusionslos machen, und in demselben Menschen durch eine verklärende Abendbeleuchtung mit ihrem leisen Dunst über den Fernen und dem Blitzen goldener Wasser darin Erinnerungen an einen Märchenzauber früher Kindertage und damit den Träumer und Dichter wecken. Unverfolgbar sind die feinen Goldfäden, in denen das Leben zwischen den Dingen fließt. Ein Ruck — und ganze Gebiete, die im Dunkel schlummerten, wachen in Glanz und Herrlichkeit auf. Wie die Sonnenstrahlen mittels der Atmosphäre, ein Überirdisches im Irdischen, solche Wunder wirken, so vermag die Seele eines fremden Menschen mittels der Verhältnisse, in denen er sich bewegt, der Atmosphäre, die er um sich schuf, und der äußeren Anstöße, die ihn trafen oder die er suchte, so daß sie ihm zum Erlebnis wurden, uns für eine Weile die Welt in eine ganz neue Beleuchtung zu rücken. Im Verkehr wird dergleichen als suggestive Kraft, als zeitweise anregende Laune des Mitmenschen empfunden. Einen dauernden, weitwirkenden Niederschlag kann eine solche Belichtung oder Durchleuchtung der Welt in den Werken der Künstler und Dichter finden. Gewiß beruht hierauf die Vorliebe, die wir dem einen oder dem anderen Schaffenden entgegenbringen — der geheimnisvolle Erfolg einzelner Werke.

Jüngst las ich ein neuestes Werk des Schweizers Federer. Was unwiderstehlich in seinen Bann zwingt, ist nicht sowohl der an sich schon anziehende bunte Stoff, nicht die scharfe und eigenwillige Meißelung der verschiedenen Köpfe, nicht einmal die Art, wie Federer die Geschichte entwickelt, der künstlerische Aufbau des Ganzen — es ist durchaus dieses satte Leuchten, das die Luft durchtränkt, das an allen Dingen zu kleben scheint, die Gestalten und Gesichter umfließt und hervorhebt, das sogar den Worten ihre besondere Klangkraft zu geben vermag, als würden stählerne Glocken in ihm zu goldenen. Und jede Farbe erhält eine besondere Tönung. Das Rot wird purpurtief und kriecht mit einer heimlichen Glut aus den Falten. Als läge Abendsonne schräg gegen Felswände, stimmen sich Orange und zartlila Schattenflächen dazu. Die Menschen strömen Licht aus wie Kirchtürme nach Sonnenuntergang in den Sommernächten.

Ich denke an Meister Gottfried Keller. Auch wo der sie aufdeckt, erfüllt die Welt ein solches Leuchten. Aber dieses rührt uns anders an. Mit einem andersgearteten Aufmerken macht es uns die Dinge beschaun. Es ist, als wären die smaragdenen Schatten tief nachgedunkelt neben einem wundersamen Golddust. Der alte Meister arbeitet nicht so unvermittelt die leuchtenden Töne ineinander wie der junge sein gluttiefes Schwarzrot, das Rosa geschminkter Gesichter, brandrote Haarfarbe und ein Papageiengelb. Das Weiß tritt dort in einer Reinheit hervor, und die Klarheit der Linien ist so beruhigend und rührend zugleich, daß wir uns davor jäh bewußt

werden, wie aller Freude am Schönen eine Wehmut über irdische Gebundenheit und Vergänglichkeit beigemischt ist.

Dem Leuchten, das Kellers Seele entströmt, tief verwandt ist dasjenige, mit dem Gotthelf uns seinen Weltwinkel aufhellt. Aber krauser sind die Zeichnungen und noch liebevoller stricheln sie die individuelle Erscheinung zurecht.

Ein ganz anderes Licht als bei diesen Schweizern offenbart uns die Welt etwa Theodor Storms. Schräge Strahlen streichen silbrig über dunkles Flachland. Es ist da vielgestaltetes Gewölk im weiten Himmel. Baumumstandene Herrenhäuser, spärlich belebte Kleinstadtstraßen, verschwiegene wilddurchblühte Gärten — und ein Dämmerduft über das alles hingezogen, in dem die Konturen der weißen Frauen- und Mädchengestalten leise zerfließen, während die Seele voller hervorbricht und in der Stille wie ein Glanz, wie ein Duft um sie her liegt. Daneben prägen sich scharfgeschnittene oder verwitterte Männerköpfe, verklärt kühne oder lebenshungrige Jugend, ein Ahnen von etwas Unentrinnbarem im Blick, ein Trauervolles, das sie zugleich härtet und über diese Welt stellt. Gewiß liegt kein Widerspruch darin, daß solch weihnachtliches Schräglicht auch über Blumenwiesen streicht.

Dagegen rückt Reuter seine Lebensbilder gern in eine pralle Sonne, die der eigenen primitiven Seelenheiterkeit entspricht. Wie jene die Mecklenburger Weizenfelder gilbt, umfließt diese behaglich die Gestalten und holt aus ihnen heraus, was die Herzen erquickt und kräftigt wie das Brot die Glieder. Alles liegt in einer Helle, aber es ist keine ernüchternde. Erschließen sich auch keine Tiefen, so läßt doch der durchwärmende Humor heilige Tiefen ahnen, in denen die Erscheinungen wurzeln. Madame Nüßler und Onkel Bräsig, in den Spucknapf blickend, sind wie ein Sinnbild auf diese ganze Art der Weltbeleuchtung.

Und nun Goethe? — Von den Wundern, die diese Sonne erschließt, will ich nicht reden. Sie hört nicht auf, uns auch das gleiche immer wieder neu vor die Sinne und die Seele zu rücken wie das Leben selbst. Aber man trete einmal in die nüchterne, wenn auch durchaus großartige Weltbeleuchtung Wilhelms von Polenz oder in die ästhetisierende Belichtung — ich sage hier absichtlich nicht: Beleuchtung — Thomas Manns, die wie mit elektrischen Lampen geschieht. Da lernt man jenes Großen lebendige Kraft verstehen. Bei Mann hat schon der Stil etwas von dem blendenden Schimmer, der zuweilen auf schwarzem Schiefer liegt. Das ist totes Licht. Der Himmel von Florenz oder Venedig, der Prunk der Räume und Gewänder der Renaissance, das alles hat wohl seine Farbe, es ist auch erfüllt von einer stumpfen und dumpfen Erdenglut, die aus den erhitzten Leibern herauszuschwelen scheint; aber Leuchten, ein Leuchten der Dichterseele durchströmt es nicht.

Auch bei unseren Jüngsten sieht man wohl allerlei Gebilde, man sieht Farben; aber man fühlt sich nicht angerührt von einer brüderlichen Seele, die uns eine Strecke Wegs begleitet, um uns zu sagen: „Wir alle stammen aus einer Tiefe. Dein Leid ist mein Leid, meine Lust ist deine Lust." Sie reden viel von Ausdrücken und Eindrücken, von sich und den Dingen; aber wir wissen nicht, wer davon zu uns redet. Sie sind Stimmen hinter der Szene, Volksgemurmel, das uns erschrecken will. Wir aber fühlen nur, daß sie uns nichts angehen und daß wir sie denen überlassen müssen, die Bildung für die Leute zur Schau tragen. Auch in den Vorzüg-

lichsten wurden Stoff und Schöpfer gewiß nicht eins, formte dieser jenen schwerlich nach seinem Bilde. Ihre Kunst — ist weit mehr als es Eduard von Mayer von derjenigen Tizians feststellt — „in den Banden ihrer Zeit Dienerin der herrschenden Halbheit". Könnte man das bei ihnen nur auch als Tragik empfinden! Aber sie dämmen kaum eine Leuchtkraft der Seele um der Besteller, der Tradition, des Zeitgeistes willen ab wie der große Meister Venedigs; sie belichten nach der Mode, weil sie sonst über keine Lichtquelle verfügen.

Je stärker aber das Leuchten einer Seele, so mächtiger rührt uns ein Ahnen an von der ewigen Seligkeit, von jenem Paradies, das ja doch nur ein verlorener Zustand sein kann, von einem Paradies, das die Kunst uns immer wieder offenbart, das jenseits von Raum und Zeit alle vereinigt, die sich voll ihrem Gotte hinzugeben durch ihr irdisches Leben und Leiden lernten.



Glühe auf!

Von Gustav Renner

Glühe auf! Glühe weiter, o Herz!
Und ob dich rings
Der Menschen kalter Atem umhaucht
Und dumpfer Worte Schwelen
Die reine Flamme dir ersticken will:
Glühe auf! Sprühe auf!

Einmal, o einmal
Wirst du, auch du
In Freiheit schlagen, und sei's
Am Abend, wenn
Zwischen dunkelschweigenden Stämmen
Und hinter dem schattenblauen Wald
Der Tag hinschmilzt in Gold und Purpur,
Und schon die Wege dunkeln,
Die hinführen zu den Enden der Welt
Und auf denen im fröstelnden Anhauch der Nacht
Das Heimweh steht und wartet.



Das Kreuz im Abendrot
Von M. Naacke

Meine Mutter war streng.

Der Tag galt dem Tun, dem Lernen; und noch der Abend war der Arbeit gewidmet.

Nur in der Stunde des Zwielichts, wenn der sinkende Ball seinen Rosenschimmer über die Fluren zu breiten begann, dann war's, als löse die Seele meiner geliebten Mutter die Schwingen, daß ihr die Sehnsucht erwache — ihr nach: der Sonne nach!

„Komm!" sagte sie dann manchmal und nahm meine Hand.

Wir gingen durch Tannen, dann aufwärts den Hügel, und standen im Licht.

Vor uns, in weich violetten Schleiern, breitete sich das weite, wonnige Land, heilig in seiner Schöne.

Es war eine Weichheit in diesen Linien und eine Holde der Farben, widerstrahlend das lächelnde Grüßen der scheidenden Sonne.

Linker Hand, noch ein wenig erhöht, der düstere Bruderberg mit dem ragenden Kreuz.

„Mutter, sieh doch, wie schön! Grad' steht es hinein in die Wolkenpforte des Himmels! Aber — warum der Querschnitt, der so hart den steil aufragenden Balken kreuzt?"

„Ich will dir's deuten, mein Kind: Immer, wenn deine Seele aufsteigt, ein Strahl, gradauf und schön, zum Himmel, kommt die Härte irdischer Mächte und durchschneidet querhin das edelste Aufwärts und will es zerbrechen — immer! Das ist Christusleiden. Du, mein Kind, verstehst das nicht; jedoch, wer will's verstehen, warum es so ist?! Ein Leben lang staunen wir's an, denken darüber und wissen am Ende des Lebens nichts anderes, als nur dasselbige Staunen, Anbeten und Danken:

Du, Kreuz, bist unser Sein und Aufwärtsgehn,
Bist unser Tag und unsre Ewigkeit,
Bist unser Tod und unser Auferstehn!"

... Mutter! Die Tagesarbeit deiner Strenge hat die Seele mir geordnet; gewachsen aber ist sie dann in diesen Stunden, da die deine aufflog wie ein Pfeil, die Erdmachtlinie kühn durchbrach und frei aufatmete in einem heil'gen Dank.



Der Tod · Von Elisabeth Görres

Der Geige Schluchzen brach mit wildem Schrei —
— Verwirrung — Dunkel — und das Fest vorbei.

Das Tor schlug zu. Jäh starb des Feuers Schein —
Und auf dem Boden fließt der Purpurwein — —



Rundschau

Stimmen aus dem „Geisterreiche"

Sie mehren sich wieder allerorten! Zwischen hypermodernen Modedichtern und Salonbolschewisten verzeichnen die Kataloge geschäftsgewandter Verleger eine Literatur, die mit Prophetengeste sehr abgestandene Sensationen von ehedem als „Allerneuestes" auftischt; und in so mancher reputierlichen Familie sitzt man halbe Nächte, um das Tischorakel zu befragen. Männer und Frauen, die noch vor wenigen Jahren halb Verachtung, halb gelindes Grauen zeigten, wenn das Wort „Spiritismus" fiel, verharren jetzt passiv am Schreibtisch und lassen sich von ihren „Freunden aus dem Jenseits" ehrfurchtsvoll die Feder führen. Eine wahre Epidemie dieser Art wütet im Lande, und sie ist um so gefährlicher, weil fast alle, die von ihr erfaßt wurden, ihr Tun sorglichst geheim zu halten suchen, so daß man in Kreisen, die nicht selbst zu den Mitgerissenen gehören, auch nicht die leiseste Ahnung hat von der erschreckenden Ausbreitung dieses Taumels.

Als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die neue Geisterkunde von Amerika her zu uns kam, war die Wirkung weitaus harmloser. Abgesehen von einigen schwärmerischen Enthusiasten und allem Aberglauben freundlich gesinnten Eigenbrödlern, die sich nun in spiritistischen Zirkeln fanden, beschäftigten sich wirklich ernsthaft mit diesen Dingen nur wenige Männer der Wissenschaft, stellten je nach Gelegenheit und Ausdauer die Tatsächlichkeit der Phänomene oder auch plumpen Schwindel daneben fest, kamen aber im besten Falle — wie etwa der Physiker Crookes — nur zu dem Schlusse, daß sie wohl das Wirken unsichtbarer, anscheinend oder unbestreitbar von Intelligenz geleiteter Kräfte beobachtet hätten, daß aber keinerlei beweiskräftige Gründe dafür aufzubieten seien, in diesen durch Intelligenz geleiteten Kräften wirklich, nach spiritistischer Hypothese, die weiterlebende Geistigkeit gestorbener Menschen zu bestätigen.

Was sonst vom damals neuen „Spiritismus" in weitere Kreise drang, war Gesellschaftsspiel. In jedem Mädchenpensionat war der tanzende Tisch bekannt. Wo immer eine ausgelassene Gesellschaft beisammen war, gehörte es zu den beliebtesten Scherzen, den Tisch nach allem zu befragen, was Heiterkeit und Laune fördern konnte.

So blieb der Spaß ungefährlich und ward als überlebte Mode schließlich ganz vergessen.

Die Zirkel der Schwärmer allein erhielten sich auf dem Plan, und wenn auch die „Geistermanifestationen" meist über bald bekannt gewordene physikalische und psychische Phänomene sich nicht erhoben, wenn auch die „Offenbarungen" der „Geister" selten über die trivialsten Phrasen emporstiegen, so fehlte es doch bald nicht an spiritistischer Literatur, deren Berichte um so lieber geglaubt wurden, je kritikloser sie abgefaßt waren, und es nährten sich diese halb frömmelnden, halb kirchenabgewandten Leutchen eben wie sie sich heute noch nähren: — durch gegenseitige Stärkung ihrer frommen Wünsche, mehr aus Büchern als aus der Erfahrung.

Auf über dreißigtausend „Bände" in allen Sprachen beziffern die Spiritisten mehr oder minder strenger Observanz ihre Literatur, wobei allerdings die Vernünftigeren bedauernd zugeben, daß das weitaus meiste obskures und wertloses Zeug ist, oft nicht einmal von ehrlich Überzeugten verfaßt, nur der geschickten oder bloß schlauen Ausnutzung der Konjunktur sein

Dasein dankend, geschrieben von Menschen, die ihren Beruf darin sehen, das jeweils Sensationelle aufzugreifen, um seine pekuniären Erfolgsmöglichkeiten auszunutzen.

Als Kaviar genießt man daneben in Behaglichkeit die ernsten Werke wissenschaftlicher Autoren, die über ihre Forschungsresultate berichten, übernimmt aber jeweils nur solche Äußerungen, die eigener Meinung als brauchbare Stütze erscheinen, und übersieht in der großmütigen Geste des Besserorientierten schlechthin alles, was ein solcher Autor etwa an kritischen und negierenden Einwänden gegen die spiritistische Lieblingstheorie zu sagen hat.

Da die Anhängerschaft opferbereit ist zugunsten der „guten Sache“, und zu neun Zehnteln alles aufnimmt, was der Büchermarkt nach ihrer Richtung hin bringt, so wird hier noch jahraus, jahrein recht beträchtliches Nationalvermögen entwertet, zugunsten geschäftstüchtiger Zeitgenossen, die stets für Befriedigung der Bedürfnisse und neuen Anreiz sorgen, was von ihrem Standpunkt her gesehen gewiß das Lob der Klugheit verdient, hinsichtlich der Erhaltung und Förderung geistiger Volksgesundheit aber sicherlich vom Übel ist.

So verbreitet aber auch derartiges Konventikelwesen verschiedener Schattierung in halbgebildeten Kreisen immer noch ist, so sind doch diese Zirkel ehrlich genug, sich offen als „Spiritisten“ zu bekennen. Wer mit ihnen Fühlung sucht, der ist entweder schon, auf Grund vorher genossener literarischer Kost, mehr oder weniger spiritistischer Gläubigkeit anheimgefallen, oder er will sich unvoreingenommen orientieren.

Bedenklicher, — weit bedenklicher steht es um jene neueren Kreise unserer Gesellschaft, die heimlich Spiritismus treiben und es nicht wahr haben wollen, daß dieses Tun nichts anderes ist, auch wenn man ihm andere Namen gibt.

Viele darunter glauben sich allen Ernstes berechtigt, sehr verächtlich auf die deklarierten „Spiritisten“ herabzusehen, wollen vom Spiritismus durchaus nichts wissen, glauben alles, was sie erfahren, nur einer „hohen psychischen Entwicklung“ danken zu dürfen, und ahnen nicht, daß das, was ihnen widerfährt, die allerverbreitetste Abart des „Mediumismus“ ist, allen Spiritisten wohlbekannt und von den Erfahreneren nur in ganz besonderen Ausnahmefällen den „beweiskräftigen“ Phänomenen zugezählt.

Tatsächlich ist, wie selbst jeder anfängerhafte Spiritist und wie die ernstere spiritistische Literatur seit fast einem halben Jahrhundert weiß, der Erfolg beim sogenannten „Tischrücken“, wie beim automatischen Schreiben, an sich durchaus kein Beweis für die Mitwirkung unsichtbarer, intelligent geleiteter Kräfte.

(Für gänzlich Fernstehende sei hier eingeschaltet, daß beim „Tischrücken“ mehrere Teilnehmer um einen Tisch herum sitzen, auf den sie die Hände legen. Früher oder später gerät der Tisch in Bewegung, die Tischbeine heben und senken sich, und die Antwort auf gestellte Fragen wird nach dem Alphabet, je nach der Anzahl der Aufschläge des Tischbeins auf den Boden, buchstabiert. Beim automatischen Schreiben setzt sich das „Medium“ — die Person, von der die unsichtbare Intelligenz wirklich oder angeblich Besitz ergreift — entweder allein oder mit andern an einen Tisch, legt ein Papierstück vor sich, nimmt einen Bleistift und erwartet in passiver Haltung die unwillkürliche Bewegung seiner Hand, durch die dann nach und nach Schriftzeichen entstehen, die ohne weiteres gelesen werden können.)

In beiden Fällen ist es möglich, sehr weitgehende Resultate zu erhalten, bei deren Erlangung niemand anders beteiligt ist als das „Medium“ selbst bzw. seine Beisitzer, wobei ich hier keineswegs an Betrug denke. Das „Medium“ kann in beiden Fällen in völligem Wachzustand sein, kann aber auch in sogenannten „Trance“-Zustand verfallen, eine Art autohypnotischen Schlafes, der die verschiedensten Stadien aufweist und in seinen Anfangsstadien noch kaum als solcher erkennbar ist.

Gewisse fluidische Kräfte des unsichtbaren Teiles der physischen Natur des „Mediums“ wie der Teilnehmer sind nun, ebenso wie die Nervenbahnen, von jeder Willensfessel befreit, für

sich allein imstande, sowohl den Tisch wie noch viel leichter die Hand zu bewegen, und automatisch lösen sich sodann aus den im Gehirn gleichwie in einer Grammophonplatte eingeprägten Runen der Vorstellungsinhalte die entsprechenden Antworten auf die gehörten — auch im Trancezustand gehörten — oder auch nur gedachten Fragen los, oft überraschend gut angepaßt, dann aber auch wieder orakelhaft dunkel, je nach der allgemeinen und zeitlichen Disposition des „Mediums".

Öftere Übung spielt diese automatische, durch Verstand und Willen nicht mehr kontrollierte Tätigkeit von Gehirn, Nervenbahnen und durch beide wirkenden Seelenkräften derart ein, daß die Erfolge oft verblüffend sind, besonders wenn durch die erhöhte Aufnahmefähigkeit des „Mediums" auch noch Gedankenbilder anderer wahrgenommen und in seiner Mitteilung verwertet werden: ein Vorgang, der dem „Medium" selbst nicht zu Bewußtsein kommt.

Unsere „Neospiritisten" haben aber von alledem entweder kaum gehört oder stehen gar den Erfahrungen ausgesprochener „Spiritisten" und wissenschaftlicher Forscher auf diesem Gebiete absolut fern.

Ein dunkles Ahnen einer unsichtbaren höheren Welt, der durch religiöse oder phantastische Lektüre erregte Wunsch nach „geistiger" Führung, deren man sich meist besonders würdig zu wissen glaubt, oft auch, genau wie bei wissentlichen „Spiritisten", die Sehnsucht nach einem Lebenszeichen eines kürzlich Gestorbenen, führen meist spontan die ersten, mehr oder minder primitiven Phänomene herbei, in denen der Betroffene staunend und begeisterungsvoll seine besondere Begnadung bestätigt wähnt.

Nun vergeht kaum ein Tag, an dem man nicht mit dem „geistigen" Führer oder mit dem lieben Dahingegangenen zu verkehren sucht, was bei solcher Annahme allerdings sehr begreiflich ist. Alle wichtigen Entscheidungen werden der Geisterstimme unterbreitet. Man ist selig, sein Privatorakel zu besitzen, und jeder vollgekritzelte Bogen Papier aus solchen Stunden wird wie ein Heiligtum verwahrt.

Sind es wirklich nur die Kräfte des „Mediums" selbst, die ihm Antwort geben (jeder Mensch ist bis zu gewissem Grade „mediumistisch" veranlagt, auch wenn es bei ihm nie zu den abnormen Erscheinungen der ausgesprochenen „Medien" spiritistischer Zirkel kommt), so könnte man in alledem nur ein harmloses Tun erblicken, wenn nicht auch dabei schon schwere Schädigungen sich einstellten, Schädigungen nervöser und seelischer Art, und vor allem eine allmähliche Paralysierung der Willensbildung und des Verantwortungsbewußtseins.

Schlimmer aber wird die Sache dadurch, daß tatsächlich jederzeit jene unsichtbaren lemurenhaften Wesen des unsichtbaren Teiles der physischen Welt, die in den Sitzungen der spiritistischen Zirkel eine so verhängnisvolle, täuschende Rolle spielen, ganz oder teilweise von dem seiner Meinung nach so hoch „Begnadeten" Besitz ergreifen können.

Die Existenz dieser Wesenheiten wird trotz aller wissenschaftlichen Erforschung spiritistischer Phänomene, wie sie gerade neuerdings von vorurteilsfreien Gelehrten wieder betrieben wird, niemals einwandfrei und experimentell nachprüfbar zu erweisen sein. Trotzdem scheint dieser unsichtbare Teil unserer physischen Welt schon in ältesten Zeiten für manche Menschen gelegentlich seine Pforten geöffnet zu haben, und die Sagen, Mythen und Märchen, die von „Koboldeu", „Naturgeistern" und ähnlichen Unsichtbaren zu berichten wissen, dürften ursprünglich in recht realer Erfahrung wurzeln.

Auch ich vermag keinerlei „Beweise" für das Dasein unsichtbarer, intelligenter Bewohner unserer physischen Welt zu erbringen, aber ich darf bekennen, daß es auch heute Menschen auf diesem Planeten gibt, denen dieses unsichtbare Reich der physischen Welt durch eigene geistige Anschauung sehr genau bekannt ist, und daß ich hier aus Erfahrung rede.

Eben diese Erfahrung ist auch Ursache der erschreckenden Einblicke in seelische Verwüstungen, die mir die Betroffenen selbst in überaus zahlreichen Fällen ermöglichten, wobei stets das

Wirken jener unsichtbaren Lemurenwesen festzustellen war und, wahrhaftig zum Heile der also Mißbrauchten, in genügend überzeugender Weise bestätigt werden konnte.

Die Wesenheiten, um die es sich hier handelt, sind weder als „gut" noch als „böse" anzusprechen. Erfüllt von einer ungebundenen Täuschungslust, kennen sie keinen anderen Drang, als dem Menschen sich bemerkbar zu machen, was aber nur unter besonderen Bedingungen möglich ist, und dann ihn zu beherrschen und sich selbst den Grad ihrer Herrschaft über ihn zu demonstrieren.

Ich mag hier nicht alles wiederholen, was ich an anderer Stelle (in meinem „Buch vom Jenseits" und anderen Schriften. Verlag der Weißen Bücher, München) in ausführlicher Weise darlegte, möchte vielmehr hier nur betonen, daß die gewollte oder ungewollte Verbindung mit diesen Wesen die verhängnisvollsten Folgen nach sich ziehen kann und in allen Fällen dem Menschen nur Täuschung bringt, dort wo er Klarheit zu erhalten hoffte.

Es kann nicht genug vor diesen Regionen gewarnt werden, vor denen die Natur selbst ihre Schutzwälle weise für den Menschen aufgerichtet hat.

Wer wirklich die göttliche Stimme in sich vernehmen will, der muß andere Wege gehen, und diese Wege habe ich gezeigt. (Siehe mein „Buch vom lebendigen Gott". Verlag der Weißen Bücher, München.)

„Geistige" Leitung, soll sie wirklich diesen Namen verdienen, kann dem Menschen nur in seinem Allerinnersten werden. Sie bedarf weder des klopfenden Tisches noch der schreibenden Hand. Vor allem aber wird sie stets den Suchenden selber zum Finden führen, wird nie ein Gängelband um ihn schlingen, dem er gleich einem Hypnotisierten folgen zu müssen glaubt!

Wer aber die tief verstehbare Sehnsucht fühlt, mit dem geistig Ewigen derer in Verbindung zu bleiben, die ihm vorangegangen sind in jenes stille Reich des Geistes, aus dem kein Zeuge jemals wiederkehrt, der lasse sich durch Gaukelspiel nicht täuschen, auch wenn die unsichtbaren Gaukler in der Maske jener Heimgekehrten ihm erscheinen sollten!

Auch ihm ist kein anderer Weg zu jenen ihm Entrückten frei, als der Pfad in die leuchtenden Lande seines allerinnersten geistigen Innern.

Nur dort allein darf er hoffen, von denen Kunde zu erhalten, die selbst nur noch in ihrem allerinnersten geistigen Sein von ihm wissen...

Die uns verlassen mußten, sind uns nicht verloren:
Sie wurden nur zu einem neuen Leben neu geboren.
Wir finden sie dereinst, so wie wir hier sie fanden;
Ihr „Tod" war nur die Lösung aus des Leibes Banden.
Das enge Haus der Sinne faßt „den Menschen" nicht:
Er ist ein König — und sein Reich ist Licht!

Bô Yin Râ



Freiland — Freigeld

Immer größer wird die Not im deutschen Lande, Sorgen über Sorgen häufen sich, die Preise steigen und steigen. Schlägt schon die zwölfte Stunde vor dem Zusammenbruch? Wer trägt die Schuld: Die Bauern, die die Lebensmittel zurückhalten? Die Arbeiter mit ihren Lohnforderungen? Die Beamten mit ihren Gehaltserhöhungen? Die Regierung mit ihren Maßnahmen? Die Schieber und Wucherer? Wo sind die Wurzeln dieser Schäden? Hätten wir einen Bismarck, so seufzen viele, nie wäre es so weit mit uns gekommen! Wo ist der Mann, der uns herausführt aus dem Wirrsal dieser Not? Gibt es denn keinen Retter?

Ein Retter ist wohl da, aber noch ist seine Zeit nicht gekommen, noch verhallt sein Wort. Wollen wir ihm lauschen? Denn dieser Mann hat die Wurzeln der Schäden recht erkannt, hat in dem falschen Aufbau unseres gesamten Geldwesens die eigentliche Grundursache alles Elends erkannt. Es ist der ehemalige Großkaufmann Silvio Gesell, der mit seiner Freiland-Freigeld-Bewegung uns den einzig befreienden Weg weisen kann.

Schon vor fünfzig Jahren hat der Sozialist Proudhon auf diesen Weg hingewiesen; in seinen Untersuchungen über die Natur des Kapitals kam er zu denselben Ergebnissen wie Silvio Gesell. Um aber seine Pläne durchzuführen, gründete er Tauschbanken und kam hiermit nicht zum Ziel. Silvio Gesell blieb es vorbehalten, dies Problem vollends zu lösen.

Das Ziel aller volkswirtschaftlichen Bestrebungen ist die Überwindung des Kapitalismus, oder anders ausgedrückt: die Beseitigung des arbeitslosen Einkommens. Als Mittel hierzu werden von vielen die Sozialisierungsbestrebungen und der Kommunismus angesehen. Proudhon und Silvio Gesell indessen wollen es erreichen durch das Freigeld.

Was ist Freigeld? Wenn wir heute 100 Mark zur Bank bringen, so bekommen wir nach einem Jahre 104 oder 105 Mark dafür, je nach der Höhe des Zinsfußes. Bewahren wir es dagegen im Hause auf, so behält es seinen Wert von 100 Mark. Im Freigeldstaat dagegen ist es anders. Es wird kein Zins gezahlt. Dies ist das Wesentliche. Bringe ich also 100 Mark zur Bank, so kann ich nach einem Jahre nur 100 Mark und nicht 104 oder gar 105 abholen. Will ich dagegen das Geld zu Hause aufbewahren, also hamstern, so verliert es jährlich 5%, es hat also nach einem Jahre nur noch den Wert von etwa 95 Mark, denn es geht jede Woche der tausendste Teil seines Wertes verloren. Das ist der Sinn des Wortes Schwundgeld. Freigeld nennt es sich, weil es uns frei machen will vom Zins.

Das Freigeld bietet sich zinslos an, folglich muß ein langsames Sinken des Zinsfußes und ein schließliches Schwinden desselben die Folge sein. Wie wird das Freigeld nun gehandhabt? Es besteht aus Geldscheinen, die von Woche zu Woche dem Schwund ausgesetzt sind. Habe ich einen Fünfzig-Mark-Schein am Ende der Woche nicht ausgegeben, so hat er fünf Pfennig an Wert verloren. Um diesen Schwund wieder einzubringen, muß ich den Schein am Ende der Woche mit einer Fünf-Pfennig-Marke bekleben. Diesem Schaden kann ich mich entziehen auf doppelte Weise: Ich gebe das Geld aus oder bringe es zur Sparkasse oder zur Bank. Geldhamsterer sind im Freigeldstaat unmöglich, denn wer wollte noch sein Geld zu Hause hamstern und es so dem Schwund aussetzen? Bei unserem jetzigen Dauergeld (Hartgeld) ist das Hamstern eher möglich, daher geht Silvio Gesell zum Schwundgeld (Freigeld) über. Das Schwundgeld ist seiner Natur gemäß auf steter Suche nach Waren, es steigert also die Warenerzeugung. Bisher stiegen bei gleichbleibender Warenerzeugung durch die gesteigerte Notenausgabe die Preise. Jeder weiß nun, daß bei steigenden Preisen auch die Kauflust steigt, gibt uns doch gerade die jetzige Zeit den schlagendsten Beweis. Die Folge der Kauflust zeigt sich als gesteigerte Warenerzeugung und Nachlassen der Arbeitslosigkeit. Das Gegenteil wäre also: Sinkende Preise, Nachlassen der Kauflust, Nachlassen der Warenerzeugung, gesteigerte Arbeitslosigkeit. Wird nun die Geldmenge eines Landes vermehrt, so steigen die Preise. Es besteht also ein Hochmarkt (Hausse). Wird aber die Geldmenge eines Landes verringert, so fallen die Preise. Es besteht eine Flaue (Baisse), es entsteht Arbeitslosigkeit und eine Wirtschaftsstockung. Das sind Tatsachen, die in der Weltgeschichte keine Seltenheit sind. Als nach der Entdeckung Amerikas viel Gold und Silber nach Europa kam und somit viel Geld geprägt wurde, stiegen die Preise. Als z. B. 1907 der amerikanische Börsenschieber Pierpont Morgan viel Gold einzog und dadurch die Geldmenge auf dem Wirtschaftsmarkt verringert hatte, trat ein Preisabbau und damit eine schwere Wirtschaftsstockung ein. Um diese durch Geldeinziehung von privater Seite entstandenen Mißstände zu beseitigen, schlägt Silvio Gesell die Errichtung eines Reichswährungsamtes vor. Dieses regelt durch die Notenpresse die Geldmenge auf dem Wirtschaftsmarkt. Ist also zuviel

Geld da, steigen die Preise, so hat das Reichswährungsamt die Pflicht, Geld einzuziehen, und damit bleibt der Preis auf gleicher Höhe. Ist zu wenig Geld da, fallen die Preise, so druckt es neues. Auf diese Weise bleibt der Preis wiederum auf gleicher Höhe. Man bekommt also für sein Geld die gleiche Menge Waren, so daß man bei Lohnerhöhung einen tatsächlichen Gewinn hat. Diese Einrichtung nennt man, da die Waren so einen festen Preis haben, Festwährung. Durch dies Reichswährungsamt wird somit die unveränderte Kauflust des Geldes erreicht.

In unserem jetzigen Staat verhält es sich bekanntlich so: Steigen die Gehälter, so steigen auch die Preise. Fällt aber nun der Zins fort, der vor dem Kriege 18 Milliarden betrug und somit die Hälfte alles Einkommens ausmachte, so wird sich im Freigeldstaat das Einkommen verdoppeln, ohne daß die Warenpreise steigen. Ein Beispiel mag dies veranschaulichen: Durch Fortfall der Hypothekenzinsen gehen die Mieten herunter, die Lebenshaltung wird billiger, das Einkommen steigt also, ohne daß die Warenpreise steigen. Wieviel mehr kann dann für das Alter gespart werden! Auch wird im Freigeldstaat sich jeder in eine Altersrente einkaufen müssen, der bisher noch nicht dazu gezwungen war.

Wie aber sollen Sparkassen und Banken bestehen, wenn der Zinsfuß sinkt und endlich ganz schwinden wird? Nun, das Geld, das wir ihnen zur Aufbewahrung anvertrauen, soll nicht still liegen, sondern sich in ständigem Umlauf befinden, also arbeiten; ist das Geld doch das Öl, das die Maschine schmiert. Entleihen sich also die Unternehmer und Gewerbetreibenden Betriebsgelder, wenn ihre eigenen Rücklagen nicht reichen, so müssen sie Gebühren an die Sparkassen zahlen, wie es ja auch jetzt der Fall ist. Und dafür, daß wir unser Geld bei der Sparkasse oder der Bank in Aufbewahrung geben, zahlen auch wir eine geringe Gebühr. Von diesen Gebühren, die keine Zinsen sind, werden die Sparkassen und Banken leben können. So kann man mit dem Gelde arbeiten ohne Zins! Welch eine Arbeitsfreudigkeit wird dann einsetzen! Wir werden auf diese Weise so gewaltige Warenmengen erzeugen können, daß nicht nur der Inlandbedarf überreich gedeckt wird, sondern auch bedeutend mehr als zuvor an das Ausland abgegeben werden kann. Dadurch wird das Warenangebot die Nachfrage auch im Ausland bald übersteigen, die Preise sinken im Ausland, es tritt dort Arbeitslosigkeit ein, und die Entente wird zu der Erkenntnis kommen, daß die deutschen Warenlieferungen der Grund dieser Arbeitslosigkeit sind, wie es die englischen Gewerkschaften bereits bei den deutschen Kohlenlieferungen gemerkt haben. Werden dann nicht die Ententearbeiter die Regierung zwingen, von den Wiedergutmachungsforderungen abzustehen?

Nun aber eine andere Schwierigkeit! Wie soll sich der Verkehr eines Freigeldstaates mit dem Ausland regeln? Vor allem wird ein Freigeldstaat die Wirtschaftskrisen, die in den Goldwährungsländern entstehen, nicht mitmachen. Die Handelsbeziehungen zwischen zwei oder mehreren Freigeldländern aber können nur die besten sein, da ihr Wechselkurs feststeht. Ein Staat, der zum Freigeldstaat wird, wird naturgemäß seine Geldbestände in die anderen Staaten abstoßen. Je mehr Staaten nun zur Freiwirtschaft übergehen, um so mehr Gold wird den Goldwährungsländern zufließen, um so mehr müssen dort die Preise steigen, bis diese Goldwährungsländer zu der Erkenntnis der Ursache dieser Übelstände kommen. Der Schritt zur Freiwirtschaft würde dann auch sie frei machen. Zum Verkehr eines Freigeldstaates mit einem Goldwährungsstaat aber dient der Scheck wie bisher. Eine Note, die indessen in allen Ländern Giltigkeit haben könnte, wie die Amerikaner es mit ihrem Dollar gern durchführen möchten, wäre die Ivanote. Was ist die Ivanote? Bislang wurde bei Ungleichheit der Handelsbilanzen der Länder der Unterschied durch Goldausfuhr ausgeglichen. Haben erst mehrere Länder Freigeld eingeführt, so geschieht dieser Ausgleich nicht mehr durch Goldausfuhr, sondern ein aus den betreffenden Ländern zusammengesetzter Ausschuß beobachtet diese Schwankungen und gibt je nach Bedarf Papiergeld heraus, das in sämtlichen assoziierten Ländern Giltigkeit hat. Diese Vereinigung

hätte dann den Namen einer „Internationalen Valula-Assoziation“ zu tragen, und diese Note würde sich I.V.A.-Note benennen.

So sehen wir, daß der Freigeldgedanke aus aller Wirtschaftsnot herausführen kann.

Und scheint dieser Gedanke noch vielen eine Utopie, so möge auch hier das Wort Anwendung finden: „Eine Utopie von gestern ist eine Wahrscheinlichkeit von heute und eine Wirklichkeit von morgen.“

Einer der bemerkenswertesten Revolutionsmänner hat einem meiner Freunde gegenüber folgende Äußerung getan: „Dreißig Jahre habe ich marxistischen Theorien gehuldigt, und sie haben sich als falsch erwiesen. Es ändern sich die Zeiten, und es kommen andere Theorien auf. Die Freigeldtheorie als solche ist richtig; es ist nur die Frage, ob sie in die Praxis übergeführt werden kann.“

Nun, um die Überführung in die Praxis ist uns nicht bange — nur darum, ob es möglich sein wird, noch rechtzeitig unser Volk aufzuklären, rechtzeitig in ihm den Willen zur Tat zu wecken.

Erfaßt den Freigeldgedanken darum mit doppelter Kraft, tragt ihn weiter, laßt ihn ausreifen. Studiert die einschlägige Literatur, schließt euch den Ortsgruppen an, gewinnt Freunde! Und Silvio Gesells Werk ist nicht vergebens getan. J. Schultz

NB. Wir nehmen natürlich zu dieser jetzt viel erörterten Frage keine Stellung, haben aber einem Vertreter dieser Lehre gern das Wort gegeben und verweisen im übrigen auf folgende Werke: Silvio Gesell, Die natürliche Wirtschaftsordnung durch Freiland und Freigeld (18 ℳ); Die Freigeldfibel. Die Freilandfibel (6 ℳ; beide im Freiland-Freigeld-Verlag, Erfurt); ferner: Otto Weißleder: Grundriß der Freiwirtschaftslehre. D. T.



Schloß Elmau und sein Herr

Ein Frühsommertag geht zu Ende. Der Wagen fährt durch hellgrünen Hochwald, hart läuft die schmale Straße an der Felswand entlang, steil hinab droht zur Linken der Abhang. Stille rings. Manchmal ein Vogellaut, ein Schnaufen der Pferde, Knarren von Riemenzeug, ein Wässerlein schwatzt im Sprung. So geht's eine Stunde. Da öffnet sich der Weg. Weit dehnen sich Wiesen, strahlend im fröhlichen Schmuck ihres Blumenreichtums. Hochwald, so weit das Auge reicht, dahinter türmt sich die Felsmasse, Schnee liegt in den Klüften. Ein einzelner steiler Bergkegel steigt aus den Wiesen empor, weiß leuchtet ganz im Hintergrunde die Zugspitze. In die Landschaft hinein schmiegt sich Schloß Elmau, vorn dehnen die Wiesen ihre Flächen, den Rücken deckt und schützt ihm der Bergkegel.

Schloß? Ein großer viereckiger, heller Kasten mit einem Turm, der wie ein aufgereckter Finger nach oben weist. Aber man könnte sich das Gebäude hier nicht anders denken. Soll es mit kühnen Architekturformen in Wettbewerb treten mit den Formen, die Natur schuf? Aussichtsloses Beginnen! Und hier wird nichts unternommen, was von vornherein zur Aussichtslosigkeit verurteilt ist. Klare, feste Linien überall, aber innerhalb dieser Linien wie hoch und frei, wie hell und luftig alles! Einheimisches Baumaterial, Sandstein und Eichenholz. Nur die Bücherei dunkel gehalten, und der Teeraum weiß und blumig.

Wie groß das Schloß, wie weit und luftig die Gänge! Schwer scheint's zuerst, sich zurechtzufinden. Man strömt in den Speisesaal; du gehst mit. Da du Neuling bist, so hast du heut deinen Platz am Tische des Hausherrn Dr Johannes Müller. Noch sieben andere Gäste sitzen dort, sie sind schon länger hier als du, also tu' deine Pflicht als wohlerzogenes Mitglied der Gesellschaft und stelle dich vor! Ein Lächeln läuft um die Tafelrunde — jemand sagt: „Hier stellt

man sich nicht vor." Da hast du deine erste Lehre. Hier ist man Mensch — das genügt. Gespräche schwirren um die Tische; die Helferinnen bringen die Speisen. Oben an deinem Tisch sitzt der Hausherr und hört zu, wie ihm seine Nachbarin zur Linken von den Früchten ihres Gartens erzählt. Jemand preist begeistert die köstliche Stille hier oben. Und du unglückseliger Neuling bemerkst dazu: „Mir fällt sie bis jetzt auf die Nerven." Staunen. Ein scharfer Blick aus den grauen Augen des Schloßherrn: „Ist das möglich?" Und dann: „Kennen Sie schon unsere Halle des Schweigens? Nein? Ich glaube, die würde Ihnen gefallen." Du erfährst, daß es eine offene Liegehalle gibt im Schloß, in der kein Wort gesprochen und keine Zeitung gelesen werden darf. Bücher sind erlaubt. Du hörst von Menschen, die dort viele Stunden zubringen sollen. Die Sache kommt dir unwahrscheinlich vor. Mein guter Neuling! Nicht viele Tage werden vergehen, da wanderst du gleich nach dem Morgenfrühstück mit deiner Decke in die Halle des Schweigens und liegst — ohne Buch! — dort Stunde um Stunde und tust nichts, als daß du die Wettersteinwand anstaunst und siehst, wie die Sonne scheint auf den Schnee, oder wie sich der Gipfel einhüllt in Wolken, oder wie der Regen niederrinnt in die Klüfte und Furchen. Du blickst den Schwalben nach, die ihr Nest haben oben an der Decke der Halle, und interessierst dich aufs tiefste für das Gedeihen ihrer Brut und deren erste Fliegeversuche. Du hast so viel zu denken, um mit allem fertig zu werden, was der Tag dir bringt, daß du höchst erstaunt und unwillig bist, wenn dein Nachbar sagt: „Ich glaube, es ist Mittagessenszeit." Du hast gemeint, du kennst Johannes Müller aus seinen Schriften, denn du bist — selbstverständlich — ein eifriger Leser der „Grünen Blätter". Jetzt merkst du, daß niemand ihn kennt, als wer mit ihm gelebt hat in seiner ureigensten Schöpfung, in Schloß Elmau.

Es ist durchaus nichts Unerhörtes, was das Wesen ausmacht von Schloß Elmau. Was die „Grünen Blätter" in der Theorie aufbauen, das soll sich hier in Leben umsetzen. Persönliches Leben und Erleben des einzelnen soll hier eine Stätte finden, wo es sich auswirken, sich an dem anderen erproben, mit ihm in Wechselbeziehung treten kann. Um diesen Zweck zu erreichen, werden durchaus keine besonderen Veranstaltungen getroffen; alles, was geschieht, geht mit der größten Selbstverständlichkeit vor sich. Gebote und Verbote gibt es nicht; jedem ist vollkommene Freiheit des Handelns gelassen; und wo im Interesse des Ganzen Beschränkungen eintreten müssen, kleiden sie sich in eine fast liebenswürdig zu nennende Form, die nur den Zweck zu haben scheint, dem Gast eine besondere Freude zu bereiten. Dahin gehört z. B. die Anordnung, daß jeder Gast täglich einen anderen Platz bei den Mahlzeiten einnimmt, und wer heut an Tafel eins saß, findet sich vielleicht morgen an Tafel neun wieder. Der Zweck dieses Verfahrens ist, Kliquenbildung zu verhüten. Aber das merkt man gar nicht oder vergißt es durch die Spannung, mit der man der täglichen Lösung der Platzfrage entgegensieht, durch die vergnügliche Mühe, die man sich geben muß, seinen Namen täglich neu auf einem der aufgestellten Täfelchen herauszufinden, durch die Anregung, die der stets wechselnde Kreis der Tischgenossen mit sich bringt. Im übrigen tut man, was man mag.

Die unbeschreiblich schöne Natur bietet ja auch eine nie versiegende Quelle edelsten Genießens. „Aber", sagt der Hausherr, „da sehe ich Sie immer gehen in Trupps, zu dreien und vieren, nie allein — wie soll da die Natur zu Ihnen sprechen, wo soll da eine Vertiefung, eine Besinnung herkommen? Und geht einer wirklich allein, so sieht man ihm förmlich an, wie er nicht loskommt von seinem Ich und immer um sich selbst herumkreist!"

Los vom Ich! Hin zum Selbst! Das ist eine der Losungen von Schloß Elmau. Zum Selbst aber gelangt nur der, dessen Seele aufgeschlossen ist für das Leben um ihn her und für das Erleben Gottes in ihm. Das sind, wie Johannes Müller sagt, die beiden Brennpunkte des Menschendaseins. Das Erleben Gottes muß allem andern voraufgehen; daß es uns aber zuteil werde, dazu können wir nichts weiter tun, als unserm Geist die Richtung geben zu Gott hin. Alles andere muß von selbst kommen und kommt von selbst, wenn nur Wille und Fähigkeit

vorhanden sind, sich hinzugeben an Gott. Aus dieser Gemeinschaft mit Gott aber entsteht erst die Gemeinschaft mit dem Leben, denn nun erst ist der Mensch recht aufgeschlossen und wird es, je mehr er das Leben in die Tiefen seines Wesens dringen läßt. „Schöpfung, Entfaltung des Menschen vollzieht sich nur durch Leben: durch das wahrhaft menschliche Leben. Fängt der innerste Mensch in uns an zu keimen, entfaltet sich, wirkt sich aus in Lebensanschauungen, dann tritt der feine Geschmack zutage für die Dinge, dann entsteht das eigentümliche Bewußtsein dieses einzelnen Menschen, der Kern seiner besonderen Weltanschauung, Lebensauffassung, immer von innen heraus. So wird der Mensch. Nur in Gemeinschaft des Lebens." (Aus einem Vortrag von Johannes Müller.)

So ist das Leben der große Prüfstein für das Gotteserlebnis des Menschen. Ohne Gott kein Leben, mit Gott jedoch ein Leben, das allein würdig ist, den Namen Leben zu führen.

Es ist nichts Neues, was Johannes Müller lehrt, es ist überhaupt keine „Lehre". Niemand kann ferner sein von Dogmenzwang für sich und andere als er, niemand mehr überzeugt sein, daß, wenn er andern etwas geben kann, er nur Werkzeug ist in der Hand dessen, dem er sich ganz hingegeben hat. Und dadurch unterscheidet er sich von andern, die sich heut Führer nennen in Fragen, die den Menschen als solchen angehen.

Von alledem und all dem andern, was sich aus den Überzeugungen Johannes Müllers ergibt, wird nicht allzu viel geredet in Schloß Elmau. Jeden Sonntagvormittag hält der Schloßherr einen einstündigen Vortrag über ein Thema, das ihm naheliegt, und ein oder zweimal in der Woche beantwortet er nach der Teestunde öffentlich Fragen, die aus dem Kreise der Gäste schriftlich an ihn gestellt wurden. Kein Gast der Elmau läßt sich eine solche Fragebeantwortung gern entgehen; denn hier kommt so ziemlich alles zur Sprache, was den einzelnen angeht und was unsere Zeit bewegt. Von der Ehe spricht da z. B. Johannes Müller, und daß die rechte Ehe noch so wenig oder so selten da sei wie das rechte Menschentum. In der rechten Ehe ergreifen zwei Menschen sich gegenseitig und vermählen sich auch seelisch und lassen nun aus der Vermählung das hervorgehen, was hervorgehen kann. Sie handeln nicht einer isoliert vom andern, sie suchen nicht jeder sich durchzusetzen nach Idealen, die jeder von der Ehe hat, sie trachten nicht nach bestimmten Zielen, die sie durch die Ehe zu erreichen hoffen, sondern sie bilden eine Gemeinschaft, sie horchen auf die innere Stimme der Dinge, auf den tiefen Sinn in allem Geschehen, auf die Werdespannung, die darin vorhanden ist, auf die Offenbarungstendenzen, die darin ruhen. Alles streut einen Samen in ihr Inneres aus, der in ihnen aufgehen soll, alles ist Erfüllung ihrer inneren Empfänglichkeit, aus der etwas geboren werden soll. So wird ihr Leben schöpferisch. — Ein andermal fragt jemand nach Johannes Müllers Standpunkt dem Rauchen gegenüber, und mit feinem Humor geht er durch das Kleine hindurch, bis er dies und vieles andere stellt unter das Wort: „Alles ist euer, ihr aber seid Christi, Christus aber ist Gottes." — Oder jemand fragt, ob die Fortschritte der Technik und Zivilisation dem Menschen zum Glück oder zum Unheil gereicht hätten. Eine Variation der Frage, die schon Rousseau in verneinendem Sinne beantwortete! Johannes Müller sagt weder ja noch nein dazu, aber er zeigt, daß nicht die Dinge dem Menschen etwas zu geben hätten, sondern auch hier nur der Mensch sich selbst, ob er ein Sklave werde der Dinge oder ihr Herr.

Keine freie Aussprache schließt sich an Vorträge oder Fragebeantwortungen an; das, was sie an Gedanken und Überlegungen im Zuhörer anregten, soll nicht durch planloses Hin- und Herreden verwischt und um seine Wirkung gebracht werden. Jeder soll sich damit allein für sich und auf seine Art abfinden."

Du bist kein Neuling mehr in Schloß Elmau, denn Wochen sind seit deinem Einzug vergangen, und noch immer findest du nicht fort. Du hast gelernt, ja zu sagen zu allem, was dir zuerst sonderbar und fremdartig erschien; du bist eingetreten in die Gemeinschaft mit dem Leben und fühlst täglich mehr, was das bedeutet. Du bist heraufgekommen als ein mühseliger und

beladener Mensch, den seine Verhältnisse zu Boden zu drücken drohten, der keinen Standpunkt gewinnen konnte zum eigenen Leben und dem furchtbaren Geschehen der Zeit. Noch ist alle deine und fremde Not da, noch sind deine Verhältnisse dieselben, aber du fühlst sie nicht mehr als Druck; nicht mehr ist Not gleichbedeutend mit Verzagen. Deine Verhältnisse sind der Boden geworden, in dem dein Leben wurzelt, aus dem es die Kräfte zieht, die du brauchst, in dem der Same reift, den du ausstreuen willst und mußt; sie knechten dich nicht mehr, du bist ihr Herr. Und was ist aus deiner Not geworden? Nicht wie ein Felsblock mehr hängt sie drohend über dir, bereit, dich zu zerschmettern, sondern sie ist zur Stufe geworden, auf der du höher gestiegen bist. Du hast den Segen der Not erfahren und gehst dem Leiden nicht mehr aus dem Weg, denn es ist das Mittel, das dem Menschen die tiefsten Tiefen der Gemeinschaft mit dem Leben erschließt.

Hab' Dank, Schloß Elmau!

Margarete Schubert

Vom Ausgleich in der Natur

Als man vor einer Reihe von Jahren Probefahrten mit elektrischem Betriebe auf der Strecke Berlin—Zossen anstellte, versagte bei den Ingenieuren der Anpassungsapparat des Auges. Sie konnten bei einer Geschwindigkeit von 200 Kilometer in der Stunde die an ihnen vorübereilenden Gegenstände nicht mehr erkennen, während die Schnellflieger unter den Vögeln bei ungefähr gleicher Fluggeschwindigkeit noch mit Sicherheit die kleinsten Insekten erhaschen.

Warum ist die Vervollkommnung des menschlichen Auges in bezug auf den Akkommodationsapparat hinter den schnellfliegenden Vögeln zurückgeblieben? Warum zeigt das menschliche Auge auch in anderen Teilen Konstruktionsfehler, die, wie Helmholtz sagt, sogar ein mittelmäßiger Optiker bei seinen Instrumenten vermeiden würde? Warum bleiben überhaupt die Anpassungen oft Millionen Jahre hindurch auf einer niederen Stufe der Ausbildung stehen und erreichen in keinem Falle die höchste Vollkommenheit?

Vom Standpunkt der Darwinschen Selektionstheorie gibt es auf diese Fragen keine Antwort. Mit der teleologischen Auffassung des biologischen Geschehens, bei der man zweckmäßig wirkende Kräfte in der Natur voraussetzt, scheinen aber die Tatsachen erst recht in Widerspruch zu stehen. Man hat von ihnen ausgehend sogar die Theorie der Dysteleologie, der Unzweckmäßigkeitslehre, aufgestellt.

Die Schwierigkeit scheint unlöslich zu sein, beruht aber doch auf einer falschen Betrachtungsweise. Das Gesetz der Sparsamkeit verlangt zunächst, daß das Organ nur soweit spezialisiert wird, als es das Bedürfnis des betreffenden Organismus erfordert. Wäre der Akkommodationsapparat im Auge des Menschen mit einer ebenso genau funktionierenden Einrichtung für eine momentane Einstellung versehen, wie wir sie bei den Schnellfliegern der Vogelwelt finden, so würde das eine überflüssige Verbesserung sein, da der Mensch seiner natürlichen Organisation nach sich gar nicht so schnell wie jene zu bewegen vermag. Der Grad der Anpassung ist aber nicht nur von dem Bedürfnis des Einzelorganismus abhängig; er wird ebenso durch eine bestimmte Beziehung der Art zum ganzen Organismenreich geregelt. Das Ziel, welchem sich letzteres nach jeder Umwälzung und jedem Hereinbrechen einer neuen Formenwelt, wie wir sie im Verlauf der geologischen Entwicklung beobachten, wieder zu nähern sucht, ist die Wiederherstellung der Harmonie, des gegenseitigen Gleichgewichtes aller der unzähligen großen und kleinen Tier- und Pflanzengruppen, welche uns die Systematik kennen lehrt. Das Ziel ist erreicht, wenn für jede Art die Gleichung zwischen der Vermehrungs- und der Vernichtungsziffer besteht.

In dem Wettstreit zwischen Schiffspanzer und Geschütz folgt auf die Verstärkung des Panzers stets eine Verstärkung der Durchschlagskraft der Geschosse. Jede Nation erstrebt im Grunde genommen statt des Gleichgewichtes ihr eigenes Übergewicht. Anders ist es im Organismenreich. Hier bleibt das Verhältnis zwischen Angriffswaffen und Schutzwaffen der betreffenden Gruppen unverändert, wenn das Gleichgewicht hergestellt ist. Die Anpassung der Einzelorganismen an die äußeren Verhältnisse und an die Konkurrenten im Kampf um das Dasein kann daher nur eine relative sein. Die absolute Vollkommenheit des Einzelnen wäre eine Unvollkommenheit des Ganzen; sie würde, indem sie dem Einzelnen die Alleinherrschaft gegenüber seinen Konkurrenten verschaffte, die Harmonie des Ganzen zerstören.

Die großen Naturforscher haben diese Zusammenhänge längst geahnt; und Goethe war es, der zuerst ein Kompensationsgesetz bei der Entwicklung der Organismenwelt annahm. Geoffroy de St. Hilaire bezeichnete es in der Folge als loi de balancement organique. Beide besaßen jedoch keine deutliche Vorstellung von den Vorgängen, in denen diese Selbstregulierung der Organismenwelt besteht. Nach Alphonse de Candolle sollte, „wenn eine nützliche Änderung in einem Punkte des Lebewesens entsteht, an einer anderen Stelle desselben eine Änderung im gegensätzlichen Sinne erfolgen". Doch wies Clos schon in den sechziger Jahren in seinem Examen critique de la loi dite de balancement organique nach, daß es sich so nicht verhalten könne. Erst in neuester Zeit ist man dem Goetheschen Kompensationsgesetz wirklich auf die Spur gekommen.

Durch die Beobachtung der Biozönosen oder Lebensgemeinschaften stellte man zunächst fest, daß tatsächlich in der Natur ein Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Organismengruppen vorhanden ist. Der Berliner Zoologe Möbius hat zuerst den Begriff der Biozönose oder Lebensgemeinschaft in die Wissenschaft eingeführt (1879). Als er noch Professor in Kiel war, hatte er in sehr eingehender Weise die Lebensverhältnisse der Austern untersucht und dabei erkannt, daß jede Austernbank gewissermaßen als eine geschlossene Gemeinde lebender Wesen angesehen werden kann, in welcher nicht nur bestimmte Arten, die gerade an dieser Stelle alle Bedingungen für ihre Entstehung und Erhaltung finden, dauernd leben, sondern auch die Anzahl der Individuen der einzelnen Arten bestimmten Beschränkungen unterliegt. Sie steigt und fällt wohl in den verschiedenen Jahren, aber sie schwankt dabei immer nur um einen konstanten Mittelwert.

Solche Lebensgemeinschaften oder Biozönosen bestehen nun in jedem Teich, in jedem See, in jedem Wald, in jedem größeren Landbezirk. Sie sind Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch konstant, wenn die Lebensbedingungen, wie z. B. in einem der Kultur nicht unterworfenen Landstrich, unverändert bleiben und keine Störungen von außen erfolgen. Doch muß noch eine Bedingung gegeben sein, deren Erfüllung bei der starken Vermehrung der meisten Arten ohne Kompensation nicht möglich ist. Soll die Lebensgemeinschaft konstant sein, dann darf durchschnittlich jedes Paar nur wieder e i n zur Fortpflanzung kommendes Paar als Nachkommenschaft hinterlassen. Wird dieses Verhältnis im Durchschnitt auch nur um einen Bruchteil überschritten, so muß die betreffende Art in kurzer Zeit die anderen Arten, welche die gleichen Futterplätze haben, verdrängen. Daß aber die Herstellung des tatsächlich bestehenden Gleichgewichts nicht von selbst, d. h. ohne Kompensation erfolgt, beweist die schrankenlose Vermehrung der Arten in den Fällen, in denen die Kompensation fehlt.

Ganz besonders interessant und lehrreich ist in dieser Beziehung die Überflutung des amerikanischen Staates Massachusetts durch unseren Schwammspinner. Es hatte der Franzose Trouvelot im Jahre 1868 in Medfort im amerikanischen Staate Massachusetts, wie Escherich in seinem Buche: „Die angewandte Entomologie in den Vereinigten Staaten" berichtet, Eier des Schwammspinners bezogen, um sie aus Liebhaberei weiterzuzüchten. Eines Tages entwischte ihm eine Anzahl Raupen. Sie gingen auf die benachbarten Bäume über. Obgleich Trouvelot sie wieder einzufangen suchte, blieben doch einige von ihnen in Freiheit und entwickelten sich



hier zu Schmetterlingen, die sich nun mit unheimlicher Schnelligkeit vermehrten. Etwa 20 Jahre später wimmelte der Wohnort des Züchters und seine weitere Umgebung von Raupen des Schädlings. Überall waren die Bäume kahl gefressen und standen laublos da. Die Raupen bedeckten die Wände der Häuser, so daß man die Farbe kaum erkennen konnte. Sie drangen in die Zimmer ein und störten die Bewohner im Schlaf. Ungefähr 1600 Quadratkilometer waren in dieser Weise überschwemmt. Da die Garten- und Waldbesitzer nicht mehr des Übels Herr werden konnten, nahm sich der Staat der Sache an und gab in den folgenden Jahren zwischen 25 000 und 150 000 Dollars für die Bekämpfung aus. Bis 1899 war schon eine Million Dollar allein aus Staastmitteln verbraucht. Der Kampf schien jedoch aussichtslos zu sein, und von da ab wurden zur Freude des Schädlings keine Mittel mehr bewilligt. Er verbreitete sich ungestört bis 1904 über 7400 Quadratkilometer, eine Fläche so groß wie das halbe Königreich Sachsen, vernichtete die Obstbäume und die öffentlichen Anlagen und fraß die Wälder zusammen. Endlich mußte die Zentralregierung in Washington einschreiten. Auf ihren Antrieb bewilligten die Regierungen der betroffenen Staaten für die folgenden Jahre Summen von 700 000—800 000 Dollar, und sie selbst gab noch einen jährlichen Zuschuß von 150 000—300 000 Dollar. Die Gesamtkosten stellen sich also von da ab jährlich auf etwa eine Million Dollar! Es wurden gewaltige Anstrengungen unternommen. Aber der Schädling war mit geradezu elementarer Kraft dem Widerstand der Menschen entwachsen.

Auch in der geologischen Vergangenheit stoßen wir in einzelnen Fällen auf eine solche hemmungslose Verbreitung bestimmter Arten. In den Fusulinenkalken, die im Karbon eine ungeheuere, über Südeuropa, das ganze südliche und östliche Asien und die westlichen Teile von Nordamerika reichende Verbreitung besitzen, sind ganze Gebirgsschichten nur aus den meist winzig kleinen Kalkgehäusen der Foraminiferen-Gattung Fusulina zusammengesetzt. Kalkgehäuse liegt auf Kalkgehäuse. Die bekannten schwarzgrauen, mit ungezählten erbsengroßen, helleren Flecken besäten japanischen Vasen bestehen aus Fusulinenkalk. Die hellen Flecken sind Fusulinengehäuse, die durch den Schliff zum Vorschein kommen. Der Fusulinenkalk hat sich ursprünglich in einer Hunderte von Metern mächtigen Schicht auf dem Boden des damaligen Mittelmeeres, welches sich in großer Breite zwischen Afrika und Europa ausdehnte und sich durch das ganze mittlere und südliche Asien bis zum stillen Ozean erstreckte, abgelagert. Die Fusulinen müssen in ungeheueren Mengen dieses Mittelmeer bevölkert und mit Ausnahme der nördlichen Buchten desselben in ihm die absolute Herrschaft über die Konkurrenten erlangt und durch eine geologische Periode behauptet haben, bis endlich auch für sie ein Rückschlag eintrat. Wunderbar ist aber bei dieser Erscheinung nicht die Tatsache, daß die Fusulinen eine solche Verbreitung gefunden haben, sondern daß wir ihr nicht öfter begegnen. Es braucht ja nur jedes Paar durchschnittlich zwei zur Fortpflanzung kommende Paare statt des einen als Nachkommenschaft zu hinterlassen, um nach dem bekannten Schachfelderproblem in 64 Generationen zu einer Zahl anzuwachsen, die einer zwanzigstelligen Ziffer entspricht. Die ungeheure Verbreitung der Fusulinen steht nun wohl in der geologischen Entwicklung nicht allein da. Auch die Nummuliten, die Rudisten und einzelne andere Tiergruppen treten in ähnlicher Massenhaftigkeit und Verbreitung auf, aber es bleiben Ausnahmeerscheinungen, wie ja auch der Schwammspinner, obgleich er in vielen Landstrichen Europas und Asiens vorkommt, nur gerade in Massachusetts jene übermäßige Verbreitung gefunden hat. In der Regel müssen daher Kompensationen oder Gegenkräfte, welche die Vermehrung einschränken, vorhanden sein.

Bei dem Auftreten von Schädlingsplagen hatte der Landwirt schon immer, wenn er auch vom Goetheschen Kompensationsgesetz nichts wußte, angenommen, daß hier ein natürlicher Ausgleich stattfinden müsse. Er sah, wie sich in manchem Jahre die Schädlinge in einer Weise vermehrten, daß sie zu einer wahren Gefahr für die Kulturen wurden, um dann doch immer wieder auf einen geringen Bestand zurückzusinken. Nur machte er sich eine falsche Vorstellung von den Mitteln, deren sich die Natur bei diesem Ausgleich bedient. Der Landmann glaubt,



daß kalte Winter das Ungeziefer vernichten. Es ist das jedoch nur in sehr beschränkten Maße der Fall. Die meisten Schädlinge ertragen Kälte bis zu —30 Grad Celsius. Sie können, ohne Schaden zu leiden, einfrieren. Auf die eigentlichen Kompensatoren wurden zuerst die Forstleute aufmerksam. Kiefernspinner und Nonne, zwei höchst gefährliche Schädlinge der Forstwirtschaft, zeigen in ihrem Auftreten in besonderem Grade das flutartige Anschwellen und das plötzliche Abebben. Gegen ihre hemmungslose Vermehrung pflegt die technische Bekämpfung fast wirkungslos zu sein. Die Flut bricht sich jedoch regelmäßig an den Angriffen eines Schmarotzers, der seine Eier in den Raupen der Schädlinge ablegt und diese dadurch zum Absterben bringt. Dieser Schmarotzer, eine Tachine, fällt nicht vom Himmel. Sie ist immer vorhanden. Zur Nonnen- oder Kiefernspinnerplage kommt es aber, wenn durch zufällige Umstände die Anzahl der Tachinen so zurückgegangen ist, daß sie ihre Funktion als Regulatoren der Nonnen- bzw. Kiefernspinnervermehrung nicht mehr mit Erfolg ausüben können. Da jedoch die Vermehrung der Schädlinge bei einer Nonnen- und Kiefernspinnerplage zugleich den fruchtbarsten Boden für die Vermehrung der Tachinen oder der Nützlinge, wie man sie vom landwirtschaftlichen Standpunkt aus nennt, bildet, werden die Reihen der letzteren bald automatisch von neuem aufgefüllt. Es tritt sogar eine Überkompensation ein, und nach kurzer Zeit erfolgt in der Regel der Zusammenbruch der Schädlingsplage.

Indem Köbele, ein Deutschamerikaner, diese Beobachtungen verallgemeinerte, gelangte er zu der Auffassung, daß die Vermehrung der Schädlinge durchweg durch besondere Regulatoren in Schranken gehalten werde und eine örtliche Überflutung durch dieselben immer nur darauf beruhe, daß die Regulatoren, die es stets gäbe, durch zufällige Umstände außer Wirksamkeit gesetzt seien. Als darum in den Zitronen- und Orangenanlagen der kalifornischen Obstzüchter sich eine Schildlaus, die aus Australien eingeschleppt worden war, in einem solchen Grade vermehrte, daß die großen, volkswirtschaftlich wichtigen Kulturen keine Erträge mehr brachten und die Farmer schon daran dachten, die Bäume niederzuschlagen, machte er den Vorschlag, in Australien, wo die betreffende Schildlaus vorhanden war, aber eine nur geringe, nicht weiter in Betracht kommende Verbreitung besaß, den ausgleichenden Gegner, der dort die starke Vermehrung derselben einschränken müsse, aufzusuchen. Trotz des Widerstandes kurzsichtiger Behörden, welche die Kosten scheuten, wurden schließlich die Mittel zur Untersuchung der Verhältnisse an Ort und Stelle bewilligt. Köbele ging selbst nach Australien, wo er auch in einem Marienkäfer, dem **Novius cardinalis**, den gesuchten Regulator entdeckte. Es gelang ihm, etwa 100 Stück des kleinen Käfers nach Kalifornien herüberzubringen. Sie wurden hier zunächst künstlich in Glashäusern auf 10 000 Stück vermehrt und dann einzelnen Farmern zur Verfügung gestellt. Der Erfolg in den betreffenden Plantagen war durchschlagend. Nun züchtete man in einem besonderen Staatsinsektorium die Marienkäfer in großem Maßstabe. In Kisten und Säcken wurden sie auf Wagen versandt. Jetzt hat der **Novius cardinalis** nicht nur in Kalifornien mit jenem Schädling vollständig aufgeräumt, er leistet die gleichen Dienste in Südafrika, Portugal, Italien, Spanien, Syrien und in allen Ländern, in welche jener verschleppt wurde. Köbele wurde mit Recht in den betreffenden Kreisen als Bahnbrecher auf dem Gebiete der Schädlingsbekämpfung begeistert gefeiert.

In ähnlicher Weise war dann Professor Berlese in Florenz gegen eine Schildlaus (**Diaspis pentagona**) vorgegangen, welche in Italien die Maulbeerbäume vernichtete und damit die Seidenraupenzucht, eine der wichtigsten Erwerbsquellen der unteren Volksschichten, bedrohte. Besonders interessant ist es aber, daß es Howard, dem Leiter der Abteilung für angewandte Insektenforschung im Ackerbaudepartement in Washington, gelang, mit Hilfe von biologischen Stationen, die er mit amerikanischer Großzügigkeit in fast allen Ländern Europas und Asiens angelegt hatte, in denen der Schwammspinner vorkommt, ohne wesentlichen Schaden anzurichten, die natürlichen Regulatoren der Vermehrung dieses Schädlings, der für Amerika so verhängnisvoll zu werden drohte, aufzufinden. Und was in Massachusetts durch keine technischen

Hilfsmittel zu erreichen gewesen war, brachten nun die kleinen Wesen, welche die Natur selbst geschaffen, zustande. Sie stellten das durch den Schwammspinner gestörte Gleichgewicht in den dortigen Biozönosen wieder her.

Die praktische Einführung dieser amerikanischen biologischen Methode der Schädlingsbekämpfung, für die sich bei uns unter den bekannteren Entomologen, besonders Professor Escherich, aber auch viele jüngere Entomologen, wie z. B. der ausgezeichnete Leiter der zoologischen Station in Neustadt a. d. H., Dr Stellwaag, lebhaft interessiert haben, wird in Deutschland wegen der bedeutenden Mittel, welche sie erfordert, jetzt kaum möglich sein; das mindert aber nicht das hohe theoretische Interesse, welches sie auch für uns besitzt. Es besteht dies vor allem darin, daß erstens mit den Vorgängen, auf welchen sie beruht, das Vorhandensein von Kompensationen, wie sie das Goethesche Kompensationsgesetz voraussetzt, nachgewiesen ist; und daß zweitens eben diese Kompensationen sich nicht auf den Darwinismus zurückführen lassen.

Charakteristisch für sie ist, daß bei ihnen nicht die Schutzmittel der gefährdeten Art verstärkt, sondern die Macht der das Übergewicht erstrebenden Art geschwächt wird. An sich kann ja die Natur auch den ersten Weg zur Erhaltung des Gleichgewichts einschlagen. Es könnte z. B. die Verbreitung des Schwammspinners dadurch aufgehalten werden, daß die Widerstandsfähigkeit der Blätter gegen Raupenfraß verstärkt würde. So ist es bei den Pflanzen der Gegenden, in denen die Blattschneideameisen verbreitet sind. Die aus Europa eingeführten Pflanzen erliegen den Angriffen der Blattschneideameisen in kurzer Zeit, während die dort einheimischen Pflanzen infolge eines partiellen Schutzes, den sie erworben haben, sich behaupten. Dasselbe gilt für die Phylloxera. Wir können uns gegen das Überhandnehmen dieses aus Amerika eingeschleppten Schädlings nicht durch die Einführung eines entsprechenden amerikanischen Nützlings sichern, denn es gibt für ihn keinen solchen. Dagegen besitzt die amerikanische Weinrebe einen Selbstschutz gegen die Angriffe des Schädlings. Wir führen aus diesem Grunde zur Bekämpfung der Phylloxera amerikanische Weinreben ein. Soweit die Herstellung des Gleichgewichts durch Verbesserung einer Anpassung der bedrohten Art erfolgt, kann wenigstens im Prinzip die Darwinsche Selektionstheorie für die Erklärung der betreffenden Einrichtung in Frage kommen. Für die Herstellung des Gleichgewichtes durch die Nützlinge ist das nicht mehr der Fall. Bei diesen Kompensationen ist der Instinkt der Nützlinge so spezialisiert, daß sie hinsichtlich ihrer Ernährung bzw. Brutpflege immer nur auf Individuen einer bestimmten Schädlingsart angewiesen sind und daß sie diese bzw. deren Brut dabei vernichten. Die Nützlinge zerstören damit zugleich die Existenzbedingungen der eigenen Art. Auf der Spezialisierung des Instinktes beruht die schnelle Wirkung der Kompensation. Ein solches Gebundensein des Instinktes einer Nützlingsart an eine bestimmte Schädlingsart, durch das ihr eigner Bestand beständig gefährdet wird, kann aber nicht auf dem Wege der natürlichen Zuchtwahl entstanden sein. Dieselbe würde im Gegenteil, wenn sie allein im Spiele wäre, eine etwa zufällig entstandene derartige Spezialisierung des Instinktes auf dem kürzesten Wege wieder ausgeschaltet haben, da diese die betreffende Art im Konkurrenzkampf mit den anderen Arten notwendig benachteiligt. So versagt der Darwinismus den kleinen Regulatoren gegenüber vollständig. Er kann ihr Vorhandensein nicht erklären, während ihr Eingreifen der Goetheschen Annahme eines Kompensationsgesetzes im Organismenreich durchaus entspricht und als eine glänzende Bestätigung desselben aufgefaßt werden kann. Die großzügige Grundauffassung Goethes hinsichtlich der organischen Welt und ihrer Gesetze tritt uns hier wieder entgegen und reicht offenbar weiter als die des bei uns noch herrschenden Darwinismus.

H. Kranichfeld





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Noch ein Nachwort zu Keyserlings Botschaft für die Frauen

Sehr fein und treffend hat Dr A. Eisinger des Grafen Keyserling Botschaft für die Frauen beantwortet. Gegen die Logik ihrer Ausführungen wird auch der geistvolle Verfasser des Reisetagebuchs eines Philosophen nichts einwenden können. Doch wird es für ihn nur die intellektuelle Frau sein, die ihn zu widerlegen sucht. Vielleicht darf deshalb noch ein schlichtes Wort aus der Feder und dem Herzen einer Frau, die durchaus nicht „danach strebt, sich der männlichen Lebenslinie zu nähern", als Nachschrift gelten.

Zu allen Zeiten wurde der rechte Mann von der rechten Frau verstanden, wenn seine Sehnsucht nach dem weiblichen Ideal ihn aufwärts führt. Das kann aber nur sein, wenn er in der Frau nicht nur das „Vegetative akzentuiert", sondern das in ihr sucht und ehrt, was ihre Seele adelt: Treue, Reinheit und Würde. Dieser Adelsbrief fehlt durchaus jenem Frauentypus, den Graf Keyserling als einen der vollendetsten, eines der wenigen ganz vollkommenen Produkte dieser Schöpfung bezeichnet. Daß in der „hingebenden Liebesfähigkeit des Weibes ein unendlicher Reiz für den Mann liegt", ist eine sehr einfache, unanfechtbare Wahrheit, die auf Naturgesetzen beruht und die in jeder glücklichen Ehe zum schönsten Ausdruck kommt. Wenn aber ein Weib „nichts Entehrendes darin sieht, sich für Geld einem fremden Manne hinzugeben", so ist das ein mehr als fragwürdiges Ideal — es ist einfach unausdenkbar für jedes weibliche Empfinden. Worin besteht denn sonst die Ehre einer Frau? — Gewiß liegt die Ehre, sowohl die des Mannes als auch die des Weibes, nur in der Idee; wenn aber dieser Idee nicht Begriffe und Werte zugrunde liegen, die unantastbar und geheiligt sind — dann ist sie nichts als ein wesenloses Phantom. Das scheint mir so selbstverständlich und unanfechtbar, daß es sich erübrigt, auch nur ein Wort weiter darüber zu verlieren.

Vielleicht ist es aber möglich, Graf K.s Botschaft für die Frauen noch eine etwas bessere, für das weibliche Geschlecht weniger beschämende Seite abzugewinnen. — In dem Wort: „Euer Leben gleicht dem der Pflanze", liegt viel Wahres in dem Sinne, als die meisten Männer im Wesen und in der Entfaltung des Frauencharakters das Instinktive, Unbewußte dem bewußt Verstandesmäßigen vorziehen. Nicht mit Unrecht, denn auch dies beruht letzten Endes auf einem Naturgesetz und ist durchaus vereinbar mit weiblicher Reinheit und Würde. Wenn aber darunter die Frau verstanden wird, die für den Mann nichts weiter ist und sein will, als das Weibchen, so liegt darin eine so völlige Verneinung und Nichtachtung alles Menschlich-Seelischen, im Gegensatz zum Animalischen, daß doch ein sehr hoher Grad weiblicher Einfalt und Bescheidenheit dazu gehört, um sich dieser Botschaft und Forderung zu fügen und sie zu bejahen. Jedenfalls ist es



nur erfreulich, daß Männer dieser Sinnesart nicht mehr über das „rein Vegetative" in der weiblichen Entwicklung und Erziehung zu bestimmen haben.

Bedauerlich aber ist es, daß deutsche Frauen genötigt sind, einem Mann, der so ehrlich bestrebt ist, am Wiederaufbau des deutschen Landes und an der Gesundung der deutschen Volksseele zu arbeiten, in dieser Form zu antworten. Denn wenn auch Graf Keyserling, der als sein Ideal die Japanerin und die hochgeborene Französin betont, vergessen hat, die deutsche Frau in seiner Botschaft zu erwähnen (vielleicht wird sie ihm in manchem Sinne dankbar sein!) und nur an die Europäerin sich wendet, so dürfen wir doch zu solchen Ausführungen, die in deutscher Sprache durch deutsche Lande gehen, nicht schweigen. Selbst bei weitgehendster Duldsamkeit in bezug auf Geschmack und Ansicht über Frauen-Ideal gibt es doch eine Grenze, auch auf diesem Gebiet, die nicht überschritten, ein kleines Wort, das nicht übersehen werden darf — das Wort Ehre. Und wenn wir, mit unsrem größten Dichter, in der Zeit tiefster Erniedrigung daran festhalten wollen, daß die Nation nichtswürdig ist, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre, so gehören, das hoffe ich, zu dieser einst so stolzen Nation auch ihre Frauen.

Erna v. Knobloch



Literatur, Bildende Kunst, Musik

Hans Christoph Kaergel

Von besonderem Zauber umsponnen ist das Verhältnis des erwachsenen Sohnes zur Mutter: der Mutter gegenüber haben wir auch in späteren Jahren das köstliche Recht, Kind zu sein.

Die Mutter war es, die den am 6. Februar 1889 zu Striegau als Sohn eines Lehrers geborenen Dichter Hans Christoph Kaergel mit sanfter, gütiger Hand aus der Nacht ins Helle führte. Unsere Jugend war ein Gang über eine blühende Wiese; Kaergel aber ist schon in seiner Kindheit von einem harten Schicksal durch dunkelste Finsternis gepeitscht worden. Im Waldenburger Gebirge ist er aufgewachsen. Früh erwachte in ihm der Wunsch, sich dem Schauspielerberuf zu widmen. Doch seine Eltern konnten die notwendigen Mittel dazu nicht aufbringen. Aber der Hunger nach Licht brannte in seiner Seele — und er wurde Lehrer. In Weißwasser (in der Oberlausitz) war er bis Juli 1921 tätig. Jetzt wohnt er als Leiter des Bühnenvolksbundes in Dresden, um in christlich-deutschem Sinne die Bühne umgestalten zu helfen.

Zu seiner Mutter bekennt sich Kaergel schon in seinem ersten Buche „Des Heilands zweites Gesicht". In dem Schicksal Matthäus Steins spiegeln sich gewiß eigene Erlebnisse wider, und die religiösen Kämpfe aus Kaergels Seminarzeit, die er in einer kleinen Stadt Schlesiens zubrachte, haben hier u. a. ihren Niederschlag gefunden. Johannes Berndts zarte Seele zerbricht am Leben. Der Held aber trotzt den Stürmen, die einsam an seinem jungen Leben rütteln. Der Vater, in dessen Hause sich die „Frommen" des Dorfes jeden Freitag zur Andacht zusammenfinden, gehört zu denen, die mit dem Heiland einen Vertrag schließen, der nach ihrem Vorteil berechnet ist. Er raubt seinem Sohne den Glauben. Die Mutter, die Christus wie ein Heiligtum in ihrer Seele trägt, küßt ihrem Kinde die Sorgen von der Stirn und bahnt ihm durch ihren Zuspruch den Weg zum neuen Heiland. Jedes wahre Glück erblüht aus dem Leid. Wir müssen alle hindurch durch Golgatha.

Daß Kaergel einsam in Harmesnächten mit seinem Gotte gerungen hat, zeigt auch der Novellenband „Der Hellseher". Das Schicksal der Mutter spiegelt sich in der vierten Erzählung wider. Der eine Sohn, den das Leben von Niederlage zu Niederlage getrieben hat, stirbt den Heldentod: da wird sie irre an ihrem Kirchenglauben; sie bricht seelisch zusammen. Und dies Erlebnis formt sich in des Dichters Phantasie zu der erschütternden Erzählung „Der seltsame Kirchgang". Psychologisch nicht hinreichend begründet ist die Wandelung des „Jacobus Krampf", wenn auch das Schlußbild den Leser leicht darüber hinwegtäuscht. Um seinem Sohne Gott zu beweisen, trägt Jacobus Holzscheite zusammen, zündet sie an und legt seine Hände ins Feuer — „und Du läßt sie nicht verbrennen!" Da beginnt der Körper zu wanken, und mit einem dumpfen Laut fällt er zu Boden. „Hans, er lebt!" ruft Jacobus Krampf, als er aus der Betäubung erwacht. Aber zugleich erkennt er, daß Gott sich nicht erzwingen läßt; im Geist und in der Wahrheit sollen wir ihn anbeten. Feines Verständnis für die Frauenseele verrät die Schilderung der Leiden „Anna-Camillas", die eine lange Krankheit ihrer Schönheit beraubt hat. Wie in einem Wahne fühlt sie sich als den Tod. Da taucht, durch einen Zufall herbeigeführt,

das Bild ihrer Kindheit wieder vor ihr auf. Die tiefsten Bronnen ihrer Seele werden wach. Alles Herbe und Kalte weicht von ihr — und lächelnd blüht sie hinein in einen neuen Frühling, den wir Menschenkinder auf Erden nur ahnen. Tragisch endet die Novelle „In der Tiefe wandert's mit". Blüte um Blüte knickt Christian Schillach in dem Herzen seines Weibes, an dessen Lager schon der Tod steht. Er hört nicht die Stimme der Liebe und zerbricht so das Herz der Kranken. Da lodert der Haß in ihr auf und nimmt angesichts des Todes ungeahnte Kraft an — und sie zieht ihren Mann mit in die Tiefe hinunter. In der Erzählung „Der Hellseher" blendet sich Valentin selbst, nachdem er erkannt hat, daß sich Gott den Schleier seines Geheimnisses nicht nehmen läßt. Wir müssen Gott bitten. Das Beste in unserem Leben ist immer Gnade, Gnade von oben. Den Schluß des Bandes bildet die Novelle „Und hätte der Liebe nicht". Der Lehrer Berger wirbt um die Liebe seiner beiden Söhne; wie ein Ball fliegen sie von der Seele des Vaters zur Mutter, bis sie ein jähes Schicksal hinwegnimmt. Und auch sein Töchterchen rückt er sich in immer weitere Ferne; scheu wächst sie in die Sonne des Daseins hinein. Da bringt ein Erlebnis am Weihnachtsmorgen ihm selbst und seinem Hause den Frieden.

Was er der Mutter verdankt, gesteht Kaergel immer wieder in seinen Werken. „Gott hat nur zwei Gleichnisse, mit denen er sich uns offenbart: die Mutter und die Heimat." Von der Heimat Schönheiten singt er vor allem in „Schlesiens Heide und Bergland". In der niederschlesischen Heide, deren Boden seit Jahrhunderten die Väter durchpflügten, wurzelt er mit allen Fasern seines Herzens. Von ihr spricht er wie ein frommes Kind, das von der Mutter Liebe, nur Liebe empfing. Die Natur der Heimat ist ihm Gott; sie weist ihm den Weg zur größeren Heimat, nach der wir sehnend die Arme ausbreiten. Zur Natur muß zurückkehren, wer in Gott ruhen will. In ihm findet er die allgütige Liebe, die nichts Höheres kennt, als daß sie ihr Leben lässet für andere. Mit dem Tode beschäftigt sich Kaergel in der Novelle „Der Totengräber", deren erster Teil (auch in sprachlicher Hinsicht) einer Überarbeitung bedürfte. Bedeutend ist die Erzählung „Der Klarinettenspieler", die wieder viel eigene Anschauungen in sich birgt.

Die Mutter ist's, die zutiefst in Kaergel lebt und dichtet. Das zeigt aufs neue der Roman „Das Marienwunder". Merkwürdig ist die Entstehungsgeschichte. In einer Nacht wird der Dichter von innerer Unruhe geplagt; er sieht plötzlich vor sich ein Mädchen, das erregt flüstert. Das Antlitz ist von Schmerz wie verstört. Das Gesicht plagt ihn. Am nächsten Tage spricht er mit seiner Mutter, die bei ihm zu Besuch weilt, von dem gefallenen Bruder. Sie glaubt an seine Wiederkehr, nicht an seine leibliche, aber sie muß ihn noch einmal sehen, eher kann sie auf Erden keine Ruhe finden. Mutter und Sohn reden von der Auferstehung des Geistes und des Fleisches. Und ein weiteres, ihn aufs schwerste erschütternde Erlebnis kommt hinzu: Nach dem Tode des Bruders lebt die Mutter lange Zeit fern dem Dasein, wie im Traum, wie jenseits dieser Welt. Alle diese Einzelheiten gehen in den Dämmerschichten der Seele geheimnisvolle Verbindungen ein — und eines Tages muß der Künstler das Werk schreiben, diese seltsame Geschichte von dem traumsüchtigen, jenseits der Sinnenwelt wandelnden Mädchen. Zwischen Wahn und Wachen lebt Mansers Tochter Annemarie. Der Schmerz um den Tod des Geliebten reißt sie aus der Bahn des Alltags. Sie hängt nur einem Gedanken nach: der Geliebte sei nicht gestorben, sondern wandere um sie her und sehne sich nach ihr und ihrem Leibe. Und das Kind, das sie unter dem Herzen trägt, ist nicht in Sünde empfangen; in des Toten Namen hat ihr der Fremde das Köstlichste geschenkt, was Gott geben kann: des verstorbenen Geliebten Kind ist's, in ihm steht seine Seele wieder auf. Wie eine fromme Legende klingt das Werk aus ... Über manche Unwahrscheinlichkeit freilich muß sich der Leser hinwegsetzen. In dem Buch verrät sich die Seele eines Mannes, den der Krieg und die Ereignisse im November 1918 tief aufgewühlt haben. Wichtig ist der Roman auch für die Erkenntnis des Menschen Kaergel; Mensch und Dichter lassen sich ja niemals ganz voneinander trennen. Wie schön sind die Worte über das Mysterium des Todes! Der Tod ist die Eingangspforte zu einem neuen, höheren Dasein; alle Wege münden in Gottesland.

Kaergel gehört wohl zu denen, die mehr hören und ahnend fühlen als sehen. Seine Bücher bekunden es. Ein Drama nimmt gegenwärtig seine ganze dichterische Kraft in Anspruch. Und dies Werk wird aufs neue beweisen, welch innige Liebe ihn mit der Mutter verknüpft. „Für meine Mutter", so äußerte er einmal, „würde ich alles tun." Ihr hat er, als das Schicksal in den dunklen Tagen des Weltkrieges an ihre Tür pochte und der Leidgeprüften einen Sohn nahm, tröstend die Worte zugerufen:

Sieh, breiten Blinde nicht im stillen Sehnen
Nach Licht die Arme bittend aus —
Und ist doch ihnen Licht nur Märchenwort,
Kein süßer Schein durchdämmert je ihr Haus.
Und dennoch glauben sie an Licht wie ferne Märchen.
Und fließt's nicht immer um sie her?
So geh, du bist nur blind geworden,
Mach' deine Wanderfahrt nicht mehr so schwer.
Er ist um dich — glaub' wie die Blindgebornen,
Dann trägst an keiner Last du mehr.

Dr. Helmut Wocke



Heimatromane

„Wenn jeder wieder in Heimaterde verwurzelt ist, dann ist uns geholfen." Mit diesen schlichten und doch so wahren Widmungsworten übersandte mir Gustav Schröer seinen neuen (im „Türmer" schon kurz empfohlenen) Roman „Der Schulze von Wolfenhagen. Die Geschichte eines Dorfes" (Verlag Quelle & Meyer, Leipzig 1921). Der Verfasser der „Leute aus dem Dreisatale" hat uns mit dieser seiner neuesten Schöpfung ein Volksbuch im besten Sinne geschenkt. Der größte Teil der Bauern in Wolfenhagen ist dem Schnaps ergeben, der sie körperlich und wirtschaftlich zugrunde richtet. Das Dorf geht seinem schier rettungslosen Verfall entgegen. Da gelingt es einem einzigen, durch zähe, zielsichere Arbeit und glühende Liebe zur Scholle das dörfliche Gemeinwesen aus dem Sumpfe zu retten. So ist dies Buch das Hohelied auf Arbeit und Mühsal im selbstlosen Dienst des Ideals der Heimat. Neben der Hauptfigur des Hermann Breiter stehen in lebenswahrer Schilderung der Großbauer und aus Rachsucht gegen bäuerliche Unduldsamkeit und Engherzigkeit zum wucherischen Spekulanten und Bedrücker gewordene Mehnert und der Bauer Reuter, der aus Verzweiflung über einen Fehltritt seines Eheweibes sich dem Trunk ergibt. Ein Kleinod des Buches ist die Schilderung der Tragik des alternden, häßlichen Bauernmädchens Martha in ihrer stillen, hoffnungslosen Liebe zum Pächter ihres väterlichen Hofes. Leid und Entsagung erschüttern diese beiden Menschen bis in die letzten Tiefen ihres Gemüts, aber über diesem Leid erhebt sich der trotzige Mut zu wahrhaft schöpferischer, aufbauender Arbeit für das schwer bedrohte heimatliche Land.

Ein echt deutsches Heimatbuch schenkt uns auch J. Th. Hultzsch in seiner Erzählung „Aus dem Leben eines Spielmanns" (Verlag von E. Ziehlke, Liebenwerda 1921). Fünfzig Jahre nach dem Tode Luthers sind es; da wandert vater- und mutterlos der Spielmann Heinz Birke von der Dube durch die Welt. Wechselreich sind seine Schicksale auf der Burg, im wendischen Häuslerhaus, in der Mühle, im Försterhause. Er genießt ein paradiesisches Idyll im Apothekerheim, er eilt nach Rom, bis heißer Sehnsuchtsdrang ihn wieder in die deutsche Heimat treibt. Dann wird er Schreiber beim Bürgermeister und Stadtmusikus und erlebt ein kurzes Liebes-

abenteuer voll Leid und Entsagung: „Ich ging aus, Frieden und Glück zu suchen, ich streckte beständig die Hände danach aus, und nirgends konnte ich's ergreifen." Die Erzählung endet in einem dörflichen Minnespiel mit schmerzvoller, aber schließlich doch versöhnender Entsagung. — Wie deutsch ist doch dieses Spielmannsbuch! Wie voll Heimatliebe und Gemütstiefe, da es uns so leuchtend und schön vergangene Tage deutschen Lebens vor die Seele zaubert, wie wir mit ihm fühlen müssen, diesem wackern Spielmann, dessen Herz rein bleibt im Unrat der Zeit, der seine Lieder singt im Schloß, Bürger- und Bauernhaus, der liebt und leidet wie jeder Mensch hienieden.

„Acker verpflichtet" — das ist der Glockenklang, der diese Leitidee des großangelegten Romans „Andreas und Maria" von Paul Burg (verlegt bei Friedrich Kortkamp in Langensalza 1921) in die Lande verkünden möchte: „Acker verpflichtet! Wenn diese zwei Worte mal alle Leute in Deutschland einsähen und befolgten, dann brauchte keine Sozialdemokratie mehr bekämpft zu werden, weil sie von selber stürbe." Ich darf bekennen, seit langem kein Buch gelesen zu haben, dessen Inhalt mich so gefesselt und ergriffen hätte wie dieser Roman. Es müßte ein echtes deutsches Volksbuch werden gerade in dieser verwilderten Zeit schamlosen Wuchers und Mammonsgeistes. Das sind kraftbeseelte, willensstarke und hart schaffende Menschen, diese Maria und ihr Andreas. Der Dichter führt uns in eine Dorfgemeinschaft, die durch das neue Gesetz der Bodenaufteilung in zwei Parteien zerrissen zu werden droht, bis das Liebesglück zweier jungvermählter Paare, die nach herben Schwierigkeiten den Weg zum schönsten Ziele finden, allen Zwist beiseite schiebt; bis dann aber durch die Untreue des einen Dörflers an seiner Heimatscholle das Verhängnis immer drohender über diese Sippen hereinbricht. Unter dem Grollen der nahenden Revolution sinkt die altehrwürdige Bauernfamilie trauernd und leidverfolgt in sich zusammen. Erschütternd bäumen sich die Folgen jenes unseligen Bodengesetzes zu immer neuem Unheil auf. Gewaltig, wie Sturmgebraus, schließt der erste Teil — die schwelende Unruhe scheint gebannt, aber sie wird aufs neue auflodern in ungezügelter, leidenschaftlicher Glut. Hier wird dem deutschen Volke ein Spiegel vorgehalten, in dem es sich erblicken kann in seiner Edelkraft und Tüchtigkeit, aber auch in seinen tiefen Niederungen des materialistischen Zeitgeistes der Gegenwart. Am Schlusse rauscht der Widerhall des Weltkrieges durch die Stille dieses erlebnisreichen Dorfes, die bodenreformerische Idee und ihre Wirkung im Kriege sowie die Heimatschmach bei uns zu Lande tritt uns in traurigen Bildern entgegen bis zu dem Chaos der Novembertage 1918. Hohe Gedanken voll Schönheit, Wahrheit und Kraft durchglühen das Werk, das uns mit Seel' und Sinnen in seinen Bann zieht.

Nicht minder kernfest und treu, aufrichtig und edel ist der Halligroman „Landunter" von Wilhelm Lobsien (Berlin 1921, Verlag von Martin Warneck). Der Kampf um die Hallig, um ihre Seele und ihr wahres Menschentum, das ist das Thema im Ringen all dieser so verschieden gearteten Halligbewohner. Zwei Welten — das Neue, verkörpert in dem zunächst scheinbar im Materialismus verlorenen, dann aber in höchster Heimatnot tapfer opferbereiten Peter Bendix, und das Alte, wie es uns wurzelfest entgegentritt im bejahrten Halligschulmeister Welffen — streiten um den Sieg. Mit dem Ruf: „Hallig in Not!" und der Bekämpfung der grollend heranwogenden See durch die wackeren Halligleute, die in dieser Gefahr für ihre Heimaterde fest zusammenstehen und alles zu opfern bereit sind, schließt das packende Werk mit einem jubelnden „Landfest!", dessen Schicksal in dem schwer errungenen Liebesbund zweier Halligkinder beschlossen liegt: „Es gibt etwas, das größer ist als alles Verstehen und Begreifen, das wir darum nicht fassen und abwägen können. Die Liebe ist das Größte auf Erden und bleibt es auch dann, wenn sie schwer gefehlt hat." Der Roman in seiner packenden Naturschilderung, der prächtigen Menschengestaltung und aufrüttelnden Kraft der Heimattreue wird als eine der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neudeutschen Heimatliteratur zu bewerten sein.

Wir schließen diese Betrachtung mit einem Hinweis auf das liebenswerte Buch aus der „guten alten Zeit" von Franz Herwig: „Das Sextett im Himmelreich" (Verlag Ad. Bonz,

Stuttgart 1921). Eine köstlich liebevolle Schilderung des geistigen Lebens eines kleinen fränkischen Städtchens im friderizianischen Zeitalter. Manch einer wird sich in dieser sorgenvollen Zeit gern erfrischen an den schnurrigen Käuzen dieser Kleinstadtphilister und ihren Eigentümlichkeiten. Ein Buch, nicht in der Hast des Tages zu lesen, sondern in der gemütvollen Behaglichkeit eines reingestimmten Sonntagsfriedens. Möge sich an seinen Lesern der Geleitspruch dieses beachtenswerten Erzählers erfüllen: „Meinem Deutschland zu gutem Trost!"

Dr. Paul Bülow



Neue Lyrik

Man kann wohl sagen: Die moderne Lyrik nimmt an Beliebtheit zu im Quadrat der Entfernung vom klaren Menschenverstande, nach rechts wie nach links. Entweder dürftigster Rationalismus oder brodelndes Chaos. Unter dem Stoß von Gedichtbänden, die mir zur Beurteilung vorliegen, konnte ich leider nur sehr wenige entdecken, die ein Aufhorchen erzwangen, ein Verweilen und eine Rückkehr. Wir schmachteten im Zeitalter der Papiernot; wenn man freilich gewahren muß, welchen Umfang die Produktion der Dilettanten angenommen und — nach Art der Dilettanten — auch äußerlich beansprucht, dann ist man nicht mehr ferne, zu verzweifeln und zu klagen. Armseligste Reimereien auf Bütten gedruckt lassen die Frage erstehen: Ist das Geld so wohlfeil, daß man es nur zur Sichtbarwerdung persönlicher Eitelkeiten anzulegen vermag? Wo ist das Bedürfnis nach solchem Unfug, als bei Kriegsgewinnlern oder künstlerischen Bolschewisten?

Ich habe aus dem Wust die besten Bücher herausgelesen, um ein paar hinweisende Worte anzuknüpfen. Mehr als eine Richtung kann ich nicht zeigen; der Platz ist beschränkt, und im Grunde ist nichts verloren, wenn man lieber zum alten Bewährten greift als zum zweifelhaften Neuen. —

Mit Freuden habe ich die sozialen Gedichte „Aus der Armutei" von Kurt Arnold Findeisen durchblättert (Ed. Fock, Chemnitz i. S.). Da findet man persönliche Gestaltung, Anschaulichkeit und Frische. Es ist wahrlich noch keine Errungenschaft, wenn man in einem Gedichte die Worte Käse oder Schieber oder Proletarier anwendet; immer nur die Beseelung, die künstlerische Formung bestimmt und wirkt. Findeisen gibt Bilder aus dem Kohlengebiet; er sieht nicht nur Elend — wenn er auch an dem Laster und an dem Jammer nicht ungerührt vorbeischreitet —, sondern auch die versteckte Schönheit, die überall zu gewahren ist, wo immer ein ungetrübtes Auge um sich blickt. So manche Stücke wie „Kohlenschachthelden", „Schornsteinwald", „Kinderfest", „Mütter", „Der Geiger" verdienen es wohl, öfters gelesen zu werden, denn sie sind rund und reif.

Ein Gegensatz: „Der Bildner" von Viktor Meyer-Eckhardt (Diederichs, Jena). Hier fließt Kühle, Glätte; man atmet wie in dünner Luft. Gewählte Gleichnisse, gefeilte Verse — und dennoch: etwas fehlt, das Beste, Wesentliche. Man kann sich des Gefühls nicht erwehren, daß hinter diesen Gedichten nur die Artistik steht, eine edle, aber im Grunde leere Freude am Bilden. — Das gleiche Empfinden ruft „Das Feuer" von Waldemar Bonsels wach (Schuster & Löffler, Berlin). Die Glut der Verse ist geredet, aber nicht unmittelbar gebannt. So viel Talent — gewiß; aber man sollte es jetzt endlich erkannt haben, und namentlich in dieser Zeit, welche doch eben die elende Frucht solch falschen Strebens gezeitigt hat, daß jede Kunst verwurzelt sein muß im Leben, in dem großen, ewigen, gemeinsamen Nährboden, wenn sie nicht frühzeitig verblassen und hinwelken soll. Das ist ja eben Künstlers Werk: daß er nicht nur zwei oder drei „Erlesene", d. h. Freunde und Gönner, berühre und leite, sondern daß er eine Leuchte werde für alle, die sich bedürftigen Herzens nahen und die Augen zum Licht erheben. — Da

kann man sich schon eher mit den „Gebeten um Wirklichkeit“ von Elisabeth Janstein anfreunden (Ed. Strache, Wien); denn neben manchem Schiefen, Gewollten findet man neue und eigene Töne, die zwar nicht überraschen, aber doch ein ernstes Streben und hohes Wollen bekunden. Vielleicht öffnet sich hier eine Zukunft. — „Im Atem der Welt“ von Manfred Schneider (J. Engelhorns Nachf., Stuttgart) zeichnet sich zunächst durch den geringen Umfang aus, sodann aber auch durch strenge Zucht und Ehrlichkeit. Man fühlt sich hier an Wilhelm von Scholz gemahnt; aber noch fehlt die volle Abrundung und vor allem die feine, spürsame Sinnlichkeit. Nicht dadurch schafft man ein Gedicht, daß man ein wertvolles Gleichnis oder einen fruchtbaren Gedanken in Verse zwängt; der Blutstrom des Erlebnisses muß es durchkreisen, sonst bleibt es immer nur Predigt, Moral. Manfred Schneider, dem ein erfreulicher Ernst und ein zartes Lauschen eigen ist, möge sich von dem Atem des Weltalls noch inniger durchströmen lassen; dann wird er als Künstler nur gewinnen und steigen. — Ich nenne sodann die letzten Gedichte „Stundenschläge“ von Adolf Frey, dem Schweizer (H. Haessel, Leipzig). Es weht viel labende Bergluft darin; ich entdeckte manches gute und feine Stück; aber Wärme und Fülle haben sich mir nicht bekundet, und so schied ich ein wenig unbeteiligt. — Ein anderer Schweizer, Eugen Hasler, legt uns in demselben Verlag ein Heft „Hochland“ vor. Man kann ihm Anerkennung nicht versagen. Da ist Frische, kräftiges Zupacken. Ich habe gern und zustimmend in dem Büchlein gelesen; man kann von diesem offenbaren Erstling noch nicht Vollkommenheit und Reife erwarten; aber echte Jugend ist heute auch etwas wert, und man soll sich solch unbekümmerter, hochgemuter Klänge nicht mißmutig erwehren. — Kommt man zu Johannes Lindners „Gott, Erde, Mensch“ (Egon Fleischel, Berlin), so fühlt man sich schon unbehaglicher. Nicht die großen Worte, sondern die starken machen den Dichter (besonders den Balladenschöpfer). Freilich: hier herrscht noch Klarheit und Gestaltung. Namentlich die rein lyrischen Verse befriedigen häufig durch gebändigte Kraft, die sich der Form sicher und willig einfügt. — Die Arbeiterdichter sind heute ein wenig Mode geworden. Mir scheint, man sollte die Betonung vor allem auf die beiden letzten Silben legen; daß ein Arbeiter Verse schmiedet, gibt noch kein Anrecht auf Beachtung und literarische Wertung. Nur das Künstlerische entscheidet! „Rhythmus des neuen Europa“ von Gerrit Engelke (Diederichs, Jena) leidet unter dem unseligen Zwiespalt von Wollen und Können. Er ist ein Eigenwilliger, der sich selbst seine Welt erbaut; der sein Empfinden und Ahnen hinausschreit in die Lüfte, unbekümmert darum, ob ihm auch der Ausdruck gelungen, ob sich die Wirrnis zur Klarheit geläutert hat. Darum findet man noch allzu viel Hastiges, Unausgeglichenes, bei aller Anerkennung des redlichen Verlangens und Suchens. Vielleicht eine Hoffnung, die allzu frühe ins Grab gesunken; vielleicht auch ein in sich Beendeter, den ein gütiges Geschick vor Enttäuschungen bewahrte; wer vermag es zu entscheiden: ... An Olga Weitbrecht, die uns ein Buch „Marmor und Wein“ (Schuster & Löffler, Berlin) gegeben, kann man nicht achtlos vorübergehen. Da sind doch Klänge, die aufhorchen lassen. Stille Lieder und andrerseits Bilder und Gestalten, die immerhin nicht alltäglich anmuten. — Paul Zech hat sich immer weiter nach links entwickelt. Seine Gleichnisse, die er überreichlich auszuschütten liebt, verwirren allzu leicht und geben nicht immer völligen Ausgleich. Das Büchlein „Der Wald“ (Sibyllenverlag, Dresden) birgt ein paar entzückende Stücke; aber es sind bezeichnenderweise jene frühen, aus den „Waldpastellen“ herübergenommenen. Vielleicht schafft der Dichter jetzt allzu emsig, so daß die Stille und die Einkehr übersehen werden. Gerade der Künstler soll, wie Meister Ekkehart einmal sagt, die Wiege für das Ewige werden; aber dazu ist eben, wie uns derselbe Mystiker lehrt, Abgeschiedenheit vonnöten und ein Entwerden. — Ohne näher darauf einzugehen, will ich zwei Büchlein erwähnen, die ich nicht gänzlich verschweigen will, weil sie schlichten Gemütern wohl Freude geben werden. „Geliebte Erde“ von Joseph Englert (Felsenverlag, Buchenbach-Baden) und „Vom Glanz der Stunden“ von Heinrich Filsinger (Phaetonverlag, Alfred Kuhn, Stuttgart-Cannstatt). In beiden hübsche Lieder, aber ohne weittragende Bedeutung.

Schließlich drei Anthologien. „Deutscher Geist aus Österreich" nennt Arthur Trebitsch seine Sammlung (Antaiosverlag, Berlin). Gerade in dieser harten Zeit ein schöner und guter Gruß von unseren Brüdern aus dem Nachbarlande an der Donau. Da findet man Zeugen wie Anastasius Grün, Grillparzer, Hamerling, Pichler, Saar, Rosegger, Ginzkey, Hohlbaum, Wallpach mit Bekenntnissen zum Deutschtum, die man allerorten hören sollte, damit in Not und Trübsal die Aufrichtung nicht gänzlich fehle. — Sehr gute Übersetzungen scheint der Band „Rossija" von K. Roellinghoff (Ed. Strache, Wien) zu bergen; wenigstens lesen sie sich flüssig, klar und dichterisch durchflutet. Daß man außer bekannten Dichtern wie Puschkin, Lermantow, Tolstoi, Turgenjew, Polonkij, Mereschkowskij auch minder verbreitete, namentlich aus der jüngeren Generation, findet, soll besonders lobend angemerkt werden. — Ja, und nun grinst mich ein Buch an, das mich völlig fassungslos gemacht hat. Ob ich überhaupt darüber reden dürfe, wollte mir zunächst zweifelhaft erscheinen, da ich so gar keine, nicht die leiseste Beziehung dazu gewonnen. Aber ich muß es als Zeitdokument dennoch erwähnen. Um darüber zu spotten, dazu ist es wohl allzu dumm und frech und gemein; nicht einmal die Freude eines rückhaltlosen Lachens kann es spenden. „Menschheitsdämmerung. Symphonie jüngster Dichtung", herausgegeben von Kurt Pinthus (Ernst Rowohlt, Berlin). Im Anhang haben die „Dichter" ihre Selbstbiographien gegeben. Da beginnt Iwan Goll folgendermaßen: „Iwan Goll hat keine Heimat: durch Schicksal Jude (wie übrigens bezeichnenderweise die meisten der hier vertretenen Autoren. Anm. d. Unterzeichneten), durch Zufall in Frankreich geboren, durch ein Stempelpapier als Deutscher bezeichnet." Karl Otten, geb. 1889, gebärdet sich besonders unverschämt: „Ich gestehe, daß ich die Deutschen nie geliebt habe (deren Sprache er doch gebraucht, oder vielmehr: mißbraucht! Sch.), daß ich nichts so hasse wie die deutsche Bourgeoisie — seit ich denken kann. Und ebensolange liebe ich Rußland, und ich verlange von jedem revolutionären Dichter zunächst, daß er diese Liebe teile" ... Auch René Schickele, der wackere, taucht auf, daneben Hasenclever, Rubiner, Lichtenstein, Becher, Benn, Trakl, Wolfenstein — die Namen genügen. Man darf dem deutschen Volke heute die gemeinsten Dinge darbieten, sie werden aufgenommen! Die beigegebenen Schattenrisse sagen übrigens genug über diese „Dichter" aus. Auf Proben will ich verzichten; ich müßte sonst das ganze Buch abdrucken. Aber was August Stramm, Jakob van Hoddis, Gottfried Benn, Johannes R. Becher zu bieten wagen, hat mich wenigstens wie Ausgeburten des Irrenhauses angemutet. Die Worte sind hart, ich weiß es; aber man fördert das Schlechte, wenn man nicht schroff dagegen einschreitet. Hier erweist es sich, ob das hehre Wort „Freiheit", das ja heutzutage auch der Kunst zugute kommen soll, im Sinne Fichtes oder der Bolschewisten verstanden ist. Man wird nicht mehr im Zweifel sein, wohin der Weg dieser Ungehemmten führen muß. Ob dieses Chaos jemals einen Stern gebären wird? ...

Und nun, auch ein Zeichen unserer Tage, noch ein Büchlein, das zweifach bemerkenswert bleibt. Es hat Kurt Port zum Verfasser und betitelt sich: „Stefan George. Ein Protest" (Verlag Heinrich Kerler, Ulm). Nun gut: die esoterische, wurzellose Kunst Georges ist ihm einer Abweisung wert. Zwar habe ich nicht recht begriffen, was Kurt Port eigentlich will und auseinanderlegt; der erste Satz bewirkte schon, daß ich die Augen weit aufriß und das Heft verwundert von allen Seiten betrachtete. Gegen Stefan George? Gewiß! Aber hier steht doch gleich zu Beginn folgende wuchtige Behauptung: „Goethe, der von Grund aus unpoetische, antilyrische Geist (!!), galt jahrhundertlang als der „größte Lyriker aller Zeiten und Völker'." Und dann auf Seite 12 wörtlich: „Schillers Bilddurcheinander kennt man, Goethes phantasieloses Kleben am einzelnen irdischen Ding (!) und seine unsouveräne Haltung der Natur gegenüber (!!), die ihm als freiste Tat Schilderung von Gespensterhaftem und von natürlichem Wahnsinn erlaubte, wird langsam eingesehen ..." Ach ja, wir haben es herrlich weit gebracht! ...

Ernst Ludwig Schellenberg



Siegmund v. Hausegger als Schriftsteller

Zum ersten Male legt dieses Bändchen der unter Professor Arthur Seidls bewährter und bekenntnisfreudiger Leitung herausgegebenen Sammlung „Gesammelte Schriften" ein Schaffender unter den Tonkünstlern der Neuzeit vor, anknüpfend an die große Reihe führender Meister, die im 19. Jahrhundert mit E. T. A. Hoffmann ihren Anfang genommen haben. Es ist die charaktervolle Künstlerpersönlichkeit des derzeitigen Direktors der Akademie der Tonkunst in München, Professor Siegmund v. Hausegger, des Sohnes des unvergeßlichen, wertgeschätzten Grazer Kunstlehrers Friedrich v. Hausegger, dessen „Vorwort" aber ausdrücklich hervorhebt, daß es sich in diesen Aufsätzen „nur um Ergänzung der unmittelbar auf das Gefühl gerichteten Kunstausübung durch das geschriebene Wort" handeln könne („Die Musik", begründet von Richard Strauß: Betrachtungen zur Kunst, gesammelte Aufsätze von Siegmund v. Hausegger. Mit zehn Vollbildern, einer Handschriftennachbildung und einer Notenbeilage. C. F. Siegels Musikalienhandlung, R. Linnemann, 8 und 265, Leipzig.)

„Wirklich", so ruft der Herausgeber in seinem feinfühligen, von fachwissenschaftlichem Geiste und freundschaftlichem Herzen eingegebenen Geleitwort aus, „wirklich ist es für unsereinen eine reine Freude und besonderes Labsal ganz eigener Art, in solch trüben Zeitläuften weitverbreiteten Verzagens auf einen vom ersten Anbeginn seiner Künstlerlaufbahn und öffentlichen Tätigkeit derart zielstrebigen, markigen und standhaft-aufrechten Mann, nehmt alles nur in allem, zu blicken, einen sichern Stabführer und zuverlässig Kurs haltenden Steuermann, der seinerseits genau weiß, was er selber in all diesem Weltgetriebe will und wohin die stürmische Fahrt im tosenden Wogenmeere soll; der aber auch sich allewege unentwegt bewußt bleibt, was die Not der Zeit von ihren tapferen Kulturkämpfern gebieterisch erheischt...."

So verlohnt es denn einer redlich aufgewandten Mühe des Eindringens in solch geschlossene, scharfumrissene Welt in jedem Sinne: Ob uns v. Hausegger da nach seiner schönen steiermärkischen Hochgebirgsheimat Graz zurückführt und von seinen inhaltreichen Kindheitsjahren, von Jugendeindrücken erzählt, oder die vorbildliche Lebensgeschichte seines idealgerichteten Schwiegervaters, des lange noch nicht genug gewürdigten Tondichters Alexander Ritter, beschreibt; ob er Meisterpersönlichkeiten unserer Tage oder früherer Zeiten — J. S. Bach, Mozart, Franz Liszt, Richard Wagner, Strausglosse, den Fall Debussy, Rosegger, Goethe „den Lebenskünstler" — mit sicherem Verständnis aufmerksam wertet; ob er sich selbst mit der Welt auseinandersetzt und eigene Werke erläuternd einführt (Dionysische Phantasie für großes Orchester, Barbarossa, Wieland der Schmied, Sonnenaufgang, Zwei Gesänge für Tenor und großes Orchester, Natursymphonie, ‚Aufklänge', symphonische Variationen über ein Kinderlied für Orchester), oder ob der Verfasser die Kunstwelt über ihre soziologischen Voraussetzungen belehrend aufklärt, den Künstlern wieder in ihren mannigfaltigen Beziehungen zur Öffentlichkeit die rechten Wege aufzeigt und den guten Dilettantismus in seinem gesunden Verhältnis zur rechten Kunst näher berührt; ob er zu Zeitfragen mitfühlend Stellung nimmt, die Möglichkeiten einer Heimatkunst überprüft, oder aber die nationalen Wurzeln bzw. übernational-menschheitlichen Hintergründe aller Kultur in gediegener Geistesarbeit gründlich untersucht; ob er endlich für Bayreuth, die Persönlichkeitsrechte des Kunstschaffens, für verkannte Stiefkinder der Musik und die Würde der Tonkunst überhaupt entschieden eintritt, oder — mehr zufällig nur — auf gelegentliche Rundfrage knapp zusammenfassend, kurz antwortet, wofern er nicht gar ästhetische Haupt- und Grundgedanken tiefer schürfend bohrt (die einschlägigen Abhandlungen über Konzertprogramme und Orchestergesang bilden wahre Funde für die Fachleute; sein Hamburger Vortrag über „Nationale Kunst" bedeutet eine rühmenswerte Tat!): — immerdar ist es die gleiche Marke, beruht zum mindesten seine eigenste Gabe gerade darin, in gedrungener Form Wesentliches zu verkünden.

Da die Wiederaufnahme der Bayreuther Festspiele nach langjähriger Unterbrechung durch den Weltkrieg erfreulicherweise wieder in naher Aussicht steht, sei es gestattet, Hauseggers auf Bayreuth bezüglichen Aufsatz an dieser Stelle etwas näher ins Auge zu fassen. Denn es ist ja zu befürchten, daß die gleichen Angriffe auf die Festspielstätte und die Erben Richard Wagners, die der Verfasser darin zurückwies, sich auch diesmal wiederholen werden; und es gilt außerdem, Nachstehendes den ältern Freunden des Festspieles in Erinnerung zu bringen sowie besonders der inzwischen herangewachsenen Jugend mahnend ans Herz zu legen.

1. Bayreuth ist nach wie vor die Weihestätte des deutschen Dramas aus dem Geiste der Musik. Noch immer, ja in noch viel höherem Maße als vor dem Weltkrieg, bedeutet künstlerisches Wirken einen Kampf gegen achtzig Prozent absolut kunstfremder, lediglich nach Unterhaltung verlangender Zuhörer, um achtzehn Prozent Willigen und besten Falles zwei Prozent Verständigen die Kunstwerke zu erschließen. Noch immer sind es die Theater, die durch unaufhörliche, oft gänzlich unvorbereitete Aufführungen die Werke zum Modegegenstand erniedrigen und hierdurch dem Publikum das Gefühl dafür, daß große Kunstwerke zur Aufnahme den ganzen Menschen auf das ernstlichste in Anspruch nehmen und deshalb nur ausnahmsweise, als Feste, geboten werden dürfen, gänzlich vernichten. Wagner ist der volkstümlichste Genius der Gegenwart. Verstehen aber wird ihn nur der, welcher imstande ist, über alle Einzelheiten hinweg das Drama in seiner Tiefe zu erfassen. Hausegger erkennt freudig an, daß ernste Kapellmeister und Direktoren mit glücklichstem Gelingen den nun einmal in den Theatern herrschenden Verhältnissen durchaus auf künstlerischer Höhe stehende und weihevolle Aufführungen abzutrotzen wußten. Aber unsere moderne Zivilisation, die von bodenständiger Kultur wesensverschieden ist, verurteilt nun einmal die Theater zu einem widerspruchsvollen Dasein, das es, ihrem ganzen Wesen nach, ihnen verbietet, die Weihestätte zu sein, für die der „Parsifal" geschaffen worden ist.

2. Es ist eine betrübende Tatsache, daß die Festspiele fast nie ein Erträgnis eingebracht und daß sie den Erben Wagners bisher schwere Opfer gekostet haben. Seitdem nunmehr ein schwerer wirtschaftlicher Niedergang über unser Volk hereingebrochen ist, könnte das wirtschaftliche Wagnis einer Wiederaufnahme der Spiele von den Nachkommen Wagners nicht mehr allein getragen werden. Deshalb ist 1921 die „Deutsche Festspiel-Stiftung Bayreuth" ins Leben gerufen worden, und es ist der aufopfernden Werbetätigkeit der Zentralleitung des Allgemeinen Richard-Wagner-Vereins (Sitz Leipzig, Geschäftsstelle Siegel-Linnemann, Dörrienstraße 13) gelungen, diese Stiftung durch Zeichnung von Patronatsscheinen und durch freiwillige Zuwendungen von seiten einer großen Anzahl kunstbegeisterter, auch fürstlicher, Männer und Frauen binnen wenigen Monaten auf die Höhe von mehr als 3 Millionen Mark zu bringen. Selbstverständlich wird, sobald die Festspiele wieder aufgenommen werden können, auch die vom Bayreuther Meister selbst noch 1882, in seinem letzten Lebensjahre, ins Dasein gerufene Richard-Wagner-Stipendienstiftung, die Unbemittelten und nach dem Kunstwerk wahrhaft Verlangen Tragenden den unentgeltlichen Besuch Bayreuths ermöglicht, ihre segensreiche Wirksamkeit von neuem entfalten. Sie ist auch während des Krieges den durch ihn beschädigten Künstlern zugute gekommen.

3. Die Leistungen Bayreuths und die künstlerische Leitung Siegfried Wagners haben sich vor dem Weltkrieg die immer steigende Bewunderung der Festspielbesucher wie auch der gutgesinnten Presse errungen. Somit ist die beanspruchte Ausnahmestellung Bayreuths auch für die Zukunft verbürgt. Möge ihm, der den „Bühnen-Dämon" seiner genialen Mutter geerbt hat, das Vertrauen aller Wohlwollenden zur würdigen Neuschöpfung der größten deutschen Kulturtat seines Vaters erhalten und dieses Vertrauen in zahlreichen neuen Festspielfreunden erweckt werden:

„Froh im Verein,
Brüder getreu,
Zu kämpfen mit seligem Mute!" . . .



Möge Siegmund v. Hausegger, der auch als ethisch-ästhetischer Schriftsteller seines Vaters würdig ist, als lebendiges Beispiel schriftstellerischer Künstler-Betätigung manch dankenswerte Nachfolge zum Heil und Segen der künstlerischen Erziehung unseres Volkes nach sich ziehen!

Prof. Dr. Arthur Prüfer



Unsere Musikbeilage

Seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts, seit Reichardt und Joh. Adam Hiller, hat das Kinderlied in der deutschen Tonkunst liebevollste Pflege gefunden. Erfreulicherweise beschäftigen sich auch heut noch in der Nachfolge Tauberts und Friedrich Zimmers einsichtige Tonsetzer mit dieser liebenswürdigen Gattung, ich erinnere nur an den jüngstverstorbenen Meister Humperdinck, dessen Herz der Kinderwelt mit allen Fasern gehörte, an Robert Kahn in Berlin, an Martin Frey in Halle, Max Stange in Berlin, an Friedrich Friedwig Frischenschlager in Salzburg. Leo Blechs Kinderlieder sind zwar entzückend feine Gebilde, scheinen aber doch von vornherein mehr für den Konzertsaal bestimmt worden zu sein, wo das Kindliche nur als wohlerwogene Schattierung für bedeutende Vortragskünstlerinnen in Erscheinung tritt. Wie außerordentlich wichtig für die ganze spätere Erziehung zur Kunst ist es jedoch, wenn schon in der Kinderstube spielend, halb unbemerkt, eine wahrhaft edle Pflege der Musik bei unseren Kleinen einsetzt!

Mancher Unkultur gegenüber freuen wir uns, auf neue, wertvolle Kinderlieder hinzuweisen, wie sie demnächst in einer Sammlung von drei Heften bei C. F. Siegel in Leipzig aus der Feder von Hermann Stephani, dem jüngst ernannten Marburger Universitätsmusikdirektor und Privatdozenten, erscheinen werden. Zu den vier allerliebsten Kostproben, die unsere Notenbeilage bietet, schreibt mir der Tonsetzer u. a.: „Wie sie entstanden sind? Aus der Kinderstube für die Kinderstube. Zu seinem ersten Geburtstag wollte ich Reinhartchen doch nicht nur mit Strickhöschen begabt sehen, und so fand sich das erste Stück. Die beiden andern Kinder mußten dann natürlich auch etwas zu Geburtstag und Weihnachten kriegen, und als die redlich von ihren Fäustchen zerarbeiteten Bilderbücher nichts Rechtes mehr hergaben, mußte meine Frau dran und dichten. Bei Nr. 20 habe ich dann gestoppt. Die Kinder sind jedenfalls mein eifrigstes Publikum dafür geblieben, und wenn Mütterchen sie ihnen vorsingt, singen sie mit wie weiland die Gemeinde in der Passion — zum bloßen Hören sind sie viel zu aktiv ...“ Daß die Liedchen für die kleinen Stephanis nicht zu schwer waren, hab' ich mich selber überzeugen können — und so werden sie's auch für andere Kinder hoffentlich nicht sein. Gegebenenfalls suche man für den Stimmumfang seiner eignen Kleinen die bestgeeignete Tonart aus.

Stephani ist 1877 zu Grimma in Sachsen geboren, wurde 1902 in München unter Lipps mit einer Arbeit aus dem Gebiet der Musikästhetik zum Doktor promoviert und hat sich als ehemaliger Schüler des Leipziger Konservatoriums (Jadassohn und Reinecke) einen geachteten Namen zumal als Liederkomponist erworben. Etwa seine Duette op. 15 oder seine fortschrittlich gerichteten Zehn Gesänge auf Texte von Fritz Erdner, op. 20 (Verlag Ries & Erler, Berlin) verdienen gekannt zu werden, auch sind vorzügliche Männer- und gemischte Chöre aus seiner Feder hervorgegangen. In weiteren Kreisen ist Stephani als Bearbeiter von Händels „Jephta“ und „Makkabäus“ sowie durch eine Neuausgabe der Weberschen „Euryanthe“ öfters genannt worden. Ein wertvolles Buch von ihm über das vielbesprochene Problem der Tonartencharakteristik erscheint zurzeit bei Bosse in Regensburg.

Dr. Hans Joachim Moser



Türmers Tagebuch

„Der rechte Mann für uns"

Englands Politik wird bedroht nicht nur durch die Auswirkungen der russischen Revolution, durch die Kraft des Jungtürkentums, sondern gleichzeitig durch die französische Politik im Osten. „Die Festsetzung Frankreichs in Syrien", faßt die „Tägl. Rundschau" diese Schwierigkeiten kurz zusammen, „bedeutet die Bedrohung der linken Flanke Englands, und das an einem Punkte, der für die ganze Weltherrschaft Englands vital ist. Frankreich, das schon durch Toulon und Biserta Englands Verbindungen aufs empfindlichste stört, setzt sich in der Nähe des Suezkanals fest. Frankreich sucht sich als Verteidiger des Islams aufzuspielen, nachdem es seine Rechte auf Syrien auf die Politik der katholischen Könige Frankreichs stützt. Der englisch-französische Gegensatz im Orient beeinflußt den englisch-französischen Gegensatz in Europa und wird von ihm beeinflußt. Im nahen Osten wird er zum allgemeinen Gegensatz der beiden Staaten." So liegen die Dinge. England ist geschwächt, Frankreich militärisch stark wie selten zuvor und entschlossen, die Gunst der Umstände auszunutzen. „Sowohl die französischen als auch die englischen Interessen heischen dringend eine Einigung beider Staaten", schreibt in dieser Situation Herr Georg Bernhard, der übereifrige Manager des neuen deutschen Außenministers Walter Rathenau. Daß England zurzeit alles Interesse daran hat, es nicht zu einem Bruch mit Frankreich kommen zu lassen, ist einleuchtend. Diese Tatsache, für Deutschland äußerst ungünstig, muß von uns in ihrer ganzen Tragweite erfaßt werden, damit wir vor bitteren Enttäuschungen bewahrt bleiben. Nicht nur aus psychologischen, sondern auch aus wirklich realpolitischen Ursachen werden wir zu Frankreich, dessen erbarmungslose Faust am härtesten und unmittelbarsten auf uns lastet, in einen Gegensatz hineingedrängt, der wie für alle Ewigkeit geschaffen erscheint. Das aber darf uns nicht verleiten, nun auf der andern Seite, bei England, Vorteile zu suchen, die, wenn überhaupt erreichbar, unter den obwaltenden Verhältnissen sich sehr bald als trügerisch erweisen würden. Jede Konferenz, die eine künstliche Heilung der Weltwirtschaft in Aussicht stellt, birgt eine Gefahr für Deutschland, die in ihrer ganzen Größe von unseren meist auf das rein Wirtschaftliche eingestellten Vertretern leicht übersehen wird. Seitdem Genua das Schlagwort bildet, ist von der britischen Presse systematisch für die Behandlung der gesamteuropäischen Wirtschaftslage Stimmung gemacht worden. In einer ausführlichen Denkschrift hat Lloyd George sich zu der gleichen Auffassung bekannt. Bei uns sind daraufhin Vermutungen entstanden, als wäre eine grundsätzliche Änderung der

englischen Politik Deutschland gegenüber nun in nicht mehr zu weiter Ferne. Ein frommer Irrtum, dem Graf Reventlow, außenpolitisch einer unserer klarsten Köpfe, folgende ernste Erwägungen entgegenhält: „Alles, was für Deutschland bei einem solchen Versuch herauskommt, wird gewissermaßen, vom Standpunkt des englischen Programms aus gesehen, ein ‚Nebenprodukt' sein. Diese Tatsache ist nicht gleichgültig, und es ist falsch, zu sagen: ungewollt oder nicht, Nebenprodukt oder nicht — es bleibt eben deutscher Vorteil! — Die Schlußfolgerung ist unrichtig. Triebe England eine Politik mit dem Zweck, Deutschland zu stärken, so wäre es etwas anderes. Gesetzt den Fall, ein Mann wie Churchill begriffe nicht allein die von Frankreich kommende Zukunftsgefahr für Großbritannien, sondern versuchte tatkräftig, sie abzuwehren und ihr vorzubeugen, so müßte er nach alter erfolgreicher britischer Tradition eine zielbewußte Politik der Stärkung Deutschlands politisch wie wirtschaftlich betreiben. Von einer solchen ist bis heute von seiten Großbritanniens nicht die Rede. Nichtkönnen und Nichtwollen kämen dabei vielleicht zusammen. Es wäre ein Fehler deutscherseits, wenn man mit zielbewußter Unterstützung rechnen wollte. Wie die Dinge heute liegen, besteht die Gefahr, daß Deutschland für jede wirkliche oder scheinbare Erleichterung seiner wirtschaftlichen Bedrängnisse politisch und völkisch büßen muß. So lange Großbritannien auf die Entente mit Frankreich das gleiche Gewicht legt, wie Lloyd George es in seiner Denkschrift tut, wird Deutschland, was wirtschaftlich für es abfällt, politisch bezahlen müssen. Man fragt so oft in Deutschland: was und wieviel Deutschland wirtschaftlich und finanziell beim besten ‚Erfüllungswillen' leisten könne. Die Erfüller fragen nie, wieweit der deutsche Staat und das deutsche Volk politisch beraubt worden ist und beraubt werden wird...

Herrn Rathenaus Wort in München: die Wirtschaft, nicht mehr die Politik sei das Schicksal der Völker, und sein Wort in Paris: er repräsentiere den internationalen Finanzgeist, zeigen ein Programm, welches über Deutschland hinweggehen, dabei es ‚wiederaufbauen' soll, um den Preis, daß es politisch und völkisch zur Leiche wird. Das ist die Gefahr."

* * *

Diese Gefahr, in der Tat, erhält ihre Verkörperung in der Person Walter Rathenaus. Die Versuche gewisser Kreise, Herrn Rathenau, dem Direktor der A.E.G. und Verfasser zahlreicher Broschüren kulturphilosophischen und wirtschaftspolitischen Inhalts, den Weg in die Regierung zu bahnen, reichen weit zurück in die Vorkriegszeit. Allein trotz der sehr aufdringlichen Bemühungen ergebener Leiborgane, die Augen der Öffentlichkeit auf diesen Mann zu lenken, ist weder unterm kaiserlichen Regime noch während der Kriegsjahre die Berufung erfolgt, auf die Herr Rathenau und die Seinen sehnsüchtig harrten. Erst jetzt, fast drei und ein halbes Jahr nach der Revolution, hat die große Stunde geschlagen, durch die Herrn Rathenau das Ruder des Staatsschiffes in die Hand gegeben wird. Mit diktatorischer Geste — er verlangte binnen vierundzwanzig Stunden Außenminister zu werden — hat er von dem Kommando Besitz ergriffen. Das gegenwärtige Kabinett, das sich Wirth nennt, trägt in Wahrheit sein Gesicht. Unter den dürftigen Mittelmäßigkeiten, aus denen sich dieser Regierungskonzern zusammensetzt, hebt sich Herrn Rathenaus spekulativer

Geist, um im Stile Salomonis zu reden, empor wie ein Turm, der gen Damaskus gehet. Der Reichskanzler Wirth, der einige krisenschwangere Monate hindurch das Außenministerium im Nebenamte „leitete", ist nur das Sprachrohr dieses ehrgeizigen Usurpators, der sich vor dem Publikum geschickt den Anschein zu geben weiß, als sei es lediglich glühendste Vaterlandsliebe, die ihm die Bürde seines verantwortungsvollen Amtes erträglich macht. Ist es doch von jeher der hervorstechendste Zug in dem Porträt des Herrn Rathenau gewesen, daß er, der ausgesprochene Repräsentant der bankkapitalistischen Interessengruppe, in Wort und Schrift das Gefühlsmäßige so stark in den Vordergrund rückt, daß das Wesentliche seiner eigentlichen Pläne und Ziele dahinter wie in nebelhafter Verschwommenheit, dem Durchschnitt unerkennbar, erscheint. Der idealistische Fassadenputz, mit dem er, zweifellos ein Meister dieses Handwerks, sein wahres Sinnen und Trachten zu übertünchen weiß, täuscht die leicht zu übertölpelnde Menge. Wie wäre es sonst zu verstehen, daß gerade die Sozialisten ihm, dem Überkapitalisten, ihr Vertrauen schenken! Oh, er versteht mit dem erstaunlich sicheren Intellekt seiner Rasse die Stellen zu erspähen, an denen das deutsche Gemüt mit unausbleiblichem Erfolge zu „beeindrucken" ist. Seine Schriften haben hohe Auflagen erzielt. Kein Wunder, wenn man bedenkt, wie sehr man den Instinkten auch der Gebildeten entgegenkommt, wenn man, anstatt — wie es der schwerblütigen Art der deutschen Forschung entspricht — mühselig in den spröden Kern der Probleme einzudringen, deren Oberfläche in ständig wechselnder Beleuchtung zeigt und noch dazu mit raffiniertem Geschick bei dem angenehm unterhaltenen Beschauer den Wahn erweckt, als sei der Blick in abgründige Tiefen gerichtet. Rathenaus Schriften, so aufrüttelnd sie sich gebärden, sind letzten Endes darauf angelegt, das selbständige Denken des Lesers zu narkotisieren. Rathenaus Schriften, ebenso reich an Phrasen wie bettelarm an schöpferischen Ideen, peitschen die Spannung auf, steigern sie von Blatt zu Blatt bis zur letzten Seite, und wer den Mut hat, sich's aufrichtig einzugestehen, wird zugeben müssen, daß man am Ende so klug ist als wie zuvor. Ist es wahr, daß der Stil den Menschen ausmacht, so sollte man meinen, daß Herr Rathenau in den Augen aller derer, die überhaupt zu sehen vermögen, hinreichend seiner Natur nach gekennzeichnet ist. Kurz vor Kriegsausgang hat er, dessen Haltung nachweislich stets von delphischer Zweideutigkeit war, unter dem hochtrabenden Titel „An Deutschlands Jugend" einen Aufruf veröffentlicht, der in milde verschleierten Formen pazifistischen Tendenzen huldigt. Nur eine Stilprobe von wenigen Zeilen sei daraus wiedergegeben:

„Die Großen haben gesprochen. Es ist Zeit, daß die Kleinen und Geringen reden, bevor die Steine und die Gräber ihren Mund auftun. Und da ich unter den Geringen ein Geringster bin, so will auch ich meine Stimme erheben, so schwach sie ist.

So schwach meine Stimme ist, es gibt Pforten, vor denen ein fallender Tropfen wie Erzklang dröhnt. Auch wenn keines dieser Blätter in das fremde Land gerät, so wird mein schwaches Menschenwort sich seinen Weg bahnen, denn die Sprache, die aus heißem Herzen kommt, bedarf keiner Laute, und wenn ihr Ruf auch nur einem Herzen begegnet, so wird er ein Hagelkorn des Hasses schmelzen. Dereinst aber wird sich die eisige Saat in Tau verwandeln.

Feinde, Menschen, Brüder, höret! Es ist genug."



Ja, wahrlich, es ist genug. Man sieht förmlich die aufgeregten Gestikulationen zwischen den einzelnen Sätzen. Und man beachte, wie sich die gleißnerische Demut („Der Geringsten einer") schon auf der nächsten Zeile in maßlose Arroganz („Erzklang") umwandelt. Die „deutsche Jugend" täte uns leid, die sich durch solche falschen Töne verlocken und betören ließe. Kurze Zeit nach jenem Aufruf trat der selbe Rathenau mit dem selben hysterischen Wortschwall für die nationale Verteidigung ein. Denn tief im Blute sitzt ihm das Zwiespältige, Schillernde, ahasverisch Unruhvolle...

* * *

Mit rühriger Geschäftigkeit, mit verdächtigem Eifer haben Herrn Rathenaus Getreue im Lande das Wiesbadener Abkommen als einen gewaltigen Erfolg gepriesen. „Daß er aktive Politik trieb," ließ sich die „Frankf. Ztg." jubelnd vernehmen, „das war es, was ihm Vertrauen schuf. Und wie er dann in den letzten Wochen die weltwirtschaftliche Entwicklung für Deutschland zu nutzen verstand und die offenere Bereitschaft, uns und unsere Lage zu verstehen, die sich draußen aus jener Entwicklung ergab: diese aktive Führung in London und in Cannes mit ihren Erfolgen, sie war es, die auch sehr vielen skeptischen und in anderen Dingen ihm entgegengesetzten deutschen Menschen die Überzeugung eingab, das scheint wohl in der heutigen Lage der rechte Mann für uns zu sein."

Hoch klingt das Lied — — Der „rechte Mann" für uns! „Vor über dreizehn Jahren", erinnert die „München-Augsburger Abendzeitung", „stellte Rathenau es als den Geist der Zeit hin, daß an Stelle der Kaiser und Könige die internationale Hochfinanz die Zügel der Regierung ergreifen würde. Nach dem Kriege erklärte er bekanntlich, die Weltgeschichte hätte ihren Sinn verloren, wenn Wilhelm II. als Sieger durch das Brandenburger Tor einziehen würde. Als in Cannes der sogenannte Wiederaufbau Europas besprochen wurde, da sagte Rathenau: ‚Der Weg, auf den man sich begeben will, erscheint mir richtig; ein internationales Syndikat, und zwar Privatsyndikat'. Damit ist die Tendenz seines Wirkens mit einer Deutlichkeit niedergelegt, wie man es klarer eigentlich gar nicht verlangen kann: die Vertrustung (zunächst) Europas und seine wirtschaftlich-politische Abhängigkeit von einem privaten internationalen Bankkonsortium! Dieser Überkapitalismus sieht nun nicht die andere internationale Macht: den Bolschewismus mit seinen vorerst noch zahmeren Anhängern und unbewußten Unterstützern als Todfeind an, sondern ist bestrebt, die bolschewistische Internationale als gleichberechtigte Teilhaber ins Weltsyndikat einzufügen. Nicht nur hat Rathenau sich lobend über Radek-Sobelsohn ausgesprochen und erklärt, Lenin arbeite nach seinen (Rathenaus) Wirtschaftsplänen, auch praktisch steht er seit langem in engster wirtschaftlicher Beziehung zur Sowjetregierung."

Herr Rathenau, der die Regelung der Welt einer Handvoll internationaler Bankiers in die Hände spielen will, hat jüngst im Hauptausschuß des Reichstages sein Programm entwickelt. Die französische Presse hat sich zu dieser Rede beifällig und huldvoll geäußert. Sehr begreiflich. Frankreich erblickt in Herrn Rathenau einen Erfüller — einen bessern findst du nit. Aber wir? Was liegt für uns wohl für ein Grund vor, darüber zu frohlocken, daß Deutschlands Schicksal in Herrn Rathenaus

Obhut gegeben ist? Trotzdem tut es ein Teil der Presse und macht dem Publikum weis, daß wenn überhaupt, so mit Herrn Rathenaus politischer Betätigung das Licht anbrechen werde.

Fürchterlich, geradezu vernichtend, geht Parvus-Helphand, vor dessen wirtschaftlicher Sachkunde wir bei aller Verschiedenheit der Anschauungen sonst die ernsteste Achtung hegen, in der „Glocke" mit dem „Gesundbeter" Rathenau ins Gericht:

„Welche Perspektiven eröffnet er uns für die nächste Zukunft? Im Anfang, nach Rathenau, war Wiesbaden. Wiesbaden zeugte Cannes. Die Bedeutung von Cannes? Das Zustandekommen der Konferenz von Genua. Die Bedeutung von Genua? Eine Reihe weiterer Konferenzen, die, nach Rathenau, sich durch das ganze Jahr hinziehen werden.

Ich verkenne durchaus nicht die Bedeutung einer gegenseitigen Aussprache, der Schaffung eines Weltforums, auf dem die Weltinteressen erörtert werden. Aber ist das eine Lösung zu einer Zeit, da die halbe Welt in Trümmern liegt und die andere Hälfte infolgedessen ins Elend versinkt!

Rathenau sagte, er erwarte von der Konferenz in Genua schon wegen ihrer Vielgestaltigkeit von vornherein keine praktischen Lösungen. So wird es jetzt gedeutet, früher hat es sich anders angehört. Aber es sei! Dann wollen wir doch wenigstens klar sehen.

Ich sage: die Frage des Wiederaufbaus der Weltindustrie wird nicht auf allgemeinen Weltkongressen entschieden werden, sondern von den Regierungen in Frankreich, England, den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Diese Regierungen haben aber weder ein gemeinsames Aktionsprogramm noch überhaupt ein Wiederaufbauprogramm.

Wir haben es auch nicht. Wir werden willenlos im Strudel mit fortgerissen und treiben von einem Bankrott zum andern.

W. Rathenau sagte, unsere Dekadenzahlungen von 31 Millionen Goldmark haben den gegenwärtigen Kurssturz der Mark bedingt. Das ist zwar nicht ganz richtig, denn dem Kurssturz ging eine anhaltende inländische Preissteigerungswelle voraus. Aber wenn das schon jetzt der Fall ist, wie soll es denn werden, wenn die Regierung die Sachleistungen zu bezahlen haben wird?"

Parvus legt dann im einzelnen dar, wie die Charlatanerie der Sachleistungen uns notwendig in den Ruin stürzen müsse. Der sinkende Markkurs begünstigt unsere Ausfuhr, entwertet sie aber zugleich und verteuert die Einfuhr. Das Ergebnis ist, daß wir aus dem ausländischen Geschäft kein Geld ziehen, sondern noch draufzahlen. Wie soll die Regierung unter diesen Umständen die Sachleistungen bezahlen? Es wird, prophezeit Parvus, das gleiche Fiasko sein, wie bei den Goldzahlungen. Gerade der Übergang zu Sachleistungen bietet eine bequeme Handhabe, beträchtliche Summen aus uns herauszupressen. Denn wenn wir in Gold zahlen sollen, muß man uns immerhin die Märkte öffnen. Dagegen wenn wir in Waren zahlen, sind unsere Gläubiger an unserem Handel desinteressiert. Mag es uns noch so schlecht gehen, so wird man immer mancherlei finden, was man bei uns herausholen kann, und man wird froh sein, die Konkurrenz der deutschen Industrie auf dem Weltmarkt losgeworden zu sein.

Rathenau plädiert für eine internationale Goldanleihe. Sehr schön, aber welche Garantien können wir denn noch bieten? Alle Wahrscheinlichkeit, das ist an dieser Stelle genugsam ausgeführt worden, spricht dafür, daß wir an Stelle einer internationalen Anleihe eine internationale Finanzkontrolle bekommen werden. Vielfach hört man unter Achselzucken Redensarten wie: „Inflation, Geldentwertung, österreichische Zustände. Na schön, man lebt auch in Österreich. Und wenn wir nicht zahlen können, dann zahlen wir eben nicht."

Dieser Taktik des Gewährenlassens, die sich in breitesten Kreisen und nicht zuletzt in Parlament und Regierung geltend macht, hält Parvus mit Recht entgegen, „daß schon der gegenwärtige Zustand, bei dem einerseits die Spekulation ihre wildesten Blüten treibt, anderseits die deutsche Wissenschaft betteln geht, weil ihr die einfachsten Hilfsmittel fehlen, die Gelehrten, Künstler, Schriftsteller verhungern, weil die Kulturbedürfnisse Deutschlands zurückgehen, das Volk einem leeren Tand nachgeht, während seine allgemeine Lebenshaltung sinkt, die Arbeiter um papierne Löhne kämpfen, währenddem ihre Leistungsfähigkeit sinkt, in sich den Untergang der deutschen Industrie und der deutschen Kultur birgt".

Noch lebt unsere Industrie von ihrem früheren Besitz. „Aber bei der Errichtung von neuen Anlagen stellt sich die Rechnung schon anders. Selbst größere Reparaturen erwecken Bedenken. Die moderne Industrie muß sich aber immer wieder erneuern, wenn sie sich behaupten will. Schon in zehn Jahren wird die deutsche Industrie von den anderen überholt werden, wenn es so weiter geht.

Des weiteren reduziert sich der Unterschied zwischen dem inländischen und dem ausländischen Wert der Mark immer mehr. Ein Zustand muß eintreten, bei dem die inländischen Preise sich schnell und automatisch auf den ausländischen Markkurs einstellen werden. Dann verschwinden die Vorteile der Markentwertung für unsere Industrie.

Diese Konsequenz wäre schon jetzt eingetreten, wenn nicht die Zustände auf dem Geldmarkt in der ganzen Welt verworren wären. Das wird aufhören. Ob mit oder ohne uns, der Weltmarkt, die Weltindustrie und ein festes Verhältnis zwischen der Valuta der führenden Industriestaaten werden hergestellt werden. Das Ergebnis der verzögerten Entwicklung wird nur sein, daß unsere stark entwertete Valuta überhaupt aus dem Weltverkehr herausgeschmissen werden wird."

Kurz und gut: Herr Rathenau handelt nicht anders als die Medizinmänner, die sich einbilden oder auch nur vorgeben, den Regen durch Trommelschlag und Beschwörung vom Himmel herunterholen zu können.

* * *

Das Aktionsprogramm, das Herr Rathenau aufgestellt hat, zeigt aber neben der wirtschaftspolitischen auch eine psychologische Seite. Obgleich die Kontinentalpolitiker nach den schmählichen Mißerfolgen ihrer Anbiederungsversuche ein klein wenig stiller geworden sind als noch vor etwa Jahresfrist, zieht sich durch das Regierungssystem Rathenau die Hoffnung auf eine Versöhnung mit Frankreich, und es ist nur eine zwangsläufige Folgeerscheinung dieser monomanen Belastung, wenn jedes Aufwallen des nationalen Empfindens im Angesichte der feindlichen Willkür als ein störendes und hemmendes Moment der Verständigungstheorie von oben her be-

kämpft und unterdrückt wird. „Es ist“, hat Herr Rathenau pathetisch verkündet, „eine europäische Notwendigkeit, daß die zerstörten Gebiete Frankreichs wieder aufgebaut werden. So lange sie als Wüsteneien zwischen Deutschland und Frankreich liegen, bleiben sie ein Symbol der Spaltung zwischen den Völkern. Immer wieder wird den Bewohnern dieser Gebiete Bitterkeit ins Gemüt geführt, und die Länder der Erde sehen in den zerstörten Gebieten das Wahrzeichen eines noch nicht wiederhergestellten Friedens. Ich halte es für dringend nötig, daß der Wiederaufbau der zerstörten französischen Gebiete so bald als möglich erfolgt, und ich glaube, daß das Zentralproblem der ganzen Reparationen darin liegt, daß Deutschland sein möglichstes tut, um diese Gebiete wiederherzustellen.“

Wir möchten an Herrn Rathenau die Frage richten, ob ihm als einem Mitgliede der Regierung die Mitteilungen vollkommen entgangen sind, die der stellvertretende Leiter des Aufbauministeriums über den wahren Stand der Dinge im Reichstag vorgetragen hat. Unter der lebhaften Empörung des Hauses stellte der Referent fest, daß von unserer Seite aus alle nur erdenklichen Anstrengungen gemacht worden sind, die Aufbauarbeit in Gang zu bringen, daß aber die französischen Behörden fortdauernd den hartnäckigsten Widerstand bereitet, ja, unsere Bestrebungen geradezu absichtlich sabotiert hätten. Es liegt also, was Herr Rathenau offenbar geflissentlich übersieht, nicht an uns, sondern an Frankreich, wenn das zerstörte Gebiet noch immer den traurigen Anblick eines Trümmerfeldes bietet. Es soll hier nicht nachgespürt werden, welche Gründe im einzelnen Frankreich zu seiner perfiden Haltung bewogen haben. Soviel ist sicher, daß agitatorisches Bedürfnis dabei keine geringe Rolle gespielt hat. Denen um Poincaré ist es keineswegs unlieb, wenn das Symbol der Zerstörung, das Herr Rathenau so schnell wie möglich von der Erdoberfläche tilgen möchte, noch weiterhin bestehen bleibt — ein sichtbarer Schandfleck deutscher Barbarei. Planmäßig werden Rundfahrten durch die Ruinenstätten veranstaltet und immer und immer wieder durch den theatralischen Hinweis auf die verödeten und brachliegenden Zonen des ehemaligen Kampfgebietes die Sentimentalitätsdrüsen des Auslandes gezwiebelt: Seht Frankreichs unheilbare Wunden! Seht, was der Boche verübt!

Wäre uns durch den Friedensvertrag freie Hand gelassen, die Möglichkeit geboten worden, nach unserem Plan zu wirken und zu schaffen, längst würde schon neues Leben aus den Ruinen emporgeblüht sein. In der Zeitschrift „Der deutsche Führer“ (S. Mittler & Sohn, Berlin) stellt Dr Gustav Blume eine lehrreiche Betrachtung an:

„Man setze den Fall, im Kriege seien Rheinprovinz, Elsaß-Lothringen, Baden, Württemberg, vielleicht auch ein Teil Bayerns verwüstet worden, aber schließlich sei Deutschland doch Sieger geblieben. Ist es denkbar, daß es siegreich und hilflos — welch ein Schauspiel! — mit den zerstörten Gebieten nichts anderes anzufangen gewußt hätte, als eine schimpfliche Fremdenindustrie daraus zu machen, ohne auch nur ein Gefühl für das unausdenkbar Beschämende dieses internationalen und ‚neuzeitlich aufgezogenen‘ Mitleids (mit Reise und Verpflegung) zu haben? Ist es denkbar, daß in Deutschland drei Jahre nach Friedensschluß kaum das Notdürftigste wiederhergestellt wäre, daß Deutschland die Wiederherstellung von dem besiegten Frankreich hätte erpressen müssen — in der Tat müssen, einfach weil es allein

— der Sieger! — nicht damit fertig wird? Nein, es hätte mit den reicheren Mitteln des Sieges den ganzen brausenden Rhythmus seiner gewaltigen Organisations- und Arbeitskraft von einst lebendig gemacht, und in drei Jahren hätte an der Stelle des zerstörten Alten das schönere Neue gestanden."

Das ist wahrhaftig keine leere Redensart, keine Renommage. Wir haben Belege, die für uns zeugen: Ostpreußen. Oder aber, um ein Beispiel aus allerjüngster Zeit anzuführen: Oppau. Das Explosionsunglück von Oppau fand am 21. September vorigen Jahres statt. 1947 Häuser wurden damals zerstört. Hiervon sind 1286 Häuser bereits wieder im Aufbau.

Die Steine reden — — —

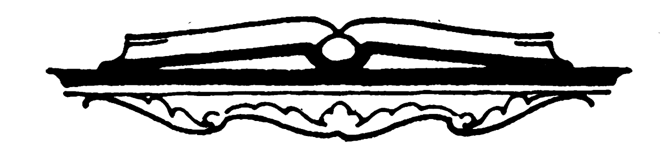
* * *

Inzwischen sind die neuen Pariser Reparationsbedingungen mit Hammerschwere auf uns niedergefahren. Nicht unerwartet für jeden, der sich die Sinne von Weihrauchwolken nicht hat umnebeln lassen. Denn hier ist die Quittung auf die Politik Wirth-Rathenau. Besitzt angesichts dieses vernichtenden Diktats der engere Zirkel des „großen Inspirators" noch die eherne Stirn, von „Erfolgen" zu reden? O ja, man besitzt sie. Herr Georg Bernhard, der Unentwegteste seiner Pressetrabanten, hat wahrhaftig das Herz, mit beglückter Miene festzustellen, daß gegenüber dem Londoner Diktat das uns jetzt auferlegte einen Fortschritt bedeute! Als ob ein paar Milliarden mehr oder weniger an der Unmöglichkeit des Ganzen etwas ändern könnten! Das Entzücken über einen solchen Fortschritt gleicht der wahnsinnigen Freude des Delinquenten, dem statt des hänfernen Strickes der elektrische Stuhl zur Hinrichtung bewilligt wird.

Ein Berliner illustriertes Blatt brachte dieser Tage auf seiner ersten Seite die Bilder der „führenden Männer von Genua".

Rathenau ist zu schauen — Poincaré fehlt.

In Wirklichkeit aber wird er da sein.



Auf der Warte

Frankfurter Goethe-Festwoche

„Blendender Festglanz flutet über Parkett und Ränge des Opernhauses, Königin Mode freut sich der stärksten Triumphe über schönheitsdurstige Frauen, auf den Stirnen würdiger Herren liegt der Bann einer gewissen Feierlichkeit" — so beginnt ein Zeitungsbericht über die Frankfurter Goethewoche. Denn es ist jetzt Zeit in Deutschland, in diesem elenden, verknechteten Deutschland, Feste zu feiern und vor tausendköpfigem Publikum Ansprachen zu halten, statt im stillen zu wirken. Wir sind nicht mehr das Wilhelminische Deutschland. Wir beziehen unsre Schlagworte aus Weimar . . .

Das vom Zerfall bedrohte Frankfurter Goethehaus braucht Geld, viel Geld. Man veranstaltet also eine Festwoche unter der Marke „Goethe". Sie hat den nüchternen Zweck, Geld hereinzubringen, soll zahlendes Publikum anziehen; man muß also Anziehungskräfte zur Schau stellen. So beruft man denn die namhaftesten Figuren der jetzigen Öffentlichkeit, obenan den Reichspräsidenten, etliche Berliner Minister und drei auserlesene Dichter. Die letzteren sitzen mit dem Reichspräsidenten in der Proszeniumsloge; alle drei (bei ihren Ansprachen „stürmisch begrüßt", noch ehe sie den Mund geöffnet) gehören dem Berliner Verlag S. Fischer an. (Wer hat just diese ausgewählt?) Das übrige geistige Deutschland ist so gut wie nicht vertreten. Frankfurt und Berlin machen die Sache. Sie wissen, wie man eine Sache macht; der Zweck wird glänzend erfüllt. Und somit wäre alles in Ordnung. Man hat in gefälligen und prunkvollen Formen die nötigen Summen für das Frankfurter Goethehaus zusammengetrieben; und wir andern haben nur Grund, den rührigen Veranstaltern unsern Dank auszusprechen, was wir hiemit gerne tun.

Aber die an sich so wirksam gemachte Sache, unterstützt von der ganzen Presse, hat einen fatalen Beigeschmack, der uns zu einer Randglosse zwingt. Wir müssen Einspruch erheben, daß man dieser rein gesellschaftlichen und finanziellen Veranstaltung irgendwelche geistige Bedeutung beimißt. Wir lasen die Rede von Hauptmann in der „Frankf. Ztg." und begegneten da, in zeitpolitischer Verwässerung, einigen Gedanken, die wir seit 20 Jahren in andrer Form vertreten: ins Gemeinplätzliche übersetzt etwa dahin lautend, daß der Volkskörper eine Volksseele haben müsse, wie überhaupt das Wort Seele über ein dutzendmal in der kurzen Ansprache auftaucht. Das klingt fast, als ob der Naturalist jetzt umlernen wollte. Glaubt man aber, daß solche „Festwochen" — die nur eine Fortsetzung der alten äußerlichen Art von Aufmachung sind, nur daß die Schlagworte wechselten —, glaubt man, daß solche Schaustellungen Seele erzeugen?!

In einem völlig unbefangenen Brief aus dem Frankfurter Publikum schreibt man uns: „Als ich gestern abend in dem weiten hohen Bau des Opernhauses des Beginns harrte, war ich bereit, die Weihe einer weihereichen Dank- und Gedenkfeier aufzunehmen, erhoffend, daß dieses Sammeln um unsern Altmeister auch ein geistiges Vereintsein von Deutschen aufleuchten ließe. Vergebens! Man klatschte beim Erscheinen eines Redners, ehe überhaupt gesprochen wurde; man folgte der Rede mit dem Verstand; es wurde wieder geklatscht — und so vollzog sich das mechanische Handwerk nach jedem Fallen des Vorhangs. Wahrlich, mehr Anteilnahme, Erregung, Er-

stase ist an der Börse; und dort schreit ja wohl der Materialismus die deutsche Seele tot. Diese Wahrnehmung hat mich gestern so traurig gemacht. Und immer wieder fühlte ich, wie fern und fremd sich Deutsche untereinander sind. Wir müßten noch viel, viel ärmer sein, damit wir in der Stille nach Kostbarem schürfen könnten."... Diese Stimme aus dem Publikum gibt unbewußt, tastend, einer tiefrichtigen Empfindung Ausdruck: solche Veranstaltungen befriedigen Schaulust und Sensation, holen wohl auch Geld aus den Taschen derer, die sich's leisten können — —. aber gemeinsame Ergriffenheit, gleichmäßige Erhebung, die „Beseeltes, Verwandtes, Lebendiges zusammenschweißt" (wie es in dem Schreiben weiterhin heißt), ist nicht festzustellen. Die Veranstaltung ist von außen gemacht, nicht aus innerem Bedürfnis nach neuer edler Weltanschauung und Lebensführung gewachsen.

Es erinnert an die Redewendungen der Nationalversammlung und an die Berliner Opposition bei den Tagungen der Goethegesellschaft zu Weimar, wenn der Herr Reichspräsident spricht:

„Neu ist aber, daß wir jetzt Lebenden entschlossen sind, Goethe aus dem kleinen Kreis der Fachgelehrten und Bewunderer herauszuführen und ihn der ganzen Nation zu geben, für die er gelebt hat, Goethe als großen Menschen zu feiern, in dessen Licht und Wärme sich die ganze lebende Generation, das ganze Volk und auch seine politische Organisation stellen sollen."...

Wie macht man das? Hat Goethe bisher wirklich nur einem „kleinen Kreis der Fachgelehrten und Bewunderer" angehört? Oder wird er vielmehr jetzt erst von der Sozialdemokratie gleichsam entdeckt? Schön! Die Werke stehen längst da, billig oder teuer, der ganzen Nation zugänglich: aber wie macht man es, Goethes vornehm-stille Wesensart und weise Beschränkung oder Lebensmeisterschaft dieser „ganzen Generation" der Streikenden, Gewerkschaftsführer, Parteipolitiker, Schieber, Wucherer und dergleichen ins Herz zu „geben"? Wir bitten den Herrn Reichspräsidenten, die betreffende Verfügung zu treffen. In der Tat, dann könnte man mit ihm fortfahren: „In diesem Sinne möge von den Frankfurter Tagen ein neuer Impuls für das geistige und politische Deutschland ausgehen und Goethe zum zweiten Male von Frankfurt aus seinen Weg in das deutsche Volk gehen, von der Stadt aus, die, wie keine andere in Deutschland, geeignet und berufen ist, die Tradition ihres großen Sohnes zu pflegen."... Wir haben aber allen Grund, anzunehmen, daß Frankfurt eine tüchtige Handelsstadt und dieser Satz eine freundliche Redensart bleiben wird.

An der Spitze der Festschrift liest man folgende Verlautbarung von G. Hauptmann:

„Die Hinterlassenschaft, die den Namen Goethe trägt, läßt sich einer wundervollen Kuppel vergleichen, fertig, in sich tragfähig, fest, innen mit tiefsinnigem Bildmosaik geschmückt, die Außenwölbung von Gold. Aber sie steht auf der bloßen Erde. Sie wartet vergeblich darauf, daß man sie hebe, einbaue, an ihre natürliche Stelle bringe, damit sie nach ihrem Beruf ein Bauwerk überwölbe und kröne. Auf diese Art würde die deutsche Hagia Sophia der Vollendung um einen köstlichen Schritt näher zu bringen sein."

Unglückselige Kuppel! Und armer Geistes-Baumeister Goethe, der solch ein Ding erbaut hat — das von Hauptmann und seinen Zeitgenossen erst gelüpft und unterbaut werden muß!

*

Die Phrase schwelgt

Eine „von donnerndem Beifall belohnte Philippika heiligsten Dichterzorns" hielt Fritz von Unruh in der breit aufgebauschten Goethewoche. „Es fehlt an Geld", begann er — und damit hatte er unbewußt den Grundton getroffen, auf den diese rauschenden, völlig Goethe-widrigen Aufmachungen gestimmt waren: Geld zu beschaffen, Menschenmassen zu sammeln, Schaulust zu befriedigen, immer mit dem Leitmotiv: Geld, gebt euer Geld! Und so rauschten die Phrasen, und die Hände machten tosendes, stürmisches, donnerndes Ge-

räusch.... Schön! Aber man nenne das nicht Goethegeist!

Also sprach Fritz von Unruh:

„Es fehlt an Geld, ihr festlich geschmückten Damen und Herren! In unserer Zeit, die Vergnügungspaläste aus der Erde schießen läßt (?) wie giftige Pilze, fehlt es an Geld, um ein Heiligtum unserer Nation zu erhalten. Der Grund ist der: wir haben Goethes Werk noch nicht erkannt. Wie käme es sonst, daß wir dies letzte Jahrhundert so feige, so knechtisch gelebt? (!) Daß wir niedergekniet waren vor Larven, die sein Werk längst vernichtet hatte? Wie kommt es, daß wir dann heute noch immer an den Horizonten dahintaumeln und dem Kern seines Wesens meilenweit entrückt sind? Ihr Weisen, wo wart ihr? Warum führt ihr nicht im Namen Goethes unser Volk durch das Jahrhundert hinauf in die Kraft des Seins? Warum duldet ihr es, daß die heilige Erbschaft seines Werkes verstaubt in den Bibliotheken stand, während die Namen von Götzen auf allen Schiffen und Bildsäulen prangten? Fuhr nicht erst kürzlich wieder der erste Lloyddampfer unter dem Namen „Seydlitz" ins Weltmeer hinaus? Warum nicht unter dem Namen Goethe oder Bach, Mozart oder Beethoven, Hölderlin, Schiller und Kleist...?"

Wir unterbrechen den Schwall. Ist es nicht hanebüchene Phrase?! Gerade die Presse, die jetzt diese lärmende Goethewoche veranstaltet, hat jenes sinnliche Nach-außenleben am eifrigsten gezüchtet, hat allen stilleren Idealismus totgeschwiegen oder bespöttelt, ist also besonders mitschuldig am seelischen Niedergang Deutschlands — und nun klatschen dieselben Leute „donnernden Beifall"! Toller noch: an ein Schiff, also Dinge der äußeren Zivilisation, sollen wir die Namen feinster Kulturträger aufkleben! Steht aber ein „Seydlitz" drauf, so ist der Name dieses Mannes der Tat ein „Götze"! Ist es nicht unerhörtes Parteigewäsch?!

Was Herr von Unruh dann seinem Publikum gewiß in Ergriffenheit zuruft vom inneren Überwinden (von ihm freilich zusammengewirbelt mit gänzlich äußeren Dingen), hat mehr als einer von uns in andren Formen den stillen Deutschen eingeprägt — und gerade die Menschen seiner Kreise haben es mißachtet oder totgeschwiegen. Und tun es heute noch. Wir glauben darum euren donnernden Phrasen nicht eine Stunde lang, und wenn ihr mit Prahlereien, ungoethisch genug, noch so wild das Trommelfell bearbeitet:

„Und hat Kopernikus diese Erde aus ihrem Zentrum in den rasenden Tanz des All geschleudert unter Stäubchen und Sonnen hinein — wir stellen den Menschen wieder in das Herz dieser Schöpfung. In uns sind die Sonnen in uns die Kraft, dämmernde Welten zu bewegen... Denn bewegt nicht auch uns heute Goethes Geist? Bewegt er nicht aus sich auch unseren trägen Stoff, daß wir lallen und singen von ihm?"...

Nein, von Goethes Geist habt ihr nicht ein Atom! Morgen macht ihr denselben Rummel mit einem andren! Denn ihr lebt und nährt euch von Sensationen!

Mit Recht fragt dieser ahnungsvolle Engel gegen Ende: „Woran denn glauben wir, die wir in Goethes Namen versammelt sind?"

Ja, das fragen wir auch....

*

Elsaß in Heidelberg

Die Elsaß-Lothringischen Studentenbünde haben neulich in Heidelberg getagt. An einem Abend fand ein elsässischer Dichterabend statt, an dem Dichtungen von Abel, Marie Hart, Isemann u. a. zur Geltung kamen; an einem andren eine festspielartige Aufführung von Lienhards „Gottfried von Straßburg" im dortigen Stadttheater; am Sonntag-Vormittag ein feierlicher Akt in der Universität (Festrede von Oncken), endlich noch eine Vorlesung aus Gottfrieds „Tristan und Isolde" und ein von — dem früheren Straßburger Musikdirektor — Hans Pfitzner dirigiertes Konzert.

Eindrucksvolle Tage, Zeugnis gebend von dem treuen und starken Zusammenhalten der jungen, aus der Heimat verdrängten Elsaß-Lothringer! Möge es so bleiben!

Ein kerniger Alt-Elsässer

ist vor einigen Wochen gestorben, der wohl nachträglich noch ein Wort des Dankes und der Achtung verdient: denn er war ein Charakterkopf.

Sechzigjährig schied am 22. Februar nach schwerem Leiden Pfarrer H. Spieser in Mittelhausen bei Mommenheim im Elsaß. Aus dem Münstertal aus altelsässischer Familie stammend, hatte er sich glühenden Herzens an sein deutsches Mutterland angeschlossen und gegen Frankreich so scharfe Stellung genommen, daß er Briefe von Freunden und Verwandten mit französischer Anschrift zurückwies. Seine Kinder durften nicht Französisch lernen. Deutsch ging ihm über alles. Er selbst, in vielen Sprachen bewandert, hatte sich in seinen gelehrten Studien der Phonetik zugewandt, wie sie namentlich in Marburg unter Professor Vietor gepflegt wurde. Diese Studien brachten ihn auf den Gedanken, eine neue Lese-Lehrmethode in unseren Volksschulen einzuführen. Als Dorfpfarrer in Waldhambach im Elsaß konnte er selbst seine Theorie praktisch erproben. Und sie hielt stand. Ich habe ihn in seinem Dorfe aufgesucht und konnte sehen, welch vortreffliche Erfolge sich mit der neuen Methode, die auf phonetischer Grundlage ruht, erzielen lassen. In der „Woche" habe ich darüber geschrieben (1905, Nr. 15). In der Übungsschule des Pädagog. Universitäts-Seminars zu Jena wird seitdem nach Spiesers naturgemäßem Verfahren unterrichtet, wie er es in mehreren Schriften, die in Leipzig erschienen sind, gezeigt hat.

Spieser gehört demnach zu den Altelsässern, die auch für das Gebiet der Pädagogik sehr wertvolle, bleibende Anregungen gegeben haben. In meinen gesammelten Aufsätzen (Langensalza, 1.—4. Band, Beyer & Mann) ist mehrfach davon die Rede. Er setzte die Reihe der Elsässer Pfarrer und Schulmänner fort, die von den Zeiten des Mittelalters das Elsaß zu einem Brennpunkt hoher Kultur gemacht hatten, und leitete einen neuen Aufstieg des deutschen Schulwesens in dem alten deutschen Wasgau ein, der nun wiederum so jäh unterbrochen worden ist. Unserem Elsässer Landsmann wird die deutsche Lehrerwelt ein treues Andenken bewahren. Die Fachzeitschriften werden seine Arbeiten eingehend zu würdigen wissen. Die Erde des Wasgaus sei ihm leicht, die trotz alledem deutsch ist und bleibt!

W. Rein (Jena)

*

Die Berechnung der Geschichte

Auch Dr Max Kemmerich bemüht sich — wie der Historionom Friedrich von Stromer-Reichenbach — um den Nachweis eines Rhythmus in der Geschichte („Die Berechnung der Geschichte und Deutschlands Zukunft", 1921, Jos. C. Huber, Diessen vor München. Preis etwa 4 M). Verfasser stellt die These auf: Die Menschheitsgeschichte verläuft nach bestimmten Gesetzen in bestimmten Bahnen; darum können gewisse weltgeschichtliche Ereignisse der Zukunft vorausberechnet werden, und schildert danach die Entwicklung der deutschen Revolution in den kommenden zwei Jahrzehnten. Diese mit der europäischen Weltanschauung vorerst noch unvereinbare Ansicht wird natürlich von unserem Zeitalter des Individualismus abgelehnt, unter Anführung aller möglichen philosophischen Gegengründe. Aber abgesehen davon, daß der Glaube an Vorherbestimmung des Schicksals durchaus nichts Neues in der Geschichte der Philosophie ist, läßt sich diese Frage letzten Endes nur vom sachlich-empirischen Standpunkt aus lösen.

Da zeigt nun die Geschichtsstatistik die unwiderlegliche Tatsache, daß die Schicksale der Völker in rhythmischen Perioden verlaufen; sogar ganze Entwicklungsreihen gleichen sich in auffallender Weise. So habe ich gefunden, daß die Entwicklung Deutschlands seit 1815 parallel der Entwicklung des Protestantismus ab 1517 geht; ferner zeigen die Gegenwartskriege zum großen Teil eine merkwürdige Ähnlichkeit mit den Kriegen des römischen Kaisers Trojan vor 1800 Jahren. Ein außerordentlich reichhaltiges statistisches Material zu dieser Frage hat Friedrich von Stromer-Reichenbach gefunden und teilweise bereits veröffentlicht in „Was wird?" und „Was ist Weltgeschichte?" (1919, Haus Lhotzky Verlag, Ludwigshafen am Bodensee).

Ferner spielen gewisse Zahlenwerte in der Geschichte eine große Rolle. Diese Tatsache hat der Geologe und Paläologe Hofrat Dr Noetling (Baden-Baden) vermutet in seinem — auch im „Türmer“ besprochenen — Werke: „Die kosmischen Zahlen der Cheopspyramide, der mathematische Schlüssel zu den Einheitsgesetzen im Aufbau des Weltalls“ (E. Schweizerbarth, Stuttgart 1921.)

In der Tat zerlegen, wie die Geschichtsstatistik nachweist, die Zeiträume von 5—6, 11—12, 17—18, 22—23 usw. Jahren, die ja auch beim menschlichen Individuum Marksteine der Entwicklung bedeuten, die Menschheitsgeschichte in wichtige Perioden. Hienach gliedern sich sehr klar die europäischen Revolutionen. Man sehe daraufhin nur die spanische, englische und französische Umsturzbewegung an, wie sie von den Zahlen 11 und 22 beherrscht werden.

Mithin steht Kemmerich mit seinen Ansichten nicht allein. Daß die außerordentlich interessante, sehr angenehm zu lesende Schrift auch internationales Aufsehen erregt hat, beweist ihre Übersetzung ins Russische, Finnische, Bulgarische und Rumänische.

Studienrat Diepold

*

Beethoven als Freund

wird in einem neuen Werke quellenmäßig dargestellt (Freundschaftsverkehr und Briefwechsel mit Steiner, Haslinger und Schlesinger. Bearbeitet von Dr Max Unger, Berlin und Wien 1921, Schlesingersche Buch- und Musikhandlung, Robert Lienau; 8°, 112 S.). Als Nachtrag zu den Beethovenfeiern des Jahres 1920 bietet der um die Beethovenforschung hochverdiente Leipziger Musikgelehrte der Welt die überraschende Gabe des erstmaligen Abdrucks von 28 größeren und kleineren Schriftstücken des großen Tondichters dar, deren Urschriften sich im Besitz der gegenwärtigen Inhaber der Schlesingerschen Buch- und Musikhandlung in Berlin, der Herren Robert und Wilhelm Lienau, befinden und die Robert Lienau der Ältere, der unlängst verstorbene Besitzer dieser Musikalienhandlung, bisher vor fremden Blicken geheim gehalten hatte. Seine Söhne glaubten jedoch, diese kostbaren Urkunden der Öffentlichkeit nicht länger vorenthalten zu dürfen und betrauten Herrn Dr Unger mit der nicht leichten Aufgabe, „die unbekannten Stücke des Beethovenschen Briefwechsels mit den genannten Verlegern möglichst nach der Zeitfolge in die Reihe der schon gedruckten einzufügen und die Bilder ihres geschäftlichen und freundschaftlichen Verkehrs auszuführen“. Da Unger sich schon das Verdienst der richtigen Datierung einer größeren Anzahl Beethovenscher Briefe als Clementi-Biograph, durch genaue Untersuchung der Clementi-Korrespondenz, erworben hat, konnte die Lösung jener Aufgabe bei Herausgabe dieser neuesten „Beethoveniana“ nicht wohl in geeignetere Hände als in die seinen gelegt werden.

Die zum erstenmal veröffentlichten Briefe sind in der vorliegenden, aus 125 Schriftstücken bestehenden Sammlung durch U. besonders gekennzeichnet. Dieser selbst schickt der Herausgeber zwei einführende Aufsätze über „Beethoven, Steiner und Haslinger“ und „Beethoven und Adolf Martin Schlesinger“ voraus, die „keine abgeschlossenen Bilder der Beziehungen des Meisters zu den Verlegern darstellen, sondern nur zwei ausgeführte Skizzen, die womöglich mit neuem Material neue Einzelzüge aufgeprägt erhalten sollten“. Eine wohl allzu bescheidene Selbsteinschätzung, da sie als eine lebensvolle und erschöpfende Darstellung des Verkehrs Beethovens mit den Genannten erscheinen. Von besonderem wissenschaftlichen Wert ist z. B. Dr Ungers Abdruck der Auskünfte Haslingers über die von ihm beabsichtigte Gesamtausgabe von Beethovens Werken, die „so ziemlich die Ungewißheit beheben, die bisher über dem ganzen Plane lag“, worüber der Herausgeber auf seine Erläuterung der Nachbildung eines unbekannten Schriftstückes aus dem Beethovenhause in Bonn (1920, Verlag dieses Hauses) verweist. Auch die Anmerkungen zu den Briefen vervollständigen die beiden Einführungsaufsätze in sachkundigster Weise.

Bei den **Briefen** selbst, deren weitaus größter Teil geschäftlicher Art ist, müssen wir uns immer wieder an Beethovens eigene Klage erinnern (Entwurf von Schlesinger

Nr. 114 S. 90), daß „die Correspond. und das Befragen zu viel Zeit wegnimmt, und ein Priester des Apoll ohnehin mit d. g. verschont seyn müßte", und daß „eine Art von Geschäft (mit dessen Abschließung Moritz Schlesinger den Tondichter überraschte, Nr. 115 S. 91), dies ist, als wenn man vom Ätna an die Eisgletscher der Schweiz verschlagen würde". Um so erfrischender berührt uns der Humor, den der Meister des Scherzos auch in diesen Ausbrüchen genialer Laune zumal Haslinger gegenüber entfaltet, seinem „Adjutanterl", wie „der Generalissimus in Donner und Blitz" ihn mit Vorliebe anredet. Unmittelbaren Anlaß zu diesen Possen gaben natürlich die kriegerischen Ereignisse der Zeit. Aber auch musikalisch bricht der Genius in meist scherzhaften Canons an seine Verleger durch.

So sind diese Briefe wahrlich „zu einem großen Teile Zeugnisse eines so tief, groß und reich angelegten Menschentums, daß man sie nicht gern aus der deutschen Literatur gestrichen sehen möchte".

Prof. Dr Arthur Prüfer

*

Was ist Masdasnan?

Eine jener Laiengruppen von Lebensreformern, deren Name und Lehre auf „iranischen Ursprung" zurückgeht und die, als „Wiedererweckung alter arischer Lebensweisheit und Lebenskunst", Körper und Geist in engstem Zusammenhang reinigend erneuern möchte.

Ihr Hauptsitz ist in Herrliberg bei Zürich und heißt Aryana; Leiter ist David Amman. Die Bücher der Gruppe erscheinen im Masdasnan-Verlag zu Leipzig (Hospitalstr. 12). Vor uns liegen: „Atemlehre", „Wiedergeburtslehre", „Rassenlehre" und endlich ein bedenklicher „Jehoschua" (Leben Jesu). Auf den etwas abenteuerlichen Gründer der Bewegung (Hanisch) wollen wir nicht eingehen, sondern uns an die Bücher halten (wozu etwa noch ein „Kochbuch" zu nennen wäre, das praktisch die Speisenlehre auswirkt).

Nun, in allen diesen Werken wird man, neben den Absonderlichkeiten, eine Menge guter Beobachtung und Erfahrung finden, die man sich zunutze machen kann. Wie sehr wird heute das tiefe Atmen vernachlässigt! Wie sündigt der moderne Mensch gegen Magen und Darm! Und vor allem: wie unrein das Geschlechtsleben! Da schließt sich diese Bewegung andren wertvollen Bemühungen um körperliche Ertüchtigung lobenswert an.

Hand in Hand damit geht das schöne Bestreben um einen seelischen Rhythmus, um innere Harmonie, um Liebe und Brüderlichkeit. Es ist ein religiös-moralischer Pazifismus. Doch schon die Kulturphilosophie der „Rassenlehre" ist mit Vorsicht aufzunehmen; und vollends stutzen wir beim Lesen oder Durchblättern des rationalistisch ausgemalten Lebens Jesu („Jehoschua"). Wie da die Geburt und wie da der Scheintod des „Meisters Jessu" erzählt wird, das ist ein merkwürdiger Roman nach alten „Überlieferungen von Johanniter-Gemeinden und koptischen Klöstern" — ohne jede Spur von wissenschaftlicher Unterlage und von wirklichem Quellen-Nachweis.

Schade, daß diese Lebenspraktiker und Ethiker auch zugleich Religionsphilosophen sein wollen! Ein solches Erzeugnis des Dilettantismus wirkt auch auf das wirklich Gute und Heilsame dieser edlen Bestrebungen schädigend, ja abschreckend zurück.

*

Rittelmeyer und Steiner

Es ist nicht ohne Reiz, wenn man in einem Schriftchen von Else Lüders über den bekannten Berliner Geistlichen und Vorkämpfer der Anthroposophie Dr Friedrich Rittelmeyer folgendes liest (Chr. Kaiser Verlag, München):

„Dieses Aposteltum Rittelmeyers für Steiner scheint mir mit einer gewissen Tragik verbunden zu sein. Ein Teil — vielleicht ein sehr großer Teil! — seiner Anhänger vermag ihm auf diesem Wege nicht zu folgen, und doch fühlt Rittelmeyer sich innerlich von seinem Gewissen getrieben, auf diesem Wege voranzuschreiten. Aus so mancher kleinen Bemerkung in der Zeitschrift „Christentum und Gegenwart", die das Sprachrohr Geyers und Rittelmeyers für ihre Anhängerschaft ist, kommt das in ergreifender Weise zum Aus-

druck. Vielleicht gewinnt Rittelmeyer neue Kreise, neue Freunde, neue Anhänger — aber der Abschied von alten Freunden hat immer etwas Schmerzliches. Vereinsamung und Nichtverstandenwerden von früheren Gesinnungsgenossen gehört mit zu den bittersten Schmerzen, die uns in diesem Erdendasein beschieden sind.

Es soll hier offen zugegeben werden, daß auch die Schreiberin dieser Zeilen der Steiner-Verehrung (in manchen Kreisen muß man beinahe von ‚Steiner-Kultus' sprechen) stark zweifelnd gegenübersteht. Ein eigenes Urteil über Steiner vermag sich die Verfasserin noch nicht zu bilden. Sie hat nur vereinzelte Vorträge von Steiner gehört, und hatte dann genau den unsympathischen Eindruck, den Rittelmeyer selbst, die Kritik vorwegnehmend, in seinem Aufsatz über die Persönlichkeit Steiners schildert. Sie hat ferner oft einen sehr unangenehmen Eindruck von manchen Steiner-Jüngern gehabt; abstoßend wirkt namentlich die Überheblichkeit, mit der diese Kreise häufig auf alle nicht auf Steiner schwörenden Geister herabsehen. Doch berechtigen diese Eindrücke selbstverständlich nicht zu einem Urteil über die Geistestat Steiners selbst. Auch sei der Gerechtigkeit wegen mitgeteilt, daß Steiner selbst in einem kürzlich in Berlin gehaltenen Vortrag vor der ‚Gefahr des seelischen Größenwahns' warnte, der allerdings manche seiner Anhänger unterliegen ..."

*

Lebendige Kriegerdenkmale

Es wird jetzt wieder fleißig gesammelt in all den Offiziers- und Regimentsvereinen, den Bünden und Verbänden, die ganze Waffengattungen umfassen. Ehrenmale drängt es die Überlebenden den toten Brüdern und dem Gedenken an heldische Tugend zu errichten.

Das ist in einer an Mitteln und großen Empfindungen armen Zeit schön gedacht. Mich dünkt aber, schöner noch wäre es, wenn man über den glücklicheren Brüdern im Jenseits der Lebenden nicht vergäße, denen das Leben jetzt seelisch und leiblich ärger mitspielt als jemals an der Front in großer Zeit. Und so scheint mir ein Vorschlag, der diesen beiden Notwendigkeiten gerecht wird, völliger und lebendiger als der, den lediglich das Herz eingibt: den heimgegangenen Helden ein stummes Monument zu widmen.

In den Zeitschriften der Offizierverbände taucht immer wieder jener Gedanke auf: den gefallenen Brüdern im Sinne der lebenden Nachfolger im heldischen Geist dadurch den schönsten Dank zu erweisen, daß man den Überlebenden, die der Krieg leiblich und seelisch kampfunfähiger für die grausame Nachkriegszeit gemacht hat, ihr arges Los erleichtert. Man errichte Kameradenhäuser (der Begriff „Invalidenhaus" ist zu eng gefaßt) und an diesen bringe man weithin sichtbar an guter Stelle den toten Helden, die solches Haus mitbauen halfen, eine schlichte Ehrentafel mit eindringlichem Merkspruch an!

Dieser Vorschlag ist gut, nach welcher Seite hin man immer kritisch ihn überprüfe. Er vereint Ideal und Wirklichkeit. Seine Durchführung ist so schwer nicht, wenn allseitig der feste Wille dazu herrscht. Es brauchen sich nur die Offizier- und Regimentsvereine innerhalb der alten Divisions- oder Korpsbezirke zusammenzutun. Die Form wäre etwa die einer Genossenschaft, die mit organisatorischen Mitteln die nötigen Anteile, nötigenfalls in befristeten Ratenzahlungen, in ideal gesinnten Kreisen unterbrächte. Diese Art Werbung kann im Hinblick auf den hohen Zweck unbedenklich und umfangreich betrieben werden. Da die Heim-Insassen meist Kriegsbeschädigte sein werden, so kommt für den Hausbau die neue gemeinnützige preußische Grundkreditanstalt für Klein- und Mittelhäuser (besonders solche gemeinnütziger Art) noch mit 90 v. H. Hypothekenpfandbriefen und Bauvorschüssen in Betracht. Auch die zweite, noch wichtigere Frage der Lebensfähigkeit solcher Kameraden-Heimstätte wäre zu sichern: die Genossenschaft könnte ihren Mitgliedern durch Schaffung eines Arbeitsnachweises, durch Errichtung einer Schreibmaschinenstube, Korbflechterei (für blinde Insassen), einer Wach- und Schließgesellschaft u. a. m. dauernd Betätigung und Verdienst schaffen. Die Frauen der verheirateten Insassen übernähmen die wirtschaft-

lichen Tagesnotwendigkeiten, etwa die gemeinsame Küche, den Verkauf der Lebens- und Bedarfsmittel aus der angegliederten Einkaufsgenossenschaft, die billig ohne Zwischenstellen ihre im großen beschafften Sachen abgäbe. Aus den Überschußmitteln könnten eine bescheidene Hausbibliothek, Tageszeitungen und Zeitschriften, ein Klavier und Wertstücke aus dem Gebiet der schönen Künste erworben werden. Und so ziehen sich die Ringe weiter und weiter wie bei jedem gesunden Produktivgebilde. Es bedarf nur der Initiative willensstarker und opferfreudiger Persönlichkeiten, die als alte Offiziere gewiß unter den Lesern des „Türmers" aufzufinden sind. Eine Spitzenorganisation vereinigte die gesamten Bezirks-Heimstätten und sorgte für die Gleichmäßigkeit in den verzweigten Betrieben dieses vaterländischen Kulturwerkes.

Ist demgegenüber zu befürchten, daß die Entente Einspruch wegen „militaristischer" Vorgänge erhebt? Daß die Reichsregierung, selber „Reaktion" witternd, sich befleißigt, diesem Feindbund-Verlangen nachzukommen? Für alle Fälle wäre der Regierung dann ein Mitbestimmungsrecht in diesen Ehrenmalen der Überlebenden einzuräumen. Dann käme wohl ein gemischtwirtschaftlicher Betrieb als formale Grundlage für alle diese Heimstätten in Betracht. Das Wesentliche dabei wäre: anfangen! Hans Schoenfeld

*

Eine deutsche Pazifistin in England

Frl. Martha Steinitz, eine deutsche Pazifistin, hält eben Anti-Kriegsvorträge in England. Für jemand, der (wie Schreiber dieser Zeilen) 25 Jahre lang in England gelebt hat, findet sich darin mancherlei, das man sehr spaßhaft fände, wenn es nicht so — traurig wäre.

Spaßhaft ist z. B. Frl. Steinitz' herzliche Bitte an ihre Zuhörer: „Bitte, versuchen Sie doch Frankreich zu verstehen! Es hat mehr gelitten, als irgendein Land, mehr als Deutschland!" Nun stelle man sich eine englische Zuhörerschaft vor, die, und wenn eine Legion von Steinitzen mit Menschen- und Engelszungen zu ihr redete, doch in erster Linie sich als Engländer fühlen, und in dritter und vierter Linie erst als Pazifisten. Auch für sie als Pazifisten ist ihre Idee von dem, was Frankreich durch Deutschland gelitten hat, nicht gering, und Frl. Steinitz merkt in ihrem Eifer nicht, daß sie Eulen nach Athen trägt. Aber daß nun ausgerechnet eine Deutsche versucht, ihrem mangelnden Verständnis für Frankreich aufzuhelfen, das ist eine Situation von solcher Komik, daß — wie ein englischer Berichterstatter schreibt — die Versammlung den „Atem anhält". Während dieser Minute vollzieht sie eine „neue Einstellung", erinnert sich, daß sie Pazifisten sind, und — applaudiert!

Man kann nicht umhin, über diese Art von Pazifisten im allgemeinen, und des Frl. Steinitz im besonderen, seine Glossen zu machen. Die Deutschen haben von jeher die Gabe gehabt, andere Völker durch ihre Sonderlichkeiten in Erstaunen zu setzen, und durch den Gefallen, den sie an der Rolle des „weißen Raben" finden, sich den instinktiven Haß der übrigen Vogelwelt zuzuziehen. Ich habe ein Vierteljahrhundert hindurch im Ausland oft auf Nadeln gesessen bei der täglichen Frage: Welch neue Zabernaffäre, welch neue Monarchenrede, welch neuer, oh, so plumper Anbiederungsversuch wird heute die Nachbarn in schadenfrohe Aufregung versetzen? Und heute?!

Allerdings unterstellt der obengenannte Berichterstatter Frl. Steinitz eine Neigung zum Martyrium für ihre Ideen, in denen sie, wie er ironisch bemerkt, ihrer Zuhörerschaft noch ein wenig voraus war — aber man möchte bezweifeln, daß diese Propagandisten ein Martyrium des Verächtlichen anstreben. Frl. Steinitz bemerkte bedauernd, daß im Pazifismus heute weder Verdienst noch Gefahr läge, aber sie übersieht, daß sie einer andern Gefahr direkt in die Arme läuft, der nämlich, daß sich ihre Zuhörerschaft angeekelt von ihr und ihrer Sache abwende, wenn es Engländer sind. Im Verlauf ihres Vortrags sagte Frl. Steinitz, „sie danke den Alliierten für die Gabe des Versailler Vertrags, eine der gesegnetsten Gaben,

die Deutschland je empfangen habe, denn er verringerte das deutsche Heer auf 100 000 Mann. Das einzige, was sie daran auszusetzen habe, sei, daß er Deutschland überhaupt eine Armee ließ!!“

Es ist kaum anzunehmen, daß Frl. Steinitz ahnte, welche Gefühle sie mit diesen abscheulichen Worten im Gemüt ihrer englischen Zuhörer auslöste; denn im allgemeinen geht ein Vortragender, auch wenn er dem Martyrium für seine Sache nicht abgeneigt ist, nicht darauf aus, als erbärmlich zu gelten. Das ist aber die unweigerliche Ansicht aller Engländer über Menschen, die ihr Vaterland nicht genügend achten und lieben. L. M. S.

*

Der Streik als Verbrechen

Gewerkschaft oder Regierung? So steht es jetzt in Deutschland. Eine Gewerkschaft handhabte neulich wieder einmal in ungeheuerlich schädigender Weise das Gewaltmittel des Streiks. Was ist Streik? Lohnerpressung einer Gruppe auf Kosten der Gesamtheit. 20 gegen 15 Mann beschließen den Eisenbahnerstreik — und Millionenwerte gehen verloren! Es ist ein furchtbares Zeichen politischer Zerrüttung. Stiehl eine Semmel, und du wirst bestraft; aber sperr einer ganzen Stadt Licht und Wasser ab, laß Lebensmittel tausendfach verfaulen, laß Tote unbegraben liegen, Kranke und Säuglinge zugrunde gehen — — und der Staat verhandelt mit diesem organisierten Verbrechertum! Die Nachwelt wird die Hände zusammenschlagen, daß solche Ungeheuerlichkeiten jemals möglich waren — möglich waren in einem ohnedies zum Zerbrechen überlasteten Staatswesen. Oder vielleicht gerade deswegen?

Immer wieder empfehlen wir, die Blätter der Technischen Nothilfe nachdenklich durchzusehen („Die Räder“, Berlin W 57, Potsdamer Straße 83 c), um festzustellen, wie verderblich die Streikseuche in Deutschland haust. In fast jedem Heft, z. B. gleich im ersten des Jahrgangs 1922, ist seitenlang Statistisches mitgeteilt, wie jener Streikunfug Millionenwerte kaltblütig und bewußt verderben läßt, falls nicht da und dort die Technische Nothilfe eingreift. Ein Aufsatz desselben Heftes behandelt die bisher im Ausland versuchten Maßnahmen — im Ausland, wo man immerhin Militarisierung zu Hilfe nehmen kann. Wer in Rußland streikt, wird erschossen. Aber wir? „Wir befinden uns zweifellos auf diesem Gebiete im Zustand der Versuche...“ Leider sehr wahr!

Wenn der Drache des Streiks nicht getötet wird, ist Deutschland verloren. Dann herrschen bei uns die Gewerkschaften — und durch die Gewerkschaften die organisierten Massen. Und hernach die unorganisierten. Aufgepaßt! Hier ist der Punkt, von wo aus die Regierung gestürzt werden kann — eben durch das Machtmittel des Streiks!

Dürfen Staatsbeamte streiken? Ist keine Schaden-Ersatzklage möglich, wenn einer oder viele Menschen Gut und Leben durch Streik verlieren, wie jene braven jungen Nothelfer? Ist solcher brutaler Eingriff in die private Freiheit staatsrechtlich erlaubt? Müssen sich 60 Millionen durch eine Handvoll Leute terrorisieren lassen?!

Ein Problem ersten Ranges. Es muß gelöst werden!

*

Spiritismus und exakte Forschung

Neuerdings beginnt man auch in wissenschaftlichen Kreisen (wir erinnern z. B. an Prof. Österreich in Tübingen) den Spiritismus und die Theosophie als Probleme anzuerkennen, die geklärt, aber nicht verhöhnt sein wollen. Schon um seine Studenten sachlich beraten zu können, muß der Hochschullehrer einigermaßen über die Forschungen auf diesem Zwischengebiet unterrichtet sein, wenn er auch selbstverständlich von vornherein große Vorsicht und Zurückhaltung empfehlen wird. Allerdings scheinen uns Bücher wie „Vom Jenseits der Seele“ des bekannten Prof. Dr Max Dessoir (Stuttgart 1917, Enke) noch sehr unzulänglich. Und wenn man gar liest, wie einer seiner Arbeitsgenossen, Dr Moll in Berlin, ein Medium behandelt und auch in einer anderen Sitzung durch unnötige Schärfe

die Zuhörer verstimmt hat (wie sogar das „B. T." feststellt), schüttelt man zu dieser Art von „exakter Forschung" den Kopf. In der Kasseler Monatsschrift „Der 6. Sinn" (Bernhard Richter) erzählt das Medium Paula Karsten, eine Mitarbeiterin des Blattes, bezüglich Molls Untersuchungen des von ihr befragten „Siderischen Pendels" folgendes:

„Dr Moll ließ mich zu vernünftigen Beweisen überhaupt nicht kommen und stellte so merkwürdige Fragen, daß ich mich innerlich immer fragen mußte, ob ich mich wirklich einem — sagen wir — Aufklärung suchenden Menschen gegenüber befand. Von Wissenschaft merkte ich keine Spur, von exakter schon gar nicht"...

Nachdem sie in ihrem Bericht allerlei Fälle aus andren Orten erzählt hat, wobei sich das Pendel bewährt habe, fährt sie fort:

„Bei Dr Moll angekommen, der mir weder durch sein Äußeres noch durch sein ganzes Wesen den mindesten vertrauenerweckenden Eindruck machte, stellte dieser mir eine junge Dame als seine Maschinenschreiberin vor, einen Herrn als seinen Techniker. Dieser machte einen mindestens ebensowenig angenehmen Eindruck. Von ihm hatte ich das bestimmte Gefühl, daß er von vornherein grundsätzlich alles leugnen und verunglimpfen würde, was ich zu bieten hätte, und das ist doch eine ganze Menge. Dazu ließ es aber Herr Dr Moll kaum kommen. Er stellte dagegen eine Menge Fragen wie: ‚Sind der Dame Kaninchen gestohlen?' — ‚Spricht die Dame Chinesisch?' Welche Dame er meinte, sagte er nicht. Bei der ersten dieser Fragen sagte ich ihm, daß ich solche zwecklose Fragen nicht gern beantwortete, da ich hauptsächlich auf das Seelen-, Gemüts-, Geistes- und Nervenleben einwirken sollte. ‚Sie wollen also nicht antworten?' fragte er grob"...

So geht diese sogenannte „wissenschaftliche" Untersuchung weiter, wobei Dr Moll und sein Techniker „ewig behaupteten", das Medium bewege den Pendel „willkürlich". Man verlangte, daß sie den Pendel nicht an einen mitgebrachten Ständer aufhänge (wodurch willkürliche Bewegung ausgeschlossen war), sondern sie wurde unter „ehrenverletzenden Behauptungen" gezwungen, es an die Spitze der Ausgußröhre einer sehr großen Gießkanne zu binden. „Ich erklärte, das wäre viel zu hoch. Immer in grobem, ungehörigem Tone erhielt ich die Antwort, das bliebe sich ganz gleich... Das Benehmen der beiden Herren war noch etwas ungehöriger"...

An einem andren Abend wiederholten sich ähnliche Ungezogenheiten: „Immerfort wetterte er los, alle Medien wären Lügner und Lügnerinnen, Betrüger und Betrügerinnen. Ich verbat mir diese Beschimpfungen aufs allerentschiedenste und sagte, ich hätte geglaubt, mich zu einer wissenschaftlichen Untersuchung einzustellen; hätte ich vorher gewußt, wohin ich hier geraten würde, dann wäre ich sicherlich nicht hergekommen." In theatralischer Weise deklamierte Dr Moll: „Ja, ich bin zum wissenschaftlichen Prüfer der Medien ernannt" (!). Worauf ich ihm ganz ruhig antwortete: „Daß Sie dazu aber der allerwenigst geeignete Mann sind, haben Sie an mir bewiesen"...

Wir sind derselben Ansicht. So klären sich diese subtilen Dinge nicht. Und der Herausgeber der oben genannten Zeitschrift hat recht, wenn er hinzufügt: „Bei diesen empörenden Vorfällen bewundere ich nur eins: die grenzenlose Gutmütigkeit von Fräulein Karsten."

*

Bedrohte Landschaftsschönheit

Ludwig Finckh kämpft tapfer für den schönen Hegauberg Hohenstoffeln, den ein Basalt-Steinbruch bereits ins Rutschen gebracht hat und zu verstümmeln droht. Der Dichter hat recht, den häßlich verwundeten Berg zu schützen. Auch die „Tägl. Rdsch." klagt über die Gefahren, die uns auf diesem Gebiete bedrohen. Einige Beispiele aus dem Rheintal! In den alten Zeiten qualmten die Rheindampfer ungeheuer. Dann kam eine Zeit, in der namentlich unter dem Druck der Strombauverwaltung und des Oberpräsidenten Nasse ein Dampfer nach dem andern Rauchverbrennungsapparate einführte; die Rauchsäulen verwandelten sich in Rauchfäden. Das ist nun leider vorbei. Jeden Tag lagern über dem Rhein wieder ganze Wolken dichtesten Qualms.

In der Stadt Goch stand ein aus dem 14. Jahrhundert stammendes und geschichtlich interessantes Tor. Die Stadt wollte es schonen und legte, damit der Verkehr nicht durch das Tor nach dem Bahnhof ginge, eine besondere Straße an. Aber die fremdländische Besatzung kehrte sich nicht daran; sie fuhr mit ihren schweren Autos unbekümmert durch das Tor, und so ist es zum größten Teil eingestürzt.

In der Nähe des Klosters Heisterbach macht sich neuerdings ein überaus häßliches Restaurationsgebäude breit.

Das Siebengebirge wäre längst eine Trümmerhalde, wenn nicht Nasse rücksichtslos eingegriffen hätte. Und heute gibt es wieder keinen Gipfel des Siebengebirges, den nicht ein Unternehmer in einen Steinbruch umwandeln möchte.

Mit Starkstromleitungen hat man im schönen Kreise St. Goar geradezu erbarmungslos die Landschaft verunstaltet. Genau über die von der Mosel aus sichtbare Bergkante gehen vielfach die Masten. An einem Ort, wo zwei Masten genügt hätten, hat man gleich ein Dutzend gesetzt.

Am Niederrhein hat man sich vergebens bemüht, eine für die Gegend eigenartige Windmühle zu erhalten. Wenn der Eigentümer die Ruine abbricht, erwirbt er ein Vermögen; läßt er sie wieder aufbauen, verliert er ein Vermögen. Leider scheinen diese Mühlen durch die Zeitverhältnisse überhaupt dem Untergang verfallen.

Es ist wahr: „Das Alte stürzt, es ändern sich die Zeiten, und neues Leben blüht aus den Ruinen." Es ist auch wahr, daß die wirtschaftlichen Bedürfnisse der Zeit und die Entwicklung der Industrie ihr Recht verlangen. Aber diese wirtschaftlichen Bedürfnisse und die Unternehmungen der Industrie nehmen im Gedanken an den materiellen Nutzen allzu häufig nicht die gebührende und mögliche Rücksicht auf solche Werte, wie sie die Denkmäler der Kunst und der Natur oder das Bild der Landschaft für unser Volk bedeuten. Aber das ist auch **Verarmung unseres Volkes**, wenn solche **Geistes- und Gemütswerte verloren gehen.**

*

Berliner Stadtväter

So sind sie natürlich nicht im Durchschnitt, aber zwei Links-Sozialisten, die im Stadthaus die Schicksale der Großstadt leiten helfen, sind denn doch unglaubliche Nummern und liefern einen Beitrag dafür, was für eine Sorte von Menschen jetzt das „Vertrauen ihrer Wähler" genießt. Nämlich:

Eines Tages erschienen zwei stark schwankende Gestalten in der Gastwirtschaft von Wege in der Katharinenstraße. Man merkte ihnen an, daß sie bereits die Nacht durchgezecht hatten. Es waren der unabhängige **Stadtrat Bösel**, früher **Inhaber einer Damenkneipe in der Landsberger Straße**, jetzt **Betreuer der Erwerbslosenfürsorge**, und **Stadtrat Christ, Wohnungsdezernent.** Bis nachmittags 5 Uhr hielten beide die Gastwirtschaft besetzt, zechten tüchtig weiter, beschimpften die Gäste und suchten Streit mit ihnen. Prügelszenen verhinderte der Wirt. Endlich zogen beide die **Hundertmarkscheine bündelweise heraus** (nach dem Ergebnis der Untersuchung waren es 9000 *M*), bezeichneten protzend und prahlend die anwesenden Gäste als **Hungerleider**, zahlten mit der Miene eines russischen Tschekakommissars und zogen ab, um in anderen Lokalen weitere wüste Szenen aufzuführen. Bei ihrem Bezirksamt hatten sie sich vorher als **krank und dienstlich verhindert** gemeldet. — —

Ist das nicht ein entzückendes Sittenbildchen?!

*

Wieder die alten Tänze

Wir beklagten neulich im „Türmer" den Ungeschmack, ja den Unfug der modernen **Tänze**, die man in Deutschland dem wildesten Ausland nachäfft. Demgegenüber scheint auch hierin **München** in der Besinnung voranzugehen, denn die „Münch. N. N." schreiben:

„Beim Pressefest wurde im vorigen Jahre zum ersten Male das Wagnis unternommen — denn ein solches stellte der Versuch dar —, **jeden modernen Tanz zu verbieten.**

Der Versuch ist vollkommen geglückt, er fand allgemein Beifall. Auch heuer sind beim Pressefest moderne Tänze ausgeschlossen. Dem Beispiel folgen allmählich immer mehr Münchner Veranstaltungen. Schon voriges Jahr fand in der Tonhalle ein außerordentlich gut besuchter Abend des Treubundes deutscher Künstler unter Ausschluß moderner Tänze statt. Die Kunststudierenden schließen heuer bei ihrer großen Veranstaltung in der Schwabinger Brauerei, „Schwabinger Bauernkirta", ebenfalls moderne Tänze aus. Am bemerkenswertesten ist aber, daß auch öffentliche Veranstaltungen dazu übergehen. So gibt es im Tanzpalast Blumensäle ständig gut besuchte Abende nur mit alten Tänzen ..."

Hier scheint man unter „alten" Tänzen, wie aus weiteren Bemerkungen hervorgeht, wesentlich Walzer u. dgl. zu verstehen. Noch schöner wär's, wenn der edle Rhythmus der mittelalterlichen Reigentänze neu belebt würde, wie es die „Wandervögel" so dankenswert angeregt haben.

*

Das Brautpaar

Das Kirchenportal ging auf. Die Trauung war vorüber. Das Brautpaar erschien auf der Schwelle und harrte des herankommenden Wagens.

Ich sah mit der gaffenden Menge nach der errötenden Braut.

„Freigesprochen, unterjocht,
wie der junge Busen pocht
im Gewand von Seide —
Geh und lieb und leide!"

Sie stiegen in den Wagen und fuhren davon. Die neugierigen Kleinstädter verliefen sich langsam. Ich schritt hinter zwei Frauen her und vernahm folgendes Zwiegespräch:

„Die haben auch noch keine Wohnung!"

„So?"

„Ja, die bleibt vorläufig bei ihren Eltern daheim!"

„Sind die nicht selber schon so viel?"

„Ja, leider ..."

Ich sah dem davonratternden Wagen nach. Geh und lieb und leide!

Solche Hochzeitspaare sind für unsre Zeit geradezu bezeichnend. Das Elend der Wohnungsnot ist unbeschreiblich.

Wie viele junge Ehen mag es geben, die ohne ein eigenes Heim gegründet wurden und werden? Und wieviel mögen es sein, die dieser Wohnungsnot wegen sich nicht zur Heirat entschließen können? Wieviel solcher alternden Bräute mag die Sonne auf ihrem Tageslauf bescheinen?

Der Wanderer hat deren gar viel getroffen und in den Häusern der Menschen entsetzliche Zustände gesehen. Die Feder sträubt sich ihm, dieses Elend zu schildern, das mancherorts in den Familien herrscht.

Menschlich ist es nimmer.

Ungeheure Gefahren in gesundheitlicher und sittlicher Hinsicht drohen dem deutschen Volke.

Deutschland muß bauen. Was zur Hebung der Not getan wird, ist zu wenig. Es muß sofort und schnell und viel gebaut werden.

Während die Masse im größten Elend vegetiert, ist vielerorts der denkbar größte Überfluß zu sehen.

Einzelne kinderlose Familien gibt es noch, die 10—12 Zimmer, ja ganze Häuser innehaben. Reiche Junggesellen hausen allein in geräumigen Villen.

Kann denn da keine Macht Abhilfe schaffen?

Soll denn unser Volk vollends verderben?

Fritz Buschmann

(Eine Sammlung solcher belebter Skizzen erscheint unter dem Titel „Der Wanderer" [Stuttgart, Greiner & Pfeiffer]. Es sind anschauliche Streifzüge durch die heutige deutsche Welt und ihre Schicksale.)

*

Die Lübecker Buddenbrook-Buchhandlung

wurde Anfang März in den Räumen des ehemaligen Senator Mannschen Hauses eröffnet.

Mancher Fremde stand schon vor dem schönen alten Bau in der Mengstraße und ließ sich von Eingesessenen erzählen, daß hier die Wiege des Dichters der Buddenbrooks stand. Man konnte wahrlich wehmütig werden: Zu einer Rumpelkammer war das alte Patrizierhaus degradiert, das einst die wechselvolle Geschichte der Familie Mann-Buddenbrook miterlebte.

Ein Wachtlokal und Frisiersalon vertrugen sich anscheinend ganz gut, und auf der alten herrlichen Diele war ein Durcheinander von Wagen und Karren. Aber in dieser materialistischen Zeit fanden sich in Lübeck, dem leider auch jetzt so rotgewordenen Lübeck (ich erinnere nur an das tieftraurige Flaggenerlebnis in der nordischen Woche), hochherzige Menschen, die dies schöne Stück Vergangenheit aus Dornröschenschlaf und vor gänzlichem Verfall retteten.

Ein wenig muß man lächeln, denkt man an die Tragikomik, die in dieser Ehrung für Thomas Mann liegt; denn, wie Otto Schabbel in den „Hamb. Nachrichten" ganz richtig sagt, das Erscheinen des Romans „Die Buddenbrooks" wurde von vielen Lübeckern direkt als Skandal und Verhöhnung aufgefaßt. Und als vor etwa 15 Jahren anläßlich irgendeines Presseprozesses der Vertreter der Klage aussprach, daß zwischen Bilses Skandalroman „Aus einer kleinen Garnison" und den „Buddenbrooks" kaum ein Unterschied sei, da nickten gar viele alte gute Lübecker Beifall.

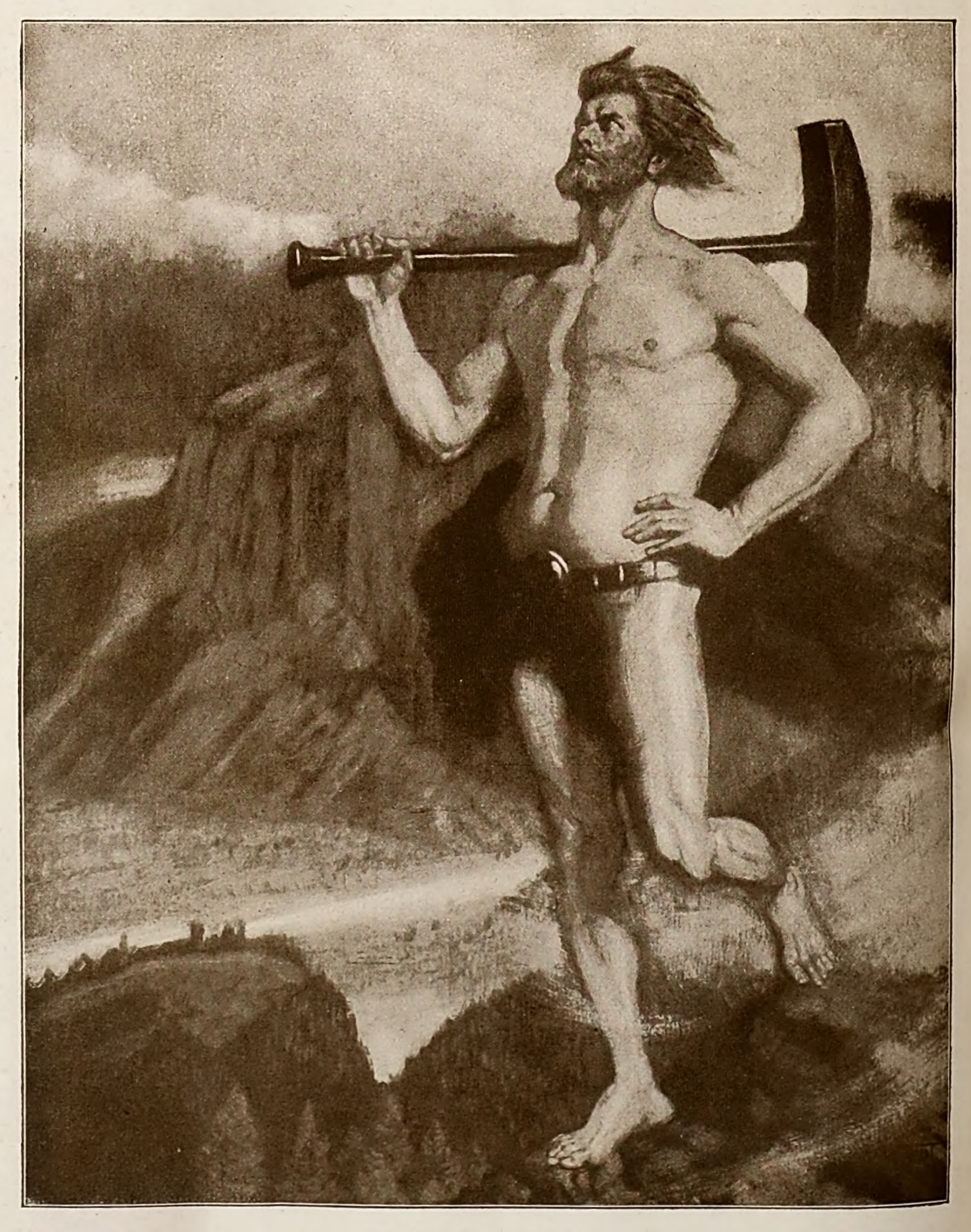
Ich weiß, daß es in meinem eigenen Verwandten- und Bekanntenkreise Listen gab, in denen alle im Roman vorkommenden Personen namentlich aufgeführt waren, und je nachdem man gut oder böse mit ihnen gestanden, wurden sie nun „literarisch" bewertet...

Nun, die Jahre kamen und gingen, und Thomas Mann machte seinen Weg auch ohne den Beifall der Lübecker. Die alte Stadt mit ihren goldnen Türmen, ihren schönen Kaufmannshäusern und dem Geist, der gut und böse darin lebte, mit ihrer oft so geistigen Enge, aber auch mit ihrer Pflichttreue, ihrem stillen Fleiß, den einfachen, oft patriarchalischen Sitten und Gebräuchen lebte durch den Roman der Buddenbrooks neu auf und kam durch dieses Buch in aller Mund. Viele zog es hin, diese merkwürdige Stadt kennen zu lernen. Wie oft ist mir in Süddeutschland gesagt worden: Wir wollen die Buddenbrookstadt uns anschauen. Wahrlich, Lübeck hatte Grund zur Dankbarkeit. Nun da der Krieg viel schweres Erleben brachte, Dinge und Menschen klärte, ist längst die Entrüstung verschwunden und die Bewunderung gefolgt; so konnte denn die Buchhandlung, die nun in diese alten Räume einzog, in Gegenwart des Dichters ihre Einweihungsfeier festlich begehen. Wahrlich, ein schöner Gedanke, daß von der Stätte, wo durch die Seele eines Dichters wie Thomas Mann die ersten Knabenträume zogen, sich nun reges, neues Geistesleben ergießen und ausstrahlen soll.

Es ist ein unbeschreiblich schönes Gefühl, auf dieser alten, schönen Diele mit ihrer einzigartigen Licht- und Raumwirkung zu stehen. Rings an den Wänden und auf großen Tischen breiten sich unübersehbare Bücherschätze aus; jeder Eindruck eines „Ladens" ist ausgelöscht. Zwei alte breite Treppen mit den traditionellen Holzverkleidungen führen zu den oberen Räumen; ein köstliches kleines Zimmer im „halben Stock" ladet zum Lesen ein. Echte Möbel aus der Zeit der Buddenbrooks und ein Pfeilerspiegel, der sich unter alter Tapete versteckt wiederfand, erhöhen den Reiz der Traulichkeit.

Als ich schied, hatte ich das glücklich-frohe Gefühl, ein Stückchen Wiederaufbau im wörtlichsten und idealsten Sinne geschaut zu haben, und daß es möglich ist, in dieser gleichmachenden Zeit eine Verbindung herzustellen zwischen scheinbar verfallender Vergangenheit und neuaufstrebender Gegenwart: durch die Brücke geistigen Lebens. Ein verheißungsvolles Symbol für die Zukunft der alten Hansastadt und unseres Vaterlandes! P. Sch.

Zur Beachtung! Die Schriftleitung des „Türmers" befindet sich von jetzt ab in Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Alle Zusendungen sind ohne besondere Namensnennung („An die Schriftleitung des Türmers") dahin zu richten. Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Prof. Dr Friedrich Lienhard in Weimar. Berliner Vertreter der Schriftleitung, zugleich verantwortlich für den politischen und wirtschaftlichen Teil einschließlich „Türmers Tagebuch": Konstantin Schmelzer, Berlin-Friedenau, Bornstraße 6. Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Donner | Franz Staſſen

Beilage zum Türmer



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard

Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

24. Jahrg. Mai 1922 Heft 8

Der Mensch des Geheimnisses und der Kraft · Von Heinrich Driesmans

Der Mensch von heute ist seinem Mitmenschen gewöhnlich und banal geworden, als „Mensch ohne Geheimnis, ohne Kraft“, wie Goethe im „Wilhelm Meister“ von dem Krämertypus Werner, Meisters Schwager, sagt, der nichts von Geheimnisvollem im Menschenwesen weiß.

Die modernen Menschen kommen sich zumeist nur sonderlich und komisch, alltäglich und kleinlich, wenn nicht ärgerlich oder zynisch miteinander vor, weil sie einer den andern wie einen Mechanismus durchschauen, in dem man bei jeder Bewegung sogleich die treibende Feder erkennt, die Kräfte und Motive, welche vorzüglich aus dem Grunde egoistischer Selbstbehauptung und rücksichtsloser Durchsetzung im Lebenskampfe stammen. Diese Motive der rein äußerlichen Behauptung des Lebens liegen so klar zutage, daß der Mensch jede tiefere Achtung vor seinem Mitmenschen verloren hat. Man glaubt einander ungescheut nur noch als Mittel zu seinen Zwecken benutzen zu dürfen, weil der andere eben auch nur als ein Mensch ohne Geheimnis und ohne Kraft erscheint, gleich uns selbst.

Je niedriger ein Mensch in geistiger Hinsicht steht, um so weniger Rätselhaftes hat nach Schopenhauer für ihn das Dasein selbst. Ihm erscheint vielmehr sich alles, wie es ist, und daß es sei, von selbst zu verstehen. Aber „wenn irgend etwas

auf der Welt wünschenswert ist, so wünschenswert, daß selbst der rohe und dumpfe Haufen in seinen besonnenen Augenblicken es höher schätzen würde als Silber und Gold: so ist es, daß ein Lichtstrahl fiele auf das Dunkel unseres Daseins und irgendein Aufschluß uns würde über diese rätselhafte Existenz, an der nichts klar ist als ihr Elend und ihre Nichtigkeit". Das Dunkel läßt sich indessen auf dem Wege unseres Erkenntnisvermögens nicht lichten. Der Anfang der Kette der Ursachen und Wirkungen ist nie zu erreichen; er weicht vielmehr wie die Grenzen der Welt in Raum und Zeit fort und fort ins Unendliche zurück. Die wirkenden Ursachen selbst, aus denen man alles erklären will, beruhen wiederum stets auf einem völlig Unerklärbaren, den ursprünglichen Qualitäten der Dinge und den in diesen hervortretenden Naturkräften.

Wie für die Bewegung der gestoßenen Kugel, so muß freilich auch zuletzt für das Denken des Gehirns eine physische Erklärung an sich möglich sein, die dieses ebenso begreiflich macht, wie es jene ist. Aber die Bewegung der Kugel ist im Grunde so dunkel wie die des Gehirns, denn was das innere Wesen der Ausdehnung im Raum, der Undurchdringlichkeit, Beweglichkeit, Härte, Elastizität und Schwere ist, bleibt nach allen physikalischen Erklärungen ein Mysterium so gut wie das Denken: „Denn die Qualität jedes unorganischen Körpers ist ebenso geheimnisvoll wie das Leben im Lebendigen." Dieses Unerklärliche, welches alle Erscheinungen durchwebt und bei den höchsten, wie der Zeugung, am augenfälligsten, jedoch auch bei den niedrigsten, den mechanischen, ebenso offenbar ist, gibt die Anweisung auf eine der physischen zugrunde liegende ganz andersartige Ordnung der Dinge, vor der es sich, nach Goethe, entschieden gebietet, uns demütig zu beugen, um sie schweigend zu verehren. Eben die Unergründlichkeit der Eigenschaften der Erscheinungen deutet auf ein von unserem Erkennen unabhängig Vorhandenes, dessen Wesen an sich uns ewig entzogen bleibt, und „hieraus ist es zu erklären, daß in allem, was wir erkennen, uns ein gewisses Etwas als ganz unergründlich verborgen bleibt, und wir gestehen müssen, daß wir selbst die gemeinsten und einfachsten Erscheinungen nicht von Grund aus verstehen können. Denn nicht etwa bloß die höchsten Produktionen der Natur, die lebenden Wesen, oder die komplizierten Phänomene der unorganischen Welt bleiben uns unergründlich, sondern selbst jeder Bergkristall, jeder Schwefelkies ist vermöge seiner kristallographischen, optischen, chemischen, elektrischen Eigenschaften für die eindringende Betrachtung und Untersuchung ein Abgrund von Unbegreiflichkeiten und Geheimnissen".

Wer von den Unbegreiflichkeiten in der Natur einmal tief durchdrungen und ergriffen worden ist, der kennt die ungeheure Tragkraft, welche ihn über alles Mißgeschick und Mißglück hinwegzuheben vermag. Der so ursprünglich gewordene Mensch des Geheimnisses und der Kraft, dem nach Paul de Lagarde „ein freies Wollen nach allerwärts im eigenen Maß" zuteil geworden, ist gleichsam mit dem Haupt in eine neue Atmosphäre getaucht, in welcher die Stöße des Lebens sein Innerstes nicht mehr berühren. Wahrhaftes Leben ist nur dort intensiv lebendig, wo sich die geheimnisvollen Kreise des Ursprünglichen ziehen.

Das Leben züchtet unter den gesellschaftlichen und beruflichen Verkleidungen unausgesetzt Menschenzellen zu Keimständen und Formprinzipien, welche dem



werdenden Leben Richtkräfte verleihen. In dem Wechselspiel der Richt- und Sichtkräfte, unter welch letzterem Ausdruck wir die hemmenden und zerstörerischen Mächte des Wuchsprinzips verstehen, welche die Richtfaktoren dauernd in Spannung und Atem halten, und dergestalt fortgesetzt eine Auslese unter ihnen erwirken, züchtet das Leben sich Sklaven, Menschen ohne Geheimnis und ohne Kraft. Diese sind dazu bestimmt, gleichsam die Aufräumungsarbeiten für den Werdegang der Formkraft zur Emporgestaltung des Menschenwesens zu besorgen. Jeder Mensch trägt eine steigende und eine sinkende Tendenz in sich, von denen eine die andere im Verlaufe des Lebens zu überwältigen und lahmzulegen pflegt. Nur bei der Minderheit der genialen Naturen vermag aber das formende Prinzip des ursprünglichen Ich sich bis zum letzten Augenblick über dem verflachenden Alltag lebendig wirksam zu erhalten. Den Durchschnitt dagegen faßt das Leben bei seinen Lüsten und Gewohnheiten, um ihn zum Sklaven und Werkzeug zu stempeln, das es so notwendig braucht, wie die Gesellschaft das Proletariat, um die gewöhnlichsten und niedrigsten Arbeiten verrichten zu lassen. Die Menschen mit sinkender Tendenz bilden das Proletariat des Lebens; und zu diesem gehört so manch einer, der es sich in seinem Wohlsein und seiner Wohlhabenheit nicht vermutet, daß er das unsichtbare — und nur dem Eingeweihten erkennbare — Sklavenzeichen des Menschen ohne Geheimnis und ohne Kraft an der Stirne trägt. Der eine bleibt am Stamm- und Spieltisch hängen, der andere versimpelt an einem leeren Weibe, mit dem er sich voreilig ohne innere Wahl aus konventionellen oder finanziellen Anreizen verbunden, wieder ein anderer läßt sich von einem erotischen Verhältnis aussaugen, dessen Natur er anfangs mißbrauchte, um dann allmählich der instinktiven Rache des Weibwesens geschwächt zu erliegen. Jeder vertrottelt auf seine Manier.

Wie viele Existenzen, die ursprünglich eines Auftriebs fähig waren, lassen sich auf solche Weise für ihr ganzes Leben festlegen und verbrauchen! Unter dieser Selbstentwürdigung und seelisch-geistigen Verstümmelung haben wir hier also nicht sowohl die krassen Fälle im Auge, wo es sich um ein wirkliches Gesunkensein handelt, sondern vor allem solche, bei denen der „Heruntergekommene" kaum die leiseste Empfindung für seinen Zustand hat, so wenig wie seine ihm ebenbürtige Umwelt, in der er sich und die sich mit ihm behagt. Im Gegenteil wähnt ein solcher geradezu oft noch zu den „Bestgeachteten" zu gehören. Und so erscheint er auch im Auge und Ansehen seiner Mitmenschen, indem seine soziale Stellung sich erhöht, sei es auch auf Kosten geschäftlicher Tüchtigkeit oder des guten Geschmacks in der Kunst, der vom Künstler ohne Geheimnis und Kraft „Sensationen" geopfert wird, oder endlich der intellektuellen Redlichkeit in der Wissenschaft, wenn der Forscher und Denker der Anpassung an gewisse vorteilhafte Strömungen dient und mit sophistischen Relativitätslehren haltlose Seelen blendet und alle Schranken zwischen gut und schlecht, recht und unrecht, echt und unecht, Schein und Wesen niederbricht, um alles nur für Schaum und Schein zu erklären, und nichts Festes, Dauerbares, Formendes, Zukunftsträchtiges, Höherwertiges, Emporgestaltendes, Ewiges, Göttliches — keine „Gott-Natur" (Goethe) mehr gelten zu lassen, wie Spengler und Einstein. Dann werden diejenigen, die sich von solchen Lehren blenden lassen,

als widerstandsloser Abschaum und Mauserstoff mit fortgeschwemmt. Und der ganze Prozeß, wozu jene Sophisten in die Erscheinung gerufen werden, erscheint wie eine von der natürlichen Auslese angestellte Probe und Prüfung auf die menschliche Widerstandsfähigkeit und Echtheit gegenüber der Schaumgeisterei. Aber die Starken und Freien werden aus dem Widerstand heraus nur mehr gestärkt und denen die Bahn frei machen, die sich emporgestaltend aus dem Dunkel ins Helle nach großen, festen Zielen recken.

Nach dem Verlust des alten Glaubens dürfte den Zweiflern, Düsterlingen und Materialisten nur die neu erwachende Erkenntnis vom Geheimnisvollen alles Lebendigen und des Menschen als eines höheren Geheimnisses eine neue Weihe und Heiligung des Lebens über den Utilitarismus des Alltags hinaus bieten und die Wege zu einem neuen Glauben an das Leben und an die Zukunft des Menschen bereiten. Goethe schöpfte aus solcher Erkenntnis seinen Glauben an das „Naturgeheimnis“ als „heilig-öffentlich Geheimnis“, indem er in jeder Erscheinung die „Gott-Natur“ als Idee des Ewigen erschaute, welche in den mannigfaltigsten Formen sich rastlos gestaltend und umgestaltend in ewig strebendem Bemühen zur Vollendung hinarbeitet — die Form der Ewigkeit zu gewinnen.



Wald

Von Ernst Ludwig Schellenberg

Uns ist der Wald das große fromme Buch,
drin die geschäft'gen Winde suchend blättern.
Wir lesen manchen tiefgeheimen Spruch
in seiner Tannen schlank gefügten Lettern.

Uralte Worte schrieb die dunkle Zeit:
aus jeder Zeile, die sich wendet, zittert
der unbewußte Hauch der Ewigkeit,
die wie ein Duft des Alters sie durchwittert.

Wir lesen lang, mein Weib und ich, bis fern
die Zeilen dämmernd ineinanderlangen.
Dann schließen wir den Band. Der erste Stern
flammt wie ein Zierat an des Buches Spangen.



Euphrosyne

Eine Geschichte aus Goethes Tagen

Von Grete Massé

„Auch von des höchsten Gebirgs beeisten, zackigen Gipfeln
Schwindet Purpur und Glanz scheidender Sonne hinweg.“...
Goethe, „Euphrosyne“

Christiane Neumann schritt die Stufen des Hauses hinab, in dem Corona wohnte.

Obwohl sie schon auf der Bühne in immer größeren Rollen mit steigendem Erfolge tätig war, ging sie in kurzen Zwischenräumen doch noch gerne zu ihrer ersten Lehrerin, die sie mit so sanfter und geduldiger Hand die Wege zur Kunst hinangeleitet, zu deren Gipfeln zu gelangen jetzt der eigenen Macht des ihr innewohnenden Triebes überlassen bleiben mußte.

Auch Corona Schröter nahm noch mit Eifer diese oder jene Stelle aus den Rollen mit ihr durch, die sie früher mit der Schülerin einstudiert, überprüfte mit Aufmerksamkeit das edle Material, lauschte mit feinstem Ohr auf jedes Schwingen, Anschwellen und Senken der süßen, seelenvollen Stimme, die, wenn sie auf der Bühne erklang, wie ein von sicherer Meisterhand angesetzter und durchgeführter Geigenstrich das Haus durchschwebte, so daß man alle Sinne und Nerven anspannte, um nur keinen Ton zu verlieren.

Doch auch ohne das Bedürfnis, mit der Meisterin das Rollenstudium aufzunehmen, auch ohne das ihr innewohnende, nie erlöschende Gefühl der Dankbarkeit gegen sie wäre Christiane gerne in ihre kühlen, duftenden Stuben getreten. Wo Corona Schröter weilte, war alles Harmonie, Maß und Schönheit. Das tat ihr wohl, ihr, deren Herz unaufhörlich erzitterte unter leidenschaftlichen Stürmen, unbegriffenen Schmerzen, unbegriffener Lust. Wenn sie nur auf die Schwelle dieser Stuben trat, wehte es sie an wie kühlender Wind. Alles was sie schreckte, ängstigte, packte und durchschüttelte, löste sich auf und war nicht mehr da, wenn das schöne, ruhige Antlitz, umrahmt von den dunkelbraunen Locken, sich ihr zuwandte und die hoheitsvolle Gestalt vor der Staffelei auf sie zukam mit liebreichem Willkommengruß. Und wenn Corona gar Pinsel und Palette fortlegte, ihre Hände ergriff, sich im Sessel niederließ und bat: „Erzähle, Liebling, erzähle!“, dann saß sie auf dem Schemel zu ihren Füßen wie ein Kind, das ganz voll Vertrauen ist und von nichts weiß als von seinen unschuldigen Spielen und sanften Träumen, die der Purpur durchpulster Herzenskämpfe noch nicht rötet.

Auch heute war es ihr drinnen so friedlich, so frei geworden. Corona hatte sich sogar erbitten lassen, auf der Harfe zu spielen. Und als ihre Hände an die Saiten rührten, da waren von Christianes Herzen die letzten Beklemmungen gewichen. Ewig hätte sie so still auf ihrem Schemelchen sitzen und lauschen mögen und nie mehr hinaustreten aus dieser Stuben linder Dämmerkühle auf den Marktplatz vorm Haus, wo die grelle Sonne blendete.

Und indeſſen die Harfe klang und Chriſtiane verſunken lauſchte, ſaß im geöffneten Nebenzimmer Minchen Probſt, Coronas Haus- und Lebensgenoſſin, ihr Schatten, ihre ſtändige Begleiterin auf allen Wegen, in einem Schaukelſtuhl und ſchlief. Die gute dicke Dame mit dem geröteten, freundlichen Vollmondgeſicht war es gewohnt, nach dem Mittag ihr Schläfchen zu halten und ſich auch durch Coronas Muſizieren nicht ſtören zu laſſen. Ihr herabhängender Kopf pendelte im Schlummer leicht hin und her; wie alle weimariſchen Damen der Geſellſchaft beſaß auch ſie ihr Schoßhündchen, das jetzt, gleichfalls ſchlafend, behaglich hingeſtreckt im Schoß ihres dunkelvioletten Seidenkleides lag.

Als Chriſtiane gegangen, ſpielte Corona weiter.

Chriſtiane hörte über ſich, aus den Fenſtern herab, die Harfe tönen, und es war ihr, als ſpräche Corona jetzt, wo ſie allein war, ſich noch freier, noch hingebender in dieſen Tönen aus, die in der jungen Schauſpielerin nachzitterten, während ſie weiterging.

Sie hatte zuerſt die Abſicht gehabt, ein Stückchen auf dem Wege nach Oßmannſtedt entlang zu gehen.

Da aber ſah ſie, nicht weit von ſich, den Profeſſor Muſäus ſtehen, im Geſpräch mit einem Landarbeiter, der ſich auf ſeinen Spaten ſtützte und dem frageluſtigen Herrn mit Behagen und Weitſchweifigkeit Rede und Antwort ſtand. Der Profeſſor hielt den Hut in der Hand und lauſchte aufmerkſam. Noch hatte er ſie nicht erblickt. Das war Chriſtiane, die jetzt einen anderen Weg einſchlug, nur lieb. Der Profeſſor hätte ſie angehalten, hätte ſie begleitet. Er war zwar ſehr freundlich, konnte luſtig plaudern, wußte herrliche Geſchichten, — aber er fand des Schwatzens, des Lachens kein Ende, und wer ihm einmal in die Hände gefallen war, kam ſo leichten Kaufs nicht davon.

Und dazu war Chriſtiane jetzt nicht aufgelegt.

Je weiter ſie ſich von Coronas Haus entfernte, deſto mehr wich der innere Friede von ihr, und die alte Unraſt kam wieder über ſie. Auf einer Wieſe, um ein Stilleben von Weinflaſchen, kaltem Braten, zerſchnittenem Geflügel und Tellern mit Früchten herumgruppiert, ſaß eine Geſellſchaft junger Herren und Damen. Chriſtiane ſah gleich, es waren keine Einheimiſchen. Von denen war ihr jedes Geſicht bekannt. Es mußten franzöſiſche Emigranten ſein, die ſich jetzt immer zahlreicher in Weimar einfanden und ſich hier die luſtigen Tage zu machen ſuchten, die man ihnen in der Heimat vergällt.

Als man ſie ſah, lachte man, rief ihr Scherzworte zu und winkte. Die jungen Herren hoben ihr das Weinglas entgegen.

Aber Chriſtiane ſchritt nur ſchneller aus. In dieſem Kreiſe hatte ſie nichts zu ſuchen. Keine Regung in ihr verband ſich mit Menſchen, die ihre Sehnſucht nach dem Heimatland vertanzen, verſingen, vertrinken konnten.

Dann ward es ſtill und einſam um ſie her.

Nur einmal kam Pferdegetrappel heran.

Sie ſah von ferne eine hohe Geſtalt. Da begann ihr Herz zu klopfen. Es flog wie mit den ſtoßenden Flügelſchlägen eines Vogels, der ſich befreien will, in ihrer Bruſt hin und her.

Ihre Kniee zitterten. Sie lehnte sich an den Stamm eines Baumes, schloß die Augen und drückte die Hände auf das hochklopfende Herz.

Fassung! Fassung mußte sie gewinnen!

Mit schier übermenschlicher Gewalt stand der Wille in dem zarten Körper auf und zwang das mächtige Toben zur Ruhe. So ... Der Herzschlag ging schon viel ruhiger, der Atem auch. Sie hob die Wimpern. Jetzt konnte sie ihm entgegensehen, konnte den Blick seiner Augen ertragen, ohne daß er ihre Erschütterung sah, konnte seine Stimme hören, ihm Rede und Antwort stehen.

Aber als sie nun die Augen öffnete, sah sie, daß es gar nicht Goethe war.

Die Größe der fernen Gestalt, die Verwirrung, die über sie hereinstürzte, hatte sie getäuscht. Es war der Rentamtmann Seidel, des Geheimrats früherer Diener, der allerdings im Wuchse so viel Ähnlichkeit mit ihm hatte, daß ihn auch die Weimarer oft von ferne, besonders seit er es sich angewöhnt hatte, in Gang und Haltung seinen Herrn zu kopieren, für Goethe, den Freund und Herzensbruder Karl Augusts, hielten.

Seidel ritt rasch geradeaus und bemerkte sie gar nicht an ihrem Baum.

Christiane aber fühlte, da nun das Brausen des Blutes in ihr so plötzlich verebbte, eine Leere in sich, die sie frösteln machte. Verlassen kam sie sich vor, als wäre sie allein, ganz allein auf der Welt.

Auch war die Sonne, die ihr noch kurz vorher so glühend erschienen, die sie durch die geschlossenen Lider hindurch geblendet hatte, matt geworden und umwölkt. Ein Wind kam daher, der in Stößen den Staub der Straße nach Oberweimar, die sie entlang ging, emportrieb. Und ferne am Himmel zogen Wetterwolken auf.

Da überfiel eine schier die Brust zersprengende Sehnsucht das Mädchen, irgendwie Dingen nahe zu sein, die mit dem, den sie eben heranreiten gewähnt, im Zusammenhang standen.

Nur dort gehen wollte sie, wo er so oft gegangen, dort weilen, wo er manchen Tag seines Lebens verbracht.

Nicht zum Haus am Frauenplan, dem vielfenstrigen, wollte sie. Da waren Menschen, die sich trennend schoben zwischen sie beide. Da ging es ein und aus von Besuchern, von Durchreisenden, die ihn kennen lernen wollten, von Schauspielern und Musikanten und Hofbeamten, die mit ihm zu reden hatten.

Sie wußte einen Platz, wo er ihr näher, wo alles durchdrungen war von seinem Geiste, wo Bäume grünten und wuchsen, die er gepflanzt, wo Wege sich auftaten, die er erst durchs Dickicht hindurch hatte ebnen lassen.

Zu seinem Gartenhaus wollte sie, wenn es auch leer war und unbewohnt — oder gerade weil es leer war und unbewohnt und kein Schritt sie davonscheuchen konnte.

Jetzt war sie schon im „Wälschen Garten". Dort ragte die hölzerne, ganz vom Grün umwucherte und umsponnene, von beschnittenen Linden umstandene „Schnecke", zu deren zwei Türmchen schmale Wendeltreppen emporführten. Als Kind war sie gern hinaufgeklettert und war sich dort oben auf den Altanen vorgekommen wie ein Vogel im Gezweig, um sich her, so nahe, daß sie mit den Händen danach greifen konnte, das Wipfelmeer der Bäume. Das war noch gar nicht so lange her.

Jetzt aber ging sie vorbei, stieg tiefer hinab zum „Stern“, ging über ein Brückchen, über gewundene Steintreppen, an dem langsam rieselnden Flüßchen vorüber und war nun unter dem dunkelschattenden Laube von Ulmen und Eschen, die mit Eichen und Tannen und Zypressen abwechselten.

Wie still es hier war! Nur der Wind rauschte in den Blättern und eine Amsel flötete in der Allee. Der Boden war ein wenig feucht, und ihm und dem nassen, auf dem Boden liegenden welken Laub entströmte der strenge, melancholische Duft von Moder und Vergehen.

Tannenzapfen und Kastanien lagen im Gras. Zierlich und behende huschte ein Eichhörnchen an einem Baumstamm empor, blieb am untersten Zweig hängen und äugte, wie um sie zu necken, sanften Blicks noch einmal zu ihr hinab, um dann zu verschwinden in der grünen Krone.

Christiane ging weiter.

Sie sah es nun schon deutlich durch das Laubwerk schimmern, das kleine zweistöckige Häuschen mit dem schwarzgrauen steilen Schieferdach. So einfach stand es da in der tiefen Einsamkeit ringsum. War es denn einsam hier? Je mehr sie sich näherte, je dichter sie an die Wiesen kam, die sich davor ausbreiteten, desto deutlicher glaubte sie ein Hauchen, ein Flüstern zu vernehmen, die Nähe guter, beseelter Wesen zu spüren.

Nun war sie vor den Wildrosenhecken und den hölzernen Gittertüren. Sie blieb stehen und schaute auf das einsame Haus mit den geschlossenen Fensterläden, dessen Mauern herbstlich gefärbter wilder Wein umrankte.

Sie wußte, es barg nur ein paar einfache, zum Teil nicht einmal heizbare Zimmerchen, die aufs bescheidenste möbliert waren. Im Schlafkabinett eine alte Gurtbettstelle, im Arbeitszimmer ein schlichter hölzerner Tisch, ein Polsterstühlchen und ein gepolstertes Bänkchen. Goethe selbst hatte einmal sie und Henriette, ihre Schwester, mit hineingenommen, ihnen alles gezeigt, ihnen alle Türen geöffnet. Aber es war ihr in seiner Kargheit fürstlicher erschienen als sein schönes Haus am Frauenplan mit der Flucht der Zimmer, der breiten Treppe und den Nischen, in denen Büsten standen. Hier in diesen Räumen, so eng und schlicht, schien ihr ein Abglanz seiner Jugend hängen geblieben zu sein, der alles wundersam und geheimnisvoll umstrahlte. An dem einfachen hölzernen Tisch hatte er die „Geschwister“ niedergeschrieben und viele, viele herrliche Gedichte. Auf dem Altan dort hatte er, in seinen Mantel gewickelt, manche Sommernacht geschlafen, Mond und Sterne über sich. Und die Eichen und Buchen, Tannen und Birken ringsum hatte er voll Geduld und Fröhlichkeit alle mit eigener Hand gepflanzt.

Christiane ließ die Stirn auf die Hände, die sie auf das Gitter gelegt, sinken.

So, in dieser Haltung des ganz in sich Versunkenseins lehnte sie da, regungslos, als wollte auch sie einwurzeln dicht vor der Stätte, die ihm gehörte, und mit sehnenden, liebenden, umschlingenden Armen emporwachsen um das einsame Haus.

Erst als ein plötzlicher Regen niederging, schreckte sie auf, schauerte zusammen und eilte in ihrem leichten Kleide, durch das Laub der Bäume noch etwas beschirmt, dem Hause zu.

Als sie aber den Park verließ und auf der Straße dahinging, war sie dem Regen wehrlos preisgegeben.

Der dünne Stoff ihres Kleides klebte feucht an ihrer Haut. Die großen, kalten Tropfen klatschten ihr auf den unbeschützten zarten Nacken hernieder, und die Sohlen ihrer Schuhe wurden feucht.

Da drang eine vom eiligen Lauf zitternde, zärtliche, besorgte Stimme an ihr Ohr: „Christianchen! Christel! Christelchen! Überall habe ich dich gesucht!“

Es war ihr Kollege Heinrich Becker, der auch im Hause ihrer Mutter als ständiger Gast und Freund täglich aus und ein ging.

Er trug ihren warmen Mantel und ihre Kapuze, in die er schnell die kindliche Gestalt des Mädchens einhüllte. Das starke, krause, rötlichbraune Haar Christianes wollte sich kaum unter den Rand der Kapuze zwängen lassen. Störrisch drängte es wieder hervor und krauste sich mit metallischem Schein um die blaugeäderten Schläfen.

„Sie sind ja aber selbst ganz durchnäßt, Becker“, sagte Christiane vorwurfsvoll.

Der Schauspieler lachte auf.

„Einem Bären wie mir schadet das nicht! Aber so ein schmales, blasses Mädelchen, das pustet mir ja der Wind um, wenn ich's nicht halte. Komm, Christianchen, und versprich mir doch, wenn du länger fortbleiben willst, daheim Bescheid zu hinterlassen! Ich ängstige mich um dich!“

Christiane antwortete nicht.

Sie wußte ja: der Mensch neben ihr war ihr mit jedem Schlag seines treuen, weichen Herzens ergeben. Auch sie war ihm ja gut, vermißte ihn, wenn er nicht zur gewohnten Stunde zur Türe hereintrat, freute sich, wenn er bei den Proben ihr nahe war, auf der Bühne zusammen mit ihr spielte. Aber was wollte dies herzliche Gefühl in ihr besagen gegen die große Flamme, die in ihr so gewaltig brannte, daß sie oft meinte, sie müßte durch die Wände ihres Körpers hindurchstrahlen und allen sichtbar werden! Nie empfand sie um ihn die himmelstürmende Seligkeit, die sie bis in die Fingerspitzen durchzitterte, wenn ihr Goethe entgegentrat — nie um seinetwillen die schwere Traurigkeit, die um des Herrlichen willen oft über ihr lag und sich auch durch Tränen nicht auflösen ließ.

Auch im Hause ließ Becker noch nicht nach, sich sorgend um sie zu bemühen. Er zog ihr die nassen Schuhe von den Füßen und wickelte sie, als sie in dem Hauskleid auf dem Kanapee lag, in eine Wolldecke. Als sie den heißen, mit Zimt gewürzten Wein, den er für sie bereitet, in kleinen Schlucken trank und selbst fühlte, wie sich ihr Blut erwärmte und wieder in die kalten, erblaßten Wangen stieg, strahlte sein gutes Gesicht vor Freude.

„Siehst du wohl, Christelchen, jetzt geht's schon wieder!“ lachte er. „Nun haben wir dem Fieber ein Schnippchen geschlagen! Jetzt ist dir schon wohler, Christianchen, nicht wahr?“

Christiane sah in die treuen Augen, die mit sorgender Frage die ihrigen suchten.

Dann seufzte sie auf: „Ach, Brackenburg! Guter! Bester!“

Er senkte stumm den Kopf.

Ein schneidender Schmerz durchfuhr ihn. Brackenburg war er für sie? Der un-

glückselig Liebende, für den Klärchen nur den Brudernamen hat? Er ließ sich traurig im Stuhl am Fenster nieder.

Christiane fielen die Augen zu vor Müdigkeit. Ihr Köpfchen sank zurück. Sie schlummerte ein.

Wachend und geduldig blieb er auf seinem Platze sitzen. Und während Christianes Atemzüge durch den Raum gingen und auch im Nebenzimmer nichts zu vernehmen war als das Rascheln der Seiten im Gebetbuch, die die Mutter umschlug, hatte er im Ohre immer noch den seufzend zärtlichen, bedauernden und gerührten Klang, mit dem Christiane gesagt hatte: „Ach, Brackenburg!"

* * *

Der Winter kam in diesem Jahre früh.

Schon im November gab es Schneeflocken, und das Wasser des Schwansees fror zu.

Das war eine Freude für die weimarische Gesellschaft. Am Schlittschuhlaufen und Schlittenfahren hatten sie alle ihre Lust.

Wenn Christiane nur die Straße betrat, klingelte es vor oder hinter ihr von den Schellen der Schlitten. Die einen hatten die Form von Muscheln, die andern von Seefischen oder Meerjungfern. Darinnen saßen die in Pelze gewickelten Damen mit hochgetürmten Frisuren, geschminkten Wangen, kunstvoll geschnittenen schwarzen Mouchen an den Lippen und am Kinn. Die Pferde trugen bunte Federbüsche auf den Köpfen und hatten große, mit bunten Quasten und Schellen behangene Decken aus Tuch. Den Schlitten voran ritten mit englischen Quastenhüten und Gold- und Silberschnüren geschmückte Reiter, von derem Peitschengeknalle die Fenster der kleinen Häuser förmlich erzitterten.

Auch die Schauspieler gaben sich, soviel es ihre Zeit erlaubte, dem Schlittenfahren und Schlittschuhlaufen hin. Auf den Proben, während des Ankleidens und des Schminkens hörte Christiane es ringsum von Verabredungen zu Schlittenpartien, von neuen kunstvollen Bogen beim Schlittschuhlaufen, die man vollführen wollte, endlos sprechen. Auch fehlte es nicht an Liebschaften, die sich dabei entwickelten und zum Teil so kunstvoll verschlangen wie die Arabesken, die man mit den stählernen Schienen der Schlittschuhe ins Eis zog. Es war klar: die Atmosphäre der Kälte unter den Füßen hatte nicht die geringste abkühlende Rückwirkung auf die Herzen.

Christiane selbst sah von all diesem Treiben wenig. Sie war keine Schlittschuhläuferin, und für einen eigenen Schlitten reichten ihre Mittel nicht. Auch war sie so sehr mit der neuen, ihr von Goethe vertrauten Rolle des Prinzen Arthur im „König Johann" innerlich beschäftigt, daß es sie gar nicht gelüstete, sich ablenken zu lassen von dem Geist des Bildens, der sie ganz beseelte.

So hätte sie auch von der großen, mit vielem Pomp in Szene gesetzten Eismaskerade nichts gesehen, wenn Becker sie nicht fast mit Gewalt mitgenommen. Auf dem Schwansee drängte es sich von Gestalten, die in ihren Vermummungen oft nicht gleich zu erkennen waren. Es fehlte niemand, der in irgendeiner Beziehung zum Hof stand, denn der Herzog, der dieses Fest veranstaltete, konnte es sehr übel nehmen, wenn man sich nicht beteiligte. Selbst die Herzogin Luise, die sich sonst von allem Trubel zurückzog, war anwesend, wenn sie auch keinen Maskenanzug, sondern

glatte, schwarze Seide trug. Um so bunter und lustiger hatten sich die Herzoginmutter, Prinz Konstantin und der Herzog selbst ausstaffiert. Mit ihrer frohen, ungebundenen Laune steckten sie diejenigen an, die etwa noch im Zeremoniell verharren wollten. Die Damen, die nicht Schlittschuh liefen, wurden von den Hofpagen in Schlitten gefahren. Die Knaben trugen an den weichen Mützen Teufelshörner: an deren Enden waren Schwärmer angebracht, die von den vorbeifahrenden Kavalieren mit brennenden Lunten angezündet wurden, so daß es ein fortwährendes Knistern und Prasseln gab. In einer Art Pavillon machte eine Kapelle Musik und in aufgeschlagenen Buden erhielt man Gebäck und Glühwein.

Christiane, die am Ufer stand, sah die ganze Gesellschaft, deren Gesichter bald im Dunkel verschwanden, bald im Scheine der Raketen, Fackeln und Pechpfannen hell aufleuchteten, wie einen Spuk an sich vorüberziehen.

Ihre Kollegen, der behäbige, rundliche Anton Genast, der Regisseur Fischer, Peter Amor und seine Frau, die junge Amalie Malcolmi und die hübsche, kecke Luise von Rudorf hatten versucht, sie in ihren Kreis zu ziehen. Aber der war bald von anderen, die sich dazu gesellten, gesprengt, und Christiane war auf ihren Uferplatz, von dem aus sie schauen und beobachten konnte, zurückgekehrt.

So stand sie da — abseits — und sah die Lichter und die Fackeln aufflammen und verglühen, hörte die Musik, sah den tollen Trubel vorüberziehen. Sie empfand es gar nicht als etwas Bedauernswertes, hier allein zu stehn. War sie nicht immer ein wenig außerhalb des Lebens, stand sie nicht eigentlich immer am Ufer und sah den anderen nur zu, falls sie nicht gerade in einer Rolle mitten auf der Bühne zu sein hatte und von ihr wie von einer Woge emporgetragen wurde?

Von allen Menschen, die sich dort bewegten, sah sie im Grunde ja nur den einen. Er war bald von dieser Gruppe umringt, bald von einer anderen. Immer überragte er die Köpfe neben ihm, und wenn der Schein einer Fackel auf sein Antlitz fiel, so daß es scharf hervortrat mit seinen bedeutenden Zügen, der königlichen Stirn, den Glanzaugen, dem unendlich lieblich geschwungenen Munde, erschauerte Christiane. Dieses Antlitz schien ihr das einzige, das sich ihr nicht wie die andern zur Spukerscheinung auflöste im gespenstischen Schein der Beleuchtung. Das war so fest und edel geformt in allen seinen Zügen, daß sie wie gemeißelt sich abhoben und nichts sie verzerren, verändern konnte.

Der ungekrönte König war Goethe eben auch hier. Es war, als ob er Hof hielte und gnädig empfinge, was zu ihm wallte, während der Herzog — der, seine großen Hunde zur Seite, in einer der Buden saß, einen Grog trank und in kurzen Pausen sein lautes, kräftiges Lachen erschallen ließ — eher den Eindruck eines behäbigen Bürgers machte, der es sich wohl sein läßt.

Einmal streifte Corona dicht an Christianes Platz vorüber. Sie sah die sehnsuchtsvollen Augen des Mädchens, die starr an Goethes Haupt hingen.

„Nicht so viel hineinsehen ins goldene, goldene Licht, Christelchen!“ flüsterte sie. „Das brennt — und verbrennt —.“

Christiane wollte haschen nach ihrer Hand. Aber Corona lachte leise, melodisch. Auf ihren Schlittschuhen, im raschen Bogen war sie entglitten, bevor Christiane nur ihre Fingerspitzen berühren konnte.

Doch ihre Worte erklangen in Christiane wider. „Das goldene Licht — es brennt — und verbrennt“, hatte sie gesagt. Ja — sie fühlte es! Ihr ganzes Herz war erfüllt von diesem Brennen, ihr ganzes Herz.

Als Becker kam, sie zu einem Tisch zu holen, an dem er die Kollegen gruppiert, war Christiane verschwunden.

Sie war heimgegangen durch die Straßen mit dem schlechten Pflaster, matt erleuchtet durch spärliche Öllaternen, die in großen Abständen ein karges Licht spendeten.

Sie wollte nicht mehr da stehen, am Ufer, wo sie es nur noch stärker empfand als sonst, welch eine Welt sie trennte von dem, um den ihr Herz so brannte. War er nicht den ewigen Göttern gleich? Denen, die thronen in ihrem goldenen Saal in erhabener Majestät? Und nichts gab es, das diesen Herrlichen verbinden konnte mit ihr, der armen, kleinen Schauspielerin, fast noch ein Kind an Gestalt, ein Kind an Jahren — —

Drum ließ sie lieber den Platz, von dem aus sie unablässig hinüberschauen mußte zu ihm.

Auch hatte sie Hauptprobe am anderen Tag. Da war es besser, sie schonte sich, sammelte sich, ging früh schlafen . . .

(Fortsetzung folgt)



Das Heimwehlied

Von Karl Albrecht

Laß mich nun leise singen
das Heimwehlied,
wie es mit sanftem Klingen
hin durch den Abend zieht.
Die Welt, die ist so weit
zu dieser Abendzeit —
ich kann nur leise singen
und wandern weit.

Die Fledermäuse fliegen
um Busch und Baum.
Du sollst dein Kindlein wiegen
in einen goldnen Traum.
Geh nur ins Haus hinein,
ich wandere allein, —
ich kann nicht Ruhe finden,
bis ich daheim.

Ich muß nun von dir gehen,
gib mir die Hand.
Ich will die Heimat sehen,
den Fluß, das Wiesenland.
Grüß mir dein Kindlein fein,
wieg's in den Traum hinein —
Bis wir die Heimat finden,
sind wir allein.



Hausbuch

Heimgedanken von Friedrich Lienhard

(Fortsetzung)

Ehret die Frauen!

Das ernst-anmutige Sinnbild des Rosenkreuzes läßt mancherlei Deutungen zu. Es ist ja das Biegsam-Lebendige beim Symbol, daß man sich in eine starre Begrifflichkeit nicht einzuengen braucht, wenn nur Kern und Sinn des Zeichens richtig erfaßt sind.

Obenan dürfen wir ritterlicherweise den edlen Frauen Dank abstatten.

Es ist mit Frauenverehrung eine eigene Sache. In diesen Tagen Strindbergs — oder sind sie schon verklungen? — hat man uns fast nur den Haß und Hader zwischen den Geschlechtern gestaltet. Das stimmt zum Zeitganzen. Ist nicht auch zwischen den Völkern und zwischen den Volksschichten haßvolle Gespanntheit die beherrschende Stimmung? Wir unsrerseits brauchen wohl der freundlichen Leserin kaum zu versichern, daß wir weder dem keifenden Weib noch dem putzsüchtigen Pfau noch der Frau Klatschbase irgend etwas entgegenbringen, was nach Verehrung schmeckt. Im Verhältnis der Geschlechter bringt ja das Leben manche zerstörende Reizung und Enttäuschung. Eine Frau, die ins Gemeine gerät, wirkt abscheulicher als ein brutal-gemeiner Mann. Davon sprechen wir nicht. Verehrung ist Veredlungskraft. Diese Kraft kann sich nur betätigen an einem irgendwie edlen Stoff, ob es sich um eine treue und tapfere Waschfrau oder um eine edelweibliche Fürstin handelt. Wir kennen auf seelischem Gebiet keinen äußeren Standesunterschied.

Und so haben denn unsre besten deutschen Sänger, vom Herrn Walther von der Vogelweide bis Schiller, Goethe, Hölderlin, Eichendorff, Rückert und wie sie alle heißen mögen, der edlen Weiblichkeit huldigend gedacht. „Ehret die Frauen! Sie flechten und weben himmlische Rosen ins irdische Leben!" Dieses Schiller-Wort ist dem knappen Titel eines seiner gehaltvollen Aufsätze benachbart: „Über Anmut und Würde". Dürfen wir die Würde — auch die Würde des tapfer und edel getragenen Schmerzes — mit dem Kreuz vergleichen, so sind die Rosen daran jene Anmut, die von liebender Weiblichkeit ausstrahlt. In einer „schönen Seele" vereinigt sich beides zu einem harmonischen Ganzen.

Und zwar ist es nicht so, daß sich Anmut und Würde etwa nur nach dem männlichen und weiblichen Geschlecht auseinanderfalten. Unsere Frauen und Mütter würden es sich schön verbitten, wenn wir Männer wesentlich die Würde in Anspruch nehmen wollten; und desgleichen müßten wir unsrerseits Einspruch erheben, wenn man uns das Element des Anmutigen abspräche. Nein, in einer einigermaßen vollendeten oder ausgeglichenen Persönlichkeit, ob Mann oder Weib, bilden Anmut und Würde ein so schönes Ganzes, daß man sie nicht trennen kann: denn die Rosen sind ja nicht äußerlich angeklebt, sondern aus dem aufblühenden Stamme selber organisch herausgewachsen. Leuchtkräftige Würde wird anmutig; ein Herz voll Anmut hat natürliche Würde, ob die Träger eines solchen Herzens Greis oder Jungfrau seien.

Es sei an ein prachtvoll geprägtes Wort auf der Schlußseite von Schillers Aufsatz über Matthissons Gedichte erinnert (wenn man doch diese Aufsätze mehr läse, mit dem Bleistift in der Hand!). Da heißt es: „Ein mit der höchsten Schönheit vertrautes Herz gehört dazu, jene Einfalt der Empfindungen mitten unter allen Einflüssen der raffiniertesten Kultur zu bewahren, ohne welche sie durchaus keine Würde hat. Dieses Herz aber verrät sich durch eine Fülle, die es auch in der anspruchlosesten Form verbirgt, durch einen Adel, den es auch in die Spiele der Imagination und der Laune legt, durch eine Disziplin, wodurch es sich auch in seinem rühmlichsten Siege zügelt, durch eine nie entweihte Keuschheit der Gefühle; es verrät sich durch die unwiderstehliche und wahrhaft magische Gewalt, womit es uns an sich zieht, uns festhält und gleichsam nötigt, uns unsrer eigenen Würde zu erinnern, indem wir der seinigen huldigen."

In solchem Herzen blüht das Rosenkreuz.

Weib und Mann sollen demnach einander helfen, daß in jedem von ihnen das Rosenkreuz erblühe. Dazu gehört die Besonnung durch die gegenseitige Liebe, von der zartesten Huldigung bis zur leidenschaftlich tiefen Hingabe.

Auch Hölderlin, der in Diotima das Edelweibliche erlebt hat, wird nicht müde, in solchem Sinne den Frauen zu huldigen, den „immerguten":

„Den deutschen Frauen danket! sie haben euch
Der Götterbilder freundlichen Geist bewahrt!"...

Schon Meister Eckehart sagt einmal mitten in einer Predigt, daß Leid und Lieben zusammengehören. Sie sind untrennbar wie Kreuz und Rosen. Liebend umranken die Rosen das Kreuz, aus dem sie gewachsen sind, um das Unheil auszugleichen, das der Schmerz angerichtet hat. Da ist das Weibliche in jeder Form von Güte, von Heilen und Helfen, von Mütterlichkeit und Fürsorge am rechten Platz. Und tadelt uns jemand: ihr legt zuviel Göttliches in das Weib hinein — so antworten wir schlicht und stolz mit Hölderlin:

„An das Göttliche glauben
Die allein, die es selber sind."

Karfreitag und Ostern

Nun dürfen wir zu einer tieferen Deutung vordringen, die jener andren keinen Abbruch tut. Ich habe sie in meinem „Meister der Menschheit" (Bd. II) in den Vordergrund gestellt und will hier das Wesentliche wiederholen.

Aus überwundenem Leid blühen die unvergänglichen Rosen des wahren Lebens. Wer sein niederes Selbst überwindet, dem erblüht in genau gleichem Maße das höhere Selbst: der geistige Mensch. Und so sind Schmerz und Widerstände unbedingt notwendig; der dunkle Stamm des Leides, von Tränen und Blut befeuchtet, wird fruchtbar und ergrünt wie Tannhäusers Stab. Rotes Herzblut verwandelt sich in rote Rosen der Liebe. Und das Kreuz, vordem ein dürrer Schandpfahl, ist fortan ein Sinnbild ewigen Lebens.

So erblüht denn aus dem Karfreitag der Ostersonntag — wie die Rosen aus dem Kreuz erblühen. Es sind manchmal fünf Rosen, wobei man an jene fünf Wunden

des Heilands denken kann; zählt man übrigens das dorngekrönte Haupt und den gegeißelten Rücken hinzu, so ergibt sich die altheilige Sieben, die durch unsre Wochentage auch den Rhythmus des Jahres bestimmt. (Näher gehen wir auf dieses Zahlenspiel nicht ein: es klingt zu leicht nach Konstruktion.) Das Rosenkreuz ist demnach das Oster- oder Auferstehungskreuz. Die Gestalt des Auferstandenen selbst ist nicht mehr da; er hat überwunden, er ist aufgefahren zum Vater, eingegangen in die unsichtbare Welt, heimgekehrt zu den Seligen. Aber das herrliche Ergebnis seiner groß erduldeten Leiden hat er zurückgelassen: das Kreuz erschimmert in den Rosen segnender Liebe.

Man wird zugeben, daß wir mit diesem erhaben-schönen Symbol nichts Unnützes ausgraben. Was hier besprochen und durch Symbole veranschaulicht wird, geht jeden von uns unmittelbar an. Es ist jetzt die rechte Zeit, diese Gedanken hinauszustellen. Deutschland braucht diese Gedanken. Denn wir machen unsren Karfreitag durch. Über Deutschland (ach, über der ganzen Kulturwelt!) steht ein sehr dunkles Kreuz; und seine Rosen sind noch nicht aufgeblüht.

Doch braucht der kirchliche Christ hier keine Vernachlässigung des Erlösungsgedankens zu befürchten. Die Rosen sind ja das Ergebnis der Erlösung. Das Holz der Schmach und Marter ist geadelt, da der Reinste daran gelitten hat. Er ist in die Finsternis zu uns herabgestiegen und hat emporlockenden, vom Staube lösenden — erlösenden — Himmelsglanz hergebracht. Als er überwindend ins ewige Licht heimkehrte, blieb ein Abglanz seiner Weisheit und Liebe am Kreuz zurück: ein Osterglanz.

Erst in diesem Osterkreuz löst sich auch der alte Streit zwischen Akropolis und Golgatha, zwischen Kunst und Religion, zwischen Heidentum (Deutschtum) und Christentum. Der Ostermensch ist in die verklärte Natur zurückgekehrt und schaut alle Kreatur mit neuen Augen an. Hinter ihm verschwand ins Wesenlose der „Zorn Gottes" des „Alten Bundes". Er liebt die Schöpfung mit gereinigtem Herzen; er hat keine Freude mehr an den blutigen Schlacht- und Opferfesten, womit die heidnische Frömmigkeit Gott zu versöhnen trachtete. Er ist ebenso fern von der Askese oder Düsternis des Mittelalters. Es sind Stufen, durch die er in seinen Ahnen hindurchgegangen ist. Im Rosenkreuz sind Akropolis und Golgatha versöhnt: das dritte Reich ist betreten, ein Reich des Lichtes und der Liebe, wo es diese Feindschaften nicht mehr gibt, deren Bewohner vielmehr mit Goethe („Bekenntnisse einer schönen Seele") sagt: „Wie gerne sah ich nunmehr Gott in der *Natur*, da ich ihn mit solcher Gewißheit im *Herzen* trug!"

Das Kreuz auf der Erdkugel

Nun betreten wir, in engem Anschluß an das eben Gesagte, den dritten und tiefsten Ring. Das „Heiligtum des Schmerzes", das uns der weise Meister von Weimar damals vorenthalten hat, öffnet seine Pforte.

Das astronomische Bildzeichen des Planeten Erde ist eine Kugel (man könnte es auch Ring oder Kreis nennen) mit einem Kreuz darauf.

Man durchdenke nun einmal, mit gleichsam kosmischem Blick, dieses Zeichen (♁)! In eine winzige Figur ist hier unser Erdenlos nebst irdischer Aufgabe zusammen-

gedrängt. Niemand, der sich hier verkörpert, kommt um das Kreuz herum. Nicht nur Schopenhauer hat dieses herbe Schicksal des Menschen in seiner Philosophie dargelegt: schon die älteste Tragik weiß davon erschütternd zu sagen. Wir sind alle ohne Ausnahme zum Sterben verurteilt. Es gibt keinen Sterblichen, der nicht durch das Kreuz — durch Irrungen, Kampf, Schmerz, Tod — hindurchmüßte. Das ist das Schicksal der Geistwesen, die sich auf dieser Erde verkörpern. Über jeder Erdenlaufbahn steht daher ein Kreuz. Wir *müssen* uns mit ihm auseinandersetzen.

Aber je tiefer wir in den Sinn unsrer Erdkugel eindringen, je mutiger wir das Kreuz und seine Aufgabe anerkennen und in unser Wesen aufnehmen: um so mehr vollzieht sich eine Verschiebung. Und mit der Verschiebung eine Durchdringung. Das kühn getragene und verstandene Kreuz dringt in die Erdkugel ein. Wir arbeiten durch Erkenntniskraft und Duldungskraft an der Verklärung und Durchgeistigung der Erde. Jetzt schiebt sich der Ring nach innen und legt sich um das Zentrum des Kreuzes, um das Herz gleichsam: um den Kreuzungspunkt. Die Figur sieht nun so aus: ⴲ Das Rosenkreuz ist fertig.

Was ist auch in diesem dritten Erkenntnis-Grade der Sinn des Rosenkreuzes?

Der kosmische Auferstehungsgedanke ist mächtiger als die Lebens- und Leidensangst, die den Staubgebannten umdroht. Mit dem klar erkannten Sinn des Daseins hat die erwachende Menschheit den Sieg im Herzen. Der Erwachte ist auch der Erlöste: er hat das Kreuz verarbeitend aufgenommen. Er hat Heimrecht im Reiche der Meister. Er wird vom irdischen Schlachtfeld abgeholt von den „Gralsjungfrauen“ oder von den „Walküren“ des ewigen Lebens. Die Güte, die er ausgestreut hat, kehrt in tausenderlei freundlichen Gestalten zu ihm zurück. Er ist vollends Mitschöpfer und Gehilfe Gottes geworden, wie er sich ja schon auf Erden als solcher geübt hat. Er hilft nun mit, Edelgedanken hinabzuwirken in die Lebenswirbel der Erde, durch die er sich tapfer hindurchgekämpft hat, um eben durch Leid, Kampf und Sieg ein Wissender zu werden und fortan die Noch-nicht-Wissenden im Staub ihres Erdendaseins fördern zu können.

Geheimbund?

Das ist der tiefste Sinn des Rosenkreuzertums. Diesem unsichtbaren Bunde ist Helfen, Heilen, Fördern — soweit es sich mit ihrem Wirkungskreis verträgt — selbstverständliche Pflicht. Es bedarf dazu nicht der Mitgliedschaft in einem der heute noch bestehenden Orden (wie ich selber keinem Geheimbund angehöre). Die Mächte, die man die „Meister“ nennen darf im erhabensten Sinne, die Schützer und Geleiter der Menschheit, finden die Ihrigen auch ohne irgendwelche Logen oder Organisationen.

Und so möchte ich nicht den Eindruck erwecken, daß ich im Auftrag eines Geheimbundes spreche. Die hier ausgesprochenen Gedanken sind jedem Empfänglichen auf ganz natürliche Weise zugänglich. Ich spreche von Geheimnissen im Sinne und in Fortsetzung Goethes. Geheimnisse dieser Art erfordern eine Stimmung der Ehrfurcht; denn es sind vornehme Wahrheiten. Ehrfurcht wieder erfordert Stille und Sammlung. Das setzt seelische Kraft voraus. Diese aber kann sich der heutige Mensch nur schwer abringen. Und so ist diese Weisheit (die so innig mit Liebe verbunden

ist wie das Kreuz mit Rosen) doch nur jener Minderheit zugänglich, die sich auf die gleichen Schwingungen einzustellen vermag.

Es ist also wiederum ganz naturgemäß, daß sich solche Gedanken eigentlich an ein geheimes Deutschland oder an ein stilles Deutschland wenden, das der fremde Besucher oder oberflächliche Beobachter so leicht nicht zu Gesicht bekommt. Ein schönes Wort findet sich darüber in den Hölderlin-Betrachtungen des allzu früh geschiedenen Norbert von Hellingrath (München, Bruckmann, 1921): „Wir nennen uns ‚Volk Goethes', weil wir ihn als Höchsterreichbares unseres Stammes, als höchstes auf unserem Stamme Gewachsenes sehen in seiner reichen, runden Menschlichkeit, welche selbst Fernere, die sein Tiefstes nicht verstehen mögen, zur Achtung zwingt. Ich nenne uns ‚Volk Hölderlins', weil es zutiefst im deutschen Wesen liegt, daß sein innerster Glutkern unendlich weit unter der Schlackenkruste, die seine Oberfläche ist, nur in einem geheimen Deutschland zutage tritt; sich in Menschen äußert, die zum mindesten längst gestorben sein müssen, ehe sie gesehen werden und Widerhall finden; in Werken, die immer nur ganz wenigen ihr Geheimnis anvertrauen, ja den meisten ganz schweigen, Nicht-Deutschen wohl nie zugänglich sind; weil dieses geheime Deutschland so gewiß ist seines inneren Wertes oder so unschuldig unbekannt mit der eigenen Bedeutung, daß es gar keine Anstrengung macht, gehört, gesehen zu werden."

Diesem geheimen Deutschland gelten unsre Gedanken über das Rosenkreuz.

(Fortsetzung folgt)



Näher nach Hause

Von Gustav Schüler

Zu jedem Schritt durch diese Zeit,
Durch alles wirrende Gebrause
Läutet die süße Ewigkeit:
Näher nach Hause.

Das blüht wie Blumen durch das Leid,
Und ob die Seele dir auch grause,
Das lockt aus Fernen, wunderweit:
Näher nach Hause.

Das schlichtet allen dumpfen Streit
Und baut aus bangem Weltgebrause
Lichtzinnen in die Ewigkeit:
Näher nach Hause.



Die Periodizität des Menschenlebens

Von Prof. Dr. E. Dennert (Godesberg)

Die Zahl hat in den philosophischen Gedankengängen seit alters eine Rolle gespielt, und ganz besonders ist es die Zahl 7, welche man für heilig hielt. Bekanntlich beruht das System des Pythagoras auf der Zahl. Es wird ihm u. a. eine Zahlenreihe zugeschrieben, aus der man nach ihm alles in der Natur ableiten könne. Sie hängt offenbar mit den Tetragrammen zusammen, worunter man Quadrate versteht, welche wieder in Quadrate eingeteilt sind; jedes enthält eine Zahl, und es besteht die Eigenart, daß die Summen der horizontalen und senkrechten Reihen sowie der Diagonalen stets dieselbe Zahl ergeben. Figur 1 zeigt die Beschaffenheit und Bildung des einfachsten Tetragramms nach der Zahl 3 mit 9 Feldern. An das ursprüngliche Quadrat sind auf den Mitten der 4 Seiten noch kleine Hilfsquadrate aufgesetzt. Dann schreibt man in die 3feldrigen Diagonalquadratreihen von links oben nach rechts unten die Zahlen 1—9. Von ihnen fallen schon 5 in das ursprüngliche Quadrat, die übrigen 4 werden auch noch hineingebracht, indem man jedesmal in gerader Linie 3 Quadrate weiterzählt. Die in allen Richtungen wiederkehrende Summe ist hier 15. Die Tetragramme anderer ungerader Zahlen werden ebenso, die der geraden Zahlen etwas anders gemacht.

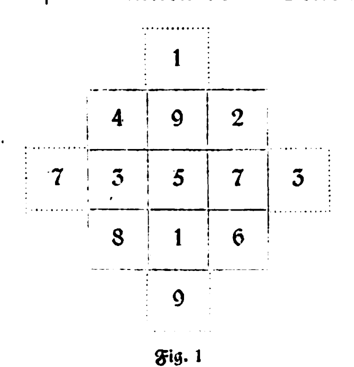


Fig. 1

Es ist verständlich, daß diese Tetragramme für die Alten etwas Zauberhaftes hatten und daß man mehr hinter ihnen suchte, als anging. Das sie aber doch nicht nur eine Spielerei sind, sondern tatsächlich eine gewisse Bedeutung haben, werden wir sehen.

Wir deuteten schon an, daß man der Zahl 7 eine ganz besondere Bedeutung zuschrieb. War dies Zufall oder wußten die Alten doch mehr, als wir ahnen, — jedenfalls müssen wir heute feststellen, daß diese Zahl tatsächlich in der Natur eine bedeutsame Rolle spielt: das weiße Sonnenlicht wird durch das Spektrum in 7 bunte Strahlen zerlegt von gesetzmäßiger Wellenlänge; die Tonleiter besteht aus 7 Haupttönen von bestimmter Schwingungszahl, welche sich mehrfach wiederholen, so daß der 8. Ton dem 1. entspricht usw.

Am auffallendsten aber ist es mit den chemischen Elementen. Man spricht von ihrem „Verbindungsgewicht". Es ist dies das Gewicht, in dem sie sich miteinander zu „chemischen Verbindungen" vereinigen und das immer wieder auftritt. Es ist daher ganz klar, daß diese Zahl der Ausdruck einer inneren Gesetzmäßigkeit ist und daß sie als Symbol der Eigenschaften eines Elements angesehen werden kann, wenn man auch noch nicht recht weiß, wie! Aber nun zeigt sich folgendes: Wenn man die Elemente nach ihren steigenden Verbindungsgewichten zu 7 nebeneinander schreibt, dann unter sie die nächsten 7 usw., so erhält man also 7 nebeneinander stehende

Reihen von je zirka 8 Elementen, und die Elemente jeder dieser Reihen weisen in ihrem ganzen Verhalten eine ganz unzweifelhafte Verwandtschaft auf. Man findet dieses sogenannte periodische System der Elemente in jedem besseren Lehrbuch der Chemie.

Man hat nun diese Naturerscheinungen auch mit den Tetragrammen in Verbindung gebracht und dabei, wenigstens in bezug auf die Töne, manches Merkwürdige wahrgenommen. Näheres findet man, wie überhaupt in bezug auf diese ganze Frage, in L. B. Hellenbachs „Die Magie der Zahlen" (3. Aufl. O. Mutze, Leipzig 1910). Hellenbach ist ebenso wie Dr Prel ein sehr nüchterner, zuverlässiger und auch naturwissenschaftlich gebildeter Vertreter eines gemäßigten Okkultismus. Wir wollen hier nur soviel feststellen, daß es in der Natur eine periodische Gesetzmäßigkeit gibt und daß darin die Bedeutung der Zahl gipfelt. Für uns hat nun die andere Frage größeres Interesse: Findet sich eine solche Periodizität auch im menschlichen Leben?

Man hat dies sehr weitgehend behauptet. Zunächst in bezug auf die körperliche Entwicklung. Mag dabei auch viel Übertreibung mit unterlaufen, so läßt sich doch von vornherein gar kein Grund dafür einsehen, daß sich hier nicht eine in Zahlen ausdrückbare periodische Wiederholung offenbaren sollte. Uns soll aber nur die geistige Entwicklung des Menschen beschäftigen. Zum Verständnis derselben sei noch auf etwas hingewiesen: Die regelmäßigen Perioden in der Natur sind an eine ganz bestimmte Zahl gebunden, wie wir dies oben kurz darlegten. Anders ist die Sache hingegen bei einem Musikstück. Auch hier ist freilich die Periodizität und die Gebundenheit an eine Zahl eine Tatsache. Aber nur das Material der Musik, die Töne an sich, sind an die bestimmte Zahl 7 gebunden. Auch in dem Rhythmus einer Melodie, eines Musikstücks herrscht zwar eine bestimmte periodische Gesetzmäßigkeit und eine bestimmte Zahl, allein nicht immer die 7, so daß hier eine viel größere Mannigfaltigkeit und Freiheit besteht als in der einfachen Tonleiter. Die Zahl bestimmt dann aber den Charakter des Musikstückes. So beruht das Heitere und Imposante eines solchen auf geraden Zahlen, das Elegische auf ungeraden. Hellenbach hat dies in anziehender Weise weiter ausgeführt und mit Beispielen belegt. Mit Recht sagt er, daß hierin die Grundlage für eine zukünftige Philosophie der Musik liegt.

Schon die Mannigfaltigkeit der Menschenschicksale zeigt, daß wir, wenn überhaupt, für das Menschenleben eine ähnliche, freiheitlichere Periodizität in Anspruch nehmen müssen wie für die Musik; denn im anderen Fall müßten sich ja alle Menschenleben in der selben gesetzmäßig festgelegten Weise abspielen, was zu einem durchgehenden Fatalismus führen würde. Davon kann natürlich gar keine Rede sein. Es wird dem Leser aber schon einleuchten, von welcher ganz besonderen Wichtigkeit die von uns hier aufgeworfene Frage sein muß; denn es steckt dahinter die andere. Wird unser Leben lediglich von unsrem freien Willen und dem Zufall bestimmt, oder verbirgt sich hinter ihm eine gesetzmäßige Leitung? Von diesem Gesichtspunkt aus ist unsere Frage nach der Periodizität des Menschenlebens wohl einer ernsten Erörterung wert.

Lassen wir nun zunächst Hellenbach reden! Ihm war einst von einer — wohl mediumistisch veranlagten — Dame gesagt worden, sein Leben sei von der Zahl

9 bestimmt. Hellenbach gab nichts darauf und vergaß es. Als er nach Jahren die Periodizität der Natur und die Tetragramme der Alten studiert hatte, fiel ihm die Sache wieder ein. Der Gedanke, daß das Leben etwa von einer ähnlichen Gesetzmäßigkeit beherrscht sei wie ein Musikstück, lag ihm nun näher, und er versuchte, sein Leben im Tetragramm von 9 darzustellen, wobei er annahm, daß es sich bei den Zeitabschnitten um Jahre handelt, was ja nicht ohne weiteres sicher ist. Es könnten ja auch Monate oder größere Zeiträume sein. Er setzte zunächst die Lebensjahre und dann der größeren Deutlichkeit halber die entsprechenden Jahreszahlen ein.

Das Ergebnis war für Hellenbach erstaunlich; denn er entdeckte in der Tat in dem Tetragramm eine ganz deutliche Periodizität seines Lebens. Nun machte er den Versuch mit Napoleon. Da ist es ja zunächst schwierig, daß man nicht ohne weiteres die „Zahl des Lebens“ kennt; denn diese ist für verschiedene Menschen verschieden. Allein es gibt nun doch gewisse Beziehungen, aus denen sich Schlüsse ziehen lassen. Dies ist vor allem die Jahreszahl, die man als den Zenith des Lebens bezeichnen kann, ferner ganz bestimmte markante Marksteine des Lebens, die offenbar besondere Zeitabschnitte einleiten oder beenden. Kurzum, derartige Erwägungen führten Hellenbach zu der Annahme, daß auch für Napoleon die Zahl 9 maßgebend sein möchte. Er konstruierte das Tetragramm und fand nun auch hier, wie in seinem eigenen Leben, eine Sprache der gesetzmäßigen Periodizität, die in die Augen fiel. Dabei kann es sich ja natürlich nur um die allen bekannten, geschichtlich gewordenen Lebensabschnitte handeln; im einzelnen müßte Napoleon selbst Auskunft geben. — Da ist zunächst die kurze Periode 1789—1793, gekennzeichnet durch Napoleons Bestrebungen auf Korsika; die zweite größere Periode von 1797—1803 kennzeichnet sich selbst als die Zeit vom Feldzug gegen Österreich bis zum Schluß des Konsulats. Dann folgt die als „Leitzahl“ des Tetragramms stehende Jahreszahl 1804, in welchem Jahr der Kaiserthron errichtet wurde. Die Hauptdiagonale des Tetragramms enthält die Zahlen 1805—1813, das Mittelfeld hat die Zahl 1809, es war Napoleons Zenith. Die Schlußzahl aber, 1813, endet auf den Gefilden Leipzigs seine Macht.

Es ist kennzeichnend, daß 1814 wieder außerhalb der Perioden steht, denn es war gewissermaßen ein unbestimmtes Jahr; dann aber folgt die letzte Periode von 1815 bis 1821, vom endgültigen Sturz bis zum Tode. Man muß doch zugeben, daß es sich hier nicht um irgendeine Konstruktion zufolge einer liebgewonnenen Idee handelt, sondern die Tatsachen fügen sich ganz ungesucht in die durch das Tetragramm gegebenen Perioden.

Nun möge mir der Leser gestatten, ganz persönlich zu werden. Ich tue es um der eigenartigen hier behandelten Sache willen, welche Klärung erheischt. Es ist ja sicher, daß nur der betreffende Mensch selbst voll und ganz den etwaigen Sinn seines Tetragramms und der Periodizität seines Lebens durchschauen und beurteilen kann. Aber gerade deshalb muß eine solche persönliche Beurteilung für die Entscheidung unserer Frage von besonderer Bedeutung sein. Daher sei sie mir gestattet. Als ich die Hellenbachsche Darlegung gelesen hatte, kam mir der Gedanke: daraufhin doch auch einmal mein Leben untersuchen, zwar ist es nicht so taten- und datenreich gewesen wie das eines Napoleon; aber es haben sich mir doch schon so oft die

Beweise einer Führung durch bestimmte Zeitabschnitte hindurch aufgedrängt, daß es sich wohl schon verlohnte, mein Leben auf die Stichhaltigkeit der Hellenbachschen Hypothese zu prüfen. Und wenn man auf ein Leben von 60 Jahren zurückschaut, dann muß es, wenn überhaupt, doch schon deutlich die angebliche Gesetzmäßigkeit zeigen.

								1								
							10		2							
						19		11		3						
					28		20		12		4					
				37	78	29	70	21	62	13	54	5				
			46	6	38	79	30	71	22	63	14	46	6			
		55		47	7	39	80	31	72	23	55	15		7		
	64		56	16	48	8	40	81	32	64	24	56	16		8	
73		65		57	17	49	9	41	73	33	65	25		17		9
	74		66	26	58	18	50	1	42	74	34	66	26		18	
		75		67	27	59	10	51	2	43	75	35		27		
			76	36	68	19	60	11	52	3	44	76	36			
				77	28	69	20	61	12	53	4	45				
					78		70		62		54					
						79		71		63						
							80		72							
								81								

Fig. 2

Aber wie nun die „Zahl meines Lebens" finden? Ich versuchte es auf gut Glück mit der Zahl Hellenbachs und Napoleons, also mit 9; und hatte einen völlig unerwarteten Erfolg. Zunächst erkannte ich sofort, daß mein Leben in der Tat in Abständen von 9 ganz besonders deutliche Marksteine aufwies (1871—1880—1889—1898—1907—1916, s. unten). Das mußte mich natürlich sofort stutzig machen. Nun stellte ich das Tetragramm meines Lebens nach der Zahl 9 auf. Dies geschieht, wie Figur 2 zeigt, ebenso wie bei Figur 3, nur daß das eigentliche Quadrat $9 \times 9 = 81$ Felder hat und daß die außerhalb des Quardrats liegenden Zahlen durch Verschiebung um 9 Felder in dieses hineingebracht werden. Die Figur macht wohl alles dies klar. Sodann wurden statt der Lebenszahlen die betreffenden Jahreszahlen

eingesetzt. So entstand das übersichtlichere Tetragramm Figur 3. Was dieses mir nun zu lesen gab, war mir in der Tat geradezu verblüffend.

Es handelt sich besonders um die schiefen Reihen von links oben nach rechts unten. Da finden wir zunächst (rechts) die Reihe 1881—1885. Dies ist in der Tat nach meinen Schuljahren die erste bedeutsame Periode meines Lebens. Zwar begann ich schon 1880 zu studieren; aber die Jahre 1881—1885 sind die Zeit meines eigentlichen wissenschaftlichen Studiums und der Zusammenarbeit mit meinem unvergeßlichen Lehrer Professor Wigand, der in diesen Jahren den Grund zu meiner

1897	1938	1889	1930	1881	1922	1873	1914	1865
1866	1898	1939	1890	1931	1882	1923	1874	1906
1907	1867	1899	1940	1891	1932	1883	1915	1875
1876	1908	1868	1900	1941	1892	1924	1884	1916
1917	1877	1909	1869	1901	1933	1893	1925	1885
1886	1918	1878	1910	1861	1902	1934	1894	1926
1927	1887	1919	1870	1911	1862	1903	1935	1895
1896	1928	1879	1920	1871	1912	1863	1904	1936
1937	1888	1929	1880	1921	1872	1913	1864	1905

Fig. 3

ganzen wissenschaftlichen Richtung legte. Aber schon im Frühjahr 1886 wurde er schwer krank und starb im Herbst jenes Jahres. Dadurch wurden meine Habilitationspläne erschüttert, und es folgten nun 3 Jahre völliger Unsicherheit betreffs meiner Zukunft. Sehr bezeichnenderweise stehen diese Jahre 1886—1888 außerhalb der periodischen Gesetzmäßigkeit des Tetragramms (links unten). Dagegen beginnt mit 1889 eine zweite große Reihe. Dieses Jahr ist das meiner Berufung an das Pädagogium in Godesberg, an dem ich nun etwas mehr als $2 \times 9 = 18$ Jahre wirkte. In dem ersten Abschnitt dieser Zeit, der im Tetragramm durch die Zahlen 1889 bis 1895 gegeben ist, war meine Tätigkeit wesentlich pädagogisch und bezüglich des Schriftstellerns populär-naturwissenschaftlich.

Das Jahr 1896 steht bemerkenswerterweise außerhalb der Perioden, als erste Zahl der vorletzten Horizontalreihe des Tetragramms; sie gilt als solche als „Leitzahl“ desselben. In der Tat bereitete sich für mich in diesem Jahre eine grundlegende

Änderung vor dadurch, daß ich Adolf Stöcker und seinen kirchlich-sozialen Freunden nahetrat. Damit erhielt meine Arbeit eine neue, ausgesprochen apologetische Richtung. Die Hauptdiagonale des Tetragramms mit dem „Zenith des Lebens" (1901) enthält nun die Jahreszahlen 1897—1905, und in der Tat ist dies die Periode meines eindringendsten Schaffens. Neben intensiver pädagogischer Tätigkeit, die besonders in der Ausgestaltung des naturwissenschaftlichen Unterrichts nach Richtung der Anschauung gipfelte, trat nun also apologetische Arbeit in zahlreichen Vorträgen und Schriften. Im Jahr 1897 (also mit dem Beginn dieser Periode) übernahm ich die Leitung der V. (naturwiss.-apologetischen) Arbeitskommission der „Freien kirchlich-sozialen Konferenz", 1898—1900 folgte die Herausgabe meines „Volksuniversallexikons", dann die meiner größeren apologetischen Werke, und 1903 Gründung meiner Zeitschrift „Glauben und Wissen". Mag die Folgezeit nun auch noch eine wichtige Periode meines Lebens bringen, so ist es doch sicher, daß diese Jahre von 1897 bis 1905 die arbeitsreichsten meines Lebens sind. Sie schließen ab mit einer ersten schweren Erkrankung.

Das Jahr 1906 steht nun wieder außerhalb der großen Perioden, und es war für mich in der Tat ein Übergangsjahr mit lebhaften Erwägungen und Vorbereitungen einer Kampforganisation gegen Häckels Monismus und Monistenbund. Dann folgt im Tetragramm die Periode 1907—1913, die wiederum in meinem Leben sehr scharf gekennzeichnet ist, die Periode des Keplerbundes, 1907 dessen Gründung, 1908 für mich Aufgabe der pädagogischen Tätigkeit und volle Hingabe an die Arbeit des Keplerbundes. Meine Arbeit wurde damit viel weniger umfassend als in der vorhergehenden Periode, wenn auch konzentrierter. Das Schlußjahr der Diagonale 1913 ist ganz unzweifelhaft der Höhepunkt der damaligen Tätigkeit des genannten Bundes. Nun ist es wieder höchst kennzeichnend, daß die nächsten 3 Jahre außerhalb der Perioden vereinzelt stehen: Mit dem Kriegs-Anfangsjahr 1914 wurde auch die blühende Arbeit des Keplerbundes jäh unterbrochen, und mit Mühe mußte ich ihn in den nächsten Jahren über Wasser zu halten suchen.

Nun folgt im Tetragramm wieder eine geschlossene Periode von 1917 bis 1921: Weihnachten 1916 erkrankte ich sehr schwer, und in den nun folgenden Jahren wurde mein Zustand ständig schlimmer, so daß ich 1920 um Pensionierung bitten mußte. Was nun noch kommen wird, liegt in Gottes Hand.

Ich mußte auf diese persönlichen Dinge eingehen um der eigenartigen Frage willen, die uns hier beschäftigt und die, ich wiederhole es, nur persönlich gelöst werden kann. Ich habe mich bemüht, rein sachlich und ganz nüchtern diese Dinge darzulegen, und ich habe ganz gewiß nicht mehr hineingelegt, als die Daten meines Lebens gestatten. Ich bin mir auch durchaus bewußt, hierbei nichts, aber auch rein gar nichts in ein vorgefaßtes Schema gepreßt zu haben. Dazu hatte ich gar keine Veranlassung; denn ich stand dem Problem ziemlich skeptisch gegenüber und würde ihm ganz gewiß nicht näher getreten sein, wenn mich nicht das Buch des durchaus vertrauenswerten Freiherrn von Hellenbach dazu angeregt hätte.

Und das Ergebnis? Nun, es war für mich geradezu verblüffend, und es breitete über mein vergangenes Leben ein Licht aus, wie ich es bisher noch niemals empfunden hatte. Das kann nun natürlich in seiner ganzen Bedeutung nur der empfinden,

der sein eigenes Leben derartig untersucht und betrachtet; allein ich meine doch, auch der Leser muß nach dem von mir Dargelegten einen lebhaften Eindruck davon gewinnen, daß es sich hier in der Tat um ein sehr bedeutungsvolles Problem handelt. Wertvoll wäre es, wenn auch andere mit ihrem eigenen Leben dieselbe Untersuchung anstellen wollten, und ganz besonders solche mit gleichem Geburtsjahr. Denn wenn dann auch noch die „Lebenszahl" (also bei mir 9) übereinstimmt, dann müßten sich doch auch für das Leben im großen und ganzen dieselben gesetzmäßigen Perioden ergeben, weil ja dann die Tetragramme dieselben sein würden. Wie dem auch sein mag, so glaube ich nun doch schon aus den Untersuchungen Hellenbachs und meinen eigenen berechtigt zu sein, sehr wichtige Schlußfolgerungen ziehen zu dürfen. Dies soll nun im folgenden geschehen.

* * *

Daß das Menschenleben sich in einer Reihe von Stufen vollzieht (Kindheit, Jugend, Mannesalter, Greisenalter), ist ja für jeden eine Selbstverständlichkeit. Nun aber zeigt unsre Untersuchung, daß es sich beim Menschenleben, und besonders beim Mannesalter, um eine viel tiefergehende, eigenartige Periodizität handelt und daß wir diese klar und deutlich aus dem Tetragramm des Lebens erkennen können.

Gegen das letztere wird man sich nun zunächst nicht mit Unrecht sträuben. Denn man fühlt sich dabei unwillkürlich der „Magie" des Altertums und Mittelalters ausgeliefert. Werden die Tetragramme doch auch geradezu als „magische Quadrate" bezeichnet. Ein solches Sträuben wäre nun vollständig berechtigt, wenn man damit dem alten Aberglauben verfallen müßte, als ob jene Tetragramme an sich einen „magischen" Einfluß auf unser Leben ausübten und als ob sie es seien, welche die Ereignisse unseres Lebens bestimmten. Davon aber kann und soll natürlich keine Rede sein. Wie schon angedeutet, findet auch zwischen der Tonleiter und dem Tetragramm eine solche Beziehung statt, deshalb wird doch niemand behaupten wollen, daß hier eine magische Beeinflussung der Tonleiter durch das Tetragramm vorläge. Es ist vielmehr so, daß alles dies (Tonleiter, Farbenspektrum, periodisches System der Elemente, Tetragramm) auf **eine allgemeine Gesetzmäßigkeit des Weltgeschehens** hindeutet, alle diese Erscheinungen sind demnach nicht aufeinander, sondern auf eine gemeinsame Grundursache zurückzuführen.

Nun zeigt sich, daß sich auch das Menschenleben in gewissem Maße dieser allgemeinen Gesetzmäßigkeit einordnet und daß es auch ähnliche Perioden aufweist wie jene Naturerscheinungen und die Tetragramme. Hier handelt es sich also nicht im geringsten um irgendwelche „Magie", um eine zauberhafte Wirkung des Tetragrammes und der Zahlen, sondern die Sache liegt so: **Das Tetragramm liefert uns ein besonders übersichtliches Bild und Schema der periodischen Gesetzmäßigkeit unseres Lebens, und zwar deshalb, weil es sich hierbei um eine ganz allgemeine Welt-Gesetzmäßigkeit handelt. Unser Leben wird dadurch gewissermaßen zu einer kosmischen Erscheinung.**

Es möchte nicht ohne Interesse sein, in diesem Zusammenhang an etwas anderes zu erinnern, nämlich an die Astrologie mit ihren irrigen Folgerungen. Es läßt sich ja gar nicht leugnen, daß sich auch im Weltall, unter den Himmelskörpern, insonderheit beim Sonnensystem mit seinen Planeten, die Geschehnisse in strenger perio-

discher Gesetzmäßigkeit vollziehen. Wenn diese nun, wie doch von vornherein anzunehmen, sich auch jener allgemeinen Weltgesetzmäßigkeit der Zahl einordnet, dann muß sich nicht nur zwischen dem Lauf der Gestirne und dem Tetragramm, sondern auch zwischen ihm und dem Menschenleben eine Beziehung entdecken lassen. Dies ist dann aber selbstverständlich keine ursächliche Beziehung, wie die Astrologen behaupten; die Planeten regieren mit ihren Konstellationen nicht das Leben der Menschen, sondern weil beide einer höheren Gesetzmäßigkeit folgen, zeigen sie unter Umständen verwandte Perioden usw. Es wäre also dasselbe Verhältnis wie zwischen Menschenleben und Tetragramm.

Nachdem wir so jeden magisch-mystischen Einschlag aus unserem Problem entfernt haben, können wir nun um so vorurteilsfreier daran gehen, seinen Sinn und seine Bedeutung zu untersuchen.

Unser Ergebnis also ist: Das Menschenleben verläuft nach einer ganz gesetzmäßigen Periodizität. Unsere Lebensjahre bilden keine einfache Summe, keine zufallsweise Aneinanderreihung, sondern sie stehen in einem inneren, entwicklungsmäßigen Zusammenhang, der deutliche Perioden mit Übergangszeiten erkennen läßt. Wollen wir unser Leben als fortschreitende Linie darstellen, so ist es nicht etwa eine Gerade, die in irgendeiner beliebigen Richtung verläuft, sondern es ist eine Wellenlinie mit Wellenbergen und Wellentälern, in der aber die Wellen verschiedene Länge und die Wellenberge verschiedene Höhe haben.

Die nächste Folge dieses Ergebnisses ist, daß unser Leben den Zufall — zunächst als Gegensatz von Gesetzmäßigkeit! — ebenso ausschließt wie die Naturerscheinungen: auch hier waltet durchaus Gesetzmäßigkeit. Damit aber steigt nun weiter die bedeutungsvolle Frage auf: Ist unser Leben *nur* Gesetzmäßigkeit, also ebenso wie die Naturerscheinungen des Tons und der chemischen Elemente? Wir fühlen, was dies zu bedeuten hat. Denn wenn es so ist, dann steht hinter unserem Leben ein unabänderliches Fatum, dem zu entrinnen unmöglich ist, dessen Gesetzmäßigkeit wir abspielen *müssen*, wir mögen wollen oder nicht; also etwa so wie eine Spieldose ihr Lied abspielt. Ich denke, dagegen sperrt sich von vornherein alles in uns, wir fühlen und wissen, daß es so nicht ist. Wie sollte sich dabei auch die unendliche Mannigfaltigkeit erklären, welche die Menschenleben offenbaren, trotzdem sie sich alle in periodischer Gesetzmäßigkeit vollziehen?! Dagegen spricht auch die Wellenbewegung des Lebens; vor allem seine innere Entwicklung. Dies aber kann nur ein jeder in sich selbst fühlen und erkennen. Es ist ganz gewiß so, wie Hellenbach hervorhebt: *Das Leben ist einem Musikstück vergleichbar*; es zeigt auf der einen Seite zwar eine ausgesprochene periodische Gesetzmäßigkeit, auf der anderen aber wird dieselbe freiheitlich gestaltet. Mit anderen Worten: *Das Menschenleben ist eine Synthese von Freiheit und Notwendigkeit.* Es ist in ihm das große Problem gelöst, diese beiden Gegensätze einheitlich zu verbinden.

Was aber hat dies nun zu bedeuten? — Wer die periodische Gesetzmäßigkeit des Menschenlebens untersucht, oder vielmehr besser: aufmerksam *erlebt*, der kann sich unmöglich des weiteren Eindrucks erwehren: Hier liegt auch kein Zufall als Gegensatz von Absicht vor, sondern hinter dieser ganzen Entwicklung meines Lebens steht eine Absichtlichkeit, die unverkennbar ist, nicht für mein Sinnenleben, aber für

mein dasselbe weit überragendes Geistesleben. Das kann ich daher zwar nicht mit mathematischer Exaktheit erweisen, wohl aber mit intuitiver Gewißheit erfühlen. Hinter unserem Leben steht eine höhere Führung. Das ist es, was uns hier aus der Gesetzmäßigkeit entgegenleuchtet, genau so, wie bei dem Musikstück, bei der Melodie, welche nicht lediglich durch Periodizität entsteht, sondern durch die höhere geistige Leitung und Benutzung derselben seitens des Komponisten.

Aber wir stehen dieser Führung auch nicht wie Marionetten gegenüber, sondern wir sind mit Wahlfreiheit begabt — ach, wie oft haben wir dies in unserem Leben zu schwerem Leid erfahren müssen! Gewiß, wir handeln stets nach Motiven. Anders ist es gar nicht denkbar. Wer die Willensfreiheit auffaßt als Handeln ohne Motive, ist freilich auf dem Holzweg und mag sie leicht widerlegen. Aber wir wählen frei unter den Motiven, und danach entscheidet sich vielfach unsere Zukunft, oft für Jahre hinaus. Es will mir schier undenkbar erscheinen, daß ein aufmerksamer Beobachter seines eigenen Lebens dies nicht mit völliger Klarheit erkennen sollte. Ganz besonders die Analyse jener Jahre ist dazu geeignet, welche eine gewisse Unsicherheit zeigen, die außerhalb der Perioden liegen und diese gewissermaßen vorbereiten, so daß dann nach der in ihnen getroffenen Entscheidung alles weitere sich gesetzmäßig entwickelt.

So ergibt sich denn — wenigstens für mich — aus dieser Betrachtung der periodischen Gesetzmäßigkeit des Lebens die bedeutungsvolle Gewißheit, daß hinter unserem Leben eine Vorsehung waltet, welche die allgemeine große Weltgesetzmäßigkeit mit unserem freien Willen verknüpft und leitet. Das ist freilich auf der einen Seite eine sehr schwere Verantwortung, die uns mit der freien Entscheidung nicht nur für unsere Zukunft, sondern auch für die unserer Mitmenschen auferlegt ist; — aber es gibt uns auf der anderen Seite auch die segensreiche Zuversicht, daß unser Leben unter höherer Hand steht.



Durch die dünne Wand

Von Gustav Schüler

Es füllte meine Not
Das enge Stübchen aus,
Am Fenster stand der Tod,
Sah in die Nacht hinaus.

Und meine Seele fiel
So tief in sich hinein:
Treibt Gott mit mir sein Spiel
Und läßt mich ganz allein? —

Da kam's durch dünne Wand:
Du, Kind, ich bin bei dir,
Hab' deine Not gekannt
Und bin schon lange hier.



Talib

Von P. J. Arnold

„— — Er aber ging zu ihr hinein und lebte mit ihr hier zu Bagdad, bis zu ihnen kam der Vernichter der Wonnen und der Trenner aller Gemeinschaft. Ruhm aber sei dem, der da herrscht über das Sichtbare und Unsichtbare; Er ist der Lebendige, der nie stirbt."

Der Erzähler schwieg und neigte sein Gesicht zu Boden.

Die Zuhörer aber standen auf, warfen ihm von allen Seiten Kupferstücke in die Schale zu seinen Füßen, oder auch wohl einen halben Dirhem, und gingen schwatzend von dannen. Nun erhoben sich auch die drei Männer, die zuletzt herangetreten waren. Der erste nahm einen Dinar und reichte ihn dem Erzähler: „Dein Gesicht ist noch jung; doch dein Herz ist voll köstlicher Früchte wie ein Weingarten im Herbst." Jener lächelte, ohne den Blick zu heben, und ließ die goldene Münze zu den übrigen gleiten. Der zweite griff in sein Gewand und schüttete in die Schale, was er fand: „Nimm!" Der dritte stand, drehte sich um, ohne etwas zu geben, und ging allein seine Straße.

Da schaute der Erzähler auf, leerte die Schale in die Hände der Bettler und fragte diese, wer der wäre, der da von hinnen ging, und sie nannten ihn Ali, den Juwelenhändler.

Am andern Tage saß dieser allein im letzten Kreise der Hörer. Und der Erzähler sah, daß sich seine Augenbrauen spannten wie hohe Bogen über geöffneten Toren. Als er aufgehört hatte zu sprechen, stand jener auf und ging davon. Er aber warf den Bettlern wieder zu, was er empfangen hatte, und folgte dem Händler. Und er fand ihn sitzen am Ufer des Flusses, wie er seine Blicke ziellos schaukeln ließ auf den Buckeln der springenden Wellen. Da schritt er still vorüber.

Ein Sklave trat am dritten Abend zu ihm mit einem Beutel Goldes und sagte: „Mein Herr Ali schickt dir diesen Beutel und bittet dich, zu ihm zu kommen." Und er antwortete: „Sage deinem Herrn, daß er mir nichts schulde, und daß ich seinem Worte folge."

Als er kam zu dem Hause des Juweliers, ging dieser ihm entgegen und führte ihn herein. Und sie setzten sich in einem Gemach, das von einem Vorhang zerteilt war, und der Herr des Hauses sprach: „Warum weist du meine Gabe zurück, die ich dir schickte?" Er entgegnete: „Du hast keine Schuld gegen mich." Der Händler: „Du nahmst doch das Geld der andern und die Geschenke meiner Freunde." Er aber: „Ja; sie haben den Glanz, der eine Weile ihren Tag durchleuchtete, mit dem Schimmer des Goldes bezahlt. Sie taten recht daran." — „Und ich", sagte der Juwelier, „habe deinen Geschichten gelauscht wie sie; willst du mir nicht gönnen, daß ich dir danke?" Der Erzähler erwiderte: „So zerschlägst du mit goldener Peitsche, was aus dem Herzen wachsen und ranken will." — „Warum soll mein Gold töten und ihres nicht?" fragte Ali betroffen. Der Fremde entgegnete: „Auch jenes Gold behielt ich nicht, ich brauche es nicht; doch ließ ich sie's geben, denn sie nahmen den Klang meiner Worte zur Lust einer Stunde. Du aber gabst den Gestalten

meines Herzens Leben in deinem Herzen und läßt sie weiter wandeln durch die Blumengärten deiner Gedanken und freust dich ihrer wie deiner Kinder. So schulde ich dir, nicht du mir."

Der Juwelier verstummte und meinte dann: „Ich sehe wohl, ich bin zu arm, um dir schenken zu können. So bitte ich, daß du mir noch einmal schenkest aus der Fülle deiner Schätze." Der Erzähler sah sich um: „Doch wo sind die Gäste, o Herr, für die du mich gerufen hast?" Entgegnete jener: „Ich möchte allein sitzen als Gast an deinem Tisch, wenn du ihn für mich so reich mit Köstlichkeiten decken magst wie gestern und ehegestern."

Da tönte hinter dem Vorhang des Gemaches ein Klingen goldener Schmuckgehänge.

Der Erzähler erschrak in seinem Herzen; denn das Goldgeklirr durchzitterte sein Blut, und er vergaß zu reden. Doch der Herr des Hauses wartete, bis er den Schleier der Verwirrung aus seinen Augen gestrichen, und endlich leise begann: „So will ich dir erzählen von Talib, dem Sucher, dem Allah das Herz zerschnitten hatte mit dem Messer der Sehnsucht, daß sein Blut rinnen mußte in Lieder und Geschichten; wie er auszog und wanderte durch Städte und Wüsten, durch die Länder der Menschen und die Reiche der Dschann, und nirgends finden konnte, was seine Seele heilte." — —

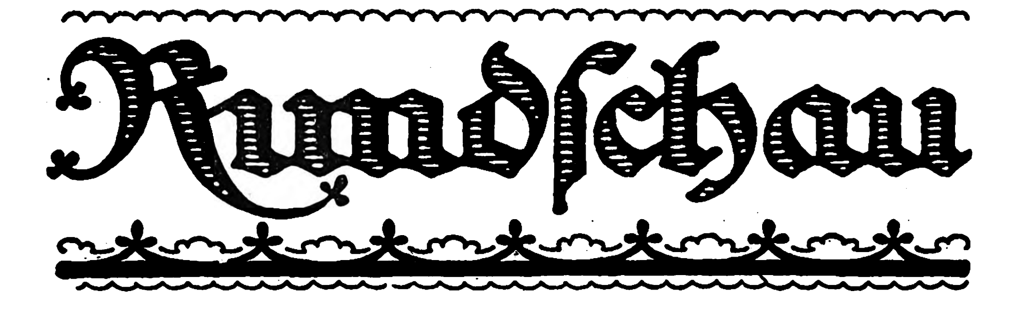
Und da er geendet hatte, weinte das goldene Klingen.

Der Juwelier aber stand auf und schob den Vorhang beiseite. Da saß seine Tochter, den jungen Leib gebogen wie einen Weidenzweig in dem mitleidigen Weh ihrer Liebe. Und als sie sich erhob, stand sie vor dem Erzähler wie eine dürstende Gazelle vor dem lebendigen Quell.

Er aber wandte das Gesicht: „O Herr, was tat ich dir Übles, daß du so grausam bist und mir entschleierst, was ich suchte mein Leben lang? Nun kann nichts anderes mehr mein Herz stille machen, und meine Sehnsucht irrt auf unruhigen Füßen, so lange ich lebe."

Doch der Vater antwortete: „Ich erzählte Nushat von dir und deinen Geschichten. Da quoll die Liebe in ihrem Herzen und machte ihre Brust weit, und ich wußte, daß sie reich werden würde darin, denn auch mir hast du dein Leben in mein Herz gegossen, o Talib. Mein Gold wolltest du nicht. So nimm Leben um Leben!"





Das Hilfswerk der deutschen Landwirtschaft

Auf den großen landwirtschaftlichen Tagungen in Berlin, Hannover, Dresden, Halle ist vor der breitesten Öffentlichkeit von dem Hilfswerk der deutschen Landwirtschaft gesprochen worden. In Verbindung damit stellte die Landwirtschaft die Forderung der völligen wirtschaftlichen Freiheit, das heißt der Aufhebung auch der letzten Beschränkung, der pflichtmäßigen Ablieferung von Umlagegetreide zu den vom Staate festgesetzten Preisen.

Das Hilfswerk wird in der Steigerung der Erzeugung bis zur Unabhängigkeit vom Auslande bestehen. Zum ersten Male wird die deutsche Landwirtschaft den Versuch, unser Volk zu ernähren, freiwillig unternehmen. Die Zwangslage, in die uns die Blockade durch England reichlich vier Jahre lang versetzte, sei — als ein aufgezwungener Ausnahmezustand — auch nicht vergleichsweise herangezogen.

Der deutsche Boden war im letzten Kriegsjahre nahezu restlos ausgebeutet. Die Düngerzufuhr hatte einen derartigen Tiefstand erreicht, daß ein noch längerer Raubbau unbedingt mit Mißernten quittiert worden wäre. Seitdem ist es allmählich wieder aufwärts gegangen.

Ganz zweifellos liegt in dem Vorhaben der Landwirtschaft ein Zug von Größe, der höchste Achtung verdient. Ob das Werk ganz durchführbar ist oder nicht, das ändert nichts an der sittlichen Bewertung der gefaßten Entschlüsse. Sie beweisen Unternehmungslust und zeugen von Verantwortungsgefühl.

Der Plan verdient den Schmutz, mit dem er beworfen wird, nicht. Es kann gar nicht anders sein, als daß dem Vorhaben, zumal es in Verbindung mit der Forderung der völligen wirtschaftlichen Freiheit auftritt, selbstsüchtige Gründe untergeschoben werden. Steigerung der Erzeugung, um Kisten und Kästen mit noch mehr Papiergeld füllen zu können! Nein, das ist die Triebfeder nicht, und dem Bauer, der, nicht an den Grenzen der Großstädte wohnend und dadurch „geschäftstüchtig" geworden, abseits auf seiner Scholle sitzt, noch segensreich belastet mit einer schlichten Auffassung seiner selbst und der Umwelt, schaudert die Haut genau so wie uns bei den verrückten Preisen, selbst dann, wenn sie ihm geboten werden.

Es ist tatsächlich eine hohe Auffassung der Pflichten des Nährstandes, die aus dem geplanten Hilfswerke spricht. Geholfen sein soll uns, rein rechnerisch gesprochen, dann, wenn auf den Morgen mindestens ein Zentner mehr Brotgetreide erzeugt wird.

Ich kann die Rechnung nicht nachprüfen, aber ich bezweifle ihre Richtigkeit. Es sind uns die wertvollsten Überschußgebiete, Posen und Westpreußen, verloren gegangen. Damit zwar auch Millionen Menschen, die wir nun nicht mehr mit zu ernähren haben, aber der Verlust des Überschusses fällt stärker ins Gewicht als die Verminderung der Zahl der zu Ernährenden.

Wir haben ferner im Frieden und im Besitz der Überschußgebiete rund ein Viertel unseres Bedarfs an Getreide eingeführt.

Dies alles also ist auf vermindertem Raume, unter Ausschaltung der Überschüsse und der Einfuhr, zu decken.

Sicher eine Riesenaufgabe und ein ungeheures Unterfangen.

Die Steigerung der Erzeugung ist abhängig von der Bodenkultur, dem Saatgut und der Düngerzufuhr. Dies alles, soweit es sich um menschliches Können handelt. Erleichtert werden kann die Durchführung durch Gewinnung neuer Ackerflächen aus Ödland, Heide und Moor. Alles, was zu letzterem gehört, sind Arbeiten, deren Erfolg auf sehr lange Sicht eingestellt ist.

Die Bodenkultur wird nur stellenweise noch gesteigert werden können. Deutschland ist einerseits seit langem darin auf der Höhe, andererseits werden im flachgründigen Boden des Berg- und Hügellandes beispielsweise die tiefgehenden Pflüge nie einzuführen sein, das tragfähige Land wird nicht von einer Tiefe von 15 cm auf eine solche von 30 cm gesteigert werden können.

Hochwertiges Saatgut steht derart im Preise, daß es eine Riesenarbeit ist, die kleinen Landwirte überhaupt zu seiner Beschaffung zu veranlassen. Außerdem sind für dieses Jahr Winterroggen und Weizen schon zu einer Zeit hinausgebracht, in der von dem Hilfswerke noch keine Rede war.

Die Düngemittelzufuhr endlich scheitert zurzeit daran, daß die Düngemittel einfach nicht geliefert werden können. Die Fabriken sind samt und sonders mit Aufträgen überlastet, die Belieferung ist äußerst mangelhaft.

Mit einem völligen Gelingen ist im laufenden Jahre also keinesfalls zu rechnen, selbst wenn die Rechnung richtig ist und die Steigerung der Erzeugung um einen Zentner auf den Morgen ausreicht. Die Landwirtschaft denkt auch nicht daran, das Versprechen zu geben, uns schon im Herbste unabhängig machen zu können. Das ganze Unterfangen braucht Zeit, und es wäre schon sehr hoch zu bewerten, wenn wir wenigstens in absehbarer Zeit frei würden. Dahin aber können wir bei Opferwilligkeit, Pflichtbewußtsein und Ausnutzung der wissenschaftlichen und technischen Hilfsmittel kommen, und so gebührt dem Nährstande um seines Verantwortungsgefühls willen unbedingt Dank und Anerkennung.

In Verbindung mit dem Hilfswerk wird die Forderung völliger wirtschaftlicher Freiheit gestellt. Es ist klar, daß nur Freiheit zu höchster Anspannung der Kräfte reizt. Es ist ferner berechtigt, wenn die Landwirtschaft, die heute noch allein gewisse Fesseln trägt, das Recht, das allen anderen Berufsständen längst wurde, für sich begehrt, aber immer legt auch Freiheit zugleich die höchste Verpflichtung auf. Der Unfreie handelt pflichtgemäß unter äußerem, der Freie unter innerem Zwange.

Die Behauptung, daß jetzt schon Herbstlieferungen seitens unserer Landwirtschaft zu Preisen abgeschlossen worden seien, die eine Steigerung des Brotpreises von heute 13,50 Mark auf 50—80 Mark bedingten, ist noch von keiner Seite aus bewiesen worden. Sie ist höchstwahrscheinlich nichts weiter als eines der viel gebrauchten Mittelchen, mit denen wir Volks-„Versöhnung" treiben, aber es ist sehr wohl möglich, daß im Herbste die Tatsachen den Vermutungen und Befürchtungen von heute entsprechen, einmal wegen der andauernd wachsenden Entwertung unserer Mark, zum andern eben infolge der völligen wirtschaftlichen Freiheit.

Ich betone noch einmal: Die Landwirtschaft hat unbestreitbar ein Recht, sie zu fordern, aber wir müssen uns auch über die praktischen Folgen klar sein.

Völlige wirtschaftliche Freiheit bedeutet Angleichung des Preises des Inlandgetreides an den Weltmarktpreis.

Die deutsche Industrie ist darum voll beschäftigt, weil sie infolge des Valuta-Unterschiedes noch konkurrenzfähig ist. Das bewahrt uns vor Arbeitslosigkeit. Jede Steigerung der Löhne vermindert die Konkurrenzfähigkeit. Es kann ja darin wohl noch eine Weile fortgehen, aber in dem Augenblicke, da unsere Mark im Inlande nicht mehr wert ist als im Auslande, ist es vorbei. Dann ist mit einem Schlage die Arbeitslosigkeit da. Noch jüngst war es so, daß die Mark im Auslande etwa zwei Pfennige, im Inlande sieben Pfennige galt. Das sieht unwesentlich aus, bedeutet aber, daß wir im Inlande noch immer nur den dritten Teil dessen zu zahlen hatten, was uns das Ausland für die gleiche Ware abnahm.

Völlige Freiheit der Wirtschaft birgt also ganz unzweifelhaft die Gefahr des Ausgleiches zwischen Auslands- und Inlandsvaluta, damit die der Lahmlegung der Industrie, der Arbeitslosigkeit. Ich sage nicht, daß es unbedingt dahin kommen muß, ich rede nur von der Gefahr, daß es so kommt.

Man wird also unbedingt mit der Landwirtschaft darüber zu verhandeln haben, ob nicht ein Ausweg zu finden ist. Soweit ich die Landwirtschaft kenne, wird sie zu den Verhandlungen bereit sein. Wenn sie auch Freiheit fordert, so kennt sie doch ihre Verantwortung und hat keineswegs die Absicht, gerade den armen Menschen das Leben unmöglich zu machen. Sie hat das bereits wiederholt bewiesen durch freiwillige Senkung der Kartoffel- und Brotpreise.

Es ist aber unbillig, nur von der Landwirtschaft Berücksichtigung des Unterschiedes zwischen Inlands- und Auslandsvaluta zu fordern. Gesetzt den Fall, der Weizenpreis stiege wirklich auf 500 Mark für den Zentner. Das wäre das Fünfzigfache des Friedenspreises. Heute kostet ein Anzug, den wir im Frieden mit 70 Mark bezahlten, 3000 Mark, und die Schneider reden für die nächste Zukunft von ganz unabsehbaren Steigerungen. Für ein Paar Schuhe, das wir einmal mit 15 Mark bezahlten, werden 600 Mark gefordert usw. Wie sollen die Preise im Herbste aussehen?

Nein, vor den Wagen, auf den wir unsere Zukunft geladen haben, müssen wir uns alle spannen. Wir müssen alle bemüht sein, einen Unterschied zwischen Inlands- und Auslandsvaluta zu erhalten.

Und noch ein anderes ist zu bedenken. Es ist rechnerisch nachgewiesen, daß wir unseren Verpflichtungen, die aus dem Frieden von Versailles und den Abkommen von London und Cannes herstammen, nur dann nachkommen können, wenn wir die Arbeitszeit allgemein von 8 auf 14 Stunden steigern.

Es fällt mir nicht ein, mich auf Erörterungen über die Berechtigung des Achtstundentages einzulassen. Ich selber habe ihn nie, und der Bauer hat ihn erst recht nicht. Niemals, selbst im Winter nicht. Das Gesinde unter Umständen, der Bauer und sein Weib nicht.

Will man das Hilfswerk der Landwirtschaft als ein Reichsnotopfer ansprechen — und ich mache den Vergleich, obwohl ich weiß, daß viele darüber lachen werden, denn es kann tatsächlich ein Reichsnotopfer werden —, dann muß ihm ein allgemeines Reichsnotopfer an Arbeit zugesellt werden, und beide müssen ergänzt werden durch ein noch viel allgemeineres Reichsnotopfer an Moral.

Weil wir unmoralisch wurden, im allerweitesten Sinne gesprochen und völkische Würdelosigkeit, Materialismus und Selbstsucht eingerechnet, darum die Zerklüftung innerhalb unseres Volkstums und darum die furchtbaren Gegensätze zwischen ekelhaftem Schlemmertum und würgender Armut.

Gustav Schröer



Indien

Auf die Anfrage im Unterhause über die Unruhen in Indien, die nach der Ansicht des Generals Townshend auf das Verhalten der britischen Regierung während der letzten drei Jahre zurückzuführen seien, antwortete der Minister für Indien, Montagu, daß man die englische Regierung für die Aufstände in Indien nicht verantwortlich machen könne. Der Minister verwies auf die Rede des Präsidenten der Vereinigten Staaten über die Freiheit der Völker, auf die irische Frage, auf die Kämpfe in der Türkei, auf die Propaganda der Bolschewisten, auf die ganze heutige Weltströmung, die in Indien notwendigerweise Unruhen erzeugen müßte. Der Minister streifte auch — wohlweislich flüchtig — die schwere wirtschaftliche Lage der Bevölkerung Indiens.

Wenn nun auch selbstverständlich die erregenden Momente, die heute die Welt bewegen, auf Indien einwirken müssen, so steht doch fest, daß das Verhalten der britischen Regierung Indien gegenüber der eigentliche Grund der Aufstandsbewegung ist.

Indien ist von England wirtschaftlich dauernd unterdrückt worden. In Wahrheit durfte ja England, wenn es seine eigene Wirtschaft schützen wollte, die Wünsche Indiens nicht erfüllen. England mußte darauf bedacht sein, sich einen Abnehmermarkt in Indien zu schaffen und mußte sich so folgerichtig der Entwicklung dieses Landes entgegenstellen. England wollte billige Rohstoffe aus Indien beziehen und seine Fabrikate in Indien absetzen. Indien seinerseits, aus den ersten Entwicklungsstufen heraus, will seine eigene volkswirtschaftliche Entwicklung erreichen, will seine Rohstoffe veredeln und auf den Weltmarkt hinaussenden.

Durch den Krieg hatte sich England genötigt gesehen, Indien mehr zu entwickeln, als ihm lieb war. Infolgedessen ist eine Industriebewegung in Indien entstanden, und jetzt erkennt man erst, einen wie ungeheuren Druck England bisher auf Indiens Wirtschaft ausgeübt hat. Dieser Druck bestand im wesentlichen darin, daß man die indische Bevölkerung nicht entwickelte. Man schuf weder Schulen noch berufliche Ausbildungsmittel. Man gestattete dem indischen Unternehmer nicht, seine Söhne in England auf höhere wirtschaftliche Schulen zu geben oder etwa in dem hochentwickelten englischen Bankwesen arbeiten zu lassen. Man hat bewußt in Indien eine Halbbildung großgezogen. Die ungeheuren Verluste, die indische Unternehmer zu verzeichnen hatten, sind darauf zurückzuführen, daß England eine volkswirtschaftliche Schulung auch dem intelligenten Inder versagte. Man hat auch in anderer Weise nur dafür gesorgt, daß Indien nicht zur Selbständigkeit kommen konnte: es ist stets mit Schulden überlastet gewesen, weil es den kostspieligen Beamtenapparat, sowohl in Indien als auch in England für Indien, bezahlen mußte.

Durch die mangelhafte Entwicklung der Verkehrswege ist es dem indischen Landwirt niemals gelungen, sich eine ausreichende Existenz zu gründen. Die Armut der indischen Bauern ist erschreckend. Zu der Bildung großer Güter ist es nur in ganz vereinzelten Gegenden gekommen, obgleich die indische Agrarwirtschaft durch Plantagenkultur naturgemäß eine Großwirtschaft hätte entwickeln müssen.

Die junge indische Industrie, die unbedingt des Schutzzolles bedurft hätte, erlangte diesen nicht, weil England seine Waren ungehindert dort einführen wollte. Hier hätte jeder Schutzzoll gehemmt.

Ein internationales indisches Bankwesen konnte nicht errichtet werden, weil England nur seine Zweiginstitute bevorzugte und nur Engländer im wesentlichen die Bankgeschäfte führten. Infolgedessen haben die rein indischen Institute keine wirtschaftliche Entwicklung zu verzeichnen gehabt. Sie waren unsolide und schlecht betriebene Banken, die das Vertrauen der Bevölkerung selbstverständlich nicht für sich gewinnen konnten.

Die Erbitterung der Inder wurde um so größer, als man im Kriege Indien versprochen hatte, die Industrialisierung in die Wege zu leiten und diejenigen Hemmungen, die das Land am schwersten bedrohten, abzuschaffen. Als England sah, eine wie großzügige Industrieentwicklung in Indien während der Kriegsjahre stattfand, bemühte es sich nach Beendigung des Krieges, seine Versprechungen nicht einzuhalten.

Nun konnte aber England den einen Faktor nicht beseitigen, nämlich jenen, daß sich eine Industriearbeiterschaft in Indien gebildet hatte. Indien war bisher nur als Agrarland anzusprechen. Vor dem Kriege waren nur 12% aller Erwerbstätigen in der Industrie beschäftigt. Industrieviertel gab es kaum. Die Arbeiter kamen vom Lande in die Stadt, waren unständige Elemente, so daß eine Koalitionsbewegung so gut wie ausgeschlossen war. Anders heute. Mit dem Kriege haben sich Industriezentren herausgebildet (Eisen, Baumwolle, Jute, vor allem aber in der Textilindustrie).

Die indische Arbeiterschaft hat, wohl geführt von europäischen oder amerikanischen Elementen,

begonnen, eine Koalitionsbewegung in die Wege zu leiten. Diese ist selbstverständlich noch gering. Die Gewerkschaften der Bergleute hatten im März 1920 etwa 300 000 Mitglieder, die der Eisenbahner 150 000 und jene der Baumwollarbeiter 200 000. Das ist innerhalb einer 300-Millionen-Bevölkerung eine verschwindende Zahl. Aber diese Arbeiter sind stark konzentriert. Hauptkonzentrationspunkt ist Bombay. Hinzu kommt, daß die Landbevölkerung, die außerordentlich verärgert ist, die Koalitionsbewegung übernimmt. Zwar nicht im Sinne unserer heutigen Gewerkschaften, sondern im Sinne der Übernahme aufrührerischer Ideen. Wie weit die Zustände gediehen sind, zeigt sich daraus, daß die englische Regierung sich genötigt sah, im April 1921 ein besonderes Arbeitsministerium, das Industrie- und Arbeiter-Departement zu schaffen. Im Oktober 1920 hatte der erste Allindische Handels-Union-Kongreß in Bombay stattgefunden. Im wesentlichen noch ohne Wirkung; aber die englische Regierung sieht doch voraus, daß ihr hier außerordentliche Schwierigkeiten erwachsen werden, denn sie bemüht sich bereits, Scheingesetze gegen die Koalition herauszugeben. Sie wendet hier dieselben Mittel an, die sie einstmals vor Jahrzehnten ihren eigenen Arbeitern zu kosten gegeben hat. Zu nennen sind hierbei die Verurteilungen zu Schadenersatz der Gewerkschaften, dann die Registrierung der Gewerkschaften.

Die Aufstandsbewegung unter den Arbeitern wird durch die herrschende Arbeitslosigkeit vergrößert. Die Arbeitslosigkeit ist durch die Stagnation in der indischen Wirtschaft entstanden, die mit der ganzen Weltkrisis in Verbindung steht. Hinzu kommt, daß England mit allen Mitteln die Entwicklung der indischen Industrie hintertreibt. Es sei nur daran erinnert, daß England der Textilindustrie die Maschinen nicht zur Zeit lieferte, wodurch Werke Verluste bis zu Konkursen erlitten haben; desgleichen dadurch, daß England nach Möglichkeit bestrebt ist, die indische Ware auf dem Weltmarkt herabzusetzen. Da die Schutzzollbewegung für Indien negativ verläuft, ist die junge Industrie der Weltmarktkonkurrenz ausgeliefert, der sie selbstverständlich noch machtlos gegenübersteht.

Mit Scheinmanövern versucht England seine Haltung zu verdecken. England verteilt Arbeitslosenunterstützungen, die aber so geringfügig sind, daß sie dem Tropfen auf dem heißen Stein gleichen. Es erhalten z. B. 222 480 Personen Unterstützung; das ist eine ganz lächerliche Zahl. Dazu sind die Preise aller Waren außerordentlich gestiegen.

Um den Kampf gegen England aufzunehmen und seine eigene Industrialisierung durchzusetzen, hat sich eine Boykottbewegung herausgebildet, die dahin führt, daß die Inder nur einheimische Waren kaufen sollen; vornehmlich soll hierdurch die indische Textilindustrie entwickelt werden. Diese Bewegung nennt sich Cooperation-Bewegung. Der Urheber derselben ist Gandhi.

Es werden z. B. als Protest Kleidungsstücke fremden Ursprungs öffentlich verbrannt. Wir haben solche Berichte von der Elphinstone-Baumwollwarenfabrik, wo unter Beisein einer Menge von 10 000 Personen Waren, im wesentlichen Kleidungsstücke, verbrannt wurden. Wir finden Meldungen, daß ausländische Nahrungsmittel ins Feuer geworfen werden und daß man dazu schreitet, fremde Anlagen zu zerstören. Wenn nun auch diese Bewegung an sich wirtschaftlich für England noch nicht schädigend wirkt, so zeigt sie doch die Machtlosigkeit der englischen Regierung, die es nicht wagt, mit Gewaltmitteln vorzugehen. Ein weiterer Beweis, wie schwierig die Stellung für England in Indien wird, ergibt sich daraus, daß England jetzt das lange verlangte Zugeständnis gemacht hat, die Verlegung der Einkaufsabteilung der Regierung nach Indien zu bewilligen. Bisher wurde der Bedarf der indischen Regierung an Materialien aller Art durch das Stores-Departement of the India Office in London beschafft. Es handelt sich hier um hohe Werte. Im Jahre 1920/21 belief er sich auf über 10½ Millionen Pfund. Indien ist nun der Meinung, daß die indische Industrie einen großen Teil dieser Waren selbst liefern kann. Die indische Industrie hat nunmehr eine Reihe von Aufträgen erhalten, und die Verlegung der Einkaufsabteilung wird die englische Regierung nötigen, im wesentlichen in Indien selbst einzukaufen.

Es steht nicht zu erwarten, daß die Aufstandsbewegung in Indien den Erfolg haben wird, den man sich dort davon verspricht, wohl aber wird die eingeleitete Industrialisierung einen schnellen Fortschritt nehmen. Dieses Ergebnis wird nicht nur für die englische Wirtschaft in Betracht kommen, sondern Indien wird für den Gesamtweltmarkt von Bedeutung werden. Es ist anzunehmen, daß der Wettbewerb indischer Fabrikate in Kürze sehr fühlbar werden dürfte, soweit die Eisen- und Textil-Industrie in Frage kommt. Die billigen Arbeitskräfte, die ungeheuren Rohstoffe, über die Indien verfügt, müssen ihm eine Konkurrenzstärke sichern, wenn auch seine Waren noch die Mängel eines jungen Industriestaates tragen müssen. Die indische Eisenindustrie hat sich im Kriege außerordentlich entwickelt, und in Halbfabrikaten dürfte Indien auf dem Weltmarkte bald eine Stellung erlangen. Mit der Erstarkung der indischen Wirtschaft muß selbstverständlich nicht nur das Nationalgefühl des Inders wachsen, sondern zugleich seine finanzielle Leistungsfähigkeit und damit seine Widerstandsfähigkeit England gegenüber. Hieraus folgt ohne weiteres, daß England seine Stellung zu dieser Kolonie grundsätzlich wird ändern müssen. England ist bisher in schroffster Weise auf dem Wege fortgegangen, den Rassenunterschied bzw. den Farbenunterschied zwischen Inder und Europäer aufrecht zu erhalten. Der gebildete und reiche Inder war in dem ganzen Wirtschaftssystem Indiens stets dennoch eine mißachtete Persönlichkeit. Der Inder durfte alle unteren Beamtenstellen einnehmen, ohne jemals eine höhere Stelle besitzen zu dürfen. Auf keinem leitenden Posten, auch in der Volkswirtschaft nicht, wurde ein Inder belassen. Den Offiziersgrad haben indische Soldaten erst im vergangenen Kriege erlangt. Nur die außerordentlich schwierige Stellung, die in den Kampfhandlungen in Mesopotamien und Vorderasien England einnahm, haben es zu diesem Zugeständnis bewegen können. Indien wird sich jetzt die Aufhebung seiner Rassenentrechtung erzwingen, und hiermit ist einer der wesentlichsten Punkte der englischen Hoheit in Indien beseitigt.

Großbritannien hat im Kriege dieser Kolonie eine weitgehende Reform seiner Verfassung versprochen. Diese Verfassung sollte im Jahre 1921 Rechtswirksamkeit erlangen und Indien einmal finanziell leichter stellen (denn Indien hat bisher ja nicht für sich und seine Entwicklung, sondern für das Wohl Englands arbeiten müssen), sollte ferner Indien eine, wenn auch noch bescheidene Form des Selbstregimentes bringen und vor allen Dingen an der Verwaltung teilnehmen lassen. Wenn nun auch diese Verfassung nicht ausgeführt würde, so steht doch zu erwarten, daß es England unmöglich sein kann, den Wünschen Indiens in Zukunft **nicht** mehr zu entsprechen.

Aus den ganzen Vorgängen ergibt sich, daß England durch den Weltkrieg wohl in die Lage versetzt wurde, Deutschland den Todesstoß zu geben — daß man aber die Vernichtung Deutschlands selbst teuer zu bezahlen hat. England hat im eigenen Lande durch die Verfassung, die man Irland zuerkennen muß, sich eine Art Fremdstaat geschaffen. England hat sein Protektorat in Ägypten verloren. England hat diejenige Machtstellung, die es in Vorderasien und Mesopotamien zu erlangen glaubte, nicht durchführen können. England wird durch das Zusammengehen von Frankreich und Rußland in Vorderasien wie durch die Haltung Persiens in seiner Weltmachtstellung im vorderen Asien schwer geschädigt. Und England sieht nunmehr sein Kronjuwel, Indien, die Stütze seines Reichtums, aufs schwerste bedroht.

G. Buetz



Das alte Heer

Der Abgeordnete Stresemann hat auf dem Parteitag der deutschen Volkspartei in Stuttgart am 1. Dezember 1921 u. a. gesagt: „Die militärische Macht liegt zerbrochen am Boden. Mancher, der ihr geflucht hat, würde seinem Herrgott danken, wenn er sie noch aus dem Grabe herausholen könnte... 4½ Jahre hindurch haben wir gegen mehr als die Hälfte der Welt gekämpft. Kann man da von der Schuld der Armee und ihrer Führer reden?“

Diese Worte fanden den stürmischen Beifall der zahlreichen Versammlung und geben den Ansichten weitester Volkskreise treffenden Ausdruck.

Fehler und Schäden sind in einem Millionenheer unvermeidlich. In früheren Aufsätzen wurde bereits darauf hingewiesen, daß manche Maßnahmen der Führung der Kritik Angriffspunkte bieten. Jeder Kenner der Kriegsgeschichte endlich weiß, daß eine lange Kriegszeit stets unerfreuliche Erscheinungen im Gefolge zu haben pflegt. General v. Kuhl macht darauf aufmerksam (Deutsches Offiziers-Blatt Nr. 38), daß vieles, was bei uns von antimilitaristischer Seite dem Heer zur Last gelegt wird, beim Gegner in noch viel schärferer Weise zutage getreten ist, und belegt dies mit zahlreichen Beispielen aus deren Kriegsliteratur. In der alten Armee war gewiß nicht alles mustergültig, manches konnte geändert und besser gemacht werden. Im großen und ganzen überwogen aber die guten Seiten bei weitem die vereinzelten Auswüchse.

Mit letzteren beschäftigen sich zwei Bücher, die in militärischen Kreisen beträchtliches Aufsehen erregt haben und daher eine Besprechung verdienen, schon um schiefen Auffassungen die Spitze abzubiegen und falschen Urteilen über die alte Armee bei solchen, die diese nicht näher kannten, vorzubeugen. Es sind dies „Das alte Heer“ von einem Stabsoffizier (Verlag der Weltbühne, Charlottenburg 1920, 143 S. 10 M) und „Die alte Armee und ihre Verirrungen“ von Generalmajor Gerold v. Gleich (Verlag K. F. Köhler, Leipzig 1919, 100 S.).

Der anonyme Verfasser von „Das alte Heer“, der aus leicht begreiflichen Gründen seinen Namen verschweigt, ist anscheinend ein vergrämter Generalstäbler und war im Felde Regimentskommandeur. Er ist seinem eigenen Geständnis nach Sozialdemokrat, erwartet von dieser Partei alles Heil der Zukunft und liebäugelt sogar mit dem Kommunismus. Diese geistige Einstellung hat die Objektivität seiner Darstellung natürlich ungünstig beeinflußt und drückt das Buch vielfach auf das Niveau einer gehässigen, subjektiv gefärbten Tendenzschrift herab. Es ist schade darum; denn der anonyme Stabsoffizier ist sonst ein kluger, geistreicher, mit einer treffenden Beobachtungsgabe ausgestatteter Kopf, der sich viel umgesehen hat, anscheinend auch über eine gute Personenkenntnis verfügt, und jedenfalls amüsant und witzig zu plaudern versteht. Er ist ein Vertreter jenes Typs, den er selbst im Abschnitt „Kriegsakademie“ als „militärischen Sozialdemokraten“ recht gut gezeichnet hat, „der an allen militärischen Einrichtungen und Persönlichkeiten eine schonungslose Kritik übte und schwer darunter litt, daß die Armee traditionell eine selbst sehr milde Kritik durchaus nicht duldete, sondern diese oft recht klugen Köpfe zur Unfruchtbarkeit verdammte“. Man mag über das Buch denken wie man mag, es ist jedenfalls unterhaltend, und darin liegt gerade eine große Gefahr. Denn da sich das Buch so angenehm liest und auch manches Körnchen Wahrheit enthält, ist man leicht geneigt, alles, was der Verfasser sagt, für bare Münze zu nehmen und zu vergessen, daß die Schilderungen vielfach höchst einseitig und subjektiv, oft maßlos verzerrt und übertrieben, ja mitunter direkt unwahr sind. Das Buch ist daher von dem, der die alte Armee nicht gekannt hat, mit Vorsicht zu genießen. Dem, der sie gekannt hat, aber sagt es nicht viel Neues. Denn die berührten Mißstände waren allen älteren Offizieren wohlbekannt. Sie liegen zum Teil in der menschlichen Natur begründet und werden daher auch fortbestehen, solange die Menschen sich nicht ändern. Von beispielloser,

maßloser Heftigkeit ist das Urteil des Verfassers über den Kaiser, in dem er den Urgrund allen Übels sieht. Wenn ich auch sachlich dem Verfasser leider in manchem Punkte recht geben muß, so ist doch die Art und Form seiner Angriffe gegen die Person des Kaisers, dem er nun einmal als ehemals Königlich preußischer Offizier den Eid der Treue geleistet hatte, zum mindesten abstoßend, takt- und geschmacklos, und man begreift, daß das Buch schon aus diesem Grunde in preußischen militärischen Kreisen schärfste Ablehnung und eine vernichtende Kritik gefunden hat, die m. E. allerdings vielfach über das Ziel hinausschießt, denn das Buch enthält doch manchen guten Gedanken und manches treffende Urteil.

Es ist in drei Abschnitte gegliedert, von denen der erste Betrachtungen über das Kadettenkorps, Kriegsakademie, Generalstab, Kriegsministerium, Militärkabinett, Großes Hauptquartier, die Waffengattungen, das Offizierkorps, die Feldarmee, Etappe und Heimarmee enthält. Den zweiten Abschnitt möchte ich den gelungensten nennen. Er enthält vielfach köstliche Porträtskizzen der einzelnen Führer, in denen diese jeder Heldenpose entkleidet, vielfach nur allzu intim und in ihren menschlichen kleinen Schwächen uns vor Augen geführt werden. Je nach der subjektiven Einstellung des Verfassers zu den Betreffenden werden diese Schwächen vergrößert oder verkleinert. Bürgerliche Generale wie Ludendorff und Beseler erfreuen sich seiner besonderen Wertschätzung, doch wird er auch der Bedeutung der adeligen v. Schlieffen, Bülow, Häseler und von der Goltz gerecht.

Beim Namen von der Goltz möchte ich übrigens nicht unterlassen, auf ein von diesem, schon vor vielen Jahren geschriebenes, ausgezeichnetes Buch „Das Volk in Waffen" (Berlin 1899. R. v. Deckers Verlag, 449 S.) empfehlend aufmerksam zu machen, das ganz anders als die obengenannten und wie kein zweites geeignet sein dürfte, auch Laien in die Grundsätze und Regeln der Kriegsführung einzuführen und mit unserer trefflichen alten Armee, ihrem Offizierkorps und ihren Einrichtungen bekannt zu machen. Bei dem wiedererwachenden Interesse an den Geschehnissen des Weltkrieges kann das Studium dieses ausgezeichneten, geradezu klassischen Werkes jedem, dem es darum zu tun ist, sich ein eigenes Urteil über militärische Dinge bilden zu können, dringend angeraten werden.

Nach dieser kleinen Abschweifung möchte ich fortfahren, meiner Meinung Ausdruck zu geben, daß mir im Buch „Das alte Heer" die Charakteristik der einzelnen Führer im allgemeinen nicht schlecht getroffen zu sein scheint, wenn auch Licht und Schatten nicht immer gleichmäßig verteilt sind. Außer den bereits genannten Generalen sind noch der zweite Moltke, Falkenhayn, Heeringen und Mackensen geschildert, wobei die Skizzen über Falkenhayn und Heeringen besonders gelungen sein dürften. Über die Unfähigkeit Heeringens sowohl als Kriegsminister wie auch als Armeeführer herrscht heute wohl kaum mehr eine Meinungsverschiedenheit. Es ist ein besonderes Verhängnis, daß gerade die ausschlaggebenden Stellen im Heer (Kriegsminister, Chef des Generalstabes und Chef des Militärkabinetts) mit Männern besetzt gewesen sind, die ihrer Aufgabe nicht gewachsen waren. Mit Interesse wird man ferner die humorvollen Schilderungen lesen, die der Verfasser von seinen früheren Lehrern auf der Kriegsakademie (Bernhardi, York, Freytag-Loringhoven und Stein) entwirft, weil diese Männer, mit Ausnahme des leider allzufrüh verschiedenen York, im Weltkrieg eine Rolle gespielt haben und auch sonst als führende Geister in der Militär-Literatur bekannt geworden sind. Nach den Heer- und Armeeführern kommen deren Chefs daran. Bei dem überragenden, der großen Öffentlichkeit vielfach nicht bekannt gewordenen Einfluß dieser Männer auf die Führung, der das Maß des Wünschenswerten und Zulässigen mitunter sogar überschritten hat, ist es von besonderem Reiz, auch sie näher kennen zu lernen. So werden uns vorgeführt: die Generale von Kuhl, Schmidt, von Knobelsdorff, Lüttwitz, Graf Schulenburg, Ilse, Loßberg, Reinhardt und Seeckt. Das von mir schon früher gefällte wenig günstige Urteil über den Chef des Kronprinzen (v. Knobelsdorff) findet hierbei seine Bestätigung. Der später beim Kapp-Putsch berühmt gewordene Lüttwitz erscheint uns als eine unbedeutende Persönlichkeit, während Seeckt, Loßberg und Graf

Schulenburg die besten Köpfe waren, die der Generalstab hervorgebracht hat. Viele Generalstäbler neigen dazu, sie über Ludendorff zu stellen. In seinem Gesamturteil über den Generalstab muß sogar der von Voreingenommenheit für diesen gewiß nicht angekränkelte Verfasser zugeben, daß es dort keine Bevorzugung gab und daß der Tüchtige in die Höhe kommen konnte. Er schließt seine Betrachtungen hierüber mit den Worten, daß der deutsche Generalstab eine mustergültige Einrichtung war.

Württemberger werden mit Befriedigung davon Kenntnis nehmen, daß in dem folgenden Abschnitt, der den Fürstlichkeiten gewidmet ist, der verstorbene König von Württemberg und Herzog Albrecht von Württemberg am besten abschneiden. So schreibt er über den König: „Die sympathischste Persönlichkeit unter den Bundesfürsten war wohl der König von Württemberg, ein kluger, taktvoller, ja weiser Regent, der kaum einen Feind haben dürfte." Aus dem Munde des Sozialdemokraten immerhin ein ehrendes Zeugnis. Herzog Albrecht wird als gütiger, durch und durch vornehm denkender Grandseigneur geschildert, der als Soldat sein Fach wohl beherrschte. Dagegen ist der Verfasser kein Freund des Kronprinzen, den er für politisch kompromittiert und seinem Vater zu ähnlich hält. Nach allem, was man jetzt über den Kronprinzen hört, ist dieses Urteil nicht zutreffend und nicht gerecht, sondern scheint stark von Parteirücksichten beeinflußt zu sein. Treffender ist das Urteil über den Prinzen Eitel Friedrich, dem er Takt, gesunden Menschenverstand, Einfachheit und ein wirklich warmes Herz für seine Soldaten nachrühmt. Dem ehemaligen Klosettreisenden und Reichskanzler a. D. Hermann Müller, der den Prinzen erst kürzlich in unqualifizierbarer, unanständiger Weise angepöbelt hat, sei aus dem Buch seines Parteifreundes dieses Kapitel, das besonders die große persönliche Schneid und Tapferkeit des Prinzen hervorhebt, zur Lektüre angelegentlich empfohlen.

Bei der Fülle des Stoffes ist es nicht möglich, auch noch auf die weiteren Abschnitte, die neben schiefen Urteilen auch manches treffende Wort, z. B. über die Militärgerichtsbarkeit, enthalten, näher einzugehen. Gegenüber den hämischen und gehässigen Angriffen, denen die alte Armee und insbesondere das Offizierkorps heute noch immer ausgesetzt sind, möchte ich mich darauf beschränken, den Verfasser als einen seiner ganzen Gesinnung nach gewiß unverdächtigen Zeugen, in nachstehendem selbst zu Worte kommen lassen: „Die Offiziere der Kampfdivisionen waren in überwiegender Anzahl Männer, auf die das deutsche Volk stolz sein darf... Ich behaupte: das aus allen Kreisen der Gebildeten und Halbgebildeten hervorgegangene Offizierkorps der kämpfenden Truppen — der kämpfenden! — hat im Kriege seine Vorgesetztenpflicht erfüllt und seinen Untergebenen gegenüber im allgemeinen nicht versagt. Seine Kennzeichen waren: Tapferkeit, Selbstbeherrschung, Uneigennützigkeit, und mit wenigen Ausnahmen, ein gutes Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Untergebenen... An der Niederlage sind die kämpfenden Truppen und ihre Offiziere unschuldig."

In welchem Umfang das Offizierkorps seine Pflicht getan hat, darüber gibt eine kleine Schrift des Generalleutnant v. Altrock „Vom Sterben des deutschen Offizierkorps" (Verlag E. S. Mittler, Berlin 1921, 64 S., 10 M) in geradezu erschütternder Weise Auskunft. Hiernach starben fürs Vaterland 54894 Offiziere, 1752 000 Unteroffiziere und Mannschaften und 1555 Beamte, zusammen 1808545 deutsche Helden. Hiervon entfallen auf Preußen 1389291, Bayern 186199, Sachsen 123597, Württemberg 73565, Schutztruppen 1046, die Marine 34847. Zahlreiche Tabellen veranschaulichen die auf die aktiven Offiziere, die Offiziere des Beurlaubtenstandes und der Inaktivität, sowie die einzelnen Dienstgrade und Waffengattungen treffenden Zahlen. Wenn man bedenkt, daß die Gesamtzahl der Offiziere während des Krieges 45923 aktive und 226130 Offiziere des Beurlaubtenstandes betrug, so reden diese Zahlen an Toten allein eine deutliche Sprache. Die unzähligen Offiziere, die als Verwundete für ihr Vaterland geblutet haben, sind hier nicht mitgerechnet. Selbstzucht, Ein- und Unterordnung, Pflichttreue und Tatkraft waren die hervorstechendsten Merkmale des alten deutschen Offizierkorps, das die unvergleichliche, selbst von unseren Feinden anerkannte und bewunderte Armee von 1914

geschaffen und von Sieg zu Sieg geführt hat. Dem gegenüber wollen kleine Schönheitsfehler und Mängel, wie sie in jedem Heere zutage treten, nicht viel besagen.

Mit ihnen beschäftigt sich das Buch des Generals v. Gleich, das, wie vorweg bemerkt sei, auf einen durchaus anderen Ton gestimmt ist, als das vielfach den gleichen Stoff behandelnde, eben besprochene Buch des anonymen Stabsoffiziers. General v. Gleich, ein geistig ungemein hochstehender und vornehm denkender Offizier, hat sich seine Betrachtungen als eine Art militärischen Testaments gedacht, dazu bestimmt, späteren Generationen ein Bild des alten Heeres zu geben, das auch solche Züge enthielt, die der breiten Öffentlichkeit weniger zugänglich waren. Ich kann es wohl verstehen und dem Verfasser nachfühlen, daß er das Bedürfnis gefühlt hat, seinem gepreßten Herzen Luft zu machen und endlich einmal, nachdem die bisherigen Hemmungen gefallen waren, all das offen auszusprechen, was die meisten verständigen älteren Offiziere in langer Dienstzeit gedacht, beobachtet und erfahren hatten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß nur die lautersten Beweggründe den General von Gleich zu seiner Veröffentlichung bewogen haben und daß er dadurch seinem Vaterlande zu dienen gedachte. Und doch wäre das Buch nach meiner Meinung besser nicht geschrieben worden, so ausgezeichnet es an sich auch ist. Ich stimme dem Verfasser in fast allem, was er sagt, rückhaltlos zu. Sein Urteil ist klar, treffend und durchaus objektiv. Etwaige Einwände, die man gegen das Buch erheben könnte, hat der Verfasser selbst richtig herausgefühlt und in der Einleitung erwähnt. So ist auch er der Gefahr einer Verallgemeinerung besonders krasser Einzelvorgänge teilweise erlegen. Was er z. B. über Mißstände bei Ausbildung der Kavallerie zum Fußgefecht (S. 20), wissentlich falsche Rapporterstattung (S. 95) und die Geringschätzung wissenschaftlicher Betätigung in manchem Offizierkorps sagt, sind Einzelfälle, die nach meinen auch nicht gerade geringen Erfahrungen auf die Masse der Armee glücklicherweise nicht zutreffen. Gleich sagt selbst in der Einleitung: „Sehr vielen wird das Gesagte wenig oder nichts Neues bieten". Dies ist richtig und trifft vor allem auf die Masse der verständigen, älteren Offiziere zu. Aus diesem Grunde sehe ich auch keine Notwendigkeit, daß das Buch geschrieben werden mußte. Denn es ist wohl anzunehmen, daß dem General v. Seeckt und den sonst noch an maßgebender Stelle befindlichen Männern die in dem Buch berührten Mißstände ebenso bekannt gewesen sind wie Herrn v. Gleich und mir. Für die Neuordnung unseres Heerwesens ist also mit dem Buch nichts oder nicht viel gewonnen. Allerdings hatte v. Gleich bei dessen Abfassung nicht unsere Söldnertruppe, sondern ein milizartiges Volksheer im Auge. Es wäre besser gewesen, das Buch, anstatt es zu veröffentlichen, dem Reichswehrministerium als Denkschrift einzureichen. Denn die große Masse weiß nichts Rechtes mit ihm anzufangen. Sie sieht nur die berührten Mißstände, die, wie es bei allen derartigen Betrachtungen natürlich der Fall ist, stärker hervortreten als die Lichtseiten, an denen die alte Armee doch so unendlich reich war. Aus diesem Grunde ist in Kameradenkreisen dem Herrn v. Gleich seine Veröffentlichung vielfach stark verübelt worden, und muß auch ich, bei aller sonstigen Anerkennung für das Buch und seinen Inhalt, gestehen, daß der Zeitpunkt der Veröffentlichung (1919) verfrüht und denkbar ungünstig gewählt war. Heute haben sich ja die Meinungen seitdem etwas geklärt und beruhigt.

Jedenfalls sind die Ausführungen des Herrn v. Gleich für den, der militärischen Fragen Interesse entgegenbringt, fesselnd und lesenswert. Sie verraten uns einen klugen, vielseitig gebildeten und vaterländisch fühlenden Offizier von reicher Erfahrung, treffender Beobachtungsgabe und edlem Charakter, kurz, einen ungemein sympathischen, ganzen Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck hat. Das meiste, was er sagt, wird vielen alten Offizieren aus der Seele gesprochen sein. Licht und Schatten sind gerecht verteilt, wenn auch eine gewisse pessimistische Grundstimmung unverkennbar ist. So hat Herr v. Gleich schon 1914 nicht an unseren Sieg geglaubt und hat prophezeit, daß wir der Übermacht erliegen müssen. Wenn er sein Buch mit den Worten schließt: „Der Weltkrieg war für uns verloren, noch ehe er begonnen hatte", so gestehe ich, daß ich dieser Auffassung nicht mehr zu folgen vermag.



Daß es einzig und allein schließlich die amerikanische Hilfe gewesen ist, die uns bezwungen hat, und daß ohne sie die Entente schwerlich den militärischen Endsieg davongetragen hätte, wird in ebenso klarer wie überzeugender Weise von Oberstleutnant Siehrl in seiner kleinen Schrift „Das amerikanische Expeditionskorps in Europa 1917/18" (Verlag E. S. Mittler, Berlin 1922. 51 S. 8,50 ℳ) dargelegt. Das Büchlein ist lesenswert und geeignet, die Großsprechereien der Franzosen, die sich heute mit dem Sieg brüsten, auf das richtige Maß zurückzuführen. Einzig und allein die amerikanische Armee hat Frankreich, das dem Erliegen nahe und fast kampfunfähig war, gerettet. Amerika und die deutsche Revolution haben der Entente den Krieg gewonnen. Unserem alten Heere von 1914 gegenüber hätte aber auch Amerika nicht viel auszurichten vermocht.

Zum Schlusse sei noch eines Büchleins gedacht, in dem ein anscheinend noch jugendlicher Frontoffizier seine Eindrücke über den deutschen Offizier wiedergibt. („Über den deutschen Offizier" von A. Dreßler, Verlag Aurora, Dresden-Weinböhla 1920.) Ohne die geistige Höhe der beiden vorgenannten Werke zu erreichen, erzählt uns der Verfasser in frischem und harmlosem Plauderton von den Leiden und Freuden des Frontoffiziers im Frieden und Krieg und all dem, was ihn bedrückt und auch mitunter verschnupft hat, und was anders und besser hätte sein können und dürfen. Auch er kommt zu dem Schluß, daß der deutsche Offizier überall seine Pflicht getan hat und daß die gegen ihn eingeleitete Hetze ebenso gemein wie ungerecht ist.

Mit letztern beschäftigt sich ein sehr verdienstvolles Buch „Die Offiziershetze als politisches Kampfmittel und Kulturerscheinung" von G. A. Böhm (J. F. Lehmanns Verlag, München 1922, 112 S., 22 ℳ), dem weiteste Verbreitung zu wünschen ist. Der Verfasser ist keineswegs blind gegen Fehler der deutschen Offiziere, aber er verlangt sachverständige und gerechte Kritik und bekämpft die Versuche, das Ansehen des deutschen Offizierstandes durch unsachliche Kritik, durch Ausschlachtung und Verallgemeinerung einzelner Mängel und Verfehlungen, durch Beschimpfungen und Verleumdungen und bösartige Karikaturen herabzusetzen. An der Hand einer reichhaltigen Blütenlese wird gezeigt, daß die hauptsächlich von radikalen Literaten und Zeitungsschreibern inszenierte planmäßige Offiziershetze weniger die Menschen, als ein System und die diesem zugrunde liegende Weltanschauung treffen will. Der Kampf gegen Offiziere und „Militarismus" (in Wirklichkeit gegen Vaterlandsliebe und Opfermut) ist nur eine Teilerscheinung des von diesen dunklen Mächten geführten Kampfes gegen die deutsche Kraft und die deutsche Familie. Das ist der wahre Sinn der nach der Revolution entfesselten planmäßigen Hetze gegen die Offiziere als die Vertreter von heldischem Sinn, Vaterlandsliebe, Treue, Opfermut und Kameradschaft. Das Buch ist ein wertvolles Aufklärungsmittel.

Ich aber schließe mit den Worten Hindenburgs über den deutschen Offizier (Weihnachten 1918): „Vor dem Richterstuhl der Weltgeschichte steht er ungebeugt und unerreicht, dem Urteil des deutschen Volkes sieht er scharf und klar ins Auge: — was er fordern darf und muß, ist die Anerkennung seiner Leistungen als Erzieher und Führer des Volkes, als Träger der Vaterlandsliebe und des Opfermuts im deutschen Heere."

Franz Freiherr von Berchem



Der Kaiser und die Schuldlüge

Die Moral des einzelnen ist nicht die der Staaten; planmäßiger Egoismus, bei dem einzelnen verwerflich, ist dem Staate Pflicht. Darum sind moralische und historische Schuld zwei verschiedene Dinge. Gutmütige Schwäche und mangelnde Einsicht, die den Inhaber dieser Eigenschaften im Privatleben vielleicht noch als eine Seele von Mensch erscheinen lassen, bilden für einen Staatsmann die gefährlichsten Laster. Künftige Geschlechter werden sich daher vielleicht vor den Kopf schlagen und fragen: Wie war es möglich, daß unsere Vorfahren in Deutschland sich mit so viel Eifer von dem Vorwurfe weißzubrennen suchten, sie hätten den Krieg verursacht? Denn das war ja gerade ihre Schuld, daß sie günstige politische Lagen, in denen sie die notwendige Auseinandersetzung unter Teilung ihrer Gegner mit Aussicht auf Erfolg hätten vom Zaun brechen können, ungenützt vorübergehen ließen und dann gerade im ungünstigsten Augenblicke in den Krieg hineintorkelten, ja auch noch in ihrer Torheit wie Verzweifelte mit Kriegserklärungen um sich warfen, so daß sie ihre Verteidigungsbündnisse verscherzten und den Anschein erweckten, sie hätten angefangen! Und diese ihre politische Torheit, diese ihre historische Schuld, die Zügel verloren und den Krieg nicht in dem Zeitpunkte entfesselt zu haben, wo er ihnen paßte, stellten sie noch selbst an den Pranger, indem sie sich gegen die Kriegslüge der Feinde verwahrten, jene Kriegslüge, die ihnen, wenn nicht politische Fähigkeit, so doch wenigstens noch politische Entschlußkraft andichtete. In der Tat, die Deutschen erscheinen vor dem Kriege und nach dem Kriege als dieselben politischen Toren. Denn es ist doch wohl dasselbe, wenn es den einen als Ideal erschien, ein stilles und geruhiges Leben zu führen und dabei immer mehr Geld zu verdienen — und die anderen rufen: „Nie wieder Krieg!", wenn auch Danzig und Posen, Metz und Straßburg vom Reiche losgerissen sind!

Also mit dem Weißbrennen von der Kriegslüge beweisen wir zunächst nichts anderes, als was wir leider schon lange wußten, daß politische Unfähigkeit der deutschen Leitung uns in den Krieg hineintreiben ließ; wir beweisen vor der Weltgeschichte, die das Weltgericht ist, unsere historische Schuld. Und doch kann diese Selbstbezichtigung, zu der an sich kein Angeklagter verpflichtet ist, unter Umständen zur politischen Notwendigkeit werden. Der Versailler Frieden steht und fällt mit der Schuldlüge. Nach dem angelsächsischen Cant, dem sich alle unsere anderen Feinde gern anschlossen, gilt die Moral des einzelnen auch für das Völkerleben — ausgenommen nur die Fälle, wo ihr eigener Vorteil beteiligt ist. Diese moralischen Grundsätze soll Deutschland verletzt haben, indem es seinerseits den Krieg vom Zaune brach, ohne alle friedlichen Austragsmöglichkeiten vorher erschöpft zu haben. Deshalb treffen das zwar nicht durch die Macht der feindlichen Waffen besiegte, aber doch von außen und von innen überwundene Deutschland in dem Versailler Frieden die Folgen seines „unmoralischen Handelns", namentlich die ungeheuerlichen Entschädigungsleistungen.

Gelingt es also, die Kriegslüge endgültig zu widerlegen und aus der Welt zu schaffen, so fällt der Versailler Frieden in sich zusammen. Freilich nicht von selbst, das könnte nur leichtfertiger Optimismus annehmen. Denn wie alles Recht bilden auch die völkerrechtlichen Beziehungen stabilisierte Machtordnung. Und so lange Deutschland nicht wieder die Macht besitzt, den Versailler Frieden zu zerreißen, bringt das auch die Widerlegung der Schuldlüge nicht fertig. Aber der Teil unserer Feinde, der sich beim Versailler Frieden verrechnet hat, kann die Widerlegung der von ihm selbst natürlich nie geglaubten Schuldlüge zum Vorwande nehmen, um eine Änderung des Versailler Friedens wenigstens nach der Seite der finanziellen Lasten herbeizuführen. Das ist die außenpolitische Wirkung.

Aber die Sache hat noch eine andere Seite. Weshalb hatten wir denn den „Dolchstoß von hinten" und die ganze Revolution? Weil der Kaiser mit seinen Ratgebern das Deutsche Reich frevelhaft in einen Weltkrieg getrieben habe. Deshalb wollte das feindliche Ausland mit der

kaiserlichen Regierung nichts mehr zu tun haben. Und das deutsche Volk, gehorsam gegen Wilsons Gebote, machte die anbefohlene Revolution in der sicheren Erwartung, daß die Geldsackdemokratien des Westens einer deutschen Demokratie mit Tränen der Rührung in die internationalen Bruderarme sinken werde. Statt dessen bekam man — den Versailler Frieden, wonach die deutsche Demokratie die angebliche Schuld des Kaisertums büßen sollte. Das war schon eine peinliche Enttäuschung. Stellt sich nun aber gar erst heraus, daß diese Schuld gar nicht vorhanden war, daß vielmehr die deutschen Staatsmänner vor der Revolution genau so friedselige Tröpfe waren wie nachher, so verliert die Revolution vollends ihre Berechtigung. Deshalb beschleicht unsere Regierenden und ihren Anhang immer ein unbehagliches Gefühl, wenn an der Schuldlüge gerührt wird.

Und endlich verknüpfen sich in der Schuldlüge innere und äußere Politik. Treitschke wirft in seiner Geschichte des Bonapartismus die Frage auf, weshalb die wiederhergestellten Bourbonen in Frankreich, wo sie Jahrhunderte geherrscht, nach bloß zwanzigjähriger Abwesenheit nicht wieder Wurzel schlagen konnten. Er beantwortet die Frage dahin: Weil das restaurierte Königtum die zwar nicht von den Verbündeten eingesetzte, aber allein von ihnen geduldete Staatsform, weil sie Fremdherrschaft war. Dasselbe gilt von der deutschen Republik: sie trägt den Stempel der Fremdherrschaft an der Stirn, sie bedeutet die knechtische Erfüllung der Wilsonschen Gebote, während sie im Gegensatze zur französischen Bourbonenherrschaft nicht einmal geschichtlich eingewurzelte Staatsform ist. Mit der Schuldlüge fällt jede angemaßte Berechtigung des Auslandes, sich in die inneren deutschen Verhältnisse einzumischen.

Deshalb fordern wir die gründliche Widerlegung der Schuldlüge nach jeder Richtung.

Am 27. Januar richteten sich die Blicke der nationalgesinnten Deutschen, auch wenn sie die geschichtliche Schuld der kaiserlichen Regierung seit 1890 voll zugaben, mit Wehmut nach Haus Doorn. Auf manchen Lippen lag die Frage: Wie mag eine Persönlichkeit, die so wie der Kaiser in fortgesetzter Tätigkeit, in beständigem Wechsel eine dreißigjährige Regierung hinter sich hat, jetzt die stille Zurückgezogenheit in engem Raum ertragen, wie mag der Kaiser seine Tage hinbringen? Die Antwort darauf geben zwei Bücher, deren eines den Kaiser selbst, das andere einen seiner nächsten Vertrauten, den Oberhofprediger Dr von Dryander, zum Verfasser hat. Beide stehen mit der Schuldlüge im engsten Zusammenhange.

„Vergleichende Geschichtstabellen von 1878 bis zum Kriegsausbruch 1914“ (1921, Verlag von K. F. Koehler in Leipzig) nennt sich das vom Kaiser verfaßte Buch, ohne ihn selbst auf dem Titelblatte zu erwähnen. Das Buch war ursprünglich nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, sondern nur für den eigenen Gebrauch und den eines engeren Bekanntenkreises. Erst auf Grund des bekannten Briefwechsels zwischen Hindenburg und dem Kaiser vom März und April 1921 entschloß sich der Verfasser zur Veröffentlichung. Der Kaiser läßt Tatsachen reden, nichts als Tatsachen. Aus 267 am Schlusse angeführten Quellenschriften stellt er den Stoff zusammen, durchweg in Form synchronistischer Tabellen, aus denen man ersieht, was gleichzeitig in Deutschland, England, Frankreich, Rußland, den Balkanländern usw. geschah. Jede persönliche Stellung, jedes Urteil gegenüber den Tatsachen ist vermieden. Die Tatsachen reden genug: sie besagen, daß England den Krieg gewollt und sich dazu Frankreich und Rußland herangeholt hat, die es allein nicht hätten machen können.

Die kaiserliche Schrift enthält die vernichtendste Verurteilung der Kriegslüge, die man sich denken kann. Sie hebt das im Versailler Vertrage enthaltene Anerkenntnis der moralischen Schuld Deutschlands auf für jeden, der Augen hat zu sehen und Ohren zu hören.

Wenn hienach von einer moralischen Schuld Deutschlands nicht mehr die Rede sein kann, so sinkt um so schwerer die Wagschale der historischen Schuld seiner leitenden Persönlichkeiten. Man denke an die Worte Sasanows 1913: „Die Friedensliebe des deutschen Kaisers bürgt uns dafür, daß wir den Zeitpunkt des Krieges selbst zu bestimmen haben werden“, oder an die Worte

Clemenceaus zum italienischen Handelsattaché Sabini, April 1914: „In drei Monaten werden wir Krieg haben, wird Italien mit uns sein?“ Sie brauchen in Berlin nicht bekannt gewesen zu sein, aber von ähnlichen Stimmungen und Äußerungen muß man auch bei der Unfähigkeit der deutschen auswärtigen Vertreter Kenntnis gehabt haben. Wenn man trotzdem in Berlin das Netz sich zusammenziehen ließ, ohne rechtzeitig loszuschlagen, so war das eine Versündigung am deutschen Volke. Die kaiserlichen Geschichtstabellen enthalten also ein vernichtendes Urteil über die deutsche Politik.

Dem scharfen Verstande des Kaisers, dessen Hauptfehler die mangelnde Entschlußkraft war, kann das natürlich auch nicht entgangen sein. Wenn er sich trotzdem zur Veröffentlichung entschloß, so opferte er sich und seinen geschichtlichen Ruf seinem Volke. Oder der Rat Hindenburgs, der ihm die Veröffentlichung empfahl, war ebenso verhängnisvoll wie der, im Interesse besserer Waffenstillstands- und Friedensbedingungen und zur Vermeidung des Bürgerkriegs nach Holland zu gehen. Trotzdem sind die kaiserlichen Geschichtstabellen zur Klärung der äußeren und inneren politischen Lage eine politische Tat, der größte Dienst, den der Kaiser nach seiner Abdankung dem deutschen Volke erwiesen hat.

Von ganz anderer Bedeutung sind die „Erinnerungen aus meinem Leben“ von Dr. Ernst von Dryander (Bielefeld und Leipzig 1922, Verlag von Velhagen & Klasing). Dryander hatte schon im Jahre 1919 in der „Täglichen Rundschau“ gegenüber den verunglimpfenden Angriffen ein Charakterbild des Kaisers veröffentlicht, in dem er dessen tief religiöse Persönlichkeit und die daraus hervorgegangene Friedensliebe des Kaisers betonte. Er tritt hier von neuem auf Grund nächster persönlicher Kenntnis als Eideshelfer dafür auf, daß der Kaiser den Krieg nicht gewollt hat. Mag man seiner Auffassung nicht in allem zustimmen, namentlich wenn er das Verhängnisvolle der kaiserlichen Ansicht vom Gottesgnadentum in Abrede zu stellen sucht, das steht zweifellos fest: Ein Charakter wie der des Kaisers konnte keinen Weltkrieg entfesseln. Das mag politisch für das deutsche Volk ein Unglück gewesen sein, es widerlegt die Kriegslüge auch nach der psychologischen Seite.

Aber auch sonst ist das Dryandersche Buch ein wertvoller Schatz, indem es die persönlichen Erinnerungen des gefeierten Kanzelredners zum Gemeingute des deutschen Volkes macht. Nicht ohne Wehmut wird man lesen können, was er über die Kaiserin sagt, die immer des Kaisers guter Engel war, vielfach von tieferer Menschenkenntnis und politischer Einsicht als der Kaiser, nur schade, daß sie sich in den entscheidenden Augenblicken nicht immer durchsetzen konnte. Das Dryandersche Buch, allerdings nur seinen Kindern und Enkeln gewidmet, gehört in jeden deutschen Haushalt.

Es war das Verhängnis des Kaisers, daß er so ganz das Kind seiner Zeit und seines Volkes war und deshalb von seiner Zeit und seinem Volke verworfen wurde. Vertrauen und Friedensseligkeit nach außen, Nachgiebigkeit gegen staatszerstörende Bestrebungen nach innen: sie halfen Weltkrieg und Revolution heranzüchten. Die radikale Demokratie, der er den Weg gebahnt, müßte ihn eigentlich als ihren Wegbereiter verehren. Denn sie ist es, die ihm ihre wesentlichen Erfolge verdankt.

Prof. Dr. Conrad Bornhak



Literatur, Bildende Kunst, Musik

Eberhard Königs „Rabenschlacht"

Die Rabenschlacht" bringt Eberhard Königs gewaltige Amelungentrilogie zum Abschluß, sie wundervoll zur Einheit krönend. Als Ganzes ist der „Dietrich von Bern" als tief religiöse Dichtung, als hohes Lied der Treue, als seelisches Entwicklungsdrama anzusprechen und zu werten. („Dietrich von Bern", Bühnendichtung in drei Abenden von Eberhard König; Leipzig und Hartenstein 1919/22. Erster Abend: „Sibich", 3. Aufl., 1921, geb. 18,75 *M*; zweiter Abend: „Herrat", 2. Aufl., 1921; dritter Abend: „Die Rabenschlacht", 1922, geb. 22,50 *M*. Vgl. auch meinen Aufsatz im „Türmer", 23. Jahrg. 1920/21, Heft 4, S. 281 ff.) War im ersten Teil („Sibich") der Held noch eine ungebrochene Einheit, geborgen in Gott, war seine sittliche Schönheit gewissermaßen verdienstlos, weil seiner adligen Artung angeboren, gab es für ihn in sittlichen Fragen nur ein eindeutiges Ja und Nein, so muß er im zweiten Teile („Herrat") durch das Leid, durch den Zweifel hindurch, geleitet von einer reinen Frau. Körperlich und seelisch genesen, schreitet er im letzten Teile („Die Rabenschlacht") durchs dunkle Tal der Schuld, muß er die Ruhe in Gott noch einmal erkämpfen, um sie endgültig zu besitzen. Hineingestellt in diese schweren seelischen Anfechtungen, entgeht der Berner der Gefahr, als ein farblos strahlender Held und Heiliger zu erscheinen, kann er zum lebensvoll wahren Abbild des deutschen Menschen werden, der die Mitte hält zwischen Typus und Individuum.

Als Dietrich nach langen Jahren innerer Zerrissenheit am Hunnenhofe zu sich selbst zurückgefunden hat, als er an Herrats Hand der Zweifelspein genesen ist und erkannt hat, daß auch Macht von Gott ist, Macht in der Hand des Guten, als er sich's endlich von Etzel gefallen läßt, daß ihm dieser das ungeheure Hunnenheer im Streite gegen Ermanrich von Rom zur Verfügung stellt, da läßt er sich wider bessere Überzeugung überreden, die Etzelsöhne mitzunehmen. Herrats Rat aber geschah aus der politischen Erwägung heraus, das Hunnenheer werde nur Treue halten, solange Etzels Kinder bei ihm seien. Gar bald sollte sich's auch zeigen, wie weltklug des Berners Weib geraten hatte. Aber Dietrich ist seitdem ruhelos, ein Tropfen Giftes kreist lähmend ihm im Blute, des Weibes schlaues Handeln paßt nicht zu seinem reinen Schild und heil'gen Mut. Und als die Etzelsöhne von Wittich dahingeschlachtet werden, da ist das Furchtbare da, nicht kann ihn der Sieg über Ermanrich mehr freuen, als Büßer zieht er hin zum Hunnenhofe. Aber auf diesem einsamen, weiten Ritt, zur Seite nur die ledigen Rosse der Erschlagenen, wird es still in ihm, fühlt er sich losgesprochen von Gott. Und wenn er nun zu Etzels Füßen sinkt, so geschieht es nur aus Ehrfurcht vor dessen Herzeleid. Der Hunnenkönig aber, einen Hauch von Dietrichs Geist verspürend, hebt ihn auf und drückt ihn an die Brust.

Man sieht schon aus dieser kargen Inhaltszeichnung, daß man bei diesem Weihespiele mit dem üblichen Schulbegriff der tragischen Schuld nicht auskommt, daß es bei solcher religiösen Dichtung schon genügt, wenn der Held seiner Wesenheit untreu wird, wenn er der Welt gegenüber den Schein der Schuld auf sich lädt, wenn ihm an seinem Schwertamt, das Gott ihm anvertraute wider den Antichrist, Zweifel kommen. Auch sonst wird dem Dichter wieder eine hurtige Kritik manches anzukreiden suchen: Wie schon beim „Sibich" wird man ihm vorhalten, daß

er von der großen Schlacht nichts vorführe, daß wir nur von ihrem Ausklange hören. Aber Eberhard König kam es eben einzig und allein auf des Helden seelischen Entwicklungsaufstieg an, während ihm die äußeren Ereignisse nur Beiwerk sind. Und zumal Schlachtgetöse wirkt auf der Bühne meist lächerlich, fechtende Schauspieler oftmals komödiantenhaft. Aber auch die schärfste Kritik muß erschweigen vor der Fülle unvergeßlicher Kostbarkeiten, die der Dichter vor uns ausgebreitet hat. Da ist vor allem neben dem hoheitsvollen, ganz in Höhenluft atmenden Berner die Figur des Hunnenkönigs zu nennen, eine der stärksten Schöpfungen, die dem Dichter überhaupt bislang geglückt ist, auch für den Geschichtsforscher anziehend und fesselnd: dieser seltsame, unausgeglichene Barbar, diese merkwürdige Mischung von Größe und Grausamkeit, Hochsinn und Niedrigkeit, Selbstbeherrschung und Laune, Offenheit und Tücke, Liebe und Brunst, sprunghaft schillernd, in ewigem Widerstreit mit sich selber, sich und sein Volk verachtend und doch voll Selbstgefühl. Wundervoll, wie er sich dem seelisch Ausgeglichenen und Starken unterlegen fühlt, wie es ihn zu diesem hinzieht und wie er sich zugleich darüber grämt und schämt. Dietrich aber weiß das Edle in dem Großen aufzuspüren und ans Licht zu ziehen, dem König selber zur Verwunderung und zum Verdruß.

Gemütstief und innig ist auch die Szene, in der Herrat Abschied nimmt von Dietrich, humorvoll des treuen Rosses Eifersucht auf des Berners Weib; zum Küssen die drei Buben in ihrer draufgängerischen Jugendkraft und selbstsicheren ersten Mannbarkeit. Erschütternd das Gespräch zwischen dem innerlich zerrissenen Wittich, der Romas Kaiser aufsagen will, und dem satanisch schlauen, durch grauenvolle seelische Vereinsamung furchtbar bestraften Weltherrscher, der — eine blutige Ironie — Wittich mit dem Mord an den Etzelkindern beauftragt.

Aus der Zeit geboren erscheint Dietrichs stolze Verachtung des wankelmütigen, beifallslüsternen Pöbels zu Bern (der Dichter hat hier den Berner mit hamletähnlichen Zügen ausgestattet), aber auch sein starkes, unbeirrbares, am Vorbild des höchsten Dulders gestähltes Pflicht- und Verantwortungsgefühl. Zu Tränen rührend die — auch technisch — kühne Nebelszene: diesen Todesritt der drei Jungen soll Eberhard König mal einer nachmachen, das ist shakespearesche Größe! Faustisch-mystisch mutet Wittichs Heimkehr aus der Wahnwelt in die ewige Mutterstille an — und endlich tief religiös das knappe, mit Andeutungen arbeitende Schlußbild. Das ist so einiges, was einem im Augenblick vor der Seele steht, nicht zu vergessen die wunderherrliche, überquellend reiche Sprache, die sich jedem einzelnen nach Art und Charakter anpaßt, sich schon äußerlich im wechselvollen Versmaße ankündigend (die Hunnen sprechen meist in rauhen, drei- und vierfüßigen Trochäen, die Germanen im klingenden Blankvers, in der Nibelungenstrophe oder gar in achtfüßigen Trochäen).

Zu Eberhard Königs Weltanschauung und seiner Auffassung des Heldischen bringt die gedankenbefrachtete dreiteilige Dietrich-Dichtung und zumal ihr letzter Teil wertvollste Aufschlüsse. Für ihn ist der Held Gottes Vasall, Mitkämpfer des leidenden, streitenden Gottes:

„Den Kampf der Kämpfe endet keine Schlacht!
Die Welt ist Gottes ew'ges Abenteuer,
Des Unverdrossnen. Und in immer neuer
Bereitschaft sollt ihr Schildamt für ihn üben.
Du selige Fechterschar in Walhall drüben,
Nie feiernd bis zum großen Todesfeuer —
Ich grüße euch, schon hüben
Des Asenvaters treuer
Einherier ich, der schon hienieden euer!"

Dr. Martin Treblin



Handpuppenspiele

Drei junge Kieler Studenten haben sich auf die Wanderschaft gemacht, um das alte Puppenspiel, das Kasperletheater, wieder zu Ehren zu bringen und es auf die noch unverbildeten jungen und — jung gebliebenen Herzen wirken zu lassen. Bei uns in Lübeck hat Professor Paul Brockhaus, dem wir schon die Bekanntschaft mit so vielen ähnlichen Bestrebungen zum Besten der seelischen Volksgesundung verdanken, auch diesen Handpuppenspielern sogleich die Wege geebnet. Denn es gehört dieses Unternehmen in die Reihe derer, die darauf bedacht sind, den heute geistig Hungernden statt des teuren, nicht sättigenden, eher vergiftenden „Ersatzes" die kräftige, gesunde, natürliche Nahrung wieder zukommen zu lassen.

Gar so lange ist es noch nicht her, daß das Kasperle in die Rumpelkammer geworfen wurde. Auch ich habe noch in der Marktecke stundenlang unter dem qualmenden Ölkännchen gestanden und bin nicht müde geworden, mitten im Weihnachtsmarktlärm dem Krächzen der Handpuppenspieler zu lauschen und mich zu freuen, wenn der Kasper das Gesindel vertagelte.

Was haben alle die raffiniert zurechtgekünstelten Schaustellungen, die angestrebte Natürlichkeit des Unnatürlichen, die flitterhaft überladenen Bühnenbretter, die Kinoherrlichkeiten — was haben sie uns denn gebracht als Ermüdung und Angewidertsein? Der Geist ging unter im Plunder.

Aber unser Volk ist jetzt ein armes Volk geworden — trotzdem ein seelenloser Teil der Nation heute mehr denn je über dem unterhöhlten Boden tanzt und praßt. Nun wagen es die, welche sich längst von der Überkultur abwandten, um auf sicherem Boden ein Leben im Geist zu führen, um der heranwachsenden Generation willen das Primitive, das durch seinen geistigen Gehalt Ansprechende und Ausgiebige, das einst viele erfreute, als das auch Billigere wieder hervorzuziehen. Wir sehen die umsichtigeren Theaterleiter einem drohenden Zusammenbruch durch die Stilbühne entgegenwirken. Volksbühnenorganisationen entstehen. Wandertruppen von Laienschauspielern fügen ihr Spiel unter Verzicht auf alle äußere Ausstattung außer der der bildschaffenden Körperbekleidung den gegebenen Räumen, vorzüglich der Kirchen, ein. Schüler folgen ihnen mit ihren Krippen- und Osterspielen nach. Das Marionettentheater belebt sich neu. Und nun haben wir auch die Handpuppenspiele mit dem guten alten Kasper wiedererhalten. Ein wenig feiner zurechtfrisiert im ganzen sind diese Spiele ja ein wenig mehr der Neuzeit angepaßt, die nun doch einmal durch die Reinhardterei hindurchgegangen ist und im Zeichen der Elektrizität steht. Die qualmende Ölkanne oder die Pechfackel beleuchtet die kleinen Spieler nicht mehr, sondern die elektrische Birne. Man spielt ja auch im geschlossenen Raume. Der „Putschenellerkasten" ist ersetzt durch einen sauberen Aufbau, dessen kleines Theater mit dem wechselnden Bühnenprospekt hinter der zum Reiten der Puppen bestimmten Rampe zu einer stimmungsvollen und lustigen „Ausstattung" der Szene immerhin Raum bietet und auch „Beleuchtungskünste" zuläßt. Sind doch auch die Sprecher nicht mehr alte Weiber oder irgendein Fahrender aus der Zunft des Pole Poppenspäler, sondern gebildete, fröhliche, sich ihrer idealen Ziele wohlbewußte Studenten. Im Grunde aber ist es doch das alte Kasperletheater, und vor allem: er selbst, der unsterbliche Held unserer Jugend, ist ganz der Alte geblieben — äußerlich wie innerlich. Noch immer hat er sein fröhlich-plietsches, langnasiges lackiertes Holzgesicht. Noch immer kämpft er mit Ungeheuern und seines Marieken's enghäuslichen Sorgen und Tränen. Noch immer setzt er sich mit Modevertretern auf seine besondere Weise auseinander, packt, wenn nichts anderes mehr verfangen will, nicht eben „das Schwert", aber den Knüppel und besiegt mit solcher handfesten Schlagfertigkeit Tod und Teufel. Und noch immer wirkt er daher begeisternd auf die Herzen unserer Jungens und Mädels, die heute mehr denn je zum Verdreschen geneigt sind und sich, unbekümmert um die unverdorrten Hände der ewigen Unterzeichner unserer friedfertigen und auf anderer Kosten freigebigen erwachsenen Volksgenossen, in der alten deutschen Gepflogenheit der Selbstbehauptung nicht irre machen lassen.

Das Herz muß jedem aufgehen, der das Zusammenspiel von solch einer jungen Zuhörerschaft und ihrem vertrauten Freunde Kasper, auf das dieses Spiel in seinem Verlauf sich immer mehr einstellt, miterlebt. Jauchzend schrie es aus allen Winkeln der dichtgefüllten Aula dem Kasper Antworten auf seine Fragen. Und mit zuversichtlich machendem Humor griff der kleine Tausendsassa eine jede auf. Gespielt wurde dieser ganz köstlich; je mehr die Verbindung mit der Zuhörerschaft sich herstellte, um so lebendiger wurde er. Gegen den Schluß strahlte das hölzerne Gesicht ordentlich ein Leuchten von Gutmütigkeit und kameradschaftlicher Anteilnahme aus. In der Stimme klang das Behagen dessen, der sich eins fühlt mit einer großen Vielheit. Die Augen schienen zu leben, und die winzige Holzhand fuhr beim Hinüberhorchen so echt ans Ohr, der Kopf neigte sich so ausdrucksvoll in die Richtung, als wäre es wirklich die Puppe, die da hörte und sprach, nachdachte, sich wunderte und Beziehungen anknüpfte. Als sich das Kerlchen einmal in den Seitenvorhang drückte, dessen Falten es mit der Hand noch weiter beiseite schob, und um die Ecke nach den geladenen „Professoren", die seitwärts unten saßen, heimlich eine Frage hinunterwarf, wirkten allein schon die Miene und Bewegung so aufs höchste belustigend, daß man hell hätte auflachen mögen.

Möchten doch diese jungen Studenten vielen Zulauf — zumal unter der Jugend — finden! Sie werden überall dankbare Freunde hinter sich zurücklassen. Und nicht nur in Niederdeutschland, wenn auch Kasper sich zunächst gern plattdütsch ausdrückt. Ihnen selber werden diese Fahrten durchs Land gewiß für ihr Leben noch mehr bringen als schöne Erinnerungen: — die Erfahrung, wie man auf junge deutsche Herzen tief wirken kann, und hoffentlich dann auch einst die Gewißheit, an der Ermutigung und Wiedererhöhung ihres Volkes erfolgreich mitgearbeitet zu haben.

Julius Havemann



Leben und Wollen

Als Knabe von zehn Jahren saß ich in Spanien einmal auf der Felskuppe eines Berges und sah in die weite Ebrolandschaft. Neben mir zupfte mein junges Ziegenböckchen, ein Geschenk meiner Eltern, an den spärlichen Kräutern, die an den Felsspalten ihr kümmerliches Dasein fristeten. Über mir strahlte der blaue südliche Himmel, an welchem die alles erbarmungslos bestrahlende glutheiße Sonne brannte. Die ganze Landschaft war in ein grelles Lichtmeer getaucht, farblos in ihrer Eintönigkeit. So weit das Auge reichte, Berge mit strauchartigen Kräutern und Pinien, unterbrochen von Feldern mit verkrüppelten Ölbäumen, in der Ferne der träge dahinfließende Ebro. Die Luft flimmerte, Bienen summten, unten in irgendeinem der Olivenbäume zirpte eine Zikade ihr eintöniges Lied. Über allem lagerte die der spanischen Landschaft zugrunde liegende Melancholie, — jene große Traurigkeit. Ich saß und sann und lauschte, und baute mir in meinem kindlichen Gehirne mancherlei Luftschlösser. Meine Phantasie war erwacht! Heute weiß ich, daß jene Stunde, jener Aufenthalt in Spanien während meiner Kinderjahre von entscheidendem Einflusse für mein ferneres Leben und meine spätere Tätigkeit geworden sind.

Nach einigen Jahren kam ich nach Deutschland, machte die verschiedenen Schulklassen durch, welche man für seine Lebensbildung braucht, und wandte mich zur Kunst, in welcher ich meine erste Ausbildung in Berlin, bei Becker-Tempelburg, Karl Richard Henker und Ludwig Erich Stahl erhielt. Da mein Vater wollte, daß ich einen festen Hintergrund haben sollte, mußte ich als Brotstudium in Zerbst die Bauschule absolvieren, nach welcher ich meine architektonischen Studien beendete. Im Alter von 22 Jahren unterrichtete ich dann in Dessau aushilfsweise für einen erkrankten Lehrer der dortigen Kunstgewerbeschule ein Jahr lang im Zeichnen, Malen



und in kunstgewerblichen Handarbeitsentwürfen, und bezog dann in Karlsruhe, um meine malerische Ausbildung vollends abzuschließen, als Schüler der Professoren Walter Georgi und Walter Conz die Akademie. Nach einigen Jahren daselbst wandte ich mich nach Frankfurt am Main, woselbst ich jetzt lebe und weiterschaffe.

Was ich schaffe? Alles, was mir auf dem malerischen und zeichnerischen Gebiete Befriedigung verursacht und aus mir herausquillt. An etwas muß ich trotz allem stets dabei denken, nämlich: „Alles das ist gut und schön, aber vor allen Dingen müssen wir unseren Garten bestellen", mit welchem Satze Voltaire seinen „Candide" enden läßt. Das heißt, daß auch ich um das tägliche Brot arbeiten muß, was ich dergestalt tue, daß ich mir die künstlerische Reklame für Industrie und Technik erwählt habe. Für große und kleine Firmen fertige ich die nötigen Reklamearbeiten an, für Buchverleger illustriere ich und verwende dabei auf meinen Reisen durch fremde Länder Erschautes und Erlebtes. Für uns aus dem Innern heraus Schaffende gilt ganz besonders die Losung: Arbeit. Eugène Delacroix hat einmal seine Stimmungen in einem Briefe an einen seiner Freunde ausgedrückt: „Die Arbeit ist mein großes Heilmittel gegen alle Nöte des Lebens. Wenn ich schlecht arbeite, bin ich traurig, aber dann kommen wieder gute Augenblicke, die mich ein wenig aufrichten." Ich glaube, so geht es manchem von uns und nicht zuletzt auch mir. Nun ergibt sich daraus eine Frage in bezug auf die Motivwahl der Arbeiten, die sich damit löst, daß diese aus den verschiedenen Stimmungen entstehen. Die Leser des „Türmer" kennen ja schon seit langem meine Arbeiten und haben von unserem allseitig verehrten, leider so früh verstorbenen Dr. Karl Storck genug über dieselben gelesen und gesehen. Es ist ein gar schwer Ding, wenn man über seine eigenen Werke etwas schreiben soll, mir liegt das nicht so. Ich entledige mich weiter meiner Aufgabe dergestalt, daß ich nun von meinen Scherenschnitten etwas erzählen will.



Einst sah ich im Jahre 1910, als ich noch Kunstgewerbeschüler Berlins war, am schwarzen Brett einen Aufruf zur Beschickung einer Silhouetten-Ausstellung angeschlagen. Silhouetten? Waren das nicht jene schwarzen Gebilde aus Papier, oder war das der Schatten an der Wand? Ich nahm mir also Papier und Schere und fing an, schnitt einige Tierbilder — und hatte Erfolg. Aber meine Silhouetten waren keine Bilder, wie sie die Biedermeierzeit hervorbrachte, sondern unbewußt hatte ich mit ihnen den räumlichen, perspektivischen Schnitt hergestellt, den ich durch eine innere Monumentalität noch verstärkte. Mir schwebten stets bei meinen Arbeiten riesige Wandflächen vor, die ich großräumig dekorativ beleben wollte dadurch, daß ich den Schnitt auf einen farbigen Hintergrund klebte. Trotzdem ich aus einer mannigfachen Lebensbewegung den gemeinsamen Grundton stets herausfühlte, welcher besonders stark in mir widerhallte und in



welchem ich eine Vielheit zusammenklingen spürte, halfen diese farbigen Hintergründe die Illusion der Größe unterstützen, wirkten aber durchaus nicht störend. Nun, nachdem ich den Schlüssel gefunden, schnitt ich weiter und weiter. So entstanden nach und nach viele Blätter, die immer mehr Liebhaber fanden und von denen heute über ein halbes Tausend in aller Herren Länder verstreut sind. Da ich von Jugendzeit auf stets in Gottes freier Natur war, hatte ich mich schon früh der Jagd zugewandt, jener großen Lehrmeisterin, welche uns so scharf sehen und beobachten lehrt. So entstanden eine große Anzahl jagdlicher Motive auf dem Gebiete der Graphik, Psaligraphie (Papierschneidekunst) sowie Malerei. Im Februarheft des „Türmer" finden wir als jüngsten Vertreter dieser Art den „Schwimmenden Hirsch".

Aber trotzdem ich meine Silhouetten so kühn ins Großräumig-Dekorative aufstreben lasse und trotzdem mir aus meinen Stimmungen heraus manches düstere Naturbild von erschütternder Wucht gelungen ist — ich denke da z. B. an mein „Totenvolk", „Talfahrt", „Golgatha" usw. —, glaube ich doch genug Phantasie und anmutig spielerische Beweglichkeit zu haben, um mich in die Idylle fernerer mythologischer Zeiten zurückzuversetzen, wo Pan dem Tanze zierlicher Nymphen und Najaden zuschaut oder, selbst auf dem Syrinx blasend, tolpatschig hinter seinem Panther einhertrottet. Auch die Welt des deutschen Märchens verschließe ich mir trotz allem keineswegs, und ich lasse die Prinzessin im kronengeschmückten Galawagen, von sechs zierlichen geweihten Hirschen gezogen, durch unseren deutschen Wald fahren, oder unter dem Mistelzweige sich den eleganten Galan zum Kusse auf die kokett gespitzten Lippen der Rokokodame — ganz



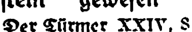
Kompliment und Korrektheit auch im zärtlichen Liebesduett — neigen. Aus dieser aber allzu gezirkelten Welt führt mich dann meine große Naturliebe wieder hinaus ins freie Hochgebirge.



Die Jahre vergehen, — und gar mancherlei praktische Aufgaben erhält man zum Lösen. So hat mich eine Silberwarenfabrik verpflichtet, die Entwürfe für Metallintarsien herzustellen, und ich arbeite soeben an dieser großen, schönen und schweren Aufgabe. Es macht mir Freude, daß auf diese Weise etwas von meinen Arbeiten und Ideen erhalten bleibt, wenn Papier und Farben längst vermodert sind. Das ist es ja gerade, was uns alle am meisten beschäftigt, denn von was leben wir eigentlich? Von dem wenig Nahrung und irdischen Freuden? Nein, von der Anerkennung unserer Werke, von ihrem Gedenken, von ihrem Fortbestand.

Beifolgende Abbildungen stellen eine Serie Notgeld dar, welche ich für die Gemeinde Fränkisch-Crumbach im Odenwald entwarf. Da Fränkisch-Crumbach die Heimat und der Geburtsort des Rodensteiners ist, nahm ich als Leitmotiv zu den fünf Scheinen Scheffels Sang: „Es regt sich was im Odenwald". Allerdings ist hier der Rodensteiner nicht der seine Habe und Dörfer vertrinkende Ritter, sondern der getreue Ekhart seines Reiches, welcher bei Bedrohung desselben mit seinen Mannen in den Kampf zieht. Im Jahre 1915 soll er wieder ausgezogen sein und man hörte über dem Dorfe Fränkisch-Crumbach ein Stampfen, Klirren und Waffengetöse, daß sämtliche Bewohner erschreckt auf die Straße eilten und heute noch fest und steif behaupten, daß dieses der in den Krieg ziehende Rodenstein gewesen





wäre. Einige dieser Leute haben ihre Beobachtungen zu Protokoll gebracht und eidlich bekräftigt. 1918 ist derselbe Lärm wieder vernommen worden. Diese Scheine sind besonders zeitgemäß, weil sie das Erlebnis unserer Zeit behandeln, und ich mache auf Vers 5 und 7 aufmerksam. Lieber Leser, sieh dir die Scheine an, urteile selbst darüber, nur eines kannst du nicht wissen, nämlich, daß dieselben äußerst großen Anklang fanden und immer noch finden und ihren Daseinszweck vollständig erfüllt haben!

Bei einer anderen Arbeit bin ich auch noch soeben, nämlich große Kartons zu bunten Bleiverglasungen für eine Kirche zu zeichnen.

Zweimal im Jahre findet, wie bekannt, die Frankfurter Internationale Messe statt. Bei dieser Gelegenheit kommen mir meine Kenntnisse für die Innen- und Außenarchitektur sehr zu statten, die ich mir, wie schon anfangs erwähnt, durch langjährige Studien von Grund auf holte. Es gilt hier für führende Firmen der Industrie großzügig angelegte Messestände zu entwerfen und aufzubauen. Sehr dankbar sind die gestellten Aufgaben und man kann hier seinen Ideen vollständig die Zügel schießen lassen, insbesondere auch, weil die großen Konkurrenzfirmen sich schon gegenseitig zu übertreffen suchen. Außer diesen Bauten auf dem Meßgelände gilt es auch solche rein reklametechnischer Natur in den Hauptstraßen Frankfurts auszuführen, auf die Weise, daß entweder die vorhandenen Lichtkandelaber der freien Plätze, wie die elektrischen Straßenbahnmasten, mit auffallenden Umbauten versehen oder daß große Reklametürme aufgeführt werden. Sind die arbeitsreichen, anstrengenden Wochen vor der Messe und diese selbst vorbei, so kommen auch die Stunden wieder, in denen dann Radierungen, Zeichnungen und Bilder aus Naturskizzen am Radiertische oder der Staffelei entstehen, die sodann meinen Wanderausstellungen einverleibt werden.

Schwer ist es, sich durchzusetzen, dornen- und leidvoll ist der Weg, aber schön ist es, wenn man sich durchgerungen hat und dann zurückschaut mit dem Bewußtsein, daß es nicht vergebens war.

Wann ist das aber? Wer kommt so weit? Wie viele erleben das?

Carlos Tips-Frankfurt a. M.



Die Bedeutung der Niederrheinischen Musikfeste

Kann man überhaupt mit Recht von einer Bedeutung der Niederrheinischen Musikfeste für das deutsche Musikleben sprechen? D. h. sind diese Veranstaltungen in der Musikgeschichte von Belang, sind sie es noch oder können sie es wieder werden?

Um diese Fragen zu beantworten, müssen wir schon irgendwelche Darstellungen des neuzeitlichen Musikgeschehens zur Hand nehmen. Erfreulicherweise finden wir kaum eine größere, die an den Musikfesten vorbeigeht; im Gegenteil, die eine wie die andere widmet ihnen längere oder kürzere Ausführungen. Dr. Karl Storck z. B. handelt auf Seite 130 und 131 des zweiten Bandes seiner Musikgeschichte von ihnen und nennt sie „die für die zwanziger und dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts charakteristischste Erscheinung des Musiklebens". Und er fährt fort: „Sie haben sich in einzelnen Nachzüglern bis auf unsere Tage erhalten, erfüllen aber nicht mehr oder noch nicht wieder eine so bedeutende Aufgabe wie früher."

Mit einem der hier gemeinten „Nachzügler" haben wir es in den „Niederrheinischen Musikfesten" zu tun, die auf ein nun hundertundvierjähriges Bestehen zurückblicken. Im vergangenen Jahre ist Köln seiner Verpflichtung, ein Fest abzuhalten, nicht nachgekommen; Aachen hatte 1920 als erste Stadt nach sechsjähriger Kriegs- und Revolutionspause wieder einen Anfang damit gemacht, die alte Überlieferung neu aufleben zu lassen. Ob in Zukunft die drei großen beteiligten städtischen Gemeinwesen Düsseldorf, Köln und Aachen den Reigen der Feste ständig fortführen werden können, ist eine Frage, die bei der Unsicherheit und Teuerkeit der Zeit keine bündige Antwort zuläßt. Ganz abgesehen davon, was künstlerisch etwa gegen eine regelmäßige Beibehaltung der bisherigen Einrichtung einzuwenden wäre.

Das erste größere deutsche Musikfest zustande gebracht zu haben, ist das Verdienst des Kantors G. Fr. Bischoff. Es wurde am 20. und 21. Juni 1810 in Frankenhausen unter Spohrs Leitung begangen (Storck). Sein Zustandekommen war unter den damaligen Verhältnissen die Folge bzw. der Ausdruck einer künstlerischen Notwendigkeit und darum eine kaum hoch genug zu bewertende Tat. Die großen Schöpfungen Händels und Haydns konnten nämlich mit den Mitteln, über welche die Provinzstädte verfügten, praktisch nicht nutzbar gemacht werden und mußten, wenn nicht Rat geschaffen wurde, fast ganz Deutschland unbekannt bleiben. So große Chor- und Orchestermassen, wie sie die Werke der Genannten erforderten, waren nur ganz wenigen, schon damals bedeutenden Städten aufzubieten möglich. Da wurde denn nun durch Bischoff „zum erstenmal der Gedanke verwirklicht, durch Zusammenlegen der Kräfte zahlreicher benachbarter Orte sich für diese großen Aufgaben stark genug zu machen. Man wollte in der Zeit des tiefsten nationalen Druckes eben um jeden Preis die Erhebung und Stärkung durch die Kunst."

Wie gesagt, fand das erste Musikfest am Niederrhein im Jahre 1818 statt, und zwar in Düsseldorf. Zunächst waren nur die Düsseldorfer und die Elberfelder die Hauptbeteiligten, wenn auch aus den ganzen niederrheinischen Gauen bis ins jetzige Holland und bis nach Westfalen hinein Sänger, Instrumentalisten und hörende Besucher sich einfanden. Haydns „Jahreszeiten" und „Schöpfung" waren zur gemeinsamen Ausführung erwählt. Beide fanden die denkbar beifälligste Aufnahme und hinterließen bei allen Mitwirkenden sowohl als auch bei den Kunstfreunden den lebhaften Wunsch, aus dem ersten Versuch eine dauernde Tat werden zu lassen. Das ist denn auch geschehen; 1821 trat Köln dem Festbunde bei, 1825 Aachen. 1827 schied Elberfeld für immer aus.

Die „Zeit tiefsten nationalen Druckes" war vorüber, wenn auch die eben damals in Wirksamkeit tretende „Reaktion" sie in anderer Form fühlbar genug wieder auferstehen ließ. Der einmal erwachte Drang nach dem Erleben großer Kunst war aber da und nicht mehr einzuschläfern. Bezeichnend ist da nun zweierlei, was die Musikfeste von damals und von heute nicht unwesentlich voneinander scheidet.

Einmal standen sie nach wie vor unter dem Zeichen der Deutschheit. Zum Beweise dafür führe ich einige Sätze aus dem Schreiben an, welches der Aachener Festausschuß unterm

31. Januar 1825 an den dortigen „Gesangverein" richtete (Urschrift im Archiv der Aachener Musikdirektion). Es heißt darin: „Mit den Vorbereitungen zur würdigen Begehung dieses Nationalfestes beschäftigt, haben wir" usw. Und ferner: „Der unsterbliche Mozart durfte nicht leer ausgehen bei einem Feste, welches dem Genius der deutschen Tonkunst ... gewidmet ist." Trotz der Nähe der französischen Revolution und des Weltbürgertums der Gebildeten also kein Wortschwall von Weltversöhnungskünsten der Musik und ebensolchen Absichten der Musikfeste. Man wollte sich als Deutscher an den edelsten Erzeugnissen deutscher Tonmeister auferbauen. Dadurch war den ganzen Veranstaltungen ein Boden gegeben, der zur Erzeugung eines starken Gemütsertrages aufs beste geeignet war. Diesen Boden dauernd denselben bleiben zu lassen, haben sich die Leiter der Musikfeste im großen und ganzen denn auch angelegen sein lassen. Wenn die Veranstaltungen im Laufe der Zeit trotzdem an Fruchtbarkeit zu wünschen übrig ließen, lag das zum guten Teile an der Nichtbeachtung des zweiten Wesentlichen, welches die anfänglichen Feste auszeichnete.

Werfen wir einen Blick auf die Vortragsfolgen der ersten Festtage, dann gewahren wir mit Freude und Erstaunen, daß die Musiker und Musikfreunde von damals ihr Augenmerk ganz bewußt auf die zeitgenössische Tonkunst richteten. Haydn kann man ruhig noch zu den „Zeitgenossen" rechnen, da seine Großwerke ja noch neu und weitherum unaufgeführt waren; Händel wurde eben erst entdeckt und nur durch die Vereinigung vieler vorzutragen möglich; Mozart lebte seiner ganzen Art nach noch wirklich unter den Leuten; Beethoven, Spohr, Weber u. a. weilten noch leibhaftig unter den Lebenden. Von Beethoven wurden bis zum Todesjahr des Meisters zwölf Werke gespielt; darunter befinden sich allein sechs Symphonien! Weber ist bis zu demselben Zeitpunkte sechsmal vertreten.

Wenn man bedenkt, daß man um 1820 nicht entfernt in dem Maße „im Zeichen des Verkehrs" stand, wie wir Gegenwärtigen es tun, dann spricht aus diesen wenigen Aufzählungen ein außerordentlich starker Wille zur Tonkunst der Zeit, der man mit aller Kraft zu Leben und Wirkung zu verhelfen sich gedrängt fühlte.

Bei der Durchsicht der Programme der Niederrheinischen Musikfeste der Folgezeit ist nun zwar das Bestreben, auch fernerhin der zeitgenössischen Kunst zu huldigen, nicht zu verkennen. Andererseits aber treffen wir sehr häufig auf Wiederholungen und ferner ist es eine Tatsache, daß die Romantiker sowohl wie die Neudeutschen zugunsten der Klassiker und ihrer vermeintlichen geistigen Erben, vor allem Mendelssohns, auffällig vernachlässigt wurden.

Der Name Mendelssohn macht es notwendig, einen Satz Hauchecornes, eines der Begründer der Niederrheinischen Musikfeste, hervorzuheben. Er steht in den „Blättern der Erinnerung an die fünfzigjährige Dauer der Niederrheinischen Musikfeste, Köln 1868", auf Seite 38 und lautet: „Künstler und Künstlerkonzerte treten nunmehr in den Vordergrund, die übrigen wesentlichen Elemente der musikalischen Aufführungen aber mehr in den Hintergrund." Diese Feststellung macht Hauchecorne nach der Erwähnung des unter Mendelssohns Leitung stattgefundenen Düsseldorfer Festes von 1839. Sie enthält in aller Kürze einen Umstand von ausschlaggebender Bedeutung, den nämlich, daß die bis dahin hochgehaltene ideale sachlich-künstlerische Richtung der Feste einem neuen Geiste weichen mußte: dem Geiste des Persönlichen und „Artistischen". Es ist klar, daß dieser Geist den Keim der Zersetzung in sich barg und an so manchem Unerfreulichen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mitschuldig bezeichnet werden muß. Er ist eben ein im tiefsten Grunde unfruchtbares „Element". Aus den Worten Hauchecornes spricht deutlich eine leise Wehmut darüber, daß mit der Zeit um 1840 das anfängliche bewußt Deutsche in der Gestaltung der Feste zu schwinden begann. Gelegentlich hat der Geist von einst zwar wohl noch so etwas wie eine Auferstehung gefeiert, ganz ergreifend z. B. auf dem letzten Aachener Feste unter Dr Karl Mucks Hauptleitung. Aber im großen und ganzen fehlte sein begeisternder Schwung. Ganz natürlich; denn der ursprüngliche Wirkungsgrund und das ursprüngliche Wirkungsziel hatten sich im Laufe der Zeit ja auch nicht in der alten Tiefe, Reinheit und Kraft erhalten können.

Darüber, ob die frühere Einheit, nämlich die Deutschheit und Zeitgemäßheit, in der Zukunft wiederzugewinnen ist, ist schwer Gültiges zu sagen. Zumal bei den herrschenden Zuständen auch im Musikleben, wo die Zeitgemäßheit mit der Deutschheit oft nicht das mindeste mehr zu schaffen hat. Wir leben da in Gefahren, von denen unsere Ahnen noch kaum etwas wußten, und die praktisch zu bekämpfen sie niemals in die Lage kamen. Wer damals dem deutschen Wesen entgegenarbeitete, lag vor jedermanns Augen klar zutage; heute aber verbergen sich die ärgsten Feinde mitten unter uns, sind nur wenigen bekannt und machen darum den Kampf um die Reinerhaltung deutscher Kunst so unendlich schwer. Um so weniger sind die in Frage kommenden Stellen der Pflicht überhoben, die wirklich deutschen unter den lebenden Tonkünstlern aufzusuchen und sie bei gebotener Gelegenheit vor allem Volke als solche herauszustellen.

So haben also Musikfeste auch heute noch eine Aufgabe, und alles Gerede darüber, daß sich derartige Einrichtungen innerlich längst überlebt hätten, müßte eigentlich verstummen vor der Größe dieser Aufgabe. Sie könnte auch nach der Richtung hin gefunden bzw. verstärkt werden, daß die Leitungen der Niederrheinischen Musikfeste es sich zur Pflicht machten, so ausgiebig wie möglich würdige Werke rheinischer Tonsetzer herauszubringen und einzubürgern, also sich in den Dienst der Heimat zu stellen. Was auf anderem Gebiete von Erfolg war, z. B. auf dem der Malerei, müßte es auch auf musikalischem werden können.

Man mache gegen die Abhaltung von Musikfesten nicht geltend, daß das auf ihnen Gebotene seit Jahrzehnten schon von den großen Mittelpunkten des rheinischen Musiklebens aus eigener Kraft geschaffen werde. Für die wahre Feststimmung mit all ihrem unwägbaren gehobenen Innen und Außen ist damit doch kein vollgültiger Ersatz gestellt, und wir sollten uns geradezu diesen Festgeist nicht rauben lassen.

Eine schwierige Frage bildete von allem Anfang an die Aufbringung der Mittel, welche zu Veranstaltungen in der Art der Niederrheinischen Musikfeste benötigt werden. Wer je in den alten Festakten geblättert hat, weiß, wie große Sorgen dieser Punkt den Ausschußmitgliedern gelegentlich bereitet hat. Und dabei lebte man damals in Zeiten, die gegenüber den heutigen goldene genannt werden müssen. An der Geldfrage zu scheitern ist gegenwärtig auch eine der Hauptgefahren, die den Niederrheinischen Musikfesten drohen. Denn die erforderlichen Summen laufen jetzt in die Hunderttausende. Außerdem ist heute der Geldgeist der Menschen viel ausgeprägter als ehedem, also daß die Ansprüche der in barer Münze zu Befriedigenden sich verhältnismäßig höher stellen als ehemals. Ein Ausweg aus dieser Gefahr bietet sich aber doch; ich sehe ihn darin, den Idealismus von einst mächtig aufzurufen, die Mitwirkung bei einem Musikfeste mehr zu einer künstlerischen und volklichen Ehrensache als zu einer Verdienstmöglichkeit zu machen, den Opfersinn der Herbergenden zu wecken und auf diese Weise innerliches Anteilnehmen nach allen Seiten hin auszulösen, das der Wirkung des Ganzen ohne Zweifel in hohem Maße zugute kommen würde. Bedeutet es doch zugleich auch ein Wiederlebendigwerden alter schöner Festgewohnheiten!

Es müßte wahrlich seltsam zugehen, wenn den Niederrheinischen Musikfesten bei der Beschreitung dieses einst erfolggesegneten Weges keine schöne Zukunft beschieden wäre! Vorläufig nehme ich an, daß allem Widrigen zum Trotz eine solche Zukunft heraufzuführen aus inneren und äußeren Gründen möglich ist, und daß infolgedessen alles versucht werden muß, diesen Traum in die Tat umzusetzen. Was die jährlichen großen Tonkünstlerfeste des Allgemeinen Deutschen Musikvereins seit langem nicht mehr leisten und anscheinend auch kaum noch zu leisten willens sind, nämlich wirklich deutsche zeitgenössische Musik vorzuführen, könnte dann am Rheine geleistet und für das ganze Deutschland fruchtbar gemacht werden. Damit träten die Niederrheinischen Musikfeste wieder als eine musikgeschichtsbildende Macht auf den Plan, indem sie hülfen, neue deutsche Meister zu finden, wie die Väter vor hundert Jahren die Neuen von damals, Beethoven, Weber und Spohr, gefunden haben.

Reinhold Zimmermann



Türmers Tagebuch

Die Umgestaltung der Welt · Moskau und die Westler „Die gesegneten Länder“ · Die Internationale ist tot Wie steht's, meine Herren Pazifisten? Friedliche Durchdringung

Genua überragt an Bedeutung turmhoch die bisherigen Nachkriegskonferenzen von San Remo, Hythe, Boulogne, Brüssel, Spaa, London, Cannes. Schon der Umstand, daß die Konferenz von Genua den Treibereien Poincarés zum Trotz zustandekommen konnte, ist als Erfolg zu buchen — für die Welt und auch für uns, denen von Frankreich her nichts als Tod und Verderben droht. Der staatsmännischen Geschicklichkeit Lloyd Georges, des alten Hexenmeisters, verdanken wir, verdankt die Welt diese historische Begebenheit, die das englische Staatsinteresse dringend erheischte.

Die Bedeutung von Genua liegt darin, daß zum ersten Male die Vertreter fast aller Nationen der zivilisierten Welt sich in wenigstens äußerlicher Gleichberechtigung zu gemeinsamer Beratung zusammenfanden, Sieger und Besiegte, Valutastarke und Valutaschwache, Bolschewisten und Imperialisten. Ein geschichtlicher Vergleich liegt nahe mit dem Konzil von Konstanz, auf dem kirchliche und weltliche Macht den Versuch einer Ausgleichung erstrebten. Eine gewisse Parallelität zwischen der Zusammenkunft von Staatsmännern und mehr oder weniger Sachverständigen am Ligurischen Meer und den letzten großen ökumenischen Konzilen des Mittelalters glaubt die „Frankf. Ztg.“ schon in den gewaltigen Vorbereitungen der Genueser Konferenz feststellen zu können, die mit dem Massenaufgebot von Konstanz wetteifern konnten. „Aber auch das erinnert an jene Konzile von Konstanz und Basel, daß der Ruf nach einer Umgestaltung der Welt heute wie damals immer lauter und ungestümer durch die Welt geht. Damals war es das Schlagwort ‚Reform der Kirche an Haupt und Gliedern‘, das die abendländische Christenheit beherrschte; heute ist es die zur Angst gewordene Sorge nicht nur um die wirtschaftliche Wohlfahrt, obwohl das eines der drückendsten Beschwernisse ist, sondern ebensosehr um den Fortbestand der abendländischen Kultur, vielleicht der Kultur überhaupt, die den Staatslenkern das Gewissen geschärft hat.“

Die „zur Angst gewordene Sorge“ um das Schicksal Europas kam unverhüllt in allen Reden zum Durchbruch, die an dem an dramatischen Augenblicken so reichen Eröffnungstage von den Vertretern der großen Nationen gehalten wurden. Auch

in das große Amphitheater von Genua ist man selbstverständlich mit sorgsam übermalten Masken getreten. Aber die Masken lüfteten sich bisweilen mehr, als es jemals vorher geschehen ist. Jede der Delegationen nahm von Hause eine vorgezeichnete Marschroute mit. Aber bei dem babylonischen Durcheinander so mannigfaltiger Gegensätzlichkeiten fällt schließlich jede noch so geniale Vorausberechnung der Wahrscheinlichkeitsresultante über den Haufen. Die Imponderabilien sind es, die letzten Endes entscheiden.

„Es gibt Leute," setzt W. v. Kries im „Gewissen" auseinander, „die behaupten, die Konferenz wäre nur eine grandiose Erfindung, ein großartiger Einfall von Herrn David Lloyd George, um sich selbst im Amte zu erhalten, um mit dem verbogenen Heiligenschein des genuesischen Allvaters vor seine Wählerschaft zu treten, um dergestalt als ein Weltheiland das greuliche Gespenst der englischen Arbeiterbewegung wie einen Drachen erstechen zu können.... Die Konferenz von Genua lobt, allein als Konferenz betrachtet, ihren Meister. Sie stellt irgend etwas nicht Faßliches, nicht in Worten Ausdrückbares dar, das in Paris sehr deutlich empfunden wird. Von ihr geht irgendeine Kraft auf, welche die Volkswirtschaftler genötigt hat, über gewisse Dinge nachzudenken, die den Politiker zwingt, sich mit volkswirtschaftlichen Dingen zu beschäftigen, die den Feuilletonisten veranlaßt, die Stacheldrähte des Versailler Friedens wenigstens mit Papierblumen zu verzieren, und die in allem und jedem Sinne anti-französisch, vor allem aber durchaus englisch ist." Was wir in Genua sehen, ist eine Phantasmagorie der politischen Einbildungskraft Lloyd Georges. „Er kennt die Schwäche seiner Position genau, er kennt nicht nur die Schwäche seiner persönlichen Stellung, er ist besser unterrichtet als seine Landsleute über die Realität der Bedrohung Englands durch Frankreich. Dennoch wird er nie und nimmer diese Gefahr zugeben, und deswegen hat er die Konferenz von Genua erfunden, um dort zu beweisen, daß England immer noch die größte Weltmacht ist, weil es die größte Weltmacht sein will. Die deutsche Politik vertritt das umgekehrte Prinzip. Sie behauptet, keinen Willen zu besitzen außer dem vorgeschriebenen, im Privatdienstvertrag von Versailles verbindlich unterzeichneten, und ändert doch an der Vorstellung der Welt hinsichtlich Deutschlands und des deutschen Volkes nicht das geringste."

* * *

Die große Sensation von Genua waren die Russen. Nach langen Jahren, deren blutige Schleier zu lüften vielleicht niemals ganz gelingen wird, tauchten sie plötzlich wieder auf, um mit der westlichen Zivilisation Fühlung zu nehmen und die verrammelten Tore wieder dem Kapitalismus zu öffnen, dem sie einst Todfeindschaft geschworen hatten. Die Illusion, daß man der kapitalistischen Wirtschaft mit der „Waffe des Marxismus" von außen her beikommen könnte, hat damit ihr deutlich sichtbares Ende erreicht. Genua bedeutete in diesem Sinne für die Russen so etwas wie einen Gang nach Kanossa. Und daß sie, wie merkwürdigerweise sonst ganz helle Köpfe es offenbar erwartet hatten, keineswegs im Büßergewande sich nahten, auch nicht als zerlumpte Gestalten in blutbesudelten Blusen, vielmehr als regelrechte Diplomaten mit schneeweißen Vorhemden und glatten Manieren, zudem eher dreist als schüchtern — das war es, was ihnen den ersten Überraschungserfolg eintrug.

Fast konnte es scheinen, als ob aus der ungenierten Sicherheit, mit der sich die bis vor kurzem noch verfemten Gäste aus dem Osten im Kreise der „gesitteten" Nationen bewegten, der helle Hohn hervorgrinse: „Ihr Pharisäer, der einzige Unterschied zwischen uns und euch ist ja doch nur, daß ihr den Dolch, mit dem wir uns freiweg den Weg gebahnt, in den heuchlerischen Falten eures Gewandes verborgen tragt." Einmal versuchte Rumänien — ausgerechnet — sich „moralisch" zu gebärden. Es setze sich nicht widerspruchslos, erklärte es, an den gleichen Tisch mit einer Macht, die ihm Beßarabien gestohlen habe. Es gab das sogar zu Protokoll, aber — man blieb nichtsdestoweniger beisammen, der Olymp der Sieger mit den Minderwertigen, die, wie es eigentlich im Code von Genua vorgesehen war, anbetend hätten emporschauen müssen.

Der erste Tag der Konferenz hat wie ein Blitzlicht die ganze Lügenhaftigkeit der Atmosphäre enthüllt. „Der russische Delegierte", schreibt die Wiener „Neue Freie Presse", „war der einzige, der die künstliche Harmonie und die falsche Biederkeit der Eröffnungssitzung zu stören wagte und der allen Bannflüchen zum Trotz das Abrüstungsproblem und die Frage weiterer Konferenzen zur Sprache brachte. Er war der einzige, der nicht einschwenkte, wie es von oben her befohlen war und der wenigstens den Versuch machte, etwas wie Wahrhaftigkeit in die offizielle Wassersuppe hineinzubringen. Jämmerlich dieses Europa, das sich von dem Vertreter des mit Blut befleckten und auch nach dem Zeugnis Lenins zusammengebrochenen Bolschewismus belehren lassen mußte! Jämmerlich dieser Anblick von Menschen, die wie mit Scheuklappen behaftet den Irrpfad wandeln, während jeder einzelne genau versteht, daß Unmögliches beabsichtigt wird und daß auf die Dauer ein System der Unehrlichkeit nicht zu siegen vermag. Der Bolschewismus ist geschlagen, allein wie traurig ist dieser Erfolg, wenn jene, die ihn errungen haben, gelähmt und durch Haß und gegenseitige Eifersucht geknebelt sind, wenn sie ohne Zielbewußtsein dahintaumeln, unfähig breiterer Menschlichkeit und seelischer Entfaltung. Ein bolschewistischer Minister des Äußern sprach über Abrüstung! Er, dessen Truppen die kaukasischen Staaten unterdrückt haben und dessen ganze Gewalt auf Militarismus beruht."

Aber den Vertretern des Kapitalismus blieb die Antwort im Halse stecken.

* * *

Eine Gruppe für sich bildeten in Genua die Neutralen. Die gleichen Nöte bewirkten, daß sie sich zu einer lockeren Gemeinschaft zusammenschlossen, um ihren Forderungen mehr Nachdruck zu verleihen.

Wenn die Deutschen bei sich zu Hause das Leben und Treiben der valutastarken Ausländer aus Neutralien beobachten, so drängt sich ihnen ihr Elend doppelt stark ins Bewußtsein, und sehnsüchtig schweift der Blick nach den „gesegneten Ländern", die keine oder nur geringe Geldentwertung kennen. Sind nun diese Länder wirklich so gesegnet? Genua, woselbst sie hinter Konferenztüren ihr Leid klagten, gab darauf die Antwort: Nein.

Vor kurzem zeichnete ein Sonderkorrespondent des „Tag" in wenigen Zügen die Wirtschaftslage der Schweiz, die vom Kriege verschont und im Besitze einer vollwertigen Währung doch eigentlich in den glücklichsten Verhältnissen leben müßte.

Allein das Gegenteil ist der Fall. Der Staatshaushalt der Schweiz war, bei etwa 3½ Millionen Einwohnern, Anfang des Jahres mit 4 Milliarden Franken Staatsschulden belastet, die hauptsächlich auf die lange Kriegsbereitschaft und die Arbeitslosenunterstützung zurückzuführen sind. Die Volkswirtschaft befindet sich in einem höchst kritischen Zustand. Handel und Gewerbe liegen danieder, Hand in Hand damit geht eine große Teuerung. Eine Folge der schlechten Wirtschaftslage ist die vermehrte Auswanderung. Größtenteils handelt es sich um vollwertige Arbeitskräfte, Außerdem haben sich nicht unbedeutende Gewerbezweige im Auslande angesiedelt, besonders im nahen Elsaß. Die dortigen billigeren Arbeitskräfte usw. erlauben es ihnen, ihre Auslandskundschaft zu bedienen, was von der Schweiz aus nicht möglich ist. Der Schaden, der aus solcher Abwanderung erwächst, ist leicht zu ermessen. Der niedrigen deutschen Valuta steht die hohe schweizerische gegenüber. Deutschland, das früher ein sehr guter Abnehmer für die Schweiz war, kann sich den kostspieligen Einkauf in Franken nicht mehr gestatten. Ein Beispiel: Frankreich, dessen Valuta bedeutend höher ist als die deutsche, kann den Schweizern trotz Zoll und Beförderungskosten z. B. Messingblech billiger liefern als die einschlägigen schweizerischen Fabriken. Naturgemäß ist der deutsche Wettbewerb auf dem Schweizer Innenmarkt noch viel drückender. Die Ausfuhr der Schweiz ist denn auch sehr gering geworden, und gegen die übermäßige Einfuhr muß sie sich verzweifelt wehren. Uhren-, Textil- und Gasthausgewerbe, neben der Maschinenerzeugung die wichtigsten der Schweiz, sind heute in ihrer Arbeit auf ein Mindestmaß beschränkt. Ohne die Ausfuhr nach Deutschland kann das Uhrengewerbe nicht bestehen. Das zeigt sich heute. Das Textilgewerbe besteht hauptsächlich im Anfertigen von Stickereien. Das nahe Vorarlberg mit seinem sehr entwickelten Stickereigewerbe besiegt infolge der niedrigen Kronenwährung den schweizerischen Wettbewerb auf dem Weltmarkte. Der deutsche Markt ist überdies den eidgenössischen Stickereien verschlossen worden. Es bestehen scharfe Einfuhrverbote zugunsten des gleichen deutschen Gewerbes, das besonders im Erzgebirge blüht. Das eidgenössische Gasthausgewerbe kennt fast nur noch schwarze Tage. Nicht nur die prachtvollen Hotelpaläste sind leer oder gering besetzt, sondern auch die mittleren und kleineren Gasthäuser leiden schwer. Das ganze Fremdengewerbe — wieviel Betriebe und Personen sind nicht darauf eingestellt? — leidet an Schwindsucht. Die valutaschwachen Länder entsenden verhältnismäßig wenige Reisende nach der Schweiz, und diejenigen der anderen Länder genügen bei weitem nicht. Dazu kommt noch, daß die Schweizer Kundschaft selbst stark zurückgegangen ist. Sehr viele Schweizer verbringen ihre Erholungszeit in dem für sie so billigen Deutschland oder Österreich. Während der Sommermonate des vorigen Jahres war z. B. der Schwarzwald überfüllt mit Schweizern. Das selbe wird in erhöhtem Maße in der bevorstehenden Sommersaison der Fall sein.

Vor kurzem brachte die „Köln. Volksztg." eine Reihe höchst interessanter Skizzen von der Schweizer Grenze. Der Gewährsmann des Blattes faßte seine Eindrücke zum Schluß wie folgt zusammen:

„Was künftig werden wird, ist mehr als fraglich. Tatsache ist, daß der heimatstolzeste und treueste Bürger Europas, der Schweizer Eidgenosse, seinem Lande untreu geworden ist des Eigennutzes wegen. Erhebend ist das Schauspiel

nicht. Was uns die Schweiz schon so oft vorgehalten hat: daß sich die Deutschen im Ausland immer selber so gut wie möglich blamierten, ist reichlich aufgewogen. In dieser Hinsicht sind wir mit der Schweiz ausgeglichen, nur ist unser Gewinn teuer erkauft.

Was werden wird? Die Schweizer Verbraucher sind auf Jahre hinaus mit Waren versehen. Und auch Schweizer Geschäfte sind mit deutscher Valutaware teilweise vollgepfropft. Der Verkauf deutscher Waren an das schweizerische Geschäftshinterland wird auf Jahre hinaus brach liegen. Und der Einkauf der Eidgenossen im eigenen Lande wird auf Jahre hinaus stoppen. Der Schaden liegt auf beiden Seiten; der größte Schaden völkisch auf seiten der Schweiz.

Ich sprach mit einem Eidgenossen aus dem St. Galler Gebiet; er ist 40 Jahre alt und hat 25 Paar Schuhe auf Vorrat. (‚Damit chan-i achz'g Jöhrli alt were', meinte er.) Ich sprach mit einem Landwirt aus Herisau: er hat für 60 000 Mark Stoffe auf Vorrat. Ich sprach mit einer Dame aus Zürich: sie hat Wäsche auf 20 Jahre und Kostüme für sich und ihre Töchter auf 10 Jahre (in diesem Falle: Mode Nebensache, Hauptsache: Kauf). Ich sprach mit verschiedenen Handwerkern aus verschiedenen Kantonen: sie haben Handwerkszeuge fürs ganze Leben, auch wenn sich das Geschäft vergrößert. Ich sprach mit einem jungen Mann aus Luzern: er ist auf 6 Jahre versorgt. Außerdem hat er eine Geige gekauft. Nicht teuer, nur 1300 Mark, was damals (im Januar) 30 Fränkle waren. Sein Maidli müsse Geige lernen, sagte er. Das Maidli muß aber erst geboren werden. Ich sprach mit Dutzenden: alle sind mit allem Nötigen und Unnötigen versehen, mit Taschenmessern, Bestecken, Brieftaschen, Geldbörsen, Reisekoffern, Taschentüchern, seidenen und leinenen, Kravatten, Schirmen, Stöcken, Kleidern, Seifen, Parfüms, photographischen und anderen Apparaten, mit Handwerkszeug, dies besonders, Kinderspielen für Geborene und Ungeborene, sogar mit Sporen und Reitpeitschen. Sie benötigen alle auf Jahre hinaus aus der Schweiz nur noch Lebensmittel.

Der beliebige Ausverkauf Deutschlands — an allen seinen Grenzen — wird vielleicht mit eine Ursache zu Deutschlands Ruin. Ganz bestimmt aber ist er eine Ursache zum Ruin der Schweiz. Mit ein Grund zu jahrelanger Arbeitslosigkeit ist hier gelegt.

Die Länder befinden sich im Finish um den Sieg der Pleite; die valutastarken einkaufen sich — die valutaschwachen verkaufen sich in letzter Kraft. Wird einer Sieger sein?"

Die schweizerische Politik, die am Ende des Krieges und am Anfang der Revolution fast vollständig nach Frankreich orientiert war, ist langsam ins Schwanken geraten. Noch hat sich die Erkenntnis, in welchem Grade das wirtschaftliche Dasein der Eidgenossenschaft von einer Revision des Friedensvertrages abhängig ist, nicht Bahn gebrochen. Noch nicht.

* * *

Während die Diplomaten aus aller Welt nach Genua zusammenströmten, gaben sich in Berlin Vertreter der drei Internationalen ein Stelldichein, um auch in ihrem Sinne das Schicksal der Welt zu bereden. Es war eine „Tagung mit Hindernissen". Der Redner des Exekutivkomitees der zweiten Internationale, Vander-

velde, hinter dem u. a. die sozialdemokratischen Parteien in Deutschland, Dänemark, Holland, die Arbeiterparteien in England und Belgien und die rechtsgerichteten Sozialisten in den Randstaaten, der kleinen Entente, Latein-Amerika usw. stehen, verlangte von der dritten Internationale Bürgschaften gegen deren Zersetzungsbestrebungen und schließlich und nicht zum mindesten — Vertrauen. Radek gab ihm die Antwort der dritten Internationale: „Wir sagen dem Bürger Vandervelde ins Gesicht: für keinen Groschen Vertrauen!“

In einem solchen Geiste grimmigster Feindschaft begegneten sich die Leute, die sich allen Ernstes anmaßten, gegen Genua eine Einheitsfront des Proletariats zu errichten. Denn das war am Ende die unsichere und durchlöcherte Plattform, auf der man sich nach uferlosem Gezänk, nach mehrfachem Bruch doch noch zusammenfand: Die gemeinsame Demonstration gegen die Konferenz.

Eine Demonstration! Nichts weiter. Kann sich der Bankrott der roten Internationale deutlicher spiegeln, als in diesem blutleeren Beschluß? Der „Hannov. Kurier“ urteilt sehr treffend: „Allzu viele Hoffnungen kann ja das deutsche Volk und können mit ihm alle Völker der Erde sowieso nicht auf die Ergebnisse der Konferenz in Genua setzen. Das ist aber noch lange kein Grund, nun womöglich dahin zu streben, daß auch noch der letzte Rest von Hoffnung für den künftigen Wiederaufbau Europas zuschanden gemacht wird, ehe noch irgend etwas Greifbares in Genua zustande gekommen ist. Die Kräfte, die im Rahmen der drei Internationalen gegen Genua angehen wollen, haben ja selbst eben erst den klarsten Beweis erbracht, daß sie ganz und gar nicht in der Lage sind, bessere positive Arbeit für die Völker Europas zu leisten, als das alle Diplomaten der Welt in diesen letzten Jahren vermocht hätten. Wenn das deutsche Volk nur geringe Hoffnungen auf Genua setzen darf, so muß es ohne alle Hoffnung für sich die Dinge betrachten, die sich auf der unfruchtbaren Tagung der drei Internationalen in den Mauern Berlins zugetragen haben.“

„Die Internationale ist tot“ — das muß selbst ein überzeugter Sozialist zugeben. „Die Arbeiter der Siegerstaaten sahen — es kann nicht anders bezeichnet werden — mit Behagen zu, wie ihre meist monarchischen Staaten der deutschen Republik mit der Siegerfaust die Kehle zuzudrücken sich anschickten. Sie schauten untätig zu. Die Arbeiter der Siegerländer nehmen heute die ungeheueren Leiden monatelanger Arbeitslosigkeit auf sich, die dem Mangel einer Konsolidierung des Wirtschaftslebens der am Kriege beteiligten Länder, insbesondere Deutschlands, entspringt. Es ist keine internationale Aktion der Arbeiterschaft zustande zu bringen. Die Internationale ist tot.“

* * *

Kein Vertreter der deutschen Mehrheitssozialdemokratie fiel dem Belgier Vandervelde ins Wort, als er im deutschen Reichstag zu sagen wagte: „Hier im Deutschen Reichstage, wo der Krieg begonnen wurde — —“

Leider gibt es trotz der eindringlichsten Lehren der Praxis innerhalb der Mehrheitssozialdemokratie nur wenige führende Köpfe, die von dem nationalen Gedanken erfüllt und zugleich entschlossen sind, aus ihm die richtigen Folgen für die Politik des Reiches zu ziehen. Eine ebenso wirksame wie logische Abrechnung mit derjenigen

pazifistisch-internationalen Strömung, unter deren Einfluß die Sozialdemokratie bis jetzt steht, hat kürzlich die sozialistische Rundschau „Der Firn“ gehalten. Ausgehend von den letzten Forderungen der Reparationsnote schrieb das Blatt: „In unsere Empfindungen mischt sich heute, wie schon so oft, ein anderes Gefühl — ein Gefühl bitterer Scham und heiligen Zornes. Wir gedenken jener Strömungen, die schon während des Krieges entstanden, die sich gegen den Verteidigungswillen des deutschen Volkes richteten, Deutschland schlechthin als die Verkörperung finsterer Gewalt, die Feinde dagegen als die Vorkämpfer idealer Gerechtigkeit, als die Bewahrer der Zivilisation, als die Lichtbringer überhaupt hinzustellen. Wir schämen uns, daß jene Strömungen in die tragenden Kräfte des deutschen Volksstaates einzudringen vermochten, und wir beklagen es aufs tiefste, daß auch die Mehrheitssozialdemokratie diesen zerstörenden Kräften so wenig Widerstandskraft entgegensetzte, daß die Ungereimtheiten, von denen jene Strömung erfüllt ist, heute nahezu offizielles Glaubensbekenntnis dieser Partei geworden sind. Damit hat die Sozialdemokratie die Politik, die sie während des Krieges beobachtete, glattweg preisgegeben, hat wertvolle Kräfte von sich gestoßen und hat bis heute der Arbeiterklasse die Orientierung in den außenpolitischen Fragen unmöglich gemacht. Es ist so weit gekommen, daß eine Wahrung der Rechte Deutschlands gegenüber den Raubinstinkten in West und Ost vielen Parteimitgliedern als Prinzipienverrat erscheint, daß die Vertretung der nationalen Interessen so gut wie ganz zur Sache der Feinde der Republik geworden ist und daß Verfassungstreue und nationale Gesinnung in den weitesten Kreisen als nicht zu vereinbarende Gegensätze empfunden werden.

Es ist darum eine zwar peinliche, aber doch ernste Pflicht, auszusprechen, was war und was ist. Es war so, daß eine mehr und mehr erstarkende Strömung in der Frage der Kriegsschuld dem Standpunkte der Feindstaaten entgegenkam. Es war so, daß diese Strömung die gewiß barbarischen Ausschreitungen in der Kriegführung vornehmlich auf der eigenen, deutschen Seite sah, daß sie den deutschen Militarismus anklagte, während sie die gleichen Erscheinungen auf feindlicher Seite als provoziert und weniger erheblich hinstellte. Es war so, daß diese Strömung die verlogene Legende von der Befreiermission der Feindstaaten ihrerseits gläubig aufnahm und in Deutschland verbreitete.

Das Mitleid der Sieger wecken und sich so ihr schonendes Wohlwollen zu erwerben, das wurde der Richtpunkt der Politik. Mit dieser Politik ist die Sozialdemokratie und ist das deutsche Volk von Enttäuschung zu Enttäuschung getaumelt. Von Compiegne nach Versailles, von Versailles nach Spaa und nach London, dann nach Cannes und nun nach Genua — und der Weg hat nur immer abwärts geführt. Die Sozialdemokratie aber hat unverbrüchlich an dieser Politik festgehalten, sie hat schließlich den Kanossa-Gang angetreten und hat vor der Internationale die Schuld Deutschlands am Ausbruch des Krieges anerkannt....

Das Diktat der Sieger ist das Ergebnis einer Politik von drei Jahren, einer Politik, die rein ideologisch abgesteckt war: Jetzt mögen die pazifistischen Herrschaften den deutschen Arbeitern raten. Die deutschen Arbeiter hungern schon

heute, und es ist gewiß, daß sie bald noch viel mehr hungern müssen. Jetzt geht zu den Staatsmännern drüben, zu den Heilbringern, zu den Befreiern, und erprobt die Kraft eurer Ideen! Wenn irgendwann, dann ist jetzt Zeit dazu! Wir wollen schweigen und des Erfolges harren!"

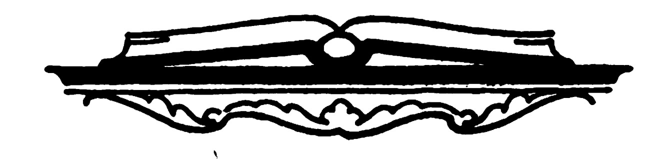
* * *

Deutschlands Feinde haben es sich von jeher angelegen sein lassen, die Verbindung mit dem weltbürgerlichen deutschen Geistesleben zu pflegen. Alle die Schriften und Flugblätter eines Fürsten Lichnowsky, eines Mühlon, Friedr. Wilh. Foerster und vieler anderer tauchen immer wieder im besetzten Gebiet als schätzenswerteste Hilfsmittel der feindlichen Propaganda auf. Und selbst wenn unsere Nachbarn jenseits der Vogesen eines Tages einsehen müßten, daß in einer Welt, die wieder ins Gleichgewicht zu kommen sucht, sie allein den Kult der Waffen und Rüstungen nicht fortsetzen können; selbst wenn sie einmal vielleicht um des guten Dollars willen, den Amerika niemals zu militaristischen Anschaffungszwecken herleihen wird, notgedrungen in eine Einschränkung auch ihrer Wehrmacht einwilligen sollten — Herrn Poincarés Ziele, das möge man sich in Deutschland immerwährend vor Augen halten, werden unentwegt dieselben bleiben, und nur die Methode wird wechseln. Kann sich die französische Politik gegen Preußen nicht mehr so ausschließlich wie bisher auf die militärische Gewalt stützen, so tritt im Augenblick um so stärker und zielbewußter der Plan der „friedlichen Durchdringung" in Kraft. Der Pariser Korrespondent der Stockholmer „Nya dagligt Allehanda" vom 15. März 1922 (wir bedienen uns einer Übersetzung des „Reichswarts") hat aus gründlicher Sachkenntnis heraus — man sieht wieder einmal, wie viel besser das Ausland unterrichtet ist als wir — die Grundzüge dieser Politik auseinandergesetzt. In dieser „Zukunftsperspektive" heißt es: „Eine wirkliche Entwicklung nach der politischen Autonomie der Rheinlande hin hat zwar unter Führung der rheinischen Aktivisten stattgefunden, Smeets in der Rheinischen Republik und Dorten in der Rheinischen Warte, aber die englische Opposition und die französische Unentschlossenheit haben nur moralische Eroberungen zugelassen. Die politischen Freiheitsbestrebungen an den Ufern des Rheins bedürfen vorteilhafterer Umstände, um gute Früchte zu tragen. Sie verlangen ebenso eine ununterbrochene und methodische Aktivität wie eine ruhige und klare Atmosphäre. Die diplomatische Spannung zwischen Berlin und Paris ist hiefür unvorteilhaft. Die Errichtung einer Zollbarriere am rechten Rheinufer, um Deutschland zur Nachgiebigkeit zu zwingen, rief eine natürliche Erregung bei allen denen hervor, die einen Teil ihrer wirtschaftlichen Aktivität nach Westen zu wenden wünschten. Vom intellektuellen Gesichtspunkte aus hat Frankreich versucht, die alten Traditionen wieder aufleben zu lassen und dem Geschmack für die römisch-gallische Kultur wieder neues Leben zu geben. Gegenüber dem preußischen Geist mit seinem beträchtlich slawischen Einschlag und seiner protestantischen Religion kann Frankreich bei den Bewohnern der Rheinprovinz mit Recht auf die germanische Rassenverwandtschaft und die katholische Gedankengemeinschaft hinweisen. Daß die lateinische Kultur auf diese Grenzbewohner eine starke Anziehungskraft ausübt, scheint aus dem Buche hervorzugehen, das Peter Hartmann im Jahre 1921 im Zorn gegen ‚Frankreichs intellektuelle Wirksamkeit am Rhein' geschrieben hat. Der französische Einfluß darf

jedoch nicht überschätzt werden, denn er stößt auf einen ebenso energischen, wie methodischen Widerstand von deutscher Seite. Hugo Stinnes hat einen rücksichtslosen Boykott organisiert, der den Kontakt zwischen den französischen und rheinischen Elementen immer schwieriger macht. Die Vorlesungssäle stehen mitunter leer. Um ihren intellektuellen Penetrationsplan und ihr politisches Autonomieprogramm verwirklichen zu können, ist seitens der angedeuteten Beeinflussungen eine methodische und ununterbrochene Aktivität erforderlich. Es ist nicht genug mit der Überwachung der preußischen Offensive. Es gilt zu handeln, nicht mit dem harten Stahl der Waffen, sondern mit weichen Handschuhen der Politik. Eine Besatzungsarmee, das lebende Symbol der französischen Willenskraft, ist notwendig, aber keineswegs ausreichend. Was vor allem nötig ist, ist ein methodisches Programm, eine gute Verwaltung und eine wirtschaftliche Durchdringung.

Dieses Ziel fordert unendlich größere staatsmännische Eigenschaften: Klaren Blick, Entschlossenheit, Geschmeidigkeit und Mäßigung, als eine brutale Annektion. Annektionen sind Werke der Gewalt, die niemals von langer Dauer sind. Eine wahre Politik ist ein evolutiver Transformismnus, der die dürren Lagerkränze des Siegers überlebt. Die deutschen Eroberungen Napoleons stürzten im Laufe von ein paar Monaten für immer zusammen, während seine deutsche Politik durch mehrere Generationen lebte. Die Politiker der dritten Republik haben keine Absicht oder Lust, die ephemären Siege des genialen Korsikaners nachzuahmen. Sie wünschen zugleich stark und gerecht, aufmerksam und geschmeidig, liebenswürdig und entschlossen zu sein, aber wissenschaftlich und weniger oratorisch."

Die kulturelle und wirtschaftliche Werbung Frankreichs, die von Elsaß-Lothringen durchs Saarland nach Trier und Koblenz führt, und sich in das besetzte reichsdeutsche Gebiet hinein fortsetzt, ist jetzt schon zu einem System von unheimlicher Wirksamkeit ausgestaltet, und die Anstrengungen nach dieser Richtung werden sich wie gesagt verdoppeln, falls Frankreich aus weltpolitischen Rücksichten sich eine gewisse Beschränkung im Gebrauch seiner Gewaltmittel auferlegen müßte. Auch wir sollten, wie jener Verehrer des Herrn Poincaré es so schön auszudrücken weiß, „zugleich stark und gerecht, aufmerksam und geschmeidig, liebenswürdig und entschlossen, aber wissenschaftlich und weniger oratorisch" beizeiten die entsprechende Gegenwehr treffen.





Das Problem der Straßburger Universität

Gibt es ein solches? Gewiß. Weil es ein elsaß-lothringisches Problem gibt, das sich in der Straßburger Universität zuspitzt. Welschtum und Deutschtum stoßen hier hart aufeinander. Wir waren stolz auf unsere Straßburger Universität, die 1872 ihre Auferstehung feierte. Heute schaut Frankreich mit Enthusiasmus auf das geistige Bollwerk am Rhein, das ganz französisch geworden, aus dem die deutsche Sprache vollständig vertrieben worden ist. So wollten die Heißsporne es auch mit den Volksschulen und den übrigen Lehranstalten halten. Aber das Volk, das zu 90 Prozent Deutsch spricht, bäumte sich dagegen auf. Die Welschen fühlen es ganz gut, daß sie am linken Rheinufer von Basel bis Holland auf Granit beißen und vermehren darum ihre Anstrengungen, das deutsche Land zu verwelschen.

In der „Nouvelle Revue Luxembourgeoise", Januar 1922, heißt es: „In Frankreich scheint das wissenschaftliche Leben vollständig zu erstarren. Es ist längst nicht mehr wie im Mittelalter, wo man mit einem gewissen Scheine von Recht behaupten durfte, das Magisterium sei bei Frankreich, das Imperium bei Deutschland. Längst ist das Magisterium, wie in der Philosophie so in den anderen Wissenschaften, den Händen Frankreichs entglitten und an Deutschland gefallen. Hier pulsiert trotz der wirtschaftlichen Verelendung überall frisches Leben; auf allen Wissensgebieten wird um letzte Einsichten gerungen, und voraussichtlich fällt hier die Entscheidung über die geistige Zukunft Europas."

Frankreich wird diese Beurteilung natürlich zurückweisen und seine Bemühungen um die geistige Führung Europas verdoppeln, nachdem ihm mit Hilfe Englands, Italiens und nicht zuletzt Amerikas die politische Macht zugefallen ist. Bereits in der Ära Millerand wurden der Straßburger Universität bedeutende Mittel zur Verfügung gestellt. Berufungen an entlegenste Fakultäten Frankreichs gingen aus und bedeutende Namen leisteten dem Rufe Folge, so daß gegenüber der deutschen Zeit eine große zahlenmäßige Steigerung sich ergab, wie aus folgender Übersicht hervorgeht:

Fakultät	Professoren 1914	Professoren 1921
1. Katholisch-theologische	8	15
2. Evangelisch-theologische	9	14
3. Rechts- und staatswissensch...	13	26
4. Medizinische	21	40
5. Philosophische	22	39
6. Mathemat.-naturwissensch. ..	17	33
7. Pharmazeutische	—	8
	90	175

Somit ist die französische Universität in dem deutschen Straßburg der berühmten Sorbonne in Paris nahegerückt, wenn auch letztere immer die größere Anziehungskraft für die Akademiker ausüben wird, die aus der Provinz zu dem gleißenden Zentralpunkt hinstreben. Der einheimische Nachwuchs ist unter den Professoren nur schwach vertreten; es wird dies wohl auch so bleiben, da aus der Tragik einer Doppelkultur, an der das Elsaß früher gelitten hat und noch heute leidet, schöpferische Geister ersten Ranges nicht hervorgehen können. In einigen „Tag"-Artikeln habe ich den Nachweis dafür zu führen gesucht. (S. 1907: 287, 370, 639; 1908: 135, 392; 1909: 120.)

Die Zahl der Studenten stellt sich folgendermaßen: 1904: 2000—2100; 1921: 2500. Die

höhere Zahl ist darauf zurückzuführen, daß es in Frankreich modern ist, ein Jahr in Straßburg studiert zu haben.

So scheint ja alles in bester Ordnung und von einem „Problem" nicht die Rede zu sein. Und doch ist es so. Die Straßburger Zeitung „Der Elsässer" hat einen Zankapfel in die Entwicklung geworfen, indem sie am 24. Februar d. J. schrieb: „Die Rolle der Straßburger Universität wird zu wenig als das erfaßt, was sie tatsächlich ist und sein muß: ein nationaler Brückenkopf und außerdem ein internationaler geistiger Umschlagsmarkt."

Über den ersten Punkt sind sich alle Franzosen einig: die Straßburger Universität soll französisches Denken und romanische Kultur verbreiten. „Der Elsässer" widerspricht dem nicht, sondern verlangt nur, daß „das Deutsche, als Sprache der überwiegenden Mehrheit unserer Bevölkerung, nicht nur in Primärschulen, Collèges und Lycées gepflegt werde, sondern auch auf unserer Universität". Er weist auf den Widerspruch hin: „Man will französisches Denken in einem deutschsprachigen Volksstamme säen, und tut es auf französisch!"

Auch die „Straßburger Neue Zeitung" stimmt dem (1. März d. J.) bei. „Straßburg vorgeschobener Posten am Rhein, Straßburg Europäische Universität!" Aber alle Fremden, so heißt es weiter, wundern sich ausnahmslos, daß auch nicht ein einziger Professor eine Vorlesung in deutscher Sprache hält. Auch sei doch zu erwarten, daß in nicht zu ferner Zeit deutsche Studenten nach Straßburg kommen würden. Dann kommt der Gedanke: „Es sollte auf der Welt wenigstens eine Universität geben, auf der deutsche Geschichte nicht lediglich im Geiste Lamprechts, Onckens und Spahns in deutscher Sprache gelehrt würde. Welche andere Universität könnte hierzu berufener erscheinen als gerade Straßburg?"

Dann nimmt die „Freie Presse" in Straßburg am 4. Februar d. J. das Problem auf und ruft aus: „Man hat bisher geflissentlich die deutsche Sprache von der Universität verbannt. Wie reimt sich zu dieser beschränkten Geistesverfassung die Ambition, eine ‚europäische' Universität sein zu wollen!" „... Der kleingeistige Kampf gewisser Elemente gegen die deutsche Sprache kann, auf den Boden der Hochschule Straßburgs übertragen, natürlich nur die Konsequenz haben, daß Straßburg niemals die Bedeutung in der wissenschaftlichen Welt zu erreichen vermag, zu der es dank seiner Lage auf der Grenze zweier Kulturen berufen ist."

Auch die „Lothringer Volkszeitung" in Metz tritt am 7. 3. für eine Universitäts-Reform ein, kann aber nicht den Zweifel unterdrücken, ob bei dem herrschenden welschen Bureaukratismus aus der Straßburger Universität eine Weltuniversität gemacht werden könne.

Wenn die Frage aufgeworfen wird, wie Straßburg zu helfen sei, so lautet von seiten der Elsässer die Antwort: „Wenn es seine Tore weit öffnet. Wenn auf seinen Lehrkanzeln auch Deutsch gelesen wird. Die Straßburger Universität wird mit Deutsch sein, oder sie wird nicht sein. Und Straßburg wird ein großer Umschlagplatz, oder es versumpft in der Enge einer Provinzstadt." („Der Elsässer", 10. 3. 22.)

So steht jetzt das Problem. Wir sind gespannt, wie es sich weiterentwickelt.

Prof. Dr. W. Rein (Jena)

Die Not der Presse

Nach der amtlichen Zeitungsliste haben in den letzten zwei Monaten wieder 157 Zeitungen und Zeitschriften ihr Erscheinen einstellen müssen.

Diese Sprache der Tatsachen ist wohl deutlich genug. Und mancher Schriftsteller sollte sich der Bitterkeit nach dieser Richtung hin enthalten, wenn er voreilig gegen Gewinnsucht der Verleger und mangelhafte Honorierung von Büchern oder Zeitschriften eifert. Freilich kann der deutsche Schriftsteller nicht auf der Höhe bleiben, wenn ihm sein Schriftsold nicht erhöht wird; aber es ist dabei ähnlich wie bei den Mietspreisen: das Zehn- bis Zwanzigfache der Friedenspreise zu zahlen, ist schlechterdings unmöglich. Jede Zeitung oder Zeitschrift müßte schon bei geringeren Erhöhungen rettungslos verkrachen — und der Schriftsteller, besonders der Tageszeitungen, wäre dann vollends brotlos. Dem-

nach ist hier eine Verständigung notwendig. Beziehungspreis, Schriftsold, Papierpreis, Druckerlöhne usw. müssen in ein erträgliches Verhältnis gebracht werden. Wobei es freilich — leider! — so ist, daß die sogenannten freien Berufe, die nicht in geschlossener Masse streiken können, also Schriftsteller und Künstler, am schlechtesten wegkommen.

Wir bitten daher immer wieder begüterte Freunde deutscher Kultur, besonders auch im Ausland: denkt an die Deutsche Schillerstiftung, Weimar, die für notleidende Schriftsteller zu sorgen hat! Helft uns durch diese harten Jahre hindurch! Es ist fast noch das letzte Tröstliche, was uns geblieben ist: unser deutsches Geistes- und Gemütsleben!

*

Steinmüllers Sendschreiben an das deutsche Volk

Durch die Herzen geht eine tiefe Sehnsucht nach Lebensernst, nach Adel der Seele, nach reiner, beglückender Lebensführung. Vom Massentum löst sich immer bewußter und zahlreicher ein ernsten Zielen zustrebendes Menschentum.

Und hier will Paul Steinmüller mithelfen. Seine „Sendschreiben“ (erschienen im Türmer-Verlag, Stuttgart) wollen Wege und Ziele zu neuem Menschentum bei uns Deutschen weisen. Sie verdienen in der Tat Verbreitung in weitesten Kreisen, wie sie ihr billiger Preis auch ermöglicht. Die Kirche wird die Verbreitung des Sendschreibens „Die Religion und wir“ zu fördern suchen und damit ihren Gemeindemitgliedern Richtlinien religiösen Lebens in die Hand geben. In den Oberklassen unserer höheren Schulen könnte etwa das Sendschreiben „Jugend und Sieg“ einem anregenden Gedankenaustausch zugrunde gelegt werden. Vor allem aber sollten alle vaterländischen Verbände es als eine Ehrenpflicht ansehen, für diese aufrüttelnden Sendschreiben zu wirken. Ich persönlich habe sie mit Erfolg meinem Volkshochschulhörerkreis bekannt gemacht.

In knapper Prägung, aber dennoch fesselndem Stil führt uns Steinmüller in seine Gedankengänge ein. Hier spricht ein Mann von Erfahrung und Liebe zu Volk und Heimatland. Mahnend, aufrichtend, anfeuernd sind seine Worte. Tief gräbt das Schreiben „Irrwege deutschen Wesens“ und weist dann den Höhenweg zu Wesenseinkehr und Wesenswahrheit. Es jubelt in uns, wenn wir den Weg zu wahrhaft schöpferischer und lebensvergoldender Arbeit gewiesen erhalten („Die Arbeit und wir“). Schöne und große Gedanken durchflammen „Mensch — Volk — Vaterland“.

Möge die diesen Blättern innewohnende Kraft nicht vergeblich auf empfängliche Herzen warten! Dr Paul Bülow

*

Die Landfrage in der Jugendbewegung

In Erfurt-Weimar hat eine „Aufbauwoche“ der christrevolutionären Jugendbewegung stattgefunden. Zur Besprechung standen Themen wie: Vom Weltgeld zum Weltsachverkehr, Freiland, Kulturgürtel um die Großstadt; das Problem der Wohnungspflege, Werkgemeinschaften und Jugend, Siedlung und Arbeitsschule. Bei den „Jung-Evangelischen“ bricht von der anderen Seite der Zug zum Tatsächlichen durch. Das ist der Teil der Jugendbewegung, der zu den wirtschaftlichen und politischen Fragen kommt, weil die Hälfte aller Menschen menschenunwürdig lebt.

In Burg Rotenfels a. M. war eine Tagung der Arbeitsstätte für sachliche Politik, von der katholischen Jugendbewegung veranstaltet, die sich mit innerpolitischen Fragen beschäftigte. Es war eine starke Kundgebung nach innen gebundener Kraft bei Aufgeschlossenheit für das Tatsächliche nach außen.

Aus der freideutschen Jugendbewegung heraus bildete sich ein Bund zur Förderung von Werkgemeinden, der die kernhaften unter den bestehenden Landwirtschafts- und Handwerkersiedlungen zusammenfassen will, um den Kampf mit der Außenwelt zu konzentrieren, statt ihn zu umgehen. Was sie verbindet, ist, daß sie auf irgend einer Idee, die das Geld als Wertmesser unter sich ausschaltet, fußen. „Wir

wollen nicht viele Worte über uns machen ... Wir wollen zusammenwachsen zu einem Sozialgebilde, in dem die Ehrfurcht, die alle Verantwortung, Güte und Opferbereitschaft in sich schließt, oberstes Gesetz sein soll." Fast immer ist ein Ringen um die neue Schule in den Siedlungsplan einbegriffen.

In der jungdeutschen und jungnationalen Jugendbewegung, diesen beiden neuen Reisern wirklicher Jugendbewegung auf völkischem Boden, wacht ein Zug zum Land auf, wenn auch noch rein ideell. Es überwiegt das Erlebnis der Jugendbewegung hier noch alles Greifbare. Ebenso ist es mit der jüngsten proletarischen Bewegung, den Jungsozialisten usw. Sie gehen jetzt durch das ganze berauschte Stadium und seine grenzenlose Aufgeschlossenheit hindurch wie die freideutsche Bewegung vor ihnen. „Einer Woche Hammerschlag, einer Woche Häuserquadern zittern noch in unsern Adern", heißt es im Weimarlied. Da drängt es heraus aus der Großstadt.

Bewußt bodenreformerisch wirkt die Jugendvereinigung für Bodenreform (J.V.B.), von Studenten gegründet, die nicht „Parteijugendpflege" der Bodenreform ist, sondern ein selbständiger lockerer Verband, der für die verschiedensten Gruppen der Jugendbewegung offen ist.

Die Aufgewachten der vorangegangenen Generation waren Vorkämpfer, die Breschen schlugen, Hindernisse wegräumten mehr technischer Natur, die Schritt für Schritt vordrangen. Die jüngere Generation erntet teilweise schon, was sie säten, ihr unbewußt. Es liegt ihr schon im Blut. Sie empfindet die Kampfart der Älteren als bewußt, oder sie weiß überhaupt nichts von ihr und geht ihren Weg geschichtslos, aus innerem Drang. Wohlgemerkt, es sind dies Menschen der jüngeren Generation, die nicht in den Sackgassen der Problematik erstickt sind, sondern in deren Fleisch und Blut der gesunde Instinkt durchbricht. Rousseaus „Zurück zur Natur" ist ein Kunstprodukt gegen die Macht des Erlebens von Land, das die Jugend wandernd liebt, und von Scholle, die sie mit Händen gräbt.

Erna Behne

*

Masse oder Persönlichkeit?

In der sozialistischen Wochenschrift „Der Firn" ist folgender Vorfall packend und anschaulich geschildert:

„Die Elbe führt bei 8 Grad Kälte Treibeis mit Hochwasser. An der Carolabrücke in Dresden fällt ein neunjähriges Mädchen, das sich den imposanten Eisgang aus der Nähe anschauen will, in den Strom. Ein Schauspiel für die Zuschauer! Eine ganze Anzahl Neugieriger steht, die Hände in Hosentaschen und Muffs vergraben, untätig dabei, gaffend, staunend, maulaufsperrend. Niemand kommt auf den Gedanken, dem auf den Eisschollen fortgerissenen Kinde zu Hilfe zu kommen. Als interessantes Schauspiel betrachtet man das grausige Todesringen der schreienden Kleinen. Schon droht eine Eisscholle das Kind unter eine andere niederzudrücken, da endlich, im letzten Augenblick, kommt ein junger Mann, wirft trotz der schneidenden Kälte Mantel, Rock und Weste ab und springt hinein in die eistreibende Flut. Nur unter kolossaler Anstrengung gelingt es ihm, durch die Schollen hindurch bis zu der Verunglückten zu kommen. Immer wieder wird er durch den Eisgang am Rettungswerk gehindert.

Endlich gelingt es ihm, das Kind zu erreichen und schwimmend mit ihm den eisbedeckten Uferrand wiederzugewinnen. Gerade hat er noch Kraft, das fast erstarrte Kind auf dem Eis abzusetzen, da sinkt er kraftlos zurück, selbst fast zum Eisklumpen gefroren, unfähig, sich aus dem tiefen Wasser zu erheben. Und nun das unglaublich Erbärmliche: Selbst jetzt noch bleibt die Menge untätig, gaffend und glotzend stehen! Niemand, der dem Retter zu Hilfe kommt, niemand, der ihm auch nur die Hand gereicht hätte, damit er wenigstens aus dem eisigen Wasser heraus komme! Eine gottsjämmerlich erbärmliche Gesellschaft von Maulaffen ringsum!

Und ein zweites Mal wird das Gesindel beschämt: Ein junges Mädchen, die Begleiterin des Retters, springt hinzu und hilft ihm wenigstens aus dem Wasser. Noch immer stehen die Maulaffen untätig dabei. Das Kind bleibt

regungslos in Nässe und Kälte auf der Eisscholle liegen, fast selbst zu Eis erstarrt. Der mutige Retter, der vor Kälte kaum von der Stelle kann, muß selbst sich seinen Mantel suchen, damit er mit Hilfe seiner Begleiterin das Kind darin einwickeln kann. Erst jetzt läßt sich einer aus der gaffenden Menge herbei, das Kind zur Sanitätswache zu bringen, indes der Retter sich ohne Mantel in eisigen, durchnäßten Kleidern nach Hause begibt. Die Menge läuft auseinander, das interessante Schauspiel ist aus.

Soweit noch alles ohne Sensation. Die kam erst hinzu, als man erfuhr, daß der unerschrockene Retter ein richtiggehender pommerscher Landjunker, ein Offizier, nämlich der Freiherr v. Borcken-Auerose aus Kagendorf in Pommern und daß das tapfere Mädchen seine Kusine, ein Fräulein von Uthmann, gewesen war. Und die Maulaffen erfuhren, daß der Ministerpräsident des Freistaates Sachsen, der Sozialdemokrat Wilhelm Buck, dem Retter des Kindes einen warmen Dankbrief geschrieben und ihm darin versprochen hat, das Gesamtministerium zu veranlassen, ihm die ehrende Anerkennung der sächsischen Republik als Lohn für seine wackere Tat zu gewähren. Und er hat sich dafür eingesetzt, daß dem pommerschen Junker, der in einem kritischen Augenblick unter Steinen der einzige fühlende Mensch war, die Anerkennungsurkunde des Gesamtministeriums zugesprochen wurde."

Bravo! Wir rechnen es dieser sozialistischen Zeitschrift hoch an, daß sie diese Vorgänge samt Namen so frank und frei darstellt. Was übrigens folgt daraus? Daß Masse nun einmal Masse bleibt, ob rechts oder links — daß aber Entscheidendes immer nur ausgeht von der Persönlichkeit.

*

Grausame Dokumente

Die Welt weiß viel zu wenig, welches Übermaß von unnötigen einzelnen Grausamkeiten gerade von Frankreich ausgeht. Nun setzt sich ein Franzose selber, Professor Camille Lemercier, in einem ausführlichen Artikel der Zeitschrift „Cahiers des droits de l'homme" für die Freilassung der verurteilten 33 Deutschen, die im Fort Lamalque untergebracht sind, ein. Aus der Liste der Verurteilten gibt er aufs Geratewohl folgende Beispiele:

Sieben Jahre Zwangsarbeit. Verbrechen: Der Gefangene hatte keine Rockknöpfe mehr. Er schnitt sich die Knöpfe von einer abgelegten französischen Uniform ab und nähte sie sich an: militärischer Diebstahl. Fünf Jahre Gefängnis für qualifizierten Diebstahl. Der Mann hatte im Verein mit seinen Kameraden eine Büchse Konserven und vier Büchsen Sardinen entwendet: 15 Jahre Zwangsarbeit und 5 Jahre Gefängnis für „versuchten einfachen Diebstahl". Der Verurteilte hatte Ausweispapiere und Lebensmittel gestohlen, um zu fliehen. Trotz teilweisen Straferlasses kann er erst 1936 entlassen werden. 10 Jahre Gefängnis für vorbedachte Gewalttat und Diebstahl zum Schaden des Staates. Um in einem Lastauto mehr Platz zu haben, hatte der Gefangene die Reste eines alten zerbrochenen Rades fortgeworfen. Fünf Jahre Gefängnis für „versuchten Diebstahl". Er wollte Kognak stehlen. Fünf Jahre Gefängnis für qualifizierten Diebstahl. Er hat einen sauren Hering und ein paar Kartoffeln gestohlen. Fünf Jahre Gefängnis für einfachen Diebstahl. Er hat nach dem Abladen von Säcken mit Zucker auf dem Bahnhof Limoges in den Wagen drei Pfund Zucker aufgelesen, die sich später in seiner Lebensmittelkiste fanden. Die zwei schwersten Fälle sind: Ein zu lebenslänglicher Zwangsarbeit und ein zu zwanzig Jahren Zwangsarbeit Verurteilter. Der erste war bei seiner Gefangennahme im Besitze einer Marschroute, in die er die Kriegsereignisse, an denen er teilgenommen, eingetragen hatte. Er wurde deshalb wegen gemeinschaftlichen Raubes, Erbrechen von Türen, Gewalttat gegen Personen und absichtlicher Brandstiftung von Wohnhäusern verurteilt. Der zweite war im Besitze einer französischen Uhr. Beide beteuern ihre Unschuld, und ein Kamerad des zweiten hat unter seinem Eide ausgesagt, er habe ihm die bei ihm gefundene Uhr gegeben.

Professor Lemercier führt dazu u. a. aus: „Ich kenne wenige gleich grausame Dokumente unerbittlicher, maßloser Härte

des Militärstrafgesetzbuches und der Militärgerichte. Vergehen und Strafe stehen in schreiendem Mißverhältnis. Fünf bis zehn Jahre Zwangsarbeit für Ungehorsam, fünf Jahre Gefängnis für „versuchten“ Diebstahl! Welches bürgerliche Gericht verführe wohl ebenso streng mit berufsmäßigen Dieben und Dieben im Rückfall, die kürzlich amnestiert worden sind, während andere (Ehrenmänner) in den Zentralgefängnissen blieben? ... Man hat Dieben, Gaunern, ja bisweilen Mördern bei guter Führung die Strafe erlassen. Wird man weniger Milde gegen Leute üben, die vor allem als Opfer dieses Krieges erscheinen, der blindlings in allen Lagern seine Beute suchte? Der letzte der deutschen Kriegsgefangenen in Frankreich muß freigelassen werden.“

*

Vom Rheinland

klingen immer deutlicher und deutscher Stimmen unserer geistig Schaffenden nicht nur nach dem inneren Deutschland herüber, sondern hoffentlich ebenso vernehmbar nach Paris. Obenan sind zu verzeichnen zwei ausgezeichnete Sprecher aus der Schule Stephan Georges: Ernst Bertram und Ernst Robert Curtius. Beide Universitätslehrer haben sich mit dem Chauvinisten Maurice Barrès auseinandergesetzt, jener in einem Aufsatz der Kölner Monatsschrift „Die Westmark“ (Juni 1921); dieser in einer besondren Schrift (Bonn 1921, Friedrich Cohen) und soeben in einem Aufsatz in Diederichs' „Tat“ (Märzheft 1922), worin er auch auf einige andre Rhein-Schriften hinweist. Als den Kernsinn von Barrès' „nationaler Ideologie“ brandmarkt Bertram die Auffassung, daß Frankreich am Rhein „die Wacht der Zivilisation gegen die Barbarei“ halte. Und vollkommen richtig spricht er von „einer unverschämten — wir beklagen, kein anderes Wort zu finden —, von einer unverschämten zweckbewußten Entstellung deutscher, rheinisch-deutscher Tatsachen, einem wahren Machiavellismus des Historikers, wie er Barrès' pseudowissenschaftliche Ausführungen kennzeichnet. Die ethische Unlauterkeit“ — so fährt Bertram fort — „aller dieser tief unernsten Phrasen kommt ihrer nationalistischen Anmaßung gleich, womit viel gesagt ist“ ... Der romanistische Professor Curtius seinerseits äußert ein interessantes Bekenntnis: „Bertram hat nur allzu recht: es ist sehr schwer für uns, die wir die großen und lebendigen Kräfte des französischen Geistes lieben und eine Verständigung zwischen den beiden Nationen wünschen oder wünschten, auf diesem Standpunkt noch heute zu verharren. Ich glaube das sagen zu dürfen, weil ich vielleicht mehr als mancher andere dem geistigen Frankreich verbunden bin und es deutlich genug bezeugt habe; weil ich auch heute noch mich gegen alle nationalistische Verengung bei uns wehre. Aber es gibt einen Punkt, wo man in klarer Erkenntnis des Möglichen und des Aussichtslosen seine Überzeugungen zwar nicht verleugnet, aber sie begräbt. Mit einem gewissen Bedauern vielleicht, aber nicht in Verzweiflung. Denn der Reichtum der geistigen Welt ist unausfagbar, und wenn ein Weg uns versperrt ist, wählen wir eine andere Richtung, in der wir uns erfüllen und unendlich entfalten können.“

*

Von den Deutschen in Galizien

erhielten wir schon im vorigen Jahre eine Zuschrift, die wir jetzt erst verzeichnen können. Pfarrer Dr. Fritz Seefeldt in Dornfeld, Post Szczerzec, Bez. Lemberg, Galizien, schreibt dem „Türmer“:

„Ich habe hier in den allerengsten Verhältnissen den ersten Volkshochschulkurs begonnen. Um die Volkshochschule fruchtbar zu machen, muß es ein Volkshochschulheim sein, das ich nun mit vieler Mühe und unter den allergrößten Einschränkungen für meine Familie in unsrem Pfarrhause begonnen habe. Wir stehen am Schluß des ersten Kursus und erkennen, daß es auf die Dauer unbedingt nicht in dieser übergroßen räumlichen Beschränkung weitergeht. So müssen wir an einen Neubau denken. Könnte die Türmergemeinde für diese ideale Unternehmung im Auslandsdeutschtum etwas beisteuern?“

Wie Pfarrer Seefeldt sein Werk auffaßt, geht aus folgenden Ausführungen hervor:

„Ich bin im vorigen Sommer in Dänemark gewesen, um im Mutterlande der Volkshochschule den Volkshochschulgedanken zu studieren. Mir ist die dänische Volkshochschule geradezu zu einer Offenbarung geworden. Das dänische Volk hat die ‚Reichsseele', die wir für unser deutsches Volk suchen und deren Wachstum wir fördern möchten. Und diese dänische Seele ist geboren auf den Volkshochschulen. In ihrem 70jährigen Bestehen haben die heute etwa 80 Volkshochschulen einen ungeheueren starken seelischen Einfluß auf das dänische Volk genommen. Dieser einzigartige Erfolg ist mir nicht mehr wunderbar, nachdem ich selbst die dänische Volkshochschule in ergiebiger Weise habe besuchen und ihr Leben habe mitleben können.

„Die Sammlung der erwachsenen Jugend (nicht der halb Erwachsenen) im Alter von etwa 20 Jahren ist die äußere Regel, in der nun in der Form idealen Familien- oder Gemeindelebens die geistigen Schätze der Nation der suchenden und verlangenden Jugend vermittelt werden. Daß dies auf christlicher Grundlage geschieht, ist wohl nur zu begreiflich, wenn man — selbst im Herzen Christ — sich eine Kultur neben oder außer Jesus nicht vorstellen kann. Allerdings handelt es sich nicht um ‚Kirchentum'; es handelt sich auch nicht um christliche Predigten oder religiöse Unterweisungen in den Volkshochschulen. Was man wohl unter ‚Religionsunterricht' versteht, das wird in der Volkshochschule selbstverständlich überhaupt nicht erteilt. In ihr soll nur den Schönheiten und Wahrheiten der Welt und des Lebens nachgegangen werden. Lebendige Menschen aller Zeiten und aller Völker sollen dem Herzen nahe gebracht werden. So schafft sich von selber eine Atmosphäre, in der die Widerlichkeiten des Lebens, Zank, Neid und Rücksichtslosigkeit, keinen Platz haben. Die dänischen Volkshochschulen, die ich besonders kennen lernte, haben es in der Durchdringung mit diesem Geiste zu einer erstaunlichen Vollkommenheit gebracht.

„So will ich jetzt auf diesem Wege der Volkshochschule dem weitzerstreuten deutschen Völklein hier in Galizien das zu bringen versuchen, was Sie mit all Ihrem Wirken und Streben dem deutschen Volke zu bringen erhoffen . . ."

Wir wünschen von Herzen Glück dazu.

Mehr Geschichtssinn, ihr Deutschen!

Der an sich nicht sonderlich stark ausgeprägte Geschichtssinn der Deutschen und die bis in die Kreise der „Intelligenz" hinein erschreckende Unwissenheit und Interesselosigkeit, ja Verständnislosigkeit gegenüber der Geschichte findet eine grelle Beleuchtung in der spärlichen Beteiligung an den historischen Vorlesungen unserer Volkshochschulkurse.

Man weiß gar nicht, wie man dem Publikum — und um das handelt es sich! — die Geschichte mundgerecht machen soll: immer noch ist es zu hoch, zu langweilig! Die Deutschen interessieren sich für Belletristik, Nietzsche, moderne Literaturprodukte — besonders aus Paris —; „Schöngeister" für Goethes Lyrik, Iphigenie und Tasso; die meisten für Lichtspiele und Barfußtänzerinnen, für Foxtrott und die anderen „modernen" Tänze, mehr noch für Sport, dem wir sein volles Recht lassen, wenn er sich in maßvollen Grenzen hält. Für all das interessiert sich der Deutsche, aber nur nicht für Geschichte! Und darum auch nicht für Politik!

Ist nicht unser ganzes nationales Unglück darauf zurückzuführen, daß achtzig Prozent unseres Volkes aller Stände und Berufe „politische Kinder" sind?

Um Politik zu treiben, ist aber ein gründliches Wissen in der Geschichte unerläßliche Vorbedingung.

Hegels Ausspruch: Die Geschichte zeigt, daß man aus ihr nichts lerne, ist nur insofern richtig, als sie nicht intensiv genug betrieben wird. Außerdem scheint Hegels Wort nur für die Deutschen zuzutreffen: von Engländern, Franzosen und Amerikanern kann man nicht behaupten, daß sie aus der Geschichte nichts gelernt haben.

Es mag sein, daß die Veranlagung des Deutschen auf andern Gebieten liegt als auf

dem der Politik, aber mit den Elementen der Politik muß der Deutsche sich vertraut machen.

Was soll da all der Unterricht in der „Bürgerkunde“, wenn die Kenntnisse in der Geschichte so mangelhaft, in der Politik gleich Null sind! Man bleibe mir nur mit den Volkswirtschaftslehren vom Leibe! Natürlich sind auch die notwendig wie Verfassungsgeschichte: aber den Grundstock unserer historischen Bildung muß die politische Geschichte bilden — und zwar orientalische, griechisch-römische, deutsche Geschichte; die außerdeutsche muß auch soweit herangezogen werden, wie es der Zusammenhang der Weltgeschichte zu deren Verständnis erfordert.

Dann erst kommen Verfassungsgeschichte, Volkswirtschaftsgeschichte, Kulturgeschichte, Bürgerkunde in Frage.

Ohne politische Geschichte sind Volkswirtschaftslehre, die Lehre vom Sozialismus, Kommunismus, Anarchismus absolut unverständlich und richten nur in den unhistorischen Köpfen Unheil an. In nichtssagende, falsch verstandene Schlagwörter beißen sie sich fest und folgen blind — wie das bei der Menge ist — Volksführern, die unpraktische Theorien auf das Völkerleben übertragen oder oft ihr allerpersönlichstes Interesse verfolgen.

Sie ahnen gar nicht, daß Friedrich Wilhelm I. in gewissem Sinne — in gesundem Sinne — ganz sozial regierte: jeder sollte für den Staat, keiner für sich leben!

Marx und Lassalle sind gewiß bedeutende Männer — und wehe dem Lehrer, der sie seinen Schülern unterschlägt. Aber unsere Hohenzollern dürfen darum doch nicht in der Versenkung verschwinden. Wir Lehrer würden uns damit, daß wir ihre Verdienste schmälern, vor dem Forum der Geschichte strafbar und lächerlich machen.

Tendenziöse Geschichtsschreibung rächt sich stets dadurch, daß gerade das Gegenteil von dem erzielt wird, was man beabsichtigt. Ob Monarchie oder Republik besser, ob Ranke oder Lamprecht recht haben, ob der Einzelne oder die Masse Geschichte machen — das alles läßt sich überhaupt nicht mit einem Wort entscheiden.

Um das Beispiel „Bismarck“ herauszugreifen: seine Erfolge sind nur denkbar unter der Voraussetzung einer durch Generationen hindurch vervollkommneten Fähigkeit, in staatliche Dinge einzugreifen. Und außerdem kommt die Voraussetzung hinzu, daß die großen politischen Fragen des 19. Jahrhunderts soweit gediehen sein mußten, um einen entscheidenden Eingriff zu gestatten —: die deutsche Einheitsidee ist nicht erst von Bismarck erfunden; sie ist aus dem Volksgeiste geboren! Freilich besaß Bismarck die weise Beharrlichkeit, Schritt um Schritt seinem Ziele zuzustreben — seinem Ziele, das auch der Wunsch der Nation war.

Es bedingen sich also — das ist das Resultat unserer Betrachtung — Einzelpersönlichkeit und Massenbewegung: eine ist ohne die andere absolut handlungsunfähig

Politische Parteien soll und wird es immer geben. Ohne solche würde jedes politische Leben dahinsterben; in allen Ländern der Welt gibt es solche. Aber in Deutschland befehden sie sich nicht nur im Parlament, sondern — und das ist so unheilvoll! — auch im Privatleben, boykottieren sich bei allen möglichen und unmöglichen Gelegenheiten, bekämpfen sich sogar, wenn das Vaterland auf dem Spiel steht!

Mehr Geschichtssinn, ihr Deutschen! Mehr Ehrfurcht vor euern Großen! Mehr Gemeinschaftsgefühl in der Stunde der Not! Die Engländer stehen bei solchen Gelegenheiten geschlossen hinter Lloyd George, die Franzosen hinter Clemenceau, die Amerikaner hinter dem schlauen Schalmeienbläser Wilson: wir Deutsche können uns nicht genugtun in Parteienhader und Kleinigkeitskram.

Prof. Dr E. Lagenpusch

*

Welsches Wesen

In der dänischen Zeitung „Politiken“ (18. Februar) veröffentlicht der Sekretär der isländischen Gesandtschaft in Kopenhagen, Tryggvi Sveinbjörnsson, ein bekannter nordischer Schriftsteller, einen Theaterbrief aus Berlin:

„Es ist nicht leicht zu sagen, warum der Berliner sein Abendbrot mit ins Theater nimmt: hat er etwa kein Vertrauen zu den etwaigen Delikatessen, auf die das Billett ein Recht gibt, oder geschieht es aus anderem Grunde. Eines ist sicher, der Fremde täte manchmal gut daran, diesem vulgären Brauch zu folgen, um mehr Ausbeute von seinem Abend zu haben. Es ist geradezu unverantwortlich, welche Menge französischer Gerichte, jetzt wie vor Weihnachten, aufgetischt werden, mit dem dazugehörigen Wein; aber die Speise besteht aus Luft, der Wein ist Wasser, und der Berliner fängt an, den Betrug zu merken (?) ... Man wundert sich über den französischen Import von Lustspielen und Farcen und fragt sich unwillkürlich: Warum muß es denn gerade französisch sein? Während des Krieges wurde kein einziges französisches Stück aufgeführt. Der Krieg hörte auf — nur in Deutschland nicht, wo er noch jetzt weitergeführt wird, nicht blutig, aber schwer und dumpf wie des Besiegten Gesicht. Berlin hatte Aufheiterung und Rausch nötig... das französische Lustspiel fand Eingang, die Schwermut zu vertreiben und die erschlaffte Theaterkasse zu füllen! Etwas Sinn liegt also in der Verrücktheit, und wenn wirklich ein Theaterdirektor sich und die Haut seines Personals mit etwas französischem Parfüm retten kann, so lasse man ihn in Gottes Namen gewähren und — die heilige Fahne der Kunst auf Halbmast setzen." ...

Das müssen wir uns von einem Ausländer sagen lassen. Aber Spott und Ernst prallen gleicherweise an der gänzlich scham- und würdelosen Berliner Theaterwirtschaft ab.

L. W. V.

*

Eberhard König und Gerhart Hauptmann

Die ungleichartige Behandlung der schlesischen Dramatiker Eberhard König und Gerhart Hauptmann durch den Schlesischen Provinzialausschuß ist vor einiger Zeit im „Türmer" gekennzeichnet worden. Vielleicht haben diese Feststellungen dazu beigetragen, daß der Schlesische Provinziallandtag nunmehr seine Zustimmung zu den gezeichneten 100 000 Mark zum Garantiefonds der Gerhart-Hauptmann-Festspiele zu Breslau versagt hat. Betonte doch der Berichterstatter des vorberatenden Ausschusses am Eingang seiner Rede, für Eberhard König habe man im Vorjahr auch nichts gegeben, weil die Provinz für Dichter kein Geld habe. Auch sonst waren die Ausführungen dieses Redners sehr bemerkenswert. Bei der Teuerung würden aus der Provinz nur wenige Leute, wie Automobilbesitzer und Schieber, zu den Festspielen kommen können; zudem seien die „Weber" in Berlin durch Felix Hollaender, der sie auch in Breslau inszeniere, so aufgeführt worden, daß selbst die linksstehende Presse ihre aufreizende Wirkung festgestellt habe. Endlich lebten wir gerade in Schlesien in Zeiten tiefster völkischer Trauer, und wir hätten allen Anlaß, Halbmast zu flaggen, aber nicht Feste zu feiern.

In weiten Kreisen unseres Volkes scheint man also willens zu sein, den Gerhart-Hauptmann-Rummel — so muß man es leider nennen — nicht mehr mitzumachen. Die Goethewoche in Frankfurt, die Doktor-Promotion in Prag, die breit ausgemalte Reise nach Wien, als ob es sich um eine große diplomatische Aktion handle — überall ist eine geschäftige Presse rasch dabei, für ihren Dichter die Trommel zu rühren. Hat denn Hauptmann, der Typus des naturalistischen Zeitalters, überhaupt dem deutschen Volke Festliches oder Heldisches zu sagen?

Übrigens eignet sich die Breslauer Jahrhunderthalle, in der „Die Weber" und „Florian Geyer" aufgeführt werden sollen, gar nicht zum Theater. Wie wir uns bei den Luther-Festspielen von Nithack-Stahn im vergangenen Jahre überzeugen mußten, ist die Akustik so schlecht, daß der größere Teil der Hörer nichts von den gesprochenen Worten der Schauspieler verstehen kann.

Wir beglückwünschen demnach den Schlesischen Provinziallandtag zu seinem Entschluß, an dessen Zustandekommen besonders die Oberschlesier mitgewirkt haben, die — mit einer Ausnahme — geschlossen gegen die Festspiele stimmten.

Dr M. Tr.

*

Zur Alkoholfrage

Es ist an dieser Stelle („Auf der Warte", Oktoberheft, unter dem Titel „Vollbier") aus der Schrift des Sanitätsrats Dr Bonne ein Zitat veröffentlicht worden, das die Auswirkungen des Prohibitionsgesetzes in Amerika in den rosigsten Farben schildert. Darum möchte ich in der Annahme, daß auch ein Gegner der radikalen Abstinenzbewegung gehört werde, diese Gelegenheit benutzen, um zu dieser Angelegenheit kurz Stellung zu nehmen. Der Verfasser der Notiz nimmt im guten Glauben etwas als bewiesen hin, was noch zu beweisen ist. Es liegt auf der Hand, daß alle Artikel und Notizen über die „Trockenlegung Amerikas", ob für oder gegen, tendenziöses Gepräge tragen. Niemand ist imstande, schon heute, nach einer erst zweijährigen Wirksamkeit des Antialkoholgesetzes, seine Folgen zu übersehen. Es ist indessen kaum anzunehmen, daß ein die persönliche Freiheit außerordentlich einengendes Gesetz, das eigentlich ein Hohn auf das Selbstbestimmungsrecht des Individuums in Sachen der persönlichen Lebensführung ist, von der Masse des amerikanischen Volkes als ein Segen empfunden wird. Die zahlreichen Prozesse wegen Übertretungen des Prohibitionsgesetzes, der schwunghafte Schleichhandel mit Whisky und die weitverbreitete Geheimfabrikation von alkoholischen Getränken sprechen nicht zugunsten dieses Gesetzes. Auch lehnt fast die gesamte amerikanische Presse das Antialkoholgesetz, wenigstens in seiner radikalen Fassung, ab.

Die Abstinenten machen den Alkohol für alle sittlichen Gebreste unserer Zeit verantwortlich; und sie scheuen sich auch nicht, zu behaupten, daß das deutsche Volk dem Teufel Alkohol mit Haut und Haaren verfallen sei. Jedenfalls ist Herr Sanitätsrat Dr Bonne dieser Meinung, und er geht im Eifer für seine Sache sogar so weit, daß er das Ausland um Hilfe für unser angeblich dem Trunk rettungslos verfallenes Volk anruft. Vor nicht zu langer Zeit äußerte er in der Zeitschrift „Neuland" den Wunsch, die Amerikaner möchten durch eine Art Ultimatum in die deutsche Alkoholfrage eingreifen. Er schlägt ihnen auch gleich den Text dazu vor: „Wenn ihr Deutsche jetzt noch, trotz eurer Niederlage, weitertrinkt, so sind wir, da ein so trunkliebendes Volk seine Kräfte nicht so voll entfalten kann wie ein nüchternes, nicht mehr in der Lage, euch irgend einen Kredit einzuräumen. Wir sind gern bereit, mit euch Geschäfte zu machen und euch bei eurer sonstigen Tüchtigkeit jeden gewünschten Kredit zu geben — aber nur unter der Bedingung, daß ihr unserem Beispiel folgt und sämtliche berauschenden Getränke aus eurem Lande verbannt." Das fordert ein deutscher Abstinent!

Eine Kritik dieses Stoßseufzers erübrigt sich. Es ergibt sich aber daraus, daß die Propagandamittel der Abstinenten mit Vorsicht aufzunehmen sind. Im übrigen wollen wir die Alkoholfrage ohne Beanspruchung des Auslandes unter uns lösen. Die Gefahren des Alkoholismus sind — darin kann ich dem Verfasser des Artikels „Vollbier" nur beipflichten — gewiß nicht zu unterschätzen; es hieße aber das Problem am falschen Ende anpacken, wollten wir um der Unmäßigen willen auf das gesamte deutsche Volk einen Zwang zur Enthaltsamkeit nach amerikanischem Vorbilde anstreben. Dieser Import aus Amerika würde uns wahrscheinlich nicht gut bekommen; wie ja überhaupt jede sklavische Übertragung der Zustände und Einrichtungen des einen Landes auf das andere Verwirrung und Mißverständnisse hervorrufen muß. Joh. Gaulke

NB. Ähnlich äußert sich in einer Zuschrift an uns ein deutsch-amerikanischer Geistlicher. Daneben hört man Äußerungen, die sich zustimmend zu dem amerikanischen Vorgehen verhalten. Vor allem ist eine Schrift von Prof. Dr Robert Gaupp (München, Lehmann) zu nennen: „Das Alkoholverbot der Vereinigten Staaten von Nordamerika". Ein abschließendes Urteil ist noch nicht möglich. D. T.

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Schriftleitung des „Türmers": Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Berliner Vertreter, zugleich verantwortlich für politischen und wirtschaftlichen Teil einschließlich „Türmers Tagebuch": Konstantin Schmelzer, Friedenau-Berlin, Bornstr. 6.
Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten" mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart wird. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet.
Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Stille Gasse (Wimpfen) | Beilage zum Türmer | M. S. Thiemann



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard

Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

24. Jahrg. Juni 1922 Heft 9

Nietzsches Lehre vom Mitleid

Eine besinnliche Betrachtung und zeitliche Mahnung

Von Paul Schulze-Berghof

Unter den vielen Ecken und Kanten, die Nietzsches Lebenswerk den Geistigen und der Menge auf ihrem Pilgrimswege zum deutschen Persönlichkeits-, Volkheits- und Menschheitsideal bietet, ist seine Lehre vom Mitleid eine der am meisten vorspringenden und darum auch am meisten gescholtenen. Selbst umfänglichere und freiere Gemüter finden als Kinder des sozialen Zeitalters nicht den rechten Zugang zu dem Menschentum, aus dem heraus Zarathustra die Worte sprach:

„Wahrlich, ich mag sie nicht, die Barmherzigen, die selig sind in ihrem Mitleiden: zu sehr gebricht es ihnen an Scham.

Muß ich mitleidig sein, so will ich's doch nicht heißen; und wenn ich's bin, dann gern aus der Ferne."

Der Grund dafür ist, daß das sittliche Gefühl unsrer Zeit noch nicht genug in die Tiefe der seelischen Gründe sank und der Gedanke vom Adelsmenschen noch nicht hoch genug stieg im Höhenreiche des Edelmenschlichen, um sowohl das seelisch Ursächliche von Nietzsches Mitleidslehre als das Fern- und Hochziel seines moralischen Willens fühlend zu ahnen und klar zu erkennen. Denn für den, der beides mitbringt, liegt in dem Zarathustra-Kapitel „Von den Mitleidigen" die Lehre

Nietzsches klar und leuchtend wie ein Diamant aus den tiefsten Schächten deutschen Geisteslebens.

Nietzsches Lebenslehre wendet sich nicht gegen das sittliche und wahrhaft geistige Mitgefühl, sondern nur gegen den sinnlich-sentimentalischen und selbstisch hochmütigen Charakter des Mitleidens; gegen jene Schwäche der persönlichen Wesensart, die vor der großen Rücksichtslosigkeit der Natur und der Härte des Lebens so verweichlicht und verweibischt ist, daß sie keinen Menschen mehr leiden, nicht einmal entsagen und entbehren oder mit Mühen und Schmerzen ringen und kämpfen sehen kann, ohne vor sinnlichem Mitzittern, vor ästhetisch getöntem Mitleiden außer sich zu geraten und in selbstischer Rührseligkeit und Furcht um des eignen kleinen Ichs und Daseins willen zu zerfließen.

Nietzsche kannte diesen mehr körperlichen als geistigen Zustand aus persönlichster Erfahrung als eine Gefahr der wahrhaft geistigen Lebenswertung. Er war als Mensch und Mann im gesellschaftlichen Alltagsleben von zartester Rücksichtnahme und lebendigstem Mitgefühl mit den andern, vor allem auch mit dem schwächeren weiblichen Geschlecht und den unteren sozialen Schichten des Volkes, in deren Gassen und Häusern er in Italien oft hauste und wohlbekannt war. Man denke nur an die Szene, wo Nietzsche in der letzten Zeit vor seinem Zusammenbruch auf der Straße einer armen Mähre, die von dem rohen Karrenführer überlastet war und erbarmungslos geschlagen wurde, von Mitgefühl und Mitleid überwältigt um den Hals fällt! Wenn ein so organisierter Mensch von hohem genialischen Empfinden und Denken in allen sittlichen Fragen des Lebens anscheinend gegen das Mitleid redet und vor der Wolke warnt, die uns vom Mitleiden ohne Maß und Charakter im sozialen und nationalen Leben droht, so können ihn dazu keine moralisch minderwertigen Eigenschaften treiben, sondern es müssen dafür seelische Ursachen und Gründe vorhanden sein, die für den Kern alles geistigen Menschseins doch ungleich wesensbestimmender und schicksalshafter sind, als es die oberflächliche Lebensempfindung des sozialen Zeitalters erkennen kann. Der proletarische Sinn des Tages, der als ethisches Gefühl durchaus nicht nur an die unteren Stände gebunden ist, weiß nichts um die geistige Hoheit und den seelischen Adel eines überragenden, königlichen Menschentums und sieht nur Herzenshärte und barbarisches Kulturempfinden, wo es sich allein um strengste Selbstzucht des Geistes, um Selbsterhöhung im Wesen und Charakter der Persönlichkeit und Volkheit handelt.

Blicken wir einmal auf verwandte Naturen und Geister, und wir werden vielleicht den Herzensschlüssel für Nietzsches Lebenslehre finden. In seinem zarten Mitgefühl und rein-sinnlichen Mitleiden mit Mensch und Tier erinnert Nietzsche an Hebbel, der als Dichter dem Philosophen und Ethiker wieder wie kein anderer in seiner Stellung zu dem moralischen Gesetz im Menschen gleicht und nahekommt. Ich habe darauf bereits früher im I. Bande meiner „Kulturmission unserer Dichtkunst" (Leipzig 1908) in den Kapiteln über „Das ethisch Monumentale in Hebbels Kunst" und „Hebbel im amoralischen Zeitalter" hingewiesen. Für Hebbels Charaktere und seine Menschenschicksale waren Sittlichkeit und innere Notwendigkeit wesensgleich und ineinanderfallend; und er wurde als prometheischer Menschenbildner unerbittlich und mitleidslos gegenüber der kreatürlichen Natur des Menschen

und seinem leiblichen Ergehen und zeitlichen Schicksal, wenn es sich darum handelte, das freie und selbstherrliche Ichgefühl der Seele im Kampfe mit einer feindlichen Umwelt zum Siege und zur stärkeren Entfaltung zu führen auf dem Wege der inneren Vollendung. Vom gleichen sittlich-schöpferischen Geiste ist aber auch Nietzsche-Zarathustra erfüllt als Menschenbildner und Menschheitserzieher; und deshalb verlangt er von dem Menschen und der Menschheit den Willen zum Leiden um des *höheren Lebens willen*, einen *Opfersinn* und eine *Kraft* im Ertragen des Leidens, die letzten Endes in eine Linie mit dem lebendigen Willen des Christus auslaufen, der um des Geistes, um Gottes willen, die Leiden dieser Welt *heldisch auf sich nimmt*, nicht sowohl als „Opferlamm", sondern weil ihm dies befohlen wurde vom höchsten Geiste des Lebens und weil er „gekommen ist, ein *Feuer* anzuzünden auf Erden" (Luk. 12, 48 und 49). In solchen Fällen ist sentimentales Mitleid von jener überflüssigen weibischen Art, die Christus auf seinem Kreuzeswege mit den Worten zurückwies: „Ihr Töchter von Jerusalem, weinet nicht über mich, sondern weinet über euch selbst und eure Kinder!" Und aus solcher wahrhaft heldisch-christlichen Einstellung zum Leid und Mitleid sagt Zarathustra mit Recht:

„Wehe allen Liebenden, die nicht noch eine Höhe haben, welche über ihrem Mitleiden ist!"

Mitleid mit wem und für was im Menschen? — Das ist die sittliche Wertfrage nach dem Mitleid, die allein durch die wahrhaft geistige Nächsten- und Gottesliebe beantwortet und durch das erhabene Lebensgefühl und Selbstbewußtsein der Menschen- und Gottessöhne entschieden wird. Im Sinne Zarathustras bekennen sie fast gleichlautend mit den Worten des Christus: „Ihr seid von unten, ich bin von oben herab!" (Joh. 8, 23.) Nietzsches Standpunkt in der Frage entspricht dem der „höheren Moralität" Fichtes, die sich nur noch im Gedanken und Willensaffekt von der Religiosität unterscheidet. Ein paar treffende Sätze aus Fichtes Religionslehre oder „Anweisung zum seligen Leben" werden uns das deutlich bekunden und uns zugleich tiefer die Innenwelt Zarathustras in seiner Lehre vom Mitleid erschließen. Fichte sagt:

„Da bejammern sie nun, daß des Elends in der Welt so viel ist, und gehen mit an sich lobenswertem Eifer daran, desselben etwas weniger zu machen! Ach! das dem Blicke zunächst sich entdeckende Elend ist leider nicht das wahre Elend; da die Sachen einmal stehen, wie sie stehen, ist das Elend noch das allerbeste von allem, das in der Welt ist, und, da es trotz allem Elende doch nicht besser wird in der Welt, möchte man fast glauben, daß des Elends noch nicht genug in ihr sei: daß das Bild Gottes, die Menschheit, besudelt ist, und erniedrigt und in den Staub getreten, das ist das wahre Elend in der Welt, welches den Religiösen mit heiliger Empörung erfüllt. — Du linderst vielleicht, so weit deine Hand reicht, Menschenleiden mit Aufopferung deiner eignen liebsten Genüsse. Aber begegnet dir dies etwa nur darum, weil dir die Natur ein so zartes und mit der übrigen Menschheit so harmonisch gestimmtes Nervensystem gab, daß jeder erblickte Schmerz schmerzlicher in diesen Nerven wiedertönt, so mag man dieser deiner zarten Organisation Dank bringen; in der Geisterwelt geschieht deiner Tat keine Erwähnung. Hättest du die gleiche Tat getan, mit heiligem Unwillen, daß der Sohn der Ewigkeit durch solche

Nichtigkeiten geplagt werden und von der Gesellschaft so verlassen daliegen solle, mit dem Wunsche, daß ihm einmal eine frohe Stunde zuteil werde, in der er fröhlich und dankbar aufblicke zum Himmel, mit dem Zwecke, daß in deiner Hand ihm die rettende Hand der Gottheit erscheine, und daß er inne werde, der Arm Gottes sei noch nicht verkürzt, und er habe noch allenthalben Werkzeuge und Diener genug, und daß ihm Glaube, Liebe und Hoffnung aufgehen möchten; wäre daher der eigentliche Gegenstand, dem du aufhelfen wolltest, nicht sein Äußeres, das immer ohne Wert bleibt, sondern sein Inneres: so wäre die gleiche Tat mit moralisch-religiösem Sinne getan."

In diesem Sinne dem inneren Menschen aufzuhelfen, ist allein der höhere moralische Wille Nietzsches; und er speist die schöpferischen Gedanken Zarathustras in seiner Lehre vom Mitleid.

* * *

Nietzsches ablehnende Stellung zu dem so billigen Mitleid rührseliger Durchschnittsmenschen wird in erster Linie von dem Gefühl der Vornehmheit, der Achtung vor dem inneren Menschen bestimmt. Allzu wohlfeil und selbstbeschämend ist für den wahrhaft Geistigen und sittlich Edlen das Mitleid mit dem „Tier, das rote Backen hat". Und deshalb gebeut er sich selbst mit Zarathustra Scham vor allem Leidenden und will nichts aus Mitleid tun, was ihm in seinem natürlichen Menschheitsempfinden und aus seiner höheren Liebe zum Menschen schlechthin sittliches Mitgefühl und soziales Pflichtgebot ist.

„Denn daß ich den Leidenden leidend sah, dessen schämte ich mich um seiner Scham willen; und als ich ihm half, da verging ich mich hart an seinem Stolze."

Das Selbstbewußtsein der Leidenden, der Besten in den sozial ärmeren Klassen, ist hierin durchweg feiner als das Persönlichkeitsempfinden der gefühlsduseligen Mitleidigen. Der sittlich nicht stumpfsinnige Arbeiter will keine Wohltaten an sich, sondern Gerechtigkeit und Achtung des inneren Menschen, eine Gesinnung und Behandlung, die ihn nicht als Ding und Sache werten. Und so geht dieses verborgene Volkskönigtum durchaus in die Linie des Willens aus, der von oben kommt und als ein sittlich erhabener sozialer Geist ins Leben greift.

„Hast du aber einen leidenden Freund, so sei seinem Leiden eine Ruhestätte, doch gleichsam ein hartes Bett, ein Feldbett: so wirst du ihm am besten nützen."

Die moderne Literatur eines ganzen Menschenalters hat sich als modische Zeitströmung gegen diese männliche Lebenslehre einer höheren Sittlichkeit versündigt. So kamen wir zu der falschen und verlogenen Sentimentalität unserer Armeleuteliteratur der Klubsessel-Sozialisten. Diese verbargen ihr eigenes gesellschaftliches Wohlbehagen in und hinter dem erkünstelten ästhetischen Mitleidskult des Dirnen- und Verbrechertums und suchten ihre „geistige Sendung" in der künstlerischen Darstellung und Verherrlichung des Tieres im Menschen. Es ist ein literarischer Mitleidskult sozialer Schwämmlinge ohne männlich-sittlichen Willen und seelischen Charakter. Gesinnung solcher Art hat sich dann zu einer Schicksalslawine für Herz und Geist unseres Volkes zusammengeballt, die in der Revolution seine deutsche Mannheit und germanische Volkheit unterm moralischen Schutt des sozialistischen Internationalismus, des Defaitismus und Pazifismus begrub. Im Gegensatz hierzu ge-

brauchen wir einen gesunden und starken, einen reiferen und freieren Geist für unser soziales Gewissen, das als schöpferisches Pflichtgefühl im sozialen Aufbau weniger auf das Mitleid und mehr auf die Mitfreude eingestellt ist.

„Alle große Liebe ist noch über all ihrem Mitleiden: denn sie will das Geliebte noch — schaffen", nach Zarathustras Wort und Willen. Und darauf kommt es allein an: auf schöpferische Liebe, in der wir es als handelnd Lebende verlernen, „andern wehe zu tun und Wehes auszudenken".

Doch um Nietzsches Lehre gegen das falsche, das Leben unterbindende Mitleid recht und ganz zu verstehen, müssen wir vor allem auch seine tiefe seelenkundliche Auffassung vom Leiden kennen und erfassen. Er sieht in dem bisherigen Menschen gleichsam nur einen Embryo oder Keimling des Menschen der Zukunft. „Alle gestaltenden Kräfte, die auf diesen hinzielen, sind in ihm: und weil sie ungeheuer sind, so entsteht für das jetzige Individuum, je mehr es zukunftbestimmend ist, Leiden. Dies ist die tiefste Auffassung des Leidens: die gestaltenden Kräfte stoßen sich." — Mit diesem Gedanken aus seinem „Willen zur Macht" gibt uns Nietzsche einen klaren Einblick in den seelischen Haushalt der Natur, bei der Persönlichkeit wie bei der Volkheit und Menschheit, und rechtfertigt damit die Notwendigkeit von Leid und Lust im Kräftespiel des Lebens.

Die gestaltenden Kräfte stoßen sich im Menschen und seiner Welt; und der Entfaltungs-, der Lebenswille zeugt Weh und Wonne für den Menschen. Nur Narren können darüber mit der Natur rechten und aus ihren törichten Gedanken heraus das Leben umkehren wollen. Wer also schöpferischen Geistes ist und die schöpferische Entfaltung des Lebens will, kann auch als Schaffender und Kämpfer des Lebens kein weibisch weinerliches Mitleid schmarotzender und sich selbst weichmütig auflösender Geister gebrauchen. Er wird mit Zarathustra sein Herz härten für den Lebenskampf in dem Geiste, von dem auch das Evangelium rühmt: „Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde."

Nur als Schaffender ist Nietzsche hart und mitleidslos; und nur als Schaffende, als Aufbauende des Lebens dürfen und sollen wir hart sein und muß unsre Liebe zum geistigen Menschen, zum höheren Lebensgeist der Volkheit und dem religiös erhabenen göttlichen Übergeist der Menschheit über unsrem Mitleiden sein. Wer sich der Weltwirklichkeit und den Tatsachen der Geschichte nicht verschließt, wird finden, daß alle Schaffenden von dieser Art Zarathustras sind, auf welchem Felde des Lebens sie auch auftreten. Der Künstler, d. h. der Aufgangs- und nicht der Niedergangskünstler, ist es so gut wie der sittliche und religiöse Volksbildner; und der Politiker wie der Feldherr muß gegen das Einzelwesen oft hart sein und Härte vor dem Leid von ihm fordern, um der Idee des sich entfaltenden höheren Lebens willen, das unerbittlich ist und immer wieder Opfersinn und Opferwillen fordert.

Zarathustras Mitleidslehre hat nichts mit dem selbstverständlichen sozialen Mit- und Pflichtgefühl der staatsbürgerlichen Gesellschaft und Volksgemeinschaft zu tun. Ihr moralisch höherer, ja religiöser Wille ist allein auf die geistige Ordnung in der Welt gerichtet. Und dieser Zarathustra-Wille wird und muß in uns dermaleinst auch dem sich praktisch betätigenden Mitleid Weg und Ziel bestimmen und für das



Gottesreich auf Erden und in der Menschheit wirken. Aus solcher Geisteshöhe kommt Zarathustras Erkenntnis und Mahnung:

„Man soll sein Herz festhalten; denn läßt man es gehen, wie bald geht einem da der Kopf durch!

Ach, wo in der Welt geschehen größere Torheiten, als bei den Mitleidigen? Und was in der Welt stiftete mehr Leid als die Torheit der Mitleidigen?

Wehe allen Liebenden, die nicht noch eine Höhe haben, welche über ihrem Mitleiden ist!“

Wer mit Herz und Haupt über der Zeit und ihrem politischen Lebensstrome steht, kann nur willensfest und mit freiem und frohem Ja einstimmen in den Ausklang von Zarathustras Kapitel „Von den Mitleidigen“:

„So seid mir gewarnt vor dem Mitleiden: daher kommt noch dem Menschen eine schwere Wolke! Wahrlich, ich verstehe mich auf Wetterzeichen!

Merket aber auch dies Wort: Alle große Liebe ist noch über all ihrem Mitleiden: denn sie will das Geliebte noch — schaffen!

‚Mich selber bringe ich meiner Liebe dar, und meinen Nächsten gleich mir‘ — so geht die Rede allen Schaffenden.

Alle Schaffenden aber sind hart.“



Erwachen

Von Margarete Wocke

Grau naht der Tag — und hergefunden
Hast du nun, Seele, von dem nächt'gen Flug,
Der durch das grenzenlose All dich trug,
Umwogt von Klängen, erdentbunden.

Noch ruht ein Glanz auf deinen Schwingen,
Glühst, wie von heil'gen Feuern heiß durchbebt,
Du fühlst, wie dich Erinnerung umwebt,
Und bist umtönt von hehrem Singen.

Hauch' in das trübe Sein dies Leben,
Das dir auf deinem Sternenflug verliehn!
Laß deinen Feuergeist den Tag durchglühn —
Und Weltalls-Töne ihn umschweben!



Euphrosyne

Eine Geschichte aus Goethes Tagen

Von Grete Massé

(Fortsetzung)

Als Christiane am anderen Mittag das Theater betrat, wartete Becker, schon fertig angekleidet für die Probe, im Flur.

Vorwurfsvoll traurig sah er sie an.

„Warum hast du gestern nicht gewartet, Christianchen? Wenn ich nur gekonnt hätte, wäre ich dir gleich nachgegangen. Von jedem hätte ich mich losgemacht. Aber die Herzogin-Mutter ließ mich bitten — und die Bitten der Fürsten sind Befehle."

„Das war nur gut, Becker. Ich hätte mir Vorwürfe gemacht, wenn Sie durch mich um das schöne Fest gekommen wären. Ich ging heim, weil ich lieber allein sein wollte. Ich hatte genug gesehen. Sie wissen, mich freuen nicht immer die Dinge, die andere freuen."

„Hättest du nicht bleiben können, einmal auch um meinetwillen bleiben können, Christianchen? Sieh, das ganze Fest war mir vergällt, als ich dich nicht mehr fand. Ich habe dich im schönsten Schlitten fahren wollen. Ich hatte mir schon alles ausgedacht, was ich tun wollte, damit du lachen solltest. Gib mir jetzt wenigstens deine Hand zum Trost!"

Er griff nach ihrer kleinen Hand und wollte seine Lippen darauf pressen. Christiane aber entzog sie ihm.

„Nicht doch, lieber Freund, nicht doch!" murmelte sie gequält. „Wir müssen uns beeilen. Sehen Sie, Mattstedt rennt schon auf die Bühne."

Sie hatte recht. Die Schauspieler kamen aus ihren Türen und sammelten sich hinter den Kulissen. Becker mußte ihnen folgen. Die aufgeregte und gehobene Stimmung der Kollegen ging jetzt auch auf ihn über. Die Hauptprobe hatte hier schon durchaus den Reiz und den Wert einer ersten Vorstellung. Goethe betrachtete sie als eine solche und wußte auch in seine Künstler diese Auffassung zu pflanzen. Jeder setzte sich mit voller Kraft auf seinem Posten ein; und wenn etwa ein Neuling glaubte, sich noch schonen, sich für die Vorstellung am Abend aufsparen zu dürfen, auf den fuhr aus dem Hintergrund der Loge, von wo aus er die Bühne überblickte, sein Donnerwort hernieder, daß es dem Lässigen alle Glieder durchdrang.

Christiane glaubte, als sie in die Garderobe trat, sie sei allein. Die Plätze der Kolleginnen waren leer.

Sie legte die Schifferjungentracht, die sie als Prinz Arthur im letzten Akt zu tragen hatte, beiseite und zog Barett und Wämschen für die ersten Akte, die darunter lagen, hervor.

Als sie aber ihr Kleid losnestelte, kam aus der Ecke ein tiefer, langer Seufzer.

„Wer ist denn da?" fragte Christiane. „Ich dachte, ihr seid alle schon fertig."

Aus dem Winkel erhob sich die lange, ungraziöse Gestalt von Malcolmis jüngster Tochter Amalie. Sie war in dem unangenehmen Alter, in dem die Mädchen nicht

Kind mehr sind und die Anmut der Jungfrau noch nicht haben. Und alle Unschönheiten dieses Alters hatten sich auf sie gehäuft. Sie konnte über sich selbst in Tränen ausbrechen, wenn sie im Spiegel den Sattel der Sommersprossen auf der Nase, die langen, eckigen, schlenkerigen Glieder, den mageren Hals betrachtete. Nur ihr schweres dunkelbraunes Haar war schön, dessen Zöpfe sie über den Ohren aufgesteckt trug, um zu verbergen, wie groß sie waren.

„Male, du?" lachte Christiane. „Dein brunnentiefer Seufzer, was wollt' er sagen?"

„Du hast gut lachen, Neumann", maulte das große Mädchen. „Wenn ich du wäre, würde ich auch nicht seufzen. Die schönsten Rollen fallen dir nur so wie reife Äpfel vom Baum in den Schoß. Die Exzellenz ließe dich am liebsten alle männlichen und weiblichen Hauptrollen spielen, wenn es nur ginge. Wenn du's nicht wärst, Neumann — wenn du's nicht wärst ... Einer anderen hätte ich schon lange vor Eifersucht die Haare ausgerissen!"

„Warte nur, Male", tröstete Christiane. „Auch du kommst schließlich einmal dran. Du kannst doch was!"

„Ja, hier, wenn wir allein sind, oder daheim. Aber sobald ich draußen steh', steigt mir's in die Kehle. Ich weiß es ja, daß sie mich nicht ausstehn können. Für sie bin und bleib' ich eben die lange Male. Keiner denkt dran, daß man sich mit nichts hervorwagt, wenn man nicht wenigstens ein bißchen Aufmunterung spürt."

Darauf wußte Christiane nichts zu erwidern. Das Mädchen hatte ja recht, und sie tat ihr leid. Das Publikum hatte nun einmal gegen die Jüngste der Malcolmis eine Abneigung, die sich nicht wollte besiegen lassen, so eingewurzelt war sie. Nur in Statistenrollen verschonte man sie mit Hohn. Es war, als hätte die Kunst, die für sie, Christiane, nur Rosen hatte, für die Malcolmi nur Dornen. Das mußte bitter sein.

Amalie ging zur Tür.

„Zieh' dich an, Neumann!" höhnte sie. „Mach' dich hübsch! Mach' dich schön! Und dann geh' da draußen" — sie deutete mit dem langen Zeigefinger in die Richtung, wo die Bühne lag — „auf wie die Sonne, indes ich zuschauen darf und den Fächer halten oder die Lanze."

Die Türe fiel hinter ihr zu.

Christiane war ihr nicht böse. Sie wußte, die Male meinte es nicht so schlimm und hatte sie im Grunde lieb. Nachher kam sie wieder voll Reue angeschlichen und bettelte: „Einziges Christelchen, sei wieder gut!" Jedesmal, wenn sie wie heute als Statistin auf die Bühne mußte, geriet sie in solchen Zustand der Erbitterung, daß sie die Worte abschnellte wie Pfeile, unbekümmert darum, daß sie jemanden treffen konnten, der ihr lieb war.

Während Christiane sich schminkte und ankleidete, gingen ihr die Worte ihrer Rolle durch den Kopf:

„Liebe Zeit!
Mich dünkt, kein Mensch kann traurig sein als ich.
Doch weiß ich noch, als ich in Frankreich war,
Gab's junge Herrn, so traurig wie die Nacht
Zum Spaße bloß. Bei meinem Christentum!

Wär' ich nur frei und hütete die Schafe,
So lang der Tag ist wollt' ich lustig sein.
Und das wollt' ich auch hier, besorgt' ich nicht,
Daß mir mein Oheim noch mehr Leid will tun,
Er fürchtet sich vor mir und ich vor ihm;
Ist's meine Schuld, daß ich Gottfrieds Sohn?"

sprach sie halblaut vor sich hin.

Nein — unzufrieden schüttelte sie den Kopf —, so war es noch nicht recht. Corona hätte warnend den Finger erhoben. Das war noch unbeseelt. Die Stimme brachte die Empfindung nicht, die sie ausstrahlen sollte.

Noch einmal setzte sie probierend an:

„Das Eisen selbst, obschon nun glühend rot
Genaht den Augen, tränk' es meine Tränen
Und löschte seine feurige Entrüstung
Wohl selbst im Wasser meiner Unschuld aus;
Ja, es verzehrte sich nachher in Rost,
Bloß weil mit Feu'r es meinem Aug' gedroht.
Seid ihr denn härter als gehämmert Eisen?"

Ja — nun war es, wie es sein sollte! Kein Ton kam mehr, der nicht richtig saß. Es war wieder wie so oft. Der Anfang war noch matt, bis sie sich eingesprochen. Aber dann, nach den ersten Reihen schon, stand eine Kraft in ihr auf, die sie nicht kannte, und hob sie über sich selbst hinaus. Eine Fülle, ein Tönen und Vibrieren, das sie mit Bewußtsein hervorzurufen nicht imstande gewesen wäre, klang auf.

Sie trat vor den Spiegel, zupfte das Wämslein, das sie trug, zurecht, setzte das Barett schräger.

Ihre Augen glänzten. Ihre Lippen waren so rot. Ihr kindliches Körperchen straffte sich. Sie schüttelte die Locken und lachte sich im Spiegel an. Hei — nun glühte sie auf! Jetzt hatte sie Lust und Mut. Jetzt brauste es um sie, das Element, das ihr eingeboren war. Jetzt war der Gott in ihrer Brust erwacht, und sie war voll von allen seinen Kräften.

Und sie ging den Weg, den Amalie Malcolmi gegangen, trat hinter die Kulissen und zu Konstanze und Salisbury, ihren Mitspielern, heran, die ihr schon erwartend entgegensahen; denn die Szene, in der sie auftreten mußten, begann.

* * *

In der Nacht, die diesem Tage folgte, schlief Christiane nicht.

Sie lag auf ihrem Lager mit offenen Augen in der ärmlichen Kammer, in der alle Gegenstände deutlich hervortraten in der Helle, die sie erfüllte. In der Ecke der blecherne Waschtisch, in dessen mit Wasser gefüllter Schüssel Rosen lagen, die Becker ihr gebracht. An der Linkswand zwei Stühle und der tannene, braun angestrichene Schrank, in dem ihre Kleider hingen. Seine Tür, die sie wahrscheinlich nicht fest ins Schloß gedrückt, stand halb offen, so daß sie ihre Kleider darin alle sehen konnte: das geblümte, das einige Tage vorher der Regen durchnäßt, das blaue Hauskleid, in dem Becker sie so gerne sah, und das hellgrüne, mit Tollen und

Rüschen, die Hauptzierde ihrer Garderobe, ihr Festkleid, das sie auch anlegte, wenn sie auf der Bühne, vor Beginn des Stückes, hervorzutreten hatte, um die Prologe zu sprechen.

Die Wände waren kahl. Nur ein Jugendbildnis ihres verstorbenen Vaters, der auch Schauspieler gewesen, hing daran, und über ihrem Bette ein Kruzifix.

Jede Stunde, die sie so schlaflos lag, hörte sie fern und vernehmlich und sonderbar in dieser feierlichen Nacht die Schloßuhr schlagen.

Durch das unverhangene Fenster kam das Mondlicht, lag in bleichen Flecken auf dem Fußboden und umglänzte ihre Hände, die gefaltet auf der Bettdecke ruhten.

Ihr war zumute, als sei sie gestorben, und läge, zu einem neuen schönen Leben erwacht, auf einer Wiese des Paradieses, zu Füßen eines ewigen Baumes, von dem ein Duften, ein tröstliches Hauchen endlos auf sie niederging.

Ihr Herz war so leicht, so beruhigt in sich.

Sie war ein seliges, seliges Geschöpf, das keine unerfüllten Wünsche mehr quälen konnten. Das Höchstmaß für Menschen faßbaren Glückes hatte sie ja empfunden in dem Augenblick, als Goethe sich über sie neigte und sein Mund im Kusse auf ihrem armen, bebenden Munde lag.

Wenn sie jetzt an das Erlebnis des Vormittags dachte, fragte sie sich selbst, ob es Wirklichkeit gewesen oder nur ein Traum. Sie wußte alle Einzelheiten gar nicht mehr genau. Alles war unwesentlich geworden. Nur der Augenblick, in dem sie in Goethes Armen erwacht, stand unvergessen in ihr, ein unzerstörbarer Stern, der nicht erlöschen kann.

Sie hatte gespielt, ja, das wußte sie. Wie sie aber gespielt, das wußte sie nicht mehr. Da man sie nicht anrief, sie nicht verbesserte, mußte es nicht schlecht gewesen sein.

Bei ihrem zweiten Auftreten war Goethe auf der Bühne und die Statisten, die die Wärter vorzustellen hatten, die dem Kämmerer Hubert die Stricke und das glühende Eisen bringen, mit dem Prinz Arthur gebunden und geblendet werden soll. Er wies sie an, wo sie zu stehen hatten, zeigte ihnen, wie sie herantreten sollten.

Hatte nun seine Gegenwart Christiane verwirrt? War eine plötzliche Ermattung, ein Versagen der Nerven über sie gekommen? Sie fühlte es gleich selbst, daß sie das Entsetzen, welches sie als Arthur vor diesem Eisen zeigen sollte, nicht so packend herausbrachte, wie sie es gewollt. Da hatte Goethe dem Kämmerer die glühende Zange aus der Hand gerissen und war, um ihr die Situation schärfer als es der Darsteller des Hubert vermocht, deutlich zu machen, mit dem Eisen in der Hand grimmigen Blickes auf sie zugegangen — —

Noch nie hatte sie diese geliebten großen dunklen Augen mit einem Ausdruck, der Grimm und Schrecken ausstrahlte, auf sich gerichtet gesehen. Immer hatten sie gütig und freundlich sie angeschaut.

Da packte sie das Entsetzen, das sie spielen sollte, mit wirklicher Gewalt. Sie schwankte auf ihren Füßen, warf die Arme hoch und glitt bleich und ohnmächtig zu Boden.

Ihre Bewußtlosigkeit konnte nur einen Augenblick gedauert haben, denn sie hörte schon, daß man nach Wasser rief, um ihre Schläfen zu netzen.

Als sie die Augen öffnete, sah sie, daß Goethe, ganz Mitleid und Sorge und Güte, neben ihr kniete. Sein Arm stützte sie. Ihr Haupt lehnte an seinem Knie.

Und als sein strahlendes Auge den vollen Blick zärtlich und liebreich und väterlich in den ihren senkte, da ward ihr Herz frei. Ihr Blick hielt Zwiesprache mit seinem Blick und sagte alles — — und alles, was schwer gewesen, ward leicht, alles Dumpfe ward himmlisch rein, alles Düstere, wolkig Quälende hell und zart wie Ätherluft.

Da griff sie, noch halb von Bewußtlosigkeit umfangen, nach seiner Hand, drückte voll Ehrfurcht ihre Lippen darauf, richtete sich mühsam empor und reichte, Verzeihung erflehend, ihm den Mund zum unschuldigen Kusse.

Und als sie so, sich ganz nahe, sein starkes, gutes Herz schlagen spürte, und seine Lippen auf den ihren fühlte, da schwand das wilde, qualvolle Brennen in ihrer Brust, von dem Corona sagte, daß es verbrennt.

„Nun ist es gut, mein Vater — nun ist es gut", hatte sie selig gehaucht, leise, so leise, daß es nicht einmal sein Ohr mehr vernahm.

Dann half er ihr empor.

Die bestürzten Kollegen drängten sich heran. Amalie Malcolmi mit ängstlich besorgten Mienen netzte ihre Stirn, ihre Schläfen mit Wasser, Becker, vor Schreck blasser als sie, die ohnmächtig Hingesunkene, brachte ein Glas Wein.

Und dann spielte sie weiter.

Die kleine Szene war rasch vergessen.

Nur von ihr nicht. Sie lag wach und dachte daran die ganze Nacht. Und glaubte noch den Glanz seines dunklen Blickes auf sich ruhen zu fühlen — lange — — lange —

* * *

Und die Tage kamen und gingen weiter und waren Alltagstage. Aber nicht für sie. Ihr schienen sie Kronen zu tragen und königliche Gewänder. Und die Hände schienen sie auszubreiten und eine Fülle von Segen zu verstreuen. Und dieser Segen lag sichtbar auf ihr. Ihr knospendes Innenleben entfaltete seine Blume und ihr Künstlertum ward aus einer Hoffnung zu einer Vollendung.

Es war, als wäre durch die beruhigte Liebe, die sich aufgelöst zu einem Gefühl kindlicher, dankbarer Verehrung, ihr Können erst ganz frei geworden. Als breite es Flügel aus und trage sie zu Höhen, zu denen sie sonst sich nicht emporgehoben.

Corona verbesserte sie nicht mehr und gab auch keine Anweisungen. Sie fühlte, Christianes Lehrzeit war zu Ende; die Tage der Meisterschaft begannen. Das, was in ihr jetzt blühte und wuchs, mußte man werden lassen auf die ihm eigentümliche, besondere Art. Der Funke des Genies glomm düster auf in den sanften, braunen Augen des Mädchens. Das sah sie. Und keine Begrenzung gab es mehr für ihre Ausdrucksmöglichkeit. Sie traf den Ton der Tragödie und hatte das quellfrische, goldene, schwingende Lachen der Heiterkeit, das so selten und so köstlich ist.

Für Heinrich Becker war diese neue Christiane ein Rätsel, um dessen Lösung er sich kein langes Kopfzerbrechen machte.

Er spürte nur, daß sie endlich, endlich anfing, sich seiner Gegenwart bewußt zu werden, daß sie immer zutraulicher wurde, ihn oft neckte mit einem Unterton von Zärtlichkeit — — das war ihm genug. Auch war ihre früher oft ungleichmäßige

Laune einer steten Freundlichkeit gewichen. Die tat allen wohl, ihm, der Mutter, der Schwester, den Kollegen.

Warum auch hätte Christiane jetzt nicht voll Ruhe und Freundlichkeit sein sollen? Das Zehrende und Verzehrende in ihr, die Überspannung ihrer Seele war ja gelöscht und ausgeglichen. Das war gewesen wie ein dörrender Sonnenbrand im Juli, unter dem die Blüten abfallen und das Gras gelb wird.

Das schöne, kindliche, anbetende Vertrauen zu Goethe aber, das jetzt sanft und köstlich ihre Brust füllte, war wie der klare Segen des Herbstes, in dessen gemäßigter Glut die Trauben reifen und das Korn so prall wird, daß die Sense es mähen muß.

Man fing an, sie zu den weimarischen Gesellschaften heranzuziehen. Sie hatte doch jetzt die Kinderschuhe ausgetreten und war ein holdes Mädchen geworden, dem man seine Huldigungen auf andere Weise als durch in das Täschchen gepfropfte Leckerbissen oder durch ein riesengroßes Pfefferkuchenherz und durch Streicheln der braunroten Locken dartun mußte.

Die lebhafte, immer schwärmende, ewig verliebte Geheimrätin v. Schardt, Frau v. Berlepsch, die Gräfin Bernstorff, der Generalsuperintendent Herder und seine gelehrte Frau, der reiche Engländer Charles Gore zogen sie in ihr Haus, zu ihren Teegesellschaften, ihren Malzirkeln, den Vortragsnachmittagen und Redouten heran. Da kam Christiane nicht nur mit den Einheimischen, mit Einsiedel und Bertuch, Seckendorf und Amalie v. Imhof, mit Rat Krauß, Henriette v. Knebel, dem Grafen Brühl und Goethes Freund Heinrich Meyer zusammen. Sie lernte auch die zahlreichen Fremden, die Livländer und Polen, Franzosen und Engländer kennen, die der Ruhm der kleinen deutschen Fürstenstadt, die Kultur und feine Geselligkeit ihrer Gesellschaft, die der Hof und das strahlende Gestirn Goethes herbeigelockt, und hatte Gelegenheit, berühmte Gäste aus Deutschland: Sophie Laroche, Wilhelm v. Humboldt, den Züricher Propheten Lavater, Kotzebue, den durch seine vielen und vielgespielten Theaterstücke bekannt und reich Gewordenen, den Dichter Jean Paul und andere von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Auch ins Schloß lud man Christiane manchmal ein. Anna Amalie war schon immer ihre Gönnerin gewesen und hatte ihre künstlerische Entwicklung mit Verständnis und Anteilnahme begleitet. Zu den Hoffestlichkeiten natürlich konnte die Herzogin trotz ihrer Freisinnigkeit das Schauspielerkind nicht einladen; aber zu den intimen Zirkeln in ihren eigenen Zimmern wurde Christiane dann und wann gebeten. Dann saß man um den Tisch und zeichnete, oder las ein Stück mit verteilten Rollen. Oder man musizierte, oder die Herzogin ließ Ketten und Gemmen, Bronzemedaillen und antike Marmorarten, die sie von ihrer italienischen Reise mitgebracht hatte, von Hand zu Hand gehen und wußte von jedem Stück, das betrachtet wurde, eine hübsche Anekdote über seine Erwerbung zum besten zu geben.

Einmal begann sie sogar Christiane zu malen. Es sollte ein Brustbild werden, in Öl auf Holz gemalt. Ganz prächtig gelang der Fürstin das weiche, kindliche Gesichtchen mit den dunklen Augen und dem flimmernden Kraushaar, der Ton des gelblichen einfachen Kleides mit den aufgeschlitzten Ärmeln, das Kettchen um den Hals und die langen Ohrringe in den feinen kleinen Ohren.

Dann aber, kurz vor der Vollendung, erlahmte der Eifer der Herzogin. Das Bild wurde von der Staffelei genommen und mit dem Gesicht der Wand zugekehrt. So geriet es in Vergessenheit, obwohl Anna Amalie immer versprach, es zu vollenden, sobald sie Zeit dazu gefunden.

Der einzige, dem dieses Leben in der vornehmen Gesellschaft nicht behagte, war Heinrich Becker.

Er sprach zu ihr davon an einem Frühlingsabend, an dem sie von einem Spaziergang heimkehrten.

Sie gingen entlang an der still dahinfließenden Ilm, auf deren Wasserspiegel sich Weiden und Erlen neigten.

Die Silberscheibe des Mondes stand in einem Schild von hellem Perlgrau, dessen Rand von einem Bogen starkleuchtenden Dunkelbrauns begrenzt war. Die Dämmerung webte über den Wiesen. Ein frischer, starker Duft, der Atem der neu erwachenden Erde, entströmte ihnen.

Becker und Christiane gingen langsam dahin. Ein langes Schweigen war zwischen ihnen gewesen, das zu brechen jeder sich scheute.

Christiane ließ manchmal unbemerkt den Blick auf Becker ruhen. Ein Radmantel umschloß seine große, schwerfällige Gestalt. Den Hut hatte er vom Kopf genommen, so daß der Wind ihm ungehindert um die Schläfen streichen konnte.

Sie sah, er war blaß. Und um den Mund lag ein Zug der Qual, den sie kannte. An sich selbst, in ihrem eigenen Antlitz hatte sie ihn früher gesehen, wenn sie die Sehnsucht zu Goethes einsamem Gartenhaus getrieben hatte und sie dann beim Heimkommen am Spiegel vorbeikam.

War nun in ihres guten Freundes Herzen das Licht, das verbrennt?

„Warum sprechen Sie nicht, Becker?“ sagte sie endlich. „Sagen Sie doch etwas. Erst haben Sie sich beklagt, daß ich so lange keinen Spaziergang mit Ihnen gemacht, und nun sind Sie so einsilbig!“

Der Mann seufzte. „Ich weiß, Christiane, ich bin ein öder Gesell. Ich kann nicht so parlieren und witzeln und zierliche Komplimente drechseln, wie die Grafen und Kammerjunker, von denen du dich jetzt begleiten läßt...“

„Das ist nicht recht, Becker, das verdiene ich nicht!“ sagte Christiane stolz. „Wenn mich einer der Herren heimbegleitet, so ist das eine Höflichkeit, die ich nicht zurückweisen kann. Das wissen Sie recht gut. Auch ist es immer eine ganze Gesellschaft, die den Weg an unserem Hause vorbei nimmt...“

Becker bereute. War er schon so von Dämonen besessen, daß er Christiane verdächtigte? War sie nicht die einzige unter den Kolleginnen, an die sich auch kein Tröpfchen des Klatsches, der sich so üppig durch die Kleinstadt Weimar hindurchwälzte, versprengte? War nicht gerade das mit ein Grund seiner Liebe zu ihr gewesen, daß zwischen diesem Mädchen und aller Umwelt trotz ihrer Freundlichkeit immer etwas wie eine Wolke war, die sie absonderte von den andern, sie höher stellte?

„Verzeih, Christiane! Ich wollte dir nicht weh tun. Wenn einen der Schmerz überkommt, ist's, als ob der Teufel einen packt. Früher kam niemand in euer Haus außer mir. Zu keinem gingst du außer zur Corona oder ins Theater. Jetzt bist du befreundet mit aller Welt. Dann nickt's bei dir zur Tür herein, dann zum Fenster.

Kaum sitzest du am Tisch, kommt ein Lakai mit einer Einladung oder eine Mamsell mit einer Bestellung von dieser oder jener Madame. Und wenn ich komme, bist du ausgeflogen. Und ich kann schon froh sein, wenn nur noch deine kleinen Schuhe da stehen, die du ausgezogen, oder wenn auf dem Schal, den du abgeworfen und über die Stuhllehne gehängt, ein kupferglitzerndes braunrotes Haar von deinem Haupte liegt. . ."

„Trotz allem bin ich noch Ihr Christelchen, das nicht vergessen hat, wie Sie es immer umsorgt und gehegt", sagte Christiane einfach und innig. „Das alles trennt mich nicht von Ihnen, Becker. Ich komme doch immer wieder zurück ins Haus. Und da allein sind die Menschen, die mir teuer sind. Die Mutter, die Schwester — und Sie . . ."

„Ist das wahr, Christelchen, ist das wahr?" jubelte Becker. „Ach, dann geh' nur, geh' nur, so viel du magst! Jetzt, wo du mir das gesagt hast, werde ich immer denken: Die Menschen da auf dem Parkett, unter den Kronleuchtern, die kennen ja die wahre Christiane gar nicht. Die kennen nur wir hier daheim. Nur unser ist sie — und keines Wesens sonst. . ."

Vorm Einschlafen, als sie sich fest in ihre Decke wickelte, denn es war eine kalte Nacht, dachte Christiane noch über Beckers Worte nach.

„Wie seltsam ist es," dachte sie, „daß er jetzt meint, der Verkehr mit den Schardts oder den Knebels, den Brühls oder den anderen trennte mich von ihm! Die alle bleiben mir ja fern, werfen keinen Schatten in mein Herz und keinen Glanz. Aber als ich wirklich von ihm getrennt war — durch das Meer einer Ewigkeit von ihm geschieden —, als ich Tag und Nacht nichts vor mir sah als jene Jupiter-Augen, die nur einmal in der Welt sind — da hat er nichts davon gemerkt. So gehen die Menschen immer aneinander vorbei und reden aneinander vorbei und verstehen sich nicht.

Kurz nach diesem Spaziergang erkrankte Christiane schwer. Das war um so bedenklicher, als kurz vorher auch die Mutter bettlägerig geworden. Christianes Schwester war nicht eben eine sehr besonnene, tatkräftige Natur. Wenn ihr das Gleichmaß ihrer Tage nur im geringsten gestört war, verlor sie vollends den Kopf.

So wäre es um die beiden Kranken traurig bestellt gewesen, wenn nicht Becker stillschweigend und tatkräftig eingegriffen hätte. Er ging wie ein geschulter Pfleger wischen den Krankenbetten hin und her, und seine große Hand war bei allen Diensten t und behutsam wie die einer Frau.

Die Mutter erholte sich bald. Um Christiane aber stand es schlimm. Sie hatte ein schweres Nervenfieber. Die Miene des Arztes, der sie behandelte, wurde von Tag zu Tag bedenklicher. Das Fieber tobte in dem zarten Körper und schien ihn niederringen zu wollen. Wenn ihre Augen sich öffneten, hatten sie den leeren Ausdruck, als seien sie von Glas. Wenn Becker nach der Hand der Kranken griff, um ihren Puls zu fühlen, spürte er, wie dünn der Arm geworden war, so daß man glauben konnte, es sei ein Kinderärmchen.

Der Mann rang um das teure Leben stündlich mit dem Tod. Er wich Tag und Nacht nicht von dem Lager, auf dem zerstört und fiebernd lag, was seinem Leben einzig Wert verleihen konnte. Er hatte Christiane immer geliebt, sie vom ersten Augenblick an geliebt, da sie — ein Kind noch — im kurzen Röckchen und mit losem

Haar zwischen den Kollegen auf der Bühne erschien und schon damals die andern durch die Genialität ihres Talentes überstrahlte. Mit ihrer Frische und Unbefangenheit, mit der Lauterkeit ihres Wesens war sie wie eine Waldblume, die er hätte forttragen mögen in Stille und Kühle, wo keine sengende Sonne, kein Staub sie treffen konnte. Jetzt aber — da der Tod nach Christiane griff — fühlte er erst, wie tief verwurzelt sein Herz mit ihrem Herzen war. Ja, es war ihm, als müßte auch das seinige im selben Augenblick aufhören zu schlagen, wenn ihres nicht mehr schlug.

Doch die bangen Tage und Wochen nahmen ein Ende. Der Arzt konnte Becker versichern, daß die Krisis überstanden war. Das tat er mit einem Aufatmen; denn es war ihm eine Qual gewesen, täglich in das hoffnungslose Gesicht des Mannes sehen zu müssen.

In einer der folgenden Nächte übermannte Becker der Schlaf. Die Natur, der er abgetrotzt, was ihr nur abzutrotzen war, verlangte jetzt endlich ihr Recht. Sein Kopf sank an die Lehne des Stuhles, auf dem er wachend an Christianes Lager gesessen. Seine Augen schlossen sich.

Als aber die seinen sich geschlossen, öffnete Christiane zum erstenmal wieder ihre Augen mit Bewußtsein.

Langsam taten sie sich auf, blickten in den Raum, ohne zu unterscheiden, zu erkennen. Ferne schlug die Schloßuhr die fünfte Morgenstunde. Christiane zählte mechanisch und langsam: Eins — zwei — drei — vier — fünf. Dann war es still, ganz still.

Nein — doch nicht. Ein Atem außer ihrem eigenen ging durch die Kammer. Mühsam wendete sie das Haupt. Da saß ja Becker und schlief. Was bedeutete das? Und ihr Kopf war so schwer, und auf dem Tischchen neben ihr standen Medizingläser und Thermometer und Wein — —

Wer war krank?

War sie selbst krank gewesen? Sie lag und grübelte. Dann schlossen sich ihre Augen wieder vor Schwäche, um sich nach kurzer Zeit von neuem zu öffnen.

Und da erinnerte sie sich an dieses und jenes, fand einen Faden, spann ihn weiter und reimte sich zusammen, was ihr etwa noch fehlte an ihrem Gedankengespinst. Unzweifelhaft — sie war sehr krank gewesen. Lange? Ach, sie wußte es nicht. Und Becker hatte sie gepflegt, Tag und Nacht wahrscheinlich. Warum saß er sonst jetzt da und schlief und merkte nicht, daß sie wachte? Auch war es ihr auf einmal, als erinnere sie sich nun, in ihren Fieberträumen sein Gesicht gesehen, seine Stimme mit ihrem guten, beruhigenden, tröstenden „Christianchen! Liebes Christelchen!“ vernommen zu haben.

Ihr Blick lag groß auf seinen Zügen.

Das spürte er im Schlaf. Er rührte sich, erwachte und richtete sich auf.

Er wagte an das Glück nicht zu glauben, als er Christianes offene, klar gewordene Augen sah. Er neigte sich, um sich zu vergewissern, näher zu ihr. Nein — es war wirklich keine Täuschung, Christiane sah ihn an. Und jetzt ging etwas wie der Abglanz eines Lächelns über ihre Züge. Sie streckte die noch so schwache Hand aus und griff nach der seinigen.

„Gott sei gelobt und Dank!“ sagte er aus tiefster Brust. „Gott sei gelobt und Dank!“

Dann schlief Christiane wieder ein.

Er aber saß jetzt wach, ihr bleiches Händchen in seiner starken Rechten, und sah, wie die Morgenröte kam und die Kammer mit einem zart zerfließenden rötlichen Dufte erfüllte.

Und als die Mutter mit ängstlich besorgtem, fragendem Blick hereintrat, da sagte er: „Nur guten Mutes. Wir sind über den Berg!“

Christiane genas.

Da die Gewalt des Fiebers gebrochen und ihre Natur im Grunde trotz aller Zartheit doch voll Jugend und Kraft war, genas sie überraschend schnell. Und Becker sah mit Freude, wie ihr blasser Mund sich wieder rötete und auch ihre Wangen Farbe bekamen.

Als sie zum erstenmal das Bett verlassen durfte, trug er sie hinüber ins Wohnzimmer und setzte sie aufs Sofa nieder. Dann kniete er vor ihr, schob ein Schemelchen unter ihre Füße, legte eine Decke über ihre Knie.

Plötzlich fühlte er zwei zarte kindliche Arme seinen Hals umschlingen, und Christianes Stimme flüsterte ganz nahe an seinem Ohr: „O, du Lieber, ich weiß es recht gut, wem ich's zu danken hab', daß sie mich nicht herausgetragen im schwarzen Sarg. Ich will es dir danken mein Leben lang.“

„Christianchen,“ schluchzte er, „Christianchen, ich weiß es ja, ich Ungeschlachter verdiene nicht ein solches Geschöpf, wie du es bist! So herrlich! So rührend! So sanft und unschuldig! Aber besser lieben als ich kann dich kein Mensch auf der Welt! Und glücklicher als ich kann durch dich kein Mann werden! Könntest du — könntest du meine Frau werden? Das wollte ich dir danken mein Leben lang!“

„Ja, Heinrich — ich kann's. Ich kann's gerne, ich kann's froh, denn ich weiß, einen Treueren als dich fände ich nicht auf der Welt.“

Er küßte ihre abgezehrten Hände, die lieben Augen, den kleinen Mund und wußte aus der Fülle seines bewegten Herzens nichts anderes herauszustammeln, als immer nur wieder: „Mein Christelchen! Mein Christelchen!“

(Fortsetzung folgt)



Offne Himmel

Von Gustav Renner

Über all die roten Dächer fluten
Goldne, langgezogne Glockentöne,
Und das Herz fängt wieder an zu bluten,
Daß es mit dem Leben sich versöhne.

Hände, die aus sel'gen Fernen winken,
Stimmen, die mit Sehnsuchtsworten rufen!
Offne Himmel mir entgegensinken,
Und ich steige wie auf goldnen Stufen.



Hausbuch

Heimgedanken von Friedrich Lienhard

(Fortsetzung)

Diese zwei Kapitel sind aus einem scherzhaften Zwischenspiel. Das erste stand in einem Weimarer Almanach und ist in Bülows Auswahl „Von Weibes Wonne und Wert“ (Leipzig, Koch) aufgenommen; das andere ist bisher ungedruckt. Wir brechen damit unsere Proben aus dem „Hausbuch“ einstweilen ab.

Es sind schon etliche Jahre her, da hielt ich vor versammelten Heimchen — so will ich einmal kurzweg die jungen Damen der Töchterheime nennen — im Erholungssaale zu Weimar einen Vortrag. Das Pult war ziemlich hoch; man mußte ordentlich klettern, um hinaufzugelangen. Doch von oben hatte man die angenehmste Aussicht: man schaute in einige vierhundert oder fünfhundert junge Mädchengesichter.

Ich erzählte der holden Versammlung, wie ich einmal ins Land der Troubadours gereist bin, in die Provence, wie ich den liebenswürdigen greisen Dichter Frederic Mistral besucht, wie es mich weitergetrieben nach den Pyrenäen und zuletzt nach dem seltsamen Berg Montserrat bei Barcelona in Spanien. Nun sprach ich vom Sinnbild des heiligen Gral:

„Im fernen Land, unnahbar euren Schritten,
Liegt eine Burg, die Montsalvat genannt“ — —

Lohengrins Gesang tönte an. Ich deutete den tieferen Sinn des heiligen Zeichens und las dann den dritten Akt meines Wartburg-Dramas „Heinrich von Ofterdingen“, wo man sich über den Gral auseinandersetzt. In uns selber, in jedem reinen Herzen, muß des Grales Leuchtkraft glühen ...

So sprach ich zu dieser versammelten Anmut ...

Später einmal, durch die Straßen Weimars ins Freie wandelnd, sann ich über die Eigentümlichkeit dieser dichterisch verklärten Stätte nach und sprach also zu meiner mich begleitenden lieben Lebensgefährtin: „Sieh, es ist doch sehr sinnig, daß sich gerade in der Stadt Goethes, des immer Liebenden, so viel jugendliche Weiblichkeit zu sammeln pflegt. Ist dieser geheimnisvolle, unbewußte Zug nach Weimar nicht eine allerliebste Wanderung? In Weimar wohnen ausklingende Menschen — pensionierte Beamte, Offiziere und dergleichen — unmittelbar neben werdenden Menschen: neben dieser zwitschernden Jugend, die uns vor Trübsinn und Erstarrung bewahrt. Zu welcher von beiden Gattungen gehören eigentlich wir zwei?“

„Zu beiden“, erwiderte die Immer-Junge. „Ist nicht Weisheit und Liebe im schönen Bunde dein Ideal? Weisheit ist mehr bei den Alten, Liebe auch schon bei den Jungen — und wer ein echter Mensch ist, der hat beides, so daß man es gar nicht trennen kann, das junge Herz und den reifen Kopf.“

So etwa mag die Vortreffliche mit etwas anderen Worten gesagt haben; sie philosophiert sonst nicht gern, sondern lebt, liebt, sorgt als rechte Haus- und Herzensfrau.

„Gesetzt, hier wohnt nun aber einer, der nur an Liebe wächst, doch nicht an Weisheit?“

Wir waren an ein reizendes Häuschen gekommen, an ein geradezu zauberhaft umgrüntes einsames Häuschen mitten in entzückenden Gärten, die mit Obst, Stauden, Blumen, Gemüsen überfüllt waren. Es ist am gänzlich unklassischen Ende Weimars, wo Lerchen und Westwinde über sacht ansteigenden Feldern und Wiesen verträumte Wandrer grüßen. Ein rundlicher Turm schaut irgendwo herunter in dieses bescheidene Tälchen, das nicht von der Ilm, sondern von irgendeinem namenlosen Wässerchen genetzt wird. Zwei Feldwege treffen sich just an diesem eckigen, wunderlichen Baugebilde mit seinen grünen Läden, seinem zierlich kleinen Zaun und ein paar Blumentöpfen in den Fenstern. Es ist ein Waldhäuschen aus Grimms Märchen. Pressen nicht die drei Männlein im Walde ihre drolligen Gesichter an die Scheiben? Wohnen hier die sieben Zwerge? Steht da irgendwo Schneewittchen am Waschtrog?

„Hier wohnt Franz Labsal“, erklärte ich meiner Frau.

„Wer ist Labsal?“

„Labsal? Du kennst Franz Labsal nicht? Nun, er ist — was ist er gleich? — er ist natürlich Musiklehrer; er spielt die Laute, macht Verse und ist immer verliebt, obwohl er nimmer jung ist. Ihm haben's Weimars Backfische angetan. Siebenmal war er verlobt — und siebenmal hat er die Verlobung seufzend wieder aufgelöst. Denn in seinem zärtlich liebevollen Gemüt fürchtet er, es könnte neunundneunzig andere junge Mädchen kränken, wenn er sich gerade mit der hundertsten und nicht mit jenen verlobt. Und jemanden betrüben? Nein, das bringt er nicht fertig! Necken, scherzen — ja, das tut er seelengern. Denn er ist fast immer vergnügt. Und die Neckreime schüttelt er nur so aus dem Ärmel. Zum Beispiel neulich, als eine Schar der Heimchen hier vorüberging, schrieb er sich flink ins Notizbuch:

„Zwei und sechs und acht und zehne
Trippeln sie an mir vorbei,
Wenn ich mich verlassen wähne,
Daß ich nicht verlassen sei.
Reih' an Reihe, hold vorüber,
Wie ein reizendes Gedicht —
Ach, mir wird mein Auge trüber:
Habt mich lieb, doch neckt mich nicht!“

„Was sagten denn da die Mädchen?“ fragte die Meine, die mich fest am Arm hielt, vergnügt, daß sie nicht zu den neunundneunzig gehörte.

„Was sie sagten? Dieses etwa sagten sie:

Necken, Labsal? Zu beglücken
Sind wir auf die Welt gesandt!
Doch zum Schauen, nicht zum Drücken,
Für den Blick, nicht für die Hand.
Willst du denn die Elfen fangen?
Und begehrt man gar das Licht?
Freue dich an unsren Wangen,
Aber, Freund, begehr' uns nicht!

Siehst du, das sagten sie. Und eine von ihnen, die immerhin mit der Möglichkeit einer ehelichen Verbindung rechnete, fügte altklug hinzu:

Oder willst du eine nehmen
Als dein frauliches Gemahl?
Gut, dann mußt du dich bequemen
Nicht zur Lust nur, auch zur Qual.
Denn dem spielenden Genießen
Wird das Höchste nicht zuteil —
Nur aus Kampf und Arbeit sprießen
Seligkeit und Seelenheil."

„Ein kluges Geschöpf, dieses Heimchen", meinte meine Frau und lächelte ob des Reimtalents unsrer Weimarer Jugend.

„Nicht wahr? Ja, das mein' ich auch. Aber siehst du, Labsal ist ja nicht ganz allein: er hat bekanntlich seine herzige, fürsorglich den Sohn hegende Mutter bei sich in diesem Häuschen. Er wohnt nämlich oben, sie wohnt unten. Sie plättet und näht — horch, hört man da nicht eine Frauenstimme in der verzauberten Hütte? — sie hat das drolligst-liebenswürdigste Runzelgesicht von der Welt. Und unter uns: sie ist manchmal eifersüchtig, sie schmollt dann ein wenig mit dem flatternden Sonderling. Da versetzte er ihr neulich aus dem Stegreif folgenden Reim:

Mütterchen, sei nicht verdrießlich,
Daß ich immerdar verliebt bin!
Ist es etwa mehr ersprießlich,
Wenn ich mürrisch und betrübt bin?

Zöpfchen und Matrosenkragen
Sind mir nun 'mal herzerquicklich.
Aber will ich's fröhlich sagen,
Schiltst du gleich, das sei nicht schicklich.

Ihr fünfhundertsechsundsechzig
Mägdlein aus den Töchterheimen!
Ach, nach etwas Liebe lechz' ich —
Doch begnüge mich mit Reimen.

Und zum Dank willst du noch schelten,
Mütterchen, und zankst mich tüchtig?
Herzensmuttel, laß mich gelten!
Oder — bist du eifersüchtig?!

So hat Labsal seine Mutter angedichtet, worauf sie beschämt das Plätteisen ergriff und bloß noch murmelte: ‚Bist halt ein Hansnarr!' — ‚Aber ein lieber!' versetzte schlagfertig Franz der Reimer und gab dem treuen alten Gesichtchen zwei Küsse, mit den Worten: ‚O Mutter, nimm es ohne zu höhnen hin, daß ich verliebt in alle Schönen bin!'"

„Halt ein!" lachte mein Weib. „Dies Labsal-Häuschen hat ja ganz bedenklichen Zauber und steckt dich an. Gewiß hat hier auch der Maler Spitzweg gewohnt!"

„In dieses letzte Häuschen Weimars", sprach ich feierlich, „hat sich die Anmut geflüchtet. Hier sitzt sie, aus der rohen Zeit des Hasses und der Sorgen verbannt, wie Aschenbrödel, wie das verzauberte Dornröschen. Geh' behutsam vorüber, sonst äugelt Franz Labsal aus dem Fenster und dichtet auch uns an. Der Maler Spitzweg ist bei ihm zu Besuch; der Geist des griechischen Dichters Anakreon sitzt auf dem Fensterbrett; ebenso der Lichtleib des persischen Poeten Hafis. Sie haben schon den reimfrohen Dichter Wieland und den sprühenden jungen Goethe beflügelt, die in diesem Häuschen ihre besten —"

„Nein, nun nicht weiter!" rief meine Gute. „Sonst wird die Goethe-Gesellschaft bei der nächsten Tagung hier eine Tafel anbringen, du Übermut!"

„Dichten ist ein Übermut, heißt's im Westöstlichen Diwan", bestätigte ich gern.

„Bloß Übermut? Nicht noch viel mehr Ernst? Du sagtest vorhin, es könne jemand an Liebe zu- und an Weisheit abnehmen. Ist das möglich? Das wäre doch recht traurig. Und ich beneide wahrlich die sogenannte Immer-Verliebtheit deines Labsal ganz und gar nicht. Siehst du, hier hangen alle Bäume voller Herbstfrüchte. Es kann doch nicht immer Frühling bleiben!"

Nun ward unser scherzendes Gespräch immer ernster.

„Du hast sehr recht, mein Lieb", sprach ich zur Trefflichen. „Und wer zumal in dieser Zeit der großen deutschen Not nicht aus Neckerei oder Zärtlichkeit sofort in den edelsten Ernst übergehen kann, der taugt nicht viel. Pflichttreue über alles! Die Würde einer ernsten, ja frommen Lebensauffassung bildet den Stamm, aus dem die Rosen der Anmut wachsen. Wie heißt Schillers Aufsatz? Würde und Anmut! Beide gehören zusammen. Ach, und ein immerblauer Sommerhimmel, ein leidlos Leben, ein bloßes Reim- und Reigenspiel — wäre das auf die Dauer zu ertragen? Du weißt, was Goethe vom Regenbogen sagte: Wenn er eine Viertelstunde am Himmel steht, schaut ihn kein Mensch mehr an. Und wenn einer nur neckt, nur tändelt, nur mit der Liebe spielt, statt wahr und tief und dauerhaft zu lieben — nein, Liebste, dann ist er wahrlich kein Labsal für seine Mitmenschen, auch wenn er etwa Labsal heißt. Wahre Liebe ist auch immer wahre Weisheit: denn mit zartestem Spürsinn weiß sie das geliebte Wesen zu betreuen, zu erfreuen, mit ihm zu leiden und zu arbeiten, nicht nur zu tändeln wie Freund Labsal."

„Heißt er denn Labsal? Wohnt er denn in jenem Häuschen?"

„Sagt' ich das? Sonderbarer Einfall! Das alles kommt von dem Vortrag, den ich vor vierhundert jungen Gesichtchen gehalten habe."

Wir waren über alledem in der stillen Allee vor unserm Hause angelangt, über dessen Pforte das Sinnbild des Rosenkreuzes *beide* Seelenkräfte verbindet: Würde *und* Anmut — Ernst *und* Liebe.

Die Hafisgesellschaft

Unter uns gesagt, Freunde: er hat sich von der Welt zurückgezogen, weil sie der inneren Würde und äußeren Anmut bar ist. Er spricht das nicht aus; er nennt die Welt weder schlecht noch häßlich; das klänge ja nach Beleidigung, und er beleidigt niemanden, bittet eher um Entschuldigung, daß er überhaupt da ist, daß er sich aus Versehen just in der Gegenwart in Weimar verkörpert hat, statt in der

unmittelbaren Nachbarschaft Goethes — oder noch viel ferner unter Perikles und Platon an den Ufern des Ilissos, in Eleusis, auf Salamis oder weitab in den besten Tagen von Bagdad.

Und weiter ins Ohr gesagt: er läßt keine Verse drucken, weil ihm das viel mißbrauchte Papier leid tut. Er ist aus Versehen in die Literatur geraten wie auf die Welt überhaupt; er wollte nur neugierig aus reinlicheren Gestaden ein wenig hereinlauschen, wie ein Statist am Vorhang — und flugs war er vollends da und wischte den Himmel aus den Augen und kam lebenslang aus einem wehmütigen Staunen nicht mehr heraus. Erst sprach er dies-Erstaunen in Versen aus; da kamen die Nüchterlinge und zupften daran herum und schwatzten ihre Albernheiten, wie sie ja alles zerschwatzen und das edle Weh dahinter, das jeder hieher verwehten Himmelsseele innewohnt, gar nicht spüren. Nun gut, so schwieg er also und legte seine Seufzer und Jubel in die Schublade. Da liegen sie noch. Und er steht neben der Literatur, die Hände in den Hosentaschen, und pfeift sein Lied den Staren vor, die am Nistkasten des benachbarten Birnbaums verwundert in Einsiedlers Treiben herabzwitschern ...

Von wem sprech' ich denn gleich? Ich spreche natürlich von Franz Labsal. Es ist in die Öffentlichkeit durchgesickert, daß er am ebenso unklassischen wie unamtlichen Ende Weimars dichtet und darbt, ebenso weitab vom Schloß, wo kein Karl August mehr Goethe zum Minister macht, wie vom Fürstenhause, wo ein erklecklicher Haufen Parlamentarier Thüringen regiert. (Wo in Deutschland tagt heute kein Parlament?) Er häuselt abseits zwischen Büschen und Blumen, zwischen Lerchen und Bienen, zwischen Grazien und Sylphiden, ohne daß ein Fremder mit dem Reisebuch vor der Nase seine Kreise stört — die übrigens der Einheimische erst recht nicht beachtet. Der Windmühlenturm grüßt den Kollegen im Tal: auch er ist der Flügel beraubt und hat nichts mehr zu mahlen; Hühner gackern zu seinen Füßen; Eier sind jetzt nötiger als Verse.

Ein bißchen Musikunterricht — Klavier, Flöte, Geige, niemals Pauke — hilft ihm durchs äußere Dasein; doch macht er dem sechs Dutzend musikalischer Berufsgenossen das Wirken nicht viel schwerer, schnappt ihnen selten ein Schülerlein weg. Ich sagte ja wohl schon, daß seine Mutter plättet? Und über beiden schwimmen die weißen Wolken lächelnd dahin, ohne den Himmel genügsamen Lebens wesentlich zu trüben: denn ihre Goldränder sind perlenhaft besetzt von geflügelten Engelsköpfchen, die unserm Labsal Kußhändchen herunterwerfen ...

Doch manchmal schreibt er unter närrischen Decknamen in die Zeitung. Denn sein Freund und Gesinnungsgenosse Oswald Lampe ermuntert ihn dort, auch er gefüllt mit Reimen bis obenan, doch angeschmiegter an den Zeitgeist, ergraut und erfahren in Anpassungen. Und so verfaßt denn auch Labsal in spärlichen Zwischenräumen Berichte und andre bezahlbare Prosa und ist Mitglied des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller, in dem unbestimmten Gefühl, daß er die organisierte Kollegenschaft schützen müsse vor zu viel Paragraphen-Verknöcherung. Doch taucht er selten in ihrer Geselligkeit auf und verschwindet rasch wieder, meist mit Freund Lampe, wobei sie eine erschriebene Flasche Weines im Lodenmantel bergen (Lampe schleppt die Pokale) und in die Sommernacht ausrücken, um das Getränk fern im Park in den Gebüschen der Ilmnixen unter dionysischem Zwiegespräch zu leeren.

Einmal hatte ich Gelegenheit, ihr Gespräch zu belauschen . . .

„Ich hatte einen schrecklichen Traum, Freund meiner Seele! Du weißt, daß ich die Stätten der klassischen Zeit ehrfürchtig achte, aber — stell' dir vor! — in diesem museenreichen Weimar, das sich von Vergangenheit nährt, war ich Musenfreund Museumswächter geworden — und hatte zum siebentausendsten Male dieselben erklärenden Worte herunterzusagen. Ich versprach mich hartnäckig, reimte Neckereien und redete dem verehrlichen Publikum die unwahrscheinlichsten Dinge in die gespitzten Ohren. Da ward ich zur Strafe in eine Gipsbüste verwandelt und — feierlich im Goethe-Nationalmuseum aufgestellt. O Freund, Mitmensch, lebendigen Leibes in Gips ausgestellt! Als Museumsgegenstand gewertet! Ich schwitzte Gips. Das Schicksal der Berühmtheit — hüten wir uns davor! Wie begegnest du dieser Gefahr der Vergipsung, Epigone?"

„Ich schreibe ihnen die Tageszeitung", entgegnete der blinzelnde Lampe. „Das erhält spannkräftig. Und ist der Tag vorüber, so ist man mit dem Tage verschwunden wie altes Papier."

„Großartig! Du neckst sie mit Neuigkeiten. Und sie bezahlen dich dafür, während sie unsre Verse mißachten. Schnöde! Für einen Bericht über eine neue Gründung erstand ich uns diese Flasche mittelmäßigen Weins. Es gibt keine Gemeinde mehr für uns Lebendige, aber es gibt statt dessen eine Goethe-Gesellschaft, eine Shakespeare-Gesellschaft, eine Weimar-Gesellschaft, eine Dante-Gesellschaft, eine —"

„Hör' auf, Redseliger! Die Nixen dieser zögernd fließenden Ilm zappeln allbereits vor Angst, auch noch zu einer Gesellschaft für Nackt-Kultur organisiert zu werden! Wie wär's? Oder gründen wir eine Genie-Gesellschaft mit beschränkter Gedankenpflicht?"

„Nein, eine Hafis-Gesellschaft mit unbeschränkter Lachpflicht!"

„Köstlich! Los! Paragraph eins der Satzungen: Die Mitglieder unterhalten sich während der Sitzung nur in Reimen. Fang' an, Labsal!"

„Wenn ich dich ansehe, Alter, steigt mir das Urbild des allverliebten persischen Zechers Hafis auf:

Gebräunte Wucht,
Datteltraubenfrucht,
Vollnatur —
So schaut sich dein alter Schädel an!
Es fehlen dem schweren Haupte nur
Die Hörner des Pan!"

„Mach' dich nicht über meinen Schädel lustig, Vereinsgenosse! Achtung vor diesem schatzbergenden Gewölbe!

Edles Gewölbe des Hirns, du dürftest dem Himmel verwandt sein:
Ist das gewölbete All etwa ein denkendes Haupt?
Sind die Sonnen und Sterne darin die Gedanken des Schöpfers?
Schaffendes, strahlendes Haupt, bist du ein Kleinbild von Gott?"

„Gut gebrüllt, Lampe! Vornehmer Gedanke! Schad' um dich! Doch als Zeitungsschreiber verstaubt man und wird kein Gerhart Hauptmann, an nichts und niemand glaubt man, sich selbst den Lorbeer raubt man" — —

„Schweig'! Wo war jener Naturalist lachend und groß wie Hafis und wir Hafisbrüder? Ich hab' in meiner Westentasche mehr Gedanken und Reime als er in seiner ganzen Villa! Oder hat er zwei?

Zwar mit dem Zechen und Spaßen und Lieben
Bin ich — da hast du freilich recht —
Gleichsam ein wenig stehn geblieben:
Doch steh' ich mich dabei nicht schlecht.
Ich blieb sogar mit Vers und Witzen —
Wie manches Mägdlein — gleichsam sitzen.
Doch lache nicht, Labsal! Bei all dem Entsagen
Hab' ich mein schmunzelndes Sonderbehagen.
Denn, Freund, was ich an Kraft gespart:
Wer weiß, wo sie sich offenbart?
Ich hab' sie vielleicht an andre geliehen,
Damit derweil die andren gediehen —?
Ich hab' für dieses Leben verzichtet,
Damit ein andrer besser dichtet —?
Ich hab' vielleicht Gedanken entlassen,
Damit sie wo anders Wurzel fassen —?
So bin ich zwar des Ruhmes bloß,
Aber — Entsagung macht mich groß!

Achtung vor diesem Opfer, Genosse meiner Schmach! Was versteht davon der Spießer?! Nichts versteht er! Das Leben macht er dir schwer, indem er im Konzert beim zartesten Pianissimo gesund und unergriffen hustet! Als Müllwagenkutscher knallt er dir die Ohren voll — in tausend Formen plagt er dich!"

Er trank mit schwungvollem Zug das ebenso teure wie saure Naß und lehnte sich an den Baumstamm, in seinen verwitterten Lodenmantel gehüllt, wie ein Zeitgenosse des Horaz in seine Toga, den zerbeulten Schlapphut krumm in den Nacken gezogen.

„Herbes Wort, was du da gesprochen! Aber wir werden auf einem anderen Stern entschädigt, wir Verzichter, wir windverwehten Lichter, wir ungedruckten Dichter dieser versteinerten Stadt. Ach, diese sozialisierte, organisierte, mumifizierte Masse rund herum! Viel zu viel Zweck und Ziel! Viel zu wenig heitres Spiel!"

„Ja, Leidensgenosse, herunter mit der komischen Maske! Wir sind am Wege liegen geblieben, wir Ewig-Durstigen, wir Nie-Erfüllten — —

Ach, Freund, ich ging ja so oft im Drange der Launen
Durch all die reizenden Blonden und rosigen Braunen:
Ich hab' im Geist geküßt nach links und rechts
Die allerschönsten Schönen des schönen Geschlechts.
Ob Frau oder Maid,
Ob Schürze, ob seidenes Kleid —
Ich habe geküßt! Doch Heirat? Es täte mir leid!"

„Ganz wie ich, du Sprößling Anakreons! Sollen wir ein Weib zu unsrer Haferflockensuppe einladen? Ach, was wissen organisierte Massen von freier Immer-Verliebtheit, von geistigen Herzenshimmeln und himmlischer Schönheit, die sich auf

Erden nie verwirklicht?! Ich sah gestern — Alter, sahest du das Abendrot überm Ettersberg?

Gestern kam vom Abendhimmel
Solches Übermaß der Strahlen,
Daß ich ihrer heißen Inbrunst
Bis ins Tiefste inne ward.

Spät am Abend, kraftgesättigt,
Ging ich aus der Glut nach Hause:
Und da brach vom Sonnentage
Noch ein Glanz aus meinem Haupt.

Und die Mädchen, die am Hügel
Durch den linden Abend sangen,
Riefen staunend: Ist es Hafis?
Oder wandelt dort ein Gott?"

„Hafis! Unser Stichwort! Organisieren auch wir! Sozialisieren wir die Sonnenstrahlen! Gewerkschaftszwang! Das paßt zum Freistaat. Sammeln wir die Musen in eine Aktien-Gesellschaft! Ich eröffne die Sitzung der Hafisgesellschaft. Paragraph eins: Jedes Mitglied wählt sich für seinen Jahresbeitrag eine Suleika, die er mit Anmut verehrt, ritterlich minnt, in Züchten anreimt, in der Indischen Teestube mit Gebäck und Süßtrank bewirtet, immer zierlich, geschmackvoll, neckisch — und von der er für liebenswürdiges Verhalten von Zeit zu Zeit einen festlichen Kuß erhält. Die Gesellschaft bezweckt Erziehung zur Anmut, zur Herzenshöflichkeit, zur Liebenswürdigkeit — kurzum, zur Entlümmelung eines verrohten Zeitalters. Punktum! Verstanden?! Gründen wir! Vorsitzender: Labsal; Stellvertreter: Lampe; Schriftführer: Labsal; Kassenwart: Lampe — und so weiter! Es finden keine Tagungen statt, sondern Nachtungen; keine Sitzungen, sondern Zechungen. Unsre Paragraphen sind gereimt" — —

„Hör' auf, Schriftführer! Das setzt voraus, daß wieder Anmut, holdseligste Herzensanmut über einer Welt voll Roheit walte. O Anmut, süßeste der Frauen, wohin seid Ihr entwichen?

Wie gerne wär' ich fröhlich mit den Frohen,
Wie man auf Kinderauen fröhlich war!
Ich ließe meines Herzens Flamme lohen
Und küßte mich durch eine Mädchenschar
Und spräche ernsthaft mit den ernsten Greisen.
Jedoch die Zeit verunglimpft solche Weisen.
Denn küßt' ich mich durch eine Mädchenschar
Und ließe meines Herzens Flamme lohen,
Wie man auf Kinderauen fröhlich war:
Ich brächte meine heiße Seele dar — —
Wem denn? Den Frohen? Nein, dem Witz der Rohen!"

„Leider, leider! Wie würde heut' erst recht Hölderlin klagen, der köstliche ‚Hyperion'! Wir schleichen ja wie Missetäter durch diese Welt und lassen verhohlenen inneren Reichtum rosten. Doch das sprengt manchmal die Brust — — ich sage dir —

O übermächtiger Drang in Herzenstiefen!
Als ob lebendig Begrab'ne um Hilfe riefen!
Was ich vom Leben erlechzte, das Vollbehagen,
Hat es mir nicht gegeben, nur das Entsagen.
Noch einmal Atem holen! Zum Rippensprengen!
Mit magischen Gewalten an letztes Weib sich hängen
Und ewige Worte finden — keinen Tod mehr sehn — —
So schlürfend, singend, jauchzend untergehn!"

Er warf die leere Flasche an den alten Baumstamm, so daß sie zurücksprang und ins tönende Wasser schnellte. Das klang wie Aufschrei erschrockener Nixen, dieser Kinder der Anmut, die sich um die Sprecher versammelt hatten. Wer hatte geworfen? Wer hatte gesprochen? Lampe oder Labsal? Labsal oder Lampe? Vorsitzender oder Schriftführer?

„Komm an meinen Arm, Zwillingsbruder! Luther hat mit uns den ersten Buchstaben gemein, Luther war ein großer Mann: er warf das Tintenfaß und traf den Teufel. Teufel und Tintenfaß gehören zusammen und sind allzweibeide schwarz. Wir Tintenkulis, wir Fronknechte der Zeitung wissen das.

Mein Gralsberg ward — beseh' ich's kalt —
Ein Abonnentenhügel;
Drauf sitz' ich und hab' abgeschnallt
Die Poesie der Flügel.

Auf, Labsal! Es wird kühl. Ich fröstle bis ins Mark. Die Uhr schlug lang schon Mitternacht. Schau' den entzückenden Vollmond!"

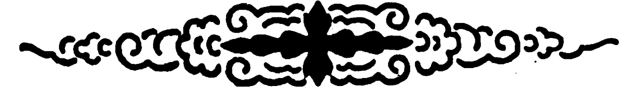
Die Hafisgesellschaft machte sich Arm in Arm auf den Heimweg. Am römischen Hause blieb Labsal stehen:

„Bruder, diese mächtige Buche im Mondschein ist übermäßig schön. Und schau' dieses geisterhaft weiße Haus! Warum weist uns der Staat keine Freiwohnung in diesem Tempelchen an? Ich will dir's verraten: weil wir in diesem entweihten Park bis Mitternacht im Dichten und Sinnen gestört würden vom Gejohl und Gekreisch jener verrohten Jugend, die verseucht ist — buchstäblich verseucht bis in den Sitz der Lebenskraft. Jetzt hat sie sich zurückgezogen. Jetzt wird's — schau' dort! — von feinerem Völkchen lebendig. Siehst du die Elfen? Hörst du nicht dies zarte Schwirren der Luft? Sie weinen uns nach ... nein, sie singen uns nach ... horch, da, ganz nahe ...

Mittsommernacht ...
Du blättersäuselnde, linde Nacht! ...
Zu Ende glühten
Am Abendhimmel die heißen Brände,
Und ganz erlosch zuletzt
Das leise Licht, das lang umsäumte den Park,
Das lang in unser kühles Tal,
In unsre rosig fließende Ilm
Wehmütig schaute: es fiel ihm schwer,
Zu scheiden von so viel ruhiger Anmut.

Mittsommernacht ...
Du liebliche, gute Nacht! ...
Balders Gemahlin steht nun am Waldquell,
Breitet ihr Schleiergewand und schaut
Ins vollmondklare Gewässer:
Sie ruft den versunkenen Strahlen
Der Tagesglut.
Da kommen sie alle herauf,
Da tanzen sie alle im Taulicht,
Sie wehen die Wiesen entlang,
Sie rufen sich über das Kornfeld hin,
Sie verhauchen im Wald —
Singen ... horch, sie singen die ganze Nacht!
Mittsommernacht ...!
Du liebe, milde Nacht!"

Ganz leise hatte der Dichter gesprochen, fast im Flüsterton. Die Luft war voll von magischen Melodien. Stumm durchwanderten die unbekannten Poeten die Nacht, in deren Traumgebilden sie Heimrecht hatten. Elfen tanzten um sie her; und diese Wesen der freien Natur, die erst auftauchten, nachdem des Tages Lärm verklungen war, fühlten sich von den Seelen der unzeitgemäßen Freunde angezogen und begleiteten sie mit Gesang und Tanz bis an die Gassen Weimars, wo sie nur zaudernd sich lösten, um auf der Glockenwiese leichte Tänze fortzusetzen ... die ganze Nacht ...



Bergmorgen

Von Helene Brauer

Kann man heut nicht über den Nebel schreiten?
Mit nackten Sohlen möcht' ich darüber gleiten
Wie über ein windgewiegtes Blumenbeet:
Nur manchmal machte ich halt bei den höchsten Wipfeln
Und hielte mich fest an der Föhre tauigen Zipfeln,
Die unter mir tief am halben Hange steht.

Aber wär' ich dann mitten über dem Tale,
Jauchzte ich auf und würf' mich mit einem Male
Tief hinein in die weiche, schmeichelnde Flut,
Und der Nebel dürfte mich nicht mehr tragen,
Rauschend müßt' er um mich zusammenschlagen,
Wie einem seligen Vogel wär' mir zumut!



Kleinigkeiten
Von Ernst Stemmann

Der Spiegel

Ich sprach im Traum mit irgend jemand, der ein gewaltig Überlegener, etwa ein Übermensch oder wissender Halbgott zu sein schien.

Wir sprachen vom Hinunterstürzen in ungeheure Tiefen.

Er sagte etwa, man setze nur den Fuß in das Nichts — und fern, fern habe man die Empfindung, als zerspränge irgendwo ein gewaltiges Spiegelglas.

Ich wußte, daß er damit sagen wollte: zu seinem eigenen Tod habe man gar keine persönliche Beziehung mehr; er erscheine einem als etwas, das einen kaum angehe.

Und wie ich den Traum eben hinschreibe, enthüllt er mir noch einen andern Gedanken — ich zögerte, ob ich nicht schreiben sollte: eine andere Weisheit —: der Menschenleib ist ein Ding, das des Menschen wahres Wesen nur widerspiegelt. Nur der Spiegel ist aus Glas und zerbrechlich; nur der Spiegel wird mit dem Tode zerbrochen, nicht das, was in ihm als Bild gestanden hat.

Wird dieses Bild einen anderen Spiegel nehmen? Oder hat es sich vom Spiegel losgesagt mit diesem „Den-Fuß-in-das-Nichts-Setzen"?

Seltsamer Brauch

Ich bin im Traum gewohnt, statt durch die Tür durch das Fenster hinauszugehen, und klimme, mit dem Rücken mich eng an das Haus lehnend, mehrere Stockwerke, ohne eigentlich Angst zu haben, hinunter auf die Straße, und gar nicht einmal besonders langsam.

Es ist mir im Traume selbst bisweilen absonderlich vorgekommen, hat mich aber wohl noch nie auf den Gedanken gebracht, ich wollte doch lieber — die Treppe hinuntergehen.

Ein seltsamer Brauch, wirklich, ein sehr wunderlicher. Und da solche Träume, die immer wiederkehren, irgend etwas Besonderes in sich haben, das sie durchaus sagen müssen — ei, was mag denn dieser Traum bedeuten?

„Mein Freund," sagt er, „du fängst es närrisch und verkehrt an, den Leuten entgegenzutreten, die da unten auf der Straße gehn. Wenn du immer so von oben kommst, sehen sie dich zunächst in einer ganz falschen Perspektive; und sehr leicht kannst du einem auf den Kopf treten. Das hat aber niemand gern. Die Treppe ist ein erprobter und auch für dich ein sehr gangbarer Weg; und hat ein festes Geländer"...

Richtig, ja ... Seit dieser Belehrung steige ich nicht mehr „oben hinaus". Auch im Traume nicht.

Rat

Einen Rat will ich dir geben: Laß das schwarze Gestrüpp der Melancholie nicht zu üppig um deine Seele wachsen! Die düstern Büsche schießen sehr schnell auf, sehr wild und sehr dicht, wenn du sie gewähren läßt. Sie tragen die blutrote, giftige Beere des Grams, und der Würger sitzt in ihrem unheimlichen Gezweige, das keinen Sonnenstrahl hindurchläßt: jener Vogel, der nicht singt, und der all deine kleinen, singenden Freuden grausam mordet.

Darum nimm beizeiten die Schere; oder greife zu und reiß das Gewucher heraus, damit die Sonne dir wieder ins Herz scheint und es hell bleibt da drinnen.

Aber noch einen Rat höre: Von den dunklen Schwermutranken laß doch ein kleines Büschlein weiterwachsen. Es gibt Stunden und Tage, wo es deiner Seele zu einem Heilkräutlein werden kann. Denn die Seele braucht Trübes, wie der Leib das Salzige und das Bittere. Und immer mögen die Gedanken nicht in Glanz und Blumen gehn.

Philosophie des Pfeifenqualms

„Steck' dir 'ne Pfeife an und vergiß den Kram, der dir unbehaglich wird!" Es liegt eine uralte Ammenweisheit in diesem Sprüchlein: den Schreihals kriegt man am besten still mit einem Schnuller, der zwar nichts Reales ist, aber die Einbildung doch anregend befriedigt und dem kleinen Menschen das Empfinden vortäuscht, nun doch seinen Willen gekriegt zu haben. Der Mund hat seine Beschäftigung, und der ganze Mensch gibt sich stolz damit zufrieden.

Auch der Pfeifenqualmer bildet sich, „begierig saugend am geliebten Rohr", ein, daß er etwas tut; und seine scharfen, gärenden Gedanken werden nach einigen paffenden Zügen stumpf und milde; der wilde Mann in ihm wird ein ganz verträglicher, harmloser Philister, der sich blauen Dunst vormacht; der Rhythmus des Rauchausstoßens: immer eben, immer eben ... teilt sich dem ganzen seelischen Organismus mit, und die anbrausende Sturmflut der Gefühle und der Gedanken verebbt ganz sachte als „Meeresstille am Abend", wo nur noch der Traum und Hauch von ehemals dagewesenen Wellen spielend auf seichtem Sande sich ausrollt, ohne jeden Schaumspritzer, und so flach, so flach ...

O, bisweilen ist es doch gut, nicht zum — Schnuller zu greifen. Denn: sollte nicht manchmal ein Drauflosgehn auf die unangenehmen Dinge sittlich richtiger sein als das sanftumnebelnde Verschwimmenlassen ihrer Härten?

Gemeinsames Leben

Ich habe gesprochen.

Da wollten sie von mir das Geheimnis erfahren, wie man zu Menschen spricht. Ich weiß nicht, wie es die Redner machen; ich weiß nur, wie es bei mir ist.

In einem leichten Fieberrausch muß man vor die Menschen hintreten, mit denen man von schönen und großen Dingen sprechen will.

In einem leichten, rosigen Fieber war ich heut abend, als ich in den Saal kam. Und ich genoß die Menschen da vor mir wie einen Strauß Blumen, wie die Auslage eines Juweliers.

Und die zweihundert Augen, die groß und leuchtend mich ansahen, unverwandt eine ganze Stunde lang, waren mir wie lebende, lachende Edelsteine, die mich selber in einer seltsamen, zauberischen Weise geheimnisvoll stärkten, daß Worte und Gedanken aus mir hervorblühten.

Da war ich mir wohl bewußt: Meine Rede ist nicht meine Rede. Sondern die Seelen aller sind eine Seele geworden. Die denkt nun mit meiner Stirn. Die lebt nun von meines Herzens Schlag und spricht mit den Worten meines Mundes.



Rundschau

Zwischen Wasser und Urwald

Unter diesem Titel ist ein außerordentlich fesselndes Buch erschienen, das wir zahlreichen Türmerlesern ins Haus wünschen zum Vorlesen am Familientisch (Verlag Paul Haupt, Bern; in Deutschland: Koehler, Leipzig; 23 M). Denn hier packt nicht nur der reinmenschliche Inhalt, nicht nur der ungewöhnliche Verfasser: hier gilt es auch durch den Absatz des wertvollen Buches die dahinterstehende edle soziale Tat zu fördern.

Es ist eine wagemutige, opferfreudige Arbeit, deren Zeuge wir hier sein dürfen. Der hochbegabte Verfasser Albert Schweitzer ist Elsässer, im Jahre 1875 im Städtchen Kaysersberg am Rande der mittleren Vogesen als Sohn eines Pfarrers geboren. Er studierte an den Universitäten Straßburg, Berlin, Paris Theologie und war 1902 Privatdozent in Straßburg. Zugleich war der hochmusikalische Dozent Organist der Bachkonzerte an St. Wilhelm und St. Thomas in Straßburg, von 1903 bis 1911 Organist der Bachgesellschaft in Paris und, seit 1908, des Orféo Catalá in Barcelona. Unter seiner Ägide fand 1921 die erste Aufführung der Matthäuspassion in Barcelona statt: die erste überhaupt in Spanien. Zu diesen musikalischen und theologischen Fachstudien (wir verdanken Schweitzer eine ausgezeichnete Bach-Biographie und Forschungswerke über Jesus und über Paulus) kommt die überraschende Tatsache, daß der geniale Elsässer plötzlich Medizin studierte. Er ist Dr. med., Dr. phil. und D. theol. — mithin schon durch diese Titel als eine erstaunlich vielseitige und reichgebildete Persönlichkeit gekennzeichnet.

Und dieser Mann verläßt plötzlich die Stätten seiner Wirksamkeit, verläßt Kunst und Wissenschaft — um als Arzt mit seiner gleichfalls medizinisch vorgebildeten Frau nach Äquatorialafrika zu gehen!

Wie kam er dazu?

Das erzählt er, in dem oben genannten Buche, folgendermaßen:

„Ich hatte von dem körperlichen Elende der Eingeborenen des Urwaldes gelesen und durch Missionare davon gehört. Je mehr ich darüber nachdachte, desto unbegreiflicher kam es mir vor, daß wir Europäer uns um die große humanitäre Aufgabe, die sich uns in der Ferne stellt, so wenig bekümmern. Das Gleichnis vom reichen Mann und vom armen Lazarus schien mir auf uns geredet zu sein. Wir sind der reiche Mann, weil wir durch die Fortschritte der Medizin im Besitze vieler Kenntnisse und Mittel gegen Krankheit und Schmerz sind. Die unermeßlichen Vorteile dieses Reichtums nehmen wir als etwas Selbstverständliches hin. Draußen in den Kolonien aber sitzt der arme Lazarus, das Volk der Farbigen, das der Krankheit und dem Schmerz ebenso wie wir, ja noch mehr als wir unterworfen ist und keine Mittel besitzt, um ihnen zu begegnen. Wie der Reiche sich aus Gedankenlosigkeit gegen den Armen vor seiner Türe versündigte, weil er sich nicht in seine Lage versetzte und sein Herz nicht reden ließ, also auch wir.

Die paar hundert Ärzte, die die europäischen Staaten als Regierungsärzte in der kolonialen Welt unterhalten, können, sagte ich mir, nur einen ganz geringen Teil der gewaltigen Aufgabe in Angriff nehmen, besonders da die meisten von ihnen in erster Linie für die weißen Kolonisten und für die Truppen bestimmt sind. Unsere Gesellschaft als solche muß die humanitäre Aufgabe

als die ihre anerkennen. Es muß die Zeit kommen, wo freiwillige Ärzte, von ihr gesandt und unterstützt, in bedeutender Zahl in die Welt hinausgehen und unter den Eingeborenen Gutes tun. Erst dann haben wir die Verantwortung, die uns als Kulturmenschheit den farbigen Menschen gegenüber zufällt, zu erkennen und zu erfüllen begonnen.

Von diesen Gedanken bewegt, beschloß ich, bereits dreißig Jahre alt, Medizin zu studieren und draußen die Idee in der Wirklichkeit zu erproben. Anfang 1913 erwarb ich den medizinischen Doktorgrad. Im Frühling desselben Jahres fuhr ich mit meiner Frau, die die Krankenpflege erlernt hatte, an den Ogowe in Äquatorialafrika, um dort meine Wirksamkeit zu beginnen.

Ich hatte mir diese Gegend ausgesucht, weil elsässische, dort im Dienste der Pariser evangelischen Missionsgesellschaft stehende Missionare mir gesagt hatten, daß ein Arzt dort, besonders wegen der immer mehr um sich greifenden Schlafkrankheit, sehr notwendig sei. Diese Missionsgesellschaft erklärte sich bereit, mir auf ihrer Station Lambarene eines ihrer Häuser zur Verfügung zu stellen und mir zu erlauben, dort auf ihrem Grund und Boden ein Spital zu bauen, wozu sie mir auch ihre Hilfe in Aussicht stellte.

Die Mittel für mein Werk jedoch mußte ich selber aufbringen. Ich gab dazu, was ich durch mein in drei Sprachen erschienenes Buch über J. S. Bach und durch Orgelkonzerte verdient hatte. Der Thomaskantor aus Leipzig hat also mitgeholfen, das Spital für die Neger im Urwald zu bauen. Liebe Freunde aus Elsaß, Frankreich, Deutschland und der Schweiz halfen mir mit ihren Mitteln. Als ich Europa verließ, war mein Unternehmen für zwei Jahre gesichert. Ich hatte die Kosten — die Hin- und Rückreise nicht einbegriffen — auf etwa fünfzehntausend Franken für das Jahr veranschlagt, was sich ungefähr als richtig erwies." ...

Was uns dieser ungewöhnliche Mann nun aus seinem vier- bis fünfjährigen Aufenthalt dort schildert, ist in aller schlicht-vornehmen Sachlichkeit so fesselnd, durch eine Reihe von Lichtbildern unterstützt, daß man das ergreifende Buch kaum einen Augenblick aus der Hand legen mag. Welch ein Einblick in jene Verhältnisse! Keine der üblichen Reisebeschreibungen vermittelt uns solche oft erschütternde Kenntnisse von Land und Leuten — besser gesagt: von Land und Leiden, Leiden unglaublicher Art!

Ein Abschnitt aus dem mannigfaltigen Inhalt mag uns von seiner sachlichen Art Kunde geben, wobei uns auffällt, wie uns der Verfasser niemals mit religiösen Redensarten behelligt, sondern die Tat sprechen läßt:

... „Daß ein großer Teil der Arbeit des Tropenarztes der Bekämpfung häßlicher und häßlichster Krankheiten gilt, die die Europäer zu den Naturkindern gebracht haben, kann ich hier nur andeuten. Welches Elend aber steht hinter dieser Andeutung!

An Operationen unternimmt man im Urwald natürlich nur die, die dringlich sind und sicheren Erfolg versprechen. Am häufigsten habe ich es mit Brüchen (Hernien) zu tun. Die Neger Zentralafrikas sind viel mehr mit Brüchen behaftet als die Weißen. Woher dies kommt, wissen wir nicht. Eingeklemmte Brüche (Inkarzerierte Hernien) sind bei ihnen also auch viel häufiger als bei den Weißen. In dem eingeklemmten Bruch wird der Darm undurchgänglich. Er kann sich also nicht mehr entleeren und wird durch die sich bildenden Gase aufgetrieben. Von dieser Auftreibung rühren die furchtbaren Schmerzen her. Nach einer Reihe qualvoller Tage tritt, wenn es nicht gelingt, den Darm aus dem Bruch in den Leib zurückzubringen, der Tod ein. Unsere Voreltern kannten dieses furchtbare Sterben. Heute bekommen wir es in Europa nicht mehr zu sehen, weil bei uns jede inkarzerierte Hernie, kaum daß der Arzt sie festgestellt hat, sogleich operiert wird. ‚Laßt die Sonne nicht über einer inkarzerierten Hernie untergehen', bekommen die Studenten der Medizin fort und fort eingeschärft. In Afrika ist dieses grausige Sterben aber etwas Gewöhnliches. Schon als Knabe war der Neger dabei, wenn ein Mann sich tagelang heulend im Sande der Hütte wälzte, bis der Tod als Erlöser kam. Kaum fühlt also ein Mann, daß sein Bruch eingeklemmt ist — Hernien bei Frauen sind viel seltener als bei Männern — so fleht er die Seinen an, ihn ins Kanoe zu legen und zu mir zu führen.

Wie meine Gefühle beschreiben, wenn solch ein Armer gebracht wird! Ich bin ja der einzige, der hier helfen kann, auf hunderte von Kilometern. Weil ich hier bin, weil meine Freunde mir die Mittel geben, ist er wie die, die in dem selben Fall vor ihm kamen und nach ihm kommen werden, zu retten, während er anders der Qual verfallen wäre. Ich rede nicht davon, daß ich ihm das Leben retten kann. Sterben müssen wir alle. Aber daß ich die Tage der Qual von ihm nehmen darf, das ist es, was ich als die große, immer neue Gnade empfinde. Der Schmerz ist ein furchtbarerer Herr als der Tod.

So lege ich dem jammernden Menschen die Hand auf die Stirne und sage ihm: ‚Sei ruhig. In einer Stunde wirst du schlafen, und wenn du wieder erwachst, ist kein Schmerz mehr.' Darauf bekommt er eine subkutane Injektion von Pantopon. Die Frau Doktor wird ins Spital gerufen und bereitet mit Joseph alles zur Operation vor. Bei der Operation übernimmt sie die Narkose. Joseph, mit langen Gummihandschuhen, fungiert als Assistent.

Die Operation ist vorüber. Unter der dunklen Schlafbaracke überwache ich das Aufwachen des Patienten. Kaum ist er bei Besinnung, so schaut er erstaunt umher und wiederholt fort und fort: ‚Ich habe ja nicht mehr weh, ich habe ja nicht mehr weh!' ... Seine Hand sucht die meine und will sie nicht mehr loslassen. Dann fange ich an, ihm und denen, die dabeisitzen, zu erzählen, daß es der Herr Jesus ist, der dem Doktor und seiner Frau geboten hat, hier an den Ogowe zu kommen, und daß weiße Menschen in Europa uns die Mittel geben, um hier für die Kranken zu leben. Nun muß ich auf die Fragen, wer jene Menschen sind, wo sie wohnen, woher sie wissen, daß die Eingeborenen so viel unter Krankheiten leiden, Antwort geben. Durch die Kaffeesträucher hindurch scheint die afrikanische Sonne in die dunkle Hütte. Wir aber, Schwarz und Weiß, sitzen untereinander und erleben es: ‚Ihr aber seid alle Brüder'. Ach, könnten die gebenden Freunde in Europa in solcher Stunde dabei sein!" ...

Und das Endergebnis der Erfahrungen jener viereinhalb Jahre?

Schweitzer faßt es folgendermaßen zusammen:

„In allem hat sich mir bestätigt, daß die Überlegungen, die mich aus der Wissenschaft und aus der Kunst in den Urwald hinaustrieben, richtig waren. ‚Die Eingeborenen, die am Busen der Natur leben, sind nicht so viel krank wie wir, und spüren den Schmerz nicht wie wir', hatten mir meine Freunde gesagt, um mich zurückzuhalten. Ich aber habe gesehen, daß dem nicht so ist. Draußen herrschen die meisten Krankheiten, die wir in Europa haben, und manche, die häßlichen, die wir dorthin getragen haben, schaffen dort womöglich noch mehr Elend als bei uns. Den Schmerz aber fühlt das Naturkind wie wir, denn Mensch sein heißt der Gewalt des furchtbaren Herrn, dessen Name Weh ist, unterworfen sein.

Das körperliche Elend ist draußen überall groß. Haben wir ein Recht, die Augen davor zu schließen und es zu ignorieren, weil die europäischen Zeitungen nicht davon sprechen? Wir sind verwöhnt. Wenn bei uns jemand krank ist, ist der Arzt sogleich zur Hand. Muß operiert werden, so tun sich alsbald die Türen einer Klinik auf. Aber man stelle sich vor, was es heißt, daß draußen Millionen und Millionen ohne Hoffnung auf Hilfe leiden. Täglich erdulden Tausende und Tausende Grausiges an Schmerz, was ärztliche Kunst von ihnen wenden könnte. Täglich herrscht in vielen, vielen fernen Hütten Verzweiflung, die wir bannen könnten. Es wage doch jeder, nur die letzten zehn Jahre in seiner Familie auszudenken, wenn sie ohne Ärzte hätten verlebt werden sollen! Wir müssen aus dem Schlafe aufwachen und unsere Verantwortungen sehen.

Wenn ich es als meine Lebensaufgabe betrachte, die Sache der Kranken unter fernen Sternen zu verfechten, berufe ich mich auf die Barmherzigkeit, die Jesus und die Religion befehlen. Zugleich aber wende ich mich an das elementare Denken und Vorstellen. Nicht als ein ‚gutes Werk', sondern als eine unabweisliche Pflicht soll uns das, was unter den farbigen Elenden zu tun ist, erscheinen.

Was haben die Weißen aller Nationen, seitdem die fernen Länder entdeckt sind, mit den

Farbigen getan? Was bedeutet es allein, daß so und so viel Völker da, wo die sich mit dem Namen Jesu zierende europäische Menschheit hinkam, schon ausgestorben sind und andere im Aussterben begriffen sind oder stetig zurückgehen! Wer beschreibt die Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten, die sie im Laufe der Jahrhunderte von den Völkern Europas erduldet? Wer wagt zu ermessen, was der Schnaps und die häßlichen Krankheiten, die wir ihnen brachten, unter ihnen an Elend geschaffen haben!

Würde die Geschichte alles dessen, was zwischen den Weißen und den farbigen Völkern vorging, in einem Buche aufgezeichnet werden, es wären, aus älterer wie aus neuerer Zeit, massenhaft Seiten darin, die man, weil zu grausigen Inhalts, ungelesen umwenden müßte.

Eine große Schuld lastet auf uns und unserer Kultur. Wir sind gar nicht frei, ob wir an den Menschen draußen Gutes tun wollen oder nicht, sondern wir müssen es. Was wir ihnen Gutes erweisen, ist nicht Wohltat, sondern Sühne. Für jeden, der Leid verbreitete, muß einer hinausgehen, der Hilfe bringt. Und wenn wir alles leisten, was in unseren Kräften steht, so haben wir nicht ein Tausendstel der Schuld gesühnt. Dies ist das Fundament, auf dem sich die Erwägungen aller ‚Liebeswerke‘ draußen erbauen müssen.

Die Völker, die Kolonien besitzen, müssen also wissen, daß sie damit zugleich eine ungeheure humanitäre Verantwortung gegen die Bewohner derselben übernommen haben.

Selbstverständlich müssen die Staaten als solche an dem Sühnen mithelfen. Sie können es aber erst tun, wenn die Gesinnung dazu in der Gesellschaft vorhanden ist. Zudem vermag der Staat allein Humanitätsaufgaben niemals zu lösen, da sie ihrem Wesen nach Sache der Gesellschaft und der Einzelnen sind.

Der Staat kann so viel Kolonialärzte aussenden, als er zur Verfügung hat und als das Budget der Kolonie es erlaubt. Daß es große Kolonialmächte gibt, die nicht einmal genug Ärzte haben, um die bereits vorgesehenen und bei weitem nicht ausreichenden Kolonialarztstellen zu besetzen, ist bekannt. Die Hauptsache an dem ärztlichen Humanitätswerke fällt also der Gesellschaft und den Einzelnen zu. Wir müssen Ärzte haben, die freiwillig unter die Farbigen gehen und auf verlorenen Posten das schwere Leben unter dem gefährlichen Klima und alles, was mit dem Fernsein von Heimat und Zivilisation gegeben ist, auf sich nehmen. Aus Erfahrung kann ich ihnen sagen, daß sie für alles, was sie aufgegeben haben, reichen Lohn in dem Guten, was sie tun können, finden werden.

Unter den Armen draußen können sie aber die Kosten ihrer Tätigkeit und ihres Lebensunterhaltes gewöhnlich nicht oder nicht vollständig aufbringen. In der Heimat müssen also Menschen sein, die ihnen das Notwendige geben. Uns allen fällt dies zu. Wer aber soll, ehe dies allgemein eingesehen und anerkannt wird, damit anfangen? Die Brüderschaft der vom Schmerz Gezeichneten.

Wer sind diese?

Die, die an sich erfuhren, was Angst und körperliches Weh sind, gehören in der ganzen Welt zusammen. Ein geheimnisvolles Band verbindet sie. Miteinander kennen sie das Grausige, dem der Mensch unterworfen sein kann, und miteinander die Sehnsucht, vom Schmerze frei zu werden. Wer vom Schmerz erlöst wurde, darf nicht meinen, er sei nun wieder frei und könne unbefangen ins Leben zurücktreten, wie er vordem darin stand. Wissend geworden über Schmerz und Angst, muß er mithelfen, dem Schmerz und der Angst zu begegnen, soweit Menschenmacht etwas über sie vermag, und andern Erlösung zu bringen, wie ihm Erlösung ward“...

So faßt und deutet Albert Schweitzer seine Aufgabe.

Wehmütig zuckt es zwar uns Deutschen durch den Sinn: wir haben keine Kolonien mehr! Doch den humanitären Grundgedanken, in dem dieses schöne Buch voll edelsten Opfersinns ausklingt, versagen auch wir nicht unsere herzliche Hochachtung. Der unermüdliche Verfasser wirbt jetzt auf europäischen Konzertreisen für sein Werk, das er fortsetzen will, während er zugleich eine große kulturphilosophische Arbeit vorbereitet.

Was es übrigens bedeutet, daß die hundert tüchtige deutsche Kolonialärzte, die früher draußen waren, in der Bekämpfung des Leidens in der Welt ausfallen, beginnt man auch außerhalb Deutschlands zu begreifen. Offen stehen den deutschen Kolonialärzten zurzeit zwar erst China, die holländischen Kolonien und einzelne Gegenden Südamerikas. Aber die deutsche Wissenschaft wird den für Weltaufgaben interessierten deutschen Ärzten mit der Zeit auch wieder den Weg in die Welt bahnen. Dies beginnt sich schon jetzt zu zeigen; zurzeit weilen auf Einladung der englischen Regierung vier deutsche Ärzte in Britisch-Afrika, um ein von der deutschen Wissenschaft neuentdecktes Mittel gegen Schlafkrankheit auszuprobieren. Welche Ironie der Weltgeschichte! Diejenigen, die Deutschland seine Kolonien genommen haben, sind nun gezwungen, sich an Deutschland zu wenden, damit es ihnen im Kampfe gegen die Schlafkrankheit, die diese Kolonien ruiniert, beistehe. Die Kolonien sind Deutschland genommen, aber ihr Schicksal liegt in den Händen der deutschen Wissenschaft. L.



Von alten Werten und neuem Schaffen

Von froher Fahrt gilt es zu berichten: von der Spielfahrt, die nun schon so lange vorüber ist und die uns so reich und stark gemacht hat. Wir zogen aus, um zu schenken, und kamen doch als Beschenkte heim. Wie das zuging, wir wissen es selbst nicht, nur eins wissen wir: die Freude war in und um uns, die Freude am Geben, und die Freude derer, die mit offenem Herzen empfingen und deren Dank uns umstrahlte. Und der Herbst war um uns, der sonnige, warme, war mit uns, wenn wir droben auf dem Erzgebirgskamm von Berg zu Berg, von Ort zu Ort zogen auf den schönen Gebirgsstraßen, an denen die Vogelbeerbäume im roten Früchteschmucke brannten. In dieser klaren, herben Herbstluft fiel alles von uns ab, was wir Studentenvolk an staubigem toten Wust in uns aufgespeichert hatten; freie Menschen wurden wir, fest und reif zur Tat. Und jeden Tag galt es von neuem davon zu zeugen; jeder Tag unserer drei Wanderwochen sah uns in einem anderen Städtchen oder Dorfe weit ab von der großen, geschäftigen Welt. Wachrütteln wollten wir die Menschen, die echten und geraden, damit sie mithelfen an der Gesundung unseres Volkes. Von alter deutscher Volkskunst zu künden, um neue Liebe zur Heimat und Kraft und Glauben zu wecken, das war unser Ziel!

Fünfzehn Menschen waren wir nur, sechs Mädels und die übrigen junge Männer; die Zahl war klein und die Aufgabe groß. Denn gegen uns stand meist eine Welt von Mißtrauen und philisterhafter Zurückhaltung. Aber wir ließen uns nicht irre machen. Zunächst kamen die Kleinen dran, die Buben und Mädels, die Braunen und Blonden. Mit ihnen ging's hinaus auf die Wiese am Nachmittag; und getanzt wurde und gesungen, alte, längstvergessene Weisen und Reigen. Dazwischenhinein kam Hans Sachs zu Gaste mit seinen lustigen, derben Gestalten, und schuf Lachen und Frohsinn. In kleinem Kreise wurden Märchen erzählt und Rätsel geraten. Da war allüberall Freude um uns; noch heute klingt uns das Jauchzen in den Ohren.

Abends aber kamen die Großen, arm und reich und hoch und niedrig, zu uns in den großen Saal. Die Kinder hatten daheim von dem Bunten, dem Wunderbaren erzählt, da waren die Alten neugierig geworden; das mußten sie doch auch mal anschauen, und kosten sollte es ja auch nichts! Nun saßen sie dichtgedrängt zu unseren Füßen, oft langte der Raum nicht zu; die hohe Obrigkeit ließ sogar einmal zusperren, als keiner mehr hineinging. Auch ihnen haben wir dann zwei Stunden lang von Volkstum und Volksgut, das wir besitzen und doch nicht besitzen, gekündet. Heimat und Natur in Lied und Dichtung gaben den Auftlang, unser Heimatdichter Kurt Arnold Findeisen mit seinen Versen war ein guter Helfer, und dann das Volkslied, das wir alle gemeinsam sangen, das brachte uns immer wieder zueinander. Im Mittelpunkt stand allabendlich

das flämische Spiel von Lanzelot und Sanderein, das Lied von der Liebe Leid und Glück. Es packte ob seiner Schlichtheit und Tiefe uns alle immer wieder. Als heiteres Gegenstück nahte dann wieder Hans Sachs, und auch die Väter und Mütter mußten lachen und lachen, wie am Nachmittag die Kinder. Wenn man aber mitsammen ergriffen war und miteinander froh war, dann läßt es sich gut reden von Mensch zu Mensch und von Herz zu Herzen. Da ist all das Widerliche, all das Trennende, das unsere Tage vergiftet, verschwunden.

Man kann dann davon sprechen, daß wir alle noch viel zu wenig Hand anlegen, um zu bessern; daß es eine Vaterlandsliebe gibt, die nichts mit „Patriotismus" zu tun hat; daß es einen Sozialismus gibt, der keine Parteiwirtschaft kennt, und daß wir Menschen es besser haben könnten, wenn wir nicht so dumm und vernagelt wären. Das alles kann dann ausgesprochen werden, ohne daß sich die Rechts- und Linksmenschen sogleich in die Haare fahren. Sicherlich hat ja dieser Burgfrieden stets nur bis an die Saaltüre gelangt, wo jeder freiwillig und gern sein Scherflein für die gute Sache gab, aber er war doch einmal vorhanden, und das will schon etwas sagen in unserer Zeit. Wenn wir alle zusammen unser Schlußlied sangen, dann war etwas von der Gemeinschaft um uns, die so mancher von uns ersehnt, die noch in so weiter Ferne liegt und die doch kommen muß und wird, wenn wir sie uns schaffen!

Das war unsere Wanderfahrt der „Wandertruppe für deutsche Volkskunst". Sie war kurz, sie war einfach und schlicht, ohne Gepränge; andere mögen mehr getan haben, eins aber war sie doch: eine Tat! Und auf Grund von Taten und praktischen Erfahrungen darf man auch einmal rückblickend zusammenfassende Gedanken über all solche volkstümliche Arbeit geben. Die eben geschilderte Fahrt war neben manchen kleineren Unternehmungen die dritte, die ich mit meinen Freunden durchführen konnte, und wir haben in dieser Zeit manches zugelernt. Der große Ausgangspunkt war für mich von Anfang an der: Unser Volk muß in allen seinen Teilen wieder innerlich erstarken, muß seine Seele wiederfinden. Ohne Seelenmenschen ist kein äußerer Aufbau und keine innere Gemeinschaft als Träger dieses Aufbaus möglich.

Nun aber noch eins: Auch wir haben bisher nur alte Volkskunst — bis auf die Heimatdichtungen — wiederaufleben lassen. Wir sagten uns: Wollen wir allen Menschen, die zu uns kommen, wirkliche Freude bereiten und wahres Verständnis in ihnen wecken, so müssen wir in jene Zeiten zurückgehen, in denen noch eine echte, bodenständige Kunst im ganzen Volke war; und vor uns stiegen das Mittelalter und seine unerlösten Werte auf. Damit stehen wir ja nicht allein da; fast allenthalben gehört es jetzt, man möchte fast sagen, zum „guten Tone", mittelalterliche Dramatik zu beleben. Aber darin kann man heute schon beinahe eine Gefahr erblicken, die Gefahr des Steckenbleibens, des bloßen Genießens. Wir müssen darüber hinauswachsen, wenn in unseren Tagen etwas Ganzes und uns voll Erfüllendes entstehen soll. Das Mittelalter ist uns doch zu wesensfremd und fern; wir haben es zwar bitter notwendig, um aus seinen Werten Einfachheit und Echtheit zu schöpfen; aber nur anknüpfen dürfen wir hier, nur Anregung und Kraft gewinnen, um Eigenes für uns und unsere Zeit zu schaffen. Das Schöpferische in Volkstum und Volkskunst ist in den letzten Geschlechtern herabgedrückt und herabgewürdigt worden; die geistig Bedeutenden haben es sich selbst überlassen, so ist es gesunken und versunken. Wie unsere mittelalterlichen Vorfahren müssen wir als Volk wieder schöpferisch werden.

Daß unsere Volksseele sich schlicht und ehrlich wiederfinde und aus sich heraus neue Volkskunst gebäre: das ist der Wunsch, mit dem ich diesen Rückblick schließe.

Hans Joachim Malberg



Von Predigersteinen und Bethäusern

Nach dem Raub an Oberschlesien sind die Sudetenländer mehr als bisher zu den Grenzgebieten geworden, in denen deutsches Volkstum seinen Verteidigungskampf austrägt. Alles geistige und kulturelle Leben, das sich hier abspielt, ist von allgemein vaterländischem Belange. Das gilt nicht allein für die Geschehnisse der Gegenwart, sondern ebenso für das Leben der Vergangenheit, soweit es ein Spiegelbild des Ringens unserer Tage bedeutet.

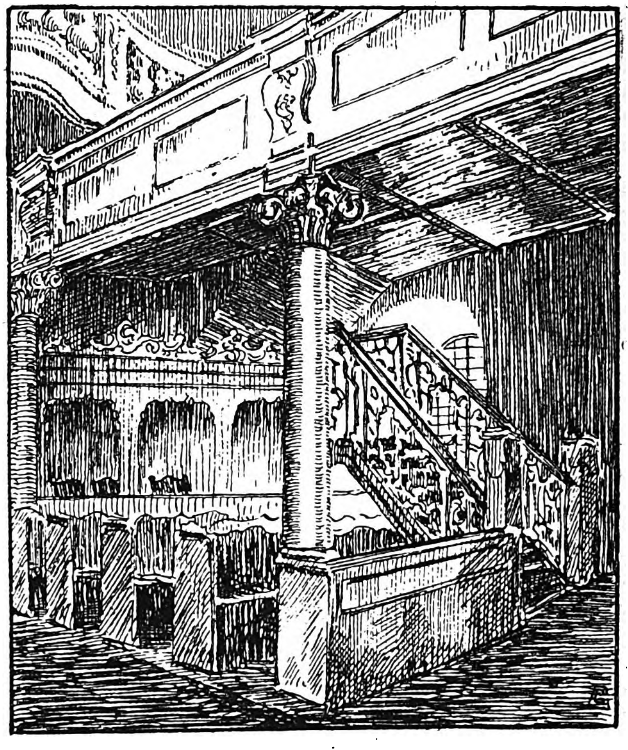
Für unsere evangelische Kirche, die heute auf sich selbst gestellt, um ihr Sein kämpft und sich zur Volkskirche umzugestalten ernstlich gewillt ist, werden die Kämpfe der unter dem Druck der Gegenreformation schmachtenden und endlich befreiten schlesischen Kirche zu einem feinen, leuchtenden Vorbild. Manch ein „Predigerstein", tief in des Riesengebirges Wäldern, erzählt noch heute von der Glaubenstreue der Andächtigen, die hier ihren Gottesdienst abhielten, nachdem sie heimlich auf verstohlenen Wegen sich ringsum aus des Tales Dörfern hinauf in die Waldeinsamkeit gepürscht hatten. Die Befreiung von all den Leiden und Lasten kam den Evangelischen erst durch das Religionsedikt Friedrichs des Großen. Da war ein Aufjubeln in den Gemeinden der Gebirgsdörfer und ein freudiger Tatwille. Jetzt durften wieder evangelische Gotteshäuser errichtet werden. Keine Gemeinde war zu klein, kein Bauer zu arm, als daß nicht jeder sein eigen Kirchlein haben wollte.

Freilich, so einfach war die Sache nicht. Es durften nur Bethäuser und Bethauskirchen errichtet werden, nachdem die königliche Erlaubnis eingeholt war. Und vom König ward dann der Bau „allergnädigst konzediert". An die gnädige Erlaubnis knüpfte der König zuweilen weniger gnädige Bedingungen, die aber seine sparsame und derb fürsorgende Art trefflich kennzeichnen. In einem an die Gemeinde Petersdorf gerichteten Dekret vom 20. Januar 1745 heißt es: „Daß euch das concedierte evangelische Bethaus von Steinen und einem Glockenturm dabei auf dem euch angeblich angehörigen Kirchhofe auch zu bauen vergonnt sein sollte. Jedoch befehlen wir euch zugleich ernstlich, daß solcher Bau ohne alle Kostbarkeit, ohne alle Kollekte und Beschwerde der Gemeinde geführt werden sollte."



Petersdorf (Riesengebirge), Bethauskirche

Unter solchen harten Vorschriften ward die Kirchengemeinde in der Frage der Mittelbeschaffung von der politischen Gemeinde losge-



Schmiedeberg (Riesengebirge), Bethauskirche (Innenbild)

löst. Die auf eigene Füße gestellte evangelische Gemeinde verkörperte aber gerade dadurch um so mehr die Volkskirche, deren freies Schaffen in lebendigem Opfersinn je mehr desto stärker seinen Ausdruck fand.

Diese Opferbereitschaft ist um so höher zu bewerten, wenn man die Armut der meisten Gemeinden in Betracht zieht. Und rührend ist es, wie jede besondere Gunst der Zeit gleich ihren Widerhall in verstärkter Liebestat findet. Im Jahre 1747 baute sich die Gemeinde Reibnitz, die am Abfall des Boberkatzbachgebirges gelegen, ihr schlichtes Bethaus. Ein Fachwerkbau, schwarz-weiß gestrichen, mit schräg abgesetztem Dach. Man war lebhaft bemüht um eine würdige Innenausstattung. „Die Arbeit fällt, wie der Chronist sagt, in die glückliche Zeit, wo die Weberei im höchsten Flor war, wo auf Hunderten von Webstühlen in Reibnitz viel Geld verdient ward, wo es vorkam, daß reiche Weber Dukaten opferten."

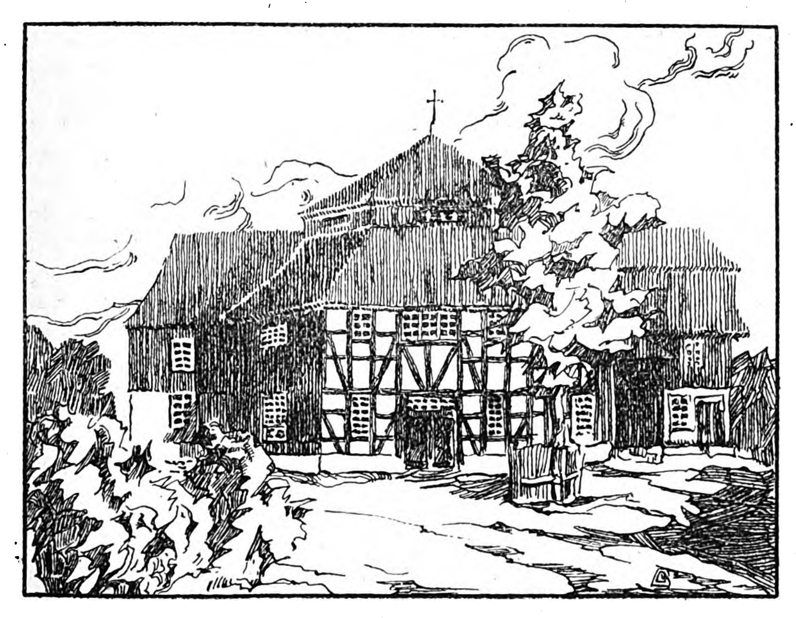
Freilich nicht immer ergaben die Baugeschichten ein harmonisches Bild. Der Turm der Warmbrunner Kirche stürzte infolge Baunachlässigkeit ein, und die Chronik hat uns die heute gar lustig zu lesenden ungemütlichen Auseinandersetzungen zwischen Gemeinde und Baumeister erhalten. Da heißt es: „Die ungemein schlechte Aufsicht über den Bau von des Meisters Demus so seltener Gegenwart, da er oft vierzehn Tage den Bau nicht gesehen, vielmals kaum auf vieles Anfordern zum Bau herzukommen. Dann seine Unzufriedenheit, daß man ihm bei Hebung des Daches nichts gegeben habe, ohngeachtet er außer denen Gesellen ein schönes Douceur vor seinen Riß bekommen hat, haben auch zur Verwahrlosung des Baues das ihrige beygetragen."

Anmutig ist dagegen wieder die Hermsdorfer Baugeschichte der Bethauskirche, da sie so ganz die schlesische Fürsorglichkeit, die bis zur Wunderlichkeit gehen kann, abbildet. Die Kirche hat statt hoher Fenster stockwerkweise übereinander gestellte ganz niedrige, wie die eines Wohnhauses, und der Grund ist der: Ein Kirchenvorsteher gab diesen Rat, weil man ja nicht wisse, wie lange die Kirche ihr Bestehen haben werde; es könne ja dann in dem Falle eines Aufhörens das Gebäude verkauft und zu einem Kaufhause oder etwas ähnlichem bestimmt werden." Nun, Gott sei Dank, bis heute ist das Bethaus geblieben.

Oft war das Gemeindeverlangen nach einer Stätte gemeinsamer Gottesverehrung so stark, daß man die längere Bauzeit eines Bethauses nicht abwarten mochte. Man behalf sich mit Notkirchlein, die in Scheunen oder Schuppen errichtet oder aus Bretterwerk zusammengeschlagen wurden. Arnsdorf hatte so eine Notkirche. Reichlich zehn Jahre hielt es den Unbilden der Witte-

rung stand. Dann aber ging es nicht mehr. Inzwischen waren nun auch der Kirchenplan, der Baumeister und die Mittel da, daß der Bau beginnen konnte. Er sollte auf dem Platz der Notkirche errichtet werden, aber diese wollte man wiederum während der Bauzeit nicht missen. In dieser schwierigen Lage kam der Zimmermeister Maurus aus Schmiedeberg, setzte das Notkirchlein auf Walzen und walzte es fast hundert Ellen zur Seite. Nun konnte er mit dem Neubau beginnen und die Arnsdorfer dennoch Gottesdienst halten.

Das Innere der Bethäuser ist meist schlicht. Aber das Holzwerk in Gestühl, Säulen und Emporen wirkt schlecht und recht, durch und durch ehrlich, und ein besonderer Schmuck gibt dem Raum eine feierliche Weihe: die Lichtträger, die Kronleuchter aus geschliffenem Glas, das



Altchemnitz (Riesengebirge), Bethaus

im Sonnenlicht oder im Glanz der Lichter, die er selbst trägt, in den Farben des Regenbogens spielt und in tausendfachen Brechungen, Perle an Perle, heruntertropft.

Wenn wir uns fragen, warum in diesen schlichten Kirchen diese Lichtträger dennoch nicht prunken, so finden wir die Antwort nur darin, daß eben dieses Gut eigenes Wertgut der Gemeinden ist. Die Reinheit und tiefe Innerlichkeit einer wahren Heimatkunst entzückt das Auge und ergreift unsere Seele. In einigen Bethäusern hat sich zu diesen Glaskünstlern nun auch noch der heimische Maler gefunden, und hat das Holzwerk beschont in der Art des alten schlesischen Möbelwerks. Farben von ungemeiner Weichheit und empfindungsvoller Harmonie! Und wieder wird in solch harmonischer Kunst das handwerksmäßige Schaffen der Dorfmeister zu einem Ausdruck des einheitlich geschlossenen Gemeindegedankens, des Gottesdienstes im Sinne einer Volkskirche.

Das Äußere der Bethäuser wirkt entweder durch die symmetrischen Gefüge des Fachwerks und seine lebendigen Farbenkontraste in Schwarz-Weiß oder, wo es sich um massiven Bau handelt, durch die gut handwerkliche Behandlung und Aufteilung der Flächen. Auf dem sauber verputzten Mauerwerk sitzt dann das Dach in seinem mehrgliedrigen Aufbau und wird wieder überragt von dem in seiner Form reizvollen Dachreiter.

Heuer klingen in fast allen Bethäusern die Glocken wieder, die der Krieg genommen hatte. Ihr Klang wallt über Hügel und Tal und singt von Glauben und Hoffen und Taten, von lebendigem Gemeindechristentum, von evangelischer Treue. In dieser ihrer Geschichte sind nun diese schlichten Bethäuser für die ganze Landschaft charakteristisch geworden. Sie sind in ihrem Werden, in ihrer Bedeutung verwoben mit Land und Leuten und sind Träger des Glaubensgedankens und zugleich der schlicht-gediegenen Heimatkunst.

Im Bilde des schlesischen Gebirgsdorfes mit seiner langdahinziehenden Straße bildet das Kirchlein den Zentralpunkt, und zu diesem Bilde gehört der rauschende Bach, der die Dorfstraße hinabgeleitet, gehört das Blütenmeer an der Kirchhofsmauer oder im Pfarrgarten, gehört schließlich der herrlich große und ernste Hintergrund des ganzen Kammes des Riesengebirges. Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von denen mir Hilfe kommt!

Längst waren mir diese schlesischen Bethäuser lieb, aber ihre Baugeschichte, die sie uns erst recht verstehen und schätzen lehrt, hab' ich in all ihren kleinen, feinen Einzelheiten erst jetzt aus einem soeben erschienenen kleinen Werk kennen gelernt. Der bekannte Warmbrunner Kunsthistoriker Dr. Grundmann, der verdienstvolle Leiter des Hausfleißvereins, schenkte uns diese Gabe: „Die Bethäuser und Bethauskirchen des Kreises Hirschberg" (Verlag Avenarius, Breslau). Was das wertvolle Werk noch besonders anmutig macht, sind die Zeichnungen der Gotteshäuser, die Grundmann zugleich als einen vorzüglichen Schwarz-Weiß-Künstler kennen lernen lassen. An der Wiedergabe einiger dieser Zeichnungen werden unsre Leser Freude haben.

Hermann Bousset





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Ödland und Neuland

Warum wird Ödland nicht Neuland? Diese Frage, die fast immer mit einem mehr oder weniger versteckten Vorwurf letzten Endes gegen den Staat ausklingt, ist seit der Blockade auf der Tagesordnung. Herr Hauptmann a. D. Schönfeld, der im Türmer-Märzheft das Problem wieder erörtert, schreibt: „So volksfeindlich ist keine Regierung, um dieser lebenswichtigen Frage nicht ihre volle Aufmerksamkeit zuzuwenden und sie einer Lösung näher zu bringen.“ Aber, und das ist wohl der Zweck der Ausführungen, die heutigen Regierungsstellen sind zu kleinlich für eine solch große Aufgabe.

Vor dem Kriege kam diese Frage auch öfter zur Sprache, und zwar hauptsächlich an den zuständigen Stellen. Die Notizen, die dann und wann damals durch die Presse gingen und in denen Stellung von Fachmännern hierzu genommen wurde (auch hier im Türmer), waren aber meist warnender Natur. Man wies einmal auf den Wert der Heide und des Moores als Naturdenkmal hin und hob den großen Einfluß, den besonders die Moore im Binnenland auf das Klima und die Niederschläge haben, hervor, empfahl deshalb in allen Fällen ein bedachtsames Vorgehen, da man sich vollständig klar darüber war, daß eine Rente von dem kultivierten Ödland im allgemeinen zunächst nicht zu erwarten ist.

Es zeigt wenig Verständnis für die Großtaten unserer führenden Männer in der Landwirtschaft, wenn man predigt, daß Millionen von Unland noch brach liegen, weil sich bis jetzt noch niemand gefunden hat, sie in fruchtbares Land umzuwandeln. Wäre dies so einfach, so würde es gewiß schon früher geschehen sein; dafür ist der Trieb nach Vergrößerung seines Besitzes zu groß im Menschen und dafür ist die zu lösende Aufgabe auch zu verheißungsvoll. Als Rimpau vor nunmehr genau 60 Jahren die Moordammkultur in Cunrau am Drömling einführte und so große Erfolge dort errang, da wurden bald nach dieser Methode überall die Moore zu kultivieren versucht. In vielen Fällen jedoch auch mit Mißerfolg, da die Moore leben und individuell angefaßt sein wollen. Dank der Förderung der Moorkultur unter der Regierung Kaiser Wilhelms II. durch Männer wie von Hammerstein, von Benningsen, Dr Ramm, Professor Fleischer, Professor Tacke und Professor Salfeld haben wir heut Verfahren in der Hand, die uns, soweit Moore in Frage kommen, überall die Möglichkeit geben, solches Ödland in Kultur zu nehmen.

Wäre der Krieg nicht gekommen, so würden wohl weite Landstrecken, die heut noch öd sind, besiedelt sein, weniger durch den Staat als von Privaten. Aber wie in so vielem hat der Krieg uns auch hier Fesseln angelegt, die zu beseitigen die beste Regierung heut auch nicht in der Lage sein würde. Die ganze Moorkultur ist neben der Entwässerung mehr oder weniger eine Düngerfrage. Besonders Stickstoff und Phosphorsäure müssen reichlich zur Verfügung stehen. In der Stickstoffversorgung sind wir durch das Verfahren der synthetischen Darstellung

von Ammoniak nach Haber bald so weit gewesen, den Bedarf unserer Landwirtschaft zu decken. Das Unglück von Oppau hat aber hier wieder eine empfindliche Lücke gerissen. Die Versorgung der Landwirtschaft mit Phosphorsäure ist durch den Verlust der lothringischen Eisenwerke, die den Hauptprozentsatz an Thomasmehl (dem Hauptphosphorsäuredüngemittel) lieferten, ganz schlecht. Die Einfuhr von Rohphosphaten zur Herstellung von Superphosphaten ist bei dem ungünstigen Valutastand nur in geringem Umfang möglich. Aus diesem Grunde muß darauf gesehen werden, daß die vorhandenen Phosphorsäure- und Stickstoffdüngemittel in erster Linie dem alten Kulturland, das Höchsterträge davon liefert, zugeführt werden, damit die sicheren Quellen nicht auch noch versiegen. Solange also nicht ein Überschuß an künstlichen Düngemitteln wieder vorhanden ist, sind der Moorkultur, überhaupt der ganzen Ödlandkultur enge Grenzen gezogen.

Aber in anderer Weise können unsere Moore zum Aufbau heut beitragen. Die ihre Kultivierung am meisten erschwerenden jüngeren Hochmoore im Binnenland eignen sich vorzüglich zur Herstellung von Torfstreu. Torfstreu bzw. Torfmull ist das idealste Streumittel und Aufsaugstoff sowohl im Viehstall als in den Fäkaliengruben. Durch die antiseptische Wirkung der im Torf enthaltenen Humus-Säuren tritt die Klauenseuche in Ställen mit Torfmatratzen seltener und mindestens viel harmloser auf. Die Strahlfäule bei Pferden wird direkt verhindert. Dazu saugt die Torfstreu das 7—12fache ihres Gewichtes auf und absorbiert die schädlichen Ammoniakgase, die besonders in Pferdeställen so stark bei Wetterwechsel auftreten. Diese Stickstoffgase sind es aber, die für den Landwirt so wertvoll sind, kostet doch heute 1 Kilogramm Stickstoff über 30 Mark! Man hat errechnet, daß bei allgemeiner Einführung der Torfstreu bzw. -mull zur Desinfektion und Desodorisierung der menschlichen Fäkalien allein für über vier Milliarden Stickstoff und Phosphorsäure, die heute der Landwirtschaft verloren gehen, zurückgewonnen werden können; und damit ist der Phosphorsäurebedarf unserer Landwirtschaft in der Hauptsache gedeckt. Man wird dies als ein sehr optimistisches Urteil zunächst ansehen. Man denke aber nur an das bedeutend dichter bevölkerte China, das nichts einführt und sich doch ausreichend ernährt, trotzdem dort die Verwendung der künstlichen Düngemittel so gut wie unbekannt ist. Die tierischen und menschlichen Fäkalien müssen dort alles machen. Wenn auch China durch seinen Lößboden außerordentlich fruchtbar von Natur aus ist, so wäre das Kulturland doch schon längst abgebaut, wenn nicht der Chinese so meisterhaft durch sorgsame Behandlung der Auswurfstoffe den Kreislauf des organischen Lebens ohne Lücke zu schließen verstände. Während der Chinese nun zur Erhaltung der wertvollen Dungstoffe den Löß benutzt als Einstreu, haben wir die viel bessere Torfstreu bzw. -mull, von der man nur den zwanzigsten Teil nötig hat und erreichen bei ihrer Verwendung, daß gleichzeitig an einer anderen Stelle fruchtbares Kulturland neu erstehen kann. Nach Abbau des Torfes läßt sich nämlich durch Mischung der abgelegten Bunkerde (Vegetationsschicht) mit dem darunter liegenden Sand fruchtbarer Ackerboden, der besonders für Gemüsebau geeignet ist, schaffen. Solche Legemoorflächen können mittels Fräßkultur mit dem Landbaumotor, der in einem Arbeitsgang Krümelstruktur schafft, das heißt, den Sand und die Bunkerde sowie den aufgebrachten Kalk und organischen Dünger vollständig gleichmäßig vermischt und einebnet, sofort in Kultur genommen werden.

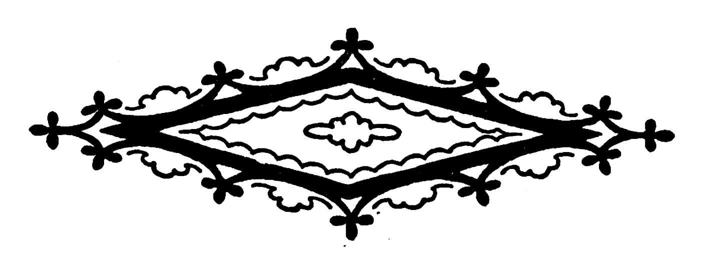
Die außerordentliche Bedeutung der allgemeinen Einführung der Torfstreu bzw. -mull steht für jeden Volkswirt außer Zweifel. Wenn daher die Führer der deutschen Landwirtschaft an dritter Stelle ausreichende und rechtzeitige Versorgung der Landwirtschaft mit künstlichen Düngemitteln fordern, so ist dies, so lange die Torfstreu nicht, wie zum Beispiel in den Städten Braunschweig, Hildesheim, Pommritz allgemein eingeführt ist, nicht nur gerechtfertigt, sondern direkt notwendig. Der Direktor der Agrik. Chem. Kontrollstation, Prof. Dr Müller-Halle, gibt in einer seiner letzten Veröffentlichungen folgende der Praxis entnommene Zahlen an: Es werden in normalen Betrieben durch die Marktware, die nach der Stadt wandert, für den

Hektar in Kilogramm dem Boden entzogen: an Stickstoff 20,3 kg; Kali 6,4 kg; Kalk 2,7 kg; Magnesia 2,1 kg und Phosphorsäure 9,3 kg. Während der rechnende Landwirt sich von dem Grundsatz leiten läßt, die menschlichen und tierischen Auswurfstoffe, in denen die dem Acker entzogenen Grundelemente des organischen Lebens wieder erscheinen, sich zu erhalten und zur Zeit dem Acker wieder zuzuführen, ist für die Stadt bei der Beseitigung der Auswurfstoffe in erster Linie der hygienische Gesichtspunkt maßgebend. Da Zweifünftel bis die Hälfte der geernteten Erzeugnisse in die Stadt kommen, so bedeutet heute bei dem Mangel an Phosphorsäure und Stickstoff die Beseitigung der Fäkalien, ohne die in ihnen enthaltenen wertvollen Dungstoffe dem Landwirt wieder zugänglich zu machen, eine außerordentliche Verschwendung, und die Stadt hat genau genommen kein Recht, von dem Land die ausgleichende Belieferung mit Lebensmitteln zu verlangen, so lange sie nicht dafür sorgt, daß die von dem Lande gelieferten Erzeugnisse in ihren Grundstoffen dem Land wieder zurückgegeben werden.

Aber auch der Landwirt erfüllt seine Pflicht gegen die Allgemeinheit schlecht, wenn er von der Verwendung von Torfstreu keinen Gebrauch macht und weiter Stroh streut. Das Stroh gehört heute für Futterzwecke reserviert. Durch das Strohaufschließungsverfahren wird dasselbe in wertvolles Futter verwandelt, das seinem Nährstoffgehalt nach, zum Beispiel an Kartoffeln gemessen, doppelt so hoch zu bewerten ist. Wenn man bedenkt, daß etwa 120 Millionen Zentner Kartoffeln verfüttert werden, von denen über ein Drittel bis zur Hälfte durch Strohkraftfutter ersetzt werden kann, sobald von der Verwendung des Strohes als Einstreumittel abgegangen wird, so ist es jedem wohl klar, eine wie hohe Bedeutung der erweiterten Einführung der Torfstreu zukommt. Es würde nicht weniger bedeuten, als daß für den Kopf der Bevölkerung in Deutschland rund 2 Zentner Kartoffeln mehr zur Verfügung als Nahrungsmittel stehen würden.

Das in großzügiger Weise seitens der deutschen Landwirtschaft geplante vaterländische Hilfswerk wird dieser Frage wohl auch genügend Beachtung schenken und damit die Umwandlung von Ödland in Neuland fördern. Denn je mehr Torfstreu zur Verwendung gelangt, um so mehr künstlicher Dünger wird nach und nach frei werden. Bedeutende Kräfte sind schon am Werk, um dieses Ziel zu erreichen. Namen wie von Bohlen-Halbach, Graf von Landsberg u. a. werden später mit dieser Aufgabe eng verknüpft sein. Es ist müßig, heut immer nach dem Staat zu rufen. Gleichmachungsprinzip und Bezwingung von Unland passen schlecht zueinander, erfordert das letztere doch Herrennaturen der Tat, die durch ihren Besitz, den sie sich ehrlich und rechtmäßig erworben haben, unabhängig sind und in der Lösung dieser segensreichen Aufgabe etwas Selbstverständliches erblicken.

Schleusingen (Thüringen) G. Schäfer



Literatur, Bildende Kunst, Musik

Goethe in Wetzlar

„Wenn einst nach überstandnen Lebensmüh' und Schmerzen
Das Glück dir Ruh' und Wonnetage gibt,
Vergiß nicht den, der — ach! von ganzem Herzen
Dich und mit dir geliebt."

Diese Verse klingen zu uns aus Wetzlar. Goethe schrieb sie beim Abschied im September 1772 seinem Freunde Kestner in ein Exemplar des „Deserted village" von Oliver Goldsmith. Ja, in Wetzlar hatten sie beide zugleich von ganzem Herzen Lotte geliebt, die später im „Werther" verherrlichte Lotte, die zweite Tochter des Deutschordensamtmanns Buff. Seit ihrem sechzehnten Jahre war sie mit dem hannoverschen Legationssekretär Johann Christian Kestner versprochen, wenn auch nicht öffentlich verlobt. Ihr fühlendes Herz und ihr lebhafter Geist machten den fast zwölf Jahre älteren tüchtigen Mann zu ihrem Gefangenen, wie er sich ausdrückte. Sie war ihm die zarte Rosenknospe, und zu seiner Freude bildete sie sich täglich mehr zu ihm heran.

Da erschien im Mai 1772 ein schöner, genialer Jüngling mit flammendem Auge in Wetzlar, um hier nach dem Wunsche seines Vaters am „hochpreislichen" Reichskammergericht den Reichsprozeß kennen zu lernen. Es war Wolfgang Goethe. Da ihn aber die Rechtswissenschaft nicht anzog und weder die nüchterne Wetzlarer Verwandtschaft großen Reiz auf ihn ausübte noch der Verkehr in der Tafelrunde der jungen Juristen, die die romantische Form eines Ritterordens angenommen hatte, so war er anfangs viel auf sich selbst angewiesen. So durchwanderte er denn die im Frühlingsschmuck prangende paradiesische Umgebung der ihm unangenehmen kleinen Reichsstadt, und sein empfänglicher Sinn erschloß sich immer mehr der Schönheit der Natur. Mit Friedrich Wilhelm Gotter, der wie Kestner der 1767—76 zum Zweck der Visitation des Kammergerichts in Wetzlar tagenden Reichsbehörde angehörte, unterhielt er sich gern über ästhetische Fragen, obgleich dieser ein Rokokodichter nach dem bisher herrschenden französischen Geschmacke war, während er selbst durch Herder in Straßburg in das Wesen echter Poesie eingeführt, für wahre Natur begeistert und alles französischen Wesens bar und ledig geworden war. Wie Herder so war auch Goethe jetzt Mitarbeiter an den von Merck geleiteten „Frankfurter gelehrten Anzeigen", deren Jahrgang 1772 die Sturmfahne der neuen Richtung war, indem er den Kampf gegen Unnatur, Steifheit, nüchterne Aufklärung und glatte Regelmäßigkeit eröffnete. Es war dem jungen Goethe eine Wonne, in dieser Literaturzeitschrift den Ideen des Sturmes und Dranges Ausdruck zu geben und, wie Merck sagte, „den Staub von den Perücken der Kahlköpfe fliegen zu lassen".

Wie er andere kritisierte, so übte er auch bewundernswerte Selbstkritik. Das geht aus dem gehaltvollen Brief hervor, den er im Juli aus Wetzlar an Herder schrieb, nachdem ihm dieser endlich die erste Fassung Gottfrieds von Berlichingen zurückgeschickt hatte. Er sah jetzt ein, daß nicht die Theorie, sondern die Empfindung und der innere Drang den Künstler mache, daß

Meisterschaft erst derjenige besitze, der dreinzugreifen, zu packen und über alle seine Kräfte zu herrschen wisse. Nicht leicht wurde ihm sicher der Entschluß, den Götz vor der Veröffentlichung von Schlacken zu reinigen und umzuschmelzen, damit er höheren Anforderungen genüge; aber sein geläutertes Schönheitsgefühl gebot es ihm. Auf Grund der Eindrücke, die er vom Kammergericht empfing, entstand die Szene der Bauernhochzeit im Götz; der darin erwähnte Assessor Sapupi ist der von der Visitation wegen Bestechlichkeit abgesetzte Assessor von Papius.

Im starken Gefühl seiner Genialität hatte der junge Dichter jetzt den kühnen Plan, seiner Weltanschauung und seinem gärenden Innenleben dadurch Ausdruck zu geben, daß er Mahomet und Faust in Dramen behandelte, den großen Religionsstifter, der Göttliches und Allzumenschliches in sich vereinigte, und den großen Zauberer, der durch seine unersättliche Begierde, alles zu wissen, alles zu können und alles zu genießen, Schuld auf sich lädt, aber dennoch schließlich nicht der Hölle verfällt. Ihr titanisches Ringen um hohe Güter zog ihn an, vielleicht auch der Gedanke, sich so mit der christlichen Religion auseinandersetzen zu können.

Die wenigen lyrischen Gedichte, die m. E. in die Wetzlarer Zeit zu versetzen sind, zeigen, wie sehr die Stimmung des Jünglings wechselte: Elysium atmet weiche Empfindsamkeit, Adler und Taube zeugt von tiefer Niedergeschlagenheit, im Wechselgesang zwischen Mahomet und Fatema erhebt sich der Dichter zu selbstbewußtem Kraftgefühl, im Ganymed zu begeistertem Natur- und Gottesgefühl. Namentlich die beiden letzten Gedichte sind herrliche Erzeugnisse seines Dichtergeistes. Der Stimmungswechsel erklärt sich dadurch, daß sich Goethe in Wetzlar anfangs „einsam, öde und leer“ fühlte, losgerissen von seinem reichen Frankfurter und Darmstädter Verkehr, verschlagen in „schauernden Himmels öde Gestade“ und unter dem Eindruck der unerquicklichen Zustände des Gerichts.

Aber die schnell aufflammende Liebe zu Lotte auf dem Ball zu Volpertshausen wandelte den Entzündbaren völlig um. Lottes Anmut und Natürlichkeit, die Heiterkeit, Offenheit und Leichtigkeit ihrer Seele und ihre häuslichen Tugenden bezauberten ihn ganz. Die Leere, die ihm seit dem Scheiden von Friederike im Busen blieb, war nun ausgefüllt. Beim Tanze hatte er sich unbefangen dem Eindruck hingegeben, und als er nachher merkte, daß Lotte bereits gebunden war, blieb seine herzliche Empfindung für sie dieselbe.

Das Brautpaar wies ihn nicht ab, sondern begegnete ihm zutraulich, ja es schloß aufrichtige Freundschaft mit ihm. Täglich kam er nun in das Deutsche Haus, wo er von dem Amtmann Buff und seinen Kindern gern gesehen wurde; er unterhielt sich mit der tätigen Lotte, spielte mit ihren zahlreichen Geschwistern, half ihr beim Abnehmen des Obstes im Garten und begleitete sie auf ihren Spaziergängen. Sobald es die vielen Amtsgeschäfte Kestners zuließen, gesellte sich dieser zu ihnen. Es war eine ungewöhnliche Lage, in der sich die drei befanden; aber sie benahmen sich auch alle ungewöhnlich.

Bei Kestner und Goethe ging es ohne innere Kämpfe nicht ab. Jener überlegte, ob er nicht auf Lotte verzichten solle, weil Goethe vielleicht eher imstande sei, sie glücklich zu machen. Aber seine große Liebe zu ihr und die Überzeugung, daß er ihr Herz ganz besitze, half ihm über jede schwächliche Anwandlung hinweg. Er war hochherzig genug, dem Mitbewerber um Lottens Gunst keine Eifersucht, sondern vielmehr Vertrauen zu zeigen, zumal er ihn immer mehr schätzen lernte. Wolfgang gab seiner Neigung zunächst genial nach und genoß froh den Augenblick, ohne viel zu überlegen. Er kannte sich nicht mehr und hatte nur den einen Wunsch, heute, morgen, übermorgen und sein ganzes Leben mit Lotte zusammen zu sein. Je klarer ihm ihre treue Liebe zu ihrem Verlobten wurde, um so höher stieg sie in seiner Achtung. Zuweilen schäumte der Becher über, aber war es einmal nötig, so wies ihn Lotte energisch und freundlich in die Schranken zurück. Im Streit zwischen Leidenschaft und Vernunft siegte diese schließlich doch soweit, daß Goethe, allerdings nicht ohne Mitwirkung des für ihn besorgten Merck, den Entschluß faßte, wenn er sich nicht mehr zügeln könne, heimlich davonzugehen, um dem Brautpaar und sich weitere Aufregungen zu ersparen. Heil ihm, daß er dann wirklich die Selbstüberwindung

übte, zu der Werther sich nicht aufschwingen kann! So wurde die Wetzlarer Idylle nicht zur Tragödie.

Und Lotte? Sie ließ sich die Huldigungen des liebenswürdigen, feurigen Rechtspraktikanten, der so lordmäßig auftrat und doch so natürlich war, gern gefallen. Aber ihr gesundes Gefühl ließ überhaupt keine Unsicherheit aufkommen; sie war fern von Gefallsucht und blieb ihrem bewährten, guten Verlobten in Treue fest. Kurz, das Verhalten jedes einzelnen von den drei verdient unsern ganzen Beifall.

Die inneren und äußeren Erlebnisse, die Goethe in Wetzlar hatte, verdichteten sich in seinem schöpferischen Geiste allmählich zum Werther, nur daß im zweiten Teile das Schicksal des unglücklichen Jerusalem, der sich wegen unerwiderter Liebe erschoß, verwertet ist. Darin liegt hauptsächlich die Bedeutung von Goethes Wetzlarer Zeit, daß das Ergebnis davon der empfindsame Roman ist, der ihn noch mehr als der inzwischen im Druck erschienene Götz zum Führer des jungen Deutschlands und zum berühmtesten deutschen Dichter machte.

Die Stadt Wetzlar läßt es sich nicht nehmen, das 150jährige Jubiläum von Goethes Aufenthalt in ihren Mauern im Juni dieses Jahres festlich zu begehen, und will zu diesem Zwecke den Deutschordenshof und das zu diesem gehörende Lottehaus wieder in würdigen Zustand versetzen, die Sammlungen des letzteren vervollständigen und eine umfassende Werther-Ausstellung veranstalten. Dazu bedarf es aber so großer Mittel, daß Wetzlar allein sie nicht aufbringen kann. Daher ergeht auch an die Leser des „Türmer" die herzliche Bitte, durch einen angemessenen Beitrag zu jenem Ziele mitzuhelfen.

Die Wetzlarer Bank für Handel und Industrie (Postscheckkonto Frankfurt a. M. 26192) nimmt gefällige Sendungen für das Lottehaus in Wetzlar entgegen.

Prof. Dr. Heinrich Gloël



Johannes Schlaf als Denker

Ein Gruß zu seinem sechzigsten Geburtstage (21. Juni)

Johannes Schlaf, dem von der betriebsamen Tagesschriftstellerei so oft Übergangenen und in den Literaturgeschichten fast stets ungenügend oder recht einseitig Gewürdigten, kommt eine weit größere Bedeutung zu. Wer sein erstaunlich ausgebreitetes Schrifttum zum mindesten annähernd vollständig überblickt und dem darin niedergelegten Geisteswege ohne jederlei Vormeinungen entgegentritt, wird ihn unter die Großen der heute Schaffenstätigen einreihen. Und daß die Anzahl derer, die unter den nötigen Vorbedingnissen zu einer gleichen Erkenntnis gelangen, noch während des Meisters Lebenszeit beträchtlich wachse, das dürfte sicher ein nicht unangemessener Wunsch zum festlichen Tage sein.

Die Bedeutung Johannes Schlafs tritt nur dann in völlige Sicht, wenn man nicht allein die Werte der wesentlich dichterischen seiner Erzeugnisse sich vor Augen führt, sondern wenn man darüber hinaus durch ebenso hingebende Beschäftigung mit seinen Schriften philosophisch-wissenschaftlicher Art von dem zur neugearteten Lebensausdeutung Berufenen, den Seher und Forscher in sich vereinenden Denker sich ein genaueres Bild erwirbt. Eine gewaltig umspannende Seinsenträtselung ist es, um die sich Schlaf auf intuitiven und rationalen Wegen mit fortgesetzt sich steigernder Kraft bemühte, und deren Erkämpfen seit Anbeginn — bewußt oder unbewußt — den letzten und eigentlichsten Anstoß gab zu seinem der äußerlichen Betrachtung so vielgestaltig erscheinenden Geisteswirken; vom Weltbilde des Meisters aus sieht man den einheitlichen Zug, der die so zahlreichen Werke zu einer geschlossenen Ganzheit fügt, und von hier aus erst wird jedes einzelne Schaffenserzeugnis bis in den Grund hinein verständlich.

Um nun von Schlafs Seinsanschau, die dieser mit allen Fibern aufs intensivste in sich durchlebt, und die er in mannigfacher Weise in möglichst klare und zugleich lebendige Ausdrucksform zu bringen versucht hat, einige Vorstellung zu geben, sei zunächst betont, daß es sich um eine Alleinheitslehre, einen Monismus handelt — einen Monismus, der einerseits auf den Resultaten der exakten Wissenschaften sich aufbaut, und der anderenteils dem Christentum eine entscheidende Rolle zuspricht, welche Doppeleinstellung diesem Monismus seine eigenartige, hervorstechende Färbung verleiht. Schlaf bezeichnet es geradezu als seine besondere Absicht, die Menschheit von der ernstlichsten und eigentlichsten, der religiösen Not freizumachen, Religion und Naturwissenschaft in eine fruchtbare Synthese zu führen: die Wissenschaft soll eine religiöse Erhöhung erfahren, soll zum Rang einer religiösen Funktion erhoben werden.

Der Ausgangspunkt zu dieser so ausgesprochen religiös gehaltenen monistischen Weltauffassung wurde die Ende der achtziger Jahre in Verbindung mit Arno Holz durch Schlaf geschaffene Kunstform des konsequenten Naturalismus; denn schon gleich zu Anfang wurde ihm deutlich, daß die aufs genaueste angestrebte Wiedergabe der Wirklichkeit mit voller Gefühlsenthaltung für ihn nicht möglich war. Nicht vermochte er wie Holz die neue Stilart rein technisch-künstlerisch aufzufassen; sondern das eindringlichste äußere Unteraugennehmen der Dinge und Vorgänge bewirkte bei ihm unmittelbar, daß deren innerste Wesentlichkeit sich ihm enthüllte: er spürte gerade auf diesen Anlaß ein neues, stark intimes, aufs höchste differenziertes Empfinden. So wurde gesteigertster Realismus ihm unversehens und unverzüglich einfühlendster Pantheismus; Naturabzeichnung wie Kulturdurchspähung führen ihn beide zur tiefsten Schau; das scharfäugige Sehen schlägt ihm um in Mystik.

Bleibt das gefühlsstarke Empfinden bis hin zu „Dingsda" und „Meister Oelze" (beide erschienen 1892) noch recht allgemeiner Art, so sehen wir schon bestimmtere Formen seines naturmystischen Weltbildes im vier Jahre später veröffentlichten prosalyrischen Meisterwerke „Frühling", dessen berauschender Wirkung wohl schwerlich jemand gänzlich zu entgehen vermag. Die einheitliche Entfaltung und die Lebendigkeit der Welt, das ganz enge Zusammengehören von Makrokosmos und Mikrokosmos, das innere Einssein aller Dinge — das kommt hier im „Frühling" in großartiger und deutlicher Weise zum Ausdruck. In den nun folgenden Erzählungen, Essays, Dramen, Lyrikbänden und Romanen geht der allmähliche weitere Ausbau der Schlafschen Naturergründung vor sich; insbesondere arbeitet sich ihm immer klarer das Mann-Weib-Problem, der Individuumsbegriff heraus und ebenso seine Anschauungen von der Heranbildung einer neuen, höherwertigen Menschenrasse, einer menschlichen Überart, als deren erste Vorläufer ihm u. a. die von ihm in Monographien behandelten Whitman, Verhaeren, Maeterlinck und Novalis erscheinen (daneben auch Leonardo und Goethe). Die erste systematischer durchgeführte Darstellung seiner Weltauffassung bietet 1906 das zugleich auch schon ziemlich umfangreiche rein theoretische Buch „Christus und Sophie", zu dem dann bald danach die kleinen Schriften über die Tainesche Kunsttheorie und über den Krieg wichtige Ergänzungen liefern. Eine weitere ausgedehnte Fixierung seiner Ideen vom Sein erfolgt ein Jahr später in der Nietzsche-Kampfschrift; und einen gewissen Abschluß bringt endlich 1910 das umfassende Hauptwerk „Das absolute Individuum und die Vollendung der Religion" Lediglich nach der kosmogonisch-astronomischen Seite hin kommen dann hierzu noch Erweiterungen, vor allem in „Religion und Kosmos" (1911) und in „Die Erde — nicht die Sonne" (1919). Eine knappe Zusammendrängung alles Hauptsächlichen seiner naturmystischen Lehren, die in bestimmter Hinsicht klassisch genannt werden kann, liegt uns in dem „offenen Brief" an den vor kurzem verstorbenen Bonner Physiologen Max Verworn vor, betitelt: „Psychomonismus, Polarität und Individualität" (1908).

Schlafs Monismus ist sozusagen ein ausgeprägter und wirklicher. Die strenge Forderung, die der eben genannte Verworn an einen solchen stellte, erfüllt er ganz; Verworn schrieb nämlich einmal: „Wir müssen verlangen, daß das letzte Prinzip einer monistischen Weltanschauung

uns unmittelbar als bekannt gegeben ist und keiner Erklärung weiter bedarf; denn es muß ja das einzig wirklich existierende Prinzip sein, und es wäre daher ein völlig absurdes Unternehmen, das einzig existierende Prinzip noch weiter definieren zu wollen." Er verlangt ferner, daß die Zurückführung der Vielheit auf logischem Wege ohne Hypothese erfolgt. Nun, das letzte Prinzip Schlafs ist ein durchaus bekanntes, uns unmittelbar vertrautes: es ist der Individualitäts- oder — noch faßlicher und anschaulicher gesagt — der Individuumsbegriff. Die Weltgesamtheit, der Makrokosmos, ist unserem Meister letzten Endes ein einziges und zugleich lebendiges, ein reales und daneben auch ewiges, ein absolutes Individuum. Von diesem Allindividuum aus wird ihm nun auch alles Übrige, alle Welteinzelteile bestimmbar; denn diese sind ihm mikrokosmische Individuen innerhalb des makrokosmischen Individuums, zugleich aber — und damit wird einerseits die streng monistische Einsicht gewahrt und anderenteils der pantheistischen Einfühlung genug getan — ist jedes Sonderwesen, und sei es das kleinste und unscheinbarste, mit dem Allindividuum vollauf identisch, und sind beide — Sonderwesen und Allindividuum — gegenseitig stets und ganz ineinander enthalten. Der Weg nun, auf dem Schlaf zu dem für ihn so bedeutungsvollen Individuumsbegriff gelangte, war der eines vertieften Studiums der zutage liegenden Resultate der exakten Wissenschaften. Eine bestimmte Tatsächlichkeit bemerkte er nämlich als Allernächstes und Unmittelbarstes und daneben als eine entscheidend wesentliche: die der überall feststellbaren Polarität, d. h. der Zweipoligkeit und der hierdurch dauernd bedingten polaren Spannung. In der sogenannten anorganischen Welt begegnen wir diesen Polseiten als einer positiven und einer negativen und in der sogenannten organischen als einer männlichen und einer weiblichen. Den Ausdruck „sogenannte" gebrauchten wir eben darum, weil für Schlaf lediglich eine, eine einheitliche Welt besteht, da ihm nämlich die organische Polarität nichts weiter als eine vorgeschrittene chemische ist und die anorganische Polarität nichts weiter als eine zurückstehende organische; somit sind ihm im letzten Hinblick Mann und Weib Darstellung und Metastase auch von chemischer Polarität und demzufolge von Polarität als solcher, weshalb die gesamte Wesenswelt nicht nur für ihn besteht als eine einheitliche, sondern daneben auch als eine lebendige Individualität. Es erklärt sich also bei Schlaf der für das Größte und für das Kleinste, für die Einzelglieder und für die Allheit immerfort angewandte Individuumsbegriff aus einer zugrundeliegenden Polaritätsanschauung; und er bezeichnet darum dieses erkenntnistheoretische Fundament seines Weltbildes hin und wieder als seine Polaritätsphilosophie.

Einiges mindestens muß noch ausgeführt werden über die Art, wie für Schlaf der Mikrokosmos im Makrokosmos vorhanden ist. An dieser Stelle seines Gedankendomes setzt er nun den Entwicklungsbegriff, die Entwicklungstatsache ein: von primitivster polarer Zuständlichkeit aus als Urbeschaffenheit entwickelte sich Individualität zunächst zur Molekular- und urchemischen Welt, trieb dann die anorganische Sphäre weiter bis hin zur Kristallisation, schritt über zur Protoplasmabildung und setzte des ferneren den Entfaltungsprozeß fort bis hin zu unserem heutigen Menschen als einstweiligen Abschluß. Verursacht wird die ganze Entwicklung, die fortdauernde Metastasierung durch einen die Individualität beherrschenden Willen, zu einer letzterreichbaren Stufe, zum höchsten bewußten Selbsterfassen emporzusteigen; und vorwärts kommt nun dieser Prozeß, indem in jeder Etappe, im jeweiligen zu einer gewissen Vollendung gelangten Bereich ein ganz bestimmtes einzelnes Individuum (Elite-Individuum), das aber für Schlaf immer identisch ist mit einem Paarindividuum und dann natürlich im letzten Betracht mit dem Allindividuum, somit also eigentlich auch immer das gleiche ist, sich eine ihm zugehörige Elite verschafft, in der zuerst sich Abartskrisen bemerkbar machen, und die stetig sich festigt und schließlich die Neurasse hervorbringt. „Eine absolute individuelle Paarheit", heißt es bei Schlaf einmal, „schöpft sich selbst ewig in einem ewigen Schicksal aus." Und weiter: „Steht lebendige Individualität und Leben in unendlicher Bewegung, so steht es, wie in allen anderem, so auch in einer unendlichen Mühe, die die Individualität immer wieder nötigte,

ihr höchstes, letztes und sicherstes Wissen von sich selbst aus sich und ihren Zusammenhängen hervorzuholen."

Mit besonderem Nachdruck verweist Schlaf auch immer aufs neue auf die Rolle des Christus in der menschheitlichen Entwicklung. Dieser, der ihm in einem bestimmten Sinne höchster Mensch, Übermensch, Gott, Gattung an sich, höchste Artvollkommenheit bedeutet, wird nach ihm das jetzige Menschengeschlecht zu seiner letztmöglichen Vollendung führen, zugleich aber auch mehr und mehr den Weg bereiten zur Schaffung der neumenschlichen Überart: zur wirklichen Herrschaft über Erde und All wird Individualität durch Christus über die alten Formen hinaus endlich einmal hinaufgelangen.

Und auch über das „Was dann?" bleibt man bei Schlaf nicht ohne Auskunft. Indessen führt uns dieses in seine besonders schwer zu erfassenden kosmogonisch-astronomischen Lehren hinein. In diesen wird dargelegt, wie das All zwar einmal unwiderleglich ein geschlossen Endliches ist, anderseits aber auch nach seiner Grundwirklichkeit als punktuell Unendliches sich erweist. Wie nun ferner notwendigerweise der Kosmos als der Inhalt, die Modalität des „Sichansichselbstfühlens" lebendiger punktueller Wesenheit zu betrachten ist, und wie nach äußerster Entfaltung, nach dem Höhenbewußtsein wieder ein Auflösungsprozeß kommt, und wie die kosmischen Vorgänge mit all ihrem Leben, Wechsel und Wandel uns schließlich als tatsächlich ewig aufgezeigt werden, das läßt sich an dieser Stelle lediglich andeuten. Ebenso, wie wir hier nur noch in Kürze verzeichnen können, daß Schlaf ausführlich begründet, warum er die Erde aufs neue in die Mitte des Alls zu stellen genötigt ist.

Schlafsche Gedankengänge darzulegen — vor allem auf knappem Raum —, ist nur mit einem gewissen Zagen möglich; denn gar zu leicht erhält dabei das, was in den Schriften des Meisters mit einer unendlichen Feinfühligkeit und Zartheit zum Ausdruck gelangt, eine zu grobe Struktur. Und wenn auch seine Satzgefüge den noch nicht auf ihn Eingestellten manchmal reichlich verschlungen anmuten, und seine Wortwahl anfänglich dem Verstehen Hindernisse entgegentürmt, so wird man dennoch nach einiger Ausdauer der ungeheuren Eindringlichkeit der Rede Johannes Schlafs gewahr, und diese Eindringlichkeit wirft eine leuchtende Helle auf all seine Denkpfade.

Des Meisters Werk im vollen Maße gerecht zu werden, würde natürlich erfordern, daß von dem Dichter, der ja nebenher als Übersetzer gleichfalls seine nicht kleinen Belänge hat, im selben Umfang die Rede wäre, was aber hier die Umstände ausschließen.

Es sei verwiesen auf das „Johannes Schlaf-Buch" (Rudolstadt, Thür., Greifenverlag), wo von Ludwig Bäte, Kurt Meyer-Rotermund und dem Verfasser dieser Zeilen des Dichters und Denkers Gesamtschaffen ausführlich gewürdigt ist.

Rudolf Borch



Kunstgewerbe

Im heutigen Schaffen steht auf unbestreitbarer Höhe das Kunstgewerbe. Die herrschende Richtung zu ausdrucksgesättigter Form hat in der hohen Kunst leider selten glückliche Ergebnisse gezeitigt, dafür aber Empfänglichkeit für Form und Farbe an sich allgemein gesteigert. Das kommt dem Gewerbe zugut. Gebrauchsgegenstände künstlerisch zu gestalten, ist heut eine vergleichsweise weit verbreitete Fähigkeit. Die Neigung, Natur zu stilisieren, sich phantasievoll in freiem Linien- und Flächenspiel zu ergehen, Farben bedeutsam zusammenzustellen, findet in der handwerklichen Kunst volle Befriedigung und kann sich aufs schönste ausleben.

Wir litten im letzten Jahrhundert am unfruchtbaren Tasten in der Vergangenheit, das hie und da etwas nachahmend aufgriff und ein buntes Sammelsurium aller möglichen, durcheinandergewürfelten Stilarten vorbrachte. Die Unfähigkeit der Künstler wirkte auf den Geschmack der Käufer und erzeugte die bekannte entsetzliche Stillosigkeit unserer Wohnungen und Gebrauchsgegenstände.

Heute könnte das bei gutem Willen und einiger Aufmerksamkeit überwunden sein. Wir haben eine gute neue Kunst, die unser tägliches Dasein in Schönheit zu fassen vermag.

Als maßgebender Grundsatz der Schaffenden gilt es, aus dem zu bearbeitenden Stoff und dessen Behandlungsweise, sowie im Hinblick auf den Zweck des Gegenstandes die Form zu erdenken. Das ist eine überaus fruchtbare Einstellung. Aber auch eine, die dem Künstler Mühe bereitet. Er muß selber Hand anlegen, muß Stoff und Arbeit genau kennen lernen. Es genügt nicht, irgend eine Erfindung zu zeichnen und sie dem Handwerker zur Ausführung zu übergeben. Ein guter Entwurf kann nach der Meinung des heutigen Kunsthandwerkers nur aus inniger Vertrautheit mit dem zu bildenden Stoff und dessen Eigenschaften hervorgehen. Man sieht es denn auch den neuen Formen an, daß sie aus der Handarbeit gewachsen sind. Sie haben etwas Selbständiges und Großes. Sie neigen zur Einfachheit.

Gleichzeitig erscheinen sie als Ausdruck edlen, gediegenen Seins. So sehr der Handwerker meint, nur aus Stoff und Zweck zu gestalten, der rein künstlerische Geschmack macht sich auch geltend. Und der geht gegenwärtig auf große, bedeutsame Form, beseelte Farbe. Als eines Gegensatzes erinnere man sich der verschnörkelten Formen des Rokoko. Auch das Rokoko war echter, künstlerischer Stil, der letzte, den wir vor dem 19. Jahrhundert gehabt haben. Er neigte aber zum Spielerischen, Zierlichen. Als man sich daran übersättigt hatte und Einfachheit ersehnte, war man zunächst nicht imstande, Eigenes zu schaffen, und lehnte sich an die Antike an. Die Formen wurden etwas starr, unlebendig, wie es bei jeder Nachahmung zu sein pflegt. Das Unmittelbare, der schöpferische Hauch der Zeugung fehlte. Schlimmer noch sündigte die Folgezeit mit ihren Wirrwarr verschiedenartiger, sich formlich widersprechender Nachahmungen.

Jetzt haben wir einen eigenen, gewachsenen Stil. Einfach, stark und glutvoll schön, wie es unserem Wesen entspricht. Gute Proben gibt die Veröffentlichung „Handwerkliche Kunst in alter und neuer Zeit“ (herausgegeben vom Deutschen Werkbund, Hermann Reckendorf, Berlin W 35). Sie regt auch zu persönlicher künstlerischer Arbeit an. In jedem deutschen Hause sollte sich das Buch befinden; es würde dazu helfen, Wohnung und Leben von veralteten, wertlosen Formen, die leider noch häufig vorkommen, zu befreien.

Wenn die neuen Formen auch durchaus selbständig sind, so erinnern sie doch ihrem Wesen nach an unsern besten alten Stil, an die Gotik oder auch an frühere deutsche Kunst bis zurück zur Völkerwanderung. Das grad ist vortrefflich. Wir haben eine Neuschöpfung aus völkischem Sein, das sich gleich bleibt durch die Jahrhunderte. Das Wunderbare deutscher Künstlerschaft liegt in der Einung tiefer, warmer Naturliebe mit schöpferischer, frei gestaltender, in Reichtum überströmender Phantasie. Arbeitet beides recht ineinander, so wird daraus Stil, und zwar deutscher Stil. So spielen in gotischen Fenstern die zarten Linien des Maßwerks, so ranken lebendig Blumen und Blätter um Chorgestühl und in farbigen Wirkteppichen. Auch die Linie der Phantasie hat die Frische und Freiheit der Lebenslinie, sie werden eins, und der Stil im ganzen wird etwas Gewachsenes, Geborenes, wie aus tiefem Gemüt in der Stunde der Andacht gezeugt. Vielleicht kommen wir heut jener Wunderwelt wieder nah. In künstlichen Blumen von Marga Kummer (S. 53) atmet träumend entzückende Einheit gemütvoller Andacht vor der Natur und märchenhaften Schweifens in unirdisches Wunderland. Auch im Liniengespinst eines Majolikatellers von Dorkas Härlin (S. 69) geistert die bezwingende Tiefe des Gemüts. Unirdische Rosen silbern auf blauen Gläsern von Bruno Mauder-Zwiesel (S. 57); warm und lebendig wächst die groß gesehene Form der Gefäße auf. Nur wenige Beispiele können genannt werden; fast jedes in der „Handwerklichen Kunst“ abgebildete Stück aus den verschiedenen

Gebieten des Gewerbes ist vollkommen. Mit der Gotik verglichen haben die neuen Linien etwas Gedehntes, Satteres in der Schwingung, Traumhafteres in der Beseelung.

Zu den höchsten Leistungen gehören Majoliken von Läuger. Es ist das deutsche Märchen, das hier Farbe und Form wird. Dünne Zweige weben über Teller und Vasen, aus ihnen tauchen Tiere auf in zarter Empfindung. Märchentiere, die beseelt sind. Eine nackte Frau in schönen langen Haaren, sinnenden Antlitzes, tanzt, schwebt in leichter, großer Bewegung aus dem Gezweig, Zwiesprach führend im Reigen mit sanftem Getier des Walds. „Da tanzen die Elfen auf grünem Strand." So haucht's in Blatt und Geäst, so raunt es im schwebenden, anmutig ernsten Wiegen. Meeresfrauen tauchen aus blaugrünem Grund, das Haupt umschlungen von Blättern und Früchten, die Züge wie verloren, aufgelöst, fließend wie ihr nasses Element. „Ach, wüßtest du, wie's Fischlein ist so wohlig auf dem Grund, du stiegst hinunter wie du bist" — —. Dann wieder wird die Seele gebannt durch ein wunderbares Violettrot, in dem es webend, ziehend sich bewegt in Hell und Dunkel, Farbe und Ton und aus unbestimmtem Nebel es sich verdichtet zu Frauen, Feen und Albinnen mit geheimnistiefen Augen, traumhaft fast verhüllt, unbestimmt sich entschleiernd mit verwehenden, singenden Gebärden. Und alles Spiel ist bedeutend gefaßt in die große, getragene Linie ernst schöner Schalen und Gefäße.

Professor Läuger hat seit einiger Zeit die künstlerische Leitung der Großherzoglichen Majolika-Manufaktur in Karlsruhe übernommen. Das Werk hat eine gute Überlieferung; zu den Begründern gehörte Hans Thoma. Die Persönlichkeit Läugers verspricht bedeutende Zukunft. Über das technische und künstlerische Werden des Werks berichtet die Veröffentlichung: Nicola Moufang, Die Großherzogliche Majolika-Manufaktur in Karlsruhe (Heidelberg 1920. Mit vielen, zum Teil farbigen Abbildungen).

Dr. Maria Grunewald



Neue Musikbücher

Trotz der Ungunst der Zeiten, der verheerenden Teuerung und der damit gleichlaufenden Verarmung der künstlerisch eingestellten Kreise Deutschlands hat unsere Verlegerwelt, wenigstens soweit es sich um Musikbücher handelt, den Wagemut noch nicht verloren. Freilich ist unter dem Druck der Verhältnisse eine sichtliche Umstellung in der Richtung erfolgt, daß die dickleibigen, gelehrten Wälzer seltener geworden sind und statt dessen zahlreiche populäre Sammlungen schlanker Bändchen emporwachsen, die der gesunkenen Kaufkraft des Geldes durch verminderten Umfang und dementsprechend geringere Herstellungskosten zu entsprechen suchen.

Gleichwohl kann ich hier einige stattliche Bände anzeigen; soviel Titel, soviel Richtungen des Stoffs und der Methode. An erster Stelle sei ein Buch von Adalbert Lindner genannt, „Max Reger, ein Bild seines Jugendlebens und künstlerischen Werdens". Der Verlag von J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart hat uns mit der Herausgabe dieses schmucken und preiswerten Werkes (339 S.) eine der schönsten Quellenschriften der gesamten Musikliteratur beschert. Ein schlichter katholischer Seminarmusiklehrer aus einem bayrischen Nest erzählt behaglich, mit einer rührend ernsten Gewichtigkeit und schier frommen Bescheidenheit, wie er dem jüngst verstorbenen Meister, „unserm Jungen", als dessen erster Klavier- und Kompositionslehrer habe „Handreichung tun dürfen". Damit ist ein unvergleichliches Material an intimen Lebenszügen, an Schaffensdatierungen usw. vor dem Vergessenwerden bewahrt, und selbst derjenige, dem Regers Gesamtschaffen noch nicht in allen Teilen voll verständlich ist, wird sich menschlich auf das wohltuendste berührt fühlen. In dankenswerter Selbstbescheidung be-

richtet der Verfasser nur, was er wirklich selbst erlebt hat, und seine ungewöhnlich bildhafte Erzählergabe legt die Behauptung nahe, das Werk könnte mit einigen Kürzungen ein wahres musikalisches Volksbuch werden. Manchmal merkt man, daß Lindner mit der protestantischen Musikliteratur weniger vertraut ist — der S. 134 als unbekannter Herkunft bezeichnete Regertext „Die Schmach bricht ihm das Herz" stammt aus einer der berühmtesten Stellen von Händels „Messias", im Anschluß an Jesaia 53.

Eine glänzende gedankliche wie darstellerische Leistung ist „Romantische Harmonik und ihre Krise in Wagners ‚Tristan'" von Dr. Ernst Kurth, dem Berner Privatdozenten für Musikwissenschaft, dem wir bereits ein tiefgründiges Werk über Bachs Kontrapunkt verdanken (Verlag von Paul Haupt, Bern und Leipzig, 540 S.). Ähnlich wie sein anscheinendes Vorbild und sein Wickersdorfer Vorgänger August Halm vor einigen Jahren in dem geistreichen Buch „Von zwei Kulturen der Musik" Bachs Fuge und Beethovens Sonate als die beiden großen Formtypen neuzeitlicher Musik gegeneinander abgewogen hatte, werden hier die beiden entscheidenden Techniken, lineare und flächige Musik in ihren Gipfelleistungen zueinander in Gegensatz gestellt, ja noch mehr: gelegentlich des ‚Tristan' wird im Anschluß an Halms harmonische Dynamik, die dessen knappe „Harmonielehre" (Sammlung Göschen) durchgeführt hatte, ein großartiges System der gesamten modernen Musiktheorie entwickelt, wozu eine Unmenge plastischer Beispiele aus den Werken vor- und nachwagnerscher Chromatik von Mozart und Spohr bis Strauß und Debussy herangezogen wird. Schubert und Bruckner spielen in diesem Gesichtskreis natürlich auch eine Hauptrolle. Es ist freilich keine leichte Lektüre selbst für den hartgesottensten Fachmann, aber Kurth erscheint heute bereits als einer der bedeutendsten Musiktheoretiker seit Hugo Riemann.

Dient hier ein Meisterwerk der neueren Musik nur als Hauptanlaß, um ein theoretisches Gebäude nach allen Seiten als richtig zu erweisen, so fand Paul Bekker in seinem Folianten über „Gustav Mahlers Sinfonien" (360 S. in glänzender Ausstattung bei Schuster & Löffler in Berlin) die Aufgabe vor, zehn mächtige Werke der Gegenwart (denn sie kommen immer noch erst langsam auf uns zu) zum einzigen Gegenstand der Darstellung zu erheben. Soweit der bekannte Verfasser sich auf diese Aufgabe selbst beschränkt, ist seine Arbeit hohen Lobes würdig — einer der hellhörigsten Musikpublizisten der Gegenwart geht allen Wendungen seines Themas mit viel Kenntnis, Spürsinn und einer beneidenswert geschmeidigen Feder nach. Darüber hinaus jedoch befremdet oft jener gewaltsam konstruktive Zug, der schon in seinem weitverbreiteten Beethovenbuch aufgefallen war — das Streben, in dem Schaffensverlauf des jeweiligen Helden eine schöne Kurvenkonstruktion als gottgegeben zu beweisen, wo ein wahrer Biograph nur den Wildwuchs des Einzelphänomens beobachten und nachzeichnen sollte. Gerade Bekkers bekannter Antagonist Hans Pfitzner hat kürzlich Geständnisse über die Entstehung seiner Eichendorffkantate veröffentlicht (Allg. Musikztg. Berlin v. 27. 1. 1922), die allen derartigen Geschichtskonstrukteuren zu denken geben sollten — er sieht sein Schaffen erstaunlich unfeierlich unter dem bloßen Gesichtspunkt des Spieltriebs; und dabei nimmt gerade Pfitzner sich stets grimmig ernst. Bekkers gefährlich geistreicher Kristallisationswille sucht auch das gesamte sinfonische Schaffen seit Beethoven und Schubert auf wenige Hauptachsen zu zwingen, wozu ich nur sagen kann: gewiß ist es sehr reizvoll, die Stoffmasse auch einmal so gruppiert zu sehen — aber man schaut da doch nur durch einen ganz subjektiv bedingten Facettenschliff.

Ein viertes Buch, diesmal aus dem Verlag von Breitkopf & Härtel, ist dem streithaftedlen Ritter Bayard unter den ausübenden Musikern des 19. Jahrhunderts gewidmet, „Hans von Bülows Leben, dargestellt aus seinen Briefen" von der getreuen zweiten Gattin, Marie v. Bülow. Diese gekürzte Volksausgabe ermöglicht dem an Zeit und Geldbeutel eingeschränkten Musikfreund jeglicher Richtung, sich statt der für den Wissenschaftler stets unentbehrlich bleibenden Briefsammlung in sieben Bänden, eine lebensvolle und durchaus zureichende

Darstellung von dem schier legendenhaften Erdenwallen und feurigen Schriftstellertum desjenigen Mannes zu verschaffen, dem über den zeitlich verrauschenden Mimenruhm eines der größten Dirigenten und Klavierspieler seiner Epoche hinaus das geschichtliche Verdienst bleibt, erst für Wagner, dann für Brahms mit fast Don Quichotischer Heißblütigkeit den Sieg der Volkstümlichkeit erstritten zu haben. Zudem verehrt die Musikwissenschaft in ihm den Erläuterer der Beethovenschen Sonaten, den Erneuerer Ph. Em. Bachs, den praktischen Begründer der modernen Phrasierungslehre. Daß die Herausgeberin mit ihrer Auswahl und dem knappen verbindenden Text das Rechte getroffen, beweist die seit 1919 bereits erforderlich gewordene 2. Aufl., in deren Vorwort sich Frau v. B. vielleicht etwas allzugereizt gegen die kürzlich erschienene Bülowbiographie des Grafen Du Moulin-Eckart wendet.

Mit an die Spitze der deutschen Musikbuchverlage ist neuerdings der Münchener Dreimaskenverlag getreten, von dem ich mit Vergnügen auf zwei wertvolle Reihen von Büchlein hinweise: — einmal auf die „Musikalischen Stundenbücher" unter Leitung des trefflichen Dr Alfred Einstein, die etwa ein Gegenstück zu den bekannten Inselbüchern (freilich nicht mehr zu fünfzig Pfennigen!) bilden wollen, indem sie erlesene Perlen aus unserer Notenliteratur in Form schlanker Oktavbändchen darbieten. Das Neue und Reizvolle des Gedankens ist, daß durch Format und Druckanordnung weniger ans Abmusizieren nach dieser Vorlage gedacht wird, als ans Lesen der Musik, an stille Feinschmeckerei, die diese Tonstücke fast ins Gebiet der Graphik hinüberspielt. Das setzt natürlich voraus, daß der Leser lernt, solchen Klaviersatz (samt Singstimme) in sich erklingen zu hören; gelingt das in weiteren Kreisen, so ist ein gewaltiges Stück musikalischer Bildung hinzuerobert. Die Auswahl ist bunt, geistreiche Einleitungen (besonders von dem bedeutenden Herman Roth und von Einstein selber) schmücken neben Porträts oder Faksimilien die Einzelveröffentlichungen. Ob man Corneliussche Weihnachtslieder oder Beethovens Klavierbagatellen, Bachs Jugendcapriccio samt Kuhnaus Hiskias-Sonate oder seine herrlichen 60 Choräle, Lanners Walzer oder Webers D-Moll Sonate, Wagners Jugend- und Wesendoncklieder (hrsgeg. von W. Golther) oder Mendelssohnsche Lieder ohne Worte durchblättert, es ist eine wundersam tönende, stille Stunde für den Tonkünstler oder den Musikfreund; man findet so gut die Berliozschen Lieder wie Händels bisher meist ungedruckte deutsche Brockesarien vor und kann sogar die sonst schwer zugängliche Marzellusmesse von Palestrina in der sechsstimmigen Urfassung auf sich wirken lassen, die neuerdings durch Pfitzners Musikdrama wieder bei vielen dem Namen nach populär geworden ist. Möge eifrige Nachfrage nach diesen Köstlichkeiten bald die Fortsetzung der Sammlung ermöglichen!

Eine zweite Unternehmung des Dreimaskenverlags etwa von gleichem Umfang und Äußern wird ebenfalls dankbare Beachtung in der Öffentlichkeit finden: die unter Gesamtredaktion von H. W. v. Waltershausen (vergl. seine Oper „Oberst Chabert"!) stehende Essaysammlung „Zeitgenössische Komponisten". Diese Bändchen greifen frisch in die brennenden Fragen musikalischen Gegenwartlebens hinein, sie wollen nicht in erster Linie Biographien oder musikgeschichtliche Abhandlungen sein, sondern lebendige Werbeschriften von Parteigängern der heutigen Hauptmeister. Der Kreis der behandelten Objekte wie der herangezogenen Mitarbeiter ist anerkennenswert vorurteilsfrei gezogen worden: der Herausgeber selbst bespricht Richard Strauß; Hermann Unger gibt viel Persönliches über seinen Lehrer Reger; der Praktikus Hans Oppenheim tritt warm für den erfreulich sich entfaltenden Hermann Zilcher in die Schranken; der anscheinend leicht produzierende Julius Kapp feuilletonisiert diesmal über Franz Schreker, dem dies flotte Büchlein gewiß weniger schaden wird als neulich Paul Bekkers seltsame Mozartparallele; Heinrich Knappe berichtet über den vortrefflichen Ilsebill-Komponisten Friedrich Klose; Herman Roth über den neuen Karlsruher Musikschuldirektor H. K. Schmid, den wir in Norddeutschland fast noch gar nicht kennen. Die einzelnen Leistungen sämtlich vergleichend zu werten, kann nicht Aufgabe dieses knappen Überblickes sein. So verschieden an Methode, so gleich an innerer Gedrungenheit des Empfindens sind sie fast alle.

Sieht man das Verzeichnis der weiter versprochenen Bändchen durch, so erscheinen durchschnittlich die Opernkomponisten allzusehr bevorzugt (aber Humperdinck fehlt!); ich glaube, Männer wie S. v. Hausegger, F. Woyrsch, R. Wetz, A. Mendelssohn verdienen mindestens gleiche Beachtung wie Brittner, Schmid und Courvoisier. Und sollte nicht uns gerade München etwas über Ludwig Thuille zu erzählen haben?

Nun noch ein paar einzelne Nachzügler. In der „Wiener Literarischen Anstalt“ gibt R. Smekal eine Sammlung „Theater und Kultur“ heraus. Uns liegt daraus nur das vierte Bändchen „Offenbach und seine Wiener Schule“ von Erwin Rieger vor, ein vorzüglicher Überblick, hinter dessen scheinbar flüchtigen Bleistiftstrichen die genaue Kenntnis weiter Gebiete durchschaut. Der gleiche Verlag bietet mit einem „Hugo Wolf“ von Edm. Hellmer sehr bescheidene Schnitzel zur Kenntnis des genialen Liedmeisters, ein Gemisch von Anekdötchen und Paraphrasen bekannter Briefstellen, biographischer Plauderei und nett geschauten Momentbildern. Eine dritte Gabe kenne ich nur dem Titel nach, aber schon der Gegenstand reizt zu genauerem Kennenlernen: Alt-Wiener Singspielarien von Kauer und Dittersdorf, Wenzel Müller und Wranitzky. Armes, liebes, sterbendes Wien! ...

Zum dritten- und viertenmal Regerschriften — bei allen Schülern des polyphonen Meisters geht augenblicklich der Beurkundungsdrang um, was nicht gescholten werden soll. Denn wenn uns heut auch manches Persönliche überschätzt zu werden scheint, so glauben auch wir an die Zukunft seines Schaffenswerks; und da wird man den heutigen Druckeifer vielleicht noch einmal dankbar preisen. Engelhorn in Stuttgart gibt „Mitteilungen der Max-Reger-Gesellschaft“ heraus, deren zweites Heft eine schöne und vielseitige Probe tatfroher Schülertreue mit Gaben von Karl Hasse, Hermann Grabner, Fritz Stein u. a. m. darbietet, und bei Otto Halbreiter in München sammelt Richard Würz Studien von Regers persönlichen Jüngern — das dem „Türmer“ übersandte Heft 2 enthält beispielsweise sympathische Beiträge von Würz, Unger und Joseph Haas über Regers Persönlichkeit.

Thusnelda Fetzer bietet in ihrem bei Cotta erschienenen Heft „Lehrgang zur Bildung des Klangbewußtseins“ zwar nicht viel über die Lehre von Jaques-Dalcroze Hinausgehendes, doch wird die Einteilung dieses Leitfadens den Vertretern dieses Fachs sehr willkommen sein, das als das grundlegendste, wichtigste der gesamten Musikerziehung jedem instrumentalen oder vokalen Sonderunterricht vorangestellt werden sollte, um erst einmal Intervalle, Akkorde, Tonarten, Tongeschlechter als sinnliche Erscheinungen in der Vorstellungswelt des Einzelnen heimisch zu machen. Ist hier von den Anfängen des Musikstudiums die Rede, so führt uns Gottfried Galston mit der 2. Auflage seines „Studienbuchs“ ans Ende (Verlag Otto Halbreiter, München). Der Gedanke ist äußerst glücklich: statt den Notentext der Meister mit willkürlichen Zusätzen zu trüben (bescheidene Fingersatz- und Phrasierungshilfen sind natürlich etwas anderes), sollten bedeutende Virtuosen, was sie über die Hauptstücke ihres Repertoires auf dem Herzen haben, in gesondertem Kommentar niederlegen, damit es der Nachstrebende zum nachdenklichen Vergleich neben den Urtext legen könne. Galston hat solches an den fünf letzten Klaviersonaten Beethovens versucht, und wenn man vielleicht auch nicht in jeder Einzelheit seiner Meinung zu sein braucht, so darf man sich doch lebhaft des regen Geistes freuen, der aus diesem Künstler spricht — man glaubt neben einem geistreichen Lehrer in der Stunde zu sitzen.

Endlich ist das Oktoberheft des Bühnenvolksbundes (Dr Benno Filsers Verlag, Augsburg und Stuttgart) Hans Pfitzner gewidmet. Die besten Köpfe zumal Münchens haben sich da weniger zur Huldigung als zu gescheiter Erörterung zusammengetan; Thomas Mann fügte seine kostbare Schillernovelle hinzu, und so kam ein wahres Musterheft dieser echt kulturschöpferischen Zeitschrift zustande.

Dr. Hans Joachim Moser



Türmers Tagebuch

Die „erste Tat der Republik“
Arm in Arm mit Rußland
Wo bleibt die moralische Offensive?

Gut vierzehn Tage hat der Wonnerausch angehalten, den der ungewohnt feurige Trank von Rapallo bewirkte. Das dankbare Deutschland war nahe daran, den bisher als hausbacken empfundenen Reichskanzler zum verwegenen York, den betriebsamen Außenminister, Herrn Rathenau, zum demokratischen Bismarck zu stempeln. So groß war die Bewunderung für den Wagemut der deutschen Delegation in Genua, die sich erkühnt hatte, mit dem Teufel selbst, den Bolschewiki, zu paktieren. Deutschland fängt an, aktive Politik zu treiben, klang es jauchzend und frohlockend von Scheidemann bis Hergt. Rathenau — Wirth — aktive Politik — — O, ihr Leichtgläubigen!

Der Sang ist verschollen, der Wein ist verraucht. Es mag pflaumenweichen Gemütern grausam und barbarisch erscheinen, aber es hilft nichts: Die fromme Selbsttäuschung, als sei in Genua *zum ersten Male seit Versailles die deutsche Politik handelnd und selbständig* aufgetreten, muß zerstört werden. Wohlbemerkt: Darin hat die deutsche Öffentlichkeit einen durchaus richtigen Instinkt bewiesen, daß sie sich nach dem überraschenden Abschluß des deutsch-russischen Vertrages einmütig hinter die Regierung stellte. Aber während man den Effekt als solchen politisch zutreffend einschätzte, verkannte man ganz und gar die inneren Zusammenhänge. Und so entstand fast auf der ganzen Linie die rührend einfältige, an Wunderglaube grenzende Vorstellung, es könnte über Nacht in einem Kabinett der Erfüllung der Wille zur Tat siegreich zum Durchbruch gelangen. Rosen am Galgenholz ...

Genua ist inzwischen zu einem geschichtlichen Ereignis erstarrt, und die deutsche Delegation kann es nicht mehr als einen Dolchstoß in den Rücken empfinden, wenn die Kritik aus der Zurückhaltung heraustritt, die ihr, ähnlich wie bei einem schwebenden Verfahren, wohl für die Dauer der Konferenz auferlegt war. Machen wir uns doch nichts vor: weder Herr Rathenau noch Herr Wirth noch der „rote Geheimrat“ Freiherr von Maltzahn, der Leiter der Ostabteilung im Auswärtigen Amt, mit einem Wort *nicht die Deutschen* sind es gewesen, die in Genua „aktive“ Politik getrieben haben, *sondern die Russen*. Sie haben, aus purstem Eigennutz, versteht sich, Deutschland am Gängelband genommen, als es hilflos und verdattert vor der beschämenden Tatsache stand, daß es von den Beratungen der politischen

Kommission ausgeschlossen werden sollte. Glaubt irgendwer, Herr Wirth hätte, auf sich allein gestellt und ohne die russische Nothilfe, den Mut aufgebracht, mit dem Packen der Koffer zu drohen in dem kritischen Augenblick, da sich die einladenden Mächte in schnödester Form über die feierliche Zusicherung der Gleichberechtigung aller Konferenzteilnehmer hinwegsetzten? Es ist tausend gegen eins zu wetten, daß Deutschland wie so oft auch in diesem Fall unters kaudinische Joch gekrochen wäre. Aber siehe, in der äußersten Drangsal trat der Verführer in Gestalt Tschitscherins an die Erfüllungspolitiker heran und überredete die zagen und schüchternen Deutschen zu einer Extratour mit Rußland. Ausschlaggebend war für Tschitscherin der taktische Gesichtspunkt, das Bestreben, einen Keil zwischen den europäischen Block zu treiben. Einem geschlossenen europäischen Mächtekonzern gegenüber mußte sich Rußlands Lage höchst mißlich gestalten, sobald es aber gelang, unüberbrückbare Gegensätze aufzureißen, stiegen die russischen Chancen. Mit asiatischem Diplomatengeschick hat Tschitscherin den Trumpf des deutsch-russischen Vertrages ins Spiel geworfen. Dieses sensationelle Abkommen war der erste große Erfolg der Moskauer Sowjetregierung auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Deutschlands bescheidener Gewinn, der ihm als des russischen Hazardeurs ängstlichem Partner in den Schoß fiel, ist in der Heimat doch wohl beträchtlich überschätzt worden.

* * *

Daß der Abschluß des Rapallo-Vertrages gerade in Genua russischerseits rein taktischen Erwägungen entsprang, wird durch die Begebnisse, die sich während der Durchreise der Russen in Berlin zutrugen, ganz unzweideutig klargestellt. Gelegentlich dieses Aufenthaltes hat sich Herr Rathenau, der, seiner angeborenen Händlernatur gemäß, stets nur das Wirtschaftliche der Dinge im Auge hat, vergeblich bemüht, die Russen zu einer kaufmännischen Übereinkunft zu bewegen. Wie übereifrig er sich auch um die stammverwandten Gäste aus dem Osten bemühte, sich um ihre Gunst bewarb und ihnen die seinige mit peinlich wirkendem Überschwang antrug, sie zeigten ihm die kalte Achsel. Denn für sie, die Bolschewisten, hatte ein deutsch-russischer Vertrag nur Wert als Mittel zu höheren politischen Zwecken. Herrn Rathenau dagegen, der eben nur Geschäfts- und kein Staatsmann ist, bedeutete ein Wirtschaftsabkommen mit Rußland den Selbstzweck.

Der gescheite Salonproletarier Herr Dr Breitscheid, einst Friedrich Naumanns Gefolgsmann, heute Führer der Unabhängigen, hat in einer Versammlung der „Liga junge Republik“ über Herrn Rathenaus inbrünstiges Liebeswerben um die Russen erzählt: „Als die Russen auf der Durchreise nach Genua in Berlin über den Vertrag verhandelten, da nahmen sie eine ganz andere Stellung ein als in Genua. Radek hatte schon vorher in vielen Interviews der russischen und englischen Presse versichert, daß Rußland eine enge Gemeinschaft mit Frankreich suche und unter Umständen auch den Versailler Vertrag anerkennen werde. Den deutschen Unterhändlern wurde in Berlin von den Russen gesagt, Deutschland müsse auf die russische Sozialisierungsentschädigung verzichten, aber von den Franzosen und Engländern könne man nicht den gleichen Verzicht verlangen. An dem Anspruch Deutschlands auf gleiche Behandlung mit der Entente ließen die Russen in Berlin den Vertragsabschluß scheitern.“ Diese Darstellung Breitscheids ist von

dem Mitglied des Reichswirtschaftsrats, Direktor Kraemer, der auch der deutschen Delegation in Genua angehörte, auf einem Diskussionsabend der „Deutschen Wirtschaftsgesellschaft" bestätigt worden. „In Genua", berichtet dieser doch gewiß vertrauenswürdige Zeuge, „saßen wir zum ersten Male nicht auf der Anklagebank. Die ersten Tage zeigten uns dieses Gefühl der Gleichberechtigung noch nicht. Das Bild änderte sich aber in dem Augenblick, wo der Vertrag von Rapallo unterzeichnet war. In diesem Moment traten wir wieder in die Reihe der Großmächte ein. Die Situation war für uns außerordentlich schwierig. Tschitscherin erklärte mir bei seinem Aufenthalt in Berlin, daß er den Vertrag nicht unterzeichnen werde. Er wolle erst sehen, ob er in Genua vielleicht mehr erreichen könne als bei uns."

Die „erste Tat der Republik" gewinnt in solcher Beleuchtung eine verzweifelte Ähnlichkeit mit dem Verdienst des blinden Huhnes, das — trotzdem — ein Korn fand. Wäre die deutsche Delegation wirklich mit dem Willen zur Tat, wie heimatliche Barden uns nachträglich glauben machen wollten, nach Genua gekommen, dann hätte sie in dem Augenblick, da Lloyd George und Barthou den Boden der Beschlüsse von Cannes verließen und mit den Russen gesondert verhandelten, ohne Säumen Einspruch erheben müssen, und zwar nicht nur in einem Vorzimmer, sondern in der breitesten Öffentlichkeit. Das ist unterblieben. Aber selbst die Tragweite des Rapallo-Abkommens, die Tschitscherin natürlich aufs genaueste in Rechnung gestellt hatte, scheint unsern Leuten zunächst gar nicht bewußt geworden zu sein. Denn irgendwelche vorbeugende Maßnahmen gegen den Sturm, den man doch hätte voraussehen müssen, sind nicht erfolgt. Regiemangel oder Ahnungslosigkeit? Alles spricht für das letzte. Es scheint, daß es Herrn Rathenau bei diesem Husarenritt ergangen ist wie dem Reiter überm Bodensee, der die Gefahr, in der er geschwebt, erst merkte, als er sie hinter sich hatte.

* * *

Haben wir nicht Arm in Arm mit Rußland in Genua die Welt in die Schranken gefordert? War's nicht so? — Gewiß, Herr Nachbar. — Na, also ... Und die Russenbegeisterung schlägt hohe Wogen. Am Stammtisch steckt man die Köpfe zusammen: Pscht. Über ein kleines! In Rußland lassen wir heimlich anfertigen, was wir brauchen, Waffen, Munition, Geschütze und so. Eines Tages, wenn die Entente im tiefsten Schlafe liegt, geht's los. Rote Armee mit deutschen Offizieren an der Spitze. Reichswehr dazu. Freiwillige. Es braust ein Ruf ... Und dann werden wir Poincarén einmal zeigen, was eine Harke ist — — —

Wir und Rußland. Genauer doch: Die Bolschewisten und wir. Denn es sind, leider, immer noch die selben Bolschewisten, deren blutigen Aufstieg wir mit Grauen und Entsetzen erlebt haben. Die auch auf unser Haus den „Roten Hahn" setzen wollten. Die Hungersnot, Tod und Verderben über das einstige Zarenreich gebracht haben.

„Aber was hat denn Moral mit Politik zu tun?" wirft uns Miesmachern jeder Bierphilister mit überlegenem Lächeln an den Kopf. Gewiß, Moral und Politik vertragen sich schlecht miteinander. Aber hier handelt es sich nicht um Moral,

sondern um die richtige Einschätzung des Partners, mit dem man sich zusammentun will. Jeder Geschäftsmann — und Herr Rathenau ist doch einer — sieht sich den an, zu dem er das erstemal in Geschäftsverbindungen tritt. Und von der Zuverlässigkeit und Vertrauenswürdigkeit des Kontrahenten hängt der reale Wert des Vertrages ab, den man mit ihm schließt. Im Privatleben hat man's leicht: man zieht eine Erkundigung bei einem Auskunftsbureau ein. In der Politik hält's schwerer. Da muß man schon andere Mittel anwenden, um sicherzugehen. Wer sind die Bolschewisten? Kennen wir sie heute besser als gestern, oder vor Monaten, oder vor Jahren? Seit einiger Zeit sind ja in die große unsichtbare Mauer, die Sowjetrußland drei Jahre lang von der übrigen Welt abschloß, ein paar Breschen gelegt worden. Einige wenige wagemutige Pioniere sind nach Moskau und Petersburg vorgedrungen, um das Geheimnis des Ostens zu ergründen.

„Aber", bekennt Dr Richard Bahr in der „Börsenzeitung", und viele andere werden ihm beistimmen, „ein rechtes oder wenigstens ein klares Bild hat man aus allen diesen Schilderungen nicht gewonnen. Die letzten und tiefsten Fragen blieben unbeantwortet. Wie kommt es, daß die Bolschewisten die Macht eroberten und bis auf den heutigen Tag behielten? Wie ist das Verhältnis der Bevölkerung und ihrer einzelnen Schichten zum Ideengehalt des Bolschewismus? Wie lebt die Intelligenz und was ist von ihr noch vorhanden? Von jenem Teil der Intelligenz, der nahezu zwei Menschenalter ober- und unterirdisch über die ‚Freiheit' philosophiert hat und inzwischen wohl nun doch inne wurde, daß die ‚Arbeiterregierung' sie ihnen nicht brachte. Was ist es überhaupt um diese sogenannte Arbeiterregierung? Wer in Wahrheit regiert in Rußland? Und glauben die intellektuellen Kreise, denen der Bolschewismus zum zermalmenden Schicksal wurde, an die Möglichkeit seiner bei uns zu Lande als Tatsache behandelten Evolution? Diesen Fragen ist, so scheint mir, eine erschöpfende Antwort noch nicht geworden. Und mitunter hat man die Empfindung, als möchte mit einigen Einschränkungen und Abwandlungen auch heute noch zutreffen, was im November 1919 Zinaida Hippius in ihr kürzlich von Mereschkowskij („Das Reich des Antichrist". Dreimasken-Verlag, München) herausgegebenes Petersburger Tagebuch eintrug: ‚Es ist eine absolute Idiotie Europas, Kommissionen und Einzelpersonen zur Information herzuschicken. Man schickt sie doch den Bolschewisten in die Arme. Diese informieren sie, sie bauen für sie Theaterdekorationen, verpflegen sie im Astoria (dem ehemals besten Hotel Petersburgs, mit dem Blick auf die Isaak-Kathedrale und die Deutsche Botschaft), überwachen sie ganz offen bei Tag und bei Nacht und machen ihnen jeden Kontakt mit der Außenwelt unmöglich.... Schickt doch jemand inkognito her!' Inkognito aber ist bislang noch niemand gereist, hat bei der strengen Fremdenpolizei der Sowjets auch keiner reisen können. Es wäre, trotz allen Staatsverträgen, wohl auch zu gefährlich. Das Rußland Lenins kennt keine Habeas corpus-Akte. Und die Freiheit, lehrt derselbe Lenin, ist ein ‚bürgerliches Vorurteil'."

Den Eindruck dieses Buches — und es spiegelt ja nur ein Einzelschicksal unter tausenden und aber tausenden ähnlicher wider —, faßt Dr Bahr dahin zusammen: „Wer diese Bilder in Jammer und Knechtschaft in sich aufnahm, dem wird man es nicht verdenken dürfen, wenn er das Grauen nicht ganz los wird bei dem Gedanken, daß das alles nun weggelöscht, vergessen und verziehen sein soll. Und die

bange Frage wird sich nicht bannen lassen: Wenn die neuen Verträge ebenso wenig gehalten werden wie die alten, was dann?"

Die Russenschwärmerei, auf die man jetzt allerorten in Deutschland, und zwar seltsamerweise gerade in Bürgerkreisen, stoßen kann, muß rücksichtslos und mit Kübeln kalten Wassers gelöscht werden. Vielleicht ist es heilsam, auf eine Äußerung Trotzkis zu verweisen, die mit unverblümter Offenheit Moskaus Ansicht von der „Verbrüderung" kundtut. Trotzki hat kürzlich die Sowjetrepublik und das bürgerliche Europa mit zwei geschworenen Feinden verglichen, die zusammen das Abteil eines Eisenbahnwagens besteigen und beherrscht sind von dem Gedanken, daß nur einer von ihnen am Leben bleiben darf. Jeder ist bereit, den andern aus dem Fenster zu werfen, aber da das nicht gelingen will, sind sie gezwungen, einstweilen die Fahrt gemeinsam zu machen, bleiben aber doch geschworene Feinde. So müßten auch die Bolschewisten eine Zeitlang mit den Bourgeoisiestaaten leben.

Der biedere Deutsche, der als erster das russische Abteil bestieg, möge ja acht haben, daß sein wachsamer Reisegefährte nicht den ersten Moment abpaßt, ihm an „die Gurgel zu fahren" oder ihn „aus dem Fenster zu werfen".

* * *

Mancherlei allerdings hätten die Unsrigen in Genua von den Russen lernen können. Z. B. wie man Noten macht und wie man in ihnen auch dem mächtigsten Gegner die Wahrheit sagen kann, so daß er bei aller Hartgesottenheit einen roten Kopf und kalte Füße bekommt. Die russische Antwort auf die Denkschrift der Alliierten bezeichnet der „Hannov. Kurier" mit Recht als ein Meisterstück und ein Beispiel für die Geschicklichkeit Tschitscherins, der anderen Seite Bosheiten zu sagen. „Schon einmal hatte er die Gelegenheit dazu ergriffen, als es sich um den Ausschluß Georgiens von der Konferenz handelte. Damals hielt er der Entente alle ihre politischen Sünden vor, die sie durch ihre Neuregelung der Weltkarte begangen hatten. Da fehlte weder die widerrechtliche Besetzung Deutschlands, noch der verschleierte Raub des Saargebiets. Von Wilna war die Rede und von Ostgalizien, von Ostthrazien, Beßarabien und Montenegro. Auch Japan bekam seinen Hieb, indem die ostsibirische und koreanische Frage angeschnitten wurde. Diesmal kam das zivilrechtliche Gebiet an die Reihe. Ihr verlangt, daß wir alles zurückgeben? Kehrt vor eurer eigenen Tür! Was tat denn der französische Konvent, als dessen rechtlichen Erben sich Frankreich erklärt? Hat er nicht am 22. September 1792 proklamiert, daß die Souveränität der Völker nicht gebunden sei durch Verträge der Tyrannen? Hat Frankreich damals nicht die Bezahlung seiner Staatsschulden verweigert und haben es die Vereinigten Staaten mit den Verträgen ihrer Vorgänger, England und Spanien, nicht ebenso gemacht? Und können wir uns in der Forderung auf Bezahlung der durch die Intervention und die Blockade hervorgerufenen Schäden auf die Entscheidung von Genf am 14. September 1878 berufen, die England verurteilte, den Vereinigten Staaten 15,5 Millionen Dollar für die Schäden zu zahlen, die Amerika durch das Kaperschiff ‚Alabama' während des Bürgerkrieges zwischen den Nord- und Südstaaten entstanden waren? Sind die Koltschak und Wrangel anders zu beurteilen, als die Piraten, die dieses Schiff führten?"

Das waren Hiebe, die saßen. Herr Tschitscherin hätte noch weiter gehen und darauf hinweisen können, daß der ganze Versailler Vertrag nichts als eine einzige große Enteignung ist. Aber wer weiß, was noch alles in der Denkschrift gestanden hat, deren erste Niederschrift den italienischen Mittelsmann so erschreckte, daß er die Russen himmelhoch bat, ihren Ton abzumildern, da er sonst für gar nichts einstehen könne.

Ja, mancherlei hätte Herr Joseph Wirth in Genua lernen können. Es wär' so schön gewesen — — Aber, ach, während die Getreuen noch eifrig Lorbeerkränze flochten für den Triumph des „aufrechten" Mannes, im Reichstagskapitol, hatte der bereits an die Wiederaufbaukommission eine Note ergehen lassen, die womöglich noch um einige Grade wehleidiger, demütiger und erfüllungsbereiter gehalten war als sonst. Man mußte doch dem verärgerten Frankreich wieder um den Bart gehen. Zumal nach jener eigentlich schrecklichen unkommentmäßigen Extratour mit Rußland.

* * *

Raffen Sie sich auf, Herr Wirth! Wenn Sie diejenigen Lügen strafen wollen, die nicht recht an Ihre „Aktivität" in Genua zu glauben vermögen, dann bietet sich jetzt eine glänzende, nie dagewesene Gelegenheit. Ach, wir ließen uns so gern Lügen strafen — —

Was hätte Herr Tschitscherin, was Herr Northcliffe mit einem Material angefangen, wie es der Eisner-Prozeß und die wunderbare politische Köpenickiade des hoffnungsvollen dreiundzwanzigjährigen Herrn „Dr" Anspach bot! Man schaut sich um. Man wartet mit zitternder, mühsam verhaltener Spannung. Gleich, so denkt man, wird doch die moralische Offensive losbrechen. Auf in den Kampf — Regierung und Reichstag an der Spitze — —

„Eine schöne Aufgabe für alle Parteien," bemerkt Friedrich Hussong in der „Tägl. Rundschau" ironisch, „in dringlichen kleinen und großen Anfragen sich danach zu erkundigen, wie viele Geheimräte, Legationsräte und junge Leute des Auswärtigen Amtes denn schon dabei sind, das Ergebnis des Münchener Prozesses zu einer Weltpropaganda für die Wahrheit auszuwerten, nachdem man in der Wilhelmstraße diese ganzen Jahre her rat- und hilflos der feindlichen Propaganda der Lüge zugesehen hat. Eine schöne Aufgabe für den Auswärtigen Ausschuß, dessen Vorsitzender Stresemann in seinem nationalen Temperament, in seiner Kunst des Heraushebens gerade der sittlichen Ideen im geschichtlichen Geschehen alles für eine solche Aufgabe mitbringt, der Regierung Feuer unter die Sohlen zu machen, damit sie nun wenigstens anfängt, mit der Wahrheit zu marschieren, die sich endlich, Gott sei Dank, auch ohne legationsrätliches Zutun auf den Weg gemacht hat. Es wird dafür zu sorgen sein, daß jetzt endlich, viel mehr als drei Jahre zu spät, der infame Paragraph 231 des Versailler Vertrages, der Paragraph mit dem von den Feinden wider ihr und unser besseres Wissen erpreßten Schuldbekenntnis, an den Schandpfahl geschlagen und als eine vor aller Welt widerlegte Lüge verbrannt wird."

Und wirklich: es regte sich was im Odenwald. Im traulichen Kreise der Presseleute erhob sich Herr Ulrich Rauscher, der neue Botschafter in Warschau, und mit der lässigen Arroganz, die dem ehemaligen Feuilletonisten der „Frankf. Ztg." so berückend ansteht, verkündete er, daß „ein Schöffengericht" nicht das geeignete

Forum sei, vor dem welthistorische Begebnisse von solcher Bedeutung verhandelt werden können. Gewiß nicht. Wir verstehen uns doch recht, Herr Rauscher? Sie meinen, das Forum Europas käme da in Frage, des Universums — — oder aber — fürchtet man etwa, daß die Wahrheit, die sich schlechterdings nicht länger mehr daniederhalten läßt, der Republik, ihren Managern und Günstlingen, dem ganzen Troß der Novembergrößen, schaden könnte? Dann freilich ist es besser, wir schweigen, tragen weiter an dem Schuldbekenntnis, das ein Hergelaufener, ein Volksfremder uns aufgebürdet hat. Um der Republik willen.

Bleibt immer noch Herr Anspach. „Ein klassischer Tag", erinnert die „Magdeb. Ztg.", „war der 10. Dezember vorigen Jahres, als in der französischen Kammer der damalige Kriegsminister Barthou, dessen Zunge als locker bekannt ist, wenn es die deutsche Regierung zu verleumden gilt, schmerzerfüllt am Regierungstisch ‚feststellte, daß alle Tatsachen und Dokumente, auf die der Herr Deputierte Lefèvre (der Vorgänger im Kriegsministerium) Bezug genommen habe, vollkommen exakt seien (rigoureusements exacts)'. Wie muß dem jetzt von der Berliner Kriminalpolizei als politischer Fälscher en gros et en détail entlarvten ‚Dr Anspach' zumute gewesen sein, als ihm so herrliche Anerkennung lachte! Wie muß ihn das angespornt haben, immer Größeres in seiner Kunst zu leisten, fleißig bis auf den heutigen Tag ..." Und das Blatt feuert die „maßgeblichen" Stellen an:

„Jetzt aber gilt es, die Hiebe auf die zurückfallen zu lassen, die sie auf unseren Buckel haben niedersausen lassen. Das sind die Herrschaften in Paris: die Poincaré, Barthou, Lefèvre, Castelnau und Fabry. Unsere Regierung wird hoffentlich die seltene Gelegenheit beim Schopfe greifen und diesen Gesellen ihren Helfershelfer um die Ohren hauen, daß ihnen Hören und Sehen vergeht. Wenn eine Gelegenheit und wenn ein Augenblick günstig ist, um der immer noch belogenen Welt ad oculos zu demonstrieren, was es mit der Angst des armen Frankreich vor dem rachesüchtigen Deutschland auf sich hat, so sind es diese. Das ‚Lumpengesindel' von Paris mag wählen: zwischen der Mitschuld an den Fälschungen (denn wer wollte ihnen ohne weiteres glauben, daß sie die Dokumente wirklich für echt gehalten haben) und dem Fluch der Lächerlichkeit. Denn sind sie dem Fälscher aufgesessen, so ist er für die französischen Imperialisten von heute das, was sie — zu ihrer einstigen Wonne — den Hauptmann von Köpenick für den deutschen ‚Militarismus' haben sein lassen. Dumm oder gemein — das ist hier die Frage. Schlimmeres konnte der französischen Politik, deren Charakterbild sowieso schon in den Augen der Mitwelt schwankt, nicht passieren. Hoffentlich ist unsere Regierung nicht wieder so rücksichtsvoll, den Mantel der nicht erwiderten Liebe über die kleine moralische Schwäche unseres ‚Nachbarn und Freundes' zu decken."

Wir werden ja sehen. Im Auswärtigen Amt ist, wie man uns flüstert, eine „Untersuchung" im Gange, „ob und inwieweit" die Fälschungen Anspachs im Zusammenhang stehen mit uns nachteiligen Kundgebungen ausländischer Staatsmänner. Mögen die Berge nicht zu lange kreißen ...



Auf der Warte

Der Verleumdungsfeldzug

gegen Deutschland hat in Wort und Bild gradezu schauerliche Orgien gefeiert. Der Name „Lord Northcliffe“ ist fluchbeladen. Daß ihn Ferdinand Avenarius in seinem verdienstvollen Heft „Die Mache im Weltwahn“ (photographische Dokumente, die jenen Lügenfeldzug enthüllen: Verlag Reimar Hobbing in Berlin SW 61, Großbeerenstraße 17) noch eines „offenen Briefes“ würdigt, befremdet uns an dieser sonst so ausgezeichneten Schrift, deren Bildermaterial erschütternd beredt dartut, wie man gegen uns gearbeitet, verzerrt, gelogen, gefälscht hat. Lump bleibt Lump und verdient keinen offenen Brief. Oder glaubt der Herausgeber dieser „Schriften für echten Frieden“, daß der englische Lord und Meister der Weltlüge antworten, sich rechtfertigen, sich gar — schämen würde? Wir könnten uns auch das Vorwort knapper, wuchtiger denken. Was soll es jetzt wirken, wenn wir den Herausgeber bekennen hören: „Wir haben geirrt und haben gefehlt, die andren auch; wer mehr, das festzustellen, reicht kein Beschluß der Kriegsgewinner aus, es steht bei Gott und der Geschichte“ usw. Was soll das bei einem solchen Buche! Hier müssen die Bilder selber mit ein paar sparsamen Begleitworten alles sagen, was in diesem Zusammenhang zu sagen ist.

Abgesehen davon: diese ebenso mühsame wie wichtige Arbeit verdient vollsten Dank. Man muß die Schrift selber durchblättern; das kann man nicht nacherzählen, wie da harmlose oder alte Bilder retuschiert und umgefälscht wurden, um angebliche Schandtaten unsres deutschen Heeres zu veranschaulichen — unsres Heeres, dessen Kämpfer man drüben herabsetzend nur als „Hunnen“ oder „Boches“ bezeichnet, schon dies ein erbärmliches Zeichen gegenüber einem tapfren Gegner, der sich vier Jahre lang gegen erdrückende Übermacht zu wehren wußte.

Dies wird einmal feststehen: im Vergiften der Weltpresse und der öffentlichen Meinung in der gesamten Kulturwelt waren uns Franzosen, Engländer und Amerikaner überlegen. Wir lassen ihnen diesen Ruhm. Und wir danken Avenarius, daß er — schon in seiner Schrift „Das Bild als Verleumder“ — diese Meisterschaft im Lügen und Fälschen an den Pranger gestellt hat.

Während wir diese Worte schreiben, enthüllt der Coßmann-Fechenbach-Prozeß in München Eisners verderbliche Fälschungen. Gleichzeitig werden die Schuftereien eines „Dr Anspach“ aufgedeckt. Wahrlich, wir waren von einem ungeheuren Lügennetz umsponnen!

*

Eine Zurechtweisung aus Amerika

finden wir in einer Tageszeitung; sie verdient auch im „Türmer“ einen Platz.

Dr Anton Joseph Hecker in New York 200, West 88th Street, schreibt an den Bürgermeister und den Gemeinderat seiner Heimatstadt Eberstadt (Hessen-Darmstadt) folgenden geharnischten Brief:

Die amerikanischen Zeitungen berichten, daß Ihr, oder eine Mehrzahl von Euch, beschloß, die historischen Namen der Straßen Eurer Stadt: „Kaiser Wilhelm“, „Hindenburg“, „Bismarck“, „Moltke“, abzulegen und nicht staatsgefährlich umzubenamsen. Ich lege diesen Zeilen zwei meiner Gelegenheitsgedichte bei, aus denen Ihr ersehen könnt, daß ein treuer in Liebe und Verehrung seiner hessisch-darmstädtischen Heimat ergebener, seit seiner Ju-

gend in New York ansässiger Deutsch-Amerikaner diese Zeilen an Euch richtet. Euer Mehrheitsbeschluß ist ein Euch entehrender! Wir aber, die in getreuem Gedenken der Heimat „von einst" unermüdlich arbeiten, agitieren, reden, schreiben, sammeln, sparen und hergeben, um der Heimat von jetzt aufzuhelfen aus dem Dreck, in den, im blöden Glauben an den größten Lügner sämtlicher Jahrtausende, W. W. Wilson, verblendete undeutsche Fanatiker den Reichskarren verfahren haben, die wir Tag und Nacht nur darauf sinnen und trachten, wie wir Eure Kinder speisen und bekleiden können, wie Eure Not stillen, wir sind angewidert und tief beleidigt über Eure hundsföttische Handlungsweise. Von Herzen gerne gab ich, gab jeder, half jeder seither! Wüßten wir, daß auch nur ein einziger Pfennig, nur eine Handvoll Mehl in die Hände eines solchen Heimat schändenden Bastard-Deutschen gelangte, der die historischen Namen großer, verdienstvoller Deutscher besudelt, wir würden die geleistete Hilfe ewig verfluchen! Ihr ahnt es nicht, wie Ihr durch solche Handlung das Auslandsdeutschtum Euch entfremdet, dem Interesse der Hilfsarbeiten schadet, sie erschlafft, wenn nicht beendet! Pfui! Schämet Euch, Ihr Eberstädter!

*

Unsere Kriegsbücher

sind jetzt schon als ein nationaler und menschlicher Schatz anzusprechen. Nach dem Umsturz ist zumeist infolge der unfreiwilligen Mußezeit eine Kriegsliteratur entstanden, wie kein anderer Staat sie gleich bedeutend aufzuweisen hat. Die weltberühmten Heerführer griffen zur Feder. Ihre Erinnerungen und strategischen Betrachtungen sind bereits Stücke der Weltliteratur. Daneben entstanden wahre Meisterwerke kriegswissenschaftlicher Abhandlungen, geschrieben von Generalstabsoffizieren, die an entscheidender Stelle die historischen Ereignisse gestalteten und lückenlose, authentische Aufklärungen zu vielumstrittenen, im Fall der Marneschlacht gradezu mystisch und tragisch anmutenden Vorgängen auf dem Kriegsschauplatz gaben. In großen militär-wissenschaftlichen Verlagen werden seit Jahr und Tag regelmäßige Hefte veröffentlicht, die von kundigem Bearbeiter an Hand des Quellenmateriales Einzelvorgänge oder bestimmte Abschnitte der ungeheuren Geschehnisse auf fast allen Gebieten der östlichen Erdenhälfte erschöpfend dargestellt gültig schildern. Auch das Reichsarchiv bringt eine laufende Reihe solcher Quellenstudien.

Sich alle diese Werke anzuschaffen, ist unmöglich. Denn sie sind (von der Volksausgabe des Ludendorff-Buches abgesehen) schon wegen der vielen Kartenbeigaben reichlich teuer. Grade die Kreise, denen aufs stärkste daran liegt, in aller Ruhe und kritischer Betrachtung Rückliegendes nachzuprüfen und die Fülle der Handlungen aufzulösen in ihre Einzelvorgänge oder umgekehrt einzelnes in die großen Zusammenhänge einzugliedern und Einblick zu gewinnen in die Werkstatt, das Hirn des großen Heereskörpers (des Großen Generalstabes, der Obersten Heeresleitung), sind heute kaum in der Lage, sich das Gesamtmaterial anzuschaffen. Das Ausland kauft diese Bücher, die es mit höchster Spannung erwartet und durchfliegt, im allgemeinen stärker als der Deutsche selber, was trotz der Abneigung weiter Volkskreise, sich mit kriegerischen Dingen irgendwie zu beschäftigen, nichts beweist, als daß die Landsleute der begehrten Buchverfasser nicht in der Lage sind, mit kleiner Auslandsmünze zu zahlen. Immerhin könnte auch in deutschen Kreisen mehr getan werden, um diese Bücher stärker ins Volk hinein zu bringen, zumal in die Jugend. Heutiger Staatsgeist duldet in den Schulbibliotheken die Anschaffung solcher Werke nicht, obschon sie mit „Militarismus" oder „Nationalismus" wenig, mit hoher Mannes- und Volkstugend desto mehr zu tun haben. Denn es sind klare Spiegel, in denen das eigene Volk sich selber sieht, wie es in der Hochspannung seiner Kräfte war. Nun, so muß es eben doch Möglichkeiten geben, sich in Schüler-, Studenten- und Offizierkreisen diese Bücher anzuschaffen, wenn sich die Zirkel einigen, die ihr Tagewerk und Lebensstil oft zusammenbringt: Schulklassen, studentische Verbindungen, Offiziervereinigungen. Was allein

die „Stammtischrunden", die sich gemeinsam je eines der großen Kriegsbücher anschaffen und zu gemeinsamer Kriegsbibliothek mit wachsendem Stolz hinzufügen, zum Absatz dieser Bücher und (nachdem alle Stammtisch-Insassen die Werke gelesen haben) zur leihweisen Hergabe an würdige Menschen (alte Pensionäre, Rentner, Invaliden) beitragen: läßt sich gar nicht hoch genug in Ziffern ausdrücken.

Auf der anderen Seite sollten aber auch die Herren Verfasser und Verleger diesem warmherzigen, tatfreudigen Verlangen aus guten Volkskreisen Rechnung tragen und von Fall zu Fall solchen gemeinnützigen Bestellungen einer Sammelstelle namhafte Preismilderungen zubilligen. Dann kämen sie alle miteinander auf ihre Kosten — obenan das Vaterland. Hans Schoenfeld

*

Sadhu Sundar Singh

Der indische Pilger Sundar Singh bereist Deutschland. Er folgt Tagore auf seinen Wegen, aber er läßt sich nicht nur in Darmstadt und Berlin vernehmen, sondern besucht auch andere Stätten, in denen er Interesse vermutet. So kam er am 31. März nach Leipzig und hielt im Auditorium maximum der Universität, dem einstigen Hörsaal Wilhelm Wundts, einen Vortrag über „Hinduismus oder Christentum?". Warum Sundar Singh zu uns herübergekommen ist, wird ersichtlich, wenn man der Einberufer der Versammlungen gedenkt. In Leipzig waren es der Christliche Volksdienst und der Akademische Missionsverein. Denn Sundar Singh ist — anders als Tagore — ein Christ. Er, ein Mann von 33 Jahren, mit pechschwarzem Vollbart, einem orangefarbnen Leinenkittel und dem ewigen Lächeln Mona Lisas, schilderte seine Bekehrung, die Christus selbst besorgt habe eine Viertelstunde, bevor Sundar Singh aus dem Geschlechte der Sicks, eines vornehmen Hindus Sohn, seinem Leben ein Ende setzen wollte, weil er keinen Frieden in den indischen Lehren fand. Der Plan war fertig: um 5 Uhr kam der Zug, vor den er sich werfen wollte, an seinem Hause vorüber. Da — nachdem er noch ein Bad genommen hatte und stundenlang seit dem frühesten Morgen ins Leere gebetet habe, erschien ein Leuchten in seinem Zimmer. Er glaubte, es sei Feuer ausgebrochen, aber es war kein Feuer. Sondern eine Stimme sprach: „Warum verfolgst du mich mit Haß? Ich werde dir Frieden bringen!" Diese Stimme war des Gekreuzigten Stimme selbst.

Und der Hindu fand Frieden; denn Christus verheißt den Frieden nicht erst für ein Jenseits, sondern schon für diese Welt. „Das Christentum ist der Himmel auf Erden." Die indischen Weisen aber lehren Wege der Gelehrsamkeit, auf denen einer wandeln müsse, um im Alter oder im Tode glückselig zu sein. Auch diese Glückseligkeit im Tode, wie sie der Inder lehre, sei ein Trugbild, denn der Einzelne versinke in Gott, wie ein Strom ins Meer — und die Persönlichkeit werde vernichtet. Ein Schwamm sauge wohl Wasser, so sagt Sundar Singh, aber Schwamm und Wasser seien niemals dasselbe. Und gerade nach dem Unsterblichen der Persönlichkeit sehne sich die Seele. Diese lehre Christus.

Eine eigentümliche Erscheinung: Der Inder Sundar Singh kommt zu uns mit der Sehnsucht des persönlichen Menschen und der Erlösungsidee des Ich, während durch Deutschland ein Zug zum Indischen geht, weil es die Auflösung aller Persönlichkeit lehrt! Denn das scheint mir der tiefe Quell dieses Zuges nach jenem Lande zu sein. Wir stehen sozial in der Zeit eines „Allgemeinbewußtseins", einer Unpersönlichkeitskultur, einer „Arbeitsteilung" und Arbeitsgemeinschaft. Wundts Wort, daß die Unsterblichkeitsidee des Individuums egoistisch und daher abzulehnen sei, sind Schlaglichter. Kann uns der Inder heimführen zu den Wurzeln unserer Kraft?

Ich fürchte, es fehlt diesem Lächler das Talent der Überredung. Oder schien es nur so, daß ihm dieses Talent fehle? (Sein Vortrag hatte nicht einheitlichen Fluß, weil er satzweise von dem Dolmetscher unterbrochen wurde.) Ich glaube, der Mangel dieses Talentes gründet sich tiefer: Der Inder ist seiner Wurzel untreu geworden und ist wie ein Pfropfreis, aus dessen Frucht stets wieder die Mutterpflanze hervorleuchtet — so, wie wir uns untreu werden, wenn wir hinein-

streben in das „große Überpersönliche". Dem Inder ist die Idee der Persönlichkeit Anerlebtes, — uns ist die Betonung des Ich wurzelecht. Daher erscheint seine — nur seine — Persönlichkeitssehnsucht „egoistisch". Mit der Ichbetonung verbindet sich das Christentum der Tat und der Gesinnung, in das wir, wie Goethe sagt, nach und nach hineingelangen, das des Wortes und Nur-Glaubens mehr und mehr überwindend. Dem Lächler mit den Mona-Lisa-Augen aber fehlt der Tatgedanke, der uns wurzelecht ist.

So ist sein Christentum ein anderes als unser Christentum. So wertet jedes Volk assimilierend die religiöse Idee um. Unter indischer Sonne reifen nicht allein andere Ackerfrüchte, sondern auch andere Geisteswerte. Nicht Zorn, nicht Kraft, nicht Bekennertum steht auf dem Angesicht dieses Weisen geschrieben, sondern es ist die seltsam triumphierende, fast aller Affekte bare Miene des Erhabenen.

Als sein Vortrag zu Ende war, nahm er auf den Kathederstufen Platz und versenkte sich. Ich saß neben ihm, da ich in dem überfüllten Raume nur eben noch einen solchen Stufenplatz erhalten hatte, und sah ihn bewundernd an: So betet einer, der anders ist als wir Verstandesleute, ein hingegeben Gläubiger, ganz so, als sei er in Gott, fast noch unpersönlicher geworden, als der Lächler während seines Vortrages war. Und als er die müden, lächelnden Augen wieder aufschlug, schien es mir, als neige er ebensosehr zur Passivität und zum Nur-Glauben, wie der europäische Beter über alles Erleben hinaus zur Aktivität und zur Gesinnung neigt.

Am nächstfolgenden Tage — so teilte der Vorsitzende mit — reist der Sadhu Sundar Singh nach Wittenberg, um die Lutherstätten zu besuchen. Luther und Sundar Singh — die Frage der Kongenialität wird unerörtert bleiben müssen. Martin Loesche

*

Geistiges Schaffen als Herstellung von Luxusgütern?

In den politisch links orientierten Kreisen, die vermeinen, sie könnten eine ganz neue proletarische Kultur schaffen, erfreut sich eine aus dem Russischen übertragene anonyme Schrift aus dem Jahre 1905 „Über proletarische Ethik" (Verlag Konrad Hauf, Hamburg) großer Hochachtung. Darin findet sich folgende Stelle über die Einstellung des Nicht-Handarbeiters zur körperlichen Arbeit, die uns in mehrfacher Beziehung trotz ihrer marxistischen Redeweise zu denken gibt:

„Der Bourgeois macht in seiner Psyche die Willensmomente im Produktionsprozeß nicht durch. Die Schaffung der Waren geht ihn nur rein äußerlich an: er ist allein an den Resultaten interessiert. Das materialistische eigennützige Interesse lenkt seine Aufmerksamkeit von allen Qualen der schöpferischen Tätigkeit der Arbeit ab. Dem Bourgeois sind die Qualen unverständlich; ihm ist auch der Sinn für die schöpferische Arbeit fremd — er kennt einzig und allein ihre kristallisierten Formen."

Ziehen wir also zunächst die marxistischen Redefloskeln ab, sagen wir also für Bourgeois lieber Nicht-Handarbeiter, dann ist freilich in diesem Gedankengange einerseits — man erschrecke nicht! — mancherlei Wahres. In der Tat haben wir zu wenig Achtung vor der Arbeit, die in unseren Gebrauchsgegenständen des täglichen Lebens steckt: Vergegenwärtigen wir uns doch — ein Dichter schilderte uns das gelegentlich, — was alles gearbeitet werden muß, bis wir hier an einem Teetisch mit Porzellan aus Meißen, Berlin oder weniger vornehmen Orten in Kleidungsstücken etwa aus südafrikanischer Schafwolle sitzen können, Tee aus der indischen Inselwelt trinken, Brot aus Weizen von Südamerika mit Orangenmarmelade, deren Rohstoff weither herkommt, oder gar mit holländischer Butter essen. Wir machen es jetzt schon wieder so wie vor dem Kriege: wir halten all dergleichen für selbstverständlich und sind nur „an den Resultaten interessiert".

Aber nun die sehr nachdenksame andere Seite! Die Befürworter proletarischer Kultur würden weidlich entrüstet sein, wenn man ihnen klarzumachen versuchte — gelingen würde es doch nicht —, daß dieser Satz über die Einstellung des Nicht-Handarbeiters zur körperlichen Tätigkeit umgekehrt genau so, ja noch besser gilt.

Es trifft wortwörtlich für das Verhältnis — das völlig verständnislose Verhältnis! — des körperlich Arbeitenden zum geistigen Schaffen zu. Einen „Sinn für die schöpferische Tätigkeit“ hat der Handarbeiter nicht; er wird gar keinen Sinn darin finden und nur eine nette Spielerei für Sonntagnachmittagsstunden darin sehen. Er ist eben „allein an den Resultaten interessiert“ und will die Ergebnisse des Denkens durchaus nur für seine praktischen Zwecke verwenden. Denn er kennt ja „einzig und allein die kristallisierte Form“, etwa die fertige Symphonie oder das wohlgefügte wissenschaftliche System. Die Qualen aber — etwa die zuerst vergeblichen Anläufe des schaffenden Künstlers — interessieren ihn gar nicht. Daß die geistigen Güter nur dazu da sind, von ihm in „materialistischem eigennützigen Interesse“ für seine praktischen Zwecke ausgenützt zu werden, das steht für ihn ganz außer Zweifel.

Der Handarbeiter neigt also dazu, alle Ergebnisse geistiger Arbeit als selbstverständlich vorhandene Gebrauchsgüter zu werten. Wenn er irgendeine geistige Leistung nicht gerade praktisch verwenden kann, dann lehnt er sie als überflüssig ab und neigt dazu, den Schöpfer als nicht vollwertig zu betrachten. Mit so einem „Luxusprodukt“, wie auf dem Gebiete der Philosophie etwa „leere“ metaphysische Systeme, weiß er nichts anzufangen; jemand, der an so etwas zu seinem Privatvergnügen arbeitet, möge ruhig verhungern, denn „man“ kann doch erwarten, daß derlei Beschäftigungen einen „vernünftigen Sinn und Zweck“ haben. Der Handarbeiter teilt also die geistig Schaffenden ein in Produzenten wertloser Luxusgüter und schätzenswerter Gebrauchsgüter. Es liegt ihm aber völlig fern, solche Trennung auch bei seinesgleichen anzuwenden. Ob ein Arbeiter bei der Herstellung eines schlemmerhaften Luxusautomobils für den Privatgebrauch eines reich gewordenen Schiebers oder bei der Herstellung von kräftigen Lastautomobilen zum Befördern von Baustoffen mitwirkt: seine Arbeit wird, ebenso wie er selbst, in beiden Fällen gleich gewertet. Nur dem geistigen Schaffen gegenüber will man diesen Unterschied machen. Denn man ist ja eben „nur an den Resultaten interessiert“, hat „keinen Sinn für die schöpferische Arbeit“ und versteht nicht die „Qualen der schöpferischen Tätigkeit“. Dr. W. Richter

*

Meister Münchhausen

Die ritterlichen Sänger des Mittelalters führten mit Stolz ihr „Herr“ vor dem Namen. In der bürgerlichen Zeit kam der „Meister“ auf. Heute ist „Herr“ ein Allerweltswort für männliche Menschheit. Doch um das Wort „Meister“ schwingt nach wie vor der Zauber, daß hier etwas Vollendetes, Abgerundetes, Gereiftes ausstrahle gegenüber der Stümper- oder Lehrlingsschaft. In diesem Sinne nennen wir den Dichter Börries Freiherrn von Münchhausen einen Meister, obwohl er selbst seine geburtsmäßige Ritterlichkeit oft stark genug betont hat.

Wer in seinem neuen Gedichtband „Schloß in Wiesen“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) etwa zunächst das humorvolle „alizarinblaue Zwergenkind“ aufschlägt, wird von dem allerliebsten Kopisch-Ton entzückt sein. Münchhausen hat überhaupt viel Anmut. Er weiß auch Höchstpersönliches, wie die „Idyllen“, in einen sehr ansprechenden Plauderton umzusetzen, etwa in der Art der gereimten Episteln, wie man sie im achtzehnten Jahrhundert gepflegt hat. Und von diesem Gesichtspunkt aus kommen auch die Belanglosigkeiten dieses Buches zu ihrem guten Recht. Man darf diesen Dichter, der Starkes und Zartes glücklich verbindet, nicht nur nach seinen bekannten Balladen beurteilen, mit denen er freilich am eindringlichsten wirkt. Wir wollen auch den Menschen spüren. Und den spürt man in jenen Kleinigkeiten, in jenen Umrankungen oder auch Randglossen zum Lebenstext.

Mit ein paar kräftigen balladenartigen Gebilden ist er auch hier wieder gut vertreten.

Ein bißchen Unbehagen regt sich allenfalls, wenn wir nach den schönen, Glück ausströmenden Idyllen, die in Münchhausens Schloßgut spielen, nachher ein Elendsgedicht wie „Mittelstand“ und ähnliches lesen. Es reizt zu Vergleichen. Die Betonung des eigenen Standes

oder Besitzes, sei es auch in gefälligen und uneitlen Formen, tut jetzt in seinen Auswirkungen nicht gut. Dies überhaupt hat dem trefflichen Sänger und Sager einen leisen Beigeschmack gegeben, der seiner Gesamt-Wirkung nicht förderlich ist. Andrerseits ist Baron von Münchhausen als Mensch und Dichter geschmeidig und elastisch genug, in seinem Adelsbewußtsein nicht zu erstarren. Seine Ritterlichkeit ist ebenso edel wie natürlich und bedarf nicht der Betonung.

Doch dies alles soll keine Besprechung sein. Nur ein ganz schlichter Hinweis: da ist ein neues Buch von Münchhausen, nehmt und lest! L.

*

Randglosse zu Wölfflin

Ich meine Wölfflins Schrift „Das Erklären von Kunstwerken" (Leipzig 1921). Dieser treffliche Kunsthistoriker macht uns verständlich, wie unser Genuß am Kunstwerk gehoben wird, wenn wir das Werk in seinen geschichtlichen und kulturellen Zusammenhang gestellt sehen. Dankbar gedenke ich der Stunde, in der Wölfflin die Schönheiten des Straßburger Münsters erklärte, in der mir klar wurde, daß dies Münster ein dem Heimatboden im Laufe von Jahrhunderten entwachsener Körper ist.

Und doch! In mir weckt gerade der Gedanke an das Straßburger Münster ein Widerstreben gegen solches Erklären. Die Erinnerung steigt in mir auf, wie ich als junger Student auf einer Pfingstwanderung nach Straßburg kam und voller Freude die Schönheiten des Münsters mir klarzumachen suchte. Wie versank da auf einmal alles Klarmachen im Nichts, als ich unter den mächtigen Wölbungen stand. Da erfüllte mich das unvergängliche Fortleben eines gewaltigen Geistes. Da durchdrang mich die Gewißheit: dies ist in Ewigkeit schön. Kann mich dazu ein Erklären des Baues führen?

Oder wie kürzlich auf dunkler Straße aus geöffnetem Fenster die Melodie einer Beethovenschen Sonate zu mir drang, die mich ins Herz traf und mich glücklich machte — nie werde ich sie vergessen. Wer vermag die Gewalt dieser paar Töne zu erklären? Wer hat den Wunsch, sie sich erklären zu lassen? Als Gegenbeispiel dient wohl die Fuge, deren strenge Gesetzmäßigkeit nach Erklärung zu verlangen scheint. Und doch, was hilft es mir, die Gesetze einer Bachschen Fuge zu verstehen, die mir so unmittelbar nahe geht! So erhebt mich der Anblick des gestirnten Himmels, nicht deshalb, weil ich die Gesetze der Natur in ihm begreife, nicht weil ich sie mir erklären lassen kann, sondern weil er in mir eine Ahnung erweckt von höheren Gesetzen, als ich zu begreifen vermag.

Ein Kunstwerk berührt mich wie ein Mensch, der mir lieb ist. Wohl wird meine Teilnahme an ihm steigen, wenn ich die Umgebung kennen lerne, in der er aufwuchs. Was aber macht mir den einen lieb vor allen andern? Das kann mir niemand erklären. Die Saite in meinem Innern, die so selten in Resonanz mitklingt, kann niemand berechnen.

Einen Widerspruch gegen Wölfflins Gedanken erblicken wir hierin nicht. Nur glauben wir, von anderem Standpunkt aus die Möglichkeit einer Ergänzung zu erkennen. Gewiß kann uns behutsames Erklären die Augen öffnen für mannigfache Schönheiten eines Werkes, an dem wir sonst blind vorübergingen. So können wir selbst für die Kunst fremder Länder und fremder Zeiten Verständnis gewinnen. Weit darüber hinaus aber liegt für mich jenes andere, seltene, unerklärliche Erlebnis — mir könnte es, fürchte ich, schon der Versuch des Erklärens rauben.

Als Meisterwerk künstlerischen Erklärens rühmt Wölfflin Jakob Burckhardts „Cicerone", als dessen Ziel Burckhardt es bezeichnet: Umrisse vorzuzeichnen, welche das Gefühl des Beschauers mit lebendiger Empfindung ausfüllen könnte. Solche Teilung im Kunstgenuß mag mancher als Schranke zwischen sich und dem Kunstwerk empfinden, es sei denn, daß einer den Umriß zeichnet, in dem selbst wir den nachschaffenden Künstler vor dem Gelehrten spüren. Dann mag es vorkommen, daß wir im „Erklären" einen neuen Ton zu hören glauben, der voll mit dem Kunstwerk zusammenklingt. So denken wir uns den besonderen Eindruck von Burckhardts Vorlesung, den uns die älteren schildern, so die Vorlesung Wölfflins.

Burckhardt selbst aber rufen wir zum Zeugen dafür, daß manches Werk uns zu hoch steht — vielleicht auch zu nahe — für jedes Erklären, so viel Einzelnes an Schönheiten unserem Auge auch entgehen mag. Er schreibt 1855, im Erscheinungsjahr des Cicerone, an seinen Schüler Albert Brenner: „Für die Spezialerklärung des Faust habe ich in Kisten und Kasten gar nichts vorrätig. Auch sind Sie ja bestens versehen mit Kommentatoren aller Art. Hören Sie: Tragen Sie augenblicklich diesen ganzen Trödel wieder auf die Lesegesellschaft, von wannen er gekommen ist! Was Ihnen im Faust zu finden bestimmt ist, das werden Sie von Ahnungs wegen finden müssen (ich spreche bloß vom ersten Teil). Faust ist nämlich ein echter und gerechter Mythus, d. h. ein großes, urtümliches Bild, in welchem jeder sein Wesen und Schicksal auf seine Weise wieder zu ahnen hat. Erlauben Sie mir eine Vergleichung: Was hätten wohl die alten Griechen gesagt, wenn zwischen sie und die Ödipussage sich ein Kommentator hingepflanzt hätte? — Zu der Ödipussage lag in jedem Griechen eine Ödipusfiber, welche unmittelbar berührt zu werden und auf ihre Weise nachzuzittern verlangte. Und so ist es mit der deutschen Nation und dem Faust. — Wenn nun von dem überreichen Werke auch ganze große Partien dem einzelnen verloren gehen, so ist dafür das Wenige, was ihn wirklich und unmittelbar berührt, von so viel mächtigerem Eindruck und gehört dann wesentlich mit in sein Leben." Dr O.

*

Kommers und Fackelzug

Zu einem Zusammenstoß zwischen Studenten alten und neuen Stils ist es in Rostock anläßlich der Reichsgründungsfeier am 18. Januar d. J. gekommen. Die Sache ist da und dort besprochen worden und verdient noch ein paar nachträgliche Worte. Der Allgemeine Studenten-Ausschuß beschloß, den Festtag nicht nur durch Gottesdienst, sondern auch durch Fackelzug und Kommers zu begehen und machte dies durch die Presse bekannt. Mitglieder der Deutschen Christlichen Studenten-Vereinigung, deren Anschauungen im A. St. A. nicht vertreten waren, richteten daraufhin an ihn folgendes Schreiben: „.. Wir freuen uns darüber, daß der A. St. A. den nationalen Gedanken hochhält, halten aber diese Art, ihm Ausdruck zu geben, für unzweckmäßig. Die Feier mit ihren großen Unkosten steht in schreiendem Widerspruch zu den häufigen Klagen über die wirtschaftliche Not der Studentenschaft und des ganzen Volkes. Der Fackelzug wird heute leider von weiten Kreisen unseres Volkes als Herausforderung empfunden. Zur nationalen Wiedergeburt kommen wir nicht dadurch, daß wir durch prunkende Feste den Streit im eigenen Lande verschärfen. Führer unseres Volkes können wir Studenten nur dann werden, wenn wir stark genug sind, aus Rücksicht auf die Volksgemeinschaft Formen zu opfern, auch wenn sie durch die Tradition geheiligt erscheinen. Weil wir mitverantwortlich sind für das Tun der Studentenschaft, fordern wir die Aufhebung des Fackelzuges und eine Feststellung des A. St. A. am Schwarzen Brett und in der Tagespresse, daß weite Kreise der Studentenschaft den Kommers als Form nationaler Feier nicht mehr für zeitgemäß halten ..." Der Tag wurde trotzdem in der geplanten Form gefeiert.

Da der Ausschuß es ablehnte, die abweichende Stellung dieser Studenten der Öffentlichkeit mitzuteilen, beschritt die Gruppe selber diesen Weg. Ihr Eingesandt wurde betrübenderweise nur von den zwei sozialistischen Blättern gebracht, von den zwei bürgerlichen Blättern aber abgelehnt. In einer studentischen Vollversammlung wurden die „Störenfriede" nun dem studentischen Ehrenstrafgericht überwiesen, obwohl sie noch einmal eingehend die Beweggründe ihres Vorgehens dargelegt hatten. Daß der Tag gefeiert werde, sei auch ihr ernsthafter Wunsch, ihr Einspruch richte sich nur gegen die Form; in der heutigen Zeit, in der über 80% aller Studierenden unter dem Existenzminimum lebten und Auslandsalmosen für Studenten in großem Maße beansprucht würden, und in einer Stadt wie Rostock, in der die Klassengegensätze so schroff seien, hätten andere Formen für

diese Feier gesucht werden müssen, wie dies z. B. in Leipzig, Berlin, Gießen und Tübingen gelungen sei.

Das Ehrenstrafgericht erklärte, daß die betreffenden (17 namentlich aufgeführten) Studenten gegen die „Ehrenordnung verstoßen haben, indem sie durch nicht legale Mittel auf Maßnahmen der Vertretung der Rostocker Studentenschaft einzuwirken versuchten. Ihre unstudentische Handlung hat in ihren Wirkungen das Ansehen der Betreffenden und damit der Rostocker Studentenschaft in weiteren Kreisen geschädigt. Das Ehrenstrafgericht erkennt auf Ausschluß aus der Studentenschaft vom Tage der Urteilsverkündigung bis Ablauf des 7. Juli 1922 ..."

Die Angelegenheit zog innerhalb und außerhalb Mecklenburgs bald weitere Kreise; vielleicht deshalb wurde das Urteil noch vor Semesterschluß im Widerspruch zu seinem eigenen Wortlaut aus der Öffentlichkeit zurückgezogen; ob das aber auch eine Korrektur des Urteils bedeuten soll, ist den Betreffenden nicht mitgeteilt worden. Schw.

Soweit dieser Bericht. Man wird nicht leugnen, daß er einen sehr ernsten Unterton hat. Jugend braucht von Zeit zu Zeit festliche Lebenserhöhung; doch angesichts der jetzigen Verhältnisse wird man über die Form festlicher Betätigung umlernen müssen — auch in akademischen Kreisen. D. T.

*

Ein Beitrag zur Schuldfrage

Ein neues Zeugnis zur Schuldfrage ist vor kurzem ans Licht gekommen, hat aber in Deutschland merkwürdig wenig Beachtung gefunden. Man leitartikelt bei uns viel zu sehr an der Schuldfrage herum, statt die nackten Tatsachen einfach ins Licht zu rücken. Die neueste Veröffentlichung — der „Revaler Bote" brachte sie — betrifft das Verhör des Admirals Koltschak, des bekannten Ententegünstlings, der im Kampf gegen die Bolschewisten unterlag, gefangen genommen und erschossen wurde. Vor dem Irkutsker Revolutionstribunal hat Koltschak über seine Tätigkeit als Chef der Operationsabteilung für die Ostsee im Marinestab in Petersburg berichtet. Die Zeit des Bestehens und der Tätigkeit des Marinestabes war nach Koltschaks Worten zugleich eine Periode des Studiums der allgemeinen politischen Lage und über diese hat sich der Admiral folgendermaßen geäußert:

„Bereits im Jahre 1907 gelangten wir zu dem ganz bestimmten Schluß, daß ein großer europäischer Krieg unvermeidlich sei. Nach einem langen und eingehenden Studium der historischen, militärischen und politischen Seiten dieser Frage entschieden sowohl der Marinestab wie auch der Generalstab dahin, daß Rußland auf der Seite der Gegner Deutschlands stehen würde. Ich will nur betonen, daß der Krieg völlig vorhergesehen, völlig vorbereitet war. Er war keineswegs unerwartet, und selbst bei der Bestimmung des Termins seines Ausbruches hatte man sich nur um ein halbes Jahr geirrt."

Aus hinterlassenen Papieren Iswolskys lassen sich für die Kriegsabsichten Rußlands (und damit logischerweise auch Frankreichs und Englands) weitere schwerbelastende Tatsachen aktenmäßig feststellen. Nimmt man die bekannten Ergebnisse des Suchomlinowprozesses hinzu, so ergibt sich eine nahezu lückenlose Beweiskette.

Die „hohe" Rheinlandkommission hat neuerdings im besetzten Gebiet die Erörterung der Schuldfrage überhaupt verboten. Sie weiß, warum! G.

*

Fridericus Rex

Über diesen Film ist ein häßlicher Streit entbrannt. Es hat auf der einen Seite Kundgebungen, auf der andern Schmähungen gegeben und wie stets, wenn die Politik in Dinge hineingezerrt wird, in die sie nicht gehört, ist das sachliche Urteil getrübt und verfälscht worden.

Zunächst: die Leute, die durch den Film wieder einmal die Republik gefährdet sehen, sollten sich doch gesagt sein lassen, daß eine historische Gestalt wie die des Großen Friedrich von keiner der heutigen Parteien in Anspruch genommen werden kann, sie gehört dem deutschen Volke, ohne jeden Parteiunter-

schied. Traurig genug, daß wir in einer Zeit wie der gegenwärtigen uns zu dieser Erkenntnis, die bei anderen Nationen jedenfalls etwas Selbstverständliches ist, noch immer nicht durchgerungen haben. Von solchem Standpunkt aus gesehen, ist die Hetze gegen den Film ebenso unsinnig, als wenn man Rauchs Reiterstatue des Alten Fritz von den Linden entfernen wollte, weil vor ihr nationale Kundgebungen stattgefunden haben.

Dem Hersteller, der nebenbei bemerkt ein Ausländer, ein Ungar, ist, haben sicher schon aus rein geschäftlichen Gründen — der Film war in erster Linie für den Auslandsverkauf bestimmt — monarchistische Tendenzen fern gelegen. Diese Ansicht, deren Begründung jedem einleuchten muß, äußert ein Fachblatt. Wenn aber der Verfasser wirklich einen monarchistischen Tendenzfilm liefern wollte, dann hat er, wie uns scheint, arg daneben gehauen. Denn die Art, wie (und zwar zum großen Teil in schärfstem Widerspruch zur Geschichte!) die beiden handelnden Personen, Friedrich Wilhelm I. und sein Sohn, im Film dargestellt werden, enthält wenig von dem, was einen aufrichtigen Monarchisten erfreuen und erheben könnte. Und merkwürdig! Bei dem ganzen Lärm um den „Fridericus Rex" ist weder rechts noch links dieser Kernpunkt der Angelegenheit erfaßt und begriffen worden. Der jugendliche Fritz bleibt während des ganzen Konflikts ein Waschlappen, der vor seinem Vater zittert. Und nun erst dieser! „Wäre ich Monarchist," schreibt einer, der sich den Film angesehen hat, im „Leipziger Tageblatt", „ich würde mich verwahren gegen die Schmähung des Königs Friedrich Wilhelm I. durch den Filmdichter. Der wollte den Gegensatz des Vaters zum Sohn herausarbeiten, scharrte Oberflächliches zusammen, Kinowirksames, und stellte ein wildes Tier auf die Bühne, aber nicht den zwar starrköpfigen Autokraten und hartherzigen Vater, der ein bedürfnisloser Mann und ein unermüdlicher Arbeiter im Dienste des Staates war. Dieser geschmähte König hat die verrotteten Zustände in seinem Staate beseitigt, hat die innere Verwaltung glänzend aufgebaut, das Justizwesen reformiert, hat Handel und Gewerbe gefördert und zur Blüte gebracht, hat das Land kultiviert und durch seine Bauernpolitik die Junker schwer gekränkt. Er war der Schöpfer jenes preußischen Geistes der Sparsamkeit, Pünktlichkeit, Ordnungsliebe, um dessen Splitter wir heute ringen. Daß er in der Außenpolitik kurzsichtig und Autokrat war, das ist richtig, und richtig ist auch, daß er die preußische Armee geschaffen hat. Aber, wäre ein Scheidemann vor zweihundert Jahren Pazifist und Sozialist gewesen? Der Geist, den der König seinem Offizierkorps einflößte, war der Geist der Pflichterfüllung und Disziplin. Treibt Geschichte, dann werdet ihr den Mann nicht bloß als Gamaschenknopf ansehen! Ohne diesen Vater wäre Friedrich niemals der Philosoph, Staatsmann und Feldherr geworden, als den wenigstens diesen Hohenzollern auch die vernünftigen Sozialisten heute gelten lassen."

Der Film, technisch vorzüglich, bedeutet, was den geistigen Gehalt angeht, eine Belanglosigkeit. Er hätte im nationalen Sinn fördernd wirken können, wenn in ihm der Fridericus symbolisch als die große Persönlichkeit herausgearbeitet worden wäre, nach der das geheime Sehnen des ganzen Volkes geht.

S.

*

Humor und Wohnungsnot

sind zwei Dinge, die sich nicht gut miteinander vertragen. Aber ein Mitarbeiter der „Deutschen Allgem. Ztg." (Georg Strelisker) hatte schon im Herbst gute Laune genug, die folgende ulkige Plauderei zu veröffentlichen. Und wie ist die Wohnungsnot inzwischen gewachsen!

„Ich bin seit drei Jahren jungverheiratet, mit einem Dringlichkeitsschein, aber ohne Wohnung. Die Mitgift meiner Frau habe ich in Vorschüssen bei sämtlichen 123 Wohnungsvermittlungsbureaus und Agenturen Berlins aufgebraucht, ohne bisher auch nur ein Kellerzimmer nachgewiesen zu bekommen. Wir benötigen aber unbedingt mehrere Räume, da sich in der Zwischenzeit Kindersegen einstellte. Auf meine verzweifelten Vorhaltungen beim städtischen Wohnungsnachweis erhielt ich einen

—zweiten Dringlichkeitsschein. Ich möchte hinzufügen, daß ich geistiger Arbeiter und in bezug auf Bestechungsversuche ein notorischer Feigling bin. In den drei Jahren schrieb ich mir durch das „Bezugnehmen" auf Annoncen, laut denen Wohnungen mit oder ohne Möbel abzugeben wären, zwei Finger der rechten Hand und mein bis dahin erträgliches Deutsch ab. Da niemals Antworten kamen, begab ich mich sofort nach Erscheinen der Morgenblätter frühmorgens persönlich auf die Quartiersuche — leider vergeblich. Ich habe mir dabei nur nachweislich sechs Millimeter meiner Fußsohle abgelaufen.

Vor einigen Wochen erfuhr ich durch Zufall, daß die Groß-Berliner Straßenbahndirektion einen Wagen auszurangieren gedachte. Einer glücklichen Eingebung meiner Frau folgend, begab ich mich sofort nach der Direktion am Leipziger Platz, zeigte meine beiden Dringlichkeitsscheine, ein polizeiärztliches Attest, mein Leumunds- und Impfzeugnis und andere Dokumente vor und bat ergebenst um käufliche Überlassung des Straßenbahnwagens zu — Wohnungszwecken. Nachdem man meine Papiere einige Tage gründlich geprüft hatte, wurde ich aufgefordert, ein schriftliches Gesuch einzureichen und dieses mit den beiden Dringlichkeitsscheinen, einem Monatsabonnement für die Groß-Berliner Straßenbahn und mit dem Zeugnis über die abgelegte Motorführerprüfung zu belegen. Daraufhin besuchte ich einen Schnellkursus für Motorführer, überfuhr einen Hund und einen liegengelassenen Regenschirm und mußte 200 Mark Polizeistrafe erlegen. Nun erst, mit sämtlichen erforderlichen Ausweisen und Kenntnissen versehen, gab ich mein Gesuch ab.

Eine Woche später erhielt ich die Mitteilung, daß ich gegen Bezahlung von 16 800 Mark den ausrangierten Straßenbahnwagen Nr. 983 vom Tegeler Betriebsbahnhof beziehen dürfe. Als Standort wurde mir ein nicht mehr befahrenes Nebengeleise in einer Straße des Ostens zugewiesen.

Seit vierzehn Tagen habe ich also eine Wohnung, die, wie jeder weiß, hinten und vorn mit Klingelzug versehen ist. Auf der vorderen Plattform haben wir uns die Küche eingerichtet. Sie ist zwar etwas klein, genügt aber unseren Bedürfnissen, zumal wir rauchlos, nämlich mit elektrischem Strom, den wir gratis und franko von der Oberleitung beziehen, zu heizen pflegen. Auch die Benützung des Lichtes verursacht uns keine weiteren Ausgaben. Das Wageninnere teilten wir in zwei Zimmer, die mit ausgesucht schmalen Möbelstücken ausstaffiert wurden, das eine ist der „Salon", das andere die Kinderstube. Auf der hinteren Plattform haben wir uns eine ganz entzückende Diele eingerichtet, mit Levkoien garniert, wo wir abends Kaffee zu trinken pflegen. Wenn ich Hunger habe, läute ich meiner Frau in die Küche, indem ich die zurückgebliebene Signalleine des Schaffners ziehe, und meine Gattin antwortet auf die gleiche Weise, wenn der Kaffee fertig ist und ich den Tisch decken soll. Ich kann nur sagen, daß wir ein sehr gemütliches Heim besitzen und recht zufrieden sind.

Letzten Sonntag bekam aber meine Frau Lust, einen Ausflug zu machen. Ich schaltete also den Motor ein und fuhr mit meiner Wohnung auf dem üblichen Geleise nach dem Grunewald. Wir verbrachten dort einen sehr schönen Nachmittag und luden einige Bekannte, die wir zufällig getroffen hatten, zur Vesper ein. Sie alle zeigten sich äußerst entzückt über meine neue elektrische Wohnung und beneideten mich aufrichtig. Leider schrieb mir am nächsten Tage die Direktion der Straßenbahn, daß ich nicht befugt sei, mit meiner Wohnung spazieren zu fahren, ja gar Ausflüge zu machen, sondern stabil auf dem mir im Osten Berlins zugewiesenen Nebengeleise sitzen zu bleiben habe. Widrigenfalls würde man mir den aus Schlamperei im Wagen belassenen Motor unnachsichtlich fortnehmen. Dessenungeachtet fahre ich aber jetzt täglich mit meiner Wohnung ins Bureau und lasse sie dann von meiner Frau wieder zurückführen. die dabei in aller Ruhe gleichzeitig das Mittagessen herrichten kann."...

Streliskers Ulk hat düstre Hintergründe. Wir lesen übrigens, daß sich eine Münchner Künstlergesellschaft (zwei Schriftsteller, drei Maler) einen Wohnwagen bauen läßt, mit dem sie diesen Sommer durch die Lande zieht. Erinnern wir uns nicht aus unserer Jugend der

Zigeunerwagen mit ihren freundlichen Fenstern? Werden wir nicht bald Wagen zu Wohnungen einrichten müssen?

*

Die Pflege einer guten Handschrift

Wie oft können wir eine Namensunterschrift nicht lesen, weil sie undeutlich und flüchtig ist, während sie doch gerade ein charakteristischer Ausdruck der Persönlichkeit eines Menschen sein sollte. Und in der Schule hört man auch nur zu oft die Klage des Lehrers über schlechte Schrift des einen oder anderen Schülers. Wird der Arzt befragt, so gibt er gewöhnlich zur Antwort, es handle sich nur um eine nervöse Erscheinung. Das kann jedoch nicht durchweg der Fall sein, denn unser gesamtes Schreibwesen liegt gegenwärtig sehr im argen. Blättert man alte, oft mit erstaunlichem Fleiß und künstlerischer Freude verfertigte Handschriften durch, so muß man gestehen, daß es mit unserer Schrift bergab gegangen ist. Die Schuld daran trägt hauptsächlich die falsche Lehrweise der Schule, wenn auch die Druckerkunst die Bedeutung des Schreibens gegen früher hat zurücktreten lassen.

Der Münchener Stadtschulrat Professor Kerschensteiner lernte auf einer Studienreise in Amerika eine Lehrweise kennen, welche das Schulkind zunächst die lateinische Monumentalschrift schreiben läßt und von ihr zur lateinischen Kursive durch selbständige Herstellung der Rundungen und Verbindungsstriche übergeht. Diese Art, von sehr einfachen, gradlinigen Buchstaben zur schwereren, ausgeprägten Handschrift fortzuschreiten, erzielt weit bessere Erfolge als der bei uns übliche Schreibunterricht, welcher umgekehrt den Weg von der schwierigen deutschen Schrift zur schlichteren lateinischen einschlägt.

Ein weiterer Fortschritt war es, daß Professor Kuhlmann mit Hilfe langjähriger Versuche und Erfahrungen die selbsttätige Ableitung der deutschen aus der lateinischen Schrift durch die Schulkinder vornehmen ließ. Es ist erstaunlich, wie ausgeprägt bereits die Schrift Acht- und Neunjähriger ist, die nach Prof. Kuhlmanns Lehrweise schreiben gelernt haben. Die Schule muß heute allem Beachtung schenken, was zur Stärkung unseres Deutschbewußtseins beitragen kann, und dazu gehört auch die Pflege einer guten Handschrift.

Als Zusammenfassung früherer Arbeiten Kuhlmanns über das Schreiben ist kürzlich in Kellerers Verlag in München die zweite Auflage des Werkes „Schreiben in neuem Geiste“ erschienen, vermehrt um reichliches Anschauungsmaterial und ausführliche Besprechung des Schreibgerätes.

In diesem Buche wird das Schreiben nicht wie bisher von technischen, sondern von Gesichtspunkten der Erziehung aus behandelt. So wird zunächst ein geschichtlicher Überblick über die Entwicklung der Schreibkunst gegeben, welcher die Zugrundelegung der lateinischen Monumental- und Kursivschrift für das Erlernen der deutschen Schrift als den gegebenen Weg rechtfertigt. Der Darlegung seiner Lehrweise läßt Professor Kuhlmann einen Abschnitt über das Schreiben als Kunst folgen, wie sie von unsern alten Meistern gepflegt wurde. Eine weitere Entwicklung und künstlerische Ausgestaltung unserer Schrift ist auch heute möglich, wie die beigefügten Proben aufs beste zeigen. Ist das genannte Buch hauptsächlich für Lehrer geschrieben, so dient das kleine, gleichzeitig in demselben Verlage erschienene Heft „Der Weg zur schönen Handschrift“ mit seinen drei Unterrichtsbriefen und seinen vielen Schriftproben der Belehrung für jedermann.

Nun bliebe noch die Frage nach dem Wert der deutschen Schrift zu besprechen. Trotz ihrer Abteilung aus der lateinischen dürfen wir sie durchaus als deutsch bezeichnen, nachdem die „gotischen“ Buchstaben in Frankreich und England im 17. Jahrhundert durch die lateinischen verdrängt worden sind und ihr Gebrauch sich heute fast nur auf Deutschland beschränkt. Professor Kerschensteiner trat seinerzeit als Abgeordneter aus Nützlichkeitsgründen für die Lateinschrift ein. Für wissenschaftliche Werke mag das berechtigt sein. Im großen und ganzen aber liegt kein Grund vor,

die deutsche Schrift zu vernachlässigen oder aufzugeben. Die Romanen betrachten ihre lateinische, die Russen ihre russische Schrift als ein nationales Gut, und die Serben haben sich nicht zur Preisgabe ihrer zyrillischen Schrift aus Nützlichkeitsgründen verstanden, obwohl Kroaten und Slowenen, mit denen sie jetzt das Südslawenreich bilden, lateinisch schreiben. Bismarck, der Gründer unseres Reiches, schrieb, wie im Bismarckheft der „Süddeutschen Monatshefte" berichtet wird, stets nur deutsch und hatte eine starke Abneigung gegen lateinisch gedruckte Bücher. Er mag uns auch hierin ein Vorbild nationalen Stolzes sein. Es sei an dieser Stelle noch darauf hingewiesen, daß ein „Bund für deutsche Schrift" besteht, dessen Geschäftsstelle sich in Berlin-Steglitz, Belfortstraße 13, befindet.

Adolf Dresler

*

Vom inneren Sonntag

Es ist etwas Wunderbares um das Heimglück. Diese zerfahrene Zeit raubt dem Menschen der Innerlichkeit so gut wie alles; und so suchen sich denn diese Ernsten, die vom Herzen aus leben, einen Hort gesammelter Kraft und stillbeglückter Besinnlichkeit, wie solches eben nur im echten deutschen Heim zu finden ist. Das ist die letzte Zufluchtsstätte vor all den wirren und zermürbenden Eindrücken der Außenwelt. Wie feierlich und geklärt wird's einem zu Sinn, wenn fromme Kirchenglocken die Weihe des Sonntags einläuten, wenn sonntäglicher Sonnenglanz das Heim durchleuchtet, wenn sich selbst auf leiddurchfurchten Gesichtern ein Schimmer von Sonntagsfriede widerspiegelt! O du deutscher Sonntag, du Abglanz aus der Ewigkeit, wie muß ich dich lieben, wie dir danken! Die Leuchtkraft segenspendender Innerlichkeit möge aus der Sonne des echten Heims und der echten Herzenskraft wieder in das äußerliche Treiben unseres Volkes strahlen!

Mit dem „Sonntag" soll aber nicht nur der Tag gemeint sein, sondern (ich halte mich im folgenden an Worte Lienhards) „überhaupt die Innerlichkeit, die Geistsonne, die Schöpferkraft des glutvoll gesammelten Herzens".

Wir werden erst wieder gesunden, wenn der Sonntag nicht mehr entweiht wird durch gierig genießenden Sinnentaumel und haltloses Vergnügungsfieber. Können wir überhaupt noch edel feiern? Durchglutet unsre Herzen dieselbe Empfindung von Welt und Ewigkeit? Sonntag muß in allen Ständen und Schichten erst wieder den Sinn erhalten, wie ihn Lienhard in den „Helden" (Tauler und der Einsiedler) ausspricht: „Trachte, daß dein Alltag genau so sei wie dein Sonntag: dämpfe den Glockenschall des Sonntags, mache straffer den Alltag! Siehe, so nähern sich beide, so begegnen sie einander und fließen herrlich zusammen."

Welche starke und fürs ganze Leben bedeutsame Erinnerung gewann der eben genannte Dichter aus den Sonntagen seiner elsässischen Heimat! Wir lesen darüber in seinen „Jugendjahren": „An Sonntagen wurde häufig mit den Eltern durch den Menchhöfer Bann und Ingweiler Wald nach Rothbach gewandert zu den Nachmittags-Gottesdiensten des Pfarrers Huser. Der Knabe ging nicht immer gern mit; er war im Pfarrhause und unter all den Menschen beengt. Aber die Wanderungen sind mir doch von bleibender Bedeutung geworden. Sommerkorn, Lerchengesang, das schwere Glockengeläut von Ingweiler, die hellen Glöckchen von Rothbach, die Choräle — das alles stimmte den Knaben auf jenen Hügeln festlich. Duft und Kraft jener Sonntage habe ich im Herzen behalten. Ja, sie blieben mein heimlich Geleit durch mein ganzes Leben."

Durch die Gedichte „Die Sonntage von einst" und „Sonntagmorgen auf Odilienberg" klingt der Dank an dieses Jugendglück, und so gelten dem Dichter auch noch heute die in frühen Jugendtagen geschriebenen Worte: „Mir ist der Sonntag, wie einst auf dem Dorfe, auch heut noch ein erhabener oder trauter Tag des seelischen Ausruhens; ein Tag feiertäglicher Höhe, von der aus man sinnend und summierend zurückschaut in die verrauschten Werktage und sinnend und plänereifend ausschaut ins Flachland der kommenden Woche."

Wir wünschen, daß diese Erkenntnis Lienhards gerade in unserer berufsmüden und nervenverzehrenden Zeit die Herzen beschwingen möge zu neuem Vertrauen und zu einem edleren Rhythmus. Wir müssen wieder den festen Pol des Sonntags erkennen und ehren. „Kann denn etwa der äußere Berufsbetrieb mit seiner vielen Verdrießlichkeit und Kleinlichkeit das Ideal einer höher gestimmten Natur sein? Weder damals, noch heute, noch zu irgendeiner anderen Zeit. Eine geist- und gemütsstarke Natur kann sich nur in der freien und weiten Sphäre der Ideen und der Empfindung wahrhaft zu Hause fühlen. Aber das hier Gewonnene gestaltet sie dann auch in ihrem Beruf aus. Das Problem hohen Menschentums und hoher Bildung besteht demnach darin, diesen inneren Sonntag mit dem äußeren Werktag in Einklang zu bringen." Dr. Paul Bülow

*

Ein Anwurf

mit ernstem Hintergrunde kommt mir zufällig in einem Zeitungsausschnitt zu Gesicht. Der einst in Straßburg, jetzt in Frankfurt dozierende a. o. Prof. Dr. Hans Naumann wirft in einer Schrift einen Rückblick auf die elsässische Frage. Darin versetzt dieser Alt-Deutsche mir, dem Alt-Elsässer, folgende Gehässigkeit:

„Was einem Friedrich Lienhard oder noch kleineren Geistern in seinem Gefolge natürlich nicht gelingen konnte, aus Mangel an Weltbildung oder Einfluß oder Mangel an persönlicher wie geistiger Kultur, äußerer wie innerer Urbanität, das konnte dem feinen, auch französischen Geist völlig beherrschenden Weltkind aufgeschlossenen Sinns und wirklicher höchster persönlicher wie geistiger Kultur sehr wohl gelingen" (Stadler ist gemeint). „Schien — damals — wenigstens nicht unmöglich. Heute freilich sehen wir aus den Enthüllungen über Buchers Hinterlassenschaft ja leicht, daß es ein völlig vergebliches Unterfangen war" — —

Ich danke Herrn Dr. Naumann für diesen Beweis seiner eigenen „persönlichen wie geistigen Kultur". Die Leser des Türmers entsinnen sich, daß ich im vorigen Jahre (März 1921) über den „Ausklang deutscher Politik" im Elsaß ausführlich in diesen Blättern aus eigener Erfahrung berichtet habe. Was ich damals nur andeutete, aus einer Art von nationalem Takt, nämlich die Rolle altdeutscher Literaten und Dozenten im unterminierten Elsaß vor dem Weltkrieg — das wird einmal unzweideutig beleuchtet werden müssen.

Ich las inzwischen Naumanns Schrift. Sie enthält noch viel bösartigere Ausfälle. Wir werden antworten.

Die ganze Wucht des Schmerzes um die verlorene Heimat mußten wir ertragen und verarbeiten. Dann aber noch von einem altdeutschen Volksgenossen beschimpft oder öffentlich mißachtet zu werden: das ist des Unwürdigen zu viel. F. L.

An die Türmer-Bezieher!

Bei dem zuletzt vorgenommenen Preisaufschlag des Türmers hoffte der Verlag, es werde ihm nun für längere Zeit erspart bleiben, in dieser ihm peinlichen Angelegenheit erneut an die Bezieher herantreten zu müssen. Wer aber kann gegenüber den herrschenden wirtschaftlichen Zuständen heute eine Berechnung machen, die morgen noch stimmt? So ist denn eine Erhöhung auf 50 Mark für das Vierteljahr vom Juliheft an zu einer bedauerlichen Notwendigkeit geworden. Der Türmer-Verlag

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Schriftleitung des „Türmers": Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Berliner Vertreter, zugleich verantwortlich für politischen und wirtschaftlichen Teil einschließlich „Türmers Tagebuch": Konstantin Schmelzer, Friedenau-Berlin, Bornstr. 6.
Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten" mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart wird. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet.
Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Einsames Dörfchen F. Staeger



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard

Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

24. Jahrg. Juli 1922 Heft 10

Steuerfrei schlemmende Herren und ihre sterbenden Knechte

Brief eines Juristen

Sie gestatteten mir kürzlich, hochverehrtester Herr, daß ich Ihnen meine Bedenken gegen ein Schlemmerstrafgesetz darlegte mit Rücksicht auf die gesetzestechnische und praktische Ausführbarkeit und wegen der zu erwartenden bedenklichen Begleiterscheinungen. Ich muß aber auch die Wirksamkeit und die Gerechtigkeit eines solchen Gesetzes verneinen. Die anstößige Gesinnung des Schlemmers offenbart sich nicht bloß im Schlemmen engeren Sinnes, sondern auch in Verschwendung aller andrer Art: in der *grundsätzlichen* Abkehr von Sparsamkeit — und sie ist der *Zeitgeist schlechthin*. Wir müssen entweder alle oder keinen strafen. Alle aber dürfen sich — soweit das eben überhaupt entschuldigt — darauf berufen, daß dieser Zeitgeist mit Notwendigkeit aus den heutigen Zuständen im Staatsleben folgt, die dazu geführt haben, daß mangels behaglichen Auskommens für alle nicht die allgemeine, freiwillige Einschränkung, sondern *das Leben vom Fremden Trumpf* ist.

Da ist zunächst die uneingeschränkte Papiergeldfabrikation, die Teuerung auf Teuerung türmt. Das Reich teilt von diesen Schätzen aber nur seinen Lieblingskindern zu, d. h. denen, die Arbeitseinkommen verdienen können oder Waren zu verkaufen haben. Diese bekommen bei jeder Teuerungswelle zugelegt, daß sie leben

können wie bisher und höchstens über das größere Format der erforderlichen Brieftasche zu klagen haben. Den andern aber, den Alten, Kranken, Witwen, Waisen und enthaltsamen Sparern, die doch schließlich das geschaffen haben, wovon man jetzt noch lebt, ist die Schlinge um den Hals gelegt. Für sich selbst und seine Lieblinge berechnet das Reich das 25—50fache der ehemaligen Goldeinkünfte. Hat aber ein Sparer früher Gold verborgt, so wird ihm — wie gewissenhaft! — bei der Rückzahlung genau derselbe Nennbetrag in Papier zugebilligt. Gold geben und wertloses Papier dafür zurückbekommen, das bedarf keines Kommentars. Wilhelm Roscher vergleicht diese Zustände „mit den unpersönlichen Massenverbrechen, wo mancher, der vor einem Taschendiebstahle oder Raubmorde zurückschaudern würde, mit kaltem Blute durch eine schwindelhafte Gründung Tausende bestiehlt oder um einer dolosen Versicherung willen eine ganze Schiffsmannschaft ums Leben bringt". Und Adolf Wagner sagt: „Der Zwangskurs des Papiergeldes ist eine viel mächtigere und doch viel einfachere Schraube zur Erpressung, als die größte Besteuerung und Zwangsanleihe und die umfassendste Gewalt, welche eine Regierung zur Durchführung dieser beiden Maßregeln besitzen kann." Aber die Pressung durch die Steuergesetzgebung würde bei uns heute auch allein ausreichen zur Erdrosselung eben derselben Mitbürger, denen man den Segen der Notenpresse planmäßig vorenthält. Diejenigen Steuerpflichtigen, deren Einkommen 50 000 Mark nicht übersteigt, haben den in dieser Summe enthaltenen Arbeitslohn oder Gehalt in der Weise zu versteuern, daß ihnen der Arbeitgeber 10 % davon einbehält. Das ist bekannt. So gut wie unbekannt ist aber, daß diese Arbeitnehmer („Arbeitnehmer" und „Arbeitslöhner" wird immer im weitesten Sinne verstanden, umfaßt also die Empfänger von Lohn wie von Gehalt) infolgedessen überhaupt keine Einkommensteuer zu zahlen haben. Sparen kann einer bekanntlich nur von dem, über das er verfügen kann. Geschieht es für eigne oder noch unbestimmte Zwecke, so heißt es eben „zurücklegen" oder „sparen". Geschieht es zu altruistischem Zwecke, so heißt es „steuern" oder „opfern". Wenn die Eltern bei jeder angemessenen Taschengeldzahlung den neunten Teil dieses Betrags außerdem in eine besondere Sparbüchse legen, ohne dem Kinde diese Entschließung und die Verfügung über den Betrag zu überlassen, so ist es Selbstbetrug und Betrug, zu sagen, daß das Kind spare. Zum Sparen, Steuern, Opfern gehört unbedingt die Möglichkeit, den Betrag anders zu verwenden, mag dies auch nur aus kluger Rücksicht auf die späteren Folgen unterbleiben. So war es von jeher bei allen Steuerzahlern, und so ist es auch heute noch beim Einkommen aus Grundbesitz, Gewerbe und Kapital: ein wunsch- oder standesgemäßes Auskommen wird hier nicht garantiert, sondern diese Steuerzahler müssen, um ihrer Steuerpflicht genügen zu können, beizeiten freiwillig auf eine, im Verhältnis zu ihren tatsächlichen Einnahmen, niedrigere Stufe der Lebenshaltung treten, soll nicht der Vollstreckungsbeamte am Horizont auftauchen. Die heutigen Arbeitnehmer aber brauchen weder das erste zu tun noch das zweite zu fürchten. Denn so oft für sie die Tarifschraube angezogen oder die Gesetzgebungsklinke bewegt wird, geht die Meinung, eben wegen der erwähnten Einhaltung von 10 %, doch dahin, daß das, was sie in die Hand bekommen, zum Leben, wie sie es verstehen, „auskömmlich" sein muß, ohne daß davon noch etwas für Leistungen an den Staat

abgeht. Sie sind also steuerfrei gestellt, und ein angemessenes Auskommen ist ihnen garantiert. Das, was vermöge einer durchsichtigen Fiktion als Steuer des Arbeitnehmers gilt, das hat bekanntlich der Arbeitgeber zu zahlen. Er verlegt es durchaus nicht nur für den Arbeitnehmer, denn er kann es von ihm nicht zurückfordern. Er kann nur versuchen, es dadurch wieder einzubringen, daß er es wie Geschäftsspesen auf den Preis seiner Erzeugnisse schlägt, sonst bleibt es endgültig auf ihm sitzen, wie z. B. ausnahmslos die Steuern der Hausangestellten. Es ist wohl nur ein Witz, daß es in früheren Jahrhunderten hier oder da bei der Prinzenerziehung Prügeljungen gegeben habe; für seine Hausangestellten ist der Dienstherr heute ganz allgemein als Steuer-Prügeljunge gesetzlich bestellt; man meint den Esel und schlägt den Sack. Soweit dem Arbeitgeber aber die Abwälzung gelingt, ist die direkte Einkommensteuer der Arbeitnehmer durch eine indirekte Umsatzsteuer ersetzt, die natürlich nicht mit derjenigen Umsatzsteuer zu verwechseln ist, welche wirklich diesen Namen führt, sondern neben ihr besteht. Man läßt sie aber weiterhin unter der falschen Flagge als „Einkommensteuer" segeln, so daß die Arbeitnehmer mit bis 50 000 Mark Einkommen sich in der wahrheitswidrigen Vorstellung gefallen können, wirklich Steuern zu zahlen. Aber selbst in der Einbildung sollte das nicht möglich sein. Ihre Steuerlast ist ein für allemal, gesetzlich und zwangsweise, so gründlich auf den Arbeitgeber überwälzt, daß der Arbeitnehmer überhaupt nur noch dann haftet, wenn er seine Pflicht als Steuerkontrolleur des Arbeitgebers vernachlässigt (§ 52, Abs. 2 des Eink.-St.-G. in der Fassung vom 11. 7. 21, R.-G.-Bl. S. 848.) In diesem Falle würde aber auch ein wirklicher, beamteter Steuerkontrolleur, als solcher, haften.

An der zitierten Gesetzesstelle ist die Steuerentbürdung mit so klaren, nackten Worten ausgesprochen, daß man sich auf dem Wege bis dahin alle gewagten Umwege hätte ersparen können. Jede Zahl läßt sich sellbstverständlich betrachten als Teil einer beliebigen anderen, höheren Zahl. Das kommt aber nur in der mathematischen Analyse vor, wenn es sich darum handelt, Hypothesen auf ihre Berechtigung zu prüfen; in Anwendung auf feststehende Lebenstatsachen wäre es verstiegenste Willkür. Mit Recht betrachtet der Arbeitnehmer von jeher als Lohn (abgesehen von etwaigen Naturalbezügen) nur dasjenige, was ihm bar zu zahlen ist; das ist sein ganzer Lohn und mit ihm rechnet er. Ist er sich nun z. B. darüber ins reine gekommen, daß er jeden Arbeitstag 90 Mark verdienen muß, um seine Lebensbedürfnisse zu befriedigen, und will er sich auch dabei bescheiden, so sieht er sich durch das Gesetz in die Notwendigkeit versetzt, 100 Mark Tagelohn zu fordern, sonst bekommt er die 90 Mark nicht in die Hände. Er wird sich natürlich nicht sperren, sondern zieht die Tarifschraube noch um ein Neuntel weiter an, als er eigentlich wollte, das kostet ja nicht nur nichts, sondern bringt ihm außerdem Steuerfreiheit für seine 90 Mark ein, die er nun auch tatsächlich voll in die Hände erhält. Der Satz, daß alle wirklichen Arbeitslöhne nur neun Zehntel von sich selbst oder von einem maßgebenden transzendenten Arbeitslohn, sozusagen von ihren Urbildern, seien, bedarf wohl nicht der Widerlegung. Infolgedessen darf man die Sache auch nicht so betrachten und behandeln. Denn die vom Leben erzeugten wirtschaftlichen Tatsachen sind gegebene Größen und als solche zu achten. Der Sinn der Sinn-

losigkeit liegt aber in ihrem Effekt, nämlich darin, daß durch den Irrweg ins Land der Metaphysik und durch das scheinbar zufällige Ineinandergreifen von Steuer- und Lohngesetzgebung die Einkommensteuerfreiheit der Arbeitnehmer bis 50 000 Mark zu einer vollwirksamen Tatsache wird, die aber trotzdem wenig beachtet wird, weil die ohne jede innere Berechtigung geschehene Verquickung von Lohn- und Steuergesetzgebung etwas ganz Neues ist, dessen Vorhandensein niemand vermutet noch vermuten kann.

Der sogenannte „Steuerabzug" durch den Arbeitgeber könnte allerhöchstens dann als Steuerentrichtung durch den Arbeitnehmer gelten, wenn sich der Arbeitslohn, wie früher, durch Angebot und Nachfrage und im Wege freier Vereinbarung bildete. So aber holt die Tarifschraube jeden Steuerabzug spielend wieder ein, ja der Steuerabzug ist ein ständiger Ansporn, die Tarifschraube weiterzudrehen. Für gewöhnliche Sterbliche ist mit dem Steuerzahlen ein schmerzliches Subtraktionsexempel verbunden, das nicht bloß auf dem Papier, sondern auch am eignen Leibe und dem der Familie mit eiserner Selbstüberwindung zu vollziehen ist. Der Arbeitnehmer von heute ist dem enthoben.

Die errichtete Einkommensteuer-Kulisse für Arbeitnehmer, die es ihnen ermöglicht, unbekümmert um die Errungenschaften der Revolution, ohne zu leiden, weiterzuklagen, daß der blutsaugerische Kapitalismus alle Lasten allein den Arbeitnehmern aufbürdet, ist nun aber eine außerordentlich kostspielige Sache, natürlich nicht für die Arbeitnehmer, sondern für die andern, die den Staatsbedarf wirklich aufbringen müssen. Hätte man die Steuer bei ihrem wahren Namen genannt, so würde sie kostenlos eingehoben werden, nämlich einfach durch entsprechende Erhöhung des Satzes der eigentlichen Umsatzsteuer, die diesen Namen trägt. So aber! Die Aus- und Durchführungsbestimmungen über den „Steuerabzug vom Arbeitseinkommen" übertreffen diejenigen über das Einkommensteuergesetz als Ganzes an Umfang beträchtlich. Diese Tatsache genügt wohl, um den ungeheuren Aufwand von Geld und Bureaukratenarbeit zu ermessen, der hier verpulvert wird mit keinem andren Erfolg, als daß einerseits unberechtigte Empfindlichkeit gegen die Wahrheit geschont, andrerseits ein Heer entbehrlicher Beamten besoldet wird.

Überflüssig ist es wohl, dem Einwand vorzubeugen, der Arbeitnehmer zahle die Einkommensteuer nun indirekt dadurch, daß er Waren kaufe, die durch den „Steuerabzug", richtiger durch die neue Umsatzsteuer, verteuert sind. Wie gezeigt, brauchen die Waren gar nicht verteuert zu sein, denn die Umsatzsteuer kann auf dem Arbeitgeber wie auf dem Zwischenhandel sitzen bleiben. Zweitens kaufen nicht allein die Arbeitnehmer Waren. Vor allen Dingen ist es aber ein Widersinn, von einer „indirekten Einkommensteuer" zu reden. Die Einkommensteuer ist eine direkte Steuer und lastet auf der konkreten Person, Umsatzsteuern sind indirekt und werden von der Gesamtheit der Konsumenten, richtiger von der Gesamtheit derjenigen Konsumenten getragen, die ohne gesetzlichen Zwang die Last freiwillig auf sich nehmen, dadurch daß sie die verteuerten Waren kaufen. Auch die andern Stände würden nichts dagegen haben, wenn ihre Einkommensteuer in dieser Weise auf die Allgemeinheit abgeladen würde, und niemand würde bestreiten, daß es für ihn eine wirkliche Befreiung wäre; ihre Ausdehnung auf alle Staatsbürger wäre handgreiflich die

völlige Abschaffung der Einkommensteuer. Der Einwand würde schließlich aber selbst dann zunichte, wenn man ihn zunächst einmal gelten lassen könnte. Die Arbeitnehmer haben bekanntlich von jeher behauptet, daß sie von den indirekten Steuern so gut wie allein getroffen würden. Sieht man von dieser Übertreibung ab, so hatte die Klage früher einen berechtigten Kern, soweit nämlich die indirekten Steuern auf unentbehrlichen Lebensmitteln lasteten, denn die Arbeitnehmerfamilien pflegen am kopfreichsten zu sein. Aber heute? Die Tarifschraube hat, wie oben gezeigt, die Wirkung, daß sich die Arbeitnehmer jeweilig die Löhne erzwingen, die sie nach ihrer Auffassung brauchen. Während der gewöhnliche Sterbliche Enthaltsamkeit üben muß, wenn die Waren zu teuer werden, billigt sich der Arbeitnehmer in diesem Falle erhöhte Einnahmen zu. Sie sind also erhaben über alle Teuerungspreise. Sind sie über die Preise erhaben, so sind sie natürlich auch über denjenigen Teil dieser Preise erhaben, der die auf den Waren lastenden indirekten Steuern, also Zölle, Verbrauchsabgaben und Umsatzsteuern, verkörpert. Endergebnis: Die Arbeitnehmer zahlen indirekte Steuern überhaupt nicht mehr, und Einkommensteuer nur von demjenigen Arbeitseinkommen, das 50 000 Mark übersteigt. Steuerfreiheit ist ein Souveränitätszeichen. Die Souveränität liegt nach der Verfassung beim ganzen Volk. Das ist Theorie; die Praxis ist, wie man sieht, anders. Die Steuerfreiheit der früheren Souveräne, der Landesfürsten, bezog sich nicht auf indirekte Steuern, nur auf die Einkommensteuer, allerdings ohne Höchstgrenze. Bei ihrer geringen Zahl war das im Verhältnis zum Volkseinkommen ohne Bedeutung. Wenn aber nunmehr der bei weitem kopfreichste und bestverdienende Stand so gut wie ganz steuerfrei und ein reiner Zehrstand geworden ist, so ist ja klar, wie das enden muß. — So steuern die Herren.

* * *

Anders steuern die Knechte. Vom Kapitaleinkommen gehen 10 % Kapitalertragsteuer vorweg ab, vom Rest sind 10 bis 60 % Einkommensteuer ans Reich abzuführen, zusammen also 19 bis 64 %, hierzu die Kircheneinkommensteuer und die Körperschaftssteuer. Vom Kapital nimmt das Notopfer 10 bis 65%. Vom Kapital nehmen außerdem die Besitzsteuer, die Kriegsabgabe vom Vermögenszuwachs, die enorm erhöhten Staats- und Gemeinde-Grund- und Gewerbesteuern, die Reichsabgabe zur Förderung des Wohnungsbaues, die neue Reichsvermögenssteuer, die neue Reichsvermögenszuwachssteuer, die Zwangsanleihe, die Zwangsbewirtschaftung der Wohnhäuser, die Grunderwerbs- und die Zuwachssteuer, die Kapitalverkehrs- und die Luxussteuern. Die Erbsteuer nimmt bis 90 %. Endlich die Gesamtheit der indirekten Abgaben! Das ist eine durch Umständlichkeit schamhaft verhüllte Vermögenskonfiskation, deren Durchführung zum Verschwinden der Kapitalertrags- und Einkommensteuer führen muß.

Das hätte die Besitzenden schon im Frieden vernichten müssen, zumal sie auch nicht, wie die Arbeitnehmer, durch die Reichsversicherungsgesetze gegen Krankheit, Invalidität und Altersnot geschützt sind. Wieviel mehr jetzt unter der aus ernste Ursachen wie verwerflichen Vorwänden immer weiter steigenden Teuerung! Die Unternehmer in Landwirtschaft und Gewerbe haben aus der Not eine Tugend gemacht und beteiligen sich selbst an dem Wettsteigern aller Preise, ihre eigene Not

auf ihre Leidensgenossen abwälzend, die Besitzer von Kapital und bebautem Grundbesitz. Diesen enthält die Obrigkeit, um das Maß voll zu machen, auch noch den Segen der Notenpresse vor, ihnen allein, obwohl gerade sie allein grundsätzlich von Haus aus das juristische Recht haben, für ihr angelegtes Gold, wenn nicht Gold, so wenigstens Papier in der Menge zu erhalten, die dem Goldwert entspricht. Allen andern, die kein verbrieftes Recht haben, vor allem den Arbeitnehmern, fliegen die neugedruckten Noten nur so zu, einzig auf Grund der Argumentation, daß sie sonst nicht bestehen können. Warum wirkt diese Argumentation nicht auch für die, die außer ihr auch noch das verbriefte Recht für sich haben? Hält man die Besitzenden für Wesen mit ganz andrer leiblicher Konstruktion? Wenn der Arbeitnehmer dort, wo er früher 100 Mark in Gold erhielt, mindestens 2—3000 Papiermark haben muß, kann der Besitzende an Stelle von 100 Goldmark nicht mit 100 Papiermark auskommen, die nur eine Kaufkraft von 1—2 Goldmark haben. Der Fachmann wehrt mit wichtiger Miene ab: Hilfe durch die Notenpresse für die Berechtigten würde die Papierinflation noch mehr verstärken. Das ist billige Weisheit. Es wäre die Aufgabe des Fachmannes, zu sagen, welche Schichten, welche Schätze durch die Hinopferung ungezählter unschuldiger und verdienter Mitbürger tatsächlich zu retten sind, und die Aufgabe jedermanns, zu erwägen, ob solche mordbesudelte Rettung wünschenswert ist. Man hat eben doch, leider, sonst durchaus keine Furcht vor der Papierinflation. Auf Kommando werden Löhne und Gehälter um unglaubliche Milliarden erhöht, auch wenn der Haushalt erst Tags vorher aufs allermühsamste balanciert wurde. Dem Arbeiter, dem Beamten und Angestellten, dem Schieber, der französischen Champagner, Liköre und Toiletten begehrt, dem Jüngling und der Jungfrau, die Tanzsaal, Kino und Zigaretten auch bei steigenden Preisen nicht missen wollen, kurz allen, die den egoistischen Steigerungstaumel fördern durch Beanspruchung oder Bewilligung höherer Preise, steht die Notenpresse zur Verfügung, nur denen nicht, die Interesse am allgemein-nützlichen Sinken der Preise nehmen, sich dem Ertrage des landesüblichen Zinsfußes bescheiden anpassen, nur auch gern, wie die andern, in Höhe der landesüblich gewordenen Papierwährung bezahlt werden möchten, damit sie leben können. Hier bleibt ein dunkler Punkt zu klären. Sollte Goethe recht haben, der sagt, bei Umwälzungen, auch wenn sie noch so sehr von Freiheit reden, sei es überhaupt „auf weiter nichts abgesehen, als daß Gewalt, Einfluß und Vermögen aus einer Hand in die andre gehen sollen"?

Wie immer dem sei, eines ist sicher: Wer die Tarifschraube will, der will hohe und fortgesetzt höhere Preise, denn die Tarifschraube ist eine Schraube ohne Ende, und die Warenpreise hängen von den Löhnen ab, die für die Herstellung der Waren zu zahlen waren; und wer diese fortgesetzt steigenden Preise will, der nötigt die Notenpresse zu immer neuen Anstrengungen, bringt namenloses Elend über die ruhigsten und bescheidensten seiner Mitbürger und erzwingt den Bankrott der Reichsfinanzen. Jeder Sparer kann sich jetzt ausrechnen, wann etwa die Schlinge wirkt, die er seit dem November 1918 am Hals trägt.

Sein Sklavenelend und der Herrenluxus sind aber nichts als selbstverständliche Kehrseiten ein und derselben Erscheinung, beide einander Ursache und Wirkung zugleich. Mit der Erwerbslosenbesoldung, und vollends mit der Tarifschraube, fing

folgerichtig auch das Schlemmen an. Der Arbeitnehmer hält seitdem nicht nur die Lebensführung in den fetten Jahren vor dem Kriege, den fettesten, die es wohl jemals, mindestens aber seit 4—500 Jahren gegeben hat, für die einzig „menschenwürdige", sondern er lebt viel besser als damals, wie jeder sieht, der offene Augen hat und die Lebensmittel- und sonstigen Einkäufe beobachtet. Mancher „Reiche" trug zu Weihnachten Bedenken, ein Stück Stolle zweiter Klasse, das Pfund zu 25 Mark, zu kaufen; man konnte aber daneben sehen, daß schlichte Arbeiterfrauen ein Viertelpfund Zitronat für 27 Mark als unerläßliche Zutat für ihr Festgebäck betrachteten. In der guten Jahreszeit sind die Anlagen frühmorgens wie besät mit Apfelsinen- und Eierschalen, Schokoladenpapier und Zigarettenresten. Das war im Frieden unbekannt und ist nach meinen Begriffen und meinen Mitteln geschlemmt. Aber an den Fleischtöpfen und Leckerbissen des schlemmenden Proletariats kleben die Tränen der Witwen, die Seufzer der Alten und Kranken, der Todesschweiß Sterbender. Wieviel besser ist Salz und Brot, reinen Herzens verzehrt! „Salz und Brot"? Wir Älteren wissen noch, daß das nicht bloß die erste Zeile eines jetzt wohl vergessenen Sprichwortes war, es erinnert uns an glückliche Zeiten gesammelter Kraft; den Heutigen dünkt es vielleicht ein schlechter Scherz. Was ist der Achtstundenarbeitstag andres als der Zwang, jeden Arbeitstag vier Stunden zu feiern und zu genießen? Der heute verdiente Arbeitslohn drängt sich förmlich selbst dazu, rasch wieder ausgegeben zu werden: bei den einen, weil sie meinen, die paradiesische Erfindung sei nun gemacht worden, daß ihnen die Mittel zum Leben in alle Zukunft täglich neu zufließen müssen in der gewünschten Höhe; bei den andern, weil ihnen eine dumpfe Ahnung sagt, daß diese papierenen Geldschätze, gespart, eines Tages nicht mehr das Streichholz wert sein werden.

Wer soll nun eigentlich sparen? Der alte Bürgerstand aller Stufen kann es nicht mehr, weil man ihm sogar das Nötigste zum Leben aus Hand und Tasche zwingt, die Arbeitslöhner aber und die Neu-Reichen (siehe unten) wollen es nicht, und es paßt wirklich nicht in ihr System, das den Abgrund, die Sintflut bedeutet.

An Deutschlands Bettelarmut ist trotz der Schlemmerei nicht zu zweifeln, denn man schlemmt vom Volkskapital, vom Fremden, vom Eigentum der „vingt millions de trop", die man in sklavischer Unterwürfigkeit schnell ausgesucht und zum Absterben bestimmt hat. Vergebliche Liebedienerei! Denn der Feind nimmt nun die Schlemmerei als Beweis für Deutschlands Reichtum! Auch die deutsche Revolution hat also ihre Guillotine, nur daß sie viel gewaltiger wirkt, als die in Frankreich und — ohne Richterspruch.

Als der ehemalige Reichsfinanzminister Erzberger, der geniale Konstrukteur dieser Guillotine, seine verwickelte Steuergesetzgebung durchgebracht hatte, da rief er zu deren Preis in der Nationalversammlung aus: „Tausende werden auf der Strecke bleiben!" Der Sinn ist jedermann ohne weiteres klar, auch wenn ihm nicht sofort gegenwärtig ist, daß der Ausdruck der Jägersprache entnommen ist.

Obwohl durch die Kriegsabgabe vom Vermögenszuwachs alle Kriegsgewinne, die über 172 000 Mark gingen, weggesteuert worden sind, ist es vielen in den letzten zwei bis drei Jahren gelungen, so reich zu werden, daß sie Autos für 600 000 Mark und mehr kaufen konnten und vieles andre, woran sie vor dem Kriege nicht denken

durften. Wie sie das angefangen haben, weiß ich nicht. Aber ich begreife vollständig, daß diese Neu-Reichen nicht in die Spuren der soliden Alt-Reichen treten konnten, sie hätten sich sonst selbst in die „vingt millions de trop“ eingereiht, die zur Ausmerzung bestimmt sind. Sparen und Solidität sind eben jetzt mit Todesstrafe bedroht, und das Gesparte wird einem genommen. Von dem, was einer trotzdem noch hinterläßt, werden ihm nach dem Tode noch durch die beiden Erbschaftssteuern bis zu 90% genommen! Natürlich wird der Neu-Reiche durch dies alles geradezu gedrängt, sein junges Vermögen zu verbergen, sei es durch Erwerb allerhand teurer Kunstgegenstände, Perlen und Edelsteine, sei es in Haufen in- und ausländischen Geldes im In- oder Ausland. Hierin würde ihm wohl auch mancher der Alt-Reichen aus Verzweiflung nachzueifern in Versuchung kommen. Aber ach! Von ihm liegen auf dem Finanzamt die zahlreichen grundehrlichen Deklarationen aus der Friedenszeit und die voll vaterländischer Hingabe abgegebenen Erklärungen zum Wehrbeitrag und aus den Kriegsjahren. Strafandrohungen von früher unbekannter Höhe (Gefängnis bis zu fünf Jahren und das Zwanzigfache, bei bloßen Versehen das Zehnfache; wenn der gefährdete Betrag nicht festgestellt werden kann, 20 Mark bis 1 Million Mark, allenthalben neben der Nachzahlung) schrecken von jedem Wagnis ab. Der Alt-Reiche muß stillhalten. Das hat der Neu-Reiche nicht nötig, und er erfreut sich obendrein positiver Freundlichkeitsbeweise durch die Gesetzgebung. Eine Besteuerung des Nachkriegsgewinns war jetzt geplant, man hat sie aber im Kompromiß als einzige von den vielen neuen Steuern aus unbekannten Gründen fallen lassen. In Sachsen bestand bis zum Umsturz die Einrichtung, luxuriös lebende Leute zur Einkommensteuer nach ihrem Verbrauche einzuschätzen statt nach dem tatsächlich nachweisbaren Einkommen. Diese Einrichtung hätte jetzt neu erfunden werden müssen, so paßte sie in die Zeit, in Wahrheit hat man sie — abgeschafft. Mit allen zehn Fingern möchte ich auf diese Möglichkeit hinweisen, die mir die einzige zu sein scheint, die Schlemmerei ein wenig einzuschränken. Der Neu-Reiche lebt ja nicht von Zinsen, sondern vom Kapital, das er durch Umsätze, auch Schiebungen genannt, steigert und zum guten Teil sich sofort durch Einverleibung endgültig sichert.

Es wäre gefährlich, die Neu-Reichen nur als „Auswüchse“ zu betrachten. Nein, der ganze Wuchs und der Mutterboden sind krank bis ins Mark. Der Drang und Zwang zum Schlemmen stammt von denen, die heute oben sind, den Staat und die Gesetzgebung mit ihrem Geiste durchtränkt haben und mit ihrem Beispiel vorangehen.

* * *

Woher Rettung kommen soll, wäre nach dieser Schilderung der Zeit und ihrer Irrtümer nicht eben schwer zu sagen, wenn die Frage rein technisch zu beantworten wäre. Die Verwirklichung der Rettung können wir aber nur von dem erhoffen, der die Herzen der Menschen lenkt, daß sie der Wahrheit gehorchen. Nach dem, was vor Augen ist, sind Arbeitslust, Arbeitsfreiheit für jedermann, allgemeine Einschränkung auf die Lebensweise des Bürgertums von 1848, Achtung vor des Nächsten Eigentum und Leben Dinge, die den heute Herrschenden wohl noch über die Kraft gehen. Der Verfall, der Notenschwall, das Defizit wachsen lawinenhaft weiter. Man sieht das und — stürmt den alten Weg. Er wird auch für die heutigen Herrscher zum

Todesweg werden. Sobald die letzten Sparer und ihre Habe beseitigt sind, wird ihnen nichts übrig bleiben, als sich gegenseitig so zu behandeln, wie sie jetzt das Bürgertum behandeln. Eine Flucht wird nicht möglich sein. Das Ausland wird die Grenzen gegen Deutsche noch mehr schließen als jetzt. Unsre Grenzen sind aber bekanntlich dem Ausland offen in jedem Sinne. Es ist eine große Schande für den einzelnen, erst recht für ein ganzes Volk, wegen Verschwendung und Verwüstung unter Kuratel gestellt zu werden. Bei einem Kulturvolk von 60 Millionen ist es noch nicht dagewesen. Aber die Entente wird nicht zögern.

Verfassungsfragen verschwinden hinter diesen schweren Lebensfragen. Die Geschichte beweist, daß Republik und Monarchie gedeihen können. Bei der Vernichtung von Eigentum und persönlicher Freiheit muß aber die eine wie die andere zugrunde gehen.

Es ist mir eine Freude und Erleichterung gewesen, mich Ihnen gegenüber, hochverehrtester Herr, aussprechen zu dürfen. Ich hoffe, wie früher, unsre Übereinstimmung in allem Wesentlichen und verbleibe in alter Hochachtung

Ihr ergebenster

N. N.

Nachwort des Türmers. Wir haben hier, ohne selber Stellung zu nehmen, einem Fachmann das Wort gegeben, um Sorgen und Bedenken zum Ausdruck zu bringen, die weithin die Allgemeinheit bedrücken.



Gebet

Von Hans von Wolzogen

Laß mich den Scheideblick vom Berge tun,
mein Auge laß auf weitem Meere ruhn,
im Sonnenschein erlöschen laß mein Licht —
in Nacht und Niedrung, Herr, nur laß mich nicht!

Ich bin dir nah, wenn ich auf Bergen steh',
dir nahe bin ich auf der weiten See,
im hellen Himmelslicht bin ich dir nah,
wo ich zuerst, Herr, deine Welt ersah.

Da rief das Licht: Im Hellen sei dein Lauf!
Dann sprach der Berg: Zur Höhe steig hinauf!
Es sang das Meer: Ins Ew'ge blick hinaus!
Und üb'rall war ich, Herr, bei dir zu Haus.

So laß vom Berg den letzten Blick mich tun,
auf weitem Meere laß mein Auge ruhn,
in deinem Licht erlöschen laß mein Licht —
aus deinem Haus verbanne, Herr, mich nicht!



Euphrosyne

Eine Geschichte aus Goethes Tagen

Von Grete Massé

(Fortsetzung)

An einem herrlichen Sommertag fand ihre Trauung statt. In Halle, im Hause eines Freundes, wurden sie zusammengegeben. Von Christianes Familie waren nur ihre Mutter und ihre Schwester anwesend, von Beckers Angehörigen niemand. Er hatte, als er die Schauspielerlaufbahn eingeschlagen, mit den Seinen, die von Adel waren, gebrochen, hatte einen bürgerlichen Namen angenommen und einen Strich durch sein ganzes bisheriges Leben gemacht. Auch von seiner Heirat gab er ihnen keine Kunde. Er wußte, sie würden es ihm nie verzeihen, sich mit einer Schauspielerin vermählt zu haben, und nimmer würden sie begreifen, daß ihm die vornehmste und stolzeste Komtesse nicht sein Christelchen aufwog.

Sie wären beide noch gern eine kurze Zeit in Stille und Zurückgezogenheit geblieben. So lockend war ihnen ihr neues junges Glück, so ganz fand eines Genüge am andern und begehrte sonst nichts mehr. Aber die Pflicht rief sie gleich zurück. Die Sommerspielzeit in Lauchstedt begann. Becker war sowohl als Regisseur wie als Darsteller stark dabei beschäftigt; und Christiane hatte die Minna von Barnhelm zu spielen, die Emilia Galotti, die Luise Millerin und die Amalie in den „Räubern".

Ihre Augen strahlten, wenn sie daran dachte! Nichts war ihr mehr verschlossen im Reiche der Kunst. Durch alle ihre Türen durfte sie ein- und ausgehen. Auf dem Gipfel stand sie schon und war doch noch so jung — so jung.

Mit neun Wagen rückte die Truppe aus Weimar in Lauchstedt ein. Mit Jubel wurde sie von der Bevölkerung und den schon anwesenden Kurgästen empfangen. Mit ihrem Erscheinen wurde gleichsam die Saison eröffnet. Nun strömte es von allen Gegenden heran, um den Lauchstedter Brunnen zu trinken, im Laubengang auf und nieder zu promenieren und sich abends zusammenzudrängen in dem einfachen, dürftigen Theaterchen, wo die Schauspieler spielten, die man schon vom Jahre vorher kannte und deren Direktor Goethe war.

Christiane war gerne in Lauchstedt. Die kleine Laucha floß zwar nur durch ebenes, gleichförmiges Gelände. In der Ferne boten die Türme von Merseburg und der hochragende Dom eine Abwechslung und Augenweide. Aber das schienen die wenigsten zu vermissen. Die Brunnenpromenade und die Alleen waren zu vielen Stunden des Tages so voll von Gästen, daß man nur schrittweise vorwärts kommen konnte. Da drängte es sich von behäbigen Domherren, von schmucken Offizieren, von Landleuten und Bürgern aus Merseburg, von adeligen Damen, von Stutzern aus Leipzig, von schönen Bürgertöchtern. Dazwischen, im auffallenden Gegensatz zu den gepflegten Kavalieren mit Degen und im betreßten Rock, die sich nicht genug tun konnten an Komplimenten und höfischen Manieren, die Hallenser Studenten, reihenweise eingehakt, in plumpen Kanonenstiefeln mit Sporen, in nachlässigem, einfachem Rocke, große, mit Kokarden geschmückte Filzhüte auf den Köpfen, die Pfeife im

Munde, die Hetzpeitsche in der Hand. Rücksichtslos und lärmend drängten sie sich hindurch, kniffen einer hübschen, drallen Magd in die Wangen oder bliesen lachend den Rauch ihres Knasters einer empörten Schönen, die ihnen den Rücken zugewandt, auf den gepuderten Nacken, der aus Spitzen und seidenen Rüschen schwanenweiß emporstieg.

Den Schauspielern fehlte es nicht an Beachtung und Aufmerksamkeit. Die weiblichen Mitglieder der Truppe, vor allem die reizende Luise v. Rudorf, waren bald umringt von Verehrern. Selbst Amalie Malcolmi mangelten nicht getreue Knappen, die ihr im Dunkel unter den duftenden Akazien und Linden in die errötenden, unter den Flechten verborgenen Ohren zuraunten, wie schön ihr Haar sei und wie feurig und ausdrucksvoll ihre Augen.

Christiane spielte gerne vor diesem bunt zusammengesetzten Publikum, das ihr noch fremd war. In Weimar wußte sie oft nicht, ob der Beifall, mit dem man sie lohnte, nicht ihr als Person galt und weniger ihrer Kunst. Da war kaum jemand — es wären denn Durchreisende — im Theater, der nicht die kleine Neumann von Kind auf kannte, der ihr nicht einmal einen Apfel geschenkt oder eine Spange, der sie nicht heranwachsen gesehen und mit ihr gesprochen. Und da sie immer aller Liebling gewesen, so klatschte man — meinte sie — nicht der Künstlerin, sondern der kleinen Bekannten zu, die sich so artig und oft gar als Knabe in Wams und Höslein, nach den Prologen und Epilogen verbeugte.

Hier in Lauchstedt aber saß ein anspruchsvolles und hochkritisches Publikum, das scharf aufpaßte und beobachtete. Allen war sie fremd. Jeden mußte sie sich erst neu erkämpfen und erobern. Das aber lockte sie gerade; ihre Silberstimme klang hier so lieblich wie nie, und ihr Temperament flammte auf und riß unwiderstehlich mit fort.

Wenn sie an Beckers Seite auf der Promenade erschien, wendeten sich ihr alle Blicke zu.

„Da ist die Becker“, flüsterte man, stieß sich an und machte sich aufmerksam.

„War sie nicht göttlich gestern abend? Welche Wandlungsfähigkeit besitzt diese Künstlerin! Jeder Ton von ihr trifft unmittelbar das Herz“, rühmte der eine. Und ein anderer rief enthusiastisch und gefährdete durch seine in der Begeisterung zu lebhaft werdenden Armbewegungen die Umstehenden: „Ich habe die ersten Schauspielerinnen Deutschlands gesehen! Die Hensel in der Blüte ihrer Jahre, die entzückende Karoline Schulze in Leipzig, als sie noch jung war, die geniale Charlotte Ackermann in Hamburg — aber die Becker übertrifft sie bei weitem! Die andern haben diesen Vorzug oder jenen. Sie besitzt alle — so wie der Regenbogen nicht allein das Rot enthält oder das Grün, sondern alle sieben Farben widerstrahlt.“

Ja — schön und wolkenlos waren für Christiane diese Tage in Lauchstedt.

Der Himmel war so blau und sommerlich. Holunder und Rotdorn dufteten. Die Nachtigallen schlugen an den warmen Abenden im Gebüsch. Die Welt war wie durchströmt von Liebe. Nie hatte sie das vorher so empfunden. Oder war ihr erst jetzt der Sinn dafür erschlossen, da sich die Seligkeit der Liebe auch ihr aufgetan? Wenn das Mondlicht auf den Wiesen schimmerte, schien es ihr ein Silberkuß zu sein; wenn sie durch die Sonne ging, sah sie sich umschwirrt von taumelnden Falterpaaren,

vom Liebesspiel der Mücken, und auch die Menschen schienen von nichts zu wissen und zu stammeln als von Liebe, immer nur von Liebe.

Ach, Christiane gönnte allen die Liebe und das Glück!

War es nicht auch über sie ausgegossen wie ein Segen von Licht, der sich nicht erschöpfen kann?

Und das vertiefte noch ihre Freude, machte sie noch glanzvoller, daß sie Becker so glücklich sah. Er war von einer Heiterkeit und Güte, von einer Dankbarkeit und rührenden Sorgsamkeit für sie, die ihr bewiesen, wie sehr sie das Rechte getan, als sie ihre Hand zum Lebensbund in die seine gelegt.

Zwar war er nicht so bezaubernd und verzaubernd, so unirdisch leuchtend wie jener Große, der durch ihren ersten Liebestraum gegangen, vor dessen verlassenem Haus im Parkdunkel sie sehnsuchtsvoll hingesunken war, es als Gnade empfindend, die Schwelle berühren zu dürfen, über die er geschritten. Aber Becker hielt sie gut und fest und treu an der Hand, so daß sie nicht straucheln, sich nicht verletzen konnte. Und sie wußte, sie — die in ihrer Kunst in allen Feuern brennen und aufglühen mußte — brauchte für ihr Alltagsdasein linden Wind und wäre entwurzelt worden vom großen Sturm, so herrlich er auch war.

„Mein guter Mann!“ sagte sie, wenn Becker ihr Köpfchen zwischen seine Hände nahm, ihr lange und innig in die Augen sah und sie in die Arme schloß und küßte. „Wie reich bin ich! Wie sehr zu beneiden bin ich! Mit goldenem Griffel möchte ich sie aufzeichnen, diese Tage, daß wir sie nie vergessen können.“

* * *

Die Lauchstedter Sommerspielzeit ging nun rasch zu Ende. Zwar tranken noch zahlreiche Gäste ihren Brunnen, und um die Buden unter den Arkaden, wo man Näschereien und Liköre, bemalte seidene Bänder und Fächer, Porzellan und Gläser, Romane und schöne Kupferstiche erstehen konnte, drängte man sich noch.

Aber das alles konnte schon heute oder morgen zu Ende sein.

Der Herbst war da. Die Stiele der Blätter lösten sich vom Mutterast und schwebten müde zu Boden. Zugvögelscharen kreischten in den Lüften und zogen dem Süden zu. Wenn der Wind kälter wurde und der Regen fiel, dann waren mit einem Schlage die Alleen verödet, der Brunnen verlassen, die Buden geschlossen. Drum packte man Kulissen und Prospekte, Requisiten und Garderobenkörbe wieder auf die Planwagen und zog Weimar zu.

Und nun erst fand Christiane Zeit, daran zu denken, sich ein eigenes Heim aufzuschlagen und es auszustaffieren.

Ihr Mann ließ sie in allem gewähren.

Er fand alles schön und gut, was sein Christelchen tat. So flog denn Christiane wie ein sorgendes Vöglein, das für das Nest Halm um Halm zusammenträgt, hin und her, brachte den einen Tag aus einem Laden dies, den andern jenes. In einem alten Hause am Abhang des Sperlingsberges hatten sie das Erdgeschoß bezogen. Es enthielt nur zwei Stuben, eine Kammer, eine Küche und einen Keller. Aber es hatte einen schönen Obstgarten mit Kirsch- und Apfel- und Pflaumenbäumen. Wenn auch für dieses Jahr ihnen die Ernte davon nicht mehr zugute kam, so freute sich

Christiane schon auf das nächste Jahr, wo sie selbst die Kirschen von den Bäumen pflücken und die Äpfel und Birnen aus dem Grase auflesen konnte.

Und als alles fertig war, die Wände hell gestrichen, am Fenster reinliche Gardinen, das Messing geputzt, die Decken über die Tische gebreitet: da war nur noch ein einziges, das fehlte und das Christiane sogleich anschaffte. Das war eine weiße prachtvolle Milchziege, wie sie jede weimarische Bürgerin, die für eine gute Hausfrau gelten wollte, hielt. Und für eine gute Hausfrau wollte Christiane gelten. Es sollte nicht heißen: Bei den Beckers ist eine richtige Schauspielerwirtschaft.

Bis in jeden Winkel konnte bei ihr das geübteste weibliche Auge blicken. Ihr Puppenheim war voll Ordnung bis in das letzte Eckchen hinein.

So kam der Winter. In den Stuben am Sperlingsberg, beim Schein der Talglichter, die Christianes Hände mit der Lichtschere so sorgsam putzten, daß auch nicht ein Tröpflein daneben sickerte, war es noch freundlicher und gemütlicher. Mochte draußen der Schnee fallen, mochten die Stürme seufzen und die kahlen Baumäste zausen und zerren, bei ihnen war es traulich und warm. Sie hatten Frieden im Hause und Frieden im Herzen. Sie liebten einander und liebten ihre Kunst. Ihre Tage waren Arbeit, köstliche Arbeit, die gesegnet war.

Und als der zweite Frühling in ihrer Ehe kam, da saß Christiane oft an ihrem Nähtisch und stichelte an winzig kleinen Häubchen und Jäckchen herum. Manchmal ließ sie die Arbeit in den Schoß sinken und blickte verträumt zum Himmel empor, an dem die weißen Wolken zogen, und in das weiß und rosa Blühen der Obstbäume vor ihrem Fenster.

Manchmal trat dann Becker ins Zimmer, ohne daß sie es merkte, er nahm ihr sanft die Nadel aus der Hand und bog ihr Köpfchen zu sich.

„Wo bist du wieder, Christiane?“ sagte er lächelnd. „Träumt mein Liebling? Sieh nicht so lange in die Wolken hinein. Mir ist dann angst, du könntest selbst eine werden und mir davonziehen in schönere Länder. Dann habe ich keine Christiane mehr, und das kleine, kleine Kind, auf das ich mich so innig freue, bekomme ich auch nicht. So, jetzt siehst du mich wieder lieb und irdisch an! Es war so viel Fremdes in deinem Blick, mein süßes Herz. So viel Versonnenes, von dem ich ausgeschlossen war. Nun sind wir wieder eins, nicht wahr?“

Und Christiane schlang die Arme um seinen Hals, schmiegte ihre Wange an seine Wange und sagte: „Ja, liebster Mann!“

* * *

Das Kind, auf das sich Becker so freute, wurde im Juni geboren.

Es waren schwere Stunden. Christiane lag zwei Tage und zwei Nächte in unsäglichen Schmerzen. Becker rannte wie ein Verzweifelter im Hause umher, hielt sich mit den Händen die Ohren zu, um nicht die Wehelaute der Frau, die er liebte, zu vernehmen; oder er saß, stumm brütend, in sich zusammengesunken in einem Winkel, ohne zu sprechen und ohne zu essen.

Alle paar Stunden kam diese oder jene Nachbarin, schickte diese oder jene Bekannte, um nach Christianes Ergehen zu fragen. Becker wußte, sie meinten es ja gut, waren von wirklicher Teilnahme für seine Frau erfüllt. Aber er er-

trug nicht ihre Schritte, ihre Gesichter, ihre Fragen, ihre Ratschläge. So leise sie auch sprachen, er vernahm draußen im Flur, an der Haustür ihr bedenkliches Flüstern.

Doch als Becker glaubte die Höllenqualen nicht länger ertragen zu können, war die Leidenszeit zu Ende.

Christianes Mutter kam, nahm sanft seine Hand und zog ihn mit sich fort.

Er trat in die Kammer und konnte im ersten Augenblick überhaupt nichts erkennen, so erfüllt schien sie ihm von einem rosigen, wogenden Nebel. Draußen glühte das Abendrot und tauchte alles in sein warmes Licht, das Himmelbett, den Schrank, das weiße Kinderbadewännchen, die Wiege....

Becker stand geblendet und wagte nicht vorwärts zu gehen.

„Sieh dein Töchterchen!" sagte die Schwiegermutter und schlug an der Wiege die Vorhänge zurück. Er sah ein winziges, krebsrotes Gesichtchen, winzigste Hände, zu Fäustchen geballt. Ein goldiger Flaum als Schöpfchen. Staunend bog er sich näher über das zerbrechliche Wunderwesen, spürte den feinen Hauch, den warmen Atem, der ihm entgegenschlug.

Und dann trat er an Christianes Lager.

Sie lag da, mit hochklopfenden Pulsen, Perltröpfchen des Schweißes auf der Stirn. Aber ein so seliger, jungfräulich-mütterlicher Ausdruck war in ihren Zügen, daß es Becker erschütterte.

Er sank neben ihrem Lager in die Knie.

„Du Mütterchen!" stammelte er. „Du Mütterchen..."

Christiane wollte sprechen. Aber die Mutter legte Schweigen gebietend den Finger auf die Lippen.

„Kommen Sie mit, Becker!" sagte sie. „Christiane muß jetzt Ruhe haben. Morgen sind wir schon viel weiter. Morgen könnt ihr miteinander reden..."

Und nun peinigten ihn die Leute nicht mehr, die kamen, ihre Glückwünsche zu bringen, eine Flasche Wein, ein Töpfchen Eingemachtes oder selbstgezogene Blumen. Jeden begrüßte er mit einem Aufleuchten des Blicks, mit einem gutmütigen Willkommenslachen. Ja, sein Christelchen, die wurde nicht wenig verzogen und geliebt von hoch und niedrig, von jung und alt. Aber sie verdiente es auch! So ein liebes, unschuldiges Wesen, ganz Herzenszartheit und Innigkeit, gab es in Weimar nicht noch ein zweites Mal.

Das Herzogspaar schickte die Hofdame Göchhausen; die Frau Generalsuperintendent Herder kam selbst. Sophie v. Schardt hüpfte in die Wochenstube, wippte lebhaft auf der Kante eines Stuhles hin und her, rief aus: „O, ich darf nicht so viel schwatzen! Nicht so temperamentvoll sein!" und vergaß es im nächsten Augenblick doch wieder, zwitscherte und plapperte darauf los und gab sich dann erinnernd mit der niedlichen kleinen, mit Grübchen bedeckten Hand erschrocken einen Klaps auf den Mund.

Goethe schickte einen gütigen Brief und einen mit eigener Hand niedergeschriebenen Prolog, den Christiane bei ihrem ersten Wiederauftreten sprechen sollte. Christiane sah sinnend nieder auf die Handschrift, die sie kannte. Ach, wie gut war es, daß diese Schriftzüge nicht wie einst Stürme in ihr weckten und brandende

Wogen, sondern nur einen linden, leisen, wohligen Schauer, der ihre Wangen rosig färbte wie die Kelchblätter junger Mairosen.

Am wohlsten aber tat Christiane Coronas Besuch. Sie trat in die Kammer in der ihr eigentümlichen stolzen, edlen Haltung, die hohe Gestalt, umflossen von den Falten des hellen Gewandes, einem klassischen Bilde gleich. Sie beugte sich über Christiane und küßte sie auf die Wange. Von ihrem Hals nahm sie eine Kette mattgrüner Steine und legte sie um Christianes Nacken.

„Trage sie, Liebling!“ sagte sie gütig. „Sie war das erste Geschenk der Herzogin an mich. Sie legte mir die Steine um, wie ich sie dir jetzt umlege. Es war nach der Darstellung der ‚Iphigenie‘. Die Kette war mir immer besonders lieb. Darum sollst du sie heute haben.“

Dann ging sie zur Wiege und sah lange nieder auf das Kind.

Da faßte Christiane den Entschluß, ihr Töchterchen mit dem Namen Corona zu nennen; denn sie hatte bemerkt, daß in Coronas Augen, als sie sich über die Wiege neigte und das schlummernde Wesen betrachtete, eine Sehnsucht aufglomm und daß sie ihre schlanken Hände ausstreckte und mit einem Ausdruck stillen Leides auf sie niedersah, die leer waren und nie ein Kind getragen.

* * *

Als Christiane wieder auf die Straße ging, neben sich eine Magd, die den Säugling hielt, da trat erst recht jeder heran, sprach mit ihr und ließ sich den Schleier emporheben, den Christiane zum Schutz gegen Sonne und Wind über das Gesichtchen der kleinen Corona gedeckt.

Der Hofrat Wieland sogar, der in seiner Portechaise vorüberkam, ließ halten und winkte sie heran, trotzdem er zu Hofe wollte, denn er trug sein schwarzes Hofkleid, das schwarze seidene Mäntelchen und das Samtkäppchen auf den weißen Locken. Mit sachverständiger Miene blickte er auf das Kind und meinte, so ein schönes, kräftiges habe er noch nicht gesehen. Und seinem Urteil durfte man glauben; denn in Weimar und auch weit umher war es bekannt und Anlaß zu gutmütigem Spott gewesen, daß viele, viele Jahre hindurch Wielands Kinderstube jedes Jahr um ein neuangekommenes Kindchen bereichert wurde.

Und dann kam der schöne Herbst.

Im Garten auf dem Rasen stand der Wagen, in dem das Kind mit großen offenen Augen lag und zum seidenblauen Himmel emporstaunte. Die Bäume daneben hingen voll von Früchten, die lockend aus dem Laub hervorglänzten. Becker holte eine Leiter und stieg hinauf, um sie herunterzuschütteln. Und Christiane sammelte die Äpfel und die Birnen und die Nüsse.

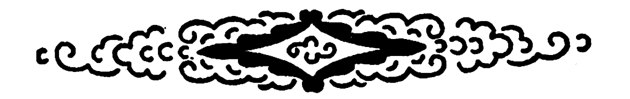
Da geschah es wohl, daß man unter dem Apfelbaum des Sperlingsgartens das Bild wiedersehen konnte, das schon im Paradiese gewesen. Unter früchteschweren Zweigen stand das Weib, jung und zart und schön, biß mit festen Zähnen hinein in die weiße Wange des Apfels, hielt die rote dem Manne hin und sprach lockend: „Iß, mein Freund, denn er ist sehr süß!“

Und auch dieser Adam im kaffeebraunen Frack und schwarzen Seidenkniehosen konnte der Versuchung nicht widerstehen und nahm den Apfel, den sein Weib ihm bot, und biß dort hinein, wo noch die Spur ihrer kleinen Zähne zu sehen war.

Aber dieses Paar war glücklicher als das erste Menschenpaar.

Keine Schlange zischte hervor aus dem Laub über ihnen, kein Engel mit feurigem Schwert trieb sie hinfort. Sie waren und blieben im Garten am Sperlingsberg, der den heiligen Kreis — Mann, Weib und Kind — umschloß.

(Schluß folgt)



Einmal möchte ich reiten ...

Von Renate Gräfin von Stosch

Einmal möchte ich reiten
Über die Wiesen mit dir —
Soll uns die Sonne begleiten,
Du — und dann lachen wir!

In den Buchen die Winde
Harfen ein Frühlingslied —
Ob ich den Pfad wohl finde,
Wo das Immergrün blüht?

Du — dann reiten wir beide,
Wo meine Kiefern stehn:
Über feuchtbraune Heide
Soll es im Jagen gehn.

Über feuchtbraune Heide
Wird unser Herz so frei — —
Mit uns reitet die Freude,
Und wir jauchzen dabei!

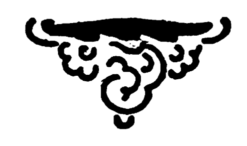
Mit uns reitet das Leben,
Mit uns reitet das Glück — —
Die Nebelschleier weben —
Wir können nicht zurück.

Wir bau'n aus Abendstrahlen
Im Walde tief ein Schloß.
Wir trinken aus Blumenschalen
Und ruhen auf Laub und Moos.

Dann steigen die Heimatsterne,
Die Nacht kommt still und blau,
Das Leben schimmert von ferne,
Wie eine Wiese im Tau.

Die Sterne fallen hinunter
In unser Herz — ich glaub',
Da blühen viel feine Wunder
Unter dem Erdenstaub.

Ach, einmal möchte ich reiten
Über die Wiesen mit dir —
Da sprängen alle Saiten
Vor lauter Klang in mir.



Zum 100. Todestage von E. T. A. Hoffmann

Von Prof. Dr. Max Koch (Breslau)

Bereits vor etwa zwei Jahrzehnten hat eine förmliche Hoffmann-Renaissance in Deutschland eingesetzt, so daß es nicht, wie in so manchen Fällen, erst eines fünfzig- oder hundertjährigen Jubiläums bedarf, um halbverblichenen Ruhm für kurze Zeit wieder aufzufrischen. Zwar ließ sich die erste vollständige und genaue Sammlung der Werke des „merkwürdigsten und eigenartigsten unserer romantischen Dichter, des vielgelesenen Lieblings und Vorbildes so vieler Dichter und Künstler" nicht so rasch durchführen, wie der rührige Verlag von Georg Müller in München es 1908 bei Ankündigung seiner „historisch-kritischen Ausgabe mit Einleitungen, Anmerkungen und Lesarten" in Aussicht gestellt hatte. Daran war indessen nicht bloß der Krieg schuld, sondern auch der erfreulichere Umstand, daß dank der unablässigen und erfolgreichen Nachforschungen durch Karl Georg von Maassen und Hans von Müller, deren beider Verdienste bei jeder Hoffmann-Ehrung dieser Tage mitzufeiern Dankespflicht ist, eine unverhoffte Fülle von neuem Material an Dichtungen und Aufsätzen, Tagebüchern (I. Bd., Berlin 1915, Gebrüder Paetel), Briefen von und an Hoffmann („Hoffmann im persönlichen und brieflichen Verkehr", 4 Bände, Berlin 1912) zutage gefördert wurde. Daneben feierte aber auch der lange schlummernde Tonsetzer Hoffmann eine rühmliche Urständ, indem kein Geringerer als der edle Schöpfer der „Rose vom Liebesgarten" und des „Palestrina" einen Klavierauszug der einstens durch Karl Maria von Weber so warm begrüßten „Zauberoper Undine" herstellte und gleichzeitig in seinem so viel des Lehrreichen und Beherzigenswerten enthaltenden Buche „Vom musikalischen Drama" (München, Süddeutsche Monatshefte 1915) auch eine liebevolle literarische Würdigung der frühesten romantischen Oper gab. Das von Fouqué selber aus seiner reizenden Erzählung für Hoffmann hergestellte Textbuch, das Wilhelm Pfeiffer schon 1903 im Anhange seiner Untersuchung über Fouqués Märchen ausgegraben hatte, ist in Hans von Wolzogens Neubearbeitung 1922 in die Sammlung der Reclamschen „Opernbücher" (Nr. 6279) aufgenommen worden, doch wohl ein Anzeichen, daß man es für möglich hält, trotz Lortzings Beliebtheit der älteren Undine noch einmal ein Bühnenleben zu eröffnen. Hans Pfitzners mutiger Vorgang aber hat auch den Druck einige Tonstücke Hoffmanns für Kammermusik im Gefolge gehabt.

Die Tatsache einer „E. T. A. Hoffmann-Bewegung in unsern Tagen" stellt auch Pfitzner fest, fügt aber launig bei, daß die Aufnahme in die Reihe der großen Dichter, wie die Ankündigung des Müllerschen Verlags etwas überschwenglich ihn rühmt, erst nachträglich zu erfolgen scheine. Früher sei Hoffmann im Gegensatze zu dem, was Lessings Sinngedicht an den Erfolgen Klopstocks bespöttelte, zwar fleißig gelesen, aber weniger erhoben worden. Eine Unterlage für diese Meinung konnte der selber so belesene Pfitzner finden in dem einleitenden Abschnitte von

Arthur Sakheims Studien zu Hoffmanns Persönlichkeit und Werken (Leipzig 1908, H. Haessel): „Der Gespensterhoffmann im Urteil deutscher Dichter und Kunstrichter". In Frankreich und Rußland hat Hoffmann lange Zeit weit günstigere Aufnahme gefunden als in Deutschland, während als Führer der englischen Stimmen Thomas Carlyle, wohl von Goethes ungünstigem Urteil beeinflußt, sich sehr zurückhaltend äußerte, als er eine Übersetzung des „Goldenen Topfs" 1827 in sein „Book called German Romance" aufnahm. Auch mir schien gerade dieses in Dresden entstandene Märchen das für die Würdigung Hoffmanns wichtigste Erzeugnis, als ich 1889 für den im 147. Bande von Joseph Kürschners „Deutscher Nationalliteratur" Hoffmann allzu knapp bemessenen Raum eine Auswahl treffen mußte. Damals war das Urteil der meisten Literaturgeschichten dem Teufels-Hoffmann noch so ungünstig, daß meine Darstellung fast den Charakter einer „Rettung" des vielgetadelten großen Erzählers trug. Manches in seinem Lebensgange war so wenig geklärt, daß auch ich selber leider dem zu jener Zeit allgemein geteilten Irrtume verfiel und dem Kammergerichtsrat Hoffmann eine Mitschuld an der schändlichen Kamptzschen Verfolgung der Burschenschaften zumaß, während in Wahrheit Hoffmann unter Einsetzung seiner ganzen Stellung und Zukunft uneingeschüchtert den ihm zugemuteten Rechtsbeugungen in dem Prozesse gegen den Turnvater Jahn entgegentrat. Wenn wir am 25. Juni 1922 des Todestages des nach schwersten körperlichen Leiden vor hundert Jahren dahingegangenen Dichters, Musikers und Zeichners gedenken, so gebührt ein besonderes Eichenreis dem tapferen Manne, der, soweit es an ihm lag, das Wort der großen friederizianischen Zeit wieder zu Ehren brachte, daß es noch Richter in Berlin gebe.

Graf Platen hat zwar in seiner „Verhängnisvollen Gabel" gewarnt:

> „Keiner gehe, wenn er einen Lorbeer tragen will, davon,
> Morgens zur Kanzlei mit Akten, Abends auf den Helikon."

Aber Hoffmann wußte denn doch beides zu vereinigen. Wie er in seiner Jugend als tüchtiger Beamter — seine Strafversetzung hatte er sich bloß als Karikaturenzeichner zugezogen — sogar ihm abgeneigte Vorgesetzte zur Anerkennung zwang, so hat er, als er nach seiner Kapellmeistertätigkeit in Bamberg, Dresden, Leipzig wieder in die juristische Laufbahn zurückkehrte, am Berliner Kammergericht sich als kenntnisreicher und gewissenhafter Arbeiter ausgezeichnet. Zu einem Zusammenstoß zwischen der Tätigkeit des freien Schriftstellers und des königlich preußischen Richters ist es nur gekommen, als Hoffmann, empört über die Ungerechtigkeiten und kleinliche Verfolgungssucht, wie sie nach dem Wartburgfeste töricht und schamlos sich breit machten, in den Abenteuern des „Meister Floh" seine Satire gegen die Spürhunde der Demagogenhetze richtete.

Wenn Hoffmann in dem von der Zensur verstümmelten „Meister Floh" üble Amtserfahrungen mit freier Erfindung verflocht, so übte er auch dabei nur die besondere Eigenart seiner gesamten Schriftstellerei aus. Man ist oder war wenigstens lange zur Annahme geneigt, Hoffmann von einer wilden, durch unmäßigen Gebrauch alkoholischer Reizmittel noch gesteigerten, sich überstürzenden Einbildungskraft beherrscht zu sehen. Aber in Wahrheit besteht der bezeichnende Vorzug seiner Dich-

tung gerade darin, daß seine Phantasie überall vom Leben und der handgreiflichen Wirklichkeit ausgeht, die nüchterne tatsächliche Welt und Umgebung mit märchenhaften Erfindungen dergestalt mengt, daß beide ineinander übergehen, ohne daß der Leser sich des Überganges bewußt wird oder die Bestandteile auseinanderzuhalten vermöchte. Hat doch Friedrich Hebbel geradezu erklärt: „Hoffmann gehört mit zu meinen Jugendbekannten, und es ist recht gut, daß er mich früh berührte; ich erinnere mich sehr wohl, daß ich von ihm zuerst auf das Leben, als die einzige Quelle echter Poesie, hingewiesen wurde.“ Leben müssen wir hier aber in doppeltem Sinne verstehen.

Aus Hoffmanns letzten Lebens- und Leidensmonaten stammt die von dem nicht mehr des Schreibens Fähigen diktierte Plauderei „Des Vetters Eckfenster“, die ich, als gleichsam einen Schlüssel zu seinem ganzen Schaffen bildend, an die Spitze meiner Auswahl aus seinen Werken gestellt habe. Er beobachtet das Treiben auf dem Gendarmenmarkte in Berlin. Mit scharfem Künstlerauge, wie er, der Bewunderer Hogarths, es auch in seinen Karikaturenzeichnungen betätigte, sucht er aus den Bewegungen, Haltung und Tracht der Einzelnen, insbesondere aus ihrem Benehmen beim Einkaufen, ihren Charakter, ihre häuslichen Verhältnisse sich vorzustellen. Er geht aus von dem wirklich Geschauten, um aus diesem bescheidenen Einschlage ganze Gewebe zu spinnen. Er ist öfters an einem unbewohnten Hause Unter den Linden vorübergegangen. Was mag die Ursache sein, daß es so leer steht? Verbirgt sich dahinter ein Geheimnis oder Verbrechen, und welches? Und nun läßt er in dem „Öden Hause“ sich eine unheimliche Geschichte abspielen, wie er ein anderes Mal aus den Gemälden in einer Kunstausstellung — „Die Fermate“, „Der Artushof“ — eine ganze Vorgeschichte des gemalten Augenblicks-Vorganges herausliest. Er selbst erklärte, die Anknüpfung des Wunderbaren an das tägliche Leben aus den Märchen der „Tausend und eine Nacht“ gelernt zu haben, die er als „jenes ewige Buch“ rühmt. Ob wir an die in dem nüchternen Berlin spielende „Brautwahl“ mit dem ewigen Juden, an Herrn Archivrat Lindenhorst, den Salamanderfürsten, das Abenteuer eines reisenden Enthusiasten bei einer Aufführung des bewunderten Mozartschen „Don Giovanni“, oder an das Weihnachtsmärchen für Hitzigs Kinder „Nußknacker und Mausekönig“ denken: immer ist das Ineinandergreifen philiströsen Kleinlebens und einer dem Verstande unfaßbaren überirdischen Welt der uns anziehende, beherrschende Zauber. Ihren höchsten Triumph feiert diese Kunst in den „Elixieren des Teufels“, die Hebbel als ein so wunderbar angelegtes und durchgeführtes Buch rühmte, „daß wenn es noch keine Gattung gibt, der Darstellungen dieser Art angehören, das Buch eine eigene Gattung bilden wird. Alles was Hoffmanns Werke von den höchsten Werken der Kunst unterscheidet, trägt dazu bei, sie noch wärmer zu machen als Kunstwerke.“ Und dabei verweist Hebbel auf eine zweite Beziehung dieser Werke zum Leben. Während so viele Tadler den Gespensterspuk Hoffmanns als etwas Äußerliches rügten, Ironie oder die Wirkung von Wein und Punsch in seinem Spielen mit der Nachtseite des Lebens fanden, erkannte Hebbel alles bei Hoffmann aus einem unendlich tiefen Gemüte geflossen. Und in der Tat, das Bindeglied zwischen Wirklichkeit und Traumwelt bei Hoffmann bildet das innere Erfassen und Erleben.

Das gilt auch von der kürzesten, doch besondersbedeutsamen Dichtung Hoffmanns, der „Vision auf dem Schlachtfelde von Dresden“, die wir leider nicht in der ursprünglich beabsichtigten, weitergreifenden Ausführung besitzen. Nur das persönliche Erleben, die unter Lebensgefahr befriedigte Schaulust und Wißbegier konnte ihn bestimmen, diesen unmittelbaren Beitrag zur Kriegsdichtung der Befreiungskämpfe zu gestalten.

So viele an sich keineswegs schlechte Dichtungen, lautet eine Lehre der „Serapionsbrüder“, blieben wirkungslos, weil der Verfasser „nicht das wirklich schaute, wovon er spricht, daß die Tat, die Begebenheit, vor seinen geistigen Augen sich darstellend mit aller Lust, mit allem Entsetzen, mit allem Jubel, mit allen Schauern, ihn nicht begeisterte, entzündete, so daß nur die inneren Flammen ausströmen durften in feurigen Worten. Vergebens ist das Mühen des Dichters, uns dahin zu bringen, daß wir daran glauben sollen, woran er selbst nicht glauben kann, weil er es nicht erschaute ... Es gibt eine innere Welt und geistige Kraft, sie in voller Klarheit, in dem vollendetsten Glanze des regesten Lebens zu schauen; aber es ist unser irdisches Erbteil, daß eben die Außenwelt, in der wir eingeschachtelt, als der Hebel wirkt, der jene Kraft in Bewegung setzt ... Jeder prüfe wohl, ob er auch wirklich das geschaut, was er zu verkünden unternommen, ehe er es wagt, laut damit zu werden! Wenigstens strebe jeder ernstlich danach, das Bild, das ihm im Innern aufgegangen, recht zu erfassen mit allen seinen Gestalten, Farben, Lichtern, Schatten, und dann, wenn er sich recht entzündet davon fühlt, die Darstellung ins äußere Leben zu tragen!“

Hoffmann darf getrost diesen hohen Maßstab herausfordern, sein Schaffen kann dabei die Feuerprobe bestehen. Wie in so vielem berührt er sich auch gerade in jenem Verlangen nach Schauen mit Richard Wagner. Daß uns die Fähigkeit des Schauens verloren gegangen sei, beklagt ja Wagner als das Grundübel der modernen Bücherfabrikation wie unseres ganzen Daseins. Hoffmann aber hatte gleich den Schöpfern von Hamlets und Banquos Geist, von Kaliban und Oberon, von Mime und Fafner, die Fähigkeit, auch Phantasiegestalten, Spukerscheinungen, die Nachtseiten des Lebens, so deutlich zu erschauen, daß Leser und Theaterbesucher zum Glauben an ihr Vorhandensein gezwungen wurden. Auf dem gleichen Gebiete liegt auch Hoffmanns Fähigkeit, sich in die Tierseele, sei es des Mausekönigs oder des Hundes Berganza und seiner Meisterschöpfung, des Katers Murr, zu versetzen, dessen Stammbaum nach Vorfahren (Tiecks gestiefelter Märchen-Kater) wie Nachkommen (Scheffels Hidigeigei und Gottfried Kellers Kater Spiegel) Franz Leppmann in „Kater Murr und seine Sippe“ (München 1908, Becksche Verlagsbuchhandlung) nachgespürt hat. Solches Schaffen, wie Hoffmann während des einen ihm als Schriftsteller vergönnten Jahrzehnts entfaltet, ist nur möglich, wenn ein starkes und tiefes Innenleben des Künstlers vorausgegangen ist und unablässig weiter in ihm arbeitet. Und ich glaube, daß diese Betrachtungsweise uns zu besserem Einblick in Hoffmanns Sein und Schaffen verhelfen kann, als alle noch so anspruchsvoll wissenschaftlichen „psychographischen Individual-Analysen“ (Paul Margis im 4. Beihefte zu Stern-Lipmanns Zeitschrift für angewandte Psychologie, Leipzig 1911) und beliebten Untersuchungen des künstlerischen Genies vom Standpunkte der Irrenärzte aus.

Wir treten Hoffmann wohl nicht zu nahe, wenn wir das vaterländische Fühlen bei ihm nur schwach entwickelt finden. Wenn er sich während der Schlacht von Dresden mit dem, wie er selber sagt, „wahnsinnigen Gedanken trug, irgendein mit starken Pulvervorräten versehenes Fort anzuzünden und in die Luft zu sprengen", so war dies ein Spiel seiner erregten Einbildungskraft, nicht patriotischer Opfermut. Er phantasiert sich in eine solche Tat und Gefahr hinein, unbekümmert ob es denn wirklich Forts bei Dresden gegeben hat. Aber in höchst geschickter und anziehender Weise hat er in seinen Erzählungen wie in den Zwischenreden der „Serapionsbrüder" immer wieder die Kriegsereignisse von 1806 bis 1815 als Hintergrund wirkungsvoll angebracht, so daß auch diese Verbindung mit der mittelbar durchlebten Gegenwart die Teilnahme wie den künstlerisch-historischen Wert erhöht. Wenn jede Erzählung, sagt er einmal, gewinne, je mehr „individuell lokal" sie sei, so schien ihm das Erfassen des „geschichtlich Wahren" äußerst schwierig. Zu historischen Romanen hielt sich Hoffmann, der doch im „Fräulein von Scudery", in „Meister Martin" und „Johannes Wacht" die Zustände am Hofe des gealterten Sonnenkönigs, in altdeutschen Städten so anschaulich zu schildern vermochte, nicht fähig. Ferne von ihm liege der in der größten Einfachheit rege und lebendige Geist des bewunderten Walter Scott. Er würde sehr übel tun, eine solche ihm fremde Ruhe erkünsteln zu wollen. Wohl aber glaubte er auch mageren Stoffen „dadurch mehr Fleisch und Blut zuzuwenden, daß ich aus einer großen, verhängnisvollen Zeit Gebilde herbeiholte, deren Rahmen das nun eigentlich nur ist, was als sich in dem Augenblick begebend dargestellt ist". Die Dichtkunst, läßt Hoffmann seinen klugen treuen Hund Berganza sprechen, sei „nichts anderes als das Leben des Dichters selbst, von jeder Gemeinheit des Alltags angeregt, sich willig den Gemeinheiten selbst hingebend und die Stunden der Weihe am Schreibtische von allem übrigen Treiben und Tun sorgfältig trennend. Mir ist es schon fatal, daß man bei dem Dichter, als sei er eine diplomatische Person oder nur überhaupt ein Geschäftsmann, immer das Privatleben — und nun von welchem Leben denn? — absondert. Niemals werde ich mich davon überzeugen, daß der, dessen ganzes Leben die Poesie nicht über das Gemeine, über die kleinen Erbärmlichkeiten der konventionellen Welt erhebt, der nicht zu gleicher Zeit gutmütig und grandiös ist, ein wahrhafter, aus innerem Beruf, aus der tiefsten Anregung des Gemüts hervorgegangener Dichter sei. Ich möchte immer etwas aufsuchen, wodurch erklärt würde, wie das, was er verkündet, von außen hineingegangen sei und den Samen gestreut habe, den nun der lebhafte Geist, das regbare Gemüt zur Blüte und Frucht reifen läßt." Ihm selbst, sagt Hoffmann, fließe, indem er sich dem leichten Spiel seiner Phantasie überlasse, „inneres und äußeres Leben ineinander, den Leser in ein fremdes Zauberreich lockend".

Hoffmann selber ist wiederholt Gegenstand der Dichtung geworden, am bekanntesten natürlich in Offenbachs vielgespielter Operette „Hoffmanns Erzählungen". Eine phantastische Ouvertüre „E. T. A. Hoffmann" von Otto Besch, im Januar 1922 in Breslau aufgeführt, hat nach dem Urteil eines Musikers sehr geschickt Hoffmanns Dichtungen und starke Beziehungen zur Musik als Bausteine benutzt, um dem Namen Hoffmanns Ehre anzutun, „so daß ein lebendiges Werk

erstand, das für den keines Kommentars bedarf, der weiß, wer Hoffmann war". Nachdem Hans von Müller 1903 alle auf den Kapellmeister Kreisler bezüglichen Texte, Kompositionen und Bilder von Hoffmann in einem besonderen „Kreislerbuch" (im Inselverlag) zusammengestellt hatte, wurden von Richard Schaukal um das von dem musikalischen Dichter geschaffene musikalische Spiegelbild seiner selbst weitere „Dreizehn Vigilien aus einem Künstlerleben" (2. verbesserte Auflage, München 1918 bei Georg Müller) gewoben. Höchst unglücklich und unwürdig haben ganz neuerdings Meinhard und Bernauer die tiefpoetische Gestalt zu einem Berliner Theaterstück „Die wunderlichen Geschichten des Kapellmeisters Kreisler" mißbraucht. Dagegen hat, nachdem von Oskar Kreuzer 1920 in einem Vortrage der Gesellschaft für fränkische Geschichte „Das geistige und gesellschaftliche Leben Bambergs zu Beginn des 19. Jahrhunderts" (Verlag des Bamberger Tageblatts) quellenmäßig geschildert worden war, Rudolf Heubner in dem grotesken Roman „Der verhexte Genius" (Leipzig 1921, L. Staakmanns Verlag) einen höchst anziehenden Versuch unternommen, in Hoffmanns Bamberger Umgebung und Erlebnissen die Urbilder für eine ganze Reihe von Zügen in seinen Werken nachzuweisen, und zwar selber in Hoffmannscher Art Wahrheit und Dichtung durcheinanderwirrend. Der Hoffmanns Manier treffend nachahmende Roman verdient um so mehr Beachtung, als ja zweifellos die in Bamberg verlebten Jahre und empfangenen Eindrücke nicht bloß durch die leidenschaftlich eingebildete Liebe für seine Schülerin Julia Marc, sondern auch sonst in seiner Dichtung deutlich fortwirken. Auch für „Hoffmanns Stellung zu Drama und Theater", welche durch Werner Mausolfs Breslauer Dissertation (Berlin, Emil Eberings „Germanische Studien", 7. Heft 1920) zum ersten Male nach ihrem vollen Umfang und in ihrer Eigenart übersichtlich geworden ist, erscheint ja die Verbindung mit dem Bamberger Theater entscheidend. Der dann in Berlin einsetzende Verkehr mit Ludwig Devrient, den Robert Springers matter dreibändiger Künstlerroman „Devrient und Hoffmann oder Schauspieler und Serapionsbruder" (Berlin 1873) erfindungsarm dialogisierte, hat höchstens Hoffmanns Verhältnis zu Shakespeare vertieft. Hoffmanns Bedeutung für die deutsche Theatergeschichte liegt aber in den von ihm zu Bamberg inspirierten Aufführungen Calderons.

Mit der Nennung Calderons ist zugleich an Hoffmanns enge Verbindung mit der Romantik erinnert. War doch August Wilhelm Schlegel der Übersetzer des „Spanischen Theaters", aus dem Hoffmann Stücke auf die Bamberger Bühne brachte und sich einen Operntext zurechtmachen wollte. Die ganze Begeisterung für Calderon und Lope de Vega, die selbst den der Romantik sonst abgeneigten Grillparzer so mächtig ergriff, geht ja aus von Tieck und den Brüdern Schlegel (Elisabeth Münnig, Calderon und die ältere deutsche Romantik, Berlin 1912). In Fouqués „norddeutscher" Vierteljahresschrift „Die Musen" hat Hoffmann über seine erfolgreiche Einstudierung Calderonscher Schauspiele auf dem Theater in Bamberg berichtet, für die er auch als Kulissenmaler und Maschinenmeister tätig war. Dieses Eintreten des im protestantischen Königsberg geborenen Hoffmann für „Kunstwerke und Spiele der römischen Kirche" hebt denn auch Joseph Nadler als besonders beachtenswert hervor in dem seine neue Einteilung der deutschen Literaturgeschichte

nach Stämmen fortsetzenden Buche „Die Berliner Romantik 1800 bis 1814“ (Berlin 1921, verlegt bei Erich Reiß). Berlin ist dabei ja nur ein Schlagwort, denn in der Tat handelt es sich für Nadler um Herausarbeitung eines Gegensatzes zwischen dem deutschen Koloniallande östlich der Elbe und dem schon im Mittelalter als Pflegestätte und Heimat deutscher Kultur maßgebenden Südwesten. Hoffmann, der „allseitige Künstler“ mit seinem „vieldeutigen Wesen“ wird von Nadler nach Hamann, Herder und Zacharias Werner als „der vierte in der ostpreußischen Reihe“ gekennzeichnet. Nadler meint, Hoffmann habe nicht gleich den anderen sittliche und religiöse Kämpfe auszuringen gehabt. Das klingt ja bei weitem nicht so schroff, wie das Verwerfungsurteil, das Eichendorff 1847 in seinen Betrachtungen „Über die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland“ über Hoffmann ausgesprochen hat, den er beschuldigte, gleich den damals neueren französischen Romantikern das Dämonische mit Vorliebe großzuziehen, zu hegen und zu hätscheln, anstatt es zu bekämpfen. Aber völlig gerecht wird man Hoffmanns Auffassung des Verhältnisses von Sittlichkeit und Sinnlichkeit, Moral und Kunst doch nur werden, wenn wir sein eigenes, in einem Briefe niedergelegtes Geständnis vernehmen. Da bezeichnet er es als Aufgabe der Kunst: „Das Christentum allmählich wieder in das Ästhetische, in die Kunst hinüberzuleiten, das Christentum dadurch dem Menschenbedürfnis näher zu bringen, die Kunst aber, die so lang entweihte, dadurch zu heiligen. Es gibt keine Kunst, die nicht heilig wäre; und die Frage, ob die Poesie moralisch sein müsse, beruht auf den schrecklichsten Mißverständnissen. Ich frage nicht nach des Künstlers Leben; aber sein Kunstwerk muß rein sein, im höchsten Grade sittlich, womöglich religiös. Es braucht darum keine sogenannte moralische Tendenz haben. Ja soll es nicht einmal. Das wahrhaft Schöne ist selbst das Moralische, nur in anderer Form. Die Kunst ist ewig klar. Die Nebel der Unwissenschaft sind ihr so feindlich als die lebenzerstörende Stickluft der Immoralität. Kunst ist die Blüte der menschlichen Kraft“.

Modernen Hoffmann-Verehrern, die sich nicht begnügen, jenseits von Gut und Böse zu stehen, sondern alle Moralität als kunsthemmend bekämpfen zu müssen glauben, sei des Teufels-Hoffmanns Warnung vor der „lebenzerstörenden Stickluft der Immoralität“ gerade anläßlich der Hoffmannfeiern ins Stammbuch geschrieben. Wir dürfen bei der Frage nach Hoffmanns Stellung zu sittlichen Fragen auch nicht außer acht lassen, welch starken Einfluß der in allem Religiösen und Sittlichen so fein und streng empfindende Gotthilf Heinrich Schubert durch seine Schriften wie in persönlichem Umgange während der Bamberger Zeit auf ihn ausübte (F. Rudolf Merkel, Der Naturphilosoph Schubert und die deutsche Romantik. München 1913, Becksche Verlagsbuchhandlung; G. Nathanael Bonwelsch, Schubert in seinen Briefen. Ein Lebensbild. Stuttgart 1918). Außer diesem philosophischen Vertreter der Nachtseiten des menschlichen Lebens haben von den romantischen Führern auf den Erzähler Hoffmann am stärksten Ludwig Tieck und Wackenroder eingewirkt, wie dies erst 1921 Walter Jost in seinen „Studien zur Entwicklungsgeschichte des romantischen Subjektivismus“ (Frankfurt a. M., Diesterweg) nachzuweisen wußte. Nach dem Muster des in Tiecks „Phantasus“ zwischen 1812 und 1816 um die Märchendramen und Erzählungen seiner romantischen Frühzeit gespannten Rah-

mens hat Hoffmann eine Auswahl seiner Novellen in die Gespräche der „Serapionsbrüder“ eingebettet. Allein gerade im Gegensatze zu der unüberbrückbaren Scheidung des Alltags und der Märchenwunder bei Tieck rühmt Jost, wie bei Hoffmann „die natürliche Welt das Wunder einschließt“. Was Jost den festen Boden nennt, auf den sich Hoffmanns frei schweifende Einbildungskraft stellt, wurde von Hebbel gerühmt als der Hoffmanns Werke durchströmende Dichtungsquell des wirklichen Lebens.

So hat Hoffmann verstanden, scheinbar einander widerstrebende Bestandteile künstlerisch zu verbinden, und gerade hierin dürfte er der sogenannten Neuromantik, der ja einander bekämpfende naturalistische und symbolistische Strömungen vorausgegangen sind, vorbildlich sein. Romantische Sehnsucht nach Musik, wie sie in der „Die verkehrte Welt“ einleitenden „Symphonie“ in Worten ihren Höhepunkt gefunden hat, jedoch das ganze Dichten des jungen Tieck durchzieht, der Wackenroder in Joseph Berglingers merkwürdiger Lebensgeschichte ein so rührendes Denkmal gesetzt hat, war ein Lebenselement Hoffmanns. Er hat nicht bloß der Schriftstellerei über Musik, einem Weber, Wagner, Schumann, Pfitzner die Wege gebahnt, sondern das Glück genossen, auch selber als Musiker schaffen zu können. Daß es ihm indessen nicht gelang, auf diesem Gebiete Werke von durchschlagender Kraft und von Dauerwert zustande zu bringen, darin liegt wohl die tiefste Tragik seines Lebens. War er sich bei seiner durchdringenden musikalischen Einsicht doch klar darüber, daß er hier immer nur ein Halbgesegneter sei. Auch daß er, der sich so sehr nach freiem Künstlerleben gesehnt hatte, daß er in den Folgen der Schlacht von Jena zunächst nur eine erwünschte Befreiung von seinen lästigen Amtspflichten empfand, zuletzt froh sein mußte, aus der dornenvollen Kapellmeisterlaufbahn wieder unter dem juristischen Joche als Beamter sich zu beugen, entbehrt nicht einer gewissen Tragik. Was ihm aber anfänglich bloße Nebenbeschäftigung war, ja nur aus dem Zwange, seinen Lebensunterhalt zu erwerben, begonnen worden war, die Tätigkeit als Schriftsteller, gerade diese sollte ihm nicht allein für das letzte Jahrzehnt seines Erdendaseins Hauptsache werden, sondern auch für immer seine Stellung in Kunst- und Literaturgeschichte bestimmen. Hier nun entwickelte er eine Begabung, die, wenn wir auch im einzelnen Quellen und Anregungen aufdecken, welche Leben und Bücher ihm boten, doch so einzigartig aus seiner Persönlichkeit, dem Menschen mit seinen Widersprüchen, entsprang, daß wir jetzt ein Jahrhundertt nach seinem Tode rühmen dürfen: Die Bedeutung von Hoffmanns Dichtungen hat sich nicht vermindert, nein, sie ist, wieviel zeitlich Bedingtes sie auch enthalten, unter völlig veränderten Zeitverhältnissen gerade in den letzten Jahrzehnten dauernd gewachsen. Er schreitet in das zweite Jahrhundert seines künstlerischen Nachlebens als ein wirklich Lebendiger, Wirkender. Und ist die Feststellung solcher Tatsache nicht das schönste Lorbeerreis, das wir am hundertsten Todestage (25. Juni) des in voller Schaffenskraft in seinem 56. Lebensjahre aus allen Lebenswirren Geschiedenen ihm zu widmen vermögen?



An die Heimat

Von Fritz Halbach

Wie einen köstlichen Edelstein trag' ich im Herzen der Heimat Bild.
Wer dich nicht kennt, Heimat, nicht in Ehrfurcht dich nennt, der irrt und wandert und hat weder Wurzel noch Ziel.

Wie streutest du deine Wunder um mich, da ich Kind war!
Geheimnisvoll rauschten deine Quellen dem Knaben und Jüngling.
Du nährtest in dem Busen des Mannes die immerwährende Sehnsucht.
Leuchtend seh' ich dich vor mir liegen; in dunkle Tage webtest du schimmernde Fäden von Gold.
Die lieblichen Schalen deiner Täler winken mit tausend versteckten Kostbarkeiten.
Deine Hügel weiden des blauen Horizontes weiße Wölkchen wie eine fröhliche Schar von Lämmern.
Die Wälder leuchten im Herbstgewand, und über die Felder wandelt der selige Friede.
Der Vater schreitet und ordnet den Segen der Scheunen; der Mutter heilige Hände hüten den Herd.
Die Brüder werfen ins Tagwerk die wirbelnden Kräfte; der Schwestern fröhliche Lieder füllen mein Ohr.
Immer sah ich dich so, meine Heimat, und meine Träume flogen dir zu!
Und wo mir die Fremde am härtesten war, da griff mich am stärksten die Sehnsucht nach deinen Gefilden ...
Nun aber liegen des Schicksals Hände hart über dir, und die Zeiten des Elends sind jeden Erbarmens bar.
Der Tag ziehet herauf mit schweren Jochen; im Abend kühlst du die brennenden Striemen der Schmach.
Wo Frohsinn und fröhliches Schaffen war, da schleichen die Stunden dahin in verbissenem Schweigen ...
Brüder, schlagt doch die herrlichen Wälder zu Keulen!
Recket das rostende Eisen zu flammender Tat!
Und schreibt mit Flammenschrift ins Buch der Zeit: Hier wohnt ein freies Volk auf freier Flur!
Lebt in der alten Eintracht miteinander und teilet brüderlich der Felder göttlichen Segen.
Holet hervor der Väter heiligen Handschlag und steht wider jeglichen Fremdling wie eine Mauer!
Reinigt die Täler und heiligt die Hügel; in die Wälder werfet das alte fröhliche Lied! ...
Wie einen köstlichen Edelstein trag' ich im Herzen der Heimat Bild.



Selbsthilfe

Von Toni Harten-Hoencke

Wer jemals über vaterländische Grenzen hinaus gekommen ist, wer im Ausland nicht bloß gereist, sondern gelebt und gestrebt hat, und wer gar noch die Zeit des Weltkrieges in der Fremde zugebracht und sich sein Dasein gegen Feinde hat erstreiten müssen: der sieht viele Dinge naturgemäß anders als der Daheimgebliebene. Es geht ihm wie etwa dem Flieger, der von oben das Schlachtfeld und die Entwicklungen des Kampfes überschaut, gegenüber dem unten Kämpfenden, dessen Gesichtsfeld beschränkt ist.

Als Deutscher erstaunt man in Amerika zunächst über das eigentümliche Verhältnis von Organisation und Selbsthilfe. Wir haben von Amerika meistens nur den Begriff eines Landes der unbedingten, schrankenlosen Selbsthilfe. Was die „Riesentrusts" eigentlich sind und bedeuten, was drüben an Organisationen geleistet wird, erfassen wir von hier nicht, erfaßten wir zu unserm schwersten Schaden auch an berufenen Stellen im Krieg nicht, sonst hätten wir Amerika nicht so falsch eingeschätzt.

Amerikas Organisationsgewalt liegt im Prinzip der Selbsthilfe. Das Versagen unseres Organisationswesens liegt daran, daß wir keine Ahnung von Selbsthilfe haben. Eine Organisation lebt und gedeiht wahrhaft nur, wenn eine kräftig entwickelte Arbeit des Einzelnen sie trägt. Weiß sich der Einzelne nicht selbst zu helfen, so ist er ein faules Mitglied des lebendigen Ganzen, bringt also die Organisation nicht vorwärts, sondern hemmt sie. Deshalb nützt kein Rufen nach Organisation. Die soll und muß aus kraftvollen Einzeltrieben „organisch" herauswachsen, um groß und mächtig und dauernd zu wirken. Erst Selbsthilfe schafft die richtige Organisation. Nur wer mit der Selbsthilfe beginnt, wird ein rechter Organisator oder ein nützliches Mitglied einer Organisation werden. Wir Deutschen müssen uns vor allen Dingen zur Selbsthilfe erziehen. Namenlos hat uns unser träges, hilfloses Beruhen in Organisationen in unserem großen, bewunderten Staatswesen geschwächt und geschadet. Es war zu schön und bewundernswert, unser Ganzes. Die es geschaffen, waren große Selbsthelfer aus tiefster Not. Wir Nachkommenden hielten ihr Werk nicht lebendig. Das Schlimmste war, daß wir es von innen her gar nicht mehr erkennen konnten, wie abhängig und unfähig wir Einzelnen geworden waren. Nur ein Aufenthalt im Ausland war imstande, uns die Augen zu öffnen, immer vorausgesetzt, daß wir sehen wollten.

Als wir zuerst in Nordamerika von der „Einzelversklavung" der Deutschen hörten, die durch den Drill von der Wiege bis zum Grabe herbeigeführt worden sei, zuerst in der imposanten Schulorganisation, dann im Heer, dann im Beruf; als wir hörten: „Ihr Deutschen wagt euch ja nicht zu mucksen! Zuerst habt ihr in der Schule eine Heidenangst vor Stock und Zensur, dann — na, vom Militär braucht man gar nicht zu reden —, dann die Frau in der Ehe vor dem Mann, der Mann vor den Vorgesetzten, alle vor irgendwelchen Schrecken: Verlust von Stellung, Pension, Ansehen usw." — als wir solche Reden zu hören bekamen, empörten wir uns selbst-

verständlich und leugneten alles ab. Wir hielten den Amerikanern ihre Unfreiheiten vor, die man uns zumeist ebensowenig zugeben wollte. Unsre eigenen wurden uns erst langsam klar. Wir lernten sehen, wie unsre beste Kraft tatsächlich von unsern Organisationen erdrückt wurde. Und zwar weil die Organisation zum Selbstzweck geworden war, anstatt Dienerin aller Einzelnen zu bleiben; weil die Polizei z. B. nicht mehr des Publikums wegen da war, sondern das Publikum der Polizei wegen, von der es nun auch wie ein anspruchsvolles Kind alles und alles erwartete und forderte. Wenn die Amerikaner heute von „Verpreußung" ihres Landes reden, so meinen sie damit die Entwicklung von ihrem eigenen Begriff der Organisation als Zusammenschluß und Instrument der Einzelwillen zur allgewaltigen, alles bevormundenden Organisation hin, deren Ausdruck man hauptsächlich in Deutschland fand. Es ist Amerikas Sache, sich zum wahren Wesen der Organisation zurückzufinden und sich auf dessen Grundlage weiterzuentwickeln, oder unsern Irrweg nachzumachen, der für jeden dieselben Folgen gehabt hat und haben wird wie bei uns.

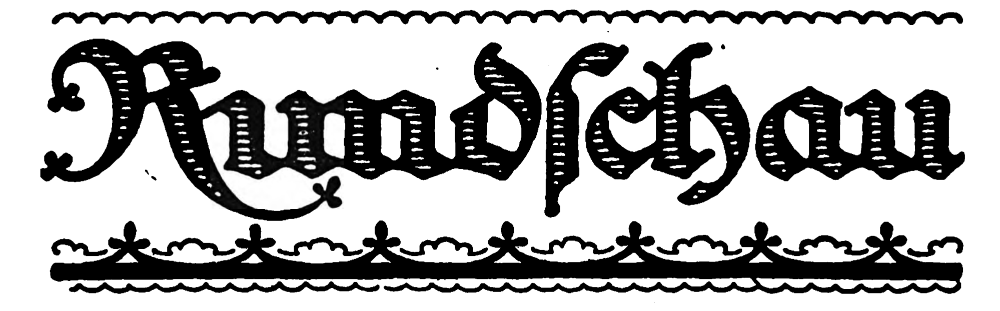
Wenn wir selbst nicht ernstlich und gründlich aufwachen und einen anderen Kurs einschlagen, nützt alles Reden von Aufbau und alles Seufzen nach Erneuerung nichts. So lange ein großer Teil unseres Volkes hilflos dasteht und nach Organisation, Führer usw. ruft — und ein anderer Teil uns von allgewaltigen, despotischen Organisationen zu immer schlimmerer Rückenmarksschwäche des einzelnen Menschen verdammen läßt, so lange ist keine Aussicht auf Rettung und Überwindung.

Wir sollten von Grund aus anders zu unsern Parteien und Verbänden, Vereinen oder Klubs kommen, oder an sie herantreten, sollten sie als Zusammenschluß lauter Arbeitender, Wirkender, Schaffender sehen, zu dem jeder Einzelne nur gehört, indem und so lange er selber auch unmittelbar tätig ist. Jede Organisation ist vom Übel, wenn sie als Polizei- und Versorgungsanstalt betrachtet wird und wirkt, als das berühmte Ding, das alles für uns tut, damit wir uns beruhigt selbst auf die faule Bank legen können, das uns (die Herde, genannt Stimmvieh) nicht unserer Überzeugung nach führt, sondern uns in ein Schema preßt, das meistens mit unsrer innersten Meinung gar nichts mehr zu tun hat.

Die Losung muß heißen: Hier stehe ich und schaffe selbst; jetzt, Organisation, werde, um als vereinte Kraftentfaltung mehr zu schaffen!

Wenn Organisation die Selbsthilfe ihrer Glieder lähmt oder abtötet, wirkt sie volkszersetzend und kann nicht anders als zerbrochen werden, um neuem Leben Luft zu machen.





Elsässische Charakterbilder

(Frühere Bilder erschienen im Januar- bis Märzheft 1921)

4. Johann Friedrich Oberlin

> Wohl mochten manche weit dich überragen
> An Scharfsinn und an umfangreichem Wissen:
> Wo aber kam dir einer gleich an Liebe?
>
> Friedrich Otte

Lienhards Roman „Oberlin“ hat weitesten Kreisen in Deutschland die verehrungswürdige Persönlichkeit des elsässischen Pfarrers menschlich nahegeführt. Es wird daher den Lesern des „Türmers“ besonders wertvoll sein, ein kurzes Lebensbild Oberlins im Rahmen der bisherigen „Elsässischen Charakterbilder“ kennen zu lernen.

Johann Friedrich Oberlin wurde am 31. August 1740 zu Straßburg als Sohn eines Gymnasialprofessors geboren. Schon der Knabe gab bezeichnende Proben warmen menschlichen Mitgefühls und herzhaften Muts: So, als auf dem Markt der Stadt einem Bauernweib ein Korb mit Eiern vom Kopfe gestoßen wurde und der junge Friedrich die bösen Buben, die das getan hatten, gründlich ausschalt und den Inhalt seiner Sparbüchse der Frau zum Geschenk machte. Dann wieder, als er einem Bettelvogt, der auf der Straße einen armen Invaliden mißhandelte, in scharfen Ausdrücken zur Rede stellte. Friedrich hatte Neigung zum Soldatenberuf, und diese frühe Vorliebe wurde von dem Vater kräftig gefördert. Es ist bedeutsam, daß in Oberlins Elternhaus — er hatte sechs Brüder und zwei Schwestern — ein frommer und zugleich frischer Geist herrschte, ob es schon in der kinderreichen Familie knapp genug herging.

Der erste Geistliche, der nachhaltig auf Fritz einwirkte, war der Lutheraner Dr Lorenz in Straßburg, der in der Zeit des Rationalismus mit der Betonung seines Standpunktes ziemlich allein stand und infolgedessen mancherlei Anfeindungen ausgesetzt war. Für das frühe Aufleben des religiösen Bewußtseins unseres Oberlin ist das Gelöbnis Zeuge, das er in seinem zwanzigsten Jahr schriftlich ablegte und worin er sich Gott förmlich verbündet. Das Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit von Gott und grundlosen Vertrauens zu ihm — christliche Kardinaltugenden! — kommt darin ergreifend zur Darstellung. Die Überzeugung, daß die Gottheit jeden Schritt des schwachen Menschen lenke und in jeder Lebenslage dem Einzelnen ihren Willen erkennen lasse, hat Oberlin mit Jung-Stilling gemein, dem er später auch in persönlicher Freundschaft nahetrat. So verband sich in seiner religiösen Grundanschauung früh mit der dogmatisch überkommenen Gesetzlichkeit das Bedürfnis der persönlichen Heilsaneignung: Grundkräfte, aus denen der Geistliche immer wieder die Motive seiner späteren Weltanschauung geschöpft hat.

Nach Vollendung der theologischen Studien trat Oberlin nicht sofort eine Pfarrstelle an, sondern brachte die Jahre 1760—67 damit hin, Privatunterricht zu erteilen: er wurde Hofmeister bei dem ausgezeichneten Chirurgen Ziegenhagen in Straßburg. In dieser Stellung mag er sich die feineren Umgangsformen der höheren Gesellschaft angeeignet haben, die er auch in den späteren dörflichen Verhältnissen sorgfältig beibehielt. Vor allem erlangte er hier jene chirur-

gischen und medizinischen Kenntnisse, die sich in seinem einsamen Steintal besonders nützlich erwiesen.

Ein launiger Zug aus dieser Straßburger Zeit Oberlins kennzeichnet das hohe Ansehen, das schon der junge Geistliche bei seinen Mitbürgern genoß. Ein mystisch angehauchter Krämer kam eines Tages zu ihm und erzählte ihm, daß häufig ein Geist im Gewand eines alten Ritters bei ihm erscheine und ihm große Hoffnungen auf einen Schatz mache, der in seinem Keller begraben liege. Sei er ihm aber gefolgt, so hätte ein fürchterliches Geräusch ihn erschreckt und alle Versuche, den Schatz zu heben, wären vergeblich gewesen. Als nun Oberlin um Mitternacht in des Krämers Haus kam, fand er ihn in Gesellschaft seiner Verwandten, die nach einer Weile sämtlich erblaßten und den Geistlichen versicherten, daß der „Graf" eben Miene mache, auf ihn zuzuschreiten. Oberlin, der nichts bemerkte, erhob sich gleichwohl und wies den „Herrn Grafen" in ebenso höflichen wie bestimmten Worten zurecht. Von da ab ward dieser Geist nicht mehr gesehen.

Oberlin wollte Feldprediger werden. Da aber erschien eines Abends der Pfarrer des Steintals, Stuber, bei ihm — unser Freund wohnte in einem Dachstübchen, wo er ungestört seinen Studien oblag und sich selbst sein in einer Brotsuppe bestehendes Abendessen bereitete — und eröffnete ihm, daß er ihn als seinen Nachfolger in Waldbach, von wo Stuber nach St. Thomas in Straßburg berufen sei, für besonders geeignet halte. Oberlin ging auf dieses Anerbieten ein.

Das Steintal, das seinen Namen vom alten Schloß „Stein" (La Roche) erhalten, hat seit den Tagen der Raubritter eine sehr wechselnde Geschichte gehabt. Den ursprünglichen ritterlichen Besitzern wurde das Schloß durch die Herren von Schirmeck und Colleroy-la-Roche im Jahre 1099 entrissen und zerstört, später jedoch wieder aufgebaut. Im 13. Jahrhundert gehörte es dem Hause Rappoltstein. 1303 erwarben es die Edlen von Rathsamhausen, die den Titel „zum Stein" annahmen. Durch die Stadt Straßburg und den dortigen Bischof im Jahre 1469 belagert und beschossen, fiel das Raubnest in den Besitz der Stadt und wurde nun völlig zerstört. Die Rathsamhausen behielten indessen die Herrschaft unter dem Titel eines Lehens des Straßburger Bischofs. 1570 kam der Besitz an die Linie von Pfalz-Veldenz. Hierauf wechselte die Gegend verschiedentlich die Herrschaft. Sie wurde 1762 zur Grafschaft erhoben und dem Marquis d'Argenson verliehen. Dies war der Herr, der Oberlin auf die Pfarrei Waldbach vorschlug. Die späteren Grundbesitzer waren die Herren v. Dietrich, deren Familie in bedeutenden Vertretern mehr als einmal an der elsässischen Geschichte hervorragenden Anteil nahm.

Früh wurde im Steintal die Reformation eingeführt. Doch blieben katholische Teile zurück. 1648 wurde den Protestanten die Religionsfreiheit und somit der öffentliche Gottesdienst in den Kirchen zugesprochen. Es war das Jahr des Westfälischen Friedens, in dem das Steintal mit großen Teilen des Elsaß an Frankreich abgetreten werden mußte.

Südlich wird das Tal von dem fast 1200 m hohen Hochfeld (Feuerfeld) eingesäumt, das vulkanischen Ursprungs ist. Granit und Porphyr bilden neben zahlreichen andern Gesteinsarten die Hauptbestandteile des Massivs. Nur der sechste Teil des Bodens ist Ackerland, das übrige Wald und Bergwiesen. Die Krume ist wenig ertragreich. Immerhin gedeihen Birn- und Kirschbäume. Das Klima ist je nach der Höhenlage verschieden. Die Wintermonate fangen gewöhnlich im September an, der Schnee schmilzt meist erst im Mai, so daß nur 4—5 Monate zur sommerlichen Witterung übrigbleiben. Entsprechend ist der Charakter der Bevölkerung von Natur rauh und unwirtlich. In der Zeit vor Stubers Reformwerk machten sich Elend und Entsittlichung oft in erschreckendem Maße breit.

Das also ist die Gegend, in die Oberlin, einem Ruf seines Herzens und Gewissens folgend, sich als Seelen- und Menschenhirt unversehens hineingestellt sah. Stuber hatte gründliche Vorarbeit geleistet: er erforschte die Geschichte der Gegend, hob den Unterricht, den bisher abgediente Viehhirten ohne jede Bildung erteilt hatten, indem er tüchtigen Leuten die unentbehrlichsten Vorkenntnisse vermittelte, gab ein Alphabet heraus „zur Erleichterung der Kunst, Französisch zu buchstabieren und zu lesen" — die bisherige Sprache dieser Gebirgsgegend war ein ungefüges

romanisches Patois — und machte den Leuten die Bibel bekannt. Sogar eine kleine Bibliothek für die Pfarrgenossen gelang es ihm zu stiften. Die Kirche von Waldbach wurde in der Zeit von Stubers Wirksamkeit gebaut. Der beste Rat, den dieser tüchtige Geistliche seinem Nachfolger bezüglich seiner Tätigkeit in jenem Neuland der Kultur erteilen konnte, war der, „für die Seelen der Herde zu sorgen.“ Denn: „Wenn sie Christen sind, werden sie von selbst tätig, vernünftig und vorsichtig werden.“

Oberlin begann mit landwirtschaftlichen Neuerungen. Er pflanzte Obstbäume an, zog eine ertragreiche Art Kartoffeln, deren Samen er aus dem Ausland bestellte, und sorgte für den Anbau von Gemüsen und Kräutern, wobei ihm die im Haus Ziegenhagen erworbenen botanischen Kenntnisse zustatten kamen. Seine Sorgfalt erstreckte sich bis auf Düngerbereitung und Rodung bisheriger Weideplätze. Durch zweckmäßige Viehfütterung suchte er die Milch- und Butterwirtschaft in Gang zu bringen. Durch die Gründung eines landwirtschaftlichen Vereins ermutigte der Geistliche den Wetteifer der Gemeinde; ein aus freiwilligen Beiträgen unterstützter Geldfonds war zur Austeilung von Preisen an bewährte Viehzüchter bestimmt. Planmäßig fortschreitend begann der Pfarrer an einem bestimmten Wochentage Vorlesungen über Gegenstände des Landbaus abzuhalten. Hand in Hand damit gingen die Bemühungen um Verbreitung nützlicher Allgemeinkenntnisse, so daß Sitten und Bildung der Gemeinde von Jahr zu Jahr zunahmen.

Die nächsten Anstrengungen galten der Hebung des Schulwesens. Die fünf Dörfer, die zur Gemeinde Waldbach gehörten, hatten im Jahre 1767 nur ein Schulhaus, das zudem in baufälligem Zustand war. Dessenungeachtet scheute die Gemeinde die Kosten für den Bau eines neuen. Sie mußten anderweitig beschafft werden. Die wohltätige Unterstützung Straßburger Freunde ermöglichte in wen'gen Jahren die Errichtung von vier Schulhäusern in den verschiedenen Dörfern. Gleichzeitig konnte die Vorbereitung von Lehrern fortgeführt werden. Nun vermochte Oberlin sogar zum Plan der Errichtung einer Kleinkinderschule fortzuschreiten, deren Begründer er im eigentlichen Sinne gewesen und die wohl in allen Ländern für dieses Institut vorbildlich geworden ist. Fünf- und sechsjährige Kinder lernten stricken, spinnen und nähen. Gleichzeitig wurde ihnen der erste Anschauungsunterricht in Religion, Geographie und Naturgeschichte erteilt und ein richtiges Französisch eingeführt. Für den Privatgebrauch der Kinder richtete Oberlin eine Bibliothek her und ließ für den ausschließlichen Gebrauch der Steintäler eine Anzahl ihrem Gesichtskreis entsprechender Schulbücher drucken. Eine Sammlung einheimischer Pflanzen, eine Elektrisiermaschine, physikalische und mathematische Instrumente wurden angeschafft. Wieder hatten Straßburger Freunde ausgeholfen, teilweise auch Oberlin selbst aus seinen sehr bescheidenen Mitteln.

Zur Belehrung und Unterhaltung seiner Gemeindeglieder gab Oberlin einen Kalender heraus, der sich wieder auf die mannigfachsten Wissensgebiete erstreckte, insbesondere aber nützliche Beschäftigungen anregen sollte. Eine im Jahre 1782 gegründete „Christliche Gesellschaft“ ließ Oberlin bald wieder eingehen.

Eine treue Gehilfin hatte Oberlin in seiner Gattin Magdalene Salomea, geb. Witter, die er am 6. Juli 1768 geehelicht hatte. Sie starb indessen schon am 18. Januar 1784 und hinterließ sieben Kinder, wovon vier Söhne. Frau Oberlin schied ohne jede vorhergehende Krankheit aus dem Leben. So erschütternd der Gatte den furchtbaren Schlag empfand, so rasch hatte er sich im Glauben an die göttliche Schicksalsleitung damit versöhnt. Charakteristisch für ihn ist der Umstand, daß der Geisterseher, der er im Steintal wurde, auf das bestimmteste behauptete, daß ihm der Tod die Gemahlin in gewissem Sinne nähergeführt habe und daß der Verkehr zwischen den Ehegatten durch jenen Hinübergang nicht aufgelöst sei.

Der Verlust Magdalenens wurde der Familie teilweise ersetzt durch den Umstand, daß eine fromme Waise, Luise Scheppler, fortan dem Haushalt des Pfarrers unter der Bedingung vorzustehen bereit war, daß ihr Dienst ein freiwilliger und unentgeltlicher sein sollte. Die später

berühmte Dienerin Oberlins zählte damals 23 Jahre. Sie war eine Zeitlang Unterlehrerin gewesen, und das Institut der Kleinkinderschule verdankt ihrem organisatorischen Geschick außerordentlich viel.

Oberlins Haus glich teilweise einem Raritätenkabinett. Manche Wände waren mit Malereien, Inschriften, Bibelversen und Vorschriften zu Missions- und anderen Gebeten tapeziert. Das Gesetz, von dem er sich als Gastgeber leiten ließ, war: „Constante bonté, douceur fermé, charité mâle et inaltérable“ (Beständige Güte, unerschrockene Milde, männliche und unveränderliche Wohltätigkeit). Mit großer Standhaftigkeit ertrug der Pfarrer im Jahre 1793 den Verlust seines ältesten Sohnes Friedrich, der als Freiwilliger der Revolutionsarmee in seinem 24. Lebensjahr fiel.

In der Revolutionszeit wurde Oberlin gleich der übrigen Geistlichkeit sein schmales Einkommen entzogen. Die Gemeinde veranstaltete indes eine Sammlung von Spenden, durch die der verehrte Pfarrer mit dem Nötigsten zum Lebensunterhalt versehen werden konnte. Übrigens entwickelte er gerade in diesen schlimmen Jahren eine großzügige Gastfreundschaft, die so mancher politische Flüchtling an sich erfahren durfte. Oberlin selbst blieb nicht ganz unbelästigt. Doch entschuldigte sich die Schreckensregierung wegen vorgängiger Inhaftierung des Geistlichen, nachdem die Richter durch den Gang der Untersuchungen von Oberlins bahnbrechender Wirksamkeit im Steintal Kenntnis erhalten hatten.

Ein Sendschreiben Oberlins aus dem Jahre 1794 an die jüngeren Mitglieder seiner Herde bringt übrigens eine republikanische Gesinnung des Pfarrers an den Tag. Der Geist, der einen Kant, Klopstock, Schiller in jenen Tagen beseelte, erfüllte auch unsern Oberlin, dessen lebhaftes Naturell für die politischen Neuwerte der Revolution Feuer und Flamme fing. Für Oberlins nationalpolitischen Standpunkt sind einige Selbstzeugnisse überraschend, die er nach dieser Richtung hin abgegeben hat. Er spricht sich „mehr politische Bildung als seinen geistlichen Kollegen“ zu, gesteht aber gleichzeitig, daß er „dennoch sehr zu Fehlern geneigt sei, besonders wenn er auch nur im geringsten gereizt werde“. Der Patriotismus, den wir an ihm wahrnehmen, entsprang großenteils einem religiösen Pflicht- und einem feinmenschlichen Taktgefühl. Oberlin hielt darauf, mit den Behörden seines Landes und Frankreichs tunlichst die besten Beziehungen zu unterhalten. Seine persönlichen Freundschaftsbeziehungen zu dem Straßburger Präfekten Lezai-Marnesia, einem hervorragend organisatorisch veranlagten Beamten — dessen französische Übersetzung von Schillers „Don Carlos“ dem Ersten Konsul Bonaparte gewidmet war — und zahlreiche für ihn schmeichelhafte behördliche Schreiben und Auszeichnungen erweisen dies. Das Band der „Ehrenlegion“, das der alte Mann bei seinen Ausgängen trug — der Orden wurde ihm durch Ordonnanz des Königs am 26. März 1818 verliehen — ist bei Oberlin der sinnfällige Ausdruck einer stets korrekten staatsbürgerlichen Gesinnung. Sein Ausspruch: „Ich bin ein Deutscher und zugleich ein Franzose“, ist uns aber gleichzeitig ein Zeichen dafür, daß diese loyale politische Haltung keineswegs Oberlins nationales Glaubensbekenntnis erschöpft hat. Politisch beachtlich ist außerdem die Eigentümlichkeit, daß zu den zahlreichen hochgestellten Persönlichkeiten unter Oberlins Verehrern auch der Kaiser von Rußland gehörte, der ihm zu Beginn der Feindseligkeiten 1813 einen kaiserlichen Schutzbrief ausstellen und seine besondere Wertschätzung zum Ausdruck bringen ließ.

Als in der Revolution der öffentliche Gottesdienst verboten wurde, war Oberlin genial genug, die anbefohlenen Volksversammlungen „zur Bekämpfung der Tyrannei“ in der Kirche zu halten und zu religiösen Feiern umzugestalten, wie es in Lienhards Kulturbild geschildert ist, so daß gegen den Buchstaben der staatlichen Gesetze nicht verstoßen wurde. Nach Wiedereröffnung der Kirchen im Jahre 1794 gab er eine Erklärung ab, der zufolge er von nun an ohne Gehalt seine pfarramtlichen Pflichten auszuüben versprach. Freie Geldspenden der Gemeindeglieder fristeten sein Leben — wie das der Steintäler Schullehrer. Wie weit die allgemeine Hebung der wirtschaftlichen Verhältnisse damals bereits gestiegen war, beweist die Tatsache, daß ungeachtet der Armut der Einwohner im Steintal selten ein Bettler gesehen wurde. Um mehr Einnahmen zu erzielen, die natürlich wieder zu Wohltätigkeitszwecken zu verwenden waren, errichtete der

Pfarrer in seinem Hause eine Erziehungsanstalt für Kinder vornehmer Familien. Zur „Vermehrung seines Wohlstandes" hielt er drei Büchsen, deren Eingänge er ständig zu nützlichen Zwecken verwandte.

So zog Oberlins Wirken immer größere Kreise. Wie das Vorbild seiner Kleinkinderschulen in Frankreich und Deutschland Nachahmung fand, so beteiligte er sich nun an einem Unternehmen großzügigerer Art in England: der Ersten Britischen Bibelgesellschaft. Persönliche Beziehungen vermittelten insofern, als einer von Oberlins Vikaren nachmals eins der tätigsten und erfolgreichsten Mitglieder jener größten aller Bibelgesellschaften geworden ist. Auch die 1815 begründete Pariser Bibelgesellschaft, die Oberlin nachmals in jeder Weise unterstützte, sowie ein in der gleichen Richtung tätiger Verein, der seit 1804 in Straßburg bestand und dem namhafte Elsässer (von Türkheim, Blessig, Salzmann) angehörten, unterhielt mit dem Patriarchen des Steintals innige und lebhafte Beziehungen, verbunden mit fachlichem Gedankenaustausch. Die Londoner, Basler und Pariser Missionsgesellschaften — von denen die erste alle Weltteile umfaßte — unterstützte er nach Kräften. Sogar die Bemühungen der religiösen Traktatgesellschaften fanden seine Teilnahme. Diese vielfachen Unternehmungen innerer und äußerer Mission hielten darauf, Oberlin von ihren Bestrebungen ein Bild zu vermitteln und seine Ratschläge zu erbitten.

Sein Sohn Heinrich, der sich ganz der Missionstätigkeit gewidmet hatte, ein Freund Lavaters, zehrte sich frühzeitig in diesem freiwillig gewählten Beruf auf und starb bereits im November 1817. Sein Vater hat ihm selbst eine ergreifende Leichenpredigt gehalten.

Schöpferisch war Oberlins Tätigkeit auf dem Gebiet des Gewerbfleißes. Da die Bevölkerungszahl des Steintals beständig zunahm, so verlegte sich der Pfarrer auch auf dieses Gebiet, um den Unbeschäftigten unter seinen Gemeindegliedern lohnende Arbeit zu verschaffen. Mechanische Industrien, die den örtlichen Verhältnissen angepaßt waren (Strohflechten, Stricken, Färben, dann Baumwollspinnen) kamen auf. Da die Maschinenindustrie des nahen Schirmeck mit erdrückender Konkurrenz drohte, betrieben die Fabrikanten Daniel und Joseph Legrand — gleichgesinnte Freunde unseres Pfarrers — die Verteilung von Bandwebstühlen in den Dörfern, so daß die Kinder unter den Augen ihrer Eltern notwendige Heimarbeit verrichten und den Schädigungen des mechanischen Fabrikbetriebs enthoben werden konnten.

Mancherlei Auszeichnungen wurden Oberlin im Alter zuteil, die ihn bei seiner selbstlosen Gemütsart wohl nicht eitel gemacht haben. Sein zuverlässiger Charakter überwand die Hungersnot des Jahres 1817, in der auf einen Hilferuf des nun berühmt gewordenen Pfarrers zahlreiche Spender allenthalben im Lande sich die Not der bedrängten Heimatgenossen angelegen sein ließen. Oberlin war der Mann, überall selbst Hand anzulegen, wo es erfordert wurde. Wie er in seiner ersten Zeit seinen mit Hacken und Spaten ausgerüsteten Pflegebefohlenen ebenso geschmückt voraufging, wenn es galt, Wege zu bauen und Brücken zu errichten in öder, unzugänglicher Gebirgslandschaft; wie er zuweilen, wenn seine noch ungesitteten, wegen seiner geplanten Neuerungen töricht aufgebrachten Gemeindeglieder ihn mit groben Tätlichkeiten bedrohen wollten, ihnen mutig die Stirn zeigen und sie durch sein offenes, entschiedenes Auftreten in Verlegenheit und Scham setzen konnte; wie er durch sein vorbildlich bescheidenes, menschenfreundliches Wirken Zufriedenheit und Vertrauen ausbreitete: so spiegelte sich in seinem ganzen, ungeheuer arbeitsreichen Leben der musterhafte, humane, erzieherische Charakter, der er war.

Und überall war die Religion, eine weitherzige, das Allgemein-Christliche betonende und dabei individuell ausgeprägte Weltanschauung, der oberste Leitgedanke aller seiner Bestrebungen. Er hat Stubers Mahnungen in dieser Richtung zeitlebens befolgt — und doch viel geplant, viel Pläne durchgeführt, gerade in bezug auf die Lebensgestaltung. Sein Gottesdienst war freischöpferisch in der Form wie im Geist: biblisch und persönlich bestimmt in gleicher Weise.

So lebt sein Beispiel eines vorbildlichen Christen und Menschenfreundes unvergänglich und segenbringend unter uns fort und erfüllt von Geschlecht zu Geschlecht Glieder aller Nationen mit dem Geist schlichter, gewissenhafter Pflichterfüllung und geduldigen Ausharrens in dem, was ihnen verordnet ist.

Alsaticus

Begegnungen mit Bismarck

Ein betagter Forstmeister, der lange Jahre in den Vogesen gewirkt hat, erzählt hier seine anspruchslosen Begegnungen mit dem großen Kanzler. Sie sind bezeichnend für das deutsche Empfinden in jenen schweren, kritischen Zeiten um das verhängnisvolle Jahr 1890. D. T.

1. Am 21. April 1885. Ich hatte am 14. April 1885 das Liebste, was ich mein nannte, meine Jugendliebe, mein Weib, in die heimatliche Erde gebettet, hatte am 17. vom Grabe und den Verwandten der Heimgegangenen Abschied genommen und wollte nun meine Schritte wieder den fernen Vogesenbergen zulenken.

Vorher aber gedachte ich, nachdem ich dem einen meiner Jugendfreunde am Grabe die Hand gedrückt, den zwei anderen in Leipzig und Berlin „Guten Tag" zu sagen, bei ihnen Ablenkung von schwermütigen Gedanken zu suchen. In Berlin aber — so war mein lebhafter Wunsch — hoffte ich dem, der mir in erster Linie das geeinigte, machtvolle Vaterland verkörperte, dem Begründer und Baumeister des Reiches, zum erstenmal in sein schöpfertiefes Auge blicken zu können.

Am 20. April traf ich in Berlin ein und besuchte tags darauf mit meinem Freund den Palmengarten und das Charlottenburger Mausoleum, nachdem wir vorher verschiedene Male vor dem Reichskanzlerpalais umsonst auf und ab spaziert waren. Wir lösten uns Karten zur Reichstagssitzung, in der Hoffnung, Bismarck dort zu sehen. Aber unsere Hoffnung war eitel. Wir mußten uns damit begnügen, des Kanzlers unentwegtesten und standhaftesten Gegner Eugen Richter sprechen zu hören, der zu der Frage der Schweinezölle das Wort ergriff.

Nach der Sitzung lenkten wir unsere Schritte wieder dem Ziele meiner Wünsche zu — und siehe da, das Glück war uns hold. Einem Geheimpolizisten, der vor dem Palais auf und ab wandelte, gab ich, gestützt auf meine Bekanntschaft mit Oberförster Lange in Friedrichsruh, mein Verlangen kund. Er erwiderte: „Ihr Wunsch kann erfüllt werden. Sehen Sie den Wagen im Hofe? Darin ist vor kurzer Zeit der König von Schweden erschienen, um dem Fürsten einen Besuch abzustatten. Der Fürst wird jedenfalls seinen hohen Gast nachher zum Wagen geleiten. Gehen Sie bitte, um keine weitere Ansammlung von Menschen zu veranlassen, unauffällig hier auf und ab." Wir taten so — und nach etwa zehn Minuten ward meinem langjährigen, sehnlichsten Wunsch Erfüllung. Die Palaistür öffnete sich: und der König von Schweden erschien, von Bismarck gefolgt. Der Fürst war in Kürassieruniform, ohne Kopfbedeckung. Der König drückte ihm die Hand; Bismarck stand stramm und hochaufgerichtet da, unterdes der König die Stufen hinab und in den Wagen stieg. Ich brauche nicht zu versichern, daß für meine Blicke nur Bismarck vorhanden war und daß ich seine Gestalt förmlich in mich einsog; und deshalb hat gerade seine körperliche Erscheinung bei diesem ersten Male, daß ich den großen Mann in verhältnismäßiger Nähe sah — etwa auf fünfundzwanzig Schritt —, sich tief bei mir eingeprägt. Noch steht er vor meinem inneren Blick: wuchtig, reckenhaft, hochaufgerichtet. Besonders aber ist mir der seherhafte Blick in Erinnerung, mit dem er, als der Wagen mit dem König von Schweden aus dem inzwischen geöffneten Hoftor hinausrollte, über König und Wagen hinweg — vom Sonnenlichte voll begossen — in zukunftsweite Ferne zu blicken schien. Was galten ihm Könige?

Wir, fast die einzigen Zuschauer an diesem seltenen Bilde, hatten still und ehrerbietig gegrüßt. Nun fiel — schien's — noch ein Blick aus den buschigen Brauen auf uns. Wer bildet sich bei solcher Gelegenheit nicht gerne ein, daß er ihm besonders gegolten? Und gleich darauf fiel hinter der historischen Gestalt das Tor schwer ins Schloß.

So habe ich ihn zum ersten Male gesehen. —

2. Am 10. April 1888. Es war ungefähr drei Jahre später, als ich dem Kanzler zum zweiten Male ins Antlitz schaute. Ich hatte — damals auf Schloß Biederthal im Kanton Pfirt

hart an der Schweizergrenze stationiert — in den ersten Tagen des April Urlaub genommen, um in meiner Vaterstadt Hamburg einen Neffen und Paten mit aus der Taufe zu heben. Letzteres war am 8. April geschehen. Am Nachmittag desselben Tages stattete ich zunächst meinem einstigen ersten Lehrer und Schuldirektor, dem achtzigjährigen Dr Bülow in Bergedorf, einen Besuch ab. Das Gespräch drehte sich um Bismarcks Demission wegen der Battenberger Heiratsfrage. Man sprach in wenig verehrungswürdiger Weise von der Kaiserin und war entrüstet über den Streich, den man Bismarck so bald nach des alten Kaisers Tod spiele. Ich hatte bezüglich desselben Gegenstandes schon am Morgen des Tages folgenden besorgten Brief geschrieben: „Es fällt mir etwas schwer zu schreiben. Warum? Das, was in den letzten Tagen von einem unglaublichen Gerüchte sich nach und nach zu ernstester Tatsache verdichtet hat: der beabsichtigte Rücktritt Bismarcks, nimmt mein Sinnen und Denken in höchstem Maße gefangen. Wenn er, dessen Geist uns zum Krieg und Sieg geführt, dem wir verdanken, was wir sind, wenn er einem hessischen Prinzen zuliebe, der einst als Bulgarenfürst fast einen europäischen Krieg heraufbeschworen, zum Opfer fallen sollte, es ist zu traurig, es auszudenken! Wer hätte gedacht, daß so bald nach Kaiser Wilhelms Heimgang seinem bewährtesten, treuen Diener ein so ränkevolles Spiel bereitet werden würde, das, falls es von jener Seite gewonnen wird, den Kanzler unbedingt zum Rücktritt veranlassen muß! Ein Trost bezüglich dieser beklagenswerten Sache ist für mich nur, die Zeitungsstimmen zu lesen, welche beweisen, eine wie ungeheure Verehrung beim Deutschen Volke Bismarck genießt. Darum ist es ein frevelhaftes Spiel, das Deutsche Reich in der jetzigen, so hochernsten Zeit seines ersten Steuermannes zu berauben; und die deutsche Nation hat nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, nachdrücklich und ernst dagegen zu protestieren."

Diese Gedanken gingen damals durch viele Deutsche. Auch mir beschwerten sie Kopf und Herz, als ich einen Tag später nach Berlin fuhr, um von dort am Todestage meiner Frau in Coswig i. Sa. eintreffen und das Grab besuchen zu können. Vorher aber stattete ich Bismarcks bekanntem Oberförster Peter Lange in seinem waldumrauschten, gastfreien Friedrichsruher Heim (wo ich ihn 1880 kennen gelernt) einen Besuch ab, sah mir Bismarcks Wohnung am Nachmittag gründlich an, verlebte am Sonntag einen musikalischen Abend und am Montag einen fröhlichen Vormittag in der Langeschen Familie und fuhr am 9. — mit Empfehlungen an Joly, den Chef der Bismarckschen Geheimpolizei — nach Berlin.

„Schade," sagte tags darauf Jolys Vertreter, „daß Sie nicht ein paar Minuten eher gekommen sind: Sie hätten den Kanzler länger als eine Viertelstunde aus nächster Nähe beobachten können. Er ist eben lang im Park auf und ab gewandert und dabei immer bis auf wenige Schritte an unseren Wacht-Raum herangekommen." Wie schön hätte ich den Kanzler unter dem laubenartigen Gange altehrwürdiger Rüstern sehen können, unter welchen er vor mancher entscheidungsschweren Stunde, Krieg und Frieden in seinem Haupte wägend, auf und ab geschritten war! „Hier kam ihm in der Nacht vom 14. zum 15. Juni 1866 der Gedanke, Moltke zu bewegen, das preußische Heer vierundzwanzig Stunden eher als ursprünglich beabsichtigt war, die Grenze und damit den Rubikon überschreiten zu lassen; und hier sah man ihn 1870 in den Tagen der Kriegserklärung wiederholt, nachdenklich einen schweren Stock schwingend, den immergrünen Gang auf und ab schreiten und von Zeit zu Zeit durch einen der bereitstehenden Diener einen seiner Mitarbeiter zu sich zitieren, um ihm Aufträge zu Depeschen usw. zu erteilen." (S. Busch, Tagebuchblätter II, S. 208). Was mochte er hier in der uns alle so tief erregenden Battenberger Sache erwogen haben?

Gegen Politiker in langen Kleidern — weibliche und priesterliche — hat Bismarck bekanntlich immer Mißtrauen gehegt (Ged. u. Er., II, S. 156); und nun sah er eine kaiserliche Politikerin sich gegenüber, von der er in den „Gedanken und Erinnerungen" in bezug auf das Vorliegende sagt: „Der auf der Verschiedenheit der Nationalität beruhende Dissens hat in der Orientalischen Frage, mit Einschluß der Battenbergischen, manche Erörterung zwischen Ihrer Kaiserlichen

Hoheit und mir veranlaßt. Ihr Einfluß auf ihren Gemahl war zu allen Zeiten groß und wurde stärker mit den Jahren, um zu kulminieren in der Zeit, wo er Kaiser war. Aber auch bei ihr bestand die Überzeugung, daß meine Beibehaltung bei dem Thronwechsel im Interesse der Dynastie liege“ (II, S. 305).

An dem wichtigen Tage, d. h. am 10. April, an welchem ich in Berlin sein durfte, hätte Bismarck vermutlich vor ½6 Uhr nachmittags den mitangegebenen Schlußsatz nicht genau so niedergeschrieben, wie er in seinen Gedanken und Erinnerungen jetzt zu lesen ist.

Mittags war der Großherzog von Baden bei ihm gewesen. Nachmittags in der dritten Stunde war Fürst Bismarck zu längerer Besprechung beim todkranken Kaiser Friedrich in Charlottenburg. Den zurückgekehrten Fürsten hatten die alten Bäume im Park sinnend auf und ab wandeln sehen. Ernste Stunden!

Da erschien, kurz bevor ich vom Kanzlerpalais weggehen wollte, Joly selbst. Er vertraute mir an, daß Bismarck durch ein eben eingetroffenes Telegramm gegen 4 Uhr zur Kaiserin Friedrich befohlen worden, und zwar zu einer Audienz im kronprinzlichen Palais. Dort solle ich mich hinbegeben; er würde mir Platz verschaffen.

Vor dem Palais hatte sich, weil die Kaiserin Friedrich kurz vorher dort eingetroffen und weil es bekannt geworden war, daß Fürst Bismarck kommen würde, eine große Menschenmenge angesammelt. Gegen ¾4 Uhr rollte des Fürsten Wagen heran. Ich stand dicht an der Auffahrt und schaute dem Kanzler, der in seiner Kürassieruniform mit schwefelgelbem Kragen war, aus nächster Nähe in sein bronzenes, ernst dreinschauendes, um den Mund — wie mir schien — schmerzlich bewegtes Gesicht. In dem Augenblick, da der Wagen bei mir vorbeirollte, erhob ich, von einem inneren Antrieb gezwungen, meinen Hut und rief: „Hoch Fürst Bismarck!“ Begeistert stimmte die Menschenmenge ein. Der Fürst dankte ernst und nickte mir zu. Ich sah seine hohe Gestalt noch dem Wagen entsteigen und verschwinden. Anderthalb Stunden dauerte die Besprechung. Was hinter den stillen Mauern des Schlosses verhandelt wurde: es wissen's genau nur zwei Personen. Jedenfalls hat es eine heiße Schlacht gegeben! Den Sieg aber hat Fürst Bismarck davongetragen. Denn am nächsten Tage verkündeten die Blätter, daß mit Verzicht auf die Battenberger Heirat die Kanzlerkrisis beigelegt sei.

Ich sah den Fürsten um ½6 Uhr — ernst wie vorher — zurückfahren. Am Abend trug mich der Schnellzug an das stille Grab meiner Gattin. — —

3. Am 20. August 1889. Das nächste Jahr (1889) sollte mir den Kanzler wiederholt zu Gesicht bringen. Meines Nervenleidens wegen wollte ich eine Kur wiederholen, diesmal in Reinbek bei Hamburg: also in unmittelbarer Nähe von Friedrichsruh.

Am 11. August traf ich in Reinbek ein. Noch derselbe Tag sah mich im Forsthause zu Friedrichsruh, das ich — wohl mit angezogen von der lieblichen dreifaltigen Mädchenblüte — natürlich oft aufsuchte. Da Bismarck sich in Berlin befand, sah ich mir verschiedentlich das Fürstenhaus an. Sonntag, den 18. August, war ich von mittags ab Gast bei Oberförster Langes und war dabei von einem der Familie befreundeten Maler zu dessen Abschiedsbowle eingeladen, die nach dem Kaffee auf der Veranda der Oberförsterei eingenommen wurde. Vor dem Abendessen durchschritt ich den Park des Reichskanzlers, nachdem ich schon vorher mit dem Maler die Stallungen und Wagen angesehen. Der Stuhl, der sich an der Quelle bei der Ville, dem Lieblingsplatz des Fürsten, befindet, war von einem Verehrer desselben mit Heidekraut und anderen Blumen umwunden. Der Kanzler wurde täglich erwartet. Am Nachmittag des nächsten Tages verbreitete sich in Reinbek das Gerücht, der Reichskanzler würde heute abend sicher nach Friedrichsruh kommen. Ich fuhr deshalb mit vielen Kurgästen dorthin. Trotz strömendem Regen war der Bahnhof voll von Menschen. Da kamen die Töchter des Oberförsters und teilten mir mit, daß der Fürst nicht käme. So ging man denn wieder auseinander.

Aber schon am 20. fuhr ich nachmittags auf eine von dort erhaltene Andeutung, die mir mit der Bitte um Geheimhaltung mitgeteilt war, wieder nach dem Fürstensitz. Diesmal war



ich nicht umsonst gekommen. Als ich eintraf, war man gerade dabei, das Silberzeug, das während der Abwesenheit des Fürsten vom Oberförster verwahrt wurde, ins Schloß zu schaffen. Der Oberförster ritt noch nach Schönau, um einen geschlossenen Wagen für den Fürsten zu bestellen. Zurückgekehrt, ging er mit dem Pächter von Schönau ins Schloß voraus, weil er allerhand anzuordnen hatte. Ich folgte kurz vor Ankunft des Zuges mit den drei Töchtern. Letztere meinten, heute müssen wir noch einmal durch den Park gehen — morgen dürfen wir es nicht mehr. Wir taten es denn auch. Es war stockfinster. Ich zog Sanne, die jüngste, an der Hand hinter mir her, und die Zweige der überhängenden Douglastannen streiften dabei oft unsere Gesichter. Auf dem Bahnhof waren viele Menschen versammelt. Der Gendarm wollte die Töchter des Oberförsters von dem Platze, den dieser ihnen angewiesen hatte, zurückdrängen. Der Oberförster verbat es sich aber mit den Worten: „Hier habe ich zu befehlen!" Der Zug traf mit etwa zehn Minuten Verspätung ein. Als er hielt und der Reichskanzler mit Tochter und Enkeln ausstieg, stimmte die Menge in ein Hoch ein, das ein im Zuge befindlicher Herr auf Bismarck ausbrachte. Letzterer kam im Schlapphut, in Zivil, hochaufgerichtet heran; seine Augen glänzten in der Finsternis hell. Und mir schien, sie erleuchteten das Dunkel — so wie sein Geist oft die politische Düsternis im deutschen Vaterlande erhellt hat. An diesen Blick des Bismarckauges werde ich immer erinnert, so oft ich das Lenbachsche Bild ansehe, das den Fürsten in Zivil darstellt (das Original ist im Leipziger Museum), und zwar so, daß die Augen fast als einzige helle, ja blitzende Punkte aus dem sonst merkwürdig dunkel gehaltenen Gemälde hervorleuchten.

Als der Fürst bei mir auf zwei Schritt Entfernung auf dem Bahnsteig vorbeikam, sagte er laut: „Guten Abend!" Er und die Seinigen bestiegen dann zwei bereitstehende Wagen und fuhren ins Schloß, über welches die Nacht ihren schwarzen Schleier zog. —

4. Am 21. August 1889. Nun der Fürst wirklich da war, fanden sich täglich Kurgäste, die mich wegen meiner Bekanntschaft mit dem Oberförster baten, ihnen dazu verhelfen zu wollen, den großen Kanzler zu Gesicht zu bekommen. Namentlich war da eine junge bildhübsche Hamburgerin, Frl. L., Tochter eines Großkaufmanns, die, obwohl ziemlich leidend, den Augenblick nicht erwarten konnte, Bismarck zu sehen. Sie war gelegentlich der Anwesenheit des Kaisers in Friedrichsruh am 31. Juli v. Js. vom Fürsten sehr ausgezeichnet worden: indem dieser sie eigenhändig aus der Menschenmenge herausgeholt, ihr einen Platz ganz vorne zuerteilt und, während sie dem Fürsten einen Strauß verehrt, ihre zum Dank geöffneten Lippen mit einem Kusse geschlossen hatte. Mit dieser und zwei anderen Damen (die eine war eine Pfarrersfrau aus Schottland) fuhr ich am nächsten Nachmittag nach Friedrichsruh. Es regnete ein wenig, als wir fortfuhren — und es regnete sehr stark, als wir in Friedrichsruh ankamen. Aber das tat unserer Begeisterung für den Großen keinen Abbruch. Ich bat die Damen, in die Spechtsche Wirtschaft zu gehen und erkundigte mich unterdessen bei dem Geheimpolizisten. Es hieß, der Fürst sei noch nicht aus, es sei zweifelhaft bei dem Wetter, ob es noch geschehe, aber nicht unwahrscheinlich. Nun gingen wir nach der Oberförsterei. Als wir hier am Wege nach dem Turmhause standen, goß es ganz gewaltig — aber die Damen waren nicht zu bewegen, in das Forsthaus einzutreten. Ans Schloßtor zurückkommend, hörten wir, der Fürst sei fortgefahren. Nun faßten wir hier Posto, weil die meiste Aussicht war, daß er auch von hier zurückkehren würde. Wir warteten geduldig, trotzdem es naßkalt war; nur Frl. L. in ungeduldiger Aufregung. Es kam die Zeit heran, da unser Zug fortfuhr. Sollten wir ihn fahren lassen? Es siegte der Wunsch, unseren großen Staatsmann zu sehen.

Wer je das Glück genossen, dem Fürsten Bismarck gegenüberzutreten, dem wird dieses Erlebnis unverlöschlich eingeprägt bleiben, ganz besonders aber, wenn der Rahmen zu dem Bilde ein so schöner ist, wie am Saume des Sachsenwaldes, der mit seinen Zweigen bis zum Schloß hinübergreift. Ein Murmeln geht wie sanfter Wellenschlag am Meere, wie das Säuseln im Blattwerk über die Lippen der mehr oder weniger geduldig wartenden Menge. „Ach, viel-



leicht kommt er heute nicht mehr, vielleicht ist er schon von der anderen Seite hinein", tönt es von den Lippen eines Zweifelnden. „Nein, gewiß nicht", wird ihm zur Antwort. „Ich bin nun schon acht Tage Tag für Tag hier," sagt eine Hamburger Dame, „um den Fürsten zu sehen, und er tut mir nicht den Gefallen. Morgen muß ich wieder fort." Und so weiter! Eine zarte Gemeinsamkeit stellt sich zwischen den Wartenden her. Da: Trapp trapp klingt's — und die Köpfe und Schultern namentlich der Hintenstehenden recken sich. Ach, nur ein Lohnfuhrwerk! „Und wenn ich hier auch Wurzeln schlagen sollte, ich weiche nicht!" läßt Frl. L. sich vernehmen; kein Wunder bei einer durch einen Bismarckkuß Ausgezeichneten! Ihre Augen aber, die auch für andere Sterbliche gefährlich werden können, leuchten vor Stolz und Freude. So geht es hin und wider im Gespräch. Die Enkel des Reichskanzlers spielen draußen an der Mauer, ich fange den einen auch mehrere Male. Da plötzlich wieder Pferdegetrappel — und gleich darauf: „Er kommt!" Das Wort fliegt von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr, ein elektrischer Funke, der hinüberspringt in den Strom der ganzen Menge. Das klingt freilich anders, das Auftreten dieser Rosse, als wüßten sie, welchen Schatz des Deutschen Reiches sie tragen dürfen! Eben wirft die untergehende Sonne durch die Wolken dem Kommenden ihre goldigroten Strahlen entgegen. Sein Haupt ist wie mit einem verklärenden Schein bestrahlt. Schier geräuschlos rollt der geöffnete Wagen daher. Welch unvergeßlicher Anblick, als die Augen, tief wie des Bergsees Pracht, auf die Versammelten blicken, als die Hand emporfährt, den Hut weitab lüftet und so das ehrwürdige Haupt des Mannes zeigt, der uns alle groß gemacht! Ja, das ist ein Augenblick, da jeder willig oder widerwillig empfindet: Hier hast du in dem Werkzeuge der Vorsehung wirklich Großes vor dir! Keine Entweihung durch irgendwelchen Ton; feierliche Stille, der Ausdruck größter, höchster Weihe über der Menge, die wie gebannt dasteht — die Herren entblößten Hauptes, die Damen sich still verneigend vor dem Kanzler des Reiches (damals war er es noch), der den Hut erst wieder aufsetzt, als der Vorhang sich in Gestalt des Torflügels hinter ihm schließt.

Fürwahr, von allen meinen Begegnungen mit Bismarck war dies die feierlichste und hinterließ den tiefsten Eindruck. Glücklich und stolz, so belohnt zu sein, verließen wir den Platz. Erschrocken aber war ich, als ich Frl. L. ansah; auf ihrem bleichen „Madonna-im-Grünen-Gesicht" war der Eindruck höchster seelischer Erregung sichtbar. Auf meine Frage, ob sie nun zufrieden sei, konnte sie nur durch Nicken antworten, die Sprache versagte ihr; und als wir uns zum Gehen wandten, vermochte sie es kaum: mühsam schleppte sie ihr eines Bein nach — es war wie eine Lähmung der Sprach- und Gehmuskeln über das schöne Mädchen gekommen. Wir führten sie in die Wirtschaft. Hier belebte sie ein Glas Madeira glücklicherweise bald wieder, so daß Farbe in ihr bleiches, holdes Gesicht zurückkehrte. Eine nach dem denkwürdigen Erlebnis doppelt interessante Wagenfahrt durch den in nächtlicher Stille hinträumenden Sachsenwald brachte uns kurz nach zehn Uhr nach Reinbek zurück.

Man mag dies alles leicht als schwärmerisch empfinden: wir aber damals, wir ahnten in unserer Tiefe, daß wir dieses Genie nicht mehr lange an der Spitze des Reiches haben durften — und daß mit seinem Abgang des Deutschen Reiches Schicksalsstunde schlagen würde

(Schluß folgt.) B. A. Bargmann



Lichtnot im Walde

Uns Kindern einer Zeit, die nicht einmal ihre notwendigen Bedürfnisse decken kann, mag es mehr als anziehend, vielleicht sogar notwendig sein, etwas von der Kunst der Bedürfnisse zu vernehmen. Und niemand kann uns darüber besser Auskunft geben, als die Bäume im Wald und ihre Gefolgschaft. Sie alle sind Anhänger der Philosophie des Diogenes und antworten uns, wenn wir ihnen etwas schenken wollen, mit der Bitte, auch ihnen aus der Sonne zu gehen. Haben sie dazu noch etwas Wasser, dann brauchen sie uns sicher nicht. Und nicht einmal Sonne ist ihnen nötig. Schon das Spiel der Schatten genügt ihnen. Das ist eben eine vollendete Lösung des Daseinsproblems, wenn man es so weit bringt, das was man braucht, nicht einmal mehr zu brauchen.

Man gehe durch den Wald und lasse sich von ihm darüber erzählen.

Bevor wir in ihn eintreten, fesselt an seinem Rande im feuchten Graben ein liebliches Blumenbild. Eine wilde Schwertlilie blüht da in einem Trupp von Seggen und Simsen. Wirklich wie grüne Schwerter sind die scharfen Blätter aufgestellt; sie wachsen senkrecht aus der Erde empor. Da man nun näher hinsieht, erkennt man die Absicht darin, wie in allen Blättern und Halmen der Wiese. Sie stellen sich so, damit sie nicht zuviel Sonnenschein haben. An und für sich gibt es also zuviel davon; mehr als die Pflanze braucht. Und sie versteht es, das Übermaß durch geschickte Blattstellung abzuwehren.

Da treten wir in den Wald; das feierliche Tor der grünen Wölbungen über uns schließt sich, und sofort umgeben uns hundert Pflanzen in Lichtnot.

Licht ist für sie so kostbar, wie das Gold für den Menschen in der zivilisierten Welt. So wie er dafür alles eintauschen kann, was er braucht, so kann die Pflanzenwelt aus Licht alles bereiten. Die Pflanzen da im kühlen Dunkel der Laubdächer sind demnach ein Volk wie das unsere: ein Volk in Not, eine Schar armer Teufel ohne Gold.

Und was machen sie? Da sind die Allerärmsten. Die sitzen ganz drinnen in der Erde. Im feuchten, wohldurchlüfteten, aber völlig lichtlosen Waldboden. Ist es nicht ein Menetekel, daß auch hier die Ärmsten zum Bettler und wenn es geht, zum Feind der Gesellschaft werden? Man nennt das auf botanisch: die Lebensweise eines Pilzes führen; Abfall essen; das essen, was andere übrig gelassen haben oder lauern auf die schwächeren unter den glücklichen Lichtreichen. Das eine tun die Bodenpilze, das andere die Schmarotzerpilze, die Ursache der Pflanzenkrankheiten, von denen es im Walde genug gibt. Wer sich nichts darunter vorstellen kann, der lasse sich von einem Landwirt Getreiderost, von einem Förster Kiefernschütte oder Krebse und Hexenbesen an den Weißtannen zeigen.

Aber da unten trifft man immer noch eine andere Gesellschaft, eine kleine Schar von Aschenbrödeln des Lebens, die bescheiden beisammenhockt und geduldig der Stunde wartet, da auch sie hinauf darf ins Licht. Das ist die Gesellschaft der Wurzelstöcke und Zwiebeln. Maiglöckchen, Schattenblumen, Waldanemonen und Märzblümchen, Schneeglöckchen und Szilla und Veilchen sitzen da beisammen, bis zur Unkenntlichkeit vermummt in braune Häute oder wunderlich gekrümmte Rinden. Als bleiche Sprosse und schuppige Blättchen führen sie vom Juli bis zum März ein unterirdisches Dasein, kümmerlich von Reserven lebend und wartend. Worauf warten sie? Bis es Licht wird im Walde, ohne frostig zu sein.

Arme Dulder das! Den ganzen schönen Sommer über nehmen ihnen die glücklicheren Bäume und Sträucher das Licht weg. Deren schattendes Laubdach hat sie im Vorjahr gezwungen, rasch, sofort nach der Fruchtreife, die Blätter abzuwerfen. Aber sie sind nicht gestorben daran, sie haben sich nur auf sich selbst zurückgezogen und warten sieben, neun Monate lang, bis auch sie das Licht wieder sehen dürfen. Von Weihnachten ab vertreiben sie sich übrigens damit die Zeit, daß sie Blatt und Blüte fertigstellen bis aufs letzte, so daß sie sich eigentlich nur zu strecken

brauchen, um in Funktion treten zu können. Deshalb sind, wenn einige milde Tage im Jänner eintreten, die Schneeglöckchen buchstäblich aus dem Boden geschossen da.

Nur wenige von diesen bescheidenen Vorfrühlingsblumen haben nicht diesen Ausweg gewählt, sondern den dauernden Kampf mit der Lichtnot aufgenommen. Manchmal auf die merkwürdigste Art.

Da lebt in Felsspalten und am Eingang von Höhlen ein Moos, das sich die spärlich bemessenen Lichtstrahlen einfängt durch einen Lichtverstärkungsapparat nach Art der Sammellinsen.

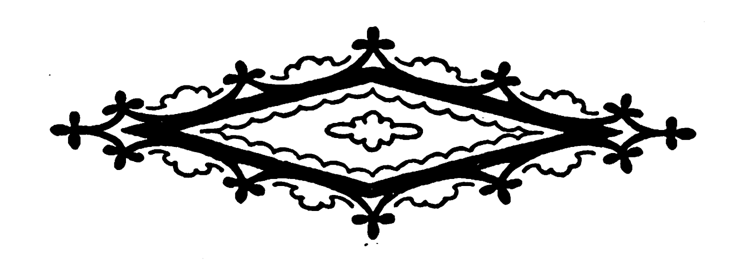
Sammellinsen auf der Oberseite der Blätter hat auch die Waldglockenblume. Eine Oberhaut, die so gebaut ist, daß das Licht wie durch Brennlinsen dadurch zusammengefaßt wird, besitzen fast alle „Schattenblätter" der Waldpflanzen. Man hat sie als pflanzliche Lichtsinnesorgane gedeutet, weil die Blätter sich benehmen, als würden sie Licht empfinden. Man kann auch nicht gut daran zweifeln. Aber noch viel weniger daran, daß das Blattgrün solcher Blätter auf diese Weise tatsächlich mehr Licht genießt, als die Umwelt ihnen zumißt.

Warum sonst sind denn gerade alle Schattenblätter so besonders reich mit Blattgrün vollgestopft, wenn das nichts zu tun hätte? Man schaue sich nur um im Waldesschatten. Was da noch besteht am Boden als Gekräut; der Efeu, der bescheiden den Grund überspinnt, die runden glänzenden Blätter der Haselwurz, sie alle sind sattgrün, fast ins Schwarze spielend.

Aber gerade sie rühren den Beschauer durch einen Zug von gegenseitiger Hilfe, der mich immer aufs neue erquickt, so oft ich, angewidert durch das egoistische Treiben der Menschen, mich vor ihm in den Wald flüchte. Wie lieb ist es doch, daß der Efeu, die Tollkirsche, die Ulme, die Storchschnäbel, daß fast überall die Blätter, die im Spiel der Schatten leben müssen, entweder in ihrer Stellung zueinander oder aber in ihrer Gestalt Rücksichten auf die Bedürfnisse des Nachbars nehmen! Nicht brutal gezwungen, im steten Kampf mit einem übermächtigen Schicksal, gegen das man sich immer auflehnt, sondern von vornherein, nach einem Gesetz des Mosaiks, fürsorglich den Nachbar schonend und auch ihm Daseinsglück und Lebensraum gönnend. Nicht durch Auslese erzwungen, sondern aufquellend aus irgendeiner dunklen göttlichen Eigenschaft des Lebens, die ich nicht verstehe, aber in ihren Wirkungen sehe.

Ich habe mich schon hingekniet vor solchen Blättern und sie lange mit einem Herzen voll Liebe angeschaut. Und ich bin an solchen Tagen heimgegangen, getröstet, erhoben, mit Augen, die hinter dem Schlechten und Bösen der Welt und der Menschen den fernen Lichterglanz des Göttlichen suchen — und ihn auch sehen.

Raoul H. Francé





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

„Freiland — Freigeld“

(Eine Gegenäußerung zu dem Artikel gleicher Überschrift im Aprilheft dieser Monatsschrift)

Silvio Gesell hat allenthalben im Deutschen Reiche eine sehr zahlreiche, in allen Ständen verbreitete, rührige Anhängerschaft gefunden, die überzeugt ist, daß die Umsetzung seiner Gedanken und Bestrebungen in die Praxis es ermöglichen werde, die wirtschaftlichen Nöte unserer Zeit zu überwinden und den sozialen Frieden herbeizuführen. Wer den Gründen der sozialen Mißstände schärfer nachgeht, wird finden, daß bislang der Verfassung des Geldwesens bezüglich seiner Wichtigkeit für die soziale Ordnung viel zu wenig, ja fast gar kein Gewicht beigelegt wurde (vgl. den Marxismus) und daß deshalb Silvio Gesell insoweit im Recht ist, wenn er die Geldfrage als die Grundfrage für die Überwindung der sozialwirtschaftlichen Übel ansieht. Der hauptsächliche Ursprung der sozialen Verderbnis liegt tatsächlich in der verderbten Geldgestaltung.

Nun erhebt sich aber sofort die Frage, ob Silvio Gesell mit seinen Reformbestrebungen auf dem richtigen Wege sich befindet und ob nicht doch der von ihm erdachte Weg ein Abweg ist. Das von ihm ersonnene Freigeld oder Schwundgeld ist nämlich auch, wie alles sonstige bisherige Papiergeld, ein staatliches Geld, d. h. es leitet seine Geltung im Verkehr nicht aus sich selbst her, sondern aus einem Befehl, aus dem Zwange der Staatsgewalt. Gesells Anschauungen über das Geld sind streng auf der sogenannten staatlichen Geldtheorie aufgebaut, wonach das Geld ein Geschöpf des Staates ist und diesem ausschließlich das Recht der Geldschöpfung zustehen soll. Es ist aber eine geschichtlich wohl unbestreitbare Tatsache, daß die Zwangseingriffe des Staates in das Geldwesen diesem nur zum Unheil geworden sind. Die Assignatenwirtschaft in der ersten französischen Revolution und der zerrüttende Niedergang unseres eigenen Geldwesens in den letzten Jahren sind die am meisten einleuchtenden und lehrreichsten Beispiele. Dem Staate ist es selbst bei Anwendung strenger Strafgesetze unmöglich, die Kaufkraft seines Geldes zu bestimmen, geschweige auf die Dauer festzuhalten. Silvio Gesell lehnt allerdings den unbegrenzten Papiergeldunfug ab; er will ihm durch verschiedene Maßnahmen wirksam begegnen. Immerhin baut er aber trotz der eindringlichen geschichtlichen Warnungen auf den Staat. Wird nicht, wenn dieser versagt, auch sein Freigeld versagen? Angesichts des üblen Rufes, den sich der Staat in der Geschichte des Geldes zugezogen hat, insofern als schon so oft aus einem Hüter des Geldes dessen Verderber geworden ist, drängt sich einem die Frage auf, ob es nicht doch besser wäre, endlich einmal den bisher begangenen Weg grundsätzlich zu verlassen, alle bureaukratischen zentralisierenden Zwangsmaßregeln aufzugeben und sich zu den Naturgesetzen auch im Menschenbereiche hinzuwenden. Geld war von Urbeginn der Wirtschaft her ein Geschöpf des freien Verkehrs und sollte dies auch wieder werden.

Die Einmischung des Staates sollte sich auf eine vermittelnde und polizeiliche Tätigkeit beschränken. Wirkliches, wahres Geld ist nur Metallgeld nach Gewicht; Papiergeld und Scheidemünzen können nur als Geldzeichen angesehen werden.

Im Sinne dieser Gedanken bewegen sich die Bestrebungen des Bundes für Metallgeld nach Gewicht. Die Leser, die sich in dem Streite der Meinungen ein eigenes, selbständiges Urteil bilden wollen, finden Näheres darüber in der kleinen Schrift „Wirkliches Geld“ von Fr. Saar und Dr H. Saar (Verlag von Hans Stiegeler in München 7, Preis 3 ℳ). Die Verfasser haben es darin unternommen, ausgehend von dem Schotten Adam Smith, dem Begründer der wissenschaftlichen Wirtschaftslehre, und von dem berühmten deutschen Juristen Karl Friedrich von Savigny, im Anschluß an die Metallgewichtsgeldtheorie des deutschen Denkers und Wirtschaftstheoretikers Eugen Dühring, das Wesen wirklichen Geldes in volkstümlicher Weise darzulegen und jedem, der in dem gegenwärtigen Valuta-Elend nach einer Rettung ausschaut, einen zuverlässigen Ratgeber an die Hand zu geben. Die Leitsätze versendet der Unterzeichnete auf Wunsch an jeden Interessenten.

Ansbach (Bayern) Landgerichtsrat Fr. Saar



Literatur, Bildende Kunst, Musik

Der Arzt der Armen

Eigentlich ist für die große Menge doch nur der Name von ihm übriggeblieben. Und dieser Name ist altersgrau, von gespenstischen Sagen umflochten. Die ihn heute noch nennen, wissen darum auch nicht so ganz genau, ob es sich um einen Astrologen handelt, einen „Zauberer“, einen goldkochenden Alchymisten, einen berühmten und mit erstaunlichem Scharfsinn begabten Arzt, oder gar einen phantastischen Wirrkopf und Betrüger, der Kräfte vorspiegelte, die er nie besaß. Auf den Menschen Paracelsus vergessen sie fast immer, der eigentlich mit seinem wahren Namen Theophrastus Bombast von Hohenheim hieß und aus dem alten und fürstlichen Geschlecht der Bombaste von Hohenheim stammte.

Selten hat die Nachwelt ein so verworrenes Bild von einem bedeutenden, vielleicht sogar genialen Menschen aufbewahrt. Es gibt nicht vieles, das in diesem Leben schon von seinen Zeitgenossen nicht angezweifelt, umgestellt und anders wäre gedeutet worden. Seine Geburt in Einsiedeln in der Schweiz am 17. Dezember 1493 wollte man nach Villach in Kärnten verlegen, wohin er mit seinem Vater, der dort Stadtarzt war, doch erst neun Jahre später kam. Man verneinte aufs heftigste seine Hochschulbildung und sagte ihm nach, er habe sein ganzes Wissen von den Zigeunern, mit denen er jahrelang umhergezogen sei. Man zieh ihn der Trunksucht, während doch die kaum glaubliche Menge seiner zurückgelassenen Schriften allein schon beweist, daß er nicht allzuviele Zeit seines Lebens dem Bacchus gewidmet haben kann. Man nannte ihn einen Landfahrer und Strauchritter, während er doch in der richtigen Einsicht reiste, daß ein Arzt fremde Seuchen kennen müsse, die jeden Tag wie böse Tiere in seinen eigenen Bereich einbrechen könnten, und daß die Länder nichts als Blätter eines großen Buches seien, „so man mit den Füssen umbkehret“. Daß man ihm wegen Hexerei und Magie trotz seiner Frömmigkeit und seiner zahllosen gelungenen Kuren nicht einen geistlichen Prozeß anhängte, lag ganz gewiß nicht in der Dankbarkeit und Gerechtigkeit der Fürsten und Pfaffen, die er geheilt hatte, sondern wohl nur daran, daß eben die ganze gebildete Welt jener Zeit Gold machte und in finsteren Laboratorien sich nach günstigen Sternzeichen geheimnisvolle Essenzen und Tränke braute. Zum Schluß ist der plötzliche Tod des Siebenundvierzigjährigen in Salzburg womöglich noch ungeklärter als sein Leben. Mit zäher Unausrottbarkeit hat sich die Meinung bis heute erhalten, daß er keines natürlichen Todes gestorben, sondern von den Dienern der eifersüchtigen und feindseligen Ärzte heimlich über den Kapuzinerberg hinuntergestürzt worden sei. Und als ob das Rätselhafte dieses Lebens gleichsam wie die Hand eines Meineidigen noch aus dem Jenseits herauswüchse, hat man wirklich an der linken Schläfenseite seines Schädels, der mit den übrigen Knochenresten in dem wunderlichen Grabmal zu St. Sebastian in Salzburg aufbewahrt wird, eine Verletzung gefunden, von der sehr berühmte Anatomen meinten, sie könne nicht wohl anders als am lebenden Körper geschehen sein.

Viele und dicke Bücher wurden seit dreihundert Jahren über all das geschrieben. Alles hat man zu erhalten gesucht, jede Erinnerung, jede Meinung über ihn. Nur er selber, der kleine schwächliche, oft zornige, schweigsame und eigenwillige Mann hat sich leise und unbemerkt

aus seinem eigenen Nachweltkult fortgestohlen. Was da drinnen in den Schriften und Dissertationen und Generalversammlungsreden von ihm weiterlebt, das ist nicht er, das ist nur jeweils ein Stück seines einstigen Interessenkreises.

Schließlich, was ist natürlicher, als daß die Theologen ihn zum Theologen, die Ärzte zum Arzt, die Chemiker zum Chemiker, die Mystiker zum Mystiker gemacht haben! Jeder Kopf ist doch nur eine Laterne, die nicht weiter reicht als der Weltbegriff dessen, der diese Laterne trägt.

Wer den wirklichen warmherzigen und pflichtgetreuen Menschen Paracelsus kennen lernen will, der muß schon zu ihm selber gehen. Das ist freilich nicht ganz leicht, aber auch lange nicht so schwierig als man glaubt. Die Engländer haben ihm unrecht getan, als sie ihren Begriff des Wortes „Bombast" seinem Vatersnamen Bombast unterschoben. Denn der alte und vielerfahrene Arzt schreibt ein so gutes und vernünftiges Deutsch, wie nur einer, häufig witzig, mit schlagendem Scharfsinn und ausgezeichneter Beobachtung. Seine ganze Bemühung besteht nicht darin, Einfaches zu verwirren, sondern die Schlichtheit der Heilkunde von den heillosen philologischen Mißverständnissen des Humanismus, mit dem er zeitlebens im Kampf lag, und den alle wirkliche Erkenntnis hindernden und wie lästige, längst abgetretene Eierschalen anhängenden Meinungen und Dogmen der auch nur halb verstandenen Antike zu befreien.

Da gibt es — etwa in der „Großen Wundartzney" oder in den „Büchern über die Franzosen" — herzerquickende Bemerkungen wie jene, daß der Patient kein Ochs sei, den der Arzt nach seiner Feiste (d. h. nach seiner Zahlungsfähigkeit) messen möge. Oder daß die Bader, in deren Händen zu jener Zeit der getrennten Medizin fast die gesamte Chirurgie lag, nicht so viel auf die Pfennige, sondern mehr auf die Arzneien und ihre Verantwortlichkeit sehen möchten. Oder daß die wohlbestallten Leibärzte sich um nichts als ihren Lidlohn kümmerten. Oder daß der gemeine Mann lieber zu seinen Hausmitteln greife, als sich der unwissenden, schmerzhaften und teuren Behandlung durch die Heilkundigen auszusetzen. Immer wieder spricht aus allen seinen Schriften eine solch große und ernste Gewissenhaftigkeit, eine so unermüdliche Hilfsbereitschaft, daß man die unerschöpfliche Nächstenliebe eines Mannes, der mehr Anfeindungen und Verleumdungen als irgend einer seiner Zeitgenossen erduldet hat, geradezu bewundern muß. Denn man vergesse nicht: die soziale Hilfe war damals kein Staatsproblem, sondern eine Sache, an der man ebensowohl vorübergehen, als sich mit ihr beschäftigen konnte. Sie war durchaus dem freien Willen des einzelnen anheimgegeben, und es gab keinen anderen Zwang, als den des christlich orientierten Gewissens. Vor allem war weder eine Machtstellung, noch sonst ein finanzieller Vorteil durch sie zu erreichen, höchstens daß man — wie der berühmte Konrad Geßner unfreundlich aburteilend an einen Freund über Paracelsus schrieb — einem nachsagte, „er habe wie ein Fuhrknecht ausgesehen und säße auch am liebsten mit Fuhrleuten und anderem niedrigen Volk in den gemeinen Schenken".

Rührend ist sein Testament, aus dem die ganze unbeholfene Nächstenliebe seiner vereinsamten Seele spricht und das er zwei Tage vor seinem Tode dem von Amts wegen bestellten Notar diktierte. Da gibt es einige Legate für geleistete Dienste und entfernte Verwandte in Einsiedeln. Auch ein paar kirchlich fromme Bestimmungen über Seelenmessen und Totenfeiern. Dann aber kommt der Hauptpunkt, das wichtigste der ganzen Verfügung, indem er all sein noch gebliebenes Hab und Gut den Armen und Elenden hinterläßt, jenen ganz Hilf- und Trostlosen, für die sonst niemand sorgt. Und um ihretwillen folgt dann eine lächerlich traurige, pedantische Aufstellung seines irdischen Besitzes, der geringen Habseligkeiten, die der niemals auf seinen eigenen Vorteil bedachte, auf langen und mühevollen Wanderungen durch halb Europa schleppte und in der Medizinbüchsen und Silberbecher neben Kristallen und vertragenen Hemden und abgenütztem Reitzeug stehen....

Man kann natürlich sagen — und viele sagen es auch —, daß alle diese verschollenen Erinnerungen nur Raritätswert haben. Daß schließlich jedes Jahrhundert sein überragendes Genie oder seinen genialen Betrüger besaß — manchmal beides in einer Person vereinigt —, und

daß die Geschichte eines solchen Lebenslaufes naturgemäß eine merkwürdige und abenteuerliche sein muß. Und daß, von diesen Standpunkt aus gesehen, Paracelsus nicht interessanter sei als andere vom Staub der Jahrhunderte übergraute Namen.

Aber so ist es nicht.

Der Kampf, den Bombast von Hohenheim allzu früh aufgeben mußte, ist jetzt noch nicht zu Ende gekämpft. Um ihn mit einem auch heute wohlverständlichen Schlagwort zu umreißen: er heißt Wiederherstellung des Deutschtums. Nicht umsonst war er der erste Gelehrte, der seine Bücher nicht lateinisch, sondern deutsch schrieb und seine Kollegs an der Universität zu Basel in deutscher Sprache hielt. Nicht umsonst kehrte er zu der Wurzel der alten Volksmedizin, zur Beobachtung am Krankenbett und zur genauen Kenntnis der einheimischen Flora zurück. Er ist der Erste und lange Jahre der Einzige geblieben, der die Einsicht und den Mut hatte, zu behaupten, daß für jede Krankheit, die in einem Lande heimisch sei, die Natur dieses Landes ein Heilmittel haben müsse! Und was bekämpft er denn an seinen großen Gegnern Hippokrates und Galen und Avicenna anderes, als daß sie fremde, nicht zutreffende Begriffswelten herbeitragen, als daß sie mit ihrer stupiden Auswendiglernung die Erkenntnis der organischen Zusammenhänge der Natur im allgemeinen und jener des von ihnen ungeahnten Deutschlands im besonderen hindern. Wenn man die Beengung der alten Worte abstreift, wenn man den eigentlichen Sinn herausschält, dann steht nichts anderes dahinter, als das Ringen eines ganzen Volkes um seine angeborene Einordnung in die ihm vertraute und zugehörige Natur! Heute ist das alles eine schon geschehene Entdeckung, ein zum Teil schon überbrückter Abgrund, eine rechtzeitig erkannte Gefahr. Damals aber hieß alles, was Bildung war, Fremdtum, und jede Forschung und jede Wissenschaft stand im Zeichen Roms, das selber wieder die längst nicht mehr gültige Toga wiedererstandener Antike um seine Schultern warf und seine Götter und Heiligen mit griechischer Zunge von der Weisheit einer seit tausend Jahren versunkenen Agora schwärmen ließ. Darum letzten Endes ging Paracelsus zu den Armen, denn sie waren die einzigen, die angestammtes Volkstum als Glück empfanden und nichts von anderer Kultur wissen wollten. Denn der Humanismus, die Weisheit der fremden Zungen, zog nur an ihnen ohne Wirkung vorüber, und sie allein blieben unberührt von seiner sinnlos aufgepfropften Weltanschauung.

Paracelsus war in allem nichts als ein Vorkämpfer. Ein Vorkämpfer für organische Arzneikunde, für Menschlichkeit, für Einsicht in die unzerstörbaren Gesetze natürlicher Einordnung, die alle Lebewesen mit gleicher Gültigkeit umfassen und voneinander abhängig machen. Der Streit aber ist noch nicht ausgetragen. Der flammt heute stärker als je, und man könnte sagen, daß die Gegenwart die letzte Möglichkeit zu einer einsichtsvollen Umorientierung ist, so wie die Anfangshälfte des 16. Jahrhunderts ihr erster, verworrener und ihrer selbst unbewußter Beginn war.

Annie Harrar



Goethes Reineke Fuchs in neuem Gewande

Eine prächtige Gabe, die das Entzücken jedes Literatur- und insbesondere Goethefreundes erregen wird, veröffentlicht Dr Johannes Hofmann, Bibliothekar an der Leipziger Stadtbibliothek, mit dem von ihm herausgegebenen und eingeleiteten Buche Reineke Fuchs von Johann Wolfgang von Goethe. Mit Illustrationen nach den 57 Radierungen von Allart van Everdingen (Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig, 1921).

In seiner Einleitung, die eine Fülle kenntnisreichen Stoffes unter sorgfältigster Ausschöpfung des einschlägigen Quellenmaterials in sich birgt und doch allgemeinverständlich in

straffen, knapp bemessenen Sätzen geschrieben ist, gibt der Herausgeber zunächst einen kurzen historischen Überblick über die Tierdichtung und zeigt, wie das allmählich entstehende und immer wachsende Tierepos beständig aus dem nie versiegenden Strom der lebendigen Volksanschauung und Volksüberlieferung gespeist wird. Hier liegt der Schlüssel zum Geheimnis seiner die Jahrhunderte überdauernden, unverwüstlichen Lebenskraft. Wir sehen das Tierepos von seinem nachweislich ältesten Kern an — der äsopischen Fabel von dem kranken Löwen, der auf den Rat des Fuchses durch eine frisch abgezogene Wolfshaut geheilt wird — entstehen bis hin zu Gottscheds hochdeutscher Prosa-Übersetzung des Reineke Fuchs von Heinrich von Alkmar aus dem Jahre 1752. Diese Arbeit Gottscheds ist die Hauptquelle für Goethes Tierepos geworden. Und nun teilt uns Hofmann in den folgenden Ausführungen über Goethes Verhältnis zur Tierdichtung und der Entstehungsgeschichte seines „Reineke Fuchs" ein bedeutsames Ergebnis seiner Spezialforschung mit, das er soeben mit unbestreitbaren Belegen eingehend in einem Aufsatz „Allart van Everdingen und Goethes ‚Reineke Fuchs'" in der „Zeitschrift für Bücherfreunde" (herausgegeben von Georg Witkowski, Neue Folge, 12. Jahrgang, Heft 9) vertreten hat. Wir lassen den Verfasser zu diesem wichtigen Punkte selber sprechen: „Wir wissen, wie tiefe Wurzeln die Liebe zu den schönen Künsten in Goethes Innerem geschlagen hat, und daß sie jahrzehntelang die ideale Konkurrentin der Dichtkunst geblieben ist. Sein Bekenntnis in ‚Dichtung und Wahrheit': ‚Das Auge war vor allen anderen das Organ, womit ich die Welt faßte', erklärt nicht allein Goethe als ausübenden bildenden Künstler, von dem die etwa 2000 Blätter seiner Hand so beredtes Zeugnis ablegen, und als eifrigen Kunstsammler, sondern Goethes ganzes dichterisches Schaffen überhaupt. Bei Goethe berührte sich die bildende Kunst mit der dichtenden so eng, daß man sagen kann, viele seiner Werke beruhen außer auf innerem Erlebnis auf Erlebnissen für das Auge. Sein ‚Reineke Fuchs' gehört zu den wenigen Werken, bei denen die bildlichen Einflüsse sich wirklich nachprüfen lassen. Neben dem allgemeinen Interesse für das Tierepos überhaupt waren es zweifellos die Illustrationen Allarts van Everdingen, die Goethe zu Gottscheds Übersetzung hinzogen und ihn schließlich veranlaßten, sich auch mit dem Inhalte eingehender zu beschäftigen. Ohne Übertreibung kann man sagen, daß das alte Epos den 57 Radierungen Everdingens letzten Endes verdankt, auf dem Wege über Gottscheds nüchtern prosaische Übertragung eine so schöne poetische Auferstehung durch Goethe erlebt zu haben."

Unter dem mehr als 160 Blätter umfassenden graphischen Werke Everdingens (geb. in Alkmaar 1620, gest. in Amsterdam 1675) befindet sich neben den reinen Landschaften auch die um 1656 entstandene Abbildungsfolge zu der niederländischen Reineke-Fuchs-Dichtung. Hofmann weist aus zahlreichen Briefstellen und den Sammlerbestrebungen Goethes nach, wie sich der große Weimarer ganz besonders zu jenem niederländischen Graphiker hingezogen fühlte und auch schließlich die Freude hatte, seine Sammlung im Jahre 1783 mit Everdingens Reineke-Fuchs-Radierungen bereichern zu können. Diesen Blättern widmet er folgende geistvolle Charakteristik: „Allart von Everdingen zog als vortrefflicher Landschaftsmaler die Tierfabel in den Naturkreis herüber und wußte, ohne eigentlich Tiermaler zu sein, vierfüßige Tiere und Vögel dergestalt ans gemeine Leben heranzubringen, daß sie, wie es denn auch in der Wirklichkeit geschieht, zu Reisenden und Fuhrleuten, Bauern und Pfaffen gar wohl passend, einer und eben derselben Welt unbezweifelt angehören. Everdingens außerordentliches Talent bewegte sich auch hier mit großer Leichtigkeit, seine Tiere nach ihren Zuständen passen vortrefflich zur Landschaft und komponieren mit ihr aufs anmutigste. Sie gelten ebensogut für verständige Wesen als Bauern, Bäuerinnen, Pfaffen und Nonnen. Der Fuchs in der Wüste, der Wolf ans Glockenseil gebunden, einer wie der andere sind am Platze. Darf man nun hinzusetzen, daß Everdingens landschaftliche Kompositionen, ihre Staffage mit inbegriffen, zu Licht- und Schattenmassen trefflich gedacht, dem vollkommensten Helldunkel Anlaß geben, so bleibt wohl nichts weiter zu wünschen übrig."



Aber noch aus einem andern Grunde wurde Goethe zu diesen Everdingenschen Radierungen immer wieder hingezogen: liegt doch die Bedeutung dieser Reineke-Fuchs-Bilder gerade darin, daß der Künstler „uns die Tiere in der landschaftlichen Umgebung, dem eigentlichen Lebenselement der Tierfabel, dargestellt hat. Der Landschaftsmaler Everdingen wußte, daß die Einsamkeit der Landschaft zum tieferen Hineinfühlen und Verstehen der Tierwelt gehört und daß nur fern von aller menschlichen Kultur jene Vertrautheit zwischen Mensch und Tier entstehen kann, durch die allein das Geheimnis der Tierseele sich ablauschen und ihre große Menschenähnlichkeit sich empfinden läßt. Diese Erkenntnis, gesammelt im jahrelangen innigen Verkehr mit der Natur, hat Everdingen jedenfalls überhaupt erst dazu bewogen, sich als Landschaftsmaler an die Illustration des Reineke Fuchs zu wagen." Und damit kommen wir zum Hauptergebnis der Hofmannschen Forschungen: „Da der Dichter während der Arbeit am ‚Reineke Fuchs' die Bilder Everdingens in seiner gedruckten Quelle für die Neugestaltung, in Gottscheds Übertragung, immer vor Augen hatte, mußte er da nicht unwillkürlich durch das gemalte Gedicht des Holländers bei dem eigenen Schaffen beeinflußt werden? Tatsächlich finden wir in Goethes ‚Reineke Fuchs' das wieder, was er an Everdingens Darstellung so sehr bewunderte: ‚Einen guten Humor, eine heitere, leidenschaftslose Ironie, wodurch die Bitterkeit des Scherzes, der das Tierische im Menschen hervorhebt, gemildert und für geistreiche Leser ein geschmackvoller Beigenuß bereitet wird.' Die Behauptung ist also nicht ganz unberechtigt, daß die Radierungen Everdingens zu Reineke Fuchs eine Art bildliche Quelle für Goethes Arbeit gewesen sind."

Das praktische Ergebnis dieser Forschungen ist nun die vorliegende Ausgabe, wo zum erstenmal neben Goethes Dichtung ihre bildliche Anregung als „geschmackvoller Beigenuß" geboten wird. Sie wird mithelfen, gerade unserem Geschlecht diesen „Spiegel der Welt" einmal wieder vorzuhalten. Und so weist Hofmann mit Recht am Schlusse seiner trefflichen Einleitung auf die Gegenwartsbedeutung dieser unter den Erschütterungen der französischen Revolution entstandenen Dichtung hin: „Der Fuchstypus war für Goethe die Verkörperung des morschen Zeitgeistes, der ganze Reinekestoff aber das wahre Bild der französischen Revolution, in der für ihn in erster Linie das Niedrige, Katastrophale, Fratzenhafte so stark hervortrat, daß dagegen das Dämonische, Welterschütternde verblaßte." Wir hören die Warnung vor den falschen Volksbeglückern, die Goethe mit bitterer Ironie einem ihrer eigenen Genossen, dem Fuchs, in den Mund legt (8. Gesang):

„Doch das Schlimmste find' ich den Dünkel des irrigen Wahnes,
Der die Menschen ergreift: es könne jeder im Taumel
Seines heftigen Wollens die Welt beherrschen und richten."

Dr. Paul Bülow



Deutsches Dichten in Amerika

Die deutschen Leser haben im allgemeinen wenig Fühlung mit unseren dichtenden Auslanddeutschen", heißt es in einem kleinen Aufsatz in der Dezember-Nummer des „Türmers" gelegentlich des Todes des Dichters Konrad Nies in Amerika. Vielleicht ist da eine kleine Schilderung der Mitarbeit der dortigen Deutschen an unserer deutschen Literatur nicht unwillkommen.

Wenn von deutscher Dichtung in Amerika die Rede ist, so müssen wir gleich von vornherein festhalten, daß es sich hier um keine Literatur für sich handelt, nicht einmal um einen besonderen Zweig der deutschen Literatur, sondern nur um Dichtung in deutscher Sprache oder besser: um deutsche Dichter in Amerika.



Gitarre spielendes Mädchen — W. Steinhausen

Beilage zum Türmer

Das deutsche Dichten in den Vereinigten Staaten ist so alt wie die deutsche Einwanderung: das deutsche **Lied** hat den Deutschen überallhin begleitet, ein treuer Freund in Arbeit und Erbauung, in Freud und Leid. Zur Erhaltung und Pflege unserer Muttersprache und all des Schönen, das darin geschrieben ist, zum Erwerb der Erbschaft unserer großen Geister, hat das Dichten und Versemachen ein gut Teil beigetragen. Alle diese Versemacher sind ja auch Kenner und Genießer der Literatur und vermitteln sie den übrigen, erfüllen also ein Stückchen **Bildungsaufgabe**. Denn — dieses „denn" setze ich absichtlich — das Versemachen, Dichten, Schriftstellern und damit auch das Genießen steht drüben vorzugsweise auf dem Geisteserbe **Schillers** und **Goethes** sowie auf der Entwicklung unserer Dichtung von den Klassikern über Uhland, Mörike, Keller, Raabe, Storm, also auf der deutschen Dichtung bis etwa in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Die eigentümlichen Wege, die ein Teil — ein großer Teil leider — der neueren Dichtersleute des Reiches auf den Spuren des Dreigestirns Zola-Ibsen-Tolstoi und weiter der französischen „Dekadenten und Symbolisten" eingeschlagen hat, ist weder der schaffende noch der genießende Teil des amerikanischen Deutschtums mitgegangen. Nur eine kleine Gemeinde in Neuyork (Zeitschrift: „Der reine Tor") hat es sich herausgenommen, die nackte Gemeinheit auf den Altar der Dichtung zu stellen: man nennt das ja wohl „Erotik". Die Geschichte zieht freilich nicht. Ich erwähne das auch bloß, damit man hier in Deutschland erfahre, was es mit dem Geschrei dieser Neuyorker „Dichter" für eine Bewandtnis hat. Künstlerisch sind die Sachen wertlos.

Halten wir daran fest, daß alles Singen und Sagen der Deutschen Amerikas eine Bedeutung für die **Pflege unserer Muttersprache und Dichtung** und damit für die geistige Entwicklung des einzelnen wie weiterer Volkskreise hat; daß wir deshalb all dies Singen und Sagen im ganzen mit **freundlichen** Augen ansehen wollen; daß wir aber anderseits an alles, was Anspruch auf **rein künstlerische** Bedeutung erhebt, einen künstlerischen Maßstab anlegen müssen: so vermögen wir den richtigen Wert jener schönen Bestrebungen zu erkennen.

Eigentliche **Berufsdichter** in deutscher Sprache gibt es in den Vereinigten Staaten nur sehr wenige, ich möchte fast sagen, gar keine. Ein paar dichtende Frauen sowie ein viertel Dutzend Männer, die im Zeitungswesen tätig sind und dadurch an der Entfaltung ihrer Begabung behindert werden. Das Dichten bezahlt sich nicht, und der Mensch will doch leben. Man lebt auch drüben nicht vom Erlös dichterischer Arbeit; und frei nur der Dichtung sein Dasein zu widmen, dazu sind nur die paar gut verheirateten dichtenden Frauen imstande. Was sonst dichtet, ist in einem anderen Lebensberufe tätig, als Lehrer, Ärzte, Geschäftsleute, Geistliche, in technischen und handwerklichen Berufszweigen, auch als Fabrikarbeiter; einige arbeiten im Zeitungswesen, als Schriftleiter oder als Mitarbeiter. Es gibt einige namhafte Dichterinnen, gebildete Frauen, denen recht ansprechende feine Lieder gelungen sind. Auch sie finden sich in allen Berufszweigen. Es gibt selbst dichtende Dienstmädchen. Alle Achtung!

Rechnet man dazu die Pflege der Dichtung in **literarischen** und **geselligen Vereinen** (Schillerverein, Gesellig-wissenschaftlicher Verein), des deutschen Liedes in zahlreichen Gesangvereinen, so kommt ein recht hübsches Guthaben für die geistigen Bestrebungen des Deutschtums drüben heraus. Und was uns am meisten freuen darf: **gesund** sind diese Bestrebungen.

Es ist deshalb nicht angebracht, in diesem Zusammenhange zu untersuchen, wo die unbefangene Liebe aufhört und die bewußte Kunst anfängt. Die beiden größeren Sammlungen „Deutsch-Amerika" von G. A. Zimmermann und „Vom Lande des Sternenbanners" von G. Neeff geben über den Wert der dichterischen Arbeit des Deutschtums drüben keinen rechten Aufschluß; es kommt auch gar nicht darauf an, wer unter den etwa 200 Dichtern, die Neeff versammelt hat, ein wirklicher Dichter ist und wer nicht. Ihren Zweck für die **Pflege der Sprache** und **Volksbildung** erfüllen sie **alle**. Und das ist für die Erhaltung des Deutschtums drüben die Hauptsache.

Karl Gundlach (St. Louis, z. Zt. Kassel)

Händelfest in Halle 1922

Wenn seit einigen Jahren bei uns in Deutschland an die Seite der Bachpflege eine immer weiter um sich greifende Händelbewegung tritt, so hat das seinen tiefen Grund nicht in der Tatkraft einzelner Männer, ist auch nicht etwa durch wissenschaftliche Erwägungen hervorgerufen. Eine Bewegung kann wohl von einzelnen eingeleitet werden, geht aber immer, wenn sie lebendig sein kann und soll, von einer Gesamtheit aus. In England hat man längst erkannt, daß gerade das Lebenswerk Händels sich an diese Gesamtheit eines ganzen Volks wendet. Es hat das sogar zu einer einseitigen Bewertung Händels geführt, indem man nämlich Händel bald nur noch als den Schöpfer der großen Chor-Oratorien kannte, die ja Schicksale des Volkes Israel in Parallele zur damaligen (und in noch stärkerem Maße heutigen) Gegenwart darstellen. Daß Händel mit dem größten Teile seines Schaffens weiteren Kreisen unseres Volks noch unbekannt und fremd geblieben, ist eine Tatsache, die sich völkerpsychologisch kaum erklären läßt. Schuld daran ist neben allerlei äußerlichen Hemmnissen und dem in der Geschichte der Künste nur zu mächtigen Gesetze der Trägheit, die falsche Einstellung, die man zu Händel hatte. Nichts ist wohl falscher, als Händel mit Bach in eine Linie zu stellen und Händel als Kirchenmusiker auszuspielen. Die Unterschiede von Bach und Händel gehen bis tief hinein in ihre Charaktere, in ihre Weltanschauungen, ihre Lebensart und Lebensansicht, kurz in die verschiedene Erfassung und Formung der künstlerischen Atome. Nur ein ungeschultes Auge und Ohr, das aus gewissen formalen Ähnlichkeiten auf innere Gleichheit schloß, konnte diese Fundamentalunterschiede übersehen. Dabei beobachte man schon äußerlich Händels Melodielinie, die letzte Verklärung des italienischen bel canto, im Gegensatz zu Bachs krauser, fortwährend durch die Malerei der Affekte des Textes beeinflußter und gewandelter Themenbildung, und im Zusammenhang damit sein künstlerisches Prinzip, nicht Leidenschaften und Affekte um ihrer selbst willen darzustellen (was Bach in gewissem Sinne tut, wenn auch natürlich aus ganz anderer Grundstimmung, als die italienischen Opernkomponisten), sondern Charaktere zu gestalten. Was sich daraus ergibt, ist ohne weiteres klar, nämlich als Grundzug seines Schaffens das Ethos. Beruht Bachs künstlerisches Denken und Schaffen auf dem protestantischen Gottesglauben, so könnten als Händel geistesverwandt etwa Shakespeare und die Meister der griechischen Tragödie genannt werden, deren Grundtendenz ja auch das Ethos ist.

Händel ist, um das alles in einem Begriffe zusammenzufassen, Dramatiker im tiefsten Sinne des Wortes. Erst durch diese Erkenntnis kann dem Verständnis für sein Werk der Weg gebahnt werden. Indes ist auch dieser Begriff in unseren Tagen mißverstanden worden, indem man dramatisch und theatralisch miteinander verwechselte. Es handelt sich bei diesem „Erzdramatiker“ um eine Gefühlsdramatik, die gerade in den Arien, die sonst Ruhepunkte der Handlung und Träger des kontemplativen Elementes sind, platzgreift. Das Märchen von den „Arienbündeln“ z. B. der Händelschen Opern ist gründlich zerstört. Wer die äußeren Mittel dieser Gefühlsdramatik erkennen will, ziehe Opernarien etwa Hasses zum Vergleich heran, stelle aber auch die Art des Händelschen Rezitatives dem Bachs gegenüber und betrachte ferner, wie Händel Arien und Ariosi mit Accompagnato- oder Seccorezitativen zu einer Szene verknüpft.

Es ergäbe sich infolgedessen ein falsches oder zum mindesten retuschiertes Bild, wollte man Händels Werke und vor allem die Opern, um die es sich hier zuerst handelt, zusammenstreichen, wie es bei den Göttinger Händelfestspielen getan worden ist, und sie damit dem sogenannten „modernen“ Geschmack näherbringen. Nachdem man gelernt hat, in der Instrumentation und Besetzung Übermalungen zu vermeiden, sollte man auch hierbei ehrfurchtsvoller gegen das Original und seinen Schöpfer sein; daß Händel selbst Arien ausgelassen oder durch andere ersetzt habe, beruht auf anderen Ursachen. Die Architektonik des gesamten Aufbaus, der in manchen Werken von kunstvollster Symmetrie ist, muß auf jeden Fall gewahrt bleiben. Überhaupt ist es eine recht faule Phrase, etwas dem „modernen Geschmack anpassen“ zu wollen. Das würde voraussetzen, daß sich das Kunstempfinden gegen früher nur immer gehoben und

verfeinert hätte, während gerade am Beispiele Händels nachzuweisen ist, wie unsere Unterscheidungsfähigkeit zwischen einfachst gebauten musikalischen Phrasen und ihrem Gehalt abgestumpft ist. Das geht soweit, daß man eindeutig heitere Tonfolgen in doppelt zu langsamem Zeitmaße gibt, und umgekehrt, wie überhaupt in betreff der Zeitmaße bei Händel die schlimmste Unordnung herrscht. Voraussetzen würde das ferner einen für alle Zeiten maßgebenden und alle Zeiten von ihrem egozentrischen Standpunkte aus bewertenden und aburteilenden Kunstverstand unseres der Mode unterworfenen „modernen“ Zeitalters. Daß es im Gegenteil die einzig mögliche Stellung zum Kunstwerk ist, sich in den Geist seiner Zeit zu versetzen, braucht nicht erst bewiesen zu werden.

Beim Händelfest in Halle, das zur Erörterung dieser Probleme erneut Anlaß gab, hatte man mit der Aufführung des „Orlando“ (1732) diese Fragen glücklich gelöst. Von den Arien war so gut wie nichts gestrichen, nur Ritornelle, da capos und gelegentlich den zweiten Teil der Arien hatte die Bearbeitung Dr. Hans Joachim Mosers gekürzt. Man ging aber noch weiter, indem man im Kostüm den Stil der Entstehungszeit recht glücklich zu treffen wußte und auch die Dekorationen auf einen gewissen Barockcharakter einstellte. Das Stück ist eine Zauberoper, und Parallelen zur „Zauberflöte“ drängen sich nicht nur durch den Namensvetter Zoroastro des weisen Sarastro auf. Durch einen textlichen Vorwurf, dem für ein größeres Publikum die Sinnhaftigkeit und innere Notwendigkeit abgeht, steht das Werk freilich hinter anderen Opern zurück, die eine Gestalt von hoher sittlicher Prägung (Rodelinde, Ottone) in den Mittelpunkt stellen. Erstaunlich ist die durchschlagende Dramatik, mit der der beginnende Wahnsinn des Orlando musikalisch geschildert wird; es gibt da Stellen, die ein Gluck nicht erreicht hat. Im Anschluß an oben Gesagtes sei wiederum hervorgehoben, daß Händel alle dramatische Charakteristik fast ausschließlich durch den Bau seiner Melodien erreicht, der Melodien, die in der Ästhetik seiner Zeit als alleinige Träger der Affekte galten. Bei der Neubearbeitung mußten die Rollen des Alto und Contr'alto für Tenor und Bariton übertragen werden, was natürlich nicht ohne Umlegungen abging. Die Aufführung wurde lediglich von Kräften des Hallischen Stadttheaters bestritten; wenn ihr auch das Festmäßige fehlte, so war doch der Gesamteindruck recht befriedigend.

Das Händelfest gab im übrigen einen Überblick über sämtliche Seiten von Händels Schaffen. Vor allem hatte man Werke ausgewählt, die man andernorts kaum je antrifft. So hörte man von Oratorien die „Semele“ und die „Susanna“, also keine der großen Chordramen, sondern Werke, in denen eine bis ins feinste seelisch gezeichnete Frauengestalt im Mittelpunkt steht. Es war, als sollte der oben aufgestellte Satz von dem Dramatiker Händel und der Gefühlsdramatik der Arien durch beide bewiesen werden. „Semele“ führt in antik-heidnisches Milieu ein; für den Musiker ist hier, wie übrigens auch im Orlando, die Verwendung von Tanzformen zur Charakterisierung interessant. Echt händelisch ist, wie in der „Susanna“ der an sich nicht unbedenkliche Stoff mit hohem sittlichen Ernste angefaßt wird. Der Text zur „Susanna“ gibt ganz die Grundlage zur Musik ab, wenn auch den Textdichtern Händels noch immer nicht Gerechtigkeit widerfahren ist. Wie meisterlich ist die Einführung der bösen Richter, die hier in viel milderem Lichte erscheinen, durch Dialoge und Monologe, wie sinnig die Ausmalung des Familienglücks Susannas im ersten Akte.

Bruchstücke aus Opern Händels, nämlich Instrumentalsätze aus der „Alcina“ (1735) und Altarien aus „Tamerlano“ (1724) und „Partenope“ (1730) brachte Dr. Georg Göhler in einem Symphoniekonzert, das an größeren Werken noch die „Wassermusik“ (1717), aber leider kein Concerto grosso aufwies. Die Arien waren so feinsinnig ausgewählt, daß jede einen besonderen Affekt illustrierte. Eine Solokantate für Baß mit Orchester schlug durch mit ihrer elementaren Tonsprache. Es war ein Abend, an dem Werk und Wiedergabe eins zu sein schienen. Wie Dr. Göhler sein Orchester vom Flügel aus leitete, und mit fortriß, dafür ist kein Lob zu hoch.

Eine Soprankantate aus der Jugend Händels (1707), die „Lucretia“, und deutsche Arien mit obligaten Instrumenten bildeten die Kostbarkeiten einer Kammermusik in der Universität.

Daß die Kammerduette, deren eins wiederholt werden mußte, fast vergessen zu sein scheinen, ist doppelt unbegreiflich, wenn man den Mangel an guter Duettliteratur für Sopran und Baß ansieht. Ein Oboentrio, die Gambensonate und Stücke für Cembalo gaben den instrumentalen Rahmen.

Althallische Meister, Lehrer und Zeitgenossen Händels ließ ein Kirchenkonzert in der alten Marktkirche zu Gehör kommen. Psalmen von Scheidt und Krieger machten den Einfluß des Organistenstils auf Joh. Seb. Bach deutlich. Von Händel selbst gab es eins der Orgelkonzerte, deren sich unsere Organisten endlich mehr annehmen sollten, und ein Anthem.

Die Ausführenden dieser Konzerte können nur summarisch genannt werden: Als Dirigenten Alfred Rahlwes, Dr Georg Göhler, Oskar Braun; als Solisten Lotte Leonard, Rose Walter, Frieda Schmidt, Agnes Leydhecker, Marta Adam, Anna Linde, Georg A. Walter, Dr Hans Joachim Moser, Professor Albert Fischer. Den Chor zu den Oratorien stellte die Robert-Franz-Singakademie, das Orchester das Hallische Stadttheaterorchester und das Leipziger Philharmonische Orchester.

Gedenken wir noch des geistvollen Festvortrags von Professor Dr Arnold Schering, der die äußere und innere Welt Händels in lebendigen Bildern zeichnete, des Festgottesdienstes und der Händel-Ausstellung mit Urkunden, Drucken und Autographen, so ist damit die Reihe der Veranstaltungen zu Ende.

Das Händelfest in Halle wird, hoffen wir, das erste von vielen sein. Auch der Gedanke einer neuen Händelgesellschaft, die schwebende Fragen wissenschaftlich zu untersuchen und praktische Ausgaben zu veranstalten hätte, ist ernsthaft zu prüfen. Händel muß unserer Zeit wiedergewonnen werden, einer Zeit, die aus aller Zersplitterung heraus nach Einheit und Monumentalität strebt, und der das Ethos eines Händel notwendig wäre.

Dr. Gotthold Frotscher

Zu unserer Notenbeilage

Immer wachsende Bedeutung beansprucht wieder, auch vom Standpunkt einer Gesamtgeschichte der deutschen Musik aus, das Lautenlied. Ist es doch der sichtbare Protest und Selbstschutz der musikdurstigen Laienwelt und der noch natürlich empfindenden Künstlerschaft gegen die traurigen Irrwege des die „hohe" Tonkunst immer mehr überziehenden Futurismus, Kubismus, Expressionismus, oder wie sonst sich die volksfremd gewordenen Richtungen der Künstlinge nennen mögen. Aber selbst das Lautenlied zeigt mehrere einander sehr ungleiche Äste. Vor allem das Zupfgeigen-Volkslied guter alter Art, wie es die Wandervögel liebevoll pflegen; dann das wenig erquickliche Gitarrencouplet meist parodistischer Art, das aus den Kabarets vielfach in die Salons wandert. Endlich gute neue Kunstlyrik in eigener Vertonung zur Laute, wozu der „Kleine Rosengarten" von Hermann Löns wohl den stärksten Anstoß gegeben hat (ich nenne z. B. die hübschen Lönsmelodien von Martin Frey mit Lautensatz von Irma Reuter); viel gutes Neues dieser Art hat vor allem der Verlag von Zwißler in Wolfenbüttel herausgebracht, in dessen Monatsschrift „Die Laute" man höchst erfreuliche Anregungen und Hinweise findet.

Von solcher neueren volkstümlichen Kunst bieten wir diesmal Proben aus dem Heftchen „Spielmannslieder", der singenden Jugend gewidmet von Paul Steinmüller. Lautenistisch ging dem Dichter-Komponisten Max Drieschner-Prieborn geschickt und unauffällig zur Hand. Die zwölf Stücklein sind bei Greiner & Pfeiffer in Stuttgart erschienen. Der Verfasser der vielverbreiteten „Rhapsodien" schlägt gesunden Volkston an, ohne maniriert zu altertümeln oder allzu individualistische Flicken aufzusetzen; und wenn vielleicht auch nicht jede Nummer so völlig geraten ist wie die hier ausgewählten, so wird doch gewiß keine ganz ohne herzliche Freunde bleiben. Wir wünschen dieser anspruchslosen, gut deutschen Kunst Glück auf den Weg.

Dr. Hans Joachim Moser



Türmers Tagebuch

Alles für die Anleihe — Se. Majestät das Proletariat — „Nationale Arbeit"

Dieser Tage sind die ersten Reichsbanknoten über 10 000 Mark im Verkehr erschienen — ein Menetekel in Flammenschrift für jeden, der sich erinnert, daß auch in Österreich der jähe Absturz in grundlose Tiefen mit der Ausgabe von Zehntausend-Kronen-Noten begann. Nicht lange mehr, so wird auch unser Wirtschaftsleben wie das unseres Nachbars an der Donau, wie das Polens und Rußlands von Zahlen beherrscht sein, die Tschitscherin mit kühlem Spott als „astronomische" kennzeichnete.

Aber die Anleihe! Sie leuchtet, wenn auch zurzeit noch in Himmelsferne, so doch hellstrahlend wie ein Stern in dunkler Nacht. Sie ist das A und O offiziöser Ratlosigkeit, das Eiapopeia, „mit dem man einlullt, wenn es greint, das Volk, den großen Lümmel — —" Seitdem die Genua-Konferenz, von der schon keine Menschenseele mehr auf dem weiten Erdenrund spricht, auseinandergegangen, seit die köstliche Fata Morgana des Rapallo-Vertrags so seltsam schnell in der Erinnerung verblaßt ist, beherrscht das Thema der amerikanischen Anleihe das öffentliche Interesse. Das um die vierzehn Wilsonpunkte getäuschte Vertrauen der Besiegten beginnt wieder aufzuleben. Alles für die Anleihe! Wunderlieblich tönt das Zauberwort besonders unsern leitenden Männern in die Ohren, über deren Bekehrung zu „aktiver" Politik noch vor wenigen Wochen selbst weit rechts stehende Leute gutgläubig jubelten. „Die Anleihe," so bemüht sich Graf Reventlow im „Reichswart" den durch Schlagworte umnebelten Verstand der deutschen Bevölkerung aufzuklären, „und gar eine amerikanische, ist das höchste aller denkbaren Gefühle. Ertönt dieses Wort, so schweigen alle anderen. Wer sagt: Wir verlieren die Unabhängigkeit und Selbständigkeit, ja wir verbriefen freiwillig ihren Verlust für alle absehbare Zeit; wir erhalten andererseits damit keinerlei Garantie gegen spätere Vergewaltigungen, erhält die Antwort: Aber wir bekommen die Anleihe, die Anleihe, die Anleihe! Diese amerikanische Anleihe ist der deutschen Bevölkerung seit Jahren angepriesen worden als das alleinige, aber auch sicher wirkende Mittel zu Deutschlands Rettung und Wiederaufbau, als der unfehlbare ‚Weg ins Freie'. Nun steht die Anleihe tatsächlich zur praktischen Erörterung und wird Tatsache werden, wenn Frankreich sich den Bedingungen der amerikanischen Finanz fügt, mit anderen Worten, wenn man den Franzosen von angelsächsischer Seite solche ‚Kompensationen' gibt, daß sich die französische Regierung mit den Bedingungen der New Yorker Bankleute einver-

standen erklärt. Eine wichtige und wirksame, wertvolle Kompensation dazu hat eben die deutsche Regierung mit ihrer Unterwerfung unter die Finanzkontrolle der sogenannten Reparationskommission gegeben. Damit sie sie gab, hatte vorher Herr Poincaré in Bar-le-Duc seine Drohrede gehalten und waren französische Truppenmassen nach dem Rhein befördert worden. Zu demselben Zweck wirkte in Genua Lloyd George auf die deutschen Delegierten ein, damit sie, in der üblichen Mischung von Furcht und Hoffnung, veranlaßt würden, das Nötige zu tun und geschehen zu lassen, um Frankreich ‚Kompensationen' zu geben."

An sich wäre, darüber sind wir uns alle einig, gegen eine große auswärtige Anleihe unter entsprechenden Bedingungen nichts einzuwenden. Im Gegenteil, man braucht sie. Aber: „Etwas ganz anderes ist, wenn die Regierenden eines Volkes bereit sind, für eine solche Anleihe jeden Preis zu zahlen. Das ist nicht nur ein Verbrechen gegen das Volk und dessen Zukunft, sondern auch ein schwerer politischer taktischer Fehler, und gar wenn solche Dinge pränumerando gezahlt werden, wie durch die Einräumung des Kontroll- und Aufsichtsrechts in der deutschen Regierungsnote an die ‚Reparations'-Kommission. Wenn nun die amerikanische Anleihe nicht zustande kommen sollte, so hätte die deutsche Regierung die deutsche Souveränität und den Rest deutscher Unabhängigkeit ohne das allergeringste Entgelt preisgegeben. Kommt sie zustande, so wird die Illusion über den Wert des Erreichten ein wenig länger dauern. Aber das ist alles!"

* * *

Ganz seltsam mutet das Verhalten der Sozialdemokraten in der Anleihefrage an. In der Reichstagsbesprechung der Genueser Ergebnisse sagte der frühere Kanzler und Außenminister, der Sozialist Hermann Müller: Jetzt komme es vor allem für Deutschland darauf an, das Vertrauen des internationalen Großkapitals zu erwerben. — Sage und schreibe: Vor allem! „Das sagt der Führer der Partei, welche den Kampf gegen das Kapital und den Kapitalismus auf ihre sogenannten Fahnen seit einem halben Jahrhundert schreibt. Wie viele tausend Male in seinem Leben mag Herr Hermann Müller in Versammlungen, in Parlamenten und in der Presse wohl geschrien haben: Nieder mit dem Großkapital, nieder mit dem Kapitalismus! Wie viele tausend Male hat er lichtvoll auseinandergesetzt, daß einzig und allein der Sieg der Sozialdemokratie den Kapitalismus besiegen könne und ihm die Giftzähne ausreißen werde, dem verfluchten Kapitalismus, der den Arbeiter um die Frucht seiner Arbeit bringe! Und heute verkündet Herr Müller als Sprecher der ‚Sozialdemokratischen Partei Deutschlands', vor allem komme es darauf an, sich des Vertrauens des internationalen Großkapitals würdig zu erzeigen, damit dieses die Anleihe gewähre. Daß Herrn Müllers und seiner Genossen tatkräftiger Haß gegen das deutsche Kapital, soweit es in der schaffenden Industrie und in der schaffenden Landwirtschaft verkörpert ist, kräftiger denn je weiterlebt, ist natürlich nicht zu bezweifeln. Die Liebe der Genossen gilt nur dem internationalen Finanzkapital."

Ein bezeichnender Vorgang: Vor kurzem fand der Stapellauf des Stinnes-Dampfers „Karl Legien" statt; der sozialistische Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund aber, dessen Vorsitzender Karl Legien während dreier

Jahrzehnte gewesen ist, lehnte es ab, sich an der Feier zu beteiligen! Der frühere Ministerpräsident Stegerwald, der bekanntlich der Führer der christlichen Gewerkschaftsbewegung ist, knüpfte an diese Tatsache in der Zeitung „Der Deutsche“ folgende Bemerkung:

„Jahrzehntelang kämpfte die deutsche Gewerkschaftsbewegung um die Gleichberechtigung der Arbeiter in der mächtigen syndizierten Großindustrie (Hochofenwerke, Bergbau, chemische Industrie usw.). Im November 1918 sind es Vertreter dieser Industrien gewesen, die den Gewerkschaften die Arbeitsgemeinschaft anboten und um diesen Gedanken große Kämpfe im Unternehmerlager führten. Die Arbeitsgemeinschaft wurde trotz der Widerstände im Unternehmerlager durchgesetzt und hat Deutschland vor dem völligen und restlosen Zusammenbruch gerettet. Zum Andenken an diese große Tat in schwerer Stunde erhielt ein Ozeandampfer von Stinnes den Namen eines deutschen sozialistischen Arbeiterführers, den Namen eines Mannes, der dreißig Jahre lang an der Spitze der sozialistischen Gewerkschaftsbewegung stand, für diese Gewaltiges geleistet und manche Monate für sie im Gefängnis verbracht hat. Es ist dies wohl der erste moderne Dampfer, der mit dem Namen eines sozialistischen Arbeiterführers die Weltmeere durchkreuzt. Und kleinliche Epigonen Legiens bringen aus purer Angst vor der Straße nicht den Mut auf, aus Anlaß dieses geschichtlich bedeutsamen Aktes dieser Feier beizuwohnen. Solche ‚Männer‘ schimpfen sich Gewerkschafts‚führer‘! Mit solchen Männern soll der Wiederaufbau Deutschlands durchgeführt werden. Ist es bei solcher Sachlage ein Wunder, wenn ein Stinnes der Welt mehr Achtung und Respekt abnötigt, wenn die Welt zu ihm größeres Vertrauen um den wirtschaftlichen Wiederaufbau Deutschlands hat, als zu der gesamten sozialistischen Massenbewegung, die acht Millionen Mitglieder zählen soll?“

In der Tat ein merkwürdiges Schauspiel: auf der einen Seite zeigt sich die deutsche Arbeiterschaft ohne Bedenken bereit, der internationalen Hochfinanz Hekatomben eigenstaatlicher Rechte darzubringen, und auf der andern Seite trägt eben diese Arbeiterschaft, die aus Mangel an eigenen Ideen sich kläglich vom Weltkapitalismus ins Schlepptau nehmen läßt, einen Hochmut, eine Überheblichkeit, einen Klassenstolz zur Schau, der nachgerade — wenn man das seit der Novemberrevolution Gewollte mit dem seither Geleisteten in Vergleich setzt — fast ans Krankhafte grenzt.

* * *

Man braucht nur die Augen aufzutun, Umschau zu halten in den Bezirken des Lebens, und man wird Schritt für Schritt auf diese eigentümliche Erscheinung stoßen. Sie ist ja auch leicht zu erklären: Wie hat man die Arbeiterschaft, seitdem sie durch die Umwälzung von 1918 zu einem beherrschenden Machtfaktor im Spiel der politischen Kräfte geworden ist, umhudelt, ihren Instinkten geschmeichelt und Weihrauchwolken um sie verbreitet. Auch das „Volk“ hat ja seine Höflinge, denen es nur zu willig sein Ohr leiht, und das neue Byzanz, das sich in Deutschland aufgetan hat, unterscheidet sich nur in den Schattierungen von dem alten. Und der Hofstil, in dem man heute der Eigenliebe des Proletariats huldigt, ist vielleicht noch um einige

Grade unerträglicher als der, mit dem man im alten Reiche vor Fürstenthronen schweifwedelte. Wir wollen uns gar nicht, obwohl es ein lehrreiches Studium wäre, mit der bombastischen Sprache befassen, zu der die sozialistische Presse jedesmal greift, wenn sie sich in „Aufrufen“ an die Arbeiterschaft wendet. Der einfache Arbeiter, der das Nachdenken nicht gewohnt ist, nimmt das hohle Phrasentum seiner Presse für bare Münze, er berauscht sich — und wer wollte ihm darob zürnen — an der Verherrlichung des Proletariats, er glaubt schließlich ehrlich, daß er, der Arbeiter, allein es sei, der wahrhaft produktive Werte zutage schafft — und jeder Gemeinschaftssinn, jeder Sinn dafür, daß schließlich auch er nur ein Teil im großen Organismus des Staatsgetriebes ist, geht ihm mit der Zeit völlig verloren.

Man beachte, um nur ein Gebiet flüchtig zu streifen, die Grundgedanken beispielsweise der neueren Arbeiterpoesie. H. v. Waldeyer-Hartz führt in den „Grenzboten“ eine ganze Reihe Dichtungen an, die in dem Organ der Gemeinde- und Staatsarbeiter „Die Gewerkschaft“ veröffentlicht worden sind und einen tiefen Einblick in die Vorstellungswelt gewähren, wie sie oben in wenigen Strichen angedeutet ist. Der Raum verbietet leider, all die — rein dichterisch keineswegs wertlosen — Poesien der Klaar, Schönlank, Toller usw. wiederzugeben. Die ganze unsinnige Überheblichkeit des Arbeiterstandes und das widerwärtige Umschmeicheln der Männer von der sogenannten schwieligen Faust kommt schließlich in einer Probe wie der folgenden charakteristisch zum Ausdruck:

Wir Arbeiter

Wir sind ein groß' gewaltig' Heer
Mit starken straffen Sehnen, mit Fäusten groß und schwer.

Und unser Blut kreist ruh'los wie's Meer
Durch alle Adern dumpf und schwer.

Gleich Zügen auf eisernen Brücken
Die schwersten Lasten auf uns drücken.

Wir haben den singenden Draht um die Erde gelegt,
Durch den sich das Wort wie der Blitz bewegt.

Wir haben den Blitz in den Draht gezwängt,
Wir haben die größten Berge durchsprengt.

Wir haben die Erde durchschürft und durchwühlt,
In Schranken das Meer gelegt, das den Damm bespült.

Wir haben die Meere miteinander verbunden,
Wir haben die Welt überwunden.

Und das Schiff und der große Vogel fliegen durch Wind und Nacht;
Wer anders als wir hat sie euch gemacht? (!)

Wenn euer Geist es zuvor auch ausgedacht,
Unsere schwieligen Hände haben es doch erst gemacht.

Wir haben euch große Paläste gebaut,
Indes saßen wir in Höhlen zusammengestaut.

Wir haben euch Straßen, Kanäle gebaut,
Indessen haben wir am Hungertuch gekaut.

Was wollt ihr, wenn unser starker Arm sich nicht mehr regt?
Das kreisende Rad sich nicht mehr bewegt?

Ja, wir Arbeiter, wir sind doch die Herren der Erde,
Durch uns steigt die Welt zu einem neuen — „Werde!"

Wirkt solcher Klassenhochmut nicht geradezu abstoßend und erinnert er nicht stark an — Cäsarenwahnsinn? Beweist diese Probe nicht, wie alle Tatsachen auf den Kopf gestellt werden? „Geist und Wissen," bemerkt der Kritiker hierzu, „von manchem Arbeiter so heiß begehrt, gelten nichts, sollen nichts gelten. Nur was die werktätige Faust schafft, bastelt oder zusammenflickt, ankarrt, schippt oder schaufelt, hämmert, feilt und spannt, hat Bedeutung. Nicht der Verstand des Forschers oder der Wagemut des Pioniers auf industriellen Gebieten, weder die aufreibende Arbeit im Dienste des Großkapitals noch die stille, fleißige Tätigkeit der Beamtenschaft werden anerkannt. Nein, der Arbeiter, der in Wahrheit geführte Mensch, ist Führer der Menschheit. Nach ihm allein hat sich alles zu richten. Seine Bedürfnisse regeln das soziale Leben. Es ist der alte Trugschluß, als ob jemals der Körper den Geist beherrschen könne. Aber wir sehen, in der höchst eindringlichen, knappen und sich daher leicht einprägenden Form eines kurzen Gedichtes wird dieser Wahngedanke immer wieder großgezüchtet."

Mit der Erfüllung materieller Wünsche und Begierden allein ist es nicht getan: das Proletariat will gekrönt sein.

* * *

In früheren Tagen, als an dieser Stelle der verstorbene Freiherr von Grotthuß — nicht viele aus dem bürgerlichen Lager standen ihm zur Seite — seinen temperamentvollen Kampf gegen Alt-Byzanz führte, schleuderte die „Deutsche Tageszeitung" des weiland Dr Örtel den Bannfluch gegen den „Türmer", der „sich sozialistischer selbst als der ‚Vorwärts' gebärde". Heute, wo wir gezwungen sind, dem neuen Byzanz den Spiegel vorzuhalten, sind wir den noch um einige Grade heftigeren Schmähungen derer ausgesetzt, die sich zum heut so mächtigen Proletariat zählen. Wir müssen es schon hinnehmen, „reaktionär", „antisozial" und „arbeiterfeindlich" gescholten zu werden.

Haben wir einen Frontwechsel vollzogen? Wer die nun bald fünfundzwanzig Jahresbände des „Türmers" vorurteilslos durchblättert, wird finden, daß unser politisches Ziel das gleiche geblieben ist, heute wie damals: Die nationale Volkseinheit. Wer überparteilich auf dieses Ziel hinstrebt, muß sich schon darüber klar sein, daß er niemals aus der „Drecklinie" herauskommen wird. Als im „Tagebuch" (23. Jahrg. Heft 4) gegenüber den Nivellierungsbestrebungen des Proletariats deutlich die Unterschiedlichkeit zwischen diesem und dem besitzlosen Bürgertum gekennzeichnet wurde, schrieb ein „Mitglied der sich um Klassenversöhnung bemühen-

den christlichen Gewerkschaften" dem „Türmer" einen erbitterten Brief: Der Artikel sei Klassenverhetzung. „Weiß der Verfasser nicht, daß es weite Arbeiterschichten gibt, die durchaus nicht Proletarier sein wollen? Die notwendige, wertschaffende geistige Arbeit durchaus zu schätzen wissen, bei denen von maßloser Verhetzung keine Rede sein kann und die jedem daseinsberechtigten Stande seine Existenzmöglichkeit gönnen und zusammen mit diesen eine deutsche Volksgemeinschaft aufbauen möchten, in welcher der Begriff ‚Proletarier' ausgelöscht sein soll." Dieser ehrlich Entrüstete hatte, wie jeder Vorurteilsfreie wird bezeugen können, den Grundgedanken der Tagebuchausführungen vollständig mißverstanden. Was aber hat ihm den Blick verdunkelt? Der Zorn über die gekränkte Majestät des Proletariats. Ähnliches widerfuhr uns, als wir auf Grund des amtlichen Materials (Statistik, Ausschußbericht, Plenarverhandlungen des Reichstags) an der „Reichspostmisere" Kritik übten. Da fuhr uns ein Postaushelfer in die Parade, schalt uns Neider, geist- und gemütslos und riet uns, erst einmal Unterbeamter bei der Post zu werden, um kennen zu lernen, was Arbeit heiße.

Zu guter Letzt hat uns ein Beamtenorgan, „Der Beamtenbund", bei den Ohren genommen. Wäre es ihm an einer sachlichen Auseinandersetzung gelegen gewesen, so hätte schließlich für beide Teile Ersprießliches sich daraus ergeben können. Aber der Standesdünkel scheint sich — heute von unten her — bereits tief in die Reihen der Beamtenschaft hineingefressen zu haben. Wir hatten den Beamtenstreik als das, was er ist, nämlich einen Wahnsinnsakt, bezeichnet, und wir hatten der Beamtenschaft klarzumachen versucht, daß sie doch selbst ein Teil des Staates sei, mithin nichts Törichteres tun könne, als den Ast abzusägen, auf dem sie sitze. Und es war des weiteren davor gewarnt worden, die Besoldungsfrage lediglich vom egozentrischen Gesichtspunkt aus zu betrachten, sondern zu berücksichtigen, daß einem bankrotten Staat auch Grenzen für die innere Erfüllungspolitik gezogen sind. Weil wir uns diese (ach so naheliegenden) ketzerischen Gedanken zu äußern erdreisteten, trifft uns der Bannstrahl. Erstaunlich sei die „Verständnislosigkeit, mit der aus dem Handgelenk über ein volkswirtschaftlich und staatspolitisch so bedeutsames Problem wie die wirtschaftliche Lage des Beamtentums abgeurteilt wird". Ja, wenn wir uns mit dem Problem befaßt hätten, ob diese oder jene Beamtenkategorie zu Klasse V oder Klasse VI gehöre — aber so! Daß wir nun gar nichts davon wissen wollen, daß ringsumher die Beamten „verhungern" (woher ist diese Phrase wohl entlehnt?), zeugt von „Gefühllosigkeit, um nicht zu sagen: Gefühlsroheit". Kurz und gut: „Mit welchem Rechte will sich ein Organ als ‚Monatsschrift für Gemüt und Geist' bezeichnen, wenn es in entscheidenden Fragen — und das Beamtenbesoldungsproblem ist eine solche! — sowohl Verständnis und Geist als auch Gemüt vermissen läßt? Wir sind die letzten, die es der Presse verwehren wollen, von ihrem jeweiligen Standpunkt aus die Beamtenbewegung zu glossieren, im Gegenteil: wir begrüßen es nur, wenn die uns zunächst bewegenden Fragen in sich immer erweiternden Kreisen der Öffentlichkeit zur Erörterung kommen, sei es zustimmend und befürwortend oder abwägend und zum Bedenken mahnend. Nur gegen jede Verzerrung und voreingenommene Verächtlichmachung unserer Bestrebungen werden wir uns jetzt wie künftig aufs entschiedenste wehren."

Da, Dummkopf, hast du's. Verkriech dich in das dunkelste Mauseloch und überlaß das Feld denen, die im Tageskampf um ihre engen materiellen Interessen, über all dem Lärm und Staub, der dabei aufwirbelt, der Staatsnotwendigkeiten kaum mehr gedenken.

* * *

Einer tut's kund dem andern, vielmehr, brüllt es ihm ins Ohr: daß Opfer gebracht werden müßten. Aber niemand ist geneigt, zu opfern. Wenn mehr guter Wille auf beiden Seiten wäre, dann brauchten wir uns nicht der Losung „Anleihe" mit Haut und Haaren zu verschreiben. Es gäbe daneben noch eine andere Parole: „Nationale Arbeit".

Wohl wächst der Sinn dafür. Jedoch vorderhand erst bei den Führern. Die Geführten versagen noch die Gefolgschaft auf diesem freilich dornigen Pfad. Natürlich können wir uns nicht an dem eigenen Schopf aus dem Sumpf herausziehen; aber ob etwa ein einmütiger Beschluß der deutschen Arbeiterschaft, angesichts der staatlichen Notlage eine Stunde am Tage (gegen gute Bezahlung versteht sich) mehr zu arbeiten, nicht auch einen heilsamen Einfluß auf den Stand der Mark ausüben würde? Die Führer der großen Bergarbeiterverbände haben bei den Verhandlungen in Bochum in diesem Sinne auf die Bergarbeiter einzuwirken versucht. Vergebens! Im Gegenteil: die Not des Vaterlandes, mit dem sie in engster Schicksalsgemeinschaft verbunden sind, ob sie nun wollen oder nicht, fand keinen Widerhall in ihren verfinsterten Seelen. Mehr Feiertage verlangte man, weniger Arbeitszeit. Und der Gewerkschaftskongreß in Leipzig verharrte auf dem selben reaktionären — ja, ja, reaktionären — Standpunkt: Hände weg vom Achtstundentag. Es sind, wir zweifeln nicht darin, viele Tausende unter den Arbeitern, die gern mehr arbeiten möchten, aber sie wagen nicht, ihre Stimme zu erheben. Denn die Widerspenstigen erweisen sich zugleich stets als die aktiveren. Theoretisch ist das Dogma vom Achtstundentag bereits unterhöhlt. Die Wirtschaftstheoretiker der Sozialdemokratie haben ihr Votum gegen ihn abgegeben. Aber die Masse hört noch nicht auf sie.

Und auch auf der anderen Seite sind die Geführten taub, wenn sie um der Volksgemeinschaft willen ein Stück ihres materiellen Besitzstandes drangeben sollen. Das „Hilfswerk der Landwirtschaft" will und will keine feste Gestalt annehmen. Anscheinend, so bemerkt das christliche Gewerkschaftsorgan „Der Deutsche", sei es den Führern des landwirtschaftlichen Hilfswerks trotz ehrlichen Bemühens nicht gelungen, des individualistischen und egoistischen Geistes, der den größten Teil der deutschen Landwirte beherrsche, Herr zu werden. Dem Wollen der Führer stehe das mißtrauische Nichtwollen der deutschen Landwirte gegenüber, und deshalb drohe der ganze Plan zu scheitern.

Internationale Anleihe und nationale Arbeit zusammen würden die Rettung bedeuten.

Das eine ohne das andere würde den Erfolg auf des Messers Schneide stellen. Keines von beiden aber — ist sicherer Ruin.



Auf der Warte

Das Kronprinzenbuch

Daß es lebendig und fesselnd ist, dieses Buch des Kronprinzen Wilhelm, wird niemand leugnen, der auch nur einige Proben daraus gelesen hat. Karl Rosner, der schon den „König" geschrieben, hat sichtend und herausgebend den Verfasser beraten. Ihm ist vermutlich die Kunstform dieser Erinnerungen zu verdanken: Tagebuchblätter aus unmittelbarer Gegenwart wechseln mit erzählendem Rückblick ab, so daß Eintönigkeit vermieden wird. (Nur in der Mitte, wo Betrachtungen oder Eingaben mitgeteilt sind, wird die Einheitlichkeit unterbrochen.) Das Buch sollte in alle großen Kultursprachen übersetzt werden. Sein Stil ist von entwaffnender Offenheit und Natürlichkeit. (Kronprinz Wilhelm, Erinnerungen, aus den Aufzeichnungen, Dokumenten, Tagebüchern und Gesprächen herausgegeben von Karl Rosner; Stuttgart, Cotta, 70 M.)

Viele hübsche Abschnitte fallen rein künstlerisch durch knappes Charakterisierungs-Vermögen angenehm auf. Eine Reihe von Gestalten zog an dem gesunden, hellen Auge des Kronprinzen vorüber; sie werden mit ein paar Worten in ihrem Verhältnis zum Verfasser gekennzeichnet: Abdul Hamid, Menzel, Bülow, Bethmann (dessen Politik er ablehnt), König Eduard (dessen welterfahrene Zurückhaltung er fein im Gegensatz zum Kaiser zeichnet), Hindenburg, Ludendorff und andere. Und schon auf den ersten Seiten, im Hinblick auf den Zwang der Hofetikette, taucht neben der warmen Liebe zur edlen Mutter etwas wie ein Gegensatz zum Kaiser auf, ohne daß man eigentlich hier oder anderwärts Mangel an Takt feststellen könnte. Der Kronprinz spricht da ebenso natürlich und zwanglos wie sonst. Es ist etwas Lichtes, Frisches, Unverkünsteltes im ganzen liebenswürdigen Werk — und zwar fast zu sehr: wir hätten uns den Vortragston recht wohl um etliche Schattierungen schwerer und dunkler vorstellen können.

Hier könnte der Psychologe einsetzen. Es ist in diesem hellen und heitren Naturell ohne Zweifel echte Jugendlichkeit, klare, gesunde Jungmännlichkeit, harmlos, ohne jede Spur von Hinterhältigkeit. Das gehässige Wort vom „Kriegshetzer" oder das andre vom „Frauenjäger" gehört in das Gebiet der Verleumdung. Der Kronprinz spricht selber unbefangen von seinem vielbeanstandeten „Lachen" (S. 209). In der Tat haben uns ja Photographen daran gewöhnt, ihn nur mit der Mütze auf dem Ohr und mit lachender Miene als jovialen Leutnant oder Reiteroffizier zu schauen. Das gibt ein einseitiges Bild. Und doch — und doch: es fehlen in diesem Charakter, wie schon angedeutet, die tragischen Akzente, die dunkleren Töne einer besinnlichen Innenschau. Etwas von dem Schatten der ungeheuren Zeiten- und Geisteswende hätte doch wohl auf dem ahnungsvollen Gemüt eines künftigen Regierenden lange voraus schon lasten und seines Lebens Ernst und Inhalt steigern müssen, ehe die Katastrophe eintrat, wenn er wirklich in die Seele des Zeitalters hineingelauscht hätte. Doch von dem Geisteskampf der Gegenwart um eine Erneuerung unsrer Weltanschauung findet man in diesem Erinnerungswerk so gut wie nichts. Von einem Reitergeneral mag man dies nicht verlangen: von einem Führenden aber, der das Ganze sorgend überschaut, auch die Innenwelt, muß man es wenigstens andeutungsweise erwarten.

Insofern hat dieses freundliche und aufschlußreiche Buch, das jeder gute Deutsche lesen sollte, kein besondres geistiges Gewicht. Aber

die gesunde politische Urteilskraft, die sich vielfach in Einzelheiten darin ausspricht, und der reinmenschliche Wert des offenherzig plaudernden Verfassers werden dadurch nicht beeinträchtigt.

Es mag im Interesse des Umsturzes liegen, das alte System zu bemängeln; doch es geht nicht länger an, daß man die beiden Hauptträger des monarchischen Systems auch als Menschen verächtlich macht.

Unser Urteil über Kaiser und Kronprinz klärt sich durch diese und ähnliche Veröffentlichungen immer mehr. Beide sind sich in einem Hauptpunkt nicht unähnlich: im offenherzigen Sich-Ausstrahlen nach außen. Auch hier wird des Kaisers vieles und gutes Sprechen erwähnt, dem eine gleich entwickelte Gabe schweigenden Horchens, besinnlichen Lauschens, weit und klug vorbereitender Tat leider nicht entsprach. Und gerade dieser Kaiser soll den Weltkrieg vorbereitet haben?!

*

Politik als Kunst

Wer den politischen Tageskampf betrachtet, der vermißt am allermeisten die Rhythmik dieses Kampfes. Statt dem Willen zur Einordnung in das allgemeine Ganze, statt dem Willen zur Selbstbehauptung innerhalb der gegebenen Grenzen, findet er allenthalben nur den Willen, den Gegner aus dem Wege zu räumen. Betrachtet man aber Politik als die Kunst der Gestaltung eines lebendigen Gesellschaftsorganismus, dann ist jeder „Gegner“ eigentlich nur ein Gegenspieler, der ebenso wie sein Partner daran beteiligt ist, das Kräftegewoge des Ganzen lebendig zu erhalten. Ich glaube, von allen Parteien und in allen Staatsgebilden sind in dieser Hinsicht stets die folgenschwersten Fehler begangen worden, am wenigsten noch vielleicht in England, dessen parlamentarisches Gefüge stets vor Katastrophen gesicherter war, weil es — weniger „Kitsch“ ist als anderwärts: weil es künstlerischer organisiert ist.

Wenn „politisch Lied“ wirklich so ein „garstig Lied“ geworden ist, dann dürfte das nicht zum kleinsten Teil daran seine Ursache haben, daß man in der Kunst der Politik unfruchtbare, mechanisch wirkende Gepflogenheiten an Stelle des Gehorsams gegen die ewigen Gesetze alles harmonischen Gestaltens setzte.

Ursprünglichkeit ist erstes Erfordernis in jeder Kunst, und auch die Kunst, die aus der ungeordneten „Masse“ die „Gesellschaft“ bilden will, kann ihrer nicht entraten. Wo aber findet man im Leben der Parteien noch Ursprünglichkeit?? Allüberall trat an ihre Stelle das „Parteiprogramm“ als künstlich kombinierter Ersatz. Man weiß im voraus, was man sagen wird, was man sagen darf und was man sagen kann, bevor der Gegenspieler noch das erste Wort gesprochen hat. Und regt sich wirklich einmal, gegen alle harte Zucht parteiischer Gebundenheit, in der Debatte doch der unterdrückte Trieb der Urnatur, dann darf der Mann der Politik gewärtig sein, daß er aus eigener Gefolgschaft ätzende Kritik erhält. Wie aber soll bei einer solchen Mechanisierung der gestaltenden Kräfte jemals Leben in die Gestaltung überströmen?! Wie soll man jemals zum Gefüge kommen, wenn sich die Teile stets in sich allein zu runden streben und niemals willens sind, die Grenzen flüssig zu erhalten, so daß sie bei gegebener Gelegenheit sich ineinanderfügen könnten?! Wie soll das Ganze in organischer Gestaltung keimen, wachsen, blühen und zum Früchtetragen kommen, wenn die Kanäle seiner Lebenskraft sich niemals aneinanderschließen?!

Die menschliche „Gesellschaft“ ist nur möglich als ein Organismus gleich dem Körper eines Menschen. Gleichwie der Menschenkörper nur gedeihen kann, wenn stetig Blut zum Herzen fließt, und sich von ihm entfernt, so kann auch der Gesellschaftsorganismus nur gedeihen, wenn zentripetale und zentrifugale Kräfte sich in einem Kreislauf zu erneuern streben. Kein Punkt dieses Kreislaufs ist zu missen. Sobald man einen Teil daraus entfernen will, muß das organische Leben des Ganzen der Vernichtung entgegengehen. In diesem Sinne betrachtet, sind alle politischen Parteien einer Zeit stets aufeinander angewiesen. Wer sie immer weiter zu trennen sucht, weiter als es sein müßte, treibt frevelhaftes Spiel.

Wir sind zu sehr gewohnt, den analytischen Prozeß des Denkens auch im Leben anzuwenden, und so zersplittern wir das Leben, statt es zu erweitern. Ich bin aber der felsenfesten Überzeugung, daß wir niemals zur „Gesundung“ kommen können, bevor nicht das Bestreben zur Synthese an die Stelle analytischer Praxis tritt, im Leben der Parteien. Es ist durchaus nicht nötig, daß deshalb die einzelne Partei ihren klar umrissenen Charakter etwa verliert!

Nur so kann Politik zur Kunst der Gesellschaftsbildung werden; und nur als Kunst betrachtet, die das edelste Gebilde zu gestalten hat, kann sie die Menschen unseres notvollen Landes derart ineinanderfügen, daß alle sich zu einem krafterfüllten Ganzen formen.

Jos. Schneiderfranken

*

Die diesjährige Tagung der Goethegesellschaft

in der Pfingstwoche zu Weimar hat wieder zu würdelosen Auftritten geführt. Es gelingt immer einer winzigen Berliner Minderheit, der eine von vornherein nervöse Stimmung der Mehrheit gegenübersteht, schärfste Erregung hervorzurufen. Das sollte doch wirklich einmal überwunden und abgetan werden. Was war diesmal der Anlaß zur aufschäumenden Erbitterung? Der alte Vorstand sollte von Berlin aus „gereinigt“ werden; man wollte ihn mit Männern „auffrischen“, die jener Gruppe genehm sind. Dabei geht man nicht von dem doch naheliegenden Gedanken aus, daß ein Vorstand auch arbeiten muß, mitarbeiten im Sinne der Goethegesellschaft, sondern läßt sich durch „klangvolle“ — d. h. in der Öffentlichkeit vielgenannte — Namen bestechen (obenan Fürst Bülow). Das ist bezeichnend. Immer nur Wirkung nach außen! Was soll denn etwa ein überlasteter Künstler wie Hans Pfitzner im Vorstand der Goethegesellschaft? Soll er mitberaten über die Finanzierung der Dornburger Schlösser? Über die Essener Millionenerbschaft?

Männer dieser Art gehören, wie ich schon lange vorschlug, etwa in einen „Ehrenrat“, nicht in den Vorstand.

Es wird im „Türmer“ über den Ausbau der Goethegesellschaft, an deren Spitze nun Geheimrat Roethe steht, einmal ausführlich zu sprechen sein.

* F. L.

Die Herrnhuter

feiern in diesem Sommer das zweihundertjährige Bestehen ihrer religiösen Gemeinschaft. Diese „Brüdergemeine“, eine Gründung des glutvoll frommen Grafen Zinzendorf, ist über die ganze Welt verstreut. Deutschland selbst zählt in 23 Gemeinden 8800 Mitglieder; Amerika 32000. Der Sitz der Gesamt-Unität ist Herrnhut; daneben sind Niesky, Königsfeld und Gnadenfrei bekannte Siedlungen dieser „Stillen im Lande“, von denen seinerzeit starke religiöse und erzieherische Wirkungen auf das deutsche Seelenleben ausgegangen sind.

Eine außerordentlich hübsche Buchgabe mit vielen anmutigen Bildern (auch in Farbendruck) bietet hierüber der Furche-Verlag, Berlin, unter dem Titel „Die Welt der Stillen im Lande“. Es sind „Bilder aus zwei Jahrhunderten herrnhutischer Geschichte und brüderischen Lebens“, herausgegeben von S. Baudert und Th. Steinmann. Wie ein Idyll mutet uns diese friedliche Welt an, gerade im Unfrieden der Gegenwart.

Interessieren wird in diesem Zusammenhang, daß Herm. Anders Krüger, der Verfasser des bekannten herrnhutischen Romans „Gottfried Kämpfer“, soeben seine Jugenderinnerungen unter dem Titel „Sohn und Vater“ veröffentlicht (Braunschweig, Westermann). Da pfeift ein scharfer Wind, wie es bei Krügers Naturell nicht anders zu erwarten war; und vom Frieden der Stillen im Lande ist in dem packend und lebhaft geschriebenen Buche wenig zu spüren.

Über Zinzendorf selbst erhalten wie soeben aus dem obengenannten Furche-Verlag ein Buch von Friedrich Adolf Voigt „Zinzendorfs Sendung“, das über die Fülle der von Herrnhut ausgehenden religiösen Anregungen Licht verbreitet. Wir könnten heute ein gut Teil von dieser Gemütskraft wiederum brauchen.

*

Ost und West

Ein wenig Statistik ist manchmal eine eindringlichere Sprache als langatmige Auseinandersetzung. So sehr man den deutsch-russischen Vertrag als etwas wie eine Tat zu empfinden geneigt ist, man vergißt zu leicht, welcher Geist aus dem Osten auf Flügeln des Vertrags einziehen kann. Im bolschewistischen Rußland ist zwar die gerichtliche Todesstrafe „abgeschafft". Der Begriff einer Strafe, die Einrichtung von Anschuldigung, Richter, Verteidigung, Zeugen, Verurteilung usw. ist erledigt. Aber an ihre Stelle ist ein anderer Begriff getreten: „Beseitigung auf dem Wege proletarischer Diktatur". Was heißt das? Ohne Richter, ohne Beschuldigung, ohne Staatsanwalt, ohne Zeugen, ohne offizielle Verurteilung werden die „Feinde des Proletariats" im geheimen „beseitigt". Sie gehen namenlos zugrunde; ohne bekannte Märtyrer zu schaffen, wütet der politische Terror in den russischen Ländern. Nur Zahlen sind es, die reden. Und die Sowjetregierung ist zynisch genug, diese Zahlen öffentlich bekanntzugeben.

Laut offiziellen Listen der Sowjetregierung sind während ihrer Herrschaft, d. h. vom 7. November 1917 an, auf ihren Befehl hingerichtet worden: 1. Von der Geistlichkeit: Geistliche 1215, Bischöfe 28; 2. Professoren und Lehrer 6775; 3. Ärzte und Assistenten 8800; 4. Offiziere 54 650; 5. Soldaten 260 000; 6. Gendarmerie- und Polizeioffiziere 10 500; 7. Gendarmen und Schutzleute 48 500; 8. Gutsbesitzer 12 950; 9. Angehörige der Intelligenz 355 250; 10. Arbeiter 192 950; 11. Bauern 815 100; zusammen 1 766 118 Personen.

Also: 1 766 188 Bluturteile! Das sind furchtbare Zahlen, nicht wahr? Man sagt, der Bolschewismus als Experiment sei abgetan. Aber — die Führer sind geblieben.

Das droht von Osten her. Und im Westen? Da steht Frankreich: bis an die Zähne bewaffnet. Der Berichterstatter der französischen Kammer gab beim Voranschlag des Kriegsministers folgende Zusammenstellung der heute unter den Fahnen stehenden französischen Streitkräfte: Inland 398 917 Mann, Algerien, Tunesien und China 63 533 Mann, Marokko 85 951 Mann, Besatzungskorps von Konstantinopel 6926 Mann, Levante 50 000 Mann, außerordentliche Missionen 450 Mann, Saarland 7765 Mann, Rheinland 86 959 Mann, Abstimmungsgebiete 760 Mann, Kontrollkommission 465 Mann, insgesamt 797 679 Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten. Dabei sind der Rekrutenjahrgang der Feldarmee von etwa 250 000 Mann, der Rekrutenjahrgang der Kolonialtruppen mit etwa 30 000 Mann und ferner die Hilfstruppen aus Marokko, Anam und anderen Gebieten nicht eingerechnet. Frankreich unterhält demnach nach eigenen Angaben ein stehendes Heer von gut einer Million aktiver Soldaten, das heißt heute, im Zeichen des Völkerbundes, zweimal mehr als Deutschland am 30. Juli 1914 unterhalten hat, und zehnmal mehr, als Deutschland heute unterhalten darf.

Das ist also der Weltfrieden!

*

Versailler Schmachvertrag und deutsche Gleichgültigkeit

Man soll Berlin nicht bedingungslos verurteilen. Es muß ihm für jetzt und später hoch angerechnet werden, daß in seinen Mauern große Verbände am Werke sind, die mit der Aufrollung der Kriegsschuldfrage als einem Problem der geschändeten Weltmoral die undankbare und mühevolle Arbeit verbinden, dem „aufgeklärtesten" Volk der Welt (so nennen sich doch manche Deutsche gern?) die Kenntnis und den Begriff der Tragweite des Versailler Diktates einzuhämmern. Nichts spricht bei den fremden Völkern stärker gegen den Deutschen und seine heutigen Staatslenker als die beschämende Tatsache, daß er den grausamsten, verlogensten und höhnischsten aller Gewaltverträge, der einem in heroischem Kampfe ohne Feindes volles Verdienst tragisch unterlegenen Volke aufgezwungen wurde, mit einer Gleichgültigkeit und Unkenntnis gegenübersteht, die fremden Untertanen unbegreiflich und verächtlich erscheint; die sie in der

Überzeugung bestärkt, das deutsche Volk verdiene schließlich keinen besseren Frieden.

Berlin aber ist es, das die erste Ausstellung veranstaltet hat, in der anschaulich und erschütternd in Tabellen, symbolischen Films und vergleichenden Wandkarten dem Unkundigen zu Gemüte geführt wird, was jedem einzelnen Deutschen jetzt und für spätere Geschlechter der Friede von Versailles antut, wenn er nicht die Einsicht und Kraft findet, sich einmütig zusammenzuschließen und die gesittete Welt unaufhörlich anzurufen, an die Wiederherstellung der Ehre aller Nationen zu denken, die bewußt oder mittelbar dies Höllenpergament verschuldet haben.

Die Auswirkung dieser Ausstellung wird erst allmählich erfolgen, falls nicht eine ganze Anzahl derselben Zusammenstellungen gleichzeitig im Reiche die Pforten öffnet. Auch dann ist nur mit einer beschränkten Anzahl von Besuchern zu rechnen, die nicht durchweg Zeit und geistige Spannkraft genug aufzubringen vermögen, um ein Gesamtbild zu gewinnen, das sich im einzelnen hinterdrein erst auswirkt und nachhält. Immerhin! Es ist ein Anfang von höchst segensreicher Bedeutung gemacht. Folgen die Schulverwaltungen der einzelnen Länder dem Beispiel des mutigen Schwabenlandes, das seiner schulentlassenen Jugend in einem schmalen — ach so zentnerschweren und düsteren — Heft die Hauptabschnitte des sogenannten Friedensvertrages, der deutschen Kriegsentschädigungen, Gebiets- und Volksverluste zur Belehrung mit ins Leben gibt, dann sind wir auf gutem Wege, wenngleich von einer Hauptwirkung erst dann zu reden ist, wenn in allen Fabriksälen, Handelsbetrieben, Warenhäusern und dergleichen die Aufklärungshefte oder gerahmte Kartons mit den schlimmsten Bedingungen und beredtesten Zahlentabellen heimisch wären; heimisch vor allem in Herzen und Köpfen der in solchen Sälen, Stuben und Räumen tätigen Kopf- und Handarbeiter; also der unmittelbar betroffenen Opfer.

Von der jetzigen Staatsregierung ist dies nicht zu erwarten. Sonst hätte sie schon lange gehandelt. Auch hier muß das Volk sich selber helfen.

Die „Liga für deutsche Kultur" ist die Veranstalterin dieser Versailles-Ausstellung, deren Eröffnung mehr Entente-Leute als Einheimische sah. Die Feindbundleute wissen die Bedeutung solcher Veranstaltung besser einzuschätzen, als ahnungslose Deutsche, von denen nur der fünfte Erwachsene eine bescheidene Ahnung hat, welches Folterinstrument Satan durch seine Unterteufel Wilson, Clemenceau, Lloyd George ersonnen hat, um ein großes, törichtes Volk dem langsamen Verderben preiszugeben, falls gute Gewalten dieses Volk nicht bald zur Genesung führen.

Hans Schoenfeld

*

Prager Stimmungsbildchen

Wir lesen in den „Münchner Neuesten Nachrichten" folgende tiefernste Mitteilung:

„Für die französischen Militärs, ihre Frauen und Kinder ist nach Prag auch ein französischer Geistlicher berufen worden, der unter anderen geistlichen Obliegenheiten den nur französisch Sprechenden die Beichte abnimmt. Vor einigen Tagen kam zu ihm in den Beichtstuhl in der Kirche der Kreuzherren, unter denen viele Deutsche aus dem Egerland sich befinden und wo deutsche Beichtkinder deutsch die Vergebung erhalten, eine deutsche Frau in dem Glauben, daß wie stets in dem Beichtstuhl ein deutscher Beichtvater zu finden sei. Schon nach den ersten Worten ward sie von dem Franzosen angebrüllt, einer „Boche" — so schrie er in gebrochenem Deutsch — werde er nicht die Beichte abnehmen. Die Erschrockene verließ weinend Beichtstuhl und Kirche."

Immer und immer also der alte Haß — sogar im Beichtstuhl und im Priestermund!

*

Blutegel

Vom Aufdämmern der Vernunft kann nicht eher die Rede sein, ehe nicht dem Wahnsinn der Besatzungsverschwendung ein Ende gemacht wird. Die Rheinlandkommission verfügt über 1000 Beamte und Angestellte



sowie 100 Kreisdelegierte. Es ist bekannt, daß die Ansprüche der französischen Militärs und Beamten am ausschweifendsten sind. Greifen wir also einmal als Beispiel einen britischen Kreisdelegierten heraus: Die Wohnungseinrichtung des Hauptmanns Williamson im kleinen Landstädtchen Bergheim hat dem Deutschen Reich einen Kostenaufwand von sage und schreibe 464 116.39 Mark verursacht. Die „Frank. Ztg." ist in der Lage, mit genauen Einzelheiten aufwarten zu können. Man höre:

1 Wohnsalon, Empire-Ausführung in Mahagoni mit Bronze zu 30 000 ℳ, Ankleidezimmer, Ausführung in feinem Mattlack, bestehend aus Wäscheschrank, Garderobenschrank, Chiffonniere, verstellbarem Ankleidespiegel, rundem Frisiertisch mit Glasplatte, Frisiersessel mit Bezug 16 000 ℳ, 1 weißlackiertes Schlafzimmer 11 650 ℳ, 1 Schlafzimmer poliert Kirschbaum mit weiß Ahorn zu 55 800 ℳ, 1 Speisezimmer, matt Nußbaum mit weiß Ahorn 43 000 ℳ, 1 Schlafzimmer für Dienstpersonal 6400 ℳ.

Auf Deutschlands Kosten schläft Herr Williamson unter blauseidenem Betthimmel, speist er von echtem Damast und wandelt er auf indischen Teppichen. Von unseren Empfindungen angesichts eines solchen Schmarotzertums wollen wir schweigen. Aber was hat das französische oder englische Volk in seiner Eigenschaft als Gläubigernation davon, daß eine relativ winzige Gruppe sich so maßlos an der deutschen Konkursmasse bereichert?

*

Der gemordete Wald

Im Februar hat uns die Entente ihre Quittung vorgelegt über zu lieferndes Holz für den Wiederaufbau der zerstörten Gebiete. Obwohl ja keineswegs wir die Zerstörer allein waren, obwohl schon während des Krieges von der deutschen Obersten Heeresleitung immer wieder darauf hingewiesen ward, wie unsinnig die Feinde, besonders die Engländer, auch das Gelände zerstörten, das weit außerhalb der Kampfzone lag: das spielt jetzt alles gar keine Rolle. Wir sind die Besiegten — und weil wir besiegt sind, sind wir die Zerstörer, die für den Schaden aufzukommen haben. Unsere Unterwerfung fand im Straffystem von Versailles weder Sühne noch Ende, sondern überschüttet uns mit immer neuen Lasten und Leiden. Dafür ist diese neue französische Forderung ein Beweis.

Unsere Forstfachleute sagen uns, daß, wenn wir die Massen von Holz abliefern, etwa zwei Drittel unserer gesamten schlagreifen Waldbestände vernichtet sind.

Wir waren so glücklich, daß der Krieg nicht auf deutschem Boden ausgefochten ward. Jetzt mordet der Friede unsern Wald. Unsere herrlichen Waldeslieder werden Grabgesänge.

Noch vor dem französischen Mordbefehl hab' ich unendlich vielen geschlagenen Wald gesehen. Die Wohnungsindustrie braucht das Holz und die Holzspekulation das Geld. Aber Aufforstungen sah ich noch nicht. Um mich herum hier im Riesengebirge, wo ich im Zillertaler Heim diese Zeilen schreibe, fällt der Wald ringsum, fallen auch all die Eichenalleen, die Rüstern, Platanenbestände. Die Hochwälder der „Herrschaft" sind geschlagen, und weil das ein glänzendes Geschäft gewesen, fangen nun auch die Bauern an, in den kleinen Waldtälern, in jenen unvergleichlich reizvollen „Büschen" ihr Raubwerk zu treiben.

Gemordeter Wald! ... Was können wir tun? Hier gibt es nur eine Antwort: Baut neu! Pflanzt neu! Jede Gemeinde errichtet jetzt den Kriegsgefallenen den Denkstein. Wir wollen unsre Brüder ehren. Aber ließe sich nicht diese Ehrung, auf dem Lande ganz besonders, mit der Gabe des Waldes verbinden? Ist die Aufgabe zu groß? Nun, so weiß ich eine schlichtere: Pflanzt Bäume an den Straßen und laßt dann die lebendigen Wege in einer hainartigen Erweiterung in das Dorfbild einmünden! Nur daß wir in unserer deutschen Heimat das Bild des Baumes, sein Rauschen, sein Sonnenspiel, seinen Rastschatten nicht verlieren. Es ist ja sonst die Heimat nicht mehr!

Der gemordete Wald ging übrigens nicht von uns ohne treuen Gruß und liebe Gabe. Hier ringsum in den geschlagenen Revieren war im letzten Jahr, als die Stämme abgefahren, das Kleinholz weggeholt, reges Leben.

Man glaubte, es müsse ganz öde geworden sein, statt dessen ein reges Schaffen in aller Herrgottsfrüh, in Feierabendstunden und über Sonntag. Es geht über die Stubben her. Bei uns im Häuschen wohnt in Notquartier ein Arbeiter. Der arbeitet unten in der Fabrik seine acht Stunden, hat seine ¾ Stunde hin und wieder zurück zu laufen, aber ist er abends um sechs daheim, geht's gleich wieder los mit Säge und Axt und Keil in den gemordeten Hochwald. Dort hat er für ein paar Mark hundert Stumpen gekauft, und die erobert, erarbeitet er sich jetzt. Das ist ein mühselig Ding, und ich könnt's nicht schaffen. Ihm ist diese Arbeit eine Lust; die Fabrikarbeit langweilt ihn mit ihren ewigen Rotationen — hier aber ist eigene Arbeit, eigenes Wollen, Erfolg und Besitz. Noch im Winter in Mondnächten hat er die letzten Schätze auf dem Schlitten heimgebracht. Während der Zeit aber ist hinter dem Hause eine Holzburg erstanden, ein mächtiger draller Kegel, fein geschichtet, wie sehr sich immer das verknorrte Wurzelwerk dagegen sträubt. Diese Holzburg ist des Arbeiters wahrhafter Schatz, sein Besitz, den ihm niemand nehmen oder bezahlen kann: es kleben vielzuviel Schweißtropfen dran. Er denkt auch gar nicht daran, etwas zu verkaufen. Hier ist eigene Arbeit aufgestapelt, und diese Arbeit ist in diesem Stapelholz mit dem Boden verwachsen. In dieser seiner Holzburg hat der Arbeiter ein Stück zu eigen, das ihm Scholle, Heimat ersetzt und schenkt, das ihm seinen Wohnsitz lieb und wert macht, weswegen er seine Fabrikarbeit trägt und erträgt und sich — außer ihr — Lebenslust schafft in der Arbeit.

Und wie ihm, ist es manchem andern gegangen. Wenn ich durch die Dörfer wandre und überall an den kleinen Hütten der Häusler und Arbeiter die Holzkegel sehe, dann denke ich deiner, du gemordeter Wald!

Hermann Bousset.

*

Aus der Seele eines Sibiriers

Dieser Sibirier ist ein kernguter Deutscher: ein junger thüringischer Lehrer, der in fest und fromm zusammengehaltener Glut und Kraft vom Herzen aus Welt und Menschen erlebt — und mit derselben Herzenskraft auch seine 5jährige schwere sibirische Gefangenschaft verarbeitet hat. Tausende sollten diese losen Blätter des heimgekehrten Martin Müller lesen und sich von ihrem stillen Ernst anstecken lassen. Das Büchlein (Rudolstadt, Greifenverlag) ist gewidmet „denen, die dies Leid mit trugen"; aber es geht uns alle an. Noch dulden 5000 reichsdeutsche Gefangene in östlichen Gebieten! Noch viele Tausende aus dem ehemals österreichisch-ungarischen Gebiete! Ist es denn möglich?!

Wir haben schon früher im „Türmer" auf einen einzelnen Abschnitt, der uns zu Gesicht kam, hingewiesen und begnügen uns hier mit einer Probe:

Herzensunruhe

Ich weiß niemand, der mein Sehnen stillen könnte. Ich finde keine Ruhe. Laufe von meinem Erdstübchen in die Baracken und weiß, daß ich nur vergrämte Menschen finde.

Will sie heiter und frohen Sinnes machen, doch sie können keinen Frohsinn vertragen in ihren dunklen, dumpfen Behausungen. Möchte mein Sehnen mit ihnen teilen. Aber sie weisen mich heute ab.

Ich tapp' durch tiefen Schnee in meine Höhle, und mir wird's gar so weh ums Herz. Ich denk' der schlichten Leute, mit denen ich die Eismeerjahre teilte, denk' derer Kraft, wie sie das Leid gemeistert, wie Hölle, Tod und Teufel sie dort überwunden haben. Die mit heiligem Ernst draußen auf den Trümmern ihrer Winternachtarbeit die Beethovensche „Heil'ge Nacht" den Sternen des Himmels sangen.

Ihr im Arbeitskittel, die ihr nichts galtet in diesen Jahren — ihr seid allein die Helden dieser Zeit. Nie sah ich größere noch. Ihr gabt Beweis, was Deutschsein heißt. In jener Nacht, da hat's sogar der Feind begriffen, die russischen Techniker und Ingenieure, die die Peitsche schwingend über uns standen.

Seht ihr sie noch, wie sie beschämt, den Hunden gleich, beiseite schlichen — und vor drei Tagen nicht wagten, uns unter die Augen zu kommen?

Aber wenn wir bebürdet zur Arbeit schritten, da schlichen sie ans Fenster und spähten verstohlen nach uns aus. Und unter sich nannten sie uns seit jener Nacht: Die stummen, steinernen Germanen.

Nur einen hatten wir unter uns, der einzige, der „gebildet“ sein wollte, Techniker und Unteroffizier war — und der war ein Verräter . .

Mein Sehnen geht nach euch. Ich bin arm geworden, seit sie uns auseinanderrissen. Der deutsche Kraft- und Siegesgeist ist diesen Stätten, die nur Intelligenz in sich bergen, fremd. Ich finde nicht zehne unter ihnen, die euch gleichen.

Wo soll mein Sehnen Ruhe finden? Ich grabe einen letzten Lichtstumpf aus und will mich in ein Buch versenken. Doch: trocken, kalt und tot. Von Greisenhand eines Wissenden geschrieben, dem Weisheit fehlte. Kein Leben, keine Glut. Ich werfe das Buch zur Ecke. Versuch's mit einem nächsten. Ich finde nur das gleiche. Weg mit den Büchern! Zum Teufel! Selber hinaus! Nichts sehen als die weiße Welt mit den Sternenbildern, die am Himmel hängen. Da stundenlang verweilen. Bis das Herz wieder ruhig wird. Dann schnell auf die Bretter. Die Augen schließen und träumend schlummern in dies andre Land.

Im dritten Mond des Jahres 1920. In Tomsk.

*

Der Gassenton

So lange die Sozialdemokratie einen Ton zuläßt, wie er da neulich wieder gegen den Film „Fridericus Rex“ im „Vorwärts“ zu vernehmen war, hat sie kein inneres Recht auf Führerschaft. Man höre einmal diese Stilprobe!

„Die deutschen Monarchisten haben endlich ihren Film. In den Lichtspieltheatern des Berliner Westens toben fette Schieber beim Anblick des gefilmten Gamaschendrills vor Wonne, lassen den Doorner Deserteur hochleben, brüllen die Wonnegans und klatschen bei jeder Gelegenheit, die das Machwerk bietet, so lange ihre von keiner Arbeit geschwielten Handflächen, bis ihnen der Schweiß über das Gehirn läuft, auf dem sie sitzen. Diese Pöbelexzesse wiederholen sich so regelmäßig, daß die Absicht des ganzen von einem Ungarn aufgezogenen Hohenzollernrummels selbst den Lesern des ‚Lokalanzeigers‘ nicht mehr verborgen sein kann: der Film ‚Fridericus Rex‘ ist ein unverkennbarer Vorstoß gegen die Republik, eine dreiste Provokation der republikanischen Bevölkerung. Die Person des einzigen Hohenzollern, der etwas getaugt hat... usw.“

Fein, nicht wahr?!

Und dieselben Leute, die gegen den Unfug des „Reigens“ nichts einzuwenden hatten, schreiben jetzt:

„Hier hilft nur, nachdem die sonst überempfindliche Zensur versagt hat, der Boykott! Wir fordern die Arbeiter und Arbeiterblätter auf, nicht nur dafür zu sorgen, daß die Vorführungen dieses monarchistischen Films gemieden werden, wir ermahnen sie, auf die von ihnen abhängigen Theaterbesitzer den stärksten Druck auszuüben, ihre proletarische Kundschaft nicht durch die Zumutung zu reizen, auf die Kugelaugen Fridericus Gebührs und den zum ... Überdruß bekannten Parademarsch blaublütiger Statisten hereinzufallen...“

Recht so! Haltet die freien Männer der freien Republik fest an der Strippe!

*

Hans Heinrich Ehrler,

dessen Werke nun in den Verlag Greiner & Pfeiffer, Stuttgart, übergegangen sind — ist ein stellenweise verträumter, Mörike- und Eichendorff-durchtönter, aber doch wieder stark sinnenhafter schwäbischer Poet, in dem sich spinnende Beschaulichkeit, gespanntes Horchen auf Entwicklungstöne, die sich leise zur Melodie verketten, und ein lichtfrisches Naturgefühl zu einer reizvollen Dichterpersönlichkeit zusammenschließen.

Seine „Reise ins Pfarrhaus“ ist ein Werde-Idyll: es widerfährt einem begabten, zum katholischen Priester bestimmten Landjungen innerhalb einer geistlichen Umwelt, deren kraftvoller Mittelpunkt, der Pfarrer von

Waldbuch, jedem Leser unvergessen bleiben wird. Wie dieser erzieherisch hellsichtige, menschlich warme, tieffromme Priester seine Gemeinde in der Hand hat, wie er mit feinem Verständnis und prächtigem Humor zwischen seinen ebenfalls fesselnd geschilderten Amtsbrüdern steht, wie der junge, ihm zum Lateinlernen anvertraute Jakob Meister fast ohne Worte sein Bestes von dieser Persönlichkeit empfängt: das allein ist die Lesung des Buches wert, trotzdem manche Breiten unterlaufen, besonders wo es sich um die „Anfechtungen des Blutes“ handelt, die nun einmal leider in modernen Entwicklungsgeschichten nicht deutlich genug behandelt werden können. Höchst liebevoll ist die Umwelt und das tägliche Kleinleben, sind die Gestalten der behagenspendenden Pfarrersschwester, der „hellen, gütigen“ Frau Mirabel und ihrer Zwillinge hingemalt. Jakob wird übrigens nicht Priester. Und so entbehrt das Buch trotz einer gewissen Selbstverständlichkeit und Geschlossenheit des katholischen Hintergrundes jeder tendenziösen Zuspitzung.

Ehrlers „Briefe vom Land“ liegen in der Linie Hans Rudolf Bartsch und Helene Christaller. Es ist das beliebte Thema vom übersättigten Großstädter, der zur allereinfachsten Natur zurückstrebt, auf dem Dorfe Wurzel schlägt und ungeahnt Kostbares in sich und um sich entdeckt in der neuen Lebenslage. Darüber schreibt er an eine schöne verheiratete Frau in der Stadt, der sein Herz offen liegt und deren kluges und gutes Wort zur Sache gelegentlich angeführt wird. Es entwickelt sich eine Art Monodrama, innerhalb dessen die Seelen sich immer näher kommen und das damit endigt, daß der Briefschreiber die Freundin zu sich hinüberzieht „in das liebe kleine Haus, das überm Dorf drüben freisteht in einem großen Garten am See. Und Kränze lasse ich winden.“ Das Glück will es, daß der Gemahl, ein ganz von seinem Beruf erfüllter ehrgeiziger Rechtsanwalt, dessen Persönlichkeit in den Briefen gelegentlich durchschimmert (sehr geschickt gemacht!), die sich Abwendende mit einer großmütigen Geste in eine neue Ehe entläßt. Und so endet der letzte Brief: „Mit meinem Freund Walt aus den ‚Flegeljahren‘ (Jean Paul) will ich mich hier in diesen Morgen knien und Gott für meine Zukunft danken.“ Möge es so bleiben! sagt der „geneigte Leser“ etwas älteren Datums, den die allzu neuzeitliche Geschwindigkeit des ehelichen Übergangs von Leib und Seele in andere Hände etwas bedenklich macht.

Dann ist da ein Novellenband Ehrlers, der sich nach der ersten Geschichte „Der Hof des Patrizierhauses“ betitelt. Wie ein reifes Mädchen, das sein Schicksal hinter sich hat, die aufkeimende Liebe eines Jungmannes leise in die richtigen Bahnen zu einer Gleichaltrigen hinlenkt, wird sehr anmutig erzählt. Es folgen ein paar phantastisch-musikalische Stücke, die nirgendwo Gegenwartsrecht haben:

„Meine Schuhe müssen fort — und waren doch an Glückes Ort! — Runde Erde, ich habe kein Ziel, — mein Herz, das liegt dort, wohin es fiel — aus hohem Bogen gleich einem Stein — in einen seligen Garten hinein. — Ins Finstre trage ich dein Licht — verlorenes liebes Angesicht!“

Diese Durchwobenheit mit lyrischen Stellen liegt dem Verfasser ganz besonders und trägt den Leser wie eine Welle von einer zeitlosen und merkwürdigen Geschichte in die andre. Wir lesen im „Konzert im Vorfrühling“ einen Brief, in dem ein Ehemann seiner Frau die plötzlich aufgesprossene Liebe zu einem fremden jungen Geschöpf gesteht, die ganz, aber auch ganz von ihm Besitz genommen hat. Und die Verdrängte gesteht ihm Gleiches als längst vergangenes Erlebnis, das sie ihm seinerzeit entsagend und schonend verschwieg. „Du hast jetzt deinen Wohllaut gefunden. Wie tönt dein Brief davon! Denke darum nicht, ich sei ein Opfer ... Eine schöne Klarheit, selbst des Verzichts, in sich gefunden haben, ist auch ein Geschenk.“

Und so weiter mit sehr geschickter, inniger Erzählkunst.

Unter Ehrlers Gedichten sind lyrische Perlen und fein umrissene Bilder.

Urgroßmutter

Sie sitzt in ihrem Stuhl bereit
Im weiten lila Seidenkleid,
Den weißen Täufling auf dem Schoß,
Sie sitzt, ein dünnes Häutlein bloß,
Das leise noch zusammenhält,,
Ein schmal Geripp, das sonst zerfällt.

Doch in dem alten Kopfe stehn
Zwei Augen, die sich still besehn
Den schweren frischen Erdensproß;
Und der schaut wieder stumm und groß.
Er gibt die Frage ihr zurück —
Mit gleichen Augen und dem gleichen Blick.
A. M.

*

Zum 60. Geburtstag Schnitzlers

am 15. Mai äußerten in der S. Fischerschen „Neuen Rundschau" einige Geistesverwandte des „Reigen"-Dichters nach guter alter Gepflogenheit ihre Glückwünsche.

Gerhart Hauptmann versichert, Schnitzler besitze einen „Zug, der in Deutschland selten ist, Grazie", und hebt hervor: „Es ist deutsche Grazie, keine französische". Worauf er das Wort prägt: „Den Sinn für Schnitzler besitzen, heißt Kultur besitzen."

Thomas Mann enthüllt sich in folgendem Bekenntnis: „Ich bin der wiederkehrenden Gelegenheit froh, Arthur Schnitzler meiner alten und immer neuen Bewunderung zu versichern. Die Stunden, ich wiederhole es, die ich im Theater oder zu Hause im Lesestuhl mit der Anschauung seiner Werke verbrachte, waren solche künstlerischer Geborgenheit, unzweifelhaftesten Vergnügens, glücklich erhöhten Lebensgefühls. Vollendet österreichisch, ist er heute für jene seelische Sphäre in eine ähnlich repräsentative Stellung hineingewachsen, wie etwa Hauptmann für das Reich. Seine Schöpfungen besitzen allen Schmelz, alle Geschmackskultur, alle Liebenswürdigkeiten des Österreichertums; aber als ihr besonderes Charakteristikum erscheint mir eine gewisse Lebensstrenge, die weh tut — und die wohl eigentlich nicht österreichisch ist. Hofmannsthal ist traumhaft intensiv, aber er hat nicht dies, und auch Altenberg hat es nicht. Es mag vom Ärztlichen herrühren — das Unempfindliche, Unerbittliche. Es ist außerdem erotischer Ernst."...

Hermann Bahrs gemütlich plauschender Glückwunsch beginnt mit der Frage: „Was meinst Du, lieber Arthur, wieviel wird in hundert Jahren von Dir noch am Leben sein? Und wieviel von mir? Wieviel von uns allen?" ... Und der alte Schäker antwortet: „Nun, ich vermute: da wird in hundert Jahren wieder jenes Österreich sein, wenn auch vielleicht ein bißchen anders, ein bißchen verrückt, nämlich mehr nach Osten, vielleicht auch unter einer anderen Firma, wahrscheinlich unter einem anderen Namen."...

Dieses neue Österreich, meint Bahr, wird das Bedürfnis haben, „sich mit Ahnen zu versehen". Und „wenn man dann die Sitten, Denkweisen, Lebensarten des sanften Abendrots, in dem das Österreich der Vorwelt verglomm, durchforscht haben wird, wird man sich an den Künstler halten, der jenes Abendrot von 1890 bis 1920 am reinsten zu spiegeln scheint. Und der, lieber Arthur, bist Du!"

*

„Unbesiegt"

Von G. M. P. Roose, dem Dichter dieses im besetzten Gebiet verbotenen Romans des deutschen Offiziers im Weltkriege, habe ich kürzlich im „Türmer" eine Charakteristik seiner Persönlichkeit und seines Schaffens gegeben. Es bleibt mir ein unvergeßliches Erlebnis, als ich neulich in Leipzig den Dichter vor einem literarischen Kreise aus seinem neuesten Werke vortragen hörte. Vom Flüchtling und Verbannten wurde das Buch „Unbesiegt" (erschienen im Sternbücher-Verlag, Leipzig) im Heim zweier deutscher Freunde im letztvergangenen Jahre geschrieben. Das Buch ist ein heißer Dank an Deutschland, ein Dank an das deutsche Heim, an die deutsche Kultur und vor allem an das Heldentum des deutschen Frontheeres. Man muß es gehört haben, in wie tiefbewegten Worten der Dichter seinen Zuhörern dies bekannt hat. „Ein Volk, das seine Helden nicht ehrt, ist nicht wert, daß es lebt!" Das ist die große Mahnung, die dieses Buch verkündet; ihretwegen (beschämend genug für uns Deutsche!) ist es überhaupt geschrieben worden.

Wir haben zurzeit in Deutschland wahrlich genug an verneinender und zersetzender Kunst und Dichtung und wollen dankbar sein für solche Dichter, die in aufbauender und tapfer

bejahender Arbeit den Grund zu einer künftigen Wiedererstehung und Größe unseres Vaterlandes errichten helfen. Der Flügelschlag des Zeitgeistes der deutschen Erhebung rauscht durch die Seiten dieses Romans, der inmitten der Flut literarischer Neuerscheinungen infolge seines hohen begeisternden vaterländischen Gehalts und seiner aufrüttelnden Ehrlichkeit und Mahnung an das Gewissen aller noch ehrlich empfindenden Deutschen seinen Platz behaupten wird. Rooses „Unbesiegt" gehört in das Haus jedes guten Deutschen; aus diesem Buch sollen die Eltern der Jugend stille Kräfte spenden; hier soll die Jugend, der dieses hochgemute Lied zum Preise des deutschen Heldentums gewidmet ist, das echte Spiegelbild unsres Wesens und unsrer Kraft über allen Jammer und alle Niedrigkeit der Zeit hinweg erblicken.

Das Werk ist seinem Gesamtinhalt nach als ein beseeltes Bekenntnis- und Gesinnungsbuch anzusehen, in das eine Begeisterung weckende und dankglühende Seele ihr Tiefstes und Heiligstes hineinlegte. Für einen breiteren Leserkreis wäre eine straffere Führung der Handlung und Glättung des Stils erwünscht gewesen. Nicht immer glücklich treten die oft sehr breit angelegten Reflexionen hervor. Denn dies ist ein besonderes Kennzeichen des Buches: kein Roman in der üblichen Form, sondern ein Schwelgen in schwärmerischem Verehren, Philosophieren, Gestalten von Aphorismen, breit angelegten Briefen und Gesprächen und glutvollen Schilderungen der ostpreußischen Landschaft. Das mag mancher Leser störend empfinden; aber dennoch verdient es unsre Empfehlung. Wollen wir unserer reiferen Jugend die Frage beantworten: „Was war und ist deutsch?" so reichen wir ihr dieses Werk, aus dem wir folgende edle Gedankenprägungen folgen lassen:

„Das Menschenleben hat zwei Gipfel: die Freundschaft und die Liebe! Es sind auch zwei Kräfte. Es ist Lebenskraft in ihrer höchsten Ausprägung ... Sie sind geheimnisvoll wie das Leben selbst ... Und stark wie das uralte, unverwüstliche Leben ... Sie können alles glauben! ... Sie wirken das Wunder! ... Sie können Ideale finden! ... Für die Ideale das höchste Opfer bringen!"

„Ich glaube keinem Menschen, der auf mich zukommt mit den Worten von internationaler Liebe, und der die Menschen in seinem eigenen Vaterlande hassen kann! Ein Lügner ist das! Ein Betrüger!"

„Ein Volk, das seine Helden vergißt, ist nicht wert, daß es lebt! Ein Volk, das seine Helden beschimpft, soll von der Erde verschwinden. Es ist ein Greuel vor Gottes Augen!"

Dr Paul Bülow

*

Ein Schumann-Roman

„Herzen und Masken" heißt das erste Buch eines Robert-Schumann-Romans von Kurt Arnold Findeisen (Verlag von Grethlein & Co., Leipzig und Zürich).

Dieser Roman nimmt in der beträchtlichen Zahl der Werke, die dem Andenken eines großen Künstlers, sei er nun Dichter, Musiker oder Bildner, gewidmet sind, einen hohen Rang ein. Denn der Verfasser, der als Lyriker, besonders von R. Schumanns „Kinderszenen", einen guten Namen hat, ist als Zwickauer, in der Geburtsstadt Robert Schumanns, gewissermaßen im Geiste und der Musik dieses Meisters großgezogen worden; und somit wird alles, was zu dem Helden Beziehungen hat, zur Musik. Die äußere Haupthandlung gab Findeisen das leidenschaftliche, erschütternde Ringen des Tondichters um Klara, seine als klavierspielendes Wunderkind erblühende Jugendgeliebte, die Tochter des Leipziger Klavierpädagogen Friedrich Wieck, um ihr Glück, der Kampf der liebenden Herzen gegen die Masken und Schatten des Lebens, die sich den beiden hemmend entgegenstellen. Einige dieses Maskenspiel des Lebens veranschaulichende Stellen aus Jean Pauls, des vergötterten Lieblings Robert Schumanns, „Larventanz" (63. Kapitel seines Romans „Flegeljahre") führen sehr lebendig in des Verfassers eigenen Roman „voll Musik, Romantik und Liebe" hinein, in „Wahrheit und Dichtung", wie sich beide auch in der Nachzeichnung des Lebens unsres phantasiebeschwingten Tonkünstlers durchdringen.

Für den Kenner des Lebens, der Tonwerke, der Schriften, der Briefe R. Schumanns, wie

auch Klaras ist solche Darstellung höchst reizvoll, und des Verfassers Belesenheit entwaffnet auch die Kritik, die geschichtliche Nachprüfung der Einzelheiten, regt vielmehr die Lesewelt zu eigenem Befassen mit diesen so überaus fesselnden und trotz der fünf Auflagen der Schriften über Musik und Musiker noch nicht genügend bekannten Quellen zur Erkenntnis des Tondichters an. Besonders dankenswert ist der Abdruck der Stelle aus des genialen — Schumann nächst Jean Paul wohl geistverwandtesten Romantikers — E. T. A. Hoffmanns Geschichten über den Kapellmeister Kreisler, S. 207, eine Stelle, die dem „Wahnsinn" des Kapellmeisters Kreisler die rechte, vertiefende Deutung gibt, was in diesem hundertjährigen Todesgedenkjahre des Schöpfers der „Undine" († 25. Juni 1822) besonders hervorgehoben zu werden verdient.

Für den älteren Leipziger (in Schumanns phantastischer Ausdrucksweise „Firlenzer") Leser wird außerdem ein eigenartig fesselndes Kulturbild entworfen, das von dem Zwickauer Verfasser mit erstaunlicher Naturtreue gemalt ist. Gleich die Schilderung einer der berühmten „Kaffeebaum"-Sitzungen der Firlenzer „Davidsbündlerschaft" mit dem „Ur-Kreisler"-Kapellmeister Ludwig Böhmer eröffnet hinreißend diesen mit Herzblut geschriebenen Roman, in dessen Ausdrucksweise freilich mancherlei „moderne Wortkunst" in Kauf zu nehmen ist, die sich mit Jean Pauls Hoch-Stil wohl nicht rechtfertigen läßt, dessen „Flegeljahre" Robert Schumann „fünfmal zum mindesten in einem Zuge ausgefühlt hatte".

Prof. Dr Arthur Prüfer

*

Werfel und sein Spiegelmensch

Der Lyriker Franz Werfel, einer der vielen Überschätzten, stammt aus Prag. Man darf die Energie, mit der er Ghetto-Drangsale zu überwinden und zu klären sucht, sachlich bewundern. Mit seiner lyrischen Sammlung „Weltfreund" (1911) hat er Aufmerksamkeit erregt. Es ist in ihm ein Ringen, Knirschen, Jauchzen, ein Wechsel von Demut, Brunst, Lebensangst, Übermut, eine flimmernde Freude an der Buntheit der Welt — und aus all dem Worteschwall ringt sich oft ein schöner Grundton los: das Gelübde, gut sein zu wollen, das Verständnis für Mitleid und Güte. „O Erde, Abend, Glück, auf der Welt zu sein! ... Tausend gute Taten will ich tun!" Dieser ethische Drang verbindet sich mit sprachlicher Beweglichkeit, mit hymnischem Übermaß. (Man findet eine Auswahl seiner Lyrik im Verlag Kurt Wolff, München.) Da haben Whitman, Verhaeren, und in den dramatischen Bildern „Der Spiegelmensch" (München, Kurt Wolff, 1920) neben dem selbstverständlichen „Faust" auch Karl Spitteler Pate gestanden. In dieser Unruhe, in diesem Vielzuviel der Worte steckt schon — eben der Spiegelmensch: der Mensch des unruhig schimmernden Scheins, der die Herausgestaltung des plastischen Edelmenschen nicht gestattet.

„Unruh' des Manns,
Der ohne Gegenwart zur Ferne süchtet,
Von einem Spiegelbild zum andren flüchtet
Im Lügentanz!"

Ein Typus also!

Wohltuend berührt, wie gesagt, das Ringen um Reinheit, die Freude an Menschengüte, das Mitleid mit den Leiden niederen Volkes (z. B. im Gedicht von dem Dienstmädchen, das die Schüssel fallen ließ). Wie jubelt es von innen heraus in dem wirklich schön einsetzenden Gedicht: „Herz, frohlocke! Eine gute Tat habe ich getan. Nun bin ich nicht mehr einsam. Ein Mensch lebt, es lebt ein Mensch, dem die Augen sich feuchten, denkt er an mich. Herz, frohlocke: es lebt ein Mensch! Nicht mehr, nein, nicht mehr bin ich einsam, denn ich habe eine gute Tat getan. Frohlocke, Herz! Nun haben die seufzenden Tage ein Ende"... Man beachte die psychologisch so wahre Verbindung von Güte und Nicht-mehr-Einsamkeit: da ja reinmenschliche Güte in der Tat am innigsten die Menschen miteinander verbindet. Derartiger Drang nach Aufhebung des unerlösten Zustandes zieht sich durch das ganze Schaffen Werfels, für den sogar sein alttestamentarischer Gott einsam hinter der Mauer des Paradieses sitzt und „weinend" auf Erlösung durch den wiederkehrenden Menschen wartet.

Daneben aber ist eine Art Wollust im Ausmalen des Häßlichen oder banaler Einzelheiten der Materie festzustellen, worin sich denn doch

der unausgeglichene Zustand des begabten Dichters übel bekundet. Schon die Art der Werfelschen „Demut“ behagt uns nicht. Da ist etwa ein „dicker Herr“, der offiziell empfangend vor der Erzherzogin steht, „traurig und gebückt“: „Da wußten sie, daß sie einander müßten quälen“ —

„Und als der Empfang zu Ende, sagte ich mir: Gott sei Dank,
Daß es zu keinem Skandal kam und das Paar nicht auf die Knie sank,
Die Hände hob, abbittend Müh' und Trübsal, die eins dem andren schuf,
Da doch Einanderfreudemachen schönster Menschenberuf.“

Mit dem Freudemachen sind wir einverstanden, auch mit der echten Demut; aber sie darf denn doch nicht in staubsuchende Demut entarten, die dann wieder in händefuchtelnden Überschwang und maßlose Geschmacklosigkeit zurückschnellt. Ein Gedicht wie „Jesus und der Äserweg“, von den Literaten gelobt, ist schlechthin abscheulich, sinnwidrig, pervers. Jesus geht durch gräßlich ausgemaltes Aas, worin sich die Jünger „vor uferloser Angst erbrachen“.

„Der Heiland aber hob sich auf und schrie
Und schrie zum Himmel, rasend (!) ohne Ende“ —

und was schreit dieser angebliche Heiland?

„Ich nannt' mich Liebe, und nun packt mich auch
Dies Würgen vor dem scheußlichsten Gesetze.
Ach, ich bin eitler (!) als die kleinste Metze (!)
Und schnöder bin ich als der letzte Gauch (!)“...

Und was tut er? „Er neigte wild (!) sich nieder“ —.

„Er aber füllte seine Haare aus
Mit kleinem Aas und kränzte sich mit Schleichen,
Aus seinem Gürtel hingen hundert Leichen,
Von seiner Schulter Ratt' und Fledermaus“ —

— durch solche Scheußlichkeiten soll uns die Liebe des Heilands veranschaulicht werden! Liebe zu den Abfallsprodukten — nicht etwa zur unsterblichen menschlichen Seele! Dieses Ungedicht schließt mit dem Wort „Riesenwind“ (worin sich Gottes Taube „begeistert“ wiegt). Ja, ein Riesenwind — ein unglaublicher Verblüffungsversuch!

Auch sprachlich findet man, bei aller Fähigkeit des Dichters zu Redeschwung und Redseligkeit (auch der „Spiegelmensch“ beweist bedeutende Reimgewandtheit), an allen Enden höchst verrenkte Sätze. Man nehme folgendes Bild gleich zu Beginn seines Gedichts:

„Schöpfe du, trage du, halte
Tausend Gewässer des Lächelns in deiner Hand“ —

— wie geschieht das, Werfel? Und dann sofort weiter:

„Lächeln, selige Feuchte ist ausgespannt
All übers Antlitz.
Lächeln ist keine Falte,
Lächeln ist Wesen vom Licht.
Durch die Räume bricht Licht, doch ist es noch nicht.
Nicht die Sonne ist Licht“ — —

— du lieber Himmel, soviel Wortschwall braucht der Dichter, um dann den einfachen und schönen Gedanken zu äußern: „Erst im Menschengesicht wird das Licht als Lächeln geboren“.

Man könnte ein Bündel von Verzerrungen, Scheingedanken, sprachlichen Geschmacklosigkeiten oder mißglückten Bildern zusammenstellen. Der Dichter möchte sich zum Bilde formen, zur ruhigen Plastik: aber sein äußerst beweglicher Spiegelmensch, der andre in ihm, läßt ihm keine Ruhe. Das ist der Sinn seiner glänzend einsetzenden, später matten, nicht dramatischen, doch belebten Bilderfolge „Der Spiegelmensch“, worin der Held Thamal um Aufnahme in die Meisterschaft ringt.

„Denn hinter dir versank die Spiegelwelt,
Die uns die Fratze gegenüberstellt“ —

Die Fratze! Da steht es, in ein Wort zusammengefaßt, was hier immer wieder als Gefahr droht. Es ist nicht nur der Einzelmensch Werfel, der sie überwinden muß.

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Schriftleitung des „Türmers“: Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Berliner Vertreter, zugleich verantwortlich für politischen und wirtschaftlichen Teil einschließlich „Türmers Tagebuch“: Konstantin Schmelzer, Friedenau-Berlin, Bornstr. 6.
Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten“ mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart wird. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet.
Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

24. Jahrg. August 1922 Heft 11

Im Banne der elsässischen Doppelkultur

Von Friedrich Lienhard



Der deutschgesinnte Elsässer Adolf Stöber hat einmal, noch unter französischer Herrschaft vor 1870, ein Sonett mit den schönen Zeilen geschlossen:

„O Elsaß, Oberlins und Speners Land!
Zwei Völkern den Versöhnungsbund zu stiften,
Sei zwischen beiden du das Liebesband!“

Desgleichen hat ein anderer elsässischer Poet, Gottlieb Konrad Pfeffel, im Jahre 1798 seiner Freundin Oktavie von Berckheim folgende „Poetische Gedanken“ zur Vermählung gewidmet, anspielend auf den Kongreß von Rastatt:

„Dort sitzen sie, der Franken Held
Und Deutschlands Heer von Diplomaten,
Bemüht, im Namen beider Staaten,
Zum Heil der ganzen Christenwelt
Ein Instrument für einen Frieden
Auf Kind und Kindeskind zu schmieden.

Wer weiß, wie lang das Ding noch geht,
Bis man einander recht versteht,
Bis die Gesandten aller Mächte,
Hier über Titel, Grenzen, Rechte,
Dort über Anspruch und Ersatz
Im Reinen sind! An ihrem Platz
Wüßt' ich schon, was ich machen wollte
Und wette meinen Kopf, man sollte
In wenig Tagen einig sein..." —

— so beginnt er, sehr zeitgemäß auch heute, und gibt dann nach neckischer Fortspinnung sein Versöhnungsmittel an, von der holden Oktavie sprechend, die dem Thüringer Friedrich von Stein als Gattin nach Deutschland folgte:

„An eines deutschen Ritters Hand
Zieht sie, umschwebt von Amoretten
Und Grazien mit Rosenketten
Umschlungen, in sein Vaterland.
So löset Hymens Zauberband
Der Diplomatik Zweifelsknoten.
Gesteht, ihr Herren Friedensboten,
Daß dieser Weg den Völkerzwist
Zu schlichten, ungleich kürzer ist
Als eure trägen Konferenzen.
Darum, wenn man euch raten kann,
So rat' ich euren Exzellenzen:
Traut jeden deutschen jungen Mann
Mit einem schönen Kind der Franken,
So wird euch unsre Republik
Und Deutschland bald das süße Glück
Des engsten Friedensbunds verdanken."

In derselben versöhnlichen Gesinnung ist mein elsässischer Roman „Oberlin" gehalten. Der dritte Hauptabschnitt des Buches heißt „Vom Grenzland ins Hochland". Der Grenzmarkzwiespalt zwischen deutscher Seele und französischer Herrschaft wird in jenem Elsässer dahin gelöst, daß Oberlin den freigebliebenen Weg „nach innen und nach oben" empfiehlt. Freilich waren damals die nationalen Gegensätze noch nicht von der Schärfe des heutigen Zeitalters.

Sobald die Güte, das wechselseitige Verständnis, das Vertrauen von Herz zu Herzen, von Volk zu Volk, von Klasse zu Klasse die führenden Kräfte sind, ist die Lebensgemeinschaft vornehm und harmonisch. In diesem Falle sind sich die Menschen eine gegenseitige Bereicherung. Jeder bleibt zwar seinem persönlichen und nationalen Charakter treu und läßt ihn zur edelsten Menschlichkeit ausreifen; aber er achtet auch, ja fördert das Wachstum des andern, der sich neben ihm zu entfalten trachtet. Wenn jedoch diese reinen Lebensbeziehungen im Saitenspiel der Herzen gestört sind, so treten Haß und Chaos an die Stelle der fördernden Güte.

Wir sind jetzt in einem Zeitalter des Hasses. Ein gewisses Maß von Kampf oder geistiger Reibung wirkt belebend und stählend; jedoch ein Übermaß löst nicht mehr

Reizung, sondern geradezu Vergiftung des Organismus aus. In diesem Zustand der Vergiftung befinden wir uns heute.

In unserer wichtigen Grenzmark Elsaß haben wir diese Spannung, ja Vergiftung in noch ganz besonderer Form zu spüren bekommen. Mit meinen Freunden stehe ich auf jenem Standpunkt eines Stöber, Pfeffel, Oberlin; wir schätzen die herzenswarme Arbeit eines Tauler oder die von der Seele ausgehende Kultur-Melodie der heiligen Odilia, der Schutzpatronin unseres Landes. Der Schreiber dieser Zeilen träumte schon in jungen Jahren von einem „Königreich Elsaß", das inmitten der haßvollen Zeit eine Kultursendung zu erfüllen habe, ein vornehmes „Brückenideal" zwischen gegensätzlichen Stimmungen und Nationen: von einem Königreich der Seele, das ein Element reiner Menschlichkeit in den Zeitgeist einfließen lasse. Oft habe ich meine elsässischen Landsleute in diesem Sinne als „Edelsassen" angerufen. Und welch größere Aufgabe könnte denn heut' ein Dichter oder Denker seiner Harfe zuweisen, als daß sie entgiftend auf den europäischen Zeitgeist einwirkte?

Selbstverständliche Voraussetzung ist jedoch bei solchem versöhnlichen Ideal die eingeborene Gewißheit, daß unser Elsaß im wesentlichen deutsches Land ist, wovon bereits unsere alemannische Mundart, die wir von Kind an sprechen, unmittelbarste Kunde in jedes Ohr ruft. Hätte sich Frankreich ehrlich auf den Boden des Frankfurter Friedens vom 10. Mai 1871 gestellt, hätten seine führenden Geister das Revanchegift bekämpft oder in edlen Ehrgeiz verwandelt: es wäre wahrlich ein schönes Austauschverhältnis zwischen hüben und drüben zum Heile von ganz Europa möglich gewesen.

Der altelsässische Graf Dürckheim hat am Schluß seiner „Erinnerungen" (nach dem Jahr 1871) das Wort ausgesprochen, das jedem unbefangenen Elsässer Richtschnur wurde: „Mein Elsaß, du wirst wachsen und groß werden unter deutschem Schutz, du wirst wieder in deiner deutschen Natur die originelle Urwüchsigkeit finden, welche die fremden Verhältnisse, lange Angewöhnungen nach und nach oberflächlich mit unechter Farbe übertüncht hatten. Du mußt unter deutschem Schutz gedeihen, weil dein innerer Kern urdeutsch geblieben ist!" Der Graf, dessen Schloß in Fröschweiler steht, hatte unter französischer Verwaltung hohe Stellen innegehabt; aber er erkannte den Zug der Zeit und folgte nicht nur seinem Gefühl, sondern auch seiner Überzeugung, als er sich zu Deutschland stellte und Nachfolge empfahl. Ebenso schrieb August Schneegans am Schluß seiner „Memoiren": „Am Tage, da ich für uns alle die Notwendigkeit erkannte, uns auf deutschen Boden zu stellen, habe ich mich loyal und ohne Hintergedanken auf diesen Boden gestellt" — und zwar tat er dies nach qualvoll schwerem und langem Kampf, wie er ausdrücklich hervorhebt. Das Entscheidende für ihn wie für Dürckheim war die Tatsache, daß sie sich „ohne Hintergedanken" auf den deutschen Boden stellten. Dadurch wurde eine sittliche Hauptgefahr vermieden: die dem Elsässer drohende Gefahr der Tücke, der Verlogenheit, der Doppelzüngigkeit. Nur in der Luft absoluter Wahrhaftigkeit kann Gutes gedeihen, kann sich vor allen Dingen das gegenseitige Vertrauen entwickeln.

Um die Jahrhundertwende kam aus dem französischen Egoismus herüber eine sehr bösartige Losung, die alles verdorben hat. Wir klagen Frankreich an. Jene

Welle von Westen wirkte bei uns, unterstützt von wenigen eingeborenen Französlingen, sittlich und national geradezu verheerend. Planmäßig wurde Heuchelei gezüchtet. Man vergleiche mit Stöbers oder Pfeffels reiner Gesinnung irgendeinen Satz aus einer dieser französischen Hetzzeitschriften, etwa aus den „Marches de l'Est" (II, 483): „Wenn alle Ostmarken in gleicher Weise fühlen werden, daß Deutschland ihr wahrer Feind ist, werden unsere Ideen einen großen Schritt vorwärts gemacht haben, und der Widerstand könnte sich organisieren." Dies war der Gesichtspunkt, unter dem man seit der Jahrhundertwende vorging: Deutschland ist der „wahre Feind". Aber diese Feindschaft mußte sich maskieren. Und so sprach ein Mitglied der französischen Akademie (Barrès im „Gaulois") das Wort: „Die Abgeordneten Elsaß-Lothringens sind Heuchler; sie stellen sich im Reichstag zahm und hüten doch den heiligen Deutschenhaß im Herzen. Ehre diesen klugen Männern!" Zu den „Ostmarken" zählte man auch Elsaß-Lothringen. Die Tatsache steht fest, daß der deutsche Reichstagsabgeordnete Wetterlé in Frankreich Hetzreden hielt — und gleichwohl in den Reichstag zurückkehren durfte! In welchem anderen Lande wäre solche politische Niedertracht — und wo ein gleich schamloses Verhalten wie das jenes Abgeordneten möglich gewesen?!

Der Rachegedanke wurde also — unter allerlei Masken und Deckworten — im Elsaß neu belebt. Es kam nach und nach in der ganzen Kulturwelt die Meinung hoch, Elsaß-Lothringen litte unter „deutschem Joch" und seufzte nach „Befreiung" durch das „mütterliche Frankreich". Man arbeitete einerseits mit der Forderung der „Doppelkultur", andrerseits mit den Schlagworten „Militarismus", „Imperialismus", „Alldeutschtum". Unter dem tyrannischen Druck einer Militärpartei werde alles freiheitliche Volksempfinden in Deutschland und im Elsaß niedergehalten; und von der Eroberungssucht der Pangermanisten sei die ganze Welt bedroht. Dies waren zwar grelle Lügen; jedoch Lüge und Verleumdung, geschickt gehandhabt, täglich wiederholt, durch Anschauungsmaterial unterstützt (Postkarten, Bilder, Zeitschriften, Romane) mußten sich ja wohl endlich den Gehirnen einprägen. Zusammenstöße wie der „Fall Zabern" oder „Grafenstaden" wurden aufgebauscht und weidlich ausgenutzt. Die politische Welt, Frankreichs Presse obenan, zitterte vor Empörung über die „Schandtaten deutscher Militaristen." Diese Tonart wurde von der deutschen Linkspresse unterstützt; der Hauptbetzer im Fall Zabern war ein dort hausender Winkelskribent aus — Sachsen. In den Lesebüchern der französischen Schulen — wie uns das neulich Bruno Stehle in den „Süddeutschen Monatsheften" mit zahlreichen Beispielen belegt hat — wurde der nationale Haß bewußt gepflegt. Die Bewegung des „Nationalismus", unter Führung von Maurice Barrès, nahm einen starken Aufschwung. Diese Strömung wirkte über die Berge herüber und verdichtete sich im Elsaß zu der vorhin erwähnten Forderung der sogenannten „Doppelkultur". Angeblich wollte man den französischen Teil elsässischer Tradition zu gerechter Geltung bringen und empfahl bis in die Volksschule hinein auch den französischen Unterricht. In Wahrheit bezweckte diese zielbewußte kleine Gruppe, immer unterstützt von dem deutschen Zug nach Links, die Schwächung des national-deutschen Empfindens im Elsaß.

Wir wenigen, die etlichermaßen Einblick hatten in die Wühlereien und in das

letzte Ziel der Welschlinge, wurden als reaktionäre Spießbürger verächtlich gemacht. Und eingewanderte deutsche Volksgenossen haben den Franzosen und Französlingen geholfen, unser Elsaß zu unterminieren.

Es ist ein typisch deutsches Verhalten.

* * *

Um die Mitte der achtziger Jahre, zur Zeit der drohend anwachsenden Boulanger-Krise, hatten wir unterelsässischen Studenten uns bereits rückhaltlos für Anschluß an deutsche Kultur entschieden. Schon damals galt für uns, was ich einmal weit später, in hochgespannter Zeit, in einem Straßburger Vortrag über deutschen Idealismus wörtlich aussprach (20. Nov. 1910): „Vielleicht erwarten manche von Ihnen, daß ich heute abend in die Erörterung über die elsässische Frage eingreifen werde. Ich gedenke das nicht zu tun. Auch ich fühle mich bis in die Fingerspitzen hinein als Sohn dieses schönen Landes. Aber mir hat sich das sogenannte ‚elsässische Kulturproblem' längst schon allem Schwankenden entzogen und hat sich verwandelt in einen festen elsässischen Kulturentschluß: in den Entschluß nämlich, in den Formen deutschen Geistes und deutscher Sprache mitzuarbeiten an den Idealen der Menschheit. Das ist alles, was ich hierüber zu sagen gedenke. Im übrigen gelte für unser Verhalten auch in diesem Lande und in dieser Frage das edle Wort der Antigone: ‚Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da!'" (Vgl. meine „Neuen Ideale", 3. Auflage, S. 7.)

Wir hatten das glänzende Heidelberger Jubiläum (1886) mitgefeiert. In den nächsten Jahren war die kriegerische Auseinandersetzung mit Frankreich bedrohlich nahe. Doch als sich der Revanche-General Boulanger auf dem Grabe seiner Geliebten zu Brüssel eine Kugel durch den Kopf geschossen, war das durch ihn entfachte Strohfeuer gänzlich verlodert. Es kam dann bis etwa 1900 ein ruhiges Jahrzehnt, bis mit dem fanatischen Dreyfuß-Prozeß (Herbst 1899) ein neues Fieber Paris erregte.

In jenem Jahrzehnt, als uns noch kein Westwind die deutsche Arbeit störte, begann im Elsaß eine Literatur aufzublühen. Die lange vergessene Zeitschrift „Erwinia" der Brüder Stöber wurde durch Schmitt und Renaud erneuert (1893) und hatte eine Reihe von guten Jahrgängen. Martin Greif, Vierordt, Ruseler, Ernst Zahn, Hermann Hesse und andre kamen in den folgenden Jahren zu Vorträgen ins Elsaß. Der Mundartdichter Stoskopf veröffentlichte seine ersten Verse und bald danach das durchschlagende Lustspiel „Dr Herr Maire". Mit dem Maler Spindler gründete er die großangelegte, geschmackvoll ausgestattete „Elsässische Rundschau". Im Altelsässer Gruber hatte man schon damals einen feinsinnigen, wenn auch einspännigen Kritiker (vgl. seinen „Wasgauherbst" und sein Buch „Zeitgenössische Dichtung des Elsasses", 1905). Dichter wie Hans Karl Abel, Marg. Wolf, später Marie Hart, Mathis, Reinacher, die sich teils des Hochdeutschen, teils der Mundart bedienten, konnten sich immerhin sehen lassen; neben ihnen wirkte noch vielseitig und immer teilnehmend der junggebliebene Karl Hackenschmidt, mehr Geistlicher als Künstler, der als einer der ersten Elsässer deutsche Kultur im Lied begrüßt hatte. An der Universität mit ihrer bedeutenden Bibliothek hatten wir nam-

hafte Kräfte (Windelband, Sohm, Martin, Ziegler, Baumgarten, Scheffer-Boichorst, Holtzmann, um nur einige aus meinen eigenen Gebieten zu nennen). Ein ansehnlicher „Vogesen-Klub“, wesentlich das Werk der altdeutschen Eingewanderten, mit seiner geschickt geleiteten Zeitschrift und seinen Wanderungen vertiefte die Kenntnis der Heimat und die Liebe zur Landschaft. Gewiß, dies letztere waren nur Vereinsdinge oder Angelegenheiten eines engeren Gaues, aber doch nicht zu unterschätzen für das pulsierende Leben des Ganzen. In denselben Jahren erschienen meine „Wasgaufahrten“ (1895) und „Lieder eines Elsässers“ (1895); im Straßburger Stadttheater kamen mein „Till Eulenspiegel“, „Gottfried von Straßburg“, „Odilia“ und „König Arthur“ zur Aufführung. Die oben genannte „Elsässische Rundschau“ hatte noch keinerlei politischen Einschlag. Einige meiner Gedichte sind dort von Spindler illustriert worden, der später auch eine neue Auflage meiner „Wasgaufahrten“ mit Buchschmuck versah. Wir hatten tüchtige Maler und Musiker, die alle — ob ihre Häuslichkeit nun deutsch oder französisch eingestellt war — in gleicher unpolitischer Liebe zur Kunst und zur Heimat ihrem Schaffen hingegeben waren.

Ich bemerke ausdrücklich, daß ich meist in Berlin oder auf Reisen war, ziemlich unseßhaft, und nie den Ehrgeiz hatte, im Elsaß eine führende Rolle zu spielen.

So stand es — nur in Umrissen hingezeichnet — zwischen 1890 und 1900.

Der Zeitpunkt läßt sich fast genau bezeichnen, in dem der pangallische Westwind über unsre alten deutschen Burgen und dichten Bergforste herüberzuwehen begann. Die Bewegung des französischen Nationalismus ist aufs engste mit dem Namen Maurice Barrès verknüpft. Als um die Jahrhundertwende Dreyfuß nach der Teufelsinsel verbannt wurde, war jener Welsch-Lothringer unter seinen schärfsten Gegnern. Er benutzte solche Anlässe, das Nationalgefühl aufzupeitschen. Und als Paßzwang und Diktaturparagraph im Elsaß fielen, und unsre Grenzmark nicht mehr gen Westen schützten (1902), strömte die nationalistische Bewegung über die Vogesen. Barrès' Buch „Scènes et doctrines du Nationalisme“ erschien 1902; seine beiden antideutschen Hetzromane „Au service de l'Allemagne“ und „Colette Baudoche“ in den Jahren 1905 und 1907. Der Name Maurice Barrès bedeutet ein deutschfeindliches Programm (vgl. über ihn die gründliche Schrift von Ernst Robert Curtius, Bonn 1921).

Der Leser möge sich erinnern, daß sich in denselben Jahren (1904) Frankreich und Rußland zu Kronstadt zusammenfanden, daß sich die Triple-Entente und damit die Einkreisung im Jahre 1907 verdichtete. Es war ein geschlossener Ring. Und gleichzeitig tauchten in Paris oder Ostfrankreich, mit Front gegen Deutschland, Hetzzeitschriften auf: im Jahre 1904 der „Messager d'Alsace-Lorraine“ (Henri Albert), im Jahre 1905 „L'Austrasie“, endlich die „Marches de l'Est“; und zugleich Hetzromane, obenan von Barrès und Bazin.

Man zeige uns in deutschem Geistesleben eine ähnliche Strömung bewußter Hetze gegen ein Nachbarland!

Ich habe schon in einem der sogenannten „Schützengrabenbüchlein“ des Verlags Karl Siegismund („Weltkrieg und Elsaß-Lothringen“, Berlin 1917) auf dieses Netzwerk aufmerksam gemacht. Was verstanden jene Franzosen vor dem Weltkrieg

unter „Ostmarken"? Der Untertitel der „Marches de l'Est" sagt es: „Alsace, Lorraine, Luxembourg, Ardennes, Payswallons, Suisse romane"; ebenso sagt es die Verlagsanzeige mit dem Preis: dieser ist nämlich für das Ausland auf 20 Franken festgesetzt, für das Inland (France, Alsace-Lorraine, Belgique) auf nur 10 Franken. Und der Zweck? „Die zerstreuten Erinnerungen der nordöstlichen Marken Galliens zu sammeln und daran zu zeigen, daß diese Grenzländer Elsaß, Lothringen, Luxemburg, Ardennen, wallonische Länder, auseinandergerissen durch die Zufälle der Kriege und Verträge, dennoch eine gemeinsame ruhmvolle Geschichte haben und immer zur selben Zivilisation gehörten. Die politische und militärische Geschichte, die Literatur und Kunstgeschichte der Provinzen zwischen dem Rhein und der Schelde sind das Arbeitsgebiet der Marches de l'Est. Ferner bildet die Zeitschrift eine literarische Gruppe von französischen Schriftstellern, die hauptsächlich mit der Erhaltung und Ausbreitung der französischen Kultur beschäftigt sind, in dem Wunsche, eine nationale Überlieferung fortzusetzen und den hellen Geist ihrer Rasse zu verteidigen gegen das Vorrücken des Deutschtums."

Das Schlagwort „Ostmarken" griff in Frankreich um sich und verband sich psychologisch leicht mit dem Revanche-Gedanken. So schrieb der Universitätsprofessor Madelin in der „République française" (1910): „Man weiß, was wir die Ostmarken nennen, es sind die hundert Kantone von Basel bis Brüssel... Überschwemmt durch Einbrüche von Osten, jahrhundertelang den deutschen Cäsaren untertan, ist die Bevölkerung unbestreitbar französisch geblieben... Aus den Lokalblättern von Luxemburg und Pruntrut habe ich ersehen, daß der Widerstand gegen das Deutschtum, komme es von Bern, Amsterdam oder Berlin, organisiert wird."

Das alte Haßlied... Diesmal in moderner Form: der „Widerstand" gegen ein gar nicht vorrückendes Deutschland wird „organisiert". Frankreich rückte vor — nicht Deutschland.

Die Geschichte der französischen Propaganda im Elsaß muß einmal von einem Berufenen besonders geschrieben werden. Sie ist für die ahnungslose Dumpfheit oder Gebundenheit deutscher Politik in dem unglückseligen Zwittergebilde „Reichsland" ebenso bezeichnend wie für die Geschicklichkeit jenes französischen Tirailleurkriegs. Ging die deutsche Regierung kräftig vor, so fiel die eigene Linke in Presse und Landtag über sie her; zauderte sie unsicher und ließ den verderblichen Machenschaften ungehinderte Auswirkung, so „heulte" — wie es in einem später zu nennenden französischen Aufsatz heißt — „die pangermanistische Meute". Da konnte denn die französische Taktik einsetzen. Wir hatten französisch geschriebene Tageszeitungen: Wetterlé gab in Colmar dem „Nouvelliste" seine Spitzen und Stiche gegen deutsche Kultur und Verwaltung; in Metz hetzte der „Messin" eines andren Priesters; in Straßburg betätigte sich der Liberale Léon Boll im „Journal d'Alsace". Aber die feinste und wirksamste Propaganda-Arbeit sammelte sich um den Straßburger Arzt Peter Bucher (natürlich Büsché gesprochen), der sich — selber unschöpferisch, nur organisatorisch hochbegabt — den Kampf um ein zu französierendes Elsaß und den Haß gegen Deutschland zur Lebensaufgabe gesetzt hatte. Daß er mit Barrès und den Direktoren all jener Zeitschriften und Zeitungen vertraut war und mit ihnen Hand in Hand arbeitete, versteht sich von selbst.

Eine kleine Gruppe blutjunger — meist altdeutscher — Literaten versuchte in denselben Jahren im Elsaß Einfluß zu gewinnen. Als Christian Schmitt die Leitung der „Erwinia" niedergelegt hatte (1902), kränklich, auch verstimmt durch bereits einsetzende Dissonanzen, kamen diese neuen Literaten von links: international, freigeistig und artistisch gestimmt, von künstlerischen Instinkten belebt gegenüber dem bürgerlich konservativen „Alsabund"; sie konnten freilich ihr temperamentvolles Zeitschriftchen „Der Stürmer" über den ersten Jahrgang nicht hinausbringen (1902). Im Herausgeber René Schickele steckt ein Stück Poet („Sommernächte", 1902), wenn er auch oft dem Boulevard-Publizismus erlag. Er war der einzige Elsässer der Gruppe; Stadler, Flake, Isemann waren Söhne eingewanderter Altdeutscher.

Als sich dann gegen Buchers Treiben später in der „Elsaß-lothringischen Vereinigung" eine vortreffliche Gegenwehr erhob (1909), waren Stadler und Flake nicht auf der deutschen Seite bei Kapp, Wolfram, Ehrhardt, Schwarz, Spahn, Truschel — und wie sie alle hießen, die sich dort zusammentaten —, sondern gerieten in die Fänge des Französlings. Als Dritter gesellte sich zu ihnen der frisch aus Schwaben zugewanderte Ulrich Rauscher, der ja dann unter der Republik als Pressechef und Gesandter seinen Weg gemacht hat. Er war es ja wohl, der in Buchers Blättern gegen die deutsche Abwehr, in den „Cahiers alsaciens" (nur mit drei Sternchen unterzeichnend), die schärfsten Artikel losließ. Ernst Stadler — der einmal in einem Vortrag Gottfried von Straßburg als ersten Vertreter der Doppelkultur in Anspruch nahm! — war ebendort vom ersten bis zum letzten Heft Mitarbeiter, also bis zum Hochsommer 1914, wo ihn sein Geschick in die Schlacht und in den Tod riß.

Der Dichter Hermann Stegemann, durch gute Romane und später durch seine Kriegsgeschichte bekannt geworden, hielt sich ebenso abseits wie der Schlettstadter Arthur Babillotte.

Neben diesem großstädtischen Literatentum, das Berliner oder Pariser Modernismus nach Straßburg trug (Flake ist inzwischen bei S. Fischer in Berlin gelandet), schoß die Mundart-Bewegung munter ins Kraut. Stoskopf schuf Stück auf Stück, nicht bedeutend, seinen Erstling nicht mehr erreichend, doch mit lachender Satire. Auch andre bepflanzten dieses Gebiet (Greber, Bastian, Neukirch, Dinter), teils Eingewanderte, teils Altelsässer. Die Bevölkerung ging lebhaft mit. Daß Stoskopf gleich im ersten Stück einen altdeutschen Philologen als Trottel darstellte, wie er überhaupt zur groben Posse neigte, verstimmte freilich. Immerhin drangen Gastspiele des „Elsässischen Theaters" bis nach Berlin vor, was wieder jenseits der Vogesen arg verübelt wurde (vgl. Gustav Köhler, „Das Elsaß und sein Theater", Straßburg 1907).

Doch immer schwüler, schwerer wurde die Luft. Die Wetterwolken des Weltkriegs zogen sich zusammen — lange bevor auf den Höhen des Wasgenwaldes der Kanonendonner scholl.

Und hier ist es nun Zeit, sich genauer mit Dr Pierre Bucher zu beschäftigen.

* * *

Im Märzheft 1921 der „Revue des deux Mondes" steht unter dem schlichten Titel „Pierre Bucher" ein äußerst wichtiger Aufsatz. Diese Erinnerungen des Herrn André Hallays (Verfasser des Buches „A travers l'Alsace") enthüllen in triumphierender, fast höhnischer Offenheit den seit Jahrzehnten planmäßig angelegten und durchgeführten Landesverrat seines elsässischen Freundes Bucher.

Gleich der Anfang ist für die politische Einstellung des Kreises um Maurice Barrès äußerst aufhellend. „Im Jahre 1903 überkam mich die Neugierde, einmal das Elsaß zu besuchen. Es war damals für Franzosen schwierig, den moralischen Zustand der von Deutschland annektierten Provinz kennen zu lernen. Diejenigen, die seit der Abschaffung der Diktatur die Grenze überschritten hatten, waren mit recht verschiedenartigen Eindrücken zurückgekommen. Nach Einigen war die Germanisierung ungefähr vollbracht. Verstimmt durch die inneren Zwistigkeiten und die antiklerikale Politik Frankreichs, erschöpft durch einen langen und vergeblichen Widerstand (?), verführt durch die Wohltaten des Reiches, fanden sich die Elsässer mit der Lage ab, die ihnen durch den Vertrag von Frankfurt geschaffen war. Andere versicherten im Gegenteil, Elsaß verharre dabei, nicht deutsch sein zu wollen. Diese letztere Ansicht bestätigte René Bazin in seinem Roman ‚Les Oberlé'. Wem glauben? Man fragte sich's mit Angst, denn von der Antwort auf diese Frage hing die ganze Zukunft Frankreichs ab."

Wir wiederholen das gewichtige Geständnis: „Die ganze Zukunft Frankreichs" hing nach der Auffassung dieser französischen Propagandisten vom Elsaß ab! So tief hatte sich also der Drang nach dem Rhein in diese Chauvinisten-Gruppe schon lange vor dem Weltkrieg eingefressen! Leben und Sterben der ganzen Nation hing davon ab! Hallays schildert dann seinen Eindruck von Bucher, diesem „besten der Führer" durchs Elsaß: „er sah vor sich einen jungen Mann von flotter, eleganter Haltung und elastischer Gangart, mit der Miene eines Jägerleutnants in Zivil und mit glühenden und einschmeichelnden Augen im energischen Gesicht." Sie besuchten miteinander den Odilienberg, Hohkönigsburg, Zabern, und Bucher berichtete natürlich in seiner tendenziösen Form und Fassung über das Elsaß. Er erzählte, wie er sich seit seiner Kindheit (er war in Gebweiler geboren) unter den Deutschen fremd gefühlt habe: „Die Brutalitäten der Polizei, die Quälereien seiner pangermanistischen Lehrer hatten in ihm den erblichen Haß gezüchtet; die deutsche Kaserne, der Aufenthalt in Paris, wo er die Vorzüge des französischen Geschmacks erlebt hatte, das Schauspiel des gegen germanische Kultur sich entschieden auflehnenden Elsasses (?), alles hatte in ihm den Entschluß gefestigt, für das Elsaß und gegen das Deutschtum zu kämpfen." Der französische Besucher war von der glänzenden „Revue alsacienne illustrée" entzückt und bewunderte „in der Vollkommenheit ihrer Typographie und der Schönheit ihrer Gravüren die Feinheit und Originalität des elsässischen Geschmacks". Nun kommt ein bemerkenswerter Satz: „Diese Zeitschrift sollte nach der Absicht ihres Gründers Spindler ein einfaches künstlerisches Sammelblatt werden, war aber seit zwei Jahren [also seit 1901] unter Buchers Hand ein wahrhaftes Kampfinstrument geworden; ihre Artikel, die einen französisch, die andern deutsch, waren alle dazu bestimmt, die Tradition des Elsasses zu erneuern, indem sie zeigten, was seine Zivilisation und seine Kunst in Gegenwart

und Vergangenheit dem lateinischen Genius verdankten." Wohlgemerkt also: unter „Elsaß" ist hier immer ein französisches Elsaß verstanden. Von der alemannischen Mundart hatten ja diese Pariser keine Ahnung; und wir deutschgestimmten Elsässer waren für sie nicht vorhanden. Ich habe übrigens seinerzeit Gelegenheit gehabt, sowohl von Spindler wie von seinem Mitbegründer Stoskopf ausführlich zu hören, wie listig Bucher ihre Zeitschrift in seine Hände gebracht und in den Dienst seiner allfranzösischen Tendenzpolitik umgestellt hatte. Hallays bestätigt hier, was wir damals schon wußten. Und er schließt seine Einleitung mit den Worten: „Beim Abschied wußte ich, was ich von der Germanisierung der annektierten Provinzen zu denken hatte. Ich war in die Netze des unermüdlichsten aller Menschenjäger gefallen. Viele andere sind seitdem wie ich von ihm verführt und gefangen worden. Niemand konnte sich dem Charme dieser willensfesten und überredungsstarken Natur entziehen." So arbeitete dieser bis in den Kern seines Wesens verräterisch veranlagte Elsässer Peter Bucher in ununterbrochener engster Verbindung mit dem französischen Chauvinismus, besonders mit seinem Freunde Maurice Barrès, dem er übrigens — was gleichfalls Hallays ausplaudert — den Stoff lieferte für den Roman „Au service de l'Allemagne".

Man hat mir schon damals gelegentlich von Besuchen dieser raffiniert arbeitenden Franzosen aus unmittelbarer Erfahrung einzeln und brühwarm erzählt. Doch erst nach der Flucht Buchers zu Beginn des Weltkrieges fand man in einem Versteck seines Kellers ganze Stöße von Briefen, die dieses geborenen Diplomaten weitverästelte und wohlbedachte Arbeit im Dienst der französischen Unterminierungspolitik deutlich darlegten. Der Artikel von Hallays enthüllt ausführlich die Taktik dieses Mannes, die nicht nur für die haltlose elsässische Jugend, sondern auch für charakterschwache altdeutsche Literaten wahrhaft verderblich war, indem er in erster Linie von den Reizen der Kunst und des guten Geschmacks scheinbar unverfänglich ausging. Er betrieb einen Antiquitätenhandel, wobei natürlich bis in die äußerlichste Zimmereinrichtung hinein der französische Geschmack der verschiedenen Zeitalter bestimmend war. Jeder belanglose, westwärts gewendete Elsässer erhielt in der „Revue Alsacienne" seinen Nekrolog oder wurde sogar im Bilde vorgestellt; die Wendung „mort à Paris" war in diesen französischen Nachrufen stehend. Seine Antiquitäten waren gefälscht (man hat Tischler-Rechnungen gefunden); und so fälschte er auch und färbte das Elsaß um. Er sammelte die elsaß-lothringischen Studenten, soweit sie seiner Verführung zugänglich waren, in einem „Cercle des étudiants alsaciens"; nach seiner Auflösung schuf er sofort einen „Cercle des anciens étudiants" und lud die Jungen als Gäste ein; er berief berühmte Franzosen zu Vorträgen; er förderte für die Damen die „Cercles des annales politiques et littéraires"; er veranstaltete französische Kunstausstellungen; er gründete am Nikolausstaden das „Musée alsacien", dessen Führer kaum Deutsch konnte (bei der Begrüßung sprach man den Statthalter französisch an); er ließ französische Theatertruppen im Stadttheater spielen. „Während der zehn Jahre, die dem Kriege vorausgingen, verlor er keine Gelegenheit, den Pangermanismus [?] zu bekämpfen und bis in das kleinste elsässische Städtchen hinein den französischen Geschmack wieder zu wecken" (Hallays).



Der französische Geschmack war also nicht da: er mußte künstlich „wieder geweckt" werden.

Man könnte hier erstaunt fragen: Wo blieb denn, diesen bewußten Treibereien gegenüber, die angeblich so brutale deutsche Polizei? Es muß doch wohl mit dem „Joch", unter dem wir seufzten, nicht so schlimm gewesen sein, wenn dies alles unter den Augen der deutschen Regierung geschehen konnte?! In der Tat, hier windet sich der Berichterstatter Hallays mit merkwürdigen Wendungen, teils spöttisch, teils dreist oder verlogen, um diese fatale Tatsache herum. Er schreibt: „Man hat sich oft gewundert, daß er einen solchen Kampf führen konnte, ohne die Härte der deutschen Polizei befürchten zu müssen; aber dieser große Kämpfer zeigte die Kaltblütigkeit und die Klugheit eines vollendeten Politikers. Er hatte Juristen zur Seite, die das Gesetz kannten, und unternahm keine Kundgebung, keine Veröffentlichung, ohne sich vergewissert zu haben, daß sie gesetzlich möglich sei. Wenn ein Zweifel bestand, kam er der deutschen Verwaltung zuvor, indem er sie von seiner Absicht unterrichtete. Diese zauderte und zog die Sache hinaus, aber Bucher hielt fest, und, des Krieges müde, auch um eine öffentliche Erregung zu vermeiden, gaben die Bureaukraten schließlich fast immer die Erlaubnis, welche dieser zähe und höfliche Elsässer verlangte. Wenn einiger Skandal daraus entstand, so heulte die pangermanistische Meute. Aber die Regierung des Reichslandes gebot ihr Schweigen, wohl wissend, daß man zu Berlin am meisten davor Angst hatte, die öffentliche Aufmerksamkeit auf elsaß-lothringische Angelegenheiten zu lenken. Denn da ja die vollendete Germanisation des Landes offizielle Legende war, wäre es ärgerlich gewesen, der ganzen Welt zu enthüllen, daß es in Straßburg einen unlöschbaren Herd der Unzufriedenheit gab. Bucher kannte die Lage und nutzte sie aus. Man hat ohne Grund von seiner Schlauheit und seinen Listen gesprochen. Er machte sich über die Leute lustig, die ihm das Gebaren eines Verschwörers andichteten. In Wirklichkeit bekämpfte er die Deutschen immer mit offenem Gesicht. Er erwartete viel von ihrer gewohnten Dummheit — und er war selten enttäuscht."

Man lasse diese Sätze auf sich wirken! Sie wirbeln wie Peitschenhiebe um die Ohren des deutschen Lesers. Bucher und die Seinen, das steht fest, haben nicht eine weitverbreitete, tiefwurzelnde Unzufriedenheit des Landes zum Ausdruck gebracht, sondern haben diese Unzufriedenheit erst künstlich entfacht, wie das in der Schrift „Zehn Jahre Minenkrieg im Elsaß" (Bern 1918) an der Hand jener aufgefundenen Dokumente dargetan ist. Hallays fährt höhnisch lächelnd fort, daß ein Teil des Publikums mit Bucher ging, der größere Teil freilich ihm nur zusah, und „lachend seine Schläge zählte"! Er fand „ausgezeichnete und mutige Mitarbeiter" und stellte jeden an den Posten, wo er am besten dienen konnte: „Hätten sie ohne ihn die Partie zu spielen gewagt? Man weiß es nicht; aber ohne sie hätte er niemals gewonnen." Genannt werden der bekannte, nicht minder fanatisch, doch mehr im Hintergrund wirkende Ferdinand Dollinger, der gehässige Zeichner Hansi (Waltz), Abbé Wetterlé und der Advokat Eccard, der u. a. in der „Revue alsacienne illustrée" eine glänzende „Verteidigung" der französischen Sprache veröffentlicht hatte, als man im Jahre vor dem Weltkrieg Französisch in allen Volksschulen einführen wollte.

Unter diesen Freunden und Mitarbeitern war auch ein altdeutscher Professor der Straßburger Universität (Wittich ist gemeint), „halb Elsässer durch seinen Geschmack und seine Freundschaften". Er wird von Hallays als eine der „kostbarsten Hilfskräfte Buchers" genannt und war, wie wir schon andeuteten, nicht der einzige Deutsche, der dem gefährlichen Französling Dienste tat. Ferner waren massenweise französische Schriftsteller, Journalisten, Politiker, Künstler Buchers Gäste und haben mit der Überzeugung das Elsaß verlassen, daß hier alles nach Anschluß an Frankreich seufze.

So hat dieser Geistesgenosse eines d'Annunzio oder eines Lord Northcliffe auf seinem begrenzten Gebiete vorgearbeitet.

Den Gipfel dieser Entwicklung bildet Buchers Verhalten im Weltkrieg. Auch darüber berichtet uns die „Revue des deux mondes" mit kaltlächelnder Offenheit. Von einem Polizisten rechtzeitig gewarnt, flieht er über die Schweizer Grenze, kommt aber noch mehrmals verkappt nach dem Elsaß zurück und zwar — als Spion, wie sein ausführlich mitgeteilter Brief erzählt. Sodann errichtet er mit einigen andern verräterischen Elsässern im westlichen Frankreich ein Spionagebureau. „Er hatte", schreibt Hallays, „eine leidenschaftliche Ordnungsliebe, und trotz des unversöhnlichen Hasses, den er Deutschland gelobt hatte, hörte er nicht auf, seine organisatorische Fähigkeit zu betätigen"; wobei er nun wiederum die Elsässer gegen die Franzosen in Schutz nehmen mußte, als die letzteren von dem kalten und reservierten Empfang im Elsaß überrascht waren. Seinem Spionagebureau verdankt das „französische Generalkommando die Kenntnis von Tag und Stunde einer großen Anzahl von Offensiven der deutschen Armee, ganz besonders des Angriffs vom 15. Juli 1918".

So eng also hing das verderbliche Wirken dieses Verräters mit unserem deutschen Unglück zusammen!

Am 11. November 1918 war sein Traum erfüllt. Am 22. November paradierten Gourauds Truppen am Kaiserpalast zu Straßburg vorüber. Bucher spielte nun erst recht eine große Rolle als unentbehrlicher Vermittler. Doch schon ein Jahr danach hat ihn der Tod seinen Triumphen entführt.

(Schluß folgt)



Wunsch

Von Artur Stahn

Nein, nicht im Winter möcht' ich sterben,
Wenn Schnee verhüllt das letzte Grün;
Auch nicht im Herbst, wenn sich entfärben
Die Blätter, und die Schwalben ziehn.

Und nicht im Lenz, wenn neues Leben
Aus tausend Knospen drängend bricht
Und neuer Hoffnung hingegeben —
Dann ach so schwer wird der Verzicht!

Doch wenn des Sommers volles Prangen
Die Welt in Licht und Farben taucht,
Dann mögen bleichen meine Wangen,
Mein letzter Seufzer sei verhaucht.

Dann hab' ich noch einmal gesehen
Das Leben in der Mittagsglut,
Noch ohne Ahnung vom Vergehen,
Das doch in seinem Schoße ruht...



Euphrosyne

Eine Geschichte aus Goethes Tagen

Von Grete Massé

(Schluß)

Das alte Leben mit Arbeit und Sorgen, Pflichten und Freuden begann wieder. Christiane war viel auf der Bühne beschäftigt. Das weimarische Theater war ohne sie nicht mehr zu denken. Das Publikum wollte sie in allen Stücken sehen, und Christiane gab jede Rolle, die größte wie die kleinste, mit gleicher Lust, drängte sich nicht hervor, sondern füllte den Platz mit ganzer Seele aus, auf den Goethe sie stellte.

Im Personal der Bühne waren im Laufe der Jahre starke Veränderungen vor sich gegangen. Die Kollegen, mit denen Christiane bei Eröffnung des Theaters zusammengewirkt, mit denen sie in Lauchstedt die ersten Schlachten gewonnen, waren zum großen Teil verabschiedet worden. Der Regisseur Fischer und seine Frau, die beiden älteren Schwestern Amalie Malcolmis, Domoratius, Einer, das Ehepaar Mattstedt waren nicht mehr da. Christiane sah ein fremdes Gesicht nach dem andern auftauchen. Sie mußte ja selbst bekennen, daß manche der neuen Kollegen die früheren an künstlerischem Können überragten, aber das in ihr sehr stark ausgeprägte Gefühl der Treue ließ doch die ersten, die an der Stätte ihrer Triumphe mit ihr gewirkt, frisch in ihrem Gedächtnis bleiben.

Der jugendliche Held und Liebhaber, ihr Mitspieler und Gegenspieler in allen klassischen Stücken, war jetzt Heinrich Voß. Er war ein schöner Jüngling mit einem feurigen und mitreißenden Temperament, echt und stark in allen Phasen der Leidenschaft. Im Grunde war er ein gutmütiger Mensch; seine reizbare, heftige und leicht verstimmte Wesensart aber machte das tägliche Zusammenleben mit ihm schwer. In merkwürdigem Gegensatz zu ihm stand seine gelassene und phlegmatische Braut, die schöne Tochter des Schauspieler-Ehepaares Porth, die auch neu nach Weimar gekommen waren. Sie war durch nichts, nicht einmal durch die eifersüchtigen Wallungen und unbegründeten Zornesausbrüche ihres Verlobten aus der Ruhe zu bringen. Sie sah ihn gleichmütig an mit ihren wundervollen Augen und wartete gelassen ab, bis sich der Sturm ausgetobt. „Unser Schifflein wird schon seine Bahn sicher dahinziehen“, sagte sie lachend, wenn man ihr bedeutete, daß es doch ein Wagnis sei, eine Ehe mit einem so heftigen Manne einzugehen. „Das Steuer halt' ich!“

Als Heldendarsteller war der imposante Johann Jakob Graff eingestellt, der die Untugenden leisen und undeutlichen Sprechens und zahlreicher Armbewegungen besaß. Trotzdem war er unter strenger Zucht ein verwendbarer Schauspieler und auch in Weimar sehr beliebt. Besonders die jungen Weimaranerinnen sahen auf den Gassen seiner ragenden Gestalt, wenn er langsam und gemessen daherwandelte, mit leuchtenden Augen nach; und in den Lese- und Malzirkeln, bei den Teegesellschaften sprach man viel über ihn und sein interessantes Geschick, das ihn zum schwermütigen Manne gemacht, denn er hatte einst in einem unglücklichen Duell einen

Gegner erstochen und sich danach erst in einer Art von Reue und Verzweiflung der Schauspielkunst in die Arme geworfen.

Und dann kamen die Glanztage, die keiner vergaß, der sie miterlebt: das ruhmvolle vierzehntägige Gastspiel des berühmten August Wilhelm Iffland aus Mannheim. Gleichmäßig edel und rund und voll sanften Schimmers, wie an einer erlesenen Schnur Perle an Perle sich reiht, schloß sich Vorstellung an Vorstellung. Und die weimarischen Schauspieler taten ihr Bestes, um neben dem Gefeierten nicht zu sehr im Schatten zu bleiben.

Man hatte sich zu diesem Gastspiel vorbereitet wie nie. Die Leseproben, die immer in Goethes Haus, in seinem Empfangszimmer, stattfanden, wollten diesmal kein Ende nehmen. Stundenlang, bis zur Erschöpfung, aber doch in gespanntester geistiger Klarheit saß man um den langen, mit grünem Tuch behangenen Tisch, an dessen oberem Ende Goethe und an dessen unterem Ende der Regisseur residierte. Und von dem Augenblick an, wo die Exzellenz die Namen der handelnden Personen vorlas und durch Klopfen mit dem Schlüssel auf den Tisch das Zeichen zum Beginn gab, bis zum letzten Wort hielt die Spannung, die begeisterte Hingabe an das Werk stand, die jeden in der persönlichen Nähe des Direktors beseelte.

Goethe hatte an seine kleine Schar eine Ansprache des Inhalts gerichtet, daß er diesen Meister der Schauspielkunst hauptsächlich deshalb berufen, um ihnen an einem Beispiel darzutun, wie gut sich Natur und Kunst vereinen lassen. Er fügte noch hinzu, daß sie den Darstellungen des Gastes zwar mit Aufmerksamkeit lauschen, als Mitwirkende aber nicht zu schüchtern und ängstlich sein sollten, sondern ihm zeigen, daß auch ihr Streben ein edles und hohes sei.

Trotzdem hatte Christiane, die in fast allen Stücken, besonders aber als „Klärchen" und „Amalie" neben Iffland als Hauptdarstellerin stehen sollte, in sich ein Bangen davor nicht überwinden können. Sie gestand ihrem Mann, daß sie für diese Zeit am liebsten ihren Platz an eine andere abtreten oder gar ein einfaches bürgerliches Eheweib sein möchte, das vor der Bühne eine Scheu habe wie eine Sittsame vor dem Beelzebub. Becker mußte mit allem Ernst und gespielter Strenge ihren Kleinmut, ihre schwankende Zuversicht zurechtweisen. Schließlich sagte er: „Denke, Christianchen, du seiest ein kleiner Soldat, der seiner Fahne auch im fürchterlichsten Kugelregen treu bleiben muß. Was würde sonst deine Tochter sagen, wenn sie's merkte, daß sie eine fahnenflüchtige Mutter hat!"

Da mußte Christiane zwar lachen, aber ihre innere Zagheit schwand doch erst, als sie Iffland von Angesicht zu Angesicht gegenüberstand. Sie hatte sich ihn von so ragender Gestalt wie Graff vorgestellt, mit einem stolzen, niederschmetternden Blick großer Augen und einem arroganten, befehlshaberischen Wesen. Als sie ihn aber herantreten sah, leise und unauffällig, sah sie, daß er von kurzer, gedrungener Figur war, ein volles Gesicht mit einem Unterkinn, eine kräftige Nase und hervorstehende schwarze, sehr lebhafte Augen hatte.

Das alles wirkte beruhigend und durchaus nicht einschüchternd auf sie. Und als Iffland, sich ihr als seiner Partnerin, aufmerksam zuwandte und im Gespräch rasch den höflichen, gebildeten und unterrichteten Mann, der eine gute Kinderstube genossen, erkennen ließ, schwand ihre Zaghaftigkeit noch mehr. Sie legte die Hand

auf das Medaillon, in dem eine Locke des seidigen Haares ihres Kindes verwahrt war und begann, gestärkt durch die Berührung mit diesem Talisman, mit frischem Mut ihre Probe.

Das kleine Theater faßte an diesen Abenden ein erlesenes Publikum. Die ganze führende geistige Oberschicht Weimars sammelte sich hier. Wieland und Knebel, Musäus und Einsiedel, Bertuch, Rat Kraus, Seckendorf, Corona, die Schardts, die Imhoffs, v. Steins, Charlotte v. Kalb — alle, alle waren sie da. Auch auf den Plätzen der Fürsten sah man Karl Augusts Profil, das lichte Haupt Luisens und den Charakterkopf Anna Amalies mit der braunschweigischen großen Nase und den Zügen, die dem Antlitz des Königs Friedrich von Preußen so frappierend ähnlich sahen.

Die Rolle, mit der Iffland sich dem Publikum vorstellte, war der Graf Wodmar in dem Stück „Der deutsche Hausvater". Schon die aufmerksame Wahl seines Kostüms, eines einfachen, pfirsichblütfarbenen Atlaskleides mit weißer Tour, die sorgsame, charakteristische Maske mit den eingefallenen schattierten Schläfen und der weißen Stirn befriedigte die kritischen Köpfe im Parterre.

Sein Spiel war von einer Schlichtheit und doch zugleich von einer Grazie und Feinheit und Apartheit der Auffassung, über die zu diskutieren man nicht müde wurde. Er hatte auch auf der Bühne die Sicherheit und weltmännische Gelassenheit der Manieren, die ihn im wirklichen Leben auszeichnete. Außerdem war er ein vollendeter, geschulter Sprecher, der mit Schärfe in den Geist jeder Rolle eindrang und durch seine Vielseitigkeit ebenso verblüffte, wie er durch seine reiche Mimik besonders im stummen Spiel entzückte.

Als Christiane neben ihm spielte, war auch nicht die leiseste Spur von Bangen mehr in ihr. Sie spürte nur die Lust, die den in der Kunst beherrscht, der fühlt, einen Ebenbürtigen als Partner zu haben. Wieder trug es sie so leicht empor! Wieder war sie so ganz im Vollbesitz ihrer Kräfte! Gottlob, nun brauchte sie nie mehr sich zu scheuen, da sie standgehalten neben diesem Gefeierten, der nach Eckhof und neben dem großen Schröder in Hamburg der berühmteste Darsteller auf deutschen Bühnen war.

Becker sogar, der sonst, so sehr er auch Christiane anbetete, ihr als Künstlerin doch stets mit scharfem, strengem und unparteiischem Urteil gegenüberstand, meinte, daß sie als Klärchen noch an Künstlerschaft den Gast überrage, da er wohl in bürgerlichen Rollen nicht seinesgleichen habe, in tragischen aber durch seinen grübelnden, wägenden Verstand, durch seine ausgezeichnete Technik ersetzen müsse, was ihm an Ursprünglichkeit des tragischen Tones abgehe. — —

Im Sommer dieses Jahres ward Christiane zum zweitenmal Mutter. Um dieses Kindchens willen litt sie viel weniger als um das erste. Aber doch konnte sie sich nach der Geburt nicht wieder so recht erholen. Sie kränkelte, und eine Schwäche blieb in ihr zurück, eine Zartheit, die sich nicht beheben lassen wollte. Es war ihr oft schon zu viel, zu stark ermüdend für sie, wenn die kleine Corona, die nun bereits stehen und laufen konnte und die mit ihrem Lockenhaar und den großen Blauaugen einem Engelsbildchen glich, sich an sie hängte, auf ihren Schoß kletterte und ein Lied gesungen oder die Locken gerollt haben wollte.

Auch das Kleinste gedieh und blühte heran. Es lag nun in der Wiege, in der Corona gelegen, und diese wollte wohl zwanzigmal am Tag von Vater oder Mutter emporgehoben sein und durch die Vorhänge zum Schwesterchen hineinschauen. Je mehr aber das Kleine in der Wiege gedieh, um so mehr nahm Christiane ab, um so hinfälliger wurde sie. Becker sah das mit Sorge und Betrübnis.

Oft wachte er auf in der Nacht und beugte sich über Christiane und lauschte, ob sie ruhig atme und schlafe.

Dann glaubte er wohl im bleichen Glanz des Mondes den Schatten eines schwarzen Fittigs auf ihrem lieblichen Antlitz zu sehen; ein Schmerz würgte ihn, und ungefüg faltete er die großen Hände und stammelte: „Herr über den Wolken! Scheuch von ihr Tod und Gefahr! Du weißt, daß sie das Herz meines Herzens ist!“

Christiane selbst dachte nicht an den Tod, obwohl die Mattigkeit nicht von ihr weichen wollte und jetzt auch starkes Fieber und Nachtschweiß einsetzten, die ihre Kräfte noch mehr aufzehrten. Nur alt kam sie sich manchmal vor, so alt! Und obgleich sie an jedem Spieltag spielte und der Beifall sie umbrauste wie immer, war es ihr doch, als hätte sie schon den Gipfel überschritten und als sei der Abend ihr nicht mehr ferne.

Manchmal sah sie mit einem Gefühl des Neides auf die Kolleginnen, die doch an Jahren nicht jünger, zum Teil sogar erheblich älter waren als sie. Die lachten so viel und waren so munter und wurden niemals müde und strahlten das Leben an mit leuchtenden Augen und roten Lippen. Die Porth war Heinrich Vossens glückliche, heitere Frau geworden. Von der niedlichen Luise v. Rudorf, die in Lauchstedt immer zehn Verehrer an jedem weißen Finger gehabt und die auch in Weimar das Lieben und Äugeln keinen Tag lassen konnte, erzählte man sich, daß sie ein sehr ernsthaftes Verhältnis, das wahrscheinlich zur Ehe führen würde, mit dem würdigen Major v. Knebel hatte. Am meisten aber staunte Christiane über Amalie Malcolmi. Sie hatte ihr einmal, ganz versunken und verträumt zugesehen, wie sie sich umkleidete. Und dann waren ihre Blicke größer und größer geworden. Das häßliche junge Entlein, dem die Knochen schier durch die Haut staken, das nicht gewußt hatte, wohin mit den langen, schlenkerigen Gliedern, wie hatte es sich gewandelt! Eine Schönheit war Amalie Malcolmi geworden. Ein königlicher Nacken, herrliche Schultern stiegen weiß empor aus der Taille. Die Arme waren edel gerundet und blaß wie Perlen, die ganze hohe Gestalt von wundervollem Ebenmaß.

Und als sie dieses blühende Fleisch, dieses atmende, vom jungen Blut durchpulste Leben sah, da schlich es zum erstenmal durch Christiane wie ein Schauer, und ihre Pupillen öffneten sich schreckhaft...

„Male,“ sagte sie leise, „Male, erinnerst du dich noch an den Tag, als ich zum erstenmal den Prinzen Arthur spielte?“

Die Malcolmi, die gerade die Bänder ihres Schuhes zusammengeknüpft, wandte sich lachend um.

„Ja doch, Christelchen. Warum aber fragst du? Ich weiß ja, daß du ein Glückskind schon immer gewesen bist und nicht so ein Pechvogel wie ich...“

„Male,“ fuhr Christiane fort, „weißt du noch, wie du mich ansahst mit heißen, sengenden Augen? Wie du mich beneidetest?“

„Das tat ich wohl! Aber warum fragst du?"

„Weil du nun wahrscheinlich mich nicht mehr zu beneiden brauchst, Male. Weil mir's ist, als kämest du bald dahin, wo ich steh'. Und als würdest du da noch stehen und glücklich und beneidet sein, wenn ich schon lange nicht mehr bin und vielleicht niemand mehr etwas von mir weiß als mein Mann und meine Kleinen..."

* * *

Becker wachte auf in der Nacht.

Er hatte einen quälenden Traum gehabt. Mit Genast, dem Regisseur, war er in Streitigkeiten geraten über eine Statistenrolle, die zu spielen er sich weigerte, obwohl jedes Mitglied der weimarischen Bühne sich verpflichtet hatte, auch die unbedeutendste Rolle zu übernehmen, wenn das künstlerische Wohl des Ganzen es als Notwendigkeit forderte. „Was," hatte er im Traum Genast zugerufen, „ich, der Ehegatte der großen Neumann, neben der zu spielen es sich auch ein Iffland als Ehre angerechnet, ich, selbst ein Künstler von Ruf, soll hier an der Säule stehen und Wache halten? Man nehme dazu einen Rekruten der Schauspielkunst und nicht einen verdienten und bewährten Mann!"

„Ja," hatte Genast streng gesagt, „wenn Sie das nicht wollen, Becker, dann wird eben Kranz, der Kapellmeister, Ihre Rolle übernehmen und an der Säule Wache halten, und Sie können das Konzert bei Goethe dirigieren..."

Da war ihm, Becker, der Angstschweiß ausgebrochen. Er sah sich schon, unmusikalisch wie er war, mit dem Taktstock in der Hand in Goethes Musikzimmer und ein so klägliches Fiasko machen, daß die versammelten Damen sich hinter ihren Fächern das Lachen verbeißen mußten und Goethe auf die Schwelle trat und ausrief: „Welche greuliche Katzenmusik stört mich bei der Arbeit? Man entferne den Elenden, der besser Schuhputzer als Musikant geworden wäre!"

In diesem Augenblick erwachte er. Verwirrt sah er um sich, erfaßte mühsam, daß er in seiner eigenen Kammer und nicht in Goethes Haus sei, richtete sich auf, wandte sich um und sah Christiane wach und aufgerichtet in ihren Kissen sitzen.

Der Ausschnitt ihres Nachtgewandes ließ ihr kindliches, blasses, mager gewordenes Hälschen frei. Ihre braunroten Locken rollten offen über ihre Schultern. Das weiße Gesichtchen hatte sie still zum Monde emporgewandt, der silbern und hoch über dem Fenster schwebte.

„Christiane!" rief er und griff nach ihrer Hand.

Erst bei seinem zweiten Ruf hörte sie, löste leise seufzend die Augen von dem glänzenden Mond und wandte sich ihm zu.

Lange sah sie ihn stumm und groß und forschend an.

„Mann, etwas mußt du mir sagen. Die Wahrheit mußt du mir sagen!" sprach sie, und der vibrierende Klang ihrer geliebten Stimme schwang durch den Raum und fiel wie ein Klöppel nieder auf die Glocke seines Herzens.

„Was — was willst du wissen, Christiane?"

Wieder sah sie ihn stumm und forschend an. In ihren dunklen Augen glomm ein heller Schein, als wäre im tiefsten Grunde etwas vom Mondenglanz darin haften geblieben.

„Sag' es mir: Muß ich sterben? Bald? So jung schon?"

Er saß wie erstarrt. Die Angst in ihm war gerade zur Ruhe gekommen. Gerade hatte er Mut und Zuversicht zurückgewonnen, die ihm selbst der trockene Husten Christianes, der sich merkbar verschlimmerte, nicht hatte erschüttern können.

Und nun saß sie da in der Nacht, mit lose ineinander gelegten bleichen Händen, leicht, unkörperhaft fast wie ein Seelchen, das in einer Vollmondnacht auf seinem eigenen Grabe sitzt.

Er war unfähig, auch nur einen Laut über die Lippen zu bringen.

Da schrie sie auf und warf sich an seine Brust mit einem Jammerlaut und umklammerte seinen Hals mit beiden Armen in einem Zustand der Erregung, den er noch nie an ihr wahrgenommen.

„Du schweigst! Also ja! Sterben muß ich! Sterben! Die grüne Erde lassen muß ich und das schöne Leben! Die Bühne und die Kammern hier, in denen ich gewohnt, und die Wiege meines Kindes! Leid's nicht, bester Mann! Leid's nicht! Halt' mich fest! Laß mich nicht versinken! Einmal schon hast du ihn von mir gescheucht, den Tod!"

Sie flog und bebte in seinen Armen. Ihre Tränen flossen über seinen Hals, seine Brust. Und dann warf sie, die Keusche, Stille, den Kopf zurück wie eine Mänade: „Küsse mich, bis mir der Atem wegbleibt! Küsse mich, bis ich wie ein Feuer bin, das brennt und nichts davon weiß, daß es Asche wird..."

Und ihre Lippen glühten und brannten auf seinem kalten Mund, daß es ihn schauderte....

* * *

Der Frühling kam ins Land.

Die Ilm rauschte höher auf und umspielte mit Jauchzen die Ufer. Die Weiden und Erlen, die sie umstanden, wurden lichtgrün.

Im „Stern" begannen die weiten Rasen zu blühen. Veilchen und Himmelsschlüssel standen im Gras. Die Büsche fingen an zu sprossen und Knospen anzusetzen. Die Knospen sprangen, und um den Turm der Stadtkirche von St. Peter und Paul, in der Herder predigte, flogen wieder die Schwalben.

Da kam es mit der neuen Sonne noch einmal wieder wie neues Leben und neue Jugend über Christiane. Becker wagte es kaum zu glauben. Sie, die seit jener unseligen Nacht bleich und kraftlos dahingeschlichen, die einer welkenden Blume geglichen, ging wieder leicht; und der Schein einer zarten Röte kehrte zurück auf ihre Wangen, die bleich geworden waren wie Schnee. Die furchtbaren Hustenkrämpfe linderten sich, und es war, als zöge der süße Frühlingsduft wie Balsam durch ihre wunde Brust.

Auch Hufeland und Stark, die beiden Ärzte aus Jena, Berühmtheiten in ihrem Fach, die Becker nach jener Nacht, um zu tun, was im Bereich der Möglichkeit eines Menschen lag, zur Behandlung hinzugezogen, sprachen sich voll Hoffnung aus. Schon mancher verzweifelt scheinende Fall, meinten sie, habe doch noch plötzlich eine unerwartet günstige Wendung genommen. Vielleicht sei das auch bei Christiane so. Man solle sie nur schonen und pflegen, sie kräftig ernähren und viel in der frischen, stärkenden Luft sein lassen.

Da duldete Becker nicht, daß sie, solange es warm war und die Sonne schien, sich im Hause aufhielt. Um die Wirtschaft und um die Kinder kümmerte sich jetzt

Christianes Schwester Henriette. Christiane aber saß stundenlang, eine Rolle, die sie lernen wollte, im Schoße, am Ufer der Ilm und sah die Wellen dahinziehen und sah sie aufblitzen im Sonnenstrahl wie Geschmeide, und sah im klaren Wasser die Forellen hin- und herschießen oder schaute den Wolken nach, die kamen, kein Mensch weiß woher, und zogen, kein Mensch weiß wohin.

Sie spielte auch wieder, und es ging überraschend gut.

„Male," sagte Christiane zur Malcolmi und lachte sie an, „ein wenig mußt du nun schon doch noch warten und Kronprinzessin bleiben. Wir leben doch noch in guter Ehe, die Bühne und ich."

Im Sommer getraute sie sich sogar wieder mit der Truppe nach Lauchstedt zu gehen. Da wachten all die lieben Bilder der Erinnerung an die Tage in ihr auf, die sie mit goldenem Griffel hatte aufzeichnen wollen, damit sie ihr unvergessen blieben. Dort auf jenem Weg war sie gegangen, wenn sie mit Becker den Morgenspaziergang gemacht, denn sie hatten es beide geliebt, in aller Frühe der Natur ins Antlitz zu schauen, wenn sie sich ungescheut, behütet noch vor tastenden Blicken und tastender Hand, auftun kann in ihrer göttlichen Reinheit.

Unter jener Kastanie, an der jetzt die roten Blütenkerzen schon welkten, war Becker stehen geblieben, hatte ihre Hände gefaßt, ihr in die Augen gesehen und gesagt: „Ein neues, unirdisch schönes Leben ist mir mit dir aufgegangen, Christiane, ich danke dir!"

In jener Bude hatten sie im Scherz gewürfelt, und Christiane hatte verloren, immer verloren. Und Becker mußte immer wieder die Börse ziehen und zahlen und hatte ihr zugeflüstert ins erglühende Ohr: „Hüt' dich, Liebling! Mit Küssen mußt du's mir wiedergeben, und nicht ein Heller wird dir geschenkt!"

Jetzt trank sie auch von dem guten Brunnen wie die Kranken, die herangepilgert; aber die überfüllten Alleen, die umdrängten und umgafften und umlärmten Buden mied sie und suchte sich einen stillen Platz. Was an Kraft noch in ihr war, konnte sie für solche Dinge nicht mehr hergeben. Das mußte sie alles aufsparen für die Stunden, in denen sie auf der Bühne stand.

Und dann brach sie doch zusammen — —

Einige Male nur trat sie auf. Dann mußte Ersatz für sie geschafft werden; denn ein Blutsturz, der sich fünf Tage hindurch wiederholte, hatte sie befallen.

Becker hatte es gleich Kirms, den stellvertretenden Direktor, wissen lassen. Und da der es wußte, wußte man es auch rasch im Theater und im ganzen kleinen Weimar, daß ihrer aller Freude, Christiane Becker, von neuem und nun so schwer erkrankt sei, daß man alle Hoffnung aufgeben müsse.

Karl August schickte voll Teilnahme und Fürsorge seinen eigenen, bequemen Reisewagen, in dem man Christiane nach der Stadt zurückschaffte.

Nun lag sie auf ihrem Lager, unfähig, es noch einmal zu verlassen. Geduldig ruhte sie da, manchmal leicht schlummernd, oft regungslos mit großen, offenen Augen ins Leere starrend.

Sie hatte Henriette gebeten, die Fenster nicht zu schließen. Da kam der Duft aus dem Garten zu ihr, und sie meinte die Süße von Kirschen und Birnen, die drunten an den Bäumen reiften und die Becker nicht mehr für sie herunterschütteln konnte, auf der Zunge zu spüren.

Becker, Henriette, die Freunde, die kamen, wunderten sich, dieses junge Wesen so gefaßt, so ergeben den Tod erwarten zu sehen. Becker konnte es nicht glauben, daß dies dieselbe Frau sei, die sich in jener Nacht im Grauen vor dem schwarzen Tod in unersättlicher Lebenslust an ihn geklammert wie ein Ertrinkender an den letzten Halt.

Christiane selbst war es unfaßbar, daß ihr der Tod einmal wie ein Gespenst, wie ein Räuber, wie ein Verwesender erschienen. Ein lächelnder Knabe, der an ihrem Lager saß und auf der Flöte so maienholde Töne blies, daß sie sich nichts sehnlicher wünschte, als still dabei zu entschlummern, schien er ihr jetzt. Sie hatte irdische Tage des Glücks genug genossen, aber arm erschienen sie ihr gegen die, denen sie jetzt entgegenging.

Nur einmal brach es noch wie Schmerz, wie irdischer Schmerz hervor aus ihrer Brust. Das war, als das Kleinste erkrankte, das noch in der Wiege lag.

Trotz aller sorgsamen Pflege starb es. Keiner wagte es Christiane zu sagen, fürchtend, daß dann noch schneller der Faden reiße, der sie, die Schwache, an das Leben band.

Aber Christiane wußte es, auch ohne daß man es ihr sagte. Deutlich, deutlich hörte sie die süßen Melodien, die an ihrem Lager erklungen, jetzt aus jenem Zimmer zu ihr hinüberspielen, in dem ihr Kind lag. Da sammelte sie noch einmal alle Kraft und erhob sich leise und unhörbar in der Nacht, als alles schlief, von ihrem Lager und tappte sich über den Flur und stieß die Türe auf.

Drinnen stand der kleine Sarg. Lichter brannten feierlich ihm zu Häupten, und in dem mit Atlas ausgeschlagenen letzten Bettlein, unter Blumen, lag das tote Kind.

Christiane neigte sich und berührte mit den Lippen die wächserne Stirn.

„Schlafe! Schlafe!“ hauchte sie und wandte sich und ging zurück. Nun war die zarte Lichtgestalt ihr den Weg vorangegangen, den auch sie gehen mußte. Und noch leichter ward ihr dieser Weg.

Seit jener Stunde schien sie ihr irdisches Dasein vergessen zu haben.

Sie gab nicht Liebe mehr und nahm keinen Anteil mehr an jener, die man ihr brachte.

Sie schien nicht mehr zu wissen, daß sie eines Mannes Weib, daß sie eine Mutter gewesen.

Ein Lächeln lag in ihren Augen, ein Glanz auf ihrer Stirn, der nicht Mann und Kind mehr galt.

Nun, da sie die Türe des Lebens hinter sich geschlossen, hinter der die andern noch an der Tafel saßen und lärmten und lachten, brach in der großen Stille, die sie umfing, jene Zeit noch einmal wie eine Traumblüte in ihr auf, die einst die seligste und unseligste ihres Lebens gewesen war.

Am Ufer stand sie wieder und sah die Pechpfannen lodern und die Raketen steigen. Und aus dem Dunst und Gewoge stieg ein herrliches Haupt und schimmerte. Und sie trank sich nicht satt an seiner Herrlichkeit und konnte nicht die Blicke lösen davon.

Und wieder ging sie durch den tiefen Park der Einsamkeit. Auf weichem Rasen schritt sie, eintauchte sie in die sonnendurchzitterte grüne Finsternis von Erlen und

Tannen und Birken. Und am hölzernen Gitter des Gartenhauses, das Rosen umblühten, stand sie und bebte und sank daran nieder, als wollte sie sich auflösen vor Sehnsucht und Traurigkeit.

Aus ihren Todesträumen schlug sie noch einmal die schweren Augen auf.

Ein Mann kniete schluchzend an ihrem Lager. Sie wußte nicht mehr, daß es ihr Gatte war.

„Goethe!" hauchte sie sehnsuchtsvoll. „Goethe!" Laßt ihn einmal noch kommen zu mir..."

„Das kann ich nicht, geliebtes Herz!" schluchzte Becker. „Er ist nicht hier. Er ist verreist in die Schweiz. Jetzt muß er schon mitten im Gebirge sein..."

Von allen Worten blieb ihr nur eines haften.

„Im Gebirge..." wiederholte sie. „Im — Gebirge..."

Da sprang die Wand vor ihr auf, an der ihres Vaters Jugendbildnis hing. Und Berge standen da, schneeumhüllt, leuchtend, über sich die ewige Weite. Und einer stand einsam und ragend in ihrem heiligen Schweigen. Die Adler kreisten über ihm und die großen Winde rauschten um die Stirn, die ohnegleichen war.

Und sie klomm zu ihm empor den einsamen, harten, steinigen Weg.

Ruhig sah er ihr entgegen. Ließ sie steigen ganz allein. Sah sie unbewegt sich näher kommen.

Und erst, als sie vor ihm stand, breitete er die Arme aus, und sie sank an sein Herz und gewahrte nur noch durch den Spalt der selig niedersinkenden Augenlider hindurch, daß er den Mantel um sie schlug und daß sie geborgen war für Zeit und Ewigkeit.



Kindlein in Sonne

Von Wilhelm Lennemann

Ein Bäumlein jung in Blüte,
Ein jedes Zweiglein Güte —
Und drunter mein Töchterlein.

Es hüllt die Kindlein beide
Ein Duft und Glanz wie Seide
Mit Mutterhänden liebreich ein.

Das ist ein köstlich Blühen,
Als müßten sie im Glühen
Nun selber Sonne sein!

Und schaun im Traum und Hoffen
Die hohen Himmel offen,
Als könne das nicht anders sein.

Sind doch nicht alle Tage,
Daß euer Wünschen sage:
Ach, Stunde, bleibe stehn!

Drum füllt euch Herz und Seele,
Daß euch kein Lichtlein fehle,
Wenn dunkle Wetter euch umwehn!



Sonnenflecken

Von Prof. Dr. J. Plaßmann (Münster i. W.)

An der Wiege der modernen Astrophysik, jener kräftig aufstrebenden Wissenschaft, die ihrer älteren Schwester, der Astrometrie, fast über den Kopf gewachsen ist, stehen zwei friesische Liebhaber der Himmelskunde, die, selbst anscheinend noch ganz in den Vorstellungen des Mittelalters befangen, sich jedenfalls nichts von der Bedeutung haben träumen lassen, die die zwei von ihnen gemachten Entdeckungen heute für unsere Welterkenntnis haben: der lutherische Dorfpfarrer David Fabricius entdeckte am 13. August 1596 das Gestirn im Bilde des Walfisches, das seitdem den Namen Mira, der Wunderstern, trägt, und sein Sohn Johannes Fabricius fand am 9. März 1611 die Sonnenflecken auf. Es scheint festzustehen, daß er und nicht einer von den zwei Größeren, die nachher ihm und einander die Palme zu entreißen strebten, Galileo Galilei und Christoph Scheiner, wirklich der erste Entdecker ist, wobei man einerseits den Chinesen ihre weit älteren, aber für die westliche Kultur bedeutungslosen Ansprüche lassen, andererseits hervorheben kann, daß der Jesuit Scheiner die wichtigsten zusammenhängenden Beobachtungsreihen aus jener Zeit hinterlassen hat.

Das Verwandte zwischen den Entdeckungen der beiden Ostfriesen ist, daß sowohl die Sonne als die Fixsterne dadurch eines gewissen überweltlichen Nimbus entkleidet und als der Zeit unterworfene Gebilde erkannt wurden; und zwar noch ehe die Kopernikaner, die ja damals mit ihrer Meinung überhaupt noch nicht durchgedrungen waren, einerseits die fortschreitende Bewegung des Sonnensystems im Raum, andererseits die Eigenbewegungen der Fixsterne festgestellt hatten. Denn diese Fortschritte gehören erst dem neunzehnten, in ihren Anfängen dem achtzehnten Jahrhundert an, wie denn die alte Vermutung, daß die Sonne den Fixsternen wesensverwandt, von derselben Größenordnung, derselben Temperatur und chemischen Beschaffenheit wie sie ist, erst durch die Entdeckungen der letztvergangenen Menschenalter wirklich bewiesen worden ist. Und da sie der einzige Fixstern ist, dessen Oberfläche wir durch das Fernrohr zerlegen können, werden die auf ihr beobachteten Erscheinungen, darunter eben zunächst die Fleckenbildungen, auch unseren Ansichten über den Aufbau jener fernen Weltkörper zugrunde gelegt.

Nicht immer zeigt das Tagesgestirn diese seltsamen, mit unsern Abblendungsmitteln schwarz erscheinenden Unterbrechungen, die gleichwohl heller sind als die kräftigsten irdischen Lichtquellen, sich aber auf dem noch stärker leuchtenden Grunde der Lichtkugel oder Photosphäre als Verdunkelungen darstellen. Auf den ausgezeichneten Phasen-Aufnahmen der Finsternis vom 17. April 1912, die Ernst Stephani aus Cassel in Warendorf erhalten hat, ist die Sonne vollständig makellos. Bei anderen Finsternissen, und so auch gelegentlich bei den Vorübergängen der Planeten Merkur und Venus, zeigt sich sowohl im Fernrohr als nachher bei Betrachtung der Lichtbilder, daß die uns zugewandte Nachtseite des Fremdkörpers allerdings vollkommen schwarz ist, während die Flecken, mit ihr verglichen, licht

erscheinen und die kühne Behauptung Galileis rechtfertigen, ein einziger von ihnen würde, aus der Sonne herausgepickt und an den Nachthimmel gesetzt, heller leuchten als der Vollmond.

Nimmt man einen Unerfahrenen mit an das Fernrohr, um ihm die Flecken zu zeigen, dann ist er gewöhnlich zunächst, wie bei so vielen andern Gegenständen, die dieses Werkzeug und das ihm verwandte Mikroskop enthüllen, etwas verdutzt und enttäuscht, weil er anderes erwartet hatte, und zwar in diesem Falle Größeres. In der Tat, ein Fleck von einem Hundertstel des Sonnendurchmessers sieht bei der schwachen Vergrößerung, die man schon wählen wird, um einen Überblick über die Sonnenscheibe im ganzen zu geben, klein genug aus, und doch könnte man die Erde mit ihrem ganzen Leid und Glück in seinem Schlunde begraben; es kommen allerdings zuweilen noch größere vor, ja bis zum Zehnfachen des Erddurchmessers, doch sind das nicht so sehr einzelne Flecken, als große, weitverstreute Fleckenherde. Flecken so groß wie Afrika sind recht häufig. Über diese ungeheuren wahren Dimensionen konnte man natürlich erst etwas aussagen, als man von dem Abstande der Sonne die ersten gesicherten Vermutungen hegte, etwa vom letzten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts an. Die größten Fleckengruppen lassen sich bei tiefstehendem Tagesgestirn unter gehörigen Vorsichtsmaßregeln zuweilen mit dem freien Auge oder dem Feldstecher beobachten, auch wohl, und zwar recht hübsch, wenn auch nicht sehr deutlich, durch die sogenannte Loch-Kamera, die sich manchmal ohne unser Zutun aufbaut. Scheint die Sonne durch Lücken dichten Laubes, z. B. der Efeublätter vor einem Südfenster, so können sich auf der gegenüberstehenden Wand zahlreiche runde Sönnchen bilden, und wer seine Augen mitbringt, wird zuweilen wahrnehmen können, daß sie alle an demselben Ort denselben schwarzen Fleck haben, der also offenbar objektiv ist. So auch, wenn ein Fenster durch Zugjalousien abgeblendet ist, deren Schnurlöcher dann die Rolle der Blattlücken übernehmen.

Sieht man an einem Sommertage eine schöne Fleckengruppe des Morgens im Fernrohr und skizziert ihre Umrisse und ihre Lage mit ein paar Strichen, wobei die Vergleichung der Sonnenscheibe mit dem Zifferblatt der Uhr manchmal Dienste tun kann, so wird man am Nachmittag beim Wiedereinstellen zunächst erstaunt sein, ein so verändertes Bild zu sehen. Bei genauerer Erfassung zeigt sich aber, daß nur die Linie der Schwerkraft, der bei dem Vergleich die Sechs-Zwölf-Linie des Zifferblattes entspricht, durch die Achsendrehung der Erde ihre Lage im Raume geändert hat, während das Antlitz des Tagesgestirns im wesentlichen dasselbe geblieben ist. Anders, wenn wir bis zum folgenden Morgen warten. Ein Fleck, der gestern für das freie Auge am linken, für das umkehrende Rohr also am rechten Rande der Sonne als ein schmales, diesem Rande paralleles Streifchen zu sehen war, zeigt sich heute etwas weiter entfernt vom Rande und etwas verbreitert. Wieder ein Tag weiter, und er ist noch mehr vom Rande weggerückt und noch kreisähnlicher. Sechs, höchstens sieben Tage nach dem ersten Erscheinen am Rande steht er fast kreisrund in der Nähe der Scheibenmitte, um in der folgenden Woche unter zunehmender Verschmälerung dem rechten Rande zuzustreben und am Ende zu verschwinden. Man schließt hieraus mit Recht auf eine Achsendrehung der Sonne, die sich in etwa vier Wochen einmal abspielt, und in der Tat wird gelegentlich eine Wieder-

kunft, sogar eine mehrmalige Wiederkunft des selben Flecks beobachtet. Diese nicht so ganz seltene Erscheinung verzeichnet z. B. Epstein in Frankfurt für einen großen regelmäßigen Fleck, der sich vom Dezember 1883 bis Ende März 1884 gehalten hat; ein anderer bestand vom April bis Mitte Juli 1884, ein dritter von Anfang März bis Ende Mai 1886. Ein weiterer Fall wird nachher erwähnt werden. Das sind aber keine alltäglichen Fälle. Die meisten Flecke sind ephemere Erscheinungen, und schon solche, die mehr als eine Achsendrehung überstehen, sind nicht sehr häufig. Während wir es bei unserem Monde und dem Planeten Mars mit einer in der Hauptsache unveränderlichen Oberfläche zu tun haben und aus vielen Beobachtungen die Achsendrehung auf Bruchteile der Sekunde bestimmen können, zeigen sich auf der Sonne und auf dem in etwa mit ihr verwandten Jupiter durchaus andere Verhältnisse. Nicht nur daß beständig Flecke vergehen und neue entstehen, um sich nach kurzem Dasein gleichfalls aufzulösen; man muß außerdem die Achsendrehung anders auffassen als bei jenen zwei Körpern und bei unserer Erde. Führen wir, nach Analogie mit dieser, den Begriff der Sonnenachse und des Sonnenäquators ein, so ist es leicht, auch die heliographische Breite als Gegenstück zur geographischen richtig zu verstehen. Die Flecken treten im allgemeinen fast nur in niedrigen Breiten auf, wobei jedoch der Äquator selbst weniger beliebt ist als zwei bestimmte Zonen nördlich und südlich davon. Gelegentlich kommen Flecke in allen Breiten vom Äquator bis zu 60 Grad vor; und wenn man nun aus den täglichen Verschiebungen eines Flecks die Dauer der Achsendrehung bestimmt, so findet man sie abhängig von der Breite in dem Sinne, daß ein Fleck desto langsamer herumkommt, je größer seine Breite ist. In jedem Falle hat man übrigens damit zu rechnen, daß durch die Jahresbewegung der Erde die Rotationsdauer der Sonnenkugel verlängert wird. Denn diese beiden Bewegungen erfolgen in demselben Sinne, nämlich für den europäischen Beobachter gegen den Uhrzeiger, und indem wir also um die rotierende Kugel laufen, behalten wir einen Fleck länger im Auge, als wenn wir ruhten. So dauert es von dem ersten Erscheinen eines äquatorialen Flecks am linken Sonnenrande bis zu seiner Wiederkehr an dieselbe Stelle für uns knapp 27 Tage, während die wirkliche, auf die Sterne bezogene Achsendrehungszeit nur 25 Tage beträgt. Gehen wir weiter nördlich oder südlich, so verlängert sich die aus dem Umlauf eines Flecks erschlossene Periode, bis sie in 60 Grad Nord- oder Südbreite von 25 Tagen auf 29 gestiegen ist. Gewisse andere Beobachtungen, die sich nicht mehr auf Flecken beziehen, lassen darauf schließen, daß sich in den höchsten Breiten die Periode auf einige Monate gesteigert hat. Das feurige Gestirn rotiert also nicht wie die starren Körper Erde, Mars und Mond, sondern als ein flüssiges Gebilde, das sein eigenes verwickeltes Bewegungsgesetz hat. Auch auf dem Jupiter, wo wir eine Schichtung der Oberfläche nach zahlreichen durch die Farbe unterschiedenen Zonen wahrnehmen, läßt sich eine Verschiedenheit der Schnelle der Achsendrehung nach der Breite feststellen, die übrigens nicht so groß ist wie bei der Sonne und sich auch noch nicht, wie bei dieser, mathematisch hat formulieren lassen.

Stellen wir uns einen Erdglobus vor, dessen Achse in der üblichen Weise etwas schräg gestellt ist, und der mitten auf einem großen runden Platz angebracht ist. Wer langsam um den Platz geht und dabei den Globus, der übrigens durch ein

Uhrwerk um seine Achse gedreht werde, beständig mit dem Fernglas im Auge behält, wird bemerken, daß an zwei bestimmten Stellen, nämlich dort, wo die Achse auf der Gesichtslinie senkrecht steht, die Parallelkreise ihm als gerade Linien erscheinen, während er sie von den übrigen Stellen aus gekrümmt sieht, und zwar dort nach Norden gewölbt, wo ihm das südliche, und nach Süden, wo ihm das nördliche Ende der Achse am nächsten ist. Auch die Sonnenachse ist, wenngleich nur um sieben Grad, gegen die Linie geneigt, welche man sich auf der Ebene der Erdbahn senkrecht errichtet denken kann; und wenn wir mit der Erdkugel um die Sonne laufen, so passieren wir die Stelle, wo uns die Parallelkreise auf dem Sonnenglobus als gerade Linien erscheinen müßten, d. h. wo tatsächlich die Flecken für uns gerade Linien beschreiben, am 6. Dezember und 5. Juni, während sich am 6. März diese Linien am stärksten nach Norden wölben, ein halbes Jahr später am stärksten nach Süden. Auch das hat schon Christoph Scheiner ermittelt. Die Sonne hat also ihren eigenen Polarstern, wie die Erde und der Mars die ihrigen haben.

Erschwert wird die Bestimmung der sogenannten Rotationselemente der Sonne, d. h. der Lage ihrer Achse zu den Sternen und der Geschwindigkeit der Drehung in den verschiedenen Breiten dadurch, daß die Flecken keine festen Gebilde sind, sondern werden, sich verändern und vergehen und dabei noch wandern, wie denn z. B. ein Fleck, den Bianchi im Jahre 1866 durch nicht weniger als fünf Umdrehungen der Sonne verfolgen konnte, hierbei seinen Ort von 6 Grad 26′ auf 14 Grad 57′ Breite verlegte, Zahlen, aus denen Secchi auf eine tägliche Wanderung um 800 Kilometer geschlossen hat, etwa der Geschwindigkeit eines Sekundärbahnzuges auf offener Strecke entsprechend.

Manchmal kann man die Entstehung eines Flecks aus den ersten kleinen Anfängen beobachten, manchmal auch sein allmähliches Vergehen. Bedenken wir nun aber, daß von der Sonnenkugel immer fast genau die Hälfte uns zugewandt, die andere von uns abgewandt ist, und daß uns der Wechsel von Tag und Nacht im Jahresdurchschnitt um die halbe Beobachtungszeit bringt, daß ferner der Witterungswechsel uns von der Hälfte noch manches wegnimmt und daß endlich der Beobachter nur zu bestimmten, mit seiner sonstigen Tageseinteilung in Einklang gebrachten Fristen nachsehen wird, so ergibt sich folgendes: Was auf der abgewandten Seite vor sich geht, sei es Entstehen oder Vergehen, das sieht bestimmt kein Mensch auf der Erde, womit also die Hälfte aller Erscheinungen unwiderruflich verloren geht; für den Rest ist eine weitere Überlegung zu machen. Die Achsendrehung der Erde, die den Wechsel von Tag und Nacht hervorruft, wird, so kann man sagen, dadurch für die Erde als Ganzes wettgemacht, daß sich die Beobachter über alle geographischen Längen verteilen, und Ähnliches mag dann von der schlechten Witterung gelten. Dabei wird aber vorausgesetzt einmal, daß alle Längen gut mit Stationen besetzt sind, was man bei der bekannten Größe des Stillen Ozeans nicht behaupten kann, und dann, daß dem Statistiker wirklich das gesamte Material zur Verfügung steht. Untersucht er nur die an einer bestimmten Station gemachten Notizen oder photographischen Aufnahmen, so wird sich geltend machen, daß manchmal ein Fleck, dessen wirkliches Entstehen in der Nähe des linken Randes er hätte beobachten können, ihm erst nach einem oder zwei Tagen trüben Wetters sichtbar wird. Sind

diesen noch weitere trübe Tage vorausgegangen, so wird er den Fleck als auf der abgewandten Seite entstanden buchen, da man demselben sein Alter nicht ansehen kann. Für das Vergehen eines Fleckes steht die Sache insofern bei der direkten Beobachtung etwas günstiger, als man weiß, daß er da ist, und ihn also im Auge behält; für die Photographie ist dieser Unterschied kaum merklich. Als Gesamtergebnis können wir buchen, daß ein Beobachter, der nur aus seinem eigenen Material die Frage untersucht, im allgemeinen finden wird, daß mehr Flecken, genauer gesagt, mehr größere Fleckengruppen, auf der abgewandten Seite der Sonne entstanden seien, als auf der zugewandten. Das hat zuerst Philipp Carl im Jahre 1860 zu finden geglaubt, und in unserem Jahrhundert meinte es der vorhin erwähnte, 1914 verstorbene E. Stephani gleichfalls feststellen zu können. Es ist nicht zu bezweifeln, daß, wenn erst an sehr vielen Stationen in allen geographischen Längen planmäßig mehrmals im Tage photographiert wird, das niemals ganz wegzuschaffende statistische Plus jener Seite auf einen sehr kleinen Betrag herabgedrückt werden wird, hervorgerufen einmal dadurch, daß der Wettereinfluß doch eben nicht ganz wegzuschaffen ist, dann auch dadurch, daß ein sehr hart am Sonnenrande stehendes Gebilde, welches dem Beobachter am Fernrohr sicherlich entgeht, sich selbst dem Auge des Gelehrten zu entziehen weiß, der die photographische Platte zu vermessen hat. Kann doch eine einzige Luftwallung, wenn sie gerade mit dem kurzen Augenblick der Belichtung zusammenfiel, das Zustandekommen des Fleckenbildes auf der Platte vereitelt haben.

Dabei ist möglich, daß die gewaltigen Vorgänge im Innern der Lichthülle der Sonne, die sich uns als Fleckenbildung darstellen, zeitweilig bestimmte Gegenden auf der Kugel vorziehen, die dann aber, eben durch die Achsendrehung, alle vier Wochen abwechselnd in der Nähe der Mitte der zugewandten und in der Mitte der abgewandten Seite stehen werden.

Die fleckenbildende Tätigkeit läßt zuweilen nach, und zu andern Zeiten wird sie wieder stärker. Der Apotheker Samuel Heinrich Schwabe in Dessau (1789—1875), auch als Botaniker geschätzt, hat zuerst festgestellt, daß sie an eine elfjährige Periode geknüpft ist. R. Wolf und sein Nachfolger Wolfer in Zürich konnten diese Periodizität bis in das Zeitalter der Entdeckung der Flecken durch die Literatur zurückverfolgen. Die Minima der Tätigkeit, also die Zeiten, wo die Sonne am häufigsten fleckenfrei erschien, waren in den letzten hundert Jahren folgende:

1823,3 33,9 43,5 56,0 67,2 78,9 89,6 1901,7 13,4

Ihnen stehen folgende Maximalzeiten gegenüber:

1829,9 37,2 48,1 60,1 70,6 83,9 94,1 1906,4 17,6

Hier bedeutet z. B. 1823,3, daß drei Zehntel des Jahres 1823 abgelaufen waren, womit man etwa auf den 20. April kommt, ähnlich mit 1901,7 auf den 12. August 1901. Man sieht nun, daß z. B. von 1823,3 bis 1913,4 im ganzen 8 Perioden oder 90,1 Jahre abgelaufen sind, womit man für die einzelne Periode auf 90,1 : 8 oder 11,26 Jahre kommt. Aus den Maximis von 1829,9 bis 1917,6 erhält man 87,7 : 8 = 10,96. Die einzelnen Zahlen zeigen noch größere Abweichungen, wie wir denn von 1870,6 bis 1883,9 über 13 Jahre zählen, von 1833,9 bis 1843,5 nur 9,6. Im Durchschnitt aus dem ganzen Material findet R. Wolf 11,12 Jahre, also ziemlich

genau $11^1/_9$, d. h. 9 Perioden auf das Jahrhundert. Auch die Zeit von einem Minimum zum nächstfolgenden Maximum schwankt erheblich, wie die folgende Zahlenreihe erweist, die sich aus den beiden obigen ergibt:

6,6 3,3 4,6 4,1 3,4 5,0 4,5 4,7 4,2.

Die erste Zahl ist 1829,9 weniger 1823,3 usw. Das Mittel aus diesen 9 Zwischenräumen ist 40,4 : 9 = 4,49. Zieht man dagegen die Beobachtungen aus allen drei in Betracht kommenden Jahrhunderten heran, so erhält man 5,16. Auch das ist merklich weniger als 5,56 oder als die Hälfte von 11,12. Der Aufstieg zum Maximum erfolgt also schneller als der Abstieg zum Minimum, wofür, im Durchschnitt aus dem ganzen Material, 5,96 Jahre gebraucht werden. Diese Erscheinung findet, wie manche andere in dieser Periodizität, ihre Gegenstücke bei dem Lichtwechsel der veränderlichen Sterne, und gerade auch bei dem vorhin erwähnten Wunderstern im Walfisch, ohne daß man doch sagen könnte, es handle sich hier genau um dieselbe Erscheinung. Man darf nicht vergessen, daß ein Stern wie dieser im hellsten Maximum an tausendmal lichtstärker ist als im Minimum, während es bei der Sonne unter den Meteorologen noch immer strittig ist, ob sie im Maximum mehr Licht und Wärme abgibt oder im Minimum. Da zu den Maximalzeiten die Nordlichter häufiger werden, ebenso die mit ihnen zusammenhängenden Erdströme und die Störungen des Erdmagnetismus, so glaubt man leicht, mit so auffälligen Strahlungswirkungen müßten auch anderweitige Hand in Hand gehen. Für das Wetter, das einem nicht gefällt, werden dann die Sonnenflecken mit ähnlichem Unrecht haftbar gemacht, wie in meiner Jugend die nordatlantischen Eisberge und der liebe Golfstrom. Will man einen handgreiflichen Beweis dafür haben, daß der etwaige Zusammenhang zwischen Wetter und Sonnenflecken nicht an der Oberfläche der Erkenntnis liegt, so betrachte man zunächst die Jahre 1904 und 1911, beide in Mitteleuropa ausgezeichnet durch einen fürchterlich trockenen und heißen Sommer, das Verdorren der Weideflächen und das Sichtbarwerden der Hungersteine in der Elbe. Das erstgenannte Jahr ging dem Maximaljahr um 2 Jahre voraus, das zweite dem Minimaljahr, wie die obigen Zahlenreihen erweisen! Nun ein anderes Beispiel. Der in Deutschland außergewöhnlich warme Februar 1884 liegt dem Maximum 1883,9 so nahe, daß man den Zusammenhang zu greifen glaubt. Käme nur nicht 33 Jahre später ganz kurz vor einem Maximum der entsetzlich kalte Februar des Steckrübenwinters 1917, wo an einem Tage das Quecksilber auch in den Mittagsstunden nicht über minus 9 Grad stieg! Also — da ist noch nicht viel zu machen. Immer muß man da, wo außerirdische, kosmische Einflüsse mit dem Wetter zusammengebracht werden, daran erinnern, daß sich solche für die Erde als Ganzes geltend machen werden und daß sich dann die weitere Frage erhebt, wie nach der geographischen Breite, nach der horizontalen und vertikalen Gliederung der Erdoberfläche, der Verteilung von Land und Wasser gerade ein bestimmtes Gebiet, z. B. Mitteleuropa, sich mit ihnen abfindet.

Noch ein Wort von der Periodizität. Man denke nicht, daß vom Minimum zum Maximum die Häufigkeit der Flecken allmählich und gleichmäßig zunehme, um danach eine etwas langsamere, aber auch gleichmäßige Abnahme zu erfahren. Vielmehr vollzieht sich auch das in mächtigen Sprüngen. So erschien einmal im ab-

steigenden Äste der Kurve, nämlich 1898,8, also dem Minimum 1901,7 bereits näher als dem Maximum 1894,1, ein gewaltiger Fleck, der am 9. September 1898 das schönste Nordlicht hervorrief, das ich je beobachtet habe, sogar mit der in unseren Breiten seltenen Vereinigung der Strahlen zu einer buntfarbenen Krone hoch am südöstlichen Himmel. Und obwohl wir heuer von dem Maximum 1917,6 doch schon 5 Jahre entfernt sind, brachten der Februar und März 1922 noch fast fortwährend neue und schöne Fleckengruppen. Um Mitte April schien das Tagesgestirn gründlichen Osterputz gehalten zu haben. Das Reinemachen hat aber nicht lange vorgehalten, und gegenwärtig, zu Anfang Mai, ist wieder eine majestätische Gruppe da, größer selbst als der Planet Jupiter. Im Hochsommer ist endlich dauernde Ruhe eingetreten.

Aber was sind denn die Sonnenflecken? Ja, gnädigste Leserin, das hat schon manche gefragt, der ich sie im Fernrohr zeigte, und immer mußte man erwidern, die Frage sei leichter als die Antwort. Hier kann nur gesagt werden, daß es sich um ungeheuer heftige Bewegungen in der aus glühend-flüssigen Elementen aller Art bestehenden Photosphäre handelt. Schon die gewöhnliche Körnelung (Granulation) dieser Leuchthülle, deren Elemente voneinander etwa 1000 Kilometer, die Strecke von Köln bis Königsberg, entfernt sind, verändert sich so rasch, daß auf den Photographien schon nach einer halben Stunde die alten Körner nicht mehr wiederzuerkennen sind. Und sollten wir nach der Ursache der Periodizität gefragt werden, so müßten wir an ein geheimnisvolles Wechselspiel von Kräften denken: außen die Abkühlung der im Innern viel heißeren gasigen Kugel, die sich eben in dem Zustandekommen der Photosphäre kundgibt, und in ihrem Gefolge eine äußerst langsame, vielleicht nach Jahrhunderten erst durch Messungen nachweisbare Zusammenziehung, die, indem sie Arbeit leistet, den Wärmeverlust zum großen Teil ersetzt; von innen her die Gegenwirkung eines unvorstellbaren Druckes, und zwar nicht nur des Druckes schwerer Massen im gewöhnlichen Sinne, sondern auch des sogenannten Strahlungsdruckes. Bei Körpern, die viel größer und massenhafter als unsere Sonne sind, wird gerade dieser Druck so hoch, daß er ihren Bestand gefährdet; ein Stern von der fünfzigfachen Sonnenmasse würde durch ihn geradezu zersprengt werden. Daß dieses Wechselspiel einen Herzschlag, eine Pulsation von elfjähriger Periode hervorruft, ist eine nicht ganz verwerfliche Annahme.



Abend

Von Thyra Wendte

Auf dämmergrünen Matten
Ein Tanz
Von tiefvioletten Schatten. — —
— — — — — — — — — — — — — — —
Schon spinnt
Um goldenes Laubgewind
Die Nacht ihre dunklen Schleier. —
Auf stillem Weiher
Zittert zerfließend der Tag.
Hauchleise zieht
Herüber vom Hag
Ein Schlummerlied...





Burg Runkel a. d. Lahn R. Biringer

Die Ernte

Von Heinrich Lersch

Es sommert vor den Städten. Da haben die Bauern hohe Zeit. Wie packt es mich heute, daß ich kein Bauer geworden bin!

Ah! Wie weht der Augustwind durchs Land! Wie schön müssen heute die weißen Wolken über den dunkeln Kiefernwäldern stehn! Augustwind ...

Wie ein nimmermüder Schäferhund kreist er über die Äcker! Wie saust er dahin! Wer jetzt darin stände und ein wirklicher Bauer wäre! Schicksal! Schicksal! Warum machtest du einen Schmied aus mir!

Dem Landmann drücktest du einen Pflugsterz in die Hand, damit er ihn durch die Erde zwinge. Gabst ihm goldig wogende Weizenfelder, gabst ihm die allmächtig zeugende Sonne, brennend am Firmament, gabst ihm Wolken voll Regen über seiner Hände Arbeit hin.

Gabst ihm Saatzeit — Zeit des feuchten Wachstums, Zeit der feurigen Reife, und der aufbäumenden, unruhvollen Ernte Zeit! Schober und Scheuern, gestampft voll Getreide, Mieten, berstend von Fülle, und Speicher voll guter Dinge im mütterlich wahrenden Hause.

Schicksal, mein Schicksal! Was gabst du mir?

Mir, dem Schmied, ist nur eine schwarze Schmiede. Wolken von Rauch belagern die rötlichen Fenster. Du stelltest einen Amboß mir vor die Füße, ein Schmiedefeuer mir in den Rücken. In die linke Hand gabst du mir die Zange und in die rechte einen Hammer.

Ich weiß von keinem Tau als vom Schweiß, der auf der Stirne perlt. Regen rieselt in schwarzen toten Ruß und Aschestäubchen in meinen Nacken, und meine Sonne ist das flammende, dörrende, glutende Schmiedefeuer! Schicksal! Mein Schicksal, das gabst du mir!

Und ich säe die liebe Woche lang das Fett meiner Muskeln in die Furchen der Eisenstangen. Der Tau von meiner Stirne träufelt auf die Felder der Eisenplatten.

Aber reift nicht auch mir die Saat? Schneller reifen die prasselnden Schläge auf dem Feld meines Amboßes, und mein Erntetag, das ist der Lohntag am Wochen-Ende. Die Werkstatt ist dein Feld. Auf, Schmied, heb' an!

Und ich hebe den Hammer zum Schlage hoch. Da: da schwingt die Fläche des Amboßes weit aus und wird zu weiter Erde. Und Korn und Weizen steht in schwerer Sommerpracht. Felder voll Kartoffeln bräunen sich bis zum Horizont, und die Äste der Obstbäume leuchten gelb und rot, schöner Früchte schwer.

Da:

Kühe stehen, bis an den Bauch im Gras der Weiden, unter den Pappeln, die den sich sanft windenden Fluß umsäumen.

Da:

Koppeln von Schweinen stöbern durch den Eichenwald, Hühnerscharen picken sich über die Stoppelfelder hin. Vom stillen Hofe erhebt sich ein Taubenschwarm,

flügelt den dunklen Wäldern entgegen: denn groß und rot geht die Morgensonne auf. Golden webt sie ihr Licht in die silbernen Nebel der Frühe.

Auf! Bauer, auf!

Ich schwinge den Hammer und wecke dich! Auf, Bauer, auf!

Da schirren die Ackerknechte die braunen Rosse (hell schimmern die flachsblonden Mähnen, ungeduldig schlagen die Schweife der schönen Tiere) vor die blanken Mähmaschinen. Schon brechen sie durchs Tor auf den Weg. Der Baas geht, die dampfende Pfeife im Munde, auf dem Hof einher, und da er in die Hände klatscht, stürzen aus der Küchentür die Mägde, klappernd mit Eimern und Holzschuhen. Sie wandern in die Wiesen und Weiden, sie locken die Kühe mit lautem Rufen.

Schon wühlen da und dort Erntepflüge durchs Land. Die Jugend des Dorfes rafft die weißgelben Früchte, Säcke straffen sich, von eilenden Körben gefüllt.

Von der Donk werden Schweine zur Stadt getrieben, und auf dem Hofe ladet der Schweizer einen mächtigen Mastochsen auf den Viehwagen. Im Bongert werden von Baum zu Baum weiße Tücher gespannt. Der Apfelpflücker steigt die Leiter hinauf.

Wo der Regenhut des Schobers sich erhebt, fängt die Lokomobile der Dreschmaschine zu qualmen an. Schon wanken die hochbeladenen Erntekarren herbei. Dampf zischt auf, Pfeifen tönt, und mit Rädern und Riemen bewegen sich viele Arme und Hände, Garben tragend, hochaufstoßend, andere schleppen Ballen von gepreßtem Stroh.

Aber still, still, durch Staub und Lärm, rinnt, rinnt, rinnt unaufhörlich der fette, goldene Strom der Körner.

Nun Schmied, schlag zu! Schlag zu!

In der Dampfmühle, gegenüber, durchs offene Tor, da stehen schon die schweren Wagen. Es seilt der Kran die runden, vollen Säcke auf. Breiten Stroms ergießt sich der Körnerfall in die Trichter der Walzen. Die Müllerburschen gehen von Mühle zu Mühle, prüfen das Korn und die Feinheit.

Da tragen die Metzgerburschen, quer über den Nacken gelegt, die sauber geteilten Viertel der Rinder und Schweine. Da glüht in der Nachbarstraße die Halle der Konsumbäckerei: Mengmaschinen rotieren, die Gesellen stampfen mit geballten Fäusten Teig in den Trögen, die Einschießer schießen das Brot in den schwarzen Schlund des Ofens.

Holla! Schmied, nun schmiede, schmiede, Schmied!

Dein Amboß ist ein Weizenfeld, ist ein Kartoffelacker. An den Säulen der Werkstatt ranken Reben, die Binder am Dach sind verzweigtes Astwerk, an dem, köstlich, Obst in Fülle prangt. Die Funken aus deinem Feuer steigen in den Schlot, es sind schwebende Bienen, die die Blüte der Flamme umschweben und die Honig zutragen.

Holla, Schmied, nun ernte schmiedend ein! Dein Hammer leuchtet und funkelt, wie eine Schnittersense im Morgenlicht.

Du schwingst einen Zauberstab, schwinge ihn mächtig! Er blüht dir aus dem Fleisch deines Armes. Schmied, Schmied, ich sehe funkelnde Goldstücke aus den gewaltigen Schlägen rieseln. Sie springen um den Amboß und klingen um deine Füße.

Dein Weib, Schmied, kommt! Lachend sammelt sie auf. Sie geht zum Bäcker, zum Metzger, zum Konsum. Sie erntet ein. Nun steht sie am Herde und kocht.

Und zum Mittag kommst du. Haust die Mütze an die Wand, packst dein Weib um den Hals (sie wehrt sich deiner schwarzen Küsse) — da dampft auf dem Tisch dein Ernte-Mahl!

Goden Honger!

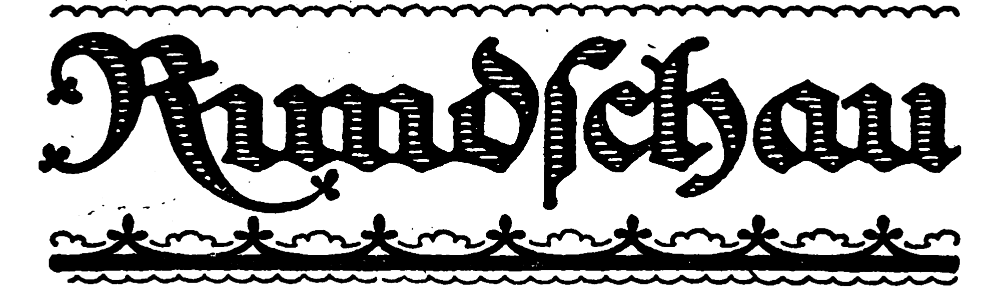


Türen zu Gott

Von Hedwig Forstreuter

**Sind drei dunkle gewaltige Türen, durch die man zu Gott eingeht.
Krankheit die eine. Und „Sorge" über der anderen steht.
Über der dritten und letzten hängen die Himmel fahl,
Sie birgt die gramvollen Stunden aus suchender Liebe Qual.
Sie schließt sich um alles Grauen gottferner Einsamkeit;
Der Weg von ihr zu dem Höchsten läuft dunkel und traurig und weit.
— Ich ging durch die ersten Türen und konnte sein Antlitz noch sehn;
Dann drohte die dritte Pforte, da mußte das Leuchten vergehn.
Verhangen die strahlenden Weiten, verklungen der himmlische Ton,
Nur graues, nebelndes Urlicht, aus nachtschweren Tiefen entflohn.
— Die auf Erden ihr Herz verloren, suchen hier sehnsuchtsblind;
Es bebt als ruhlos Fragen, als Flämmchen im ewigen Wind.
Hinter der dritten Türe, in Schweigen und Öde und Schmerz;
Oft verlöschen die Flammen, oftmals irrt sich ein Herz . . .
Die Luft ist erfüllt von Weinen, von der Verlassenen Schrein,
Gott sendet glühende Proben, zu prüfen, wie stark sie sei'n . . .
Vielleicht muß auch ich, verwundet, bald mit den Jammernden flehn,
Vielleicht muß ich viele Monde verwaist in der Irre gehn.
Gott weiß es! Er sieht mein Wandern wie schwirrender Mücken Rauch,
Seine Hand wiegt Freuden und Sorgen und spendet die Leiden auch.
Sie fallen brausend hernieder, schwelend und dornenrot —
Ich gehe mein Herz zu suchen, weit hinter Grauen und Tod,
Wandernd, bis ewiger Morgen am flammenden Himmel steht —
Sind drei dunkle gewaltige Türen, durch die man zu Gott eingeht.**





Deutsche Landschaften und Menschen in der Tschechoslowakei

Jede Landschaft redet ihre Sprache, sie redet aber auch die Sprache des Stammes, den sie beheimatet. Wie Völker und Stämme von ihrer Umwelt beeinflußt wurden, so haben die Hände vieler Geschlechter auch die Naturlandschaft nach und nach zur Kulturlandschaft geformt und gewandelt; und als solche trägt sie die Züge ihrer Bildner.

In der Tschechoslowakei ist viel deutsche Landschaft, auch dort, wo heute kein deutsches Wort mehr geredet wird. Tschechische Könige und Herzöge beriefen die Deutschen in das Land; letztere schufen gegen Ende des 12. Jahrhunderts das Städtewesen in Böhmen. „Für sie und größtenteils durch sie wurde der böhmische Bürgerstand geschaffen", schreibt Franz Palacky in seiner „Geschichte Böhmens". Im 11. Jahrhundert bereits, unter König Wratislaw II. (1061—1092) siedelten deutsche Kaufleute bei der Prager Burg. Herzog Sobieslaw (1173—1175) stellte ihnen den berühmten Freibrief aus, der von seinen Nachfolgern immer wieder bestätigt wurde. 1253 bis 1278 fanden die Deutschen durch König Ottokar II. in großzügiger Weise Förderung. In seine Regierungszeit fällt die Gründung vieler deutscher Städte, Aussig, Kaaden, Budweis, Tachau u. a. entstanden, das Wort, das noch heute in einer alten Stadturkunde zu finden ist: „Convocavimus viros honestos Teutonicos", hatte überall Geltung, nicht bloß in bezug auf Städtegründungen, sondern auch auf dem Gebiete der Künste. Deutsche Dichter waren gern gesehene Gäste am Hofe der böhmischen Könige des 13. bis 14. Jahrhunderts. War es nur der Weitblick der Könige, der die deutschen Siedler willkommen hieß? — Die beiden Volksstämme sind durch die Geschichte zu Gegnern geworden, und wie Könige und Dichter, so waren es wieder nur einzelne, die sich als Menschen zueinander gefunden und das Brückenschlagen von Volk zu Volk versucht haben. — —

Die Ebene, die weite, flache Pracht von Erde, Luft und Licht, die fruchtbare Ebene, die den Blick wandern und die Sehnsucht fliegen heißt, ist zum kleineren Teil nur deutsches Gebiet. Großdörfer und Kleinstädte erheben sich aus dem Reichtum des Geländes. In den Dörfern, die wie konzentrierte Städtlein aus ihren Äckern und Wiesen heraussehen, kehren die Häuser die Giebelseite der Straße zu. Breite Tore schließen die Höfe vom Dorfplatz oder von der Straße ab. Im Winter ist solch ein Dorf in seine Behäbigkeit verzaubert, im Sommer stehen die Tore offen, unermüdlicher Arbeitswille ist über das Land gespannt. Das Geruhsame des Sommers ist nur über das Stück um die Kirche gebreitet. Aus einer Bauminsel alter Linden erhebt sich der Zwiebelturm des Gotteshauses, sein Kuppelknopf leuchtet in die blaue Ferne. Tritt man aus dem smaragdgrünen Dunkel der Bäume, dann tut sich, gegen die übrige Welt mit einem Mäuerlein abgeschlossen, des Dorfes buntestes Feld auf. Ein wonniges Duften und buntes Blühen ist in jedem Gärtlein, die Bauern halten etwas auf ihre Gräber. Die schlichten Holzkreuze mit den alten wunderlichen Sprüchen sind selten geworden. Monumente und Steintafeln machen sich breit und tragen fast alle das gleiche Geleitwort, deutsch oder lateinisch: „Requiescat

in pace!" Die schönen deutschen Namen sind mit Goldbuchstaben in die Glas- oder Marmorplatte gegraben, die Helms liegen neben Funks, die Engelsrats und Hochhäusers sind hier heimisch geworden, die Wolfgangs und Walderts und wie sie alle heißen, die Erbgesessenen der Gegend, die mitgeholfen haben, die Ebene zu rhythmisieren, die Fläche mit Linien zu beziehen, die Äcker und Wiesen auszubreiten, Hopfengärten anzulegen, Straßen zu spannen. Ihre Söhne und Töchter regieren nun im Dorf weiter, halten das Herz schön kühl beim Verstande, haben es abgetan, das „Fernesuchende" des deutschen Wesens. Das „Ackerbegehrende" ist zum Herrschenden in ihnen geworden, der Wille nach Besitz leitet sie, der Besitz selbst macht sie sicher. Wie sich die Anlage ihrer Höfe, das massige Ausbreiten ihrer Häuser, Scheunen und Ställe, der Landschaft angepaßt, so findet sich auch in ihrer Seele etwas von der Weitläufigkeit der Ebene. Das verbindende Nebeneinander unserer Zeit hat Mischungen entstehen lassen, welchen wir einen wertvollen Besitz unseres Deutschtums verdanken. Alle Berufe sind aus ihnen hervorgegangen: Lehrer, Ärzte, Techniker, Organisatoren, industrielle Unternehmer und politische Führer. Die deutsche Kleinstadt hat sich gewandelt, an die Ringplätze und Gäßchen alter Zeit schließen sich die Neuanlagen, Industrieviertel, Gartenstädte. Die Menschen haben an Interessen gewonnen, sie haben etwas von der Weltläufigkeit des Großstädters. Die deutschböhmischen Badestädte waren aus dem Kleinstadtmilieu ohnedies heraus, ohne ihre Bewohner die Sonderzüge des Stammhaften aufgeben zu heißen. — —

Das eigentliche deutsche Gebiet ist der Siedlungsgürtel, der als Randgebirge im Osten, Norden und Westen um das tschechische Land gelegt ist. Der deutsche Bauer bebaut den kargen Boden des Riesen- und Erzgebirges und des Böhmerwaldes. Wohl hat die gebirgbildende Kraft die Linien bestimmt, die Form gegeben, aber die Menschenhand hat auch hier geordnet, der Pflug modelliert. Siedlungen sind entstanden, die Landschaft ist stilisiert worden. In der Stilisierung der Landschaft zeigt sich die Eigenart ihrer Siedler, sie scheidet sich nach Überlieferung und Gewohnheit; dem Gebiet nach, das sie bewohnen, zerfallen sie in Riesengebirgler, Erzgebirgler und Böhmerwäldler. — —

Bergwelt ist's, die sich uns im Riesengebirge auftut. Sie zieht sich von der Senke von Schatzlar bis zum Sattel von Neuwelt. Die geologische Architektur des Mittelgebirges ist in den beiden parallelen Hauptkämmen zu seltener Kühnheit erhoben. Das Riesengebirge hat etwas von der klaren Romantik des Hochgebirges, etwas von dessen Ernst in der Landschaft. Felsen klüften sich empor, Kiefern haben das Wachsen versucht, Gräser und Buschwerk sind an den Kamm herangekommen, Wege sind dem Riesenkamm entlang zur Koppe gezogen. Die 1605 Meter hohe Schneekoppe bietet einen einzigartigen Ausblick. Von der Kesselkoppe an der Südseite des Riesengebirges sieht man weit hinaus in das reichbevölkerte Hügelgelände Böhmens. Im fernen Blau liegen die Kegelberge des böhmischen Mittelgebirges, hinter den waldreichen Kämmen des Isergebirges erhebt sich die Pyramide des Jeschken. Andererseits ist der Ausblick über die „Sieben Gründe" und die Ostseite des Riesengebirges mit der ragenden Kuppe überwältigend schön. Wie Silber schimmert stellenweise das Granitgrau der Felsen, gelbe Flechten sind als zartes Geschmeide darüber gebreitet. Noch ist etwas mystisch Elementares in der Landschaft, so vielbegangen sie auch sein mag. — —

Vieldeutig ist auch die Sprache des Wassers. Als Rinnsel oder Bach plaudert es sich durch die Stille, rieselt und plaudert sich durchs Gestein, findet sich zusammen, um als tosender, rauschender Elbfall talwärts zu stürzen.

Die Täler des Riesengebirges sind bis weit hinauf mit Lebendigkeit erfüllt. Städte und Dörfer breiten sich aus. An die mittelalterlichen Stadtanlagen mit dem laubenumgebenen Ringplatz schließen sich neuere Bauten, unweit der altertümlichen Stadt- und Kirchtürme erheben sich Fabrikschlote. Neben großzügiger Betriebsamkeit führt in engen Stuben noch allerlei Hausindustrie ihr Dasein. Weber und Glasmacher sind im Riesengebirge zu Hause. Mit der Zähigkeit, mit der die Riesengebirgler ihre karge Scholle bebauen, werfen sie sich betriebsam und erfinderisch

auf verschiedene Erzeugung. Die meisten Ortschaften haben sich auf Touristenverkehr eingerichtet. Wintersportler beleben die Unendlichkeit der weißen Abhänge, Sommerfrischler verbringen ihre Urlaubs- oder Ferienwochen im Riesengebirge. In den komfortablen Touristenhotels der Rübezahlberge gibt es Sommer und Winter regen Verkehr.

Die herbe Mundart der Riesengebirgler mit der schnellen Sprechweise ringt sich zum Schriftdeutsch durch. Der Kammweg ist zur Verkehrsstraße moderner Touristik geworden. Der Gebirgler ist aus seiner Festung herausgezwungen, die Sprödigkeit seines Wesens ist im Verschmelzen. — —

Nicht eines unserer Randgebirge steigt so unmittelbar aus der Ebene empor wie das Erzgebirge. Einer mächtigen Mauer gleich erhebt es sich ohne Vorgebirge, von Süden aus gesehen, in scheinbarer Geschlossenheit vor unserem Blick. In westsüdwestlicher Richtung streicht es vom Nollendorfer Paß bis zum Fichtelgebirge, mit dem es verschmilzt. In der Höhe bleibt es wohl hinter Riesengebirge und Böhmerwald zurück, nicht aber in Mannigfaltigkeit der Landschaft. Täler und Gründe drängen sich tief in den Gebirgskörper hinein. Neben den natürlichen Höhen erheben sich die künstlichen, die häßlichen Halden der Schächte, Kamine ragen empor, erfüllen die Luft mit Rauch. Die Erde wird ausgehöhlt, sie scheint zu keuchen und zu dröhnen, erfüllt vom Atem menschlicher Arbeit.

In den engeren Tälern gibt es aber auch Städtlein von friedsamerem Ansehen, in den stillen Gründen liegen einschichtige Sägewerke, einsame Mühlen. Weiter bergwärts wechselt das ernste Grün der Waldbestände mit hellerem Wiesen- und Weideland. Bis weit auf die Hochfläche des Kammes haben sich die Musikantenstädtlein verstiegen, die Klöppeldörfer verirrt. Der karge Bergboden kann seine dichte Bevölkerung nicht ernähren. Hausindustrie hat Wege in die Welt erschlossen, Klöppelei, Spitzennäherei, Handschuhverfertigung, Holzindustrie und Instrumentenfabrikation halten unzählige Hände in Bewegung. Wie schrecklich hart wird die Not, wenn die Arbeit den Atem einmal anhält. Hungerjahre sind letzte Vergangenheit, ein großes Sterben war über das Erzgebirge gekommen. Die kargen Kartoffeläcker und dürftigen Haferfelder vermochten den Hunger nicht zu stillen. In jedem Haus kehrte der böse Gast ein. Reichtum und Überfluß sollen einmal im Erzgebirge gewesen sein, vorzeiten, als die Berge noch ihre blinkenden Schätze hergaben. Das ist heute fast sagenhafte Vergangenheit. Das Erzgebirge hat immer Überzählige abzugeben gehabt, die heimatsuchend in die Weite zogen. Ein Handelsvolk, ein Musikantenvolk, haben sich viele von den Erzgebirglern an die Welt verloren, und die Zurückkehrenden haben etwas von der Weltläufigkeit, die sonst Bergvölkern nicht eignet. Weitblick ist ihnen geworden. In der Anlage ihrer Dörfer offenbart sich etwas von ihrem Wesen. Ihre Häuser stehen weit voneinander, oft nicht einmal in Rufweite. Die Erzgebirgler mögen einander nicht in die Fenster sehen. Am Abend, wenn die friedlichen Lichter von Fenster zu Fenster grüßen, hat das Dorf etwas Anheimelndes. Bei Tag scheint jedes der weißen Häuser mit dem dunklen Gebälk an der Giebelseite, dem hohen, silbergrauen Schindeldach, eine Welt für sich, und doch tragen die Bewohner nicht die enge Fassung anderer Gebirgler um Geist und Herz, sie sind der abenteuerlichste unter unseren Gebirgsstämmen. Nichts Behäbiges in der Gestalt, nichts Bedächtiges im Wesen, kennen sie in Verlangen und Bescheidung keine Grenzen. Den sehnigen Leibern hat der Kampf mit dem Kammwind die Schlankheit erhalten, in die schmalen Gesichter mit der kühnen Bogenführung der Brauen hat er die frühen Linien um den Mund gezeichnet, die jungen Gesichtern das herbe Aussehen geben. — Die Fröhlichkeit des Erzgebirglers, die in vielen Liedern jubelt, bricht oft mit einem spröden Ton ab, aus stillen Augen grüßt uns seltsamer Ernst. — In anderer Umgebung, mit anderen Elementen vermischt und doch eigenes Wesen bewahrend, begegnen wir auch dem Erzgebirgler in verschiedenen Berufen. Ertüchtigt zwar und doch immer einer von jenen, die Sehnsucht und Wirklichkeit nicht zu vereinen wissen. — —

Der böhmische Wald reichte von Pilsen bis vor die Tore von Regensburg; er galt als Schutzmauer des Landes, Staaten und Wasser trennend. Aus Urgestein, Gneis, Glimmerschiefer und



Granit zusammengesetzt, bildete er vorzeiten die Mitte einer Waldwildnis. Seine Besiedlung kam von den Flüssen aufwärts zur Waldmitte, sie ging von Städten, Klöstern und Burgen aus und war auf die Gewinnung von Acker-, Wiesen- und Weideland bedacht. Der Holzüberfluß nötigte zur Verwertung, Waldgewerbe und Holzindustrie vollziehen die Wandlung zum Kulturwald. Glashütten und Hochöfen wurden aufgerichtet. Industrielandschaft, wenn auch in bescheidenem Maße, behauptet sich neben der Idylle, das Gegensätzliche ist aneinandergerückt. Die Landschaft zeigt in reichem Wechsel die Reize von Berg und Tal. Dunkles Waldgebiet mit tiefgründigen Seen weicht der weichen und reichen Farbigkeit eines Wiesengeländes. Walddörfer liegen in stiller Abseitigkeit, größere Siedlungen breiten sich in offenen Tälern aus, hellgekalkte Bauernhäuser grüßen aus dem Grün ihrer Gärten. Betriebsamkeit und altererbter Gewerbefleiß kennzeichnen den Böhmerwäldler. Er hat neben schwerer Bauernarbeit noch eine reiche Hausindustrie zur Blüte gebracht, ja zur Kunst veredelt. Der Böhmerwäldler blieb den Äckern treu, nicht er ist der Welt nachgelaufen, sie ist zu ihm gekommen. Sein Geist hat sich erhoben, sein Herz zu schlagen begonnen in den Werken seiner Dichter. Die Böhmerwäldler sind die erfolgreichsten unter den Deutschböhmen. Sie verstanden das Wurzelschlagen, Wachsen und Gedeihen, ihre Dichter versuchten Heimatkunst in Weltkunst zu wandeln. Es fehlt dem Böhmerwäldler nicht an Gelassenheit, die enge Heimat zur Welt zu erweitern.

So sehr sich die deutschen Siedler in der Tschechoslowakei voneinander unterscheiden, so spiegelt sich doch in der Art der einen wie der andern das deutsche Wesen. Ein geheimnisvoller Einklang ist in ihnen, er verbindet sie mit den Millionen jenseits des Riesengebirges, Erzgebirges und Böhmerwaldes. Berge können Staaten begrenzen, nicht aber Völker trennen.

M. R. Dreyhan



Begegnungen mit Bismarck

(Schluß)

Im Jahre 1893. Ich übergehe zwei weitere Begegnungen in jenen August-Tagen des Jahres 1889 (einmal war er zu Pferd, vor ihm die Dogge, hinter ihm der Reitknecht) und desgleichen meine Besuche beim Fürsten nach der Entlassung. Ich war wohl der erste Beamte, der nach diesem uns alle tief erregenden Ereignis in Friedrichsruh zu Gaste war. Dieser Besuch vom 14. Mai 1890 wiederholte sich zu Varzin am 28. August 1892. Ich habe an andrer Stelle über beide Begegnungen berichtet (Bismarckbund, X. Jahrg., Nr. 18; „Straßb. Post", 28. August 1898). Man wird begreifen, daß es an Gesprächsstoff zwischen dem Gutsherrn im Sachsenwalde und einem Forstmann nicht fehlen konnte. Der Fürst schrieb mir einmal: „Ich würde mich freuen, wenn ich hier oder im Süden bei Ihnen nochmals in diesem Leben Gelegenheit fände, Ihnen wieder zu begegnen, wäre es auch nur, um von den Wäldern zu reden, die wir beide pflegen" (24. Mai 1891).

Die Entlassung war erfolgt; Deutschland war in Erregung. Das ganze Volk jauchzte dem Fürsten zu, wo er sich nur blicken ließ. Schon längst war es mein Wunsch gewesen, einer von diesen dem Fürsten dargebrachten Kundgebungen — und zwar in Kissingen — beizuwohnen. Ich hatte mich deshalb an Dr Chrysander mit der Bitte gewendet, mir den Termin einer solchen rechtzeitig mitteilen zu wollen. Darauf erhielt ich von ihm unterm 12. August 1893 folgende Antwort: „Auf Ihr freundliches Schreiben teile ich gern mit, daß voraussichtlich am Sonntag, den 20. August, hier eine Ovation (der Meininger) stattfinden wird. Wahrscheinlich wird es noch später zu derartigen größeren Huldigungen kommen, und mit der Bitte um private Be-

handlung meiner Mitteilungen bin ich sehr gern bereit, Ihnen den Termin vorher anzugeben." Da mir der 20. August sehr gut in meinen Urlaubsplan behufs Besuch der deutschen Forstversammlung in Metz vom 23. August paßte, reiste ich — nachdem ich am 17. August noch ein Telegramm von Chrysander des Inhalts bekommen: „Nur nächsten Sonntag Ovation, Abreise bald" — am 19. nach Kissingen ab. Dort traf ich in der Nacht zum 20. ein.

Am Sonntagmorgen lustwandelte ich zur oberen Saline. Das Glück war mir gewogen. Gegen 10 Uhr fuhren Graf und Gräfin Herbert Bismarck fort. Der Fürst grüßte die Fortfahrenden vom Fenster des ersten Stocks herab. Dabei brachte ich ein Hoch auf ihn aus und ging dann zu Dr Chrysander, der mir Näheres mitteilte.

Zunächst wandte ich meine Schritte zum Altenburger Haus, an welchem vorbei der Fürst gewöhnlich seine Badepromenaden ausführte. Es war ergreifend, immer wieder festzustellen, wie sich die Deutschen, gleichsam magnetisch angezogen, um den Fürsten sammelten. Der Garten war voll von Menschen, die der gleiche Wunsch hergeführt wie mich. Und schon erklang der Ruf aus Damenmund: „Da kommt er ja zu Fuß!" Alles springt auf, eilt auf die Straße und bildet Spalier. Richtig: da kommt er am Wald- und Wiesensaum mit Professor Schweninger daher, die beiden Ulmer Doggen getreulich zur Seite. Der königliche Wagen (Bismarck war vor einer halben Stunde in der unteren Saline fortgefahren) leer, im Schritt, gleich hinterher. Ein Herr am Anfang der Spalierreihe (ich stand ziemlich am Ende) brachte ein Hoch aus. Bismarck zog seinen Schlapphut und schritt die Front ab. Als er zu mir kam (er hatte keine Person angeredet), blieb er stehen und fragte mich (ich war in Walduniform): „In welchem Walde sind Sie zu Hause?" Ich erwiderte: „Ich komme aus dem Reichsland, Durchlaucht" — und erinnerte an meine Besuche in Friedrichsruh und Varzin, worauf er bestätigte: „Ja, ich erinnere mich" und mich fragte: „Sind Sie als Badegast hier?" Auf meine Antwort: „Nein, Durchlaucht!" grüßte er und empfahl sich. Mir schien es, als ob Professor Schweninger, der ihm zur Seite stand, ein Zeichen gegeben, als ob es wünschenswert sei, daß er nicht länger stehen bleibe.

Nachmittags um 2 Uhr fand im Hofraum der oberen Saline die Begrüßung durch die Thüringer statt. Es waren ihrer gegen tausend. Sie begrüßten Bismarck, der zunächst oben vom Fenster herab zusah, mit dem wehmütig-innigen alten Volkslied ihres Gaues: „Ach, wie ist's möglich dann?" Als der Fürst dann herabkam, wurde ihm stürmisch zugejubelt. Damen überreichten ihm Blumensträuße. Auf eine Begrüßungsrede des Baurats Fritze aus Meiningen erwiderte der Fürst in halbstündiger Rede, entblößten Hauptes in der Sonnenglut stehend.

Über Bismarck als Redner ist schon viel geschrieben worden; er selbst hat sich nie als großen Redner bezeichnet und ist stolz darauf gewesen, es nicht zu sein. Er wird bereit gewesen sein, mit Immanuel Kant die Beredsamkeit eine Betrügerin zu schelten oder sich mit Goethe einen Todfeind von Wortschwällen zu nennen. In einer Rede vom 4. Februar 1866 sagte Bismarck: „Ich vermag nicht, mit Worten spielend, auf Ihr Gefühl damit zu wirken, um dadurch Tatsachen zu verdunkeln. Meine Rede ist einfach und klar."

So redete er auch heute. Namentlich am Anfang stockend, aber auch öfters, wenn die Gedanken und Bilder allzu reichlich auf ihn einströmten; dann wieder ergoß sich sein Redestrom wie ein Gebirgsbach in lebendigem Fluß, nach und nach feuriger, hinreißender und die Hindernisse leichter nehmend, z. B. als er gegen den Schluß hin sagte: „Wenn ich die Regierung um der Macht willen bekämpfen wollte, dann würde ich eine Rundreise durch Deutschland machen, überall Volksversammlungen veranstalten und was ich gegen die Regierung auf dem Herzen habe, klein zerpflücken. Nachdem ich ein Menschenalter hindurch fähig war, die Staatsgeschäfte zu leiten, habe ich jetzt wohl das staatsbürgerliche Recht, meine Meinung zu haben. Ich mache aus meinem Herzen keine Mördergrube." Der Schluß aber: „Das Lügen habe ich auch als Diplomat nicht gelernt", rief langen, stürmischen Beifall hervor, der immer wieder aufs neue erbrauste. Fürst Bismarck würde wohl noch länger gesprochen haben, wenn Professor Schweninger ihm nicht durch Zeichen sein Bedenken kundgegeben hätte, länger in dieser großen Hitze

zu stehen. Nachdem der Oberbürgermeister Schüler von Meiningen gedankt und auf die Fürstin, die oben vom Fenster aus der Huldigung zusah, ein Hoch ausgebracht, zog sich der Fürst, mit dem und jenem einige Worte wechselnd, unter begeisterten Zurufen allmählich in das Haus zurück.

Es war ein überaus wehmütiges Gefühl, wenn man aus diesen vielen Kundgebungen den Willen des deutschen Volkes so stark ausgeprägt sah, von diesem Kanzler geführt zu werden — während er und wir mit ihm zusehen mußten, wie unsre auswärtige Politik andre Wege ging.

Mittags sah ich den Fürsten von der oberen Saline zum Bade fahren und hernach vom Kurhaus über die Saalebrücke und die Wiesen weg dem Altenburger Hause zuwandeln — immer in Begleitung von Professor Schweninger. Beide Male wurden ihm von der großen Menschenmenge die lebhaftesten Huldigungen bereitet. Sträuße wurden ihm überreicht, und Bismarck küßte unter dem Jubel der Menge eine junge Dame, die ihm jenseits der Saale auf der Wiese Blumen darbot.

Ich — ganz allein — sah den Fürsten mit Professor Schweninger später auf dem Verbindungswege über die Saale im Wagen zur oberen Saline zurückkehren. Ich sagte, als der Wagen bei mir vorbeifuhr: „Einen Gruß aus Erstein im Elsaß, Durchlaucht!“ Er zog den Hut und erwiderte: „Ich danke sehr.“ Nachmittags schließlich sah ich den Fürsten nochmals im Hofe der Saline, wo von 1 bis ½3 Uhr ihm die Kapelle des in Bamberg garnisonierenden Infanterieregiments während der Frühstückstafel ein Ständchen brachte. Nach Beendigung der Tafel stattete der Fürst dem Kapellmeister persönlich seinen Dank ab und ging dann wieder hinauf, um vom Fenster dem Treiben unten im Hofe zuzusehen. Als ich fortgehen wollte, kam der Kammerdiener Pinnow auf mich zu und erzählte mir, er habe den Fürsten auf mich aufmerksam gemacht, hinzufügend, ich sei der Oberförster, der vergangenes Jahr in Varzin bei ihm zu Tisch gewesen. Bismarck hätte darauf gesagt: „So? Ja, ich bin ihm auch schon begegnet, wußte es aber nicht. Holen Sie mal die Brille!“ Der Fürst hat mich dann von oben durch die Brille betrachtet und gesagt: „Ja, das ist er.“ Wieder hat er gefragt: „Ist er denn als Kurgast hier?“, worauf Pinnow erwiderte, er glaube, ich sei nur zur heutigen Huldigung gekommen.

Pinnow schimpfte wieder wie 1892 in Varzin auf den immer den Spaß verderbenden Chrysander. Wenn man aber bedenkt, welche Unverfrorenheiten es von dessen Seite bisweilen abzuwehren galt, um den Fürsten vor allzu auf- und zudringlichen Besuchern zu schützen, ist man ihm wohl eher zu Dank verpflichtet. Dann bot Pinnow mir an, er wolle mir die Zimmer des Fürsten zeigen, da dieser eben mit der Fürstin ausgefahren war. Einer englischen Familie, die auch darum bat, lehnte er kurzweg die Bitte ab. Und so sah ich, zum Abschied gleichsam, das Arbeits- und Schlafzimmer des Fürsten, ersteres ein großer Saal, auf dem Schreibtisch Feder und Papier. Der Fürst hatte heute an den Grafen Wilhelm geschrieben; er schrieb sonst sehr ungern. Im Schlafzimmer waren die Doggen Tyras und Rebekka; ersterer — wie mir Pinnow sagte — ein böser Gesell, knurrte mich an, beruhigte sich aber bald. Ehe ich von der Saline schied, leerte ich mit Pinnow noch eine Flasche edlen Rheinweines auf des Fürsten Wohl.

Bismarck erkrankte bekanntlich zehn Tage später lebensgefährlich. Diese Erkrankung ward durch das Günsertelegramm die Einleitung zur Wiederannäherung zwischen Kaiser und Kanzler.

Ich sah Bismarck nach diesen Kissinger Tagen nie wieder. Am Abend des 21. noch fuhr ich nach Elsaß-Lothringen zurück, das wir inzwischen an den Feind verloren haben, — weil kein Bismarcksches Genie unsere Außenpolitik geleitet hat.

B. A. Bargmann



Die amtlichen Veröffentlichungen in der Kriegsschuldfrage

Wir haben uns über unsere Auffassung zur Kriegsschuldfrage schon gelegentlich der Veröffentlichung der kaiserlichen Geschichtstabellen geäußert. Die Politik der Staaten und ihrer Leiter richtet sich nicht nach den Grundsätzen der individuellen Moral. Unfähigkeit und Schwäche sind die größten politischen Laster, während ein mit solchen Eigenschaften ausgestattetes Individuum immer noch eine moralische Perle sein kann. Die Leitung der deutschen Politik trifft eine historische Schuld am Kriegsausbruch, in dieser Hinsicht hat das deutsche Volk allein mit den früheren Leitern seiner Geschicke abzurechnen, das geht keinen Dritten etwas an. Eine ganz andere Frage ist es, ob die deutsche Politik bewußt auf den Krieg losgesteuert hat, worauf das feindliche Ausland eine Kriegsschuld und wiederum aus der Kriegsschuld die ungeheuerlichen Entschädigungsforderungen des Versailler Friedens herleiten will.

Hätte Deutschland gesiegt, so hätte niemand die Frage seiner Kriegsschuld aufgeworfen. Dann stand das Ergebnis geschichtlich fest, von dem im August 1914 jeder Deutsche überzeugt war, daß die Einkreisungspolitik König Eduards, noch nach seinem Tode erfolgreich, den Krieg freventlich vom Zaune gebrochen hatte. Dem unterlegenen Deutschland wird auch die moralische Schuld des Krieges aufgebürdet, um damit die Rechtfertigung zu gewinnen für eine bis dahin in der neueren Geschichte beispiellose Ausbeutung des unterlegenen Teiles. Deshalb muß entgegen dem uns in dem Versailler Vertrage aufgezwungenen Schuldbekenntnis immer wieder der entrüstete Aufschrei eines schamlos unterdrückten und ausgebeuteten Volkes ertönen: „Wir tragen keine Schuld an Kriege.“ Wenn die Weltlage sich für uns immer mehr verschlechterte und wir schließlich unter den ungünstigsten Verhältnissen in den Krieg eintreten mußten, so lag der Grund in dem Gegenteile dessen, das man uns Schuld gab, daß wir nämlich nicht früher bewußterweise unter günstigeren Verhältnissen in den Krieg eingetreten waren. Die geschichtliche Schuld schließt die moralische und rechtliche Schuld geradezu aus.

Zum Beweise von Deutschlands Schuldlosigkeit hat sich die deutsche Regierung zu einer bis dahin beispiellosen Offenlegung der Akten des Auswärtigen Amtes vom Frankfurter Frieden bis zum Ausbruche des Weltkrieges entschlossen. Die ersten sechs Bände, die Bismarcksche Zeit umfassend, liegen jetzt vor. (Die große Politik der europäischen Kabinette 1871 bis 1914, Sammlung der diplomatischen Akten des Auswärtigen Amtes. Herausgegeben von Thimme, Lepsius und Mendelssohn-Bartholdy, Band 1—6. Deutsche Verlags-Gesellschaft für Politik und Geschichte. Berlin 1922.) Angesichts der notwendigen Einheitsfront nach außen wollen wir der Erörterung der Frage nicht nähertreten, ob die Veröffentlichung vom Standpunkte der Regierung nicht eine Riesen-Dummheit war. Denn Revolution und Republik ruhen ebenso auf der Schuldlüge gegenüber dem alten Regimente wie der Versailler Vertrag. Von Eisner und Kautsky an bis zum Beginne der vorliegenden Veröffentlichung wollte man daher das alte Regiment belasten und demgegenüber die friedliebende Demokratie bei der Entente in empfehlende Erinnerung bringen. Doch die Wahrheit bricht sich Bahn. Die Schuldlüge konnte nicht glänzender widerlegt werden als durch die Veröffentlichung. Deshalb gebührt der Regierung Dank.

Vom Standpunkte der zünftigen Historiker ist bedauert worden, daß sich keiner von ihnen unter den mit der Veröffentlichung betrauten Personen befand, und daß deshalb die Art der Veröffentlichung von der sonst üblichen Art der Herausgabe der Archivakten abweicht. Das gilt namentlich von der unterlassenen Wiedergabe der Konzepte, von der Weglassung mancher Randbemerkungen und von Auslassungen, die als unwesentlich bezeichnet werden. Dagegen herrscht über die unbedingte Unparteilichkeit, Treue und Zuverlässigkeit der Veröffentlichung nur eine

Stimme, und es wäre nur zu wünschen, daß die Regierungen der im Kriege feindlichen Staaten dem deutschen Beispiele möglichst bald folgen möchten.

Aus Anlaß des Erscheinens der ersten sechs Bände des Aktenwerkes hatte die Deutsche Gesellschaft von 1914 in ihren Räumen am 13. Juni 1922 eine Versammlung veranstaltet. In ihr sprach zunächst der Vertreter des Arbeitsausschusses deutscher Verbände, Geheimer Regierungsrat Dr von Vietsch, über die Bedeutung der Veröffentlichung, die dazu dienen solle, alle Kreise des Volkes von der Bedeutung der Schuldfrage und des auf ihr gegründeten Versailler Vertrages zu überzeugen. Dann äußerte sich der Reichsminister Dr Rathenau ziemlich farblos über das Werk, das im Dienste der Wahrheit stehe. Es sprachen darauf noch Prof. Dr Hoetzsch, Prof. Dr Schreiber und Prof. Dr Veit Valentin sowie der Sozialdemokrat Dr Quarck. Alle betonten die notwendige Einheitsfront in der Schuldfrage, wobei nur Dr Quarck sich einige besondere sozialdemokratische Mätzchen nicht verkneifen konnte. Längere Ausführungen des Mitherausgebers Dr Friedrich Thimme über die methodischen Gesichtspunkte, von denen die Herausgeber sich hätten leiten lassen, schlossen die Verhandlungen. Die Reden waren alle wohl erwogen, schriftlich abgefaßt. Jeder Teilnehmer wird von der Versammlung einen befriedigenden Eindruck mit nach Hause genommen haben, ahnungslos, daß ein Verbrechen an einem der Redner so bald eine neue schwere Krisis über das Reich heraufbeschwören werde.

Allerdings erstreckt sich die Veröffentlichung zunächst nur über die Bismarcksche Zeit, und man kann sich nur der Hoffnung hingeben, daß das Reich wenigstens die erforderlichen Mittel haben wird, das kostspielige Werk weiter fortzuführen. Doch obgleich wir bisher nur mit einem Torso zu tun haben, ist doch schon ein Urteil über das Gesamtwerk und über seinen Inhalt, die deutsche auswärtige Politik seit dem Frankfurter Frieden, möglich.

Denn einmal ragt die Bismarcksche Zeit doch schon in die Regierung Kaiser Wilhelms II. hinein, der nach Ansichten und Wünschen der Entente der Hauptschuldige am Kriege sein sollte. Und dann galt Bismarck doch immer für Mit- und Nachwelt als der gewaltige Übermensch, der seine Politik mit Blut und Eisen betrieb. Wenn selbst Bismarck nach dem Frankfurter Frieden eine stetige Friedenspolitik verfolgt hat, um wieviel mehr muß das von seinen schwächlichen Epigonen gelten, die mit großen Worten sich selbst Mut machten, aber nie den Entschluß zu Taten fanden.

Wenn man die Aktenstücke liest, so gewinnt man den Eindruck eines spannenden Romans, den man schon öfter gelesen hat, aber immer gern wieder liest, weil man ihm immer neue Seiten abgewinnen kann. Läßt sich doch auch das Kind schon gern immer dasselbe Märchen wieder erzählen, selbst wenn es dem Erzähler schon einhelfen kann. Und in gewissem Sinne bleiben wir doch alle Kinder.

Doch verkehrt wäre die Anschauung, daß wir nun die volle Wirklichkeit, wenigstens wie solche nach den deutschen Akten sich darstellt, vor uns hätten. Wie kein Bild die Dinge wiedergibt, so wie sie wirklich sind, sondern nur, wie der Maler sie sieht, und deshalb seitens jedes Malers anders, so wird man auch aus den veröffentlichten Akten die verschiedensten Anschauungen herauszulesen und zu rechtfertigen versuchen.

Weit verbreitet ist heute nach unserem Zusammenbruche ein ergebener Fatalismus: Auch der größte Staatsmann hätte unser Schicksal nicht abwenden können, es hätte sich auch unter ihm vollendet, es hat so kommen müssen. Dann trifft nicht Bismarcks unfähige Epigonen die Schuld, sie sind dem übermächtigen Schicksal unterlegen. Die Geschichte der letzten dreißig Jahre war dann nichts anderes als eine große Grillparzersche Schicksalstragödie, deren fünfter Akt der Weltkrieg mit dem Frieden von Versailles als letzter Szene war.

Diese Auffassung klingt namentlich durch in der kurzen Inhaltsangabe der sechs Bände von dem bekannten Professor Veit Valentin.

Der leitende Gedanke ist dabei: Kaiser Wilhelm II. hat keine neue Politik gemacht, sondern Bismarcks Politik in Bismarcks Geist fortgesetzt, und doch ist es so gekommen. So deuten gegen-

über dem „Krieg-in-Sicht-Aufsatz“ Konstantin Rößlers von 1875 in der „Post“ die Vorstellungen Englands und Rußlands in Berlin den kommenden Dreibund an. Aus dem Briefe Bismarcks an Lord Salisbury vom 22. November 1887 über ein deutsch-englisches Bündnis soll man entnehmen können, daß Bismarck selbst den deutsch-russischen Rückversicherungsvertrag fallen lassen wollte. Andererseits tritt Bismarck in einem Briefe an den deutschen Botschafter General von Schweinitz in St. Petersburg vom 13. Juni 1887 schon dem Gedanken nahe, ob man bei der Verschlechterung der deutsch-russischen Beziehungen die Beziehungen Deutschlands zu andern Mächten, die Pforte nicht ausgeschlossen — über die Bismarck sich im übrigen ziemlich wegwerfend äußert —, nicht fester und enger gestalten solle. Ist da nicht bereits die Türkenpolitik Kaiser Wilhelms seit 1898 vorgezeichnet? Diese wenigen Beispiele mögen genügen.

Nun, wenn zwei dasselbe tun, ist es bekanntlich noch immer nicht dasselbe. Schon die erwähnten Beispiele bedeuten ein Haften an Äußerlichkeiten. Die Vorstellungen Englands und Rußlands von 1875 bilden eine reine Zufallsverbindung bei schärfstem Gegensatze beider Staaten, der es damals niemals zu einem Bündnisse hätte kommen lassen. Gewiß hätte auch Bismarck den deutsch-russischen Rückversicherungsvertrag aufgegeben, aber gegen ein festes Bündnis mit England, nicht um der schönen Augen Austrias willen, um dann hinterher Deutschland in das Schlepptau der österreichischen Balkanpolitik nehmen zu lassen. Und daß, wenn alle Beziehungen zu Rußland rissen, man schließlich auch versuchen mußte, selbst die Türken gegen sie zu hetzen, ist ein Gedanke, dem schon Friedrich der Große nähergetreten war. Aber man durfte nicht daran denken, in einer umfassenden Türkenpolitik gewissermaßen die ganze Türkei unter deutsches Protektorat zu nehmen und gleichzeitig mit Rußland auf einem so freundschaftlichen Fuße bleiben zu wollen, daß man unter russischer Rückendeckung Flotten- und Weltpolitik gegen England treiben konnte, ohne französische Revanchegelüste fürchten zu müssen. An eine solche luftige Kartenhauspolitik hat der Realpolitiker Bismarck nie gedacht.

Es ist also nichts damit, daß Kaiser Wilhelm II. die Politik Bismarcks fortgeführt hätte und wir einem unabwendbaren Schicksal unterlegen wären. Wir sind unterlegen, das ist wahr, aber infolge falscher Führung, die eine ganze Welt von Feinden gegen uns zusammengetrieben hatte, die in kecker Selbstüberhebung und Zuversicht gerade das bewirkte, was Bismarck immer vermieden hatte. Aber gerade weil es nicht blindes Schicksal war, das uns niederwarf, deshalb werden wir uns auch wieder erheben.

Nur in einem hat allerdings die Politik der letzten dreißig Jahre die Politik Bismarcks fortgesetzt: in der Friedfertigkeit der deutschen Politik, die jeden Krieg zu vermeiden suchte. War es bei Bismarck das Gefühl des Starken, der durch einen neuen Krieg nichts zu gewinnen hatte, wenn er ihn auch nicht zu scheuen brauchte, so war es bei den Epigonen trotz aller großen Worte das Gefühl der Schwäche, nachdem man einmal die Reichspolitik in falsche Bahnen gelenkt hatte, einem daraus erwachsenen Weltkriege doch nicht gewachsen zu sein. Allenfalls konnte man noch einige Zeit in der bisherigen Weise fortwursteln, wenn das Gebet Erhörung fand: „Gib Friede, Herr, in unsern Tagen.“

Es gibt in der Tat keine furchtbarere Entstellung der Weltgeschichte, als dieses Deutschland, das Bismarcksche nach 1871 und das nachbismarckische Kaiser Wilhelms II., der Kriegsschuld zu bezichtigen. Deshalb: Fort mit der Kriegslüge!

Prof. Dr Conrad Bornhak



Die Philosophie eines Deutschen als französischen Geistesführers

Im Jahre 1811 geboren, hat der Thüringer Ferdinand Höfer die Ungewöhnlichkeit seiner geistigen Begabung nicht nur durch das Erlernen klassischer und moderner Sprachen, sondern auch durch den Verzicht auf die gewöhnliche Gelehrtenlaufbahn und durch Wanderung in die weite Welt hinaus bekundet. Mißgeschick und Mangel an Mitteln ließen ihn Fremdenlegionär, dann Privatlehrer, dann Privatsekretär des französischen Philosophen Cousin, weiterhin Arzt und gelesensten französischen Schriftsteller, Leiter der vielbändigen französischen „Allgemeinen Biographie“ und schließlich weltabgeschiedenen Philosophen werden, dem sich ein so in die Breite wirkender populär-astronomischer Schriftsteller wie Flammarion zu Dank verpflichtet bekennt.

Höfer hat, immer in französischer Sprache, eine seinerzeit berühmte Geschichte der Chemie, dann eine Geschichte der Mathematik und so viele andere Werke geschrieben, daß sein Ansehen im französischen Geistesleben in der Mitte des vorigen Jahrhunderts den großen Verlag Firmin Didot bestimmte, gerade dem Deutschen die Leitung des großen Unternehmens der „Biographie générale“ zu übertragen, obwohl doch Ungeheures von der Leiterschaft eines solchen biographischen Nachschlagewerks abhängt. Sicher ist es jedem Benützer dieses Werkes schon aufgefallen, daß man oft gerade über — selbst von den Deutschen vergessene — große Deutsche recht gut unterrichtet wird. Wäre jenes Unternehmen von einem Nationalfranzosen geleitet worden, der das Deutsche bestenfalls notdürftig verstanden hätte, so wären die deutschen Lebensläufe stiefmütterlicher weggekommen als unter Höfers Leitung. Höfer konnte es sich sogar erlauben, in seinem Artikel über Descartes in der genannten Biographie générale diese französische Stolzquelle sehr kritisch zu beleuchten!

Wenn Höfer 1848 auch Franzose geworden ist, so dürfen wir ihn doch als Verbreiter deutschen Geistes und als deutschen Philosophen betrachten. Vergessen wir nicht, daß eine große Zahl berühmtester Deutscher längere oder kürzere Zeit in Paris studiert und engsten Verkehr mit Franzosen gepflegt hat: Alexander v. Humboldt, Mesmer, Hahnemann, Liebig, Max Müller, Franz Bopp, Chladni, Gall, Wagner, Liszt und viele andre. Der deutsche Geist, den Höfer in seinen philosophischen Werken niedergelegt hat, scheint aber ein Sauerteig im französischen Denken geworden zu sein. Denn nach den kurzen Charakteristiken zu urteilen, die man in philosophiegeschichtlichen Werken über die vielgenannten französischen „Philosophen“ Boutroux, Fouillé, Bergson findet, scheinen diese Herren in den entscheidenden Punkten von Höfer beeinflußt zu sein. Die genannten philosophischen Schriftsteller betonen im Gegensatz zum materialistischen Standpunkt die Unvergleichbarkeit alles Seelischen mit Stofflichem. Sie lehnen die leiblich-seelische Gleichläufigkeit (den psychophysischen Parallelismus) ab. Die Seele ist das Reich der Freiheit, der Stoff das Gebiet des Zwangs von Ursache und Wirkung. „Das wahre Sein ist freischöpferisches Wirken.“ „Die reine Erinnerung hat keine leibliche Entsprechung.“ „Die Ideen sind Kräfte.“ Das ist's, was auch lange zuvor der französisch schreibende deutsche Denker gelehrt hatte: Jedes Bewußtsein, jede Seele ist ein Kraftmittelpunkt, ein Kraftatom in der Menschenwelt. Mit dem bewußten Wollen, das unser eigenstes Ich ist, beginnt etwas Neues und Überlegenes über die Welt des Stoffes mit Druck und Stoß. Der Geist ist mit dem Stoff schlechthin unvergleichbar. Gerade wenn der Körper altert, schrumpft und zurückgeht, wächst oft der Geist zur höchsten Stärke und Klarheit. Die Einheitlichkeit des Planes aber, die sich in der ganzen Welt offenbart, bekundet sich auch darin, daß, wie die Stoffwelt, so auch die Geisteswelt ihr Gravitationszentrum hat: dieser Schwerkraftsmittelpunkt ist das Gewissen, oder was dasselbe besagt, die Güte, die Wahrheit, die Gerechtigkeit. In der stoff-

lichen Welt kreisen die Sonnen, umkreist von ihren Wandelsternen mit deren Begleitern; jedes Massenteilchen selber aber ist im kleinsten, was ein Sonnensystem im großen ist. Chemie ist die Astronomie des Kleinen. Den Kreisungen von Atomen und Wandelsternen um ihre Schwerkraftsmittelpunkte entsprechen, kraft Einheit des Weltplans, in der Welt des Lebendigen die Wandelbarkeiten der Einzelwesen um das Musterbild der Gattung (die Variation des Typus), in der Welt der Seelen aber die Kreisungen um das Gewissen.

Während aber in der Stoffwelt das Durcheinander immer weiter durch den Bestand der Ordnung (vom System) verdrängt worden ist, wie dort das Chaos dem Kosmos schon längst Platz gemacht hat, so weit ist die Welt des Geistes noch nicht geordnet, hier herrscht noch viel Chaos und Durcheinander, hier müssen wir erst noch Ordnung und Bestand, d. h. System schaffen. Die Menschheit als Ganzes steckt, von einer winzigen Zahl Fortgeschrittener abgesehen, noch in den Kinderschuhen. Was ist das große politische Treiben anders, als ein Tummelfeld kindischer Bandenführer? Der Massenmensch ist noch ein großes Kind. Wie in der Kinderwelt die schlechten, nur auf sich bedachten, rohen und gewalttätigen Elemente es sind, die sich zusammenschließen und unter Führung des größten Lümmels die andern, sinnigeren, mit sich auskommenden, bescheidenen Kinder drangsalieren und verletzen, so sind in der Welt der Erwachsenen es die geistig ärmsten, rohesten und gewinnsüchtigsten Elemente, die nach Macht, nach Führerstellen, nach Alleinherrschaft streben und den kindischen Massenmenschen als Sprungbrett und Sturmbock für ihre unlauteren Ziele benutzen. Diese Machtstreber finden für ihre lügnerischen Verheißungen und ihre nie ernstlich gemeinten Schlagworte von Freiheit und Gerechtigkeit immer wieder die kindischen Massenmenschen als Anhang. Geflissentlich halten sie die an Zahl ungleich geringeren Menschen der größeren Gewissenhaftigkeit und Einsicht durch Verleumdungen und sozusagen durch Verschmutzung und Verstänkerung des ganzen öffentlichen Lebens von der Führung der öffentlichen Geschäfte fern. Die Verknechtung des Menschen durch den Menschen war ein Unrecht. Aber auch Gewährung des gleichen Stimmrechts, die Gleichstellung des Gewissenhaften mit dem Gewissenlosen, des Gebildeten mit dem Ungebildeten ist ein Unrecht von furchtbarster Gefahr. Der kindische Massenmensch wird unter Führung der Massenbyzantiner alle höhere, bisher erlangte Seelenkultur vernichten, wenn dieser ungeheuren Gefahr nicht rechtzeitig begegnet wird. Es nutzt nichts, sich der Tatsache zu verschließen, daß der Wille zum Bösen in der Vorhand ist. Nur vergesse man nicht, daß darum doch der Wille zum Guten ebenfalls, wenn zwar auch nicht in der Vorhand, so doch immerhin vorhanden ist! Die Welt wird nicht besser durch große Worte, sondern durch kleine Taten. Es gilt unermüdlich Kleinarbeit im Guten zu verrichten. Der kindische Ehrgeiz, der bisher die Geschichte gemacht und zu einem ununterbrochenen Räuberstück mit wechselnden Behängen gemacht hat, der Ehrgeiz, von sich reden zu machen, muß dem Willen zur stetigen Selbsterziehung und Selbstberichtigung weichen. In der Körperwelt, oder was dasselbe ist, im Reich der stofflichen Kraftzentren, haben wir jene großen Fortschritte der Wissenschaft, vermöge deren wir die Beherrschung der Naturkräfte oder physikalischen Kraftzentren in so ungeahntem Maße erlangten, nur dadurch zuwege gebracht, daß wir dem Kleinen, Unscheinbaren, Alltäglichen, Mißachteten, Selbstverständlichen, aber gar nicht Verstandenen die dauerndste Aufmerksamkeit schenkten. Die Stoßkraft des Wasserdampfes, die Anziehungskraft geriebenen Bernsteins für leichte Körperchen, die gleichförmige und ungleichförmige Bewegung, all das war schon dem Altertum bekannt. Aber die Sammlung kleinster Tatsachen, die Anstellung von Versuchen, die Untersuchung des freien Falls, das wurde sicher ebenfalls schon im Altertum in Angriff genommen, aber erst in der Neuzeit zur Hauptsache und damit zur Grundlage großer, weltumgestaltender, naturbeherrschender Erfindungen gemacht. Nicht vergebens hat Höfer die Geschichte der Chemie, der Mathematik, der Zoologie geschrieben. Hier in diesen Wissenschaften reihte sich Beobachtung an Beobachtung, Entdeckung an Entdeckung; stille Kleinarbeit weltabgewandter Geister hob allmählich die Macht der Großtuer aus den Angeln. Und diese Kleinarbeit der Selbstberichtigung, Selbstvervollkommnung ist auch die Bedingung

dafür, daß in der Welt der Geister oder im Reich des Willens oder der sittlichen Kraftzentren die Herrschaft der kindischen, unreifen Menschen gebrochen wird. Man muß mit der allmählichen Häufung der Wirkungen kleinster Mengen auch im Reich des Sittlichen, das jetzt freilich meist nur das Reich des Unsittlichen ist, rechnen. Welche gewaltigen Veränderungen können allerkleinste Stoffmengen als Gärmittel, als Pulver bewirken! Ein kleiner Druck kann die ungeheuerste Entladung auslösen und die Bewegung ungefüger roher Massen veranlassen. Eine kleine Tat ist oft mehr wert als eine „große Philosophie". Nicht wer größten Rummel in der Welt macht, ist größten Ruhms würdig, sondern wer sein Gewissen auch im Kleinsten, Nebensächlichsten wahrt. Wie im Reich der Körper nichts verloren geht, wie dort Bewegung nur scheinbar verschwindet, in Wirklichkeit sich in Wärme umsetzt, so geht auch das unscheinbarste Tun im Dienste des Gewissens nicht spurlos verloren, sondern übt seine Wirkung. So geht aber auch die Seele selbst nicht verloren, sie wächst, wird endlos und unvergänglich.

Das ist die Philosophie Höfers, wie er sie in seinem Buch „L'homme devant ses œuvres" darlegt. Natürlich wird man sie nur als Ausdruck der Persönlichkeit und in ihrem Einfluß auf Boutroux, Bergson und Fouillé werten. Bezeichnend ist die tiefe Verachtung, die dieser umspannende Geist für die politischen Schieber hegte, für die liberalistelnden Politiker des Frankreichs, in welchem er lebte. Höfer war unbemittelter Leute Kind, aber er machte sich nicht zum Vorspann der Lügen, daß nur die Besitzlosen gut und die Besitzenden schlecht sind. Seine schriftstellerische Tätigkeit diente zum großen Teil volkstümlicher Verbreitung des Wissens. Aber trotz dieser Tätigkeit im Dienste lernbegierigen Volkes war Höfer so wenig Massenknecht, daß er vielmehr die ungeheure Gefahr erkannte, die aus dem Byzantinertum gegen die Massen entsprang. Mehrheitsentscheidungen im Bunde mit Materialismus, wie ihn die Massen verstehen, führen zum Untergang. Deshalb predigte Höfer die Kleinarbeit am eigenen Innern, die Abkehr vom Eigenwillen, die Einkehr zum Weltwillen — ganz wie es gleichzeitig in Deutschland jener Bruno Bauer tat, den darob der Massenschmeichler Marx mit seinem geifernden Hohn überschüttete. Unter diesem Gesichtspunkt ist auch Höfers Philosophie heute noch „aktuell".

Dr Georg Biedenkapp





Reichenbachtal mit Ruine Falkenstein — R. Biringer

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Nochmals Sadhu Sundar Singh

I.

Im Juniheft des „Türmer“ (Seite 206) schreibt Martin Loesche über den indischen Pilger Sundar Singh einige Worte, die zwar gut gemeint sind, sofern sie vor einer kritiklosen Bewunderung Indiens warnen wollen, aber auf so unzulänglicher Sachkunde beruhen, daß sie nicht unberichtigt bleiben dürfen. Es ist immer gefährlich, sich auf Grund der Eindrücke eines einzigen Abends über einen völlig Fremden ein Urteil zu bilden. Wie voreingenommen der Kritiker in diesem Fall ans Werk geht, zeigt sich schon daran, daß er den Sadhu ethnologisch und religionsgeschichtlich offenbar falsch einreiht. Das Pendschab, die Heimat Sundar Singhs, ist durch sein Klima und seine Natur von allen Teilen Indiens vielleicht am wenigsten geeignet, lächelnde Träumer zu erzeugen. Seine Bewohner, hochgewachsene Gestalten aus verhältnismäßig reinem arischen Blut, halten seit Jahrtausenden die Grenzwacht an der nordwestlichen Einfallpforte, durch die von jeher die festländischen Invasionen nach Indien eingedrungen sind (z. B. Alexander der Große). Speziell die Sikhs (nicht Sicks, wie L. schreibt) sind die Kriegerkaste Indiens. Ursprünglich waren sie eine Religionsgemeinschaft, die Hinduismus und Islam zu versöhnen suchte. Später entwickelten sie sich, zwischen Hindus und Muslims eingekeilt, zu einem tapferen Kriegerstamm. Daher führt jedes Glied des Stammes den Namen Singh (Löwe). Die Sikhs stellen die Kerntruppen der englischen Armee in Indien und haben unsern Kämpfern im Weltkriege nicht wenig zu schaffen gemacht. Ob aus solcher Umgebung gerade „Lächler mit Mona-Lisa-Augen“ hervorzugehen pflegen, lasse ich dahingestellt.

Sundar Singh ist jedenfalls keiner. Hätte L. einmal in eine Biographie des Mannes Einblick genommen — die von Max Schaerer lag an jenem Abend in Leipzig zum Verkauf aus (Verlag Bertelsmann, Gütersloh) —, so hätte er mancherlei lesen können von den mühevollen und gefährlichen Missionsreisen, die der Sadhu wiederholt in die verschlossenen Länder Tibet und Afghanistan unternommen hat. Wer solche Strapazen auf sich nimmt und sein Leben unter Räubern und wilden Tieren im Dienst einer großen Sache so rücksichtslos aufs Spiel setzt, verdient nicht als müder Lächler abgelehnt zu werden. Im Leben dieses Kämpfers steht von „Kraft“, von „Bekennertum“ gar viel zu lesen; und das ist wohl wichtiger, als was der flüchtige europäische Beobachter in seinen Gesichtszügen liest oder nicht liest. Als einer, der die Freude gehabt hat, den Sadhu in mehrtägigem Verkehr persönlich näher kennen zu lernen, kann ich bezeugen, daß er bei aller Höhenlage seines Innenlebens sich unter Menschen schlicht und natürlich gibt und der Bestimmtheit des Wollens durchaus nicht entbehrt. Davon hat er während seines kurzen Aufenthalts in Leipzig mehrfache Proben abgelegt.

Loesche meint gewissermaßen den echten Luthergeist gegen den Sadhu schützen zu müssen. Nun, es ist niemand eingefallen, den Sadhu, der seine Kenntnis des Christentums einer kal-

vinistischen Mission verdankt, als Kronzeuge für Luther nach Leipzig zu rufen. Daß seine Frömmigkeit bis zu einem gewissen Grad immer noch indische Züge und indische Schranken an sich trägt, würde ich keinen Augenblick bestreiten. Aber es handelt sich doch jetzt um etwas ganz anderes. Weite Kreise in Deutschland sind, wie auch L. weiß, in Gefahr, den Luthergeist und noch einiges mehr einzutauschen gegen eine unpersönliche tatenlose Mystik, die durch den Reiz des Neuen und Fremdartigen besticht, wenn nicht gegen einen öden Materialismus, der dem echten Luthergeist noch ferner steht. Die Ausführungen des Sadhu waren eine deutliche Absage an die mystische Verneinung der Persönlichkeit, das hat auch L. empfunden, ebenso ein mannhaftes Zeugnis gegen den Materialismus in jeder Form. Einen Inder so reden zu hören, ist vielen wertvoll gewesen. Vielleicht geschähe dem Luthergeist doch ein besserer Dienst, wenn man dieses Zeugnis sich zunächst einmal auswirken ließe, anstatt gleich mit schnellen Bedenken dazwischenzufahren und jede Wirkung im Keime zu töten. Daß das Bekenntnis zur Persönlichkeit bei dem Inder nicht wurzelecht war, ist eine bloße Behauptung. Von einem Schildknappen des Luthergeistes verlangen wir etwas mehr Ehrfurcht vor dem Heiligtum eines anderen, auch wenn es sich um einen Inder handelt.

Albrecht Oepke

II.

Mit dem Lesen einer schlichten Lebensbeschreibung des indischen Pilgers beschäftigt, finde ich im „Türmer“ (Heft 9, Juni 1922) den Aufsatz von Martin Loesche, in dem er seine Eindrücke und Gedanken über Sundar Singh wiedergibt. Nicht aus Streitsucht, sondern damit dem fremden Manne Gerechtigkeit widerfahre, muß ich ein kurzes Wort erwidern, da ich selbst von dieser eigenartigen christlichen Persönlichkeit tief bewegt bin. Über den Wert solcher Schaustellungen indischer Weiser in unserem Land kann man verschiedener Meinung sein. Ich glaube, daß sie eher dazu beitragen, diese Leute mißzuverstehen. Loesches Aufsatz ist mir ein Beweis dafür. Ein schlichter frommer Pilger, aus seiner indischen Lebensumwelt gerissen, und in ein auditorium maximum Wilhelm Wundts versetzt, ein tief begeisterter Prediger und Missionar des Evangeliums zu einem Vortrag über Hinduismus und Christentum und „Persönlichkeit“ in deutsch-akademischer Luft gezwungen — das muß ja falsche Bilder und Eindrücke wecken. Aber gerade weil dies nahezu selbstverständlich ist, dürfte man den ungünstigen Eindruck einer solchen Stunde nicht allein gelten lassen, wenn man über diesen eigentümlichen Mann etwas schreibt, was doch mehr als einen nur feuilletonistischen Anspruch erheben will.

Beim Lesen von Sundar Singhs Lebensbeschreibung fand ich Seite um Seite gerade das, was Loesche ihm absprechen will: einen Mann mit ganz bezeichnenden Merkmalen einer scharfumrissenen eigenartigen Persönlichkeit; einen Mann, dessen ganzes Leben — von den Kämpfen seiner frühesten Jugend um Durchsetzung seines christlichen Glaubens gegen seine heidnische Familie bis zu dem mutvollen Ringen des christlichen Apostels mit unendlichen Schwierigkeiten, Verfolgungen, Todesgefahren durch Natur und Menschen — nichts anderes ist als gerade ein Leben kraftvollsten Bekennertums, ein Christentum von so unbedingter Tat und Gesinnung, wie wir es zurzeit im Abendland nicht gar häufig finden dürften. Mag ihm Loesche das „Talent der Überredung“ absprechen, aus seinem Lebensbild geht zweifellos hervor, daß ihm die Kraft der Überzeugung durch Wort und Tat in seltenem Maße zur Verfügung steht.

Dabei gebe ich gern zu, daß ein großer Unterschied ist zwischen deutschem Persönlichkeitsideal und Sundar Singhs Persönlichkeitsstreben, wie es in seinem Vortrag zum Ausdruck gekommen sein mag, und gebe weiter zu, daß sich das Christentum nach Rasse, Klima und Kultur in Indien anders ausprägt als in Deutschland. Aber so weitgehend ist diese andere Ausprägung nicht, daß ein im Wesen anderes Christentum entstände. Gerade dafür ist uns Sundar Singhs christliche Persönlichkeit ein Beweis, daß da, wo echtes und wesenhaftes Christentum in Erscheinung tritt, sich bei aller Verschiedenheit der Ausprägung doch immer ein gleiches Kennzeichen findet: eine



innigste Vereinigung von Glaube, Gebet, kraftvoller Tat und selbstloser Aufopferung, wie sie uns nicht anders beim Morgenländer Paulus als beim Abendländer Luther entgegentritt. (Die Frage der „Kongenialität" soll damit keineswegs berührt werden, sie ist müßig.)

So fesselt Sundar Singh weniger unsre Aufmerksamkeit, weil er aus dem unpersönlichen Sehnsuchtsparadies persönlichkeits- und christentumsmüder Deutscher zu uns kommt als Christ und mit Sehnsucht nach Persönlichkeit. (Obwohl es immerhin den Indiensehnsüchtigen zur Beachtung empfohlen sei, daß einer, der besser mit indischer Weisheit und Religion vertraut ist, als es uns überhaupt möglich ist, Befriedigung seiner Sehnsucht und Ruhe seiner Seele doch nur im Christentum des Neuen Testaments und in der Berührung mit Christus gefunden hat.) Auch läßt sich an ihm nicht der Gegensatz aufzeigen zwischen einer östlichen religiösen Haltung der Passivität und des Nur-Glaubens und einer westlichen der Tat und Gesinnung unter Zurücktreten von Wort und (Nur-) Glauben. Aber ein anderes kann der christliche indische Pilger vielleicht einigen von uns sagen. Aus aller Sehnsucht nach den Religionen des Ostens, aus Theosophie und andren Bewegungen spricht meines Erachtens stärker als das Verlangen nach Auflösung der Persönlichkeit das Bedürfnis, wieder mit dem übersinnlichen und überzeitlichen Weltgrund, mit der tiefsten Quelle des Lebens in unmittelbare Verbindung zu treten. Sundar Singh hat diese Verbindung durch das Christentum und im christlichen Gebet. Das Gebet ist das Geheimnis seines Lebens, seiner Tat und seiner Persönlichkeit. Es ist für ihn sowohl tiefstes Versenken in die Gottheit als auch herrlichstes Kraftschöpfen für Leben und Wirken, zur Überwindung des niederen Ich und der Welt, wie es auch für den europäischen Beter nicht anders der Fall ist.

Hans Stempel



Literatur, Bildende Kunst, Musik

Hans Karl Abel

Ein elsässischer Volksdichter

Umrahmt von einer wahrhaft romantischen Berglandschaft, die den Frankfurter Maler Rudolf Gudden aus den glutvollen Gefilden Spaniens nach den vom Sturm umbrausten, alpinen Höhen der Hochvogesen zog, liegt im hinteren Münstertal das Dorf Metzeral, das der Weltkrieg in einen Trümmerhaufen umgewandelt hat. Von der übrigen Welt abgeschlossen, bewohnt diesen äußersten Winkel des an herrlichen Naturschönheiten gesegneten, der Ebene zu fruchtbaren und industriereichen Tals ein eckiger Bauernschlag, dessen Eigenart sich in vergangenen Jahrhunderten durch hartnäckige Kämpfe mit dem welschen Nachbar um altererbte deutsche Weidrechte und um seinen lutherischen Glauben verstärkt hat. Unter dieser urwüchsigen und gesunden Bevölkerung, die den Sommer über zum größten Teil mit ihrem Vieh auf den Bergen wohnt, und der dann an langen Winterabenden in der Gefangenschaft der Niederung wenig mehr zu tun übrig bleibt, als sich nach dem kommenden Lenz und den Bergen zu sehnen, lebte der in den vierziger Jahren stehende, nun auf Degerloch bei Stuttgart beheimatete Dichter Hans Karl Abel Jahrzehnte als Volksschriftsteller im wahrsten Sinn des Worts, als praktischer Berater und geistiger Seelsorger, bis ihn das Machtwort der Franzosen aus seiner elsässischen Heimat jagte.

Das Elsaß ist, von der künstlerischen Perspektive geschaut, mehr reproduktiv als produktiv. Seit Jahrzehnten hat es, außer Friedrich Lienhard, keinen Künstler größeren Formats hervorgebracht, weder in der Dichtung, noch in einer andern Kunstgattung. Ausgesprochene lokalpatriotische Neigungen lenken die dichterischen Talente von jeher auf das Gebiet der Heimatkunst, und hier hat Abel neben seinen Landsleuten Marie Hart und Christian Schmitt Ersprießliches geleistet. Abel wurzelt als Dichter ganz in seiner engeren Heimat und seinen Münstertäler Bauern, in deren Herzen und Wesen er tief hineingeblickt. Er schrieb vor vielen Jahren (1900—1904) drei der ersten elsässischen Volksstücke; und die in ihrer Einfachheit und Bodenständigkeit wahrhaft vorbildliche Bauerntragödie „Die silbernen Glocken vom Glienkopf“ (1913 erschienen bei Greiner & Pfeiffer in Stuttgart) hat nicht nur auf der Freilichtbühne in Metzeral starke Eindrücke hinterlassen, sondern ist auch im Stuttgarter Hoftheater unter der Leitung des Dichters von seinen elsässischen Bauern mit Erfolg aufgeführt worden. Aus diesem innigen Verwachsensein mit dem elsässischen Volkstum sind Abels Dichtungen insgesamt entstanden: der 1912 auch in französischer Übertragung erschienene Roman „Die elsässische Tragödie“, in der zweiten Auflage mit dem umgeänderten Titel „Der Ruf in der Nacht“ (Greiner & Pfeiffer) erschienen, und jene geklärten und formschönen Naturmalereien der Hochvogesen „Was mein einst war“ (1916, Greiner & Pfeiffer). Aber Abels dichterische Stärke liegt weder auf dramatischem noch auf epischem Gebiet; eine besondere Zartheit des Gemüts weist ihn ins Lyrische. Seine Lyrik trägt echt volkstümliches Gepräge, singt und klingt wie schlichte Volkspoesie und versenkt sich mit Innigkeit in die verborgenen Reize ländlicher Ab-

geschiedenheit. Dafür als Beispiel nur ein Gedicht, dem Dorfbrunnen seines im Krieg verödeten Heimatortes gewidmet:

Der Dorfbrunnen in Metzeral 1916.

Was tu' ich noch rauschen?
Ist keiner mehr da zum Lauschen!
Kein Bursch, kein Mädchen,
Kein Huf, kein Pfötchen,
Kommt niemand zu mir?
Ist niemand mehr hier?
Das Dorf ist tot —
Vom vielen Blut,
O weh, wie rot
Fließt meine Flut! —
Hab' einen gekannt,
Der droben im Zimmer
Sein Licht gebrannt,
Und schrieb bei dem freundlichen Schimmer.

Dahin ist nun die selige Zeit,
Da der Vater sein Mägdlein mit Märlein erfreut.
Zerschossen der Ofen mitsamt der Bank,
Zermalmt die Teller und Schüsseln so blank;
Verbrannt die Truhen, der Hausfrau ihr Glück,
Blieb nichts als verkohltes Getüch zurück!
Verdorrt die Rose am Erker drüben.
Kein Baum im Garten verschont geblieben.
Von schweren Geschossen Loch an Loch.
So hier, wie dort,
Im ganzen Ort.
Mußt' alles vergehn!
Was rausche ich einsamer Brunnen noch?
Und für wen? —

In der Deutschen Verlags-Anstalt (Stuttgart) ist soeben Abels neuestes Buch erschienen unter dem etwas langatmigen Titel „Briefe eines elsässischen Bauernburschen aus dem Weltkrieg 1914—1918 an seinen Freund", herausgegeben von Hans Karl Abel. Wer weder Sinn noch Verständnis für die Regungen und Äußerungen einer schlichten Volksseele hat, dem erscheinen diese Briefe zunächst belanglos. Ihr Wert ist kein literarischer oder gar poetischer; ihre Bedeutung ist, unbeabsichtigt, eine kulturelle und politische. Die Seele dieses elsässischen Briefschreibers fühlt sich eins mit der Seele jedes deutschen Mitkämpfers. Hier tritt aus einem Bauernschlag von echtestem Korn und Schrot ein Zeuge auf für sein deutsches Elsaß. Ein tapferer, unerschrockener elsässischer Soldat bangt und kämpft im Schützengrabenschlamm der Westfront für das Schicksal seiner deutschen Heimat und muß zum Schluß im deutschen Unteroffiziersrock heimkehren in das welsch gewordene Elsaß und darauf gefaßt sein, bei der nächsten, seinem Jahrgang bevorstehenden Übung in den französischen Waffenrock schlüpfen zu müssen. Hier lernen wir einen Vertreter jenes großen Teils der elsässischen Bevölkerung kennen, der sich auch heute noch französischer Art als etwas Wesensfremdes verschließt und der sich zu August Stöbers stolzem Bekenntnis aus dem Jahre 1838 hält: „Wir wollen als Elsässer unseren deutschen Charakter behalten und sollten die Welschen

darüber des Teufels werden!" Und so erzählen diese Feldbriefe vom verlorenen, verborgenen und verlassenen Deutschtum des Elsasses. Dazu kommt die schlicht natürliche Ausdrucksweise eines tief empfindenden, oft von naiver Unmittelbarkeit und von gläubigem Gottvertrauen erfüllten Natursohnes, der einen ihm an der Westfront zugelaufenen Hund zu seinem Seelengefährten erwählen und ihm sein ganzes Heimweh erzählen kann. „Seinem Schnüff erzählte der Klaus von den einsamen Melkerhütten der Hochvogesen, wo Hund und Alphorn den Sommer lang die beiden einzigen Gesellschafter des jungen Kühers sind. Wie der auf jenen wilden Höhen einen treuen Freund gebrauche, und wie schön es sei, wenn man dort in stiller Mondnacht beisammen auf der kleinen Bank vor der Hütte säße, und beide, Melker und Hund, die Ohren spitzten auf die Stimmen der Nacht. Da dringt aus dem blauen Schoße der ruhenden Wälder, wo die Riesentannen Arm in Arm schlafen und selig träumen, leis aus dem Tal herauf des Wildbaches ewig schöne und ewig wiederkehrende Melodie; da braust irgendwo zwischen nackten Felsenzacken ein Wasserfall; aber sein nächtliches Rauschen erklingt gedämpft, wie Brunnengemurmel unter dem Eise; da schreit, wo die kahlen Wipfel der gebleichten Wettertannen aus der nahen Schlucht über die Weidefläche emporragen, ein Uhu, dort jagt bellend ein Füchslein durch die Wildnis, und auf dem Weidgang pfeift ein Igel. Ja, auf den Bergen daheim, da schmettern in heller Nacht die Höhenlerchen ihr Lied zum sternenbesäten Himmel empor!" Abel, der dem Buch ein schlichtes, fein abgetöntes Vor- und Nachwort beigesteuert hat und in dem wir den Empfänger dieser Briefe erblicken dürften, hat seiner elsässischen Heimat mit dieser Briefsammlung, die allen Menschenfreunden hüben und drüben gewidmet ist, einen großen Dienst erwiesen. Möge der Gruß seines Landsmanns und Sangesbruders, Christian Schmitt, unsern Dichter zu neuem Schaffen begeistern:

„Der Frieden ist im Lärm des Kriegs entflohn.
Ich gab zum heißen Kampf hinaus den Sohn;
Dir hat der Sturm entrissen Haus und Habe.
Doch stark blieb unser Mut. Aus Blut und Brand
Ein kraftverjüngtes deutsches Vaterland
Erhoffen wir als schönste Siegesgabe.

Dann baust du wieder auf im grünen Tal,
Was du verlorst, und ich auch darf einmal
Vielleicht das voll geklärte Licht noch grüßen.
Und daß nicht freudlos wir und einsam gehn:
Daß in uns lebt ein brüderlich Verstehn,
Soll beiden uns der Wegfahrt Rest versüßen."

Karl Walter



Der Tonkünstler E. T. A. Hoffmann

Zur Wiedererweckung seiner Oper „Undine"

Der 30. Juni 1922 versprach ein großer Tag für das Stadttheater in Aachen zu werden. War doch für diesen Tag — im Rahmen einer „Deutschen Festwoche" — zum Gedächtnis E. T. A. Hoffmanns dessen Oper „Undine" angesagt! Hundertundfünf Jahre hatte das Werk geruht; trotz aller gelegentlichen Versuche, es wieder ans Licht zu ziehen, war der Wille dazu bisher nicht in die Tat umgesetzt worden. Als bedeutendster Fürsprech der Oper trat in unseren Tagen Hans Pfitzner auf den Plan; er fertigte einen Klavierauszug

von ihr an, den er 1906 bei Peters erscheinen ließ. In einem trefflichen Aufsatze aus demselben Jahre befaßte er sich eingehend mit der Entstehung und dem Wesen Undinens, und noch 1920 bezeugte er in einem Nachworte zu diesem Aufsatze seine durch all die Jahre hindurch gleich gebliebene Anteilnahme an dem Geschicke der Schöpfung Hoffmanns.

Weder der Klavierauszug noch das vielfache Lob Undinens aus hundert mehr oder weniger berufenen Federn ließ allerdings das Ergebnis voraussehen, von welchem ich in folgendem berichten muß. Ein klein wenig hätte einen stutzig machen können, daß „Undine" schon in ihrem ersten Leben (1816—1817) eine recht geteilte Aufnahme gefunden hatte. K. M. v. Weber deutet das in seiner Besprechung des Werkes (vom Jahre 1817) mit folgendem Satze an: „Urteile, in aller Art sich widersprechend ... hatte ich über die Oper Undine hören müssen. Ich suchte so viel als möglich einer gänzlichen Unbefangenheit teilhaft zu werden".... Aber Weber selbst beruhigte einen ja wieder, wenn er in folgendem so viel des zu Rühmenden vorbrachte und so wenig des zu Tadelnden.

Mit hochgespannten Erwartungen harrten wir der Dinge, die da kommen sollten. Kapellmeister Erich Orthmann hatte sie uns zugedacht; er war der geistige Vater der Aufführung und leitete sie auch am Pulte. Es ziemt sich, seinen Namen hier so voranzustellen, da er die gewaltigste Arbeit für den Abend zu leisten hatte. Die Gerechtigkeit gebietet indes auch zu sagen, daß es ihm während der Proben hätte offenbar werden müssen, daß der Undine in Hoffmann-Fouqués Bühnengestaltung kein neues Leben mehr eingehaucht werden könne. Und endlich hätte er, wenn die Aufführung dennoch versucht werden sollte bzw. mußte, aus dem Geiste der Schöpfer des Werkes heraus seine Stimme dagegen erheben müssen, daß einem romantischen Stoffe allerschreiendste expressionistische Bühnenbilder aufgezwungen werden sollten. Nun bildeten Dichtung und Musik eine Einheit, während der Rahmen, in welchem beide erschienen, sie als etwas völlig Fremdes umgab. Das Bestreben, dem Werke mit den Mitteln der Stilbühne beizukommen, führte so zu krasser und störender Stillosigkeit.

Ausschlaggebend war dieses Äußere indes schließlich ebensowenig wie die Größe der Bühne, sondern ausschlaggebend war — ich wiederhole es — das Werk selber. Die Einheit von Wort und Ton darin ward ihm zum Verhängnis. Denn so — „ungeschickt" sagt Pfitzner — mangelhaft das Textbuch ist, so anfechtbar ist auch Hoffmanns Vertonung.

Den Gang der Handlung setze ich als bekannt voraus. Er ist nicht nur an sich sehr undramatisch, sondern er ertötet die Teilnahme an ihm noch ganz besonders durch den so häufig notwendigen Szenenwechsel. Dadurch entstehen leere Stellen, die unausweichlich als Leere wirken müssen, weil das Vorangegangene selten so fesselt, daß man während der Pausen dem Gesehenen und Gehörten nachzuhangen sich gedrängt fühlte. Kommt nun noch, wie in unserem Falle, hinzu, daß die Spielleitung für kein rechtes Leben des sich auf der Bühne Abspielenden sorgt — wozu der tiefere Grund gewiß in der Dichtung selber zu suchen ist —, so ist der Eindruck des Bühnenunwirksamen da — und durch nichts mehr zu beseitigen.

Auch durch die Musik nicht. Ohne Frage gelingt Hoffmann manches schön und treffend, d. h. herrscht hier und da echter Märchenton. Ohne Frage sind ihm auch Themen eingefallen, die einprägsam wirken und bleiben, so z. B. das der Undine selber, dann alles, was auf Kühleborn Bezug hat. Die Tonmalerei gelingt ebenfalls nicht selten wunderbar, immer an den Stellen, wo das Wasser eine Rolle spielt. Aber wahr ist auch, daß, wie Weber schon schrieb, die kurzen Motive vorherrschen und dadurch dem rein Gesanglichen das Hervortreten erschwert wird; wahr ist zum anderen, daß die Harmonien sich in ziemlich engem Kreise bewegen und nicht — wie das bei Mozart z. B. so auffällig der Fall ist — in wirklich genialer Weise verwendet werden. Mit wie wenig Akkorden kommt Mozart in „Cosi fan tutte" aus — und doch: welche Fülle von Harmonie und Wohllaut tönt einem aus diesem Werke entgegen! Weber empfand die gehäuften raschen Schlüsse als „störend"; auf uns Heutige wirken sie geradezu peinlich. Denn sie bekunden eine musikalisch-schöpferische Kurzatmigkeit beklemmender Art. Und endlich die Instrumentation!

Auch hier manches Gelungene; im ganzen aber fehlen ihr die Farben, fehlt ihr einfach der Reichtum der Romantik, wie wir ihn von einem Weber her gewohnt sind. Oft mutet die Instrumentation geradezu unbeholfen an, ist hier zu gleichmäßig dick, dort zu dünn und verrät nicht den Meister, der über dem Technischen steht. Das muß uns Nachfahren Webers und Wagners natürlich viel mehr auffallen, als Weber selber und erst recht seinen Zeitgenossen.

Wie also die Dichtung der Undine den großen Zug vermissen läßt, suchen wir ihn auch in der Musik und ihrer Formung vergebens. Diese Feststellung — aus leidvollem, weil tief enttäuschendem Erleben geboren — läßt es aussichtslos erscheinen, Hoffmanns Undine je wieder in die Reihe der lebendigen Bühnenwerke einzufügen. Hoffmann war als Musiker nicht groß genug, um seinem Geschöpfe ein zeitloses Dasein einzuhauchen. Seine Größe als Musiker erschöpfte sich offenbar darin, wirkliche Große im Reiche der Töne — Mozart, Beethoven — in ihrem Innersten zu erfassen und durch die Kraft seines Dichtertums seinen Zeitgenossen sowohl als auch jedem nachfolgenden Geschlechte nahezubringen.

So wäre also die Aachener Wiederaufführung der „Undine“ nutzlos gewesen? Bewahre! Sie hat uns endgültig gezeigt, wo Hoffmann als Tonkünstler steht und wie es um den Tonkünstler Hoffmann steht. Er war ein Vorläufer, aber kein Erfüller. Er war ein Anreger, aber kein Vollender. In ihm ist der Anfang des Weges gegeben, den Weber und Wagner zu Ende gingen. Das ist seine Bedeutung; das ist auch die bleibende Bedeutung der Undine, deren kunstgeschichtliche Stellung — Anstreben der Romantik, deutliche Verwendung von Leitmotiven — jetzt nur um so sicherer dasteht. Uns diese Erkenntnis verschafft zu haben, ist die Tat und das Verdienst des Aachener Stadttheaters.

Reinhold Zimmermann



Türmers Tagebuch

Die Politik der Wut — Also sprach Bebel
Mehr Staatsgesinnung — Zeitgemäße Rechtspolitik

In der „Frankf. Ztg." veröffentlicht der rheinische Dichter Wilhelm Schäfer ein Tagebuchblatt, in dem er schreibt:

„... Nur der Zorn über die Dummheit, in der sich das deutsche Volk auseinanderstreitet, über das rettungslose Hinabziehen in den Pöbel, läßt mich sprechen. Niemand, weder Rathenau noch einer von denen, die an ihm zum Verbrecher wurden, hat ein Rezept in der Tasche, wie uns aus unserer Not geholfen werden könnte. Wer es zu haben vorgibt, den heiße ich einen Lügner. Weder mit einem Nein noch mit einem Ja ist dem zu helfen, der unter die Strauchdiebe gefallen ist. Gegen Übergewalt gibt es nur einen Schwur, sich nicht verloren zu geben; und wer je in schweren Lagen stand, weiß, daß eine Mücke dann wichtiger sein kann als ein Löwe.

Warum also brüllen wir so? Warum glauben wir, eine Fahne so oder so könnte uns helfen? Warum lassen wir die Dummheit gewähren, wo nur Klugheit uns retten kann? Ob wir als Republik oder als Monarchie zum Teufel gehen, ist doch wohl gleichgültig, und so, wie wir sind, gehen wir sicher zum Teufel. Die Revolution war keine Ruhmestat, sondern der Wutanfall eines Niederbrechenden; und was jetzt geschieht, ist der Wutanfall eines, der aus seinen Wunden noch nicht aufstehen kann. Ob er sich Heldendinge ausmalt, er kann doch nicht gehen, ehe seine Kraft wiederkehrt. Wie aber soll sie kommen, solange er sie stets wieder in neuen Wutanfällen verzehrt?"

Das ist eine Mahnung, die auf allen Seiten die Ohren öffnen sollte. Dummheit, Verpöbelung, Wut — daß in einer solchen Geistesverfassung keine nationalen und menschlichen Ruhmestaten zu leisten sind, ist so einleuchtend, und doch wird es nicht eingesehen. Es ist gleichermaßen gesündigt worden, hüben und drüben, zur Rechten wie zur Linken. Hier: Münchener Räteherrschaft, mitteldeutscher Aufstand, Eisenbahnerstreik; dort: Kapp-Putsch, Erzbergerattentat, Rathenaumord. Und was alles liegt zwischen diesen Meilensteinen, die Deutschlands Weg seit dem Zusammenbruch als gespenstisch bleiche Male bezeichnen. Wieviel Dummheit, Wut und Verpöbelung — — —

Die neueste Sturzwelle, die ungestüm über unser geplagtes Vaterland dahinrollte, läßt sich jetzt in ihrer Kurve genau verfolgen. Die Bewegung setzte ein mit dem

Tage der Ermordung Rathenaus, sie endet mit dem ruhigen Auseinandergehen des Reichstags am 18. Juli. Wenn diese Krise, eine der schwersten und gefahrvollsten, überwunden und dem sinnlosen Walten roher Kräfte Einhalt geboten werden konnte — darf man da wohl annehmen, daß die Zahl der Vernünftigen wieder zu wachsen beginnt? Am Ende der Bewegung steht ein verheißungsvolles Wort: Arbeitsgemeinschaft. Vorläufig soll diese Parole, die sich nur erst schüchtern und ein wenig verlegen hervorwagt, nur Geltung haben innerhalb der beiden großen Heerlager, die sich — darüber wollen wir uns nicht täuschen — mit wachsamer Feindseligkeit gegenüberstehen: Dem Bürgertum und der Arbeiterschaft. Der Riß, der mitten durch unser Volk geht, ist tief und breit und noch niemals so deutlich wie in diesen Tagen in die Erscheinung getreten. Aber vielleicht zeigt sich hier zum erstenmal die Möglichkeit der inneren Gesundung: indem jeder Teil für sich, in den eigenen Reihen, einmal erst den Ausgleich schafft, die unruhvollen, die rein negativen, die radikalen Elemente aufzusaugen sucht und abstößt, was diesem Prozeß sich nicht fügen will. Ein fernes Ziel, aber des Schweißes der Edlen wert: über Arbeitsgemeinschaft zur Volksgemeinschaft.

* * *

Ein fernes Ziel! Denn vorerst müssen die Sozialisten noch alle Anfangsgründe des staatspolitischen Anschauungsunterrichts nachholen, von dem man sie leider törichter- und engherzigerweise ausgeschlossen hat. Für diese Unduldsamkeit des Alten Regimes hat das Bürgertum heute zu büßen und, da gewaltsamer Widerstand sich nun wohl endgültig als politische Torheit ohnegleichen erwiesen hat, so bleibt für die Zukunft nur übrig, das Panzerhemd der Geduld anzulegen und durch Kritik der Einsicht auf die Beine zu helfen.

Wir sind jetzt bei der Lektion „Ausnahmegesetze" angelangt. Mit Ausnahmegesetzen glaubt man vorgehen zu müssen gegen die, die sich nicht schnell genug zur Republik bekehren können. Denn in dem Gesetzeswerk, das da in wilder Hast unter der Aufschrift „Zum Schutz der Republik" ersonnen, beraten und verabschiedet wurde, sind nur einige wenige Paragraphen gegen die politischen Mörder und Verschwörer gerichtet. Alle anderen Bestimmungen greifen tief in das staatsbürgerliche Leben ein. Und der Geist Metternichs hat dabei Pate gestanden.

Wir haben früher die Majestätsbeleidigungen gehabt, und sie sind — wie im „Türmer" freimütig gerügt wurde — oft viel zu schwer und viel zu hart bestraft worden. Wenn sich die Spitzen der Republik auf die gleiche Art gegen „Beschimpfung und Verleumdung" sichern wollen, so wird man ihnen also daraus keinen Vorwurf machen können. Allein diese Begriffe sind von gefährlicher Dehnbarkeit. Es kann unter ihnen jede abfällige Kritik an der Republik, an ihren Führern und an den republikanischen Parteien gemeint sein.

Wer den ermordeten Minister Rathenau nicht als staatsmännisches Genie eingeschätzt, wer sein politisches Wirken als schädlich bekämpft und seiner Schwächen und Fehler Erwähnung getan hat, wird heute in linksgerichteten Kreisen kurzerhand den „geistigen Mördern" Rathenaus zugezählt. Und wer sich morgen unter-

fangen wird, in gleicher Weise an einem Minister der Republik Kritik zu üben, läuft Gefahr, sich hoher Geld- und Freiheitsstrafe auszusetzen. Der amtlichen Willkür ist Tür und Tor geöffnet. Was soll man in Zukunft unter Kritik in politischem Sinne verstehen? Wird man künftig auch weiterhin zum Beispiel Hindenburg einen „Massenmörder“ nennen, nicht aber diese oder jene Note des Kabinetts Wirth als „würdelos und schwächlich“ bezeichnen dürfen?

Die „Majestäts“beleidigungsprozesse werden also wieder Auferstehung feiern. Nur daß die beleidigte Majestät von nun ab das Proletariat ist, das diese Gesetze erzwungen hat. Denn gerade die Sozialisten sind es gewesen, die am ärgsten nach Ausnahmegesetzen geschrien haben. Heilige Konsequenz! „Das“, registriert „Der Deutsche“, „sind just dieselben Leute, die ehedem grundsätzlich jedes Ausnahmerecht ablehnten, die grundsätzlich für das Recht der freien Meinungsäußerung eintraten, die grundsätzlich jeder Zensur entgegen waren. Vorbei ist's mit solchen Grundsätzen, da man die ehemalige Rolle des Verachteten, des Verfemten und des Verfolgten mit der Rolle des Herrschenden vertauscht hat. Keine Erinnerung mehr ist vorhanden an die Grundsätze von Anno dazumal. Heute glaubt gerade die Sozialdemokratie mit denselben Mitteln regieren zu müssen, die sie dem kaiserlichen Deutschland als Verbrechen anrechnete.“

* * *

Wie war's doch gleich?

Am 11. Mai 1878 schoß Hödel auf Kaiser Wilhelm I., ohne ihn zu verwunden. Bereits am 20. Mai erschien der sogenannte Hödel-Entwurf des Sozialistengesetzes, der, aus Friedrichsruh datiert, die Unterschrift des Fürsten Bismarck trug. Nach diesem Entwurf konnten Druckschriften und Vereine, „welche die Ziele der Sozialdemokratie verfolgen“, und Versammlungen verboten oder aufgelöst werden, „wenn Tatsachen vorliegen, welche die Annahme rechtfertigen, daß sie Zielen der Sozialdemokratie dienen sollen“.

Schon am 23. Mai trat der Reichstag in die Beratung des Entwurfs ein, der zwei Tage später abgelehnt wurde. Im Namen der Sozialdemokraten gab damals Wilhelm Liebknecht folgende Erklärung ab:

„Der Versuch, die Tat eines Wahnwitzigen, noch ehe die gerichtliche Untersuchung geschlossen ist, zur Ausführung eines lange vorbereiteten Reaktionsstreiches zu benutzen und die ‚moralische Urheberschaft‘ des noch unerwiesenen Mordattentats auf den Deutschen Kaiser einer Partei aufzuwälzen, welche den Mord in jeder Form verurteilt und die wirtschaftliche und politische Entwicklung als von dem Willen einzelner Personen ganz unabhängig auffaßt, richtet sich selbst so vollständig in den Augen jedes vorurteilslosen Menschen, daß wir, die Vertreter der sozialdemokratischen Wähler Deutschlands, uns zu der Erklärung gedrungen fühlen:

Wir erachten es mit unserer Würde nicht vereinbar, an der Debatte des dem Reichstag heute vorliegenden Ausnahmegesetzes teilzunehmen, und werden uns durch keinerlei Provokationen, von welcher Seite sie kommen mögen, in diesem Entschluß erschüttern lassen. Wohl aber werden wir uns an der Abstimmung be-

teiligen, weil wir es für unsere Pflicht halten, zur Verhütung eines *beispiellosen Attentates auf die Volksfreiheit* das unserige beizutragen, indem wir unsere Stimmen in die Wagschale werfen.'"

Eine Woche nach Ablehnung der Vorlage, am 2. Juni, erfolgte das Nobilingsche Attentat gegen den Kaiser, der dabei verwundet wurde. Am 11. Juni wurde der Reichstag aufgelöst, am 30. Juli war Neuwahl. Am 18. August wurde der zweite Entwurf des Sozialistengesetzes veröffentlicht. Das neue Gesetz verbot Vereine, „welche durch sozialdemokratische, sozialistische oder kommunistische Bestrebungen den Umsturz der bestehenden Staats- oder Gesellschaftsordnung bezweckten" sowie Versammlungen, von denen durch Tatsachen die Annahme gerechtfertigt wäre, daß sie zur Förderung der vorgenannten Bestrebungen bestimmt wären. Es befahl die Auflösung von Versammlungen und das Verbot von Druckschriften, in welchen solche Bestrebungen zutage treten würden. An Strafen waren Geldstrafen bis zu 500 ℳ oder Gefängnis bis zu drei Monaten, für Vorsteher, Leiter, Ordner usw. von Vereinen oder Versammlungen Gefängnis von einem Monat bis zu einem Jahre vorgesehen.

Das Gesetz wurde angenommen. Vielleicht dient es da und dort innerhalb der Sozialdemokratie der Selbstbesinnung, wenn an folgende Stelle aus der Rede *Bebels* erinnert wird:

„Meine Herren, wenn ich als *Staatsbürger* zu den Wahlen gerufen werde, dann soll ich doch nach meiner Überzeugung stimmen; wenn es mir aber unmöglich gemacht wird, *für meine Überzeugung Propaganda zu machen und meine Überzeugung auszusprechen, dann bin ich rechtlos*. Nehmen Sie also dieses Gesetz an, so haben wir ein Ausnahmegesetz, ein *Klassengesetz*, das allerdings mehr als alles, was bisher dagewesen ist, *gegen Ihren Willen Propaganda für uns machen wird*. Es wird in einer Weise gegen Sie wirken, wie Sie es nicht erwarten, und wird das herbeizuführen geeignet sein, was Sie verhüten wollen und sollen: einen gewaltsamen Umsturz."

* * *

Also sprach Bebel Anno 1878.

Wenn man heute Anno 1922 die Reichstagsverhandlungen über die Gesetze zum Schutz der Republik — das Gesetz gegen die Monarchisten — durchliest, dann muß man jenem volksparteilichen Sprecher recht geben, der mit leichtem Sarkasmus bemerkte: „Linker Hand, rechter Hand alles vertauscht."

In der Tat, nichts weiter ist geschehen, als daß man die Rollen gewechselt hat. Die Rechte tritt für freie Meinungsäußerung ein, die Linke kämpft mit wütendem Eifer für alle jene Prinzipien des alten Obrigkeitsstaates, die sie einst aus tiefstem und erbittertstem Herzen verdammt hat. Wenn die Sozialisten ein wenig mehr auf Tradition gäben, wenn sie der Lehrmeisterin Geschichte nicht mit so erhabener Nichtachtung begegneten, so würden sie dessen eingedenk sein, daß Ausnahmegesetze sich bisher noch stets gegen ihre Urheber gekehrt haben. Bebels Prophezeiung ist eingetroffen: das Sozialistengesetz hat den sozialistischen Gedanken nicht ertötet, es hat ihn im Gegenteil derart gestärkt, daß die Sozialdemokratie mit den Jahren

zur stärksten Partei des Reiches wurde. Und nicht anders ist es mit dem Ausnahmegesetz gegen den katholischen Bevölkerungsteil gewesen. Unter ihm hat sich die politische Vertretung der Entrechteten, das Zentrum, zu ungeahnter Macht entfaltet und ist zum „Trumpf" gegen die Regierung geworden.

Die erschreckende Geistesarmut, die Ideenlosigkeit der Sozialdemokratie, jetzt, da sie selbst am Ruder sitzt, offenbart sich in der rein mechanischen, nur noch plumperen Art, wie sie alles kopiert, was ihre Gegner von einst ihr vormachten. Einst ballte der Arbeiter verstohlen und voll Ingrimm die Faust, wenn die rote Fahne seiner Partei beschlagnahmt wurde, wenn die Polizei auf den sozialdemokratischen Versammlungen die Entfernung der Büsten von Marx und Lassalle verlangte und zur Auflösung schritt, sobald die Internationale angestimmt wurde. Und heute? Die Sozialisten bestimmen, daß die Hoheitszeichen vom Reichstag beseitigt werden. In Magdeburg will man acht Straßen, Plätze usw., die an das deutsche Kaiser- und Königtum erinnern, umbenennen. In Halle beschlossen die Stadtverordneten, die Hohenzollerndenkmäler aus den Straßen zu entfernen. In Dessau stimmte der Gemeinderat für die Entfernung der Herzogsbüste aus dem Sitzungssaal. Und so weiter. Und so weiter.

„Die deutsche Geschichte", fühlt sich die „Magdeburgische Zeitung" veranlaßt, dazu zu bemerken, „meldet von weit über tausend Jahren deutschen Kaiser- und Königtums. Die deutsche Republik besteht seit vier Jahren. Objektive Geschichtsbetrachtung verpflichtet darüber hinaus zu der Feststellung, daß es deutsche Fürsten und Herzöge gegeben hat, solange von einer politischen Geschichte der Deutschen gesprochen werden kann. Und das sind nun annähernd zweitausend Jahre. Selbst der gewissenhafteste Betrachter kann demgegenüber zugunsten des republikanischen Gedankens in Deutschland allenfalls noch feststellen, daß er in kleinen Kreisen seit etwa 50 Jahren, in der ‚Masse' aber erst viel später Boden gefaßt hat. So also stehen der monarchische und der republikanische Gedanke in Deutschland: Jahrtausende gegen wenige Jahre. Rein zahlenmäßig betrachtet mag heute eine kleine republikanische Mehrheit im Volke bestehen, wenn man zu den Sozialisten einen Teil der Demokraten hinzurechnen will. Alle anderen Bürger — und das Bürgertum bildet an sich immer noch die Mehrheit aller Deutschen — stehen, soweit sie nicht einen scharf ablehnenden Standpunkt vertreten, der Republik nur deshalb nicht ablehnend gegenüber, weil sie das Vaterland über die Weltanschauung stellen, weil sie erkannt haben, daß vor der drängenden Notwendigkeit, Volk und Reich vor dem Untergang zu bewahren, die Frage nach der Staatsform vollständig zurücktreten muß.

Kluge Träger des republikanischen Gedankens würden dieser Sachlage Rechnung tragen. Sie würden Achtung vor der Überzeugung der ‚anderen' haben, die ihnen in der Ausführung ihres Willens keinen Widerstand entgegensetzen. Es müßte sie dabei die Spekulation leiten, daß vielleicht in Jahren und Jahrzehnten das nun einmal Gewordene — wenn überhaupt — in die Herzen des Volkes wachsen könne. Kenner der Stimmung des deutschen Bürgers müßten sich sagen, daß eine Überlieferung von Jahrhunderten, mit der sich Sehnsucht und Hoffnung nicht nur, sondern auch Aufstieg und Erfolg verbanden, sich nicht ausreißen lasse wie

giftiges Unkraut. Das deutsche Kaisertum war zu den Zeiten, da ein bitteres Volksgeschick ihm die Krone vorübergehend genommen hatte, der Traum auch der Väter derer, die heute nur von einer deutschen Republik alles Heil erwarten. Die Erinnerung an die großen gekrönten Führer ist zu tief und zu unverlierbar in die Seele aller Deutschen gesenkt."

Die Republik ist auf den pädagogischen Irrtum vieler Eltern verfallen, die da meinen, sie könnten sich die Liebe der Kinder mit dem Rohrstock erprügeln.

* * *

„Was Staatsgesinnung angeht, so stehen die sozialistischen Massen vor einem vollkommenen Nichts! Sie glauben, daß der Staat eines Sechzigmillionenvolkes lediglich mit einigen brutalen Gesetzesparagraphen in Ordnung gebracht werden kann. Hätte man im sozialistischen Lager etwas mehr Staatsgesinnung, mehr wirtschaftliche Einsicht, mehr Verständnis für die Mentalität anderer nicht sozialistisch denkender Bevölkerungsschichten aufgebracht, dann stände es besser um die Erhaltung der gegenwärtigen Staatsform, als selbst nach der Annahme eines halben Dutzend neuer, der Sicherung der Republik dienender Gesetze." Das schreibt der Staatsminister a. D. Stegerwald, der bekannte Führer der christlichen Gewerkschaften. Und noch schärfer, noch vernichtender geht er mit den Freien Gewerkschaften ins Gericht, die, gestützt auf ihren zahlenmäßig bedeutenden Anhang, bei jeder Gelegenheit eine ausschlaggebende Rolle im Staate beanspruchen:

„Für sie ist im Grunde der Staat da, um ihre Unentbehrlichkeit anzuerkennen und um ihre Forderungen zu erfüllen; von der Erkenntnis und dem Pflichtbewußtsein, den Staat stärken zu müssen, fehlt jede Spur. Die sozialdemokratische Gewerkschaftsbewegung läßt sich ausschließlich leiten von agitatorischen Erwägungen, und da ergibt sich eben: Fordern, und zwar unter ständigem Hinblick auf den letzten Radikalen.

So ist es zu verstehen, wenn die freien Gewerkschaften heute noch die Sozialisierung als das große Ziel vertreten, an das innerlich kein Mensch von Einblick mehr glaubt, so, wenn sie für die Beamten das Streikrecht fordern, während der aus ihren eigenen Reihen hervorgegangene Reichspräsident den Beamtenstreik als verfassungswidrig und staatsunmöglich verbietet; so, wenn den unteren und mittleren Beamten überhaupt die Aufrechterhaltung aller ihrer Beamtenrechte zugesichert und zugleich die Vorteile des freien Arbeitsvertrages hinzuversprochen werden; so, wenn den Arbeitnehmern in lebenswichtigen Betrieben auf Kosten der Versorgung von Millionen von Staatsbürgern, sogar von Klassengenossen, gestattet wird, die Betriebe stillzulegen; so, wenn bei Zusammenstößen zwischen Masse und Polizei ein Schuldbekenntnis der letzteren und die Maßregelung von Polizeibeamten gefordert wird, wie das kürzlich gelegentlich einer sehr vernunftwidrig arrangierten Demonstration vor dem Berliner Rathaus geschehen ist; so auch, wenn in krisenhaften Zeiten wie 1920 und jetzt wieder versucht wird, dem Rätediktaturgedanken zuliebe und ohne irgendwelche Rücksicht auf staatspolitische Notwendigkeiten die Entscheidungen des politischen Parlaments unter den Druck

der Drohung mit dem Generalstreik zu stellen. Das ‚agitatorische Bedürfnis‘ hat eben die Tendenz, nichts anderes zur Geltung kommen zu lassen, als den Klassenegoismus und die Demagogie. Deshalb ist bei den Sozialisten auch gar kein Verständnis für die Lage anderer Schichten zu finden. Selbst die Not der benachbarten Schicht des Mittelstandes rührt sie nicht, aber sie glauben es ihm sehr übelnehmen zu müssen, wenn er die gegenwärtigen Verhältnisse widerwärtig findet, der alten Zeit nachtrauert und sich zu denen hingezogen fühlt, die die Restaurierung erstreben. Was kümmert den ‚Klassenbewußten‘ der gegenwärtige Staat? Was kümmert ihn der nicht klassenzugehörige Volksgenosse? Und was kümmert ihn schließlich die äußere Lage des Volkes? Er vertraut nach außen auf die Internationale. Für wann? Für ferne Zukunft. Für die Gegenwart traut er auf Verhandeln, doch vermag er selbst nicht einmal geeignete Unterhändler zu stellen. Sein äußerstes und stärkstes Mittel im Innern und nach außen ist ihm der Demonstrationsstreik. Doch er streikt hinter den Ereignissen her. Er fordert Amnestie für Schädiger der Republik aus seinen eigenen Reihen in dem Augenblick, wo gegen andere Feinde der Republik besondere Maßnahmen getroffen werden müssen, und schwächt dadurch die Republikaner.“

* * *

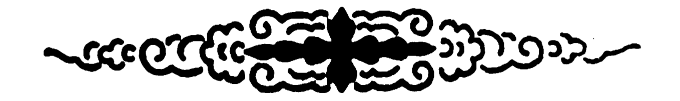
Die Bedeutung des staatlichen Umbildungsprozesses, in dem wir uns befinden, ist aber leider einem großen Teil des Bürgertums noch nicht aufgegangen. Schon vor mehr als Jahresfrist ist an dieser Stelle betont worden, wie ungemein notwendig der deutschnationalen Partei eine Mauserung nottut. Wir brachten diese Forderung, die damals vielen noch nicht recht eingehen mochte, auf eine kurze Formel: mehr Posadowsky, weniger Helfferich.

Darin war, wenn man die Gestalten beider Männer vergleicht, ungefähr alles ausgedrückt. Leider hat die Gruppe Helfferich sich immer mehr durchgesetzt und hat die andere, der ihre Politik auch eine Sache der Weltanschauung ist, nicht nur eine Frage praktischer Interessenausnutzung, immer mehr an die Wand gedrückt. Jetzt, da wir wieder einmal vor Scherben stehen, ist es vielleicht an der Zeit, erneut an die Tore der Einsicht auch auf dieser Seite zu klopfen. Im „roten Tag“ knüpft H. Klöres an die Gedanken an, die im „Türmer“ mehrfach dargelegt wurden. In einem klugen und weitsichtigen Aufsatz redet er den Parteien ins Gewissen, die ihr Ideal fast ausschließlich in der Vergangenheit suchen. „Hätte die Revolution in Wahrheit nur den Charakter einer, zeitlich überdies anfechtbaren, Arbeiterbewegung, so wäre sie längst am Ende ihrer Kraft angelangt. Die instinktive Anteilnahme breiter Schichten des Bürgertums sollte jedoch zu verstehen geben, daß offenbar hier ein weit größeres Problem der Lösung entgegenreift, das nur aus der Entwicklung heraus begriffen werden kann, in seinen letzten Folgerungen den Aufbau eines modernen Staates anstrebt, der dem Zeitalter der Großwirtschaft, der Weltindustrie, des Welthandels entspricht und gerade dem deutschen Volke, als dem geistig regsamsten und gestaltungsfähigsten, vorbehalten zu sein scheint. Nicht in der Vergangenheit liegt die Möglichkeit, diese Form zu finden, unter der sich der innere Ausgleich der Schichten eines gewaltigen Wirtschafts-

staates vollziehen soll, sondern in der Zukunft, und darum führt die ablehnende Haltung und das geistige Verharren der rechtsbürgerlichen Parteien tatsächlich zu ihrer praktischen Selbstausschaltung aus der Politik des Reiches."

Wie sehr das politische Leben in Deutschland infolge des Ausfalls der Rechten von seinen wirklichen Zielen entfernt ist, beweist der Umstand, daß in einer Zeit schwerster äußerer Bedrängnis, die klarste und kühlste Überlegung erfordert, noch immer gefühlsmäßig Politik getrieben wird, und daß die heute überflüssige Frage, ob Monarchie oder Republik, in jedem Augenblick die Leidenschaften entfesseln kann. „Man geht nicht fehl, wenn man einen wesentlichen Teil der Schuld hieran dem nicht zeitgemäß genug formulierten Bekenntnis der Rechten zur Monarchie zuweist, die sich in ihrer ehemaligen Gestalt von selbst verbietet. Die sehr verletzenden Angriffe auf die entthronten Fürsten, die Beschimpfungen der Taten und Helden des Krieges sind sicherlich nicht dazu angetan, für die Republik und ihre Anhänger Stimmung zu machen. Aber derlei Taktlosigkeiten, zu denen auch die Herabwürdigung der alten Reichsflagge gehört, dürfen von der Rechten, sofern sie politisch denken will, nicht höher eingeschätzt werden als vorübergehende Erscheinungen seelischer Gleichgewichtsstörungen, die die Zeit berichtigen wird."

Die Linke ist ideell und praktisch über die ersten Erfolge der Revolution nicht hinausgekommen, die der Hauptsache nach das zerstörte, was nicht mehr lebensberechtigt war. „Um den neuen Staat aus den Trümmern des alten heraus zu entwickeln, fehlen ihr die Kräfte. Hierfür bedarf es des Hinzutritts des Rechtsbürgertums. Aber dieses wird erst nach seiner geistigen Umstellung dazu gelangen, die Linke zu überzeugen, daß zum Aufbau des Staates die Fähigkeiten der hochgezüchteten Elemente des Volkstums einfach nicht entbehrt werden können. Die Parteien der Rechten werden sich darüber klar werden müssen, ob sie es sich erlauben dürfen, auch weiterhin den Dingen passiv zuzuschauen. Ihnen fehlt heute die wirksame Plattform eines großen, Wege in die Zukunft weisenden Programms und damit die Stoßkraft gegenüber der Linken, die sie bei Zwischenfällen von der Art des Mordes an Rathenau völlig mattsetzt. Nicht halbe Zugeständnisse an die Zeit, nicht die sogenannte ‚sachliche Opposition', auch nicht die Erklärung einer bereitwilligen Mitarbeit genügen, um dem rechtsstehenden Bürgertum die ihm gebührende Stellung zurückzugewinnen und sein Können für die Gesamtheit nutzbar zu machen, sondern eine klare und zielbewußte Einstellung auf den sozialen Staat als die unumgängliche Forderung der Gegenwart, und die tätige geistige Inangriffnahme des ganzen sozialen Problems ist erforderlich."



Auf der Warte

Meuchelmord

Es ist nicht nur die ruchlose Tat als solche, die uns in dieser Woche so erregt und erschüttert: es sind auch die Begleitumstände und die Wirkungen, die uns erblassen machen. Welch sittliche Verrohung! Planmäßige Mordorganisation in einem so zerrütteten Volkskörper, der vor allen Dingen Entgiftung braucht! Wenn doch die Besonnenen und Edlen in allen Parteien den Kernpunkt erfassen möchten, worauf es jetzt ankommt! Nitti hat in seinem Buch vom „Friedlosen Europa" (Frankfurt 1920) nur zu sehr recht, wenn er schon in der Einleitung sagt: „Das europäische Problem ist ein sittliches Problem".

Überzeugungen, maßvoll vertreten, sind etwas Heiliges; aber, in Leidenschaft verzerrt, weckt politischer Fanatismus überall das Gemeine, und das Gemeine ist schlechthin unser Feind, ob wir links oder rechts stehen. Meuchelmord ist eine Giftsaat. Wo sich aber das Edle, das Besonnene, der Wille zum Aufbau und zur Versöhnung sammelt, da wird sich auch die bleibende Staatsform entwickeln, denn da ist Lebensgemeinschaft möglich. Meuchelmord bedeutet Chaos.

Unreife Menschen und Massen sind in solchen Fällen aus Verstörtheit und Haltlosigkeit sofort bei der Hand, überall Mitschuldige zu wittern. Und so werden nun von der Linken die heftigsten Anklagen gegen die Rechte geschleudert. Insofern ist jetzt die Ermordung Rathenaus Prüfstein, wie weit die führenden Gruppen der Linken bereits reif sind. Denn Reife ist Selbstbeherrschung. Es ist teils törichte, teils bewußte Hetze, wenn man die politischen Gegner des so gemein und sinnlos Ermordeten zu Mitschuldigen macht. Ist denn dann noch überhaupt politische Aussprache möglich? Wenn die rohe Faust mörderisch dazwischen fährt, ist ja für beide Teile der Kampf zwischen Geist und Geist in wüstester Weise abgeschnitten. Dann ist aber auch kein Austrag des Geisteskampfes, kein Zu-Ende-Denken möglich. Somit hat der Meuchelmörder beiden Teilen und der zwischen ihnen verhandelten Sache schwersten Schaden getan. Und was leidenschaftliche Hetze betrifft, so ist der Ton auf der Linken doch wahrhaftig nicht zu übertreffen! Herrschen werden in Zukunft diejenigen, die ihre Leidenschaften beherrschen, nicht die Tobenden, die von ihr besessen sind. Das sind in Wahrheit Schwächlinge. Und Schwächlinge sind auch die Meuchelmörder, die einen geistigen Kampf nicht mit geistigen Waffen durchzuführen wissen.

Die Mörder Rathenaus haben nicht nur das Reinmenschliche in uns allen aufs tiefste verletzt, sondern auch den nationalen und den heroischen Gedanken schmählich geschädigt. Wie soll sich eine nationale Lebensgemeinschaft aufbauen, wenn die Tücke des Meuchelmörders alles Vertrauen zerbricht! Und heroisch ist eine solche Untat auch nicht zu nennen. Ein Held, selbst als verzerrter Fanatiker, reißt nicht aus, leugnet und lügt nicht, sondern stellt sich, bekennt seine Tat — und erleidet nach uraltem Blutrecht für sein Töten den Tod. Diese Mörder sind nicht einmal verzerrte Helden; und daß gar hinter ihnen eine Organisation planmäßigen Mordens steht, wie man es bisher in romanischen Ländern oder in dumpfen russischen Bezirken gewohnt war, das ist eine ungeheure Schande für diesen Teil des neuen Deutschlands.

Noch einmal: Meuchelmord ist Krampf der Schwäche. Geist und Herz haben

reinere Mittel, ihre Überzeugung auszuwirken. Diese Mörder und ihre Gruppen sind im vollsten Sinne Materialisten; und just den Materialismus, ob er sich rechts oder links verkapselt, wollen wir überwinden. Schließt die Reihen! Dieser Ruf gilt nicht einer Partei, sondern dem Edlen, Guten und Großen in allen Parteien. Denn dies ist bedroht. L.

Der große Abbau

Die Welt erlebt einen großen Preisabbau und hiermit in Verbindung einen Abbau der Löhne. Es gibt unter den Ländern mit hoher oder zum wenigsten noch gesunder Valuta weder in Europa noch in Übersee nicht ein einziges, das nicht eine Senkung seiner Preise und Löhne zu verzeichnen hätte. Demgegenüber steht Deutschland mit seiner in das Uferlose wachsenden Teuerung und seiner maßlosen Preistreiberei.

In Schweden bringen die neuen Tarife für die Arbeiter einen Lohnrückgang von 50—55 % gegenüber dem Beginne des Jahres 1921. In Norwegen sind Lohnkürzungen von 20—30 % eingetreten, und hierbei wird es nicht bleiben. In England sind für 1920 allein bei der Maschinenindustrie, im Bergbau, in der Textilindustrie, im Schiffsbau und im Verkehrsgewerbe zusammen 54 Millionen £ Löhne weniger gezahlt als im Jahre zuvor. Der durchschnittliche Mindestlohn ist von 48 Schilling auf 36 Schilling herabgesunken. In Italien treten Lohnherabsetzungen bis zu 25 % ein. Allen voran gingen die Vereinigten Staaten von Amerika. Im abgelaufenen Jahre setzte der Stahltrust seine Löhne auf den Stand von 1914; im übrigen gingen die Verdienste der Arbeiter um 30—50 % dem Stande von 1921 gegenüber zurück. In der Schweiz haben die Schweizer Arbeiter der Exportindustrie sowie der Uhrenidustrie, der Textilindustrie, der Maschinenindustrie Lohnkürzungen erfahren, die auf die Kaufkraft der Länder schwer einwirken. In Japan haben sich die jetzigen Löhne um 10—15 % im Durchschnitte gesenkt

Die Abstriche an den Verdiensten der Arbeiter konnten vorgenommen werden, weil die Lebensmittelpreise, sowie die gesamten Lebensunterhaltungskosten sich bedeutend in den einzelnen Ländern gesenkt haben. Allen Gebieten voran ist hier Amerika gegangen, das im vergangenen Jahre einen ungeheuren Preissturz seiner Waren und Fabrikate wie Lebensmittel erlitt. Vorläufer Amerikas war allerdings Japan gewesen. Japan hatte Preise erlebt und kennt sie noch, die zum Teile weit unter jenen der Friedenszeit liegen. Allerdings blieben in Japan die Lebensmittel zum Teile von der Preissenkung unberührt. In Europa setzte die Herabdrückung der Preise mit dem Frühjahr 1921 ein, und bisher ist die Preissenkung noch nicht wieder auf den europäischen Markten zum Stillstand gekommen. Alle Hoffnungen des Handels, die Preise wieder emportreiben zu können, haben sich nicht erfüllt. Ende 1921 waren in England die Lebensmittelpreise dem Jahre 1920 gegenüber um 36,5 % gesunken, die gesamten Lebensunterhaltungskosten um 54 %; bis zum April 1922 senkten sich die britischen Lebensunterhaltungskosten um weitere 15 %. Gegenüber dem Jahre 1920 senkten sich in Schweden die Lebensunterhaltungskosten um 22,5 % bis zum Jahresbeginne 1922. Ein weiteres Zurückgehen der Preise findet statt. In der Schweiz senkten sich die Großhandelskosten von 176 im Januar dieses Jahres auf 171 im März. Gegenüber dem Frieden standen in der Schweiz folgende Lebensmittel höher als im Frieden: Schmalz um 3 %, Butter um 69 %, Fleisch um 70 %, Zucker um 67 %, Kartoffeln um 63 %, Weizen um 78 %. Die Lebensmittelindexziffer Italiens betrug, wenn man den Friedensstand auf 100 ansetzt, 88,63 im Dezember 1921, die Ziffer war im Sommer 1921 bereits auf 76,64 herabgesunken. In Spanien und in Frankreich zeigen sich die gleichen Erscheinungen der Preisherabsetzung.

Und nun in Deutschland? Da glaubt man sich über diese Tendenz des Weltmarktes hinwegsetzen zu können, weil der traurige Stand der deutschen Valuta die höchsten Preisaufschläge gestattet. Die Preise in Deutschland sind nun aber bereits in solchem

Umfange in die Höhe gegangen, daß trotz der deutschen Geldentwertung die Weltmarktspreise zum Teile erreicht sind, zum Teile schon die Weltmarktspreise übersteigen, wie dies zum Beispiele den Textilrohstoffen gegenüber heute der Fall ist. Die Textilrohstoffe haben das Weltmarktsniveau um 1,6 % überschritten. Über dem Goldniveau stehen heute schon Häute und Leder, Kohle, Eisen, die Kolonialwaren und Textilwaren. Mit der vorgesehenen ungeheuren Erhöhung der Brotpreise mit der neuen Ernte ist für Deutschland eine weitere Preissteigerung zu erwarten, deren Umfang gar nicht abzusehen ist. Auf dem Weltmarkte stehen alle Zeichen dahin, daß ein weiteres Abwärtsgleiten der Preise mit ziemlicher Sicherheit zu erwarten ist; demnach werden in Kürze die meisten deutschen Exportartikel das Weltmarktniveau erreicht oder überschritten haben, vor allem werden alle Rohstoffe über dem Weltmarktpreise liegen. Das Ergebnis ist die Einengung des Exportes. Die Ausfuhr hat sich jetzt schon bedauerlich über den Stand der Einfuhr gesenkt. Deutschland hat sich bisher lediglich von dem Exportgewinn erhalten. Man verschließe sich diesen schwerwiegenden Tatsachen nicht!

Man mache sich auch endlich von dem Wahne frei, die deutsche Industrie arbeite glänzend! In Wirklichkeit gibt es heute schon eine ganze Rubrik notleidender Industriezweige in Deutschland. Oder ist es etwa ein Zeichen wirtschaftlicher Gesundheit, wenn die Roheisenproduktion heute auf 39 % des Friedensstandes angelangt ist, wenn die Textilindustrie 25—30 % weniger produziert als 1913, wenn die Ziegeleien 1921 noch nicht 5 Millionen Stück Ziegel herstellen, gegen 23—27 Millionen vor dem Kriege, wenn die Kalkindustrie heute den vierten Teil der Friedenserzeugung erreicht, wenn die Zementindustrie 1921 rund 4 Millionen Tonnen erzeugte, gegenüber rund 12 Millionen Tonnen vor dem Kriege? In Deutschland aber glaubt man sich mit Leichtigkeit mit den erschreckendsten Preissteigerungen abfinden zu können. Warum sich erregen? Es gibt doch das Allheilmittel: Lohnzuschläge, Gehaltsaufbesserung, Aufschlag auf die Ware! Man lächelt ironisch über die Binsenwahrheit des Satzes, daß der Krug so lange zu Wasser geht, bis er bricht!

G. Buetz

*

Spenglers „Untergang des Abendlandes"

Der zweite Band — „Welthistorische Perspektiven" — ist erschienen (München, Beck) und wird wohl manchen spekulativen Geist in manchem Abschnitt fesseln oder zu Widerspruch reizen. Das großzügige Werk gehört zu jenen vielseitig schillernden Büchern, die man nicht besprechen kann. Schlägt man einen religionsphilosophischen Abschnitt auf, etwa über die „magische Seele", so wird der Theologe überrascht sein von den Betrachtungen über Jesus, Paulus, Marcion, über die Juden insgesamt, über Tolstoi und Dostojewski; nicht weniger aber werden den volkswirtschaftlich und politisch interessierten Gebildeten Kapitel wie das Problem der Stände, Adel und Priestertum, vom Cäsarismus, Geist und Geld sowie von der zeitgemäßen „Demokratie" in des Verfassers Gedankengang zwingen. Nach einem Endkampf zwischen Geld und Politik — meint Spengler — wird das „Blut" siegen. „Die Diktatur des Geldes schreitet vor und nähert sich einem natürlichen Höhepunkt... Und nun geschieht etwas, das nur begreifen kann, wer in das Wesen des Geldes eingedrungen ist. Wäre es etwas Greifbares, so wäre sein Dasein ewig; da es eine Form des Denkens ist, so erlischt es, sobald es die Wirtschaftswelt zu Ende gedacht hat, und zwar aus Mangel an Stoff" — und so weiter. Hier wird vermutlich einer der Punkte sein, an dem die Erörterung zumeist einsetzen wird. Denn hier ist ein Brennpunkt des jetzigen Ringens: „ein Ringen zwischen Geld und Recht". Siegen wird „das Leben, die Rasse, der Wille zur Macht" — es schmeckt ein wenig nach dem „Lebens-Elan" eines Bergson, ohne daß man dieses Finale des Bandes von 635 Seiten eigentlich recht ergreifen kann. Doch es ist jetzt nicht unsre Sache, eine „Kritik" zu bringen; wir geben hier nur einen Hinweis. Der Band kostet 240 M.

Zur elsässischen Tragödie

Naumanns Angriff hat im Kreise genauer Kenner der elsässischen Verhältnisse Entrüstung hervorgerufen. Einer von ihnen schreibt uns:

„... Es gab in der Tat auch einen Minenkrieg altdeutscher Literaten und Dozenten im Elsaß vor dem Weltkrieg. Diese haben die Legende mitgeschaffen, die es den Franzosen ermöglichte, das Land ohne weiteres an sich zu nehmen (ohne nach dem Willen der Bevölkerung zu fragen) und jene grausige Komödie des ‚pain blanc' und ‚vin rouge' beim Einzug der Franzosen zu arrangieren, wobei in elsässische Schlupfkappen verkleidete Dirnen den Volkswillen darstellten. Bucher, der Arzt, dessen Nachlaß jetzt zu Prof. Naumann spricht, und Wetterlé, der sich seines Anteils an dem Kriege rühmte, und Blumenthal, der russische Eingewanderte: sie waren in den Augen dieser Deutschen Märtyrer.

Schon Bismarck hat in dieser Beziehung die Rolle solcher Literaten und Dozenten angenagelt. Nicht in bewußter Absicht oder in weit ausladenden Gedankengängen — das war hier nicht nötig, so etwas brauchte er dringender in dem Kampf gegen die demokratische Ideologie, der sein Leben erfüllte und seinen Taten Schwungkraft gab —, sondern in einem jener Einfälle des Genies, die wie ein Blitz die Dinge in dunkler Nacht erhellen. ‚Unser Fehler war,' so sagte er etwa, ‚daß wir uns an die Pariser im Elsaß wandten, nicht an die alten Franzosen.' Das ist es. Nach so langer Zeit bestätigt es Prof. Naumann wieder einmal: ‚Mangel an Weltbildung oder Einfluß, oder Mangel an persönlicher und geistiger Kultur, äußerer und innerer Urbanität' ließen Lienhard und die ‚noch kleineren Geister' scheitern! Einem ‚feinen Weltkinde aufgeschlossenen Sinnes und höchster persönlicher Kultur, das auch französischen Geist völlig beherrschte', konnte es aber ‚sehr wohl gelingen': — das heißt doch wohl, dem Elsaß Deutschland zu einem Vaterlande zu machen? Oder soll es heißen, Frankreich von dem deutschen Charakter des Landes zu überzeugen und zu dem Verzicht auf seinen Anspruch zu überreden? Armer Professor! Eine pariserische, ob so oder so verstanden, im Sinne Bismarcks eine ganz pariserisch blasierte und unendlich hochfahrende Auffassung! Nur vom Elsaß selbst, dem ehrenfesten Bauern- und Bürgerlande, weiß sie nichts. Auf dessen Denken sollte der akademisch gebildete und vielgereiste, gleichwohl im Lande verwurzelte Sohn des Landschulmeisters aus altem alsatischen Geschlecht weniger wirken als der Sohn des eingewanderten, in der Großstadt amtierenden Geheimrats?! Blasiert wie sie ist, ist die Auffassung auch ebenso blamabel; nur der Gelehrte, der vor lauter Bäumen den Wald nicht sieht, kann sich nicht sagen: hier hätte auch das ‚Weltkind' nichts nützen können. Frankreich hat doch, wie Bismarck es immer sagte, den Streit ums Elsaß nicht als eine Kulturfrage, sondern als einen politischen Kampf geführt. Und führte ihn als solchen, mit allen Mitteln seiner Politik. Der Hinterlassenschaft Buchers hätte es zu der Erkenntnis nicht bedurft; es genügten offene Augen, etwas Vertrauen in die Klarheit Bismarckscher Staatsmannskunst und allerdings noch ein Drittes, und das kann der bloße Intellektuelle — hier geistreich übersetzt ‚Weltkind' — nicht aufbringen: eine einfache, durch kein Spintisieren und Vernünfteln gestörte Liebe zu Deutschland, zu deutschem Wesen und Volk." ...

*

Gerhart Hauptmann und kein Ende

Mit dem nun bald sechzigjährigen Gerhart Hauptmann wird leider von der ihm ergebenen Presse nebst Theaterwelt ein Kultus getrieben, der nachgerade zum Widerspruch herausfordert. Es ist ein nervöses Übermaß, wie es für dieses fiebernde Zeitalter nur allzu bezeichnend ist. Reise nach Wien, wobei ihm von dortiger Behörde während seines Aufenthalts ein besonderer Wagen gestellt wird, Festessen, Festaufführung, Festreden; Reise nach Prag mit Doktor-Promotion; Reise nach Frankfurt, wo er mit dem

Reichspräsidenten Schulter an Schulter im Kurfürsten-Zimmer photographiert wird — und jetzt zehntägige Festspiele in Breslau! Wonach im November der Hauptrummel erfolgen wird. Es ist reichlich viel auf einmal. Wenn dies der Weg zu neudeutscher Innerlichkeit und Selbstbesinnung sein soll, so danken wir dafür. Worin unterscheidet sich denn dieses laute Gebaren vom viel beanstandeten Festefeiern des früheren Deutschlands? Damals ging es um Paraden und Denkmals- oder Schiffs-Weihen — jetzt fährt man einen Dichter im Land herum. Was ist denn wohl geschmackloser?

Ferner: man hat bei alledem den fatalen Beigeschmack, daß Berliner theaterkapitalistische Kreise hinter diesen Aufmachungen stecken. Was soll denn jetzt dieses Trara der „Festspiele", wo doch Hauptmann vom ersten Drama an stets von besten Kräften aufgeführt wurde und wahrhaftig nie die leiseste Schwierigkeit zu überwinden hatte, seit ihm Otto Brahm mit zahllosen erstklassigen Aufführungen den Weg geebnet hat?! Diese Geschichte wird aufdringlich, übermäßig aufdringlich, wenn man bedenkt, daß für den andren Schlesier, Eberhard König, zum 50. Geburtstag vom schlesischen Landtag nicht ein Pfennig gegeben wurde, obwohl für diesen darbenden Dichter damals öffentlich gesammelt wurde, während Hauptmann schwer reich ist. Mag dies zunächst nur das Wirtschaftliche betreffen: es spielt aber andres mit hinein. König ist national, Hauptmann aber ist als Dichter der „Weber" der Linken genehm. Konrad Haenisch mag es im „Berl. Tagebl." — das als Hauptmanns Leib-Blatt den Dichter stets gefördert hat — beklagen, daß die Rechtsparteien nebst Zentrum nichts für Hauptmann bewilligten und daß sich um den Dichter keine „nationale Einheitsfront" bildete. Die Tatsache stimmt. Aber woran liegt es? Bewirkt die Aufdringlichkeit der Linken und ihrer überschwenglichen Presse vielleicht das grade Gegenteil von Einheitsfront?

Der wahrhaftig nicht rechtsparteilich gestimmte Franz Kaibel schrieb neulich (in der Zeitung „Deutschland"): „Ich wünschte nur, seine Anhängerschaft bliebe mit ihrem Enthusiasmus in solch vornehmen Grenzen, daß wir, die wir kritischer auf sein Lebenswerk sehen, uns mit herzlichem Dankgefühl anschließen könnten. Allein da das kritiklose, sensationslüsterne Berlin die Führung haben wird, erleben wir sicher das unwürdige Gegenteil. Schon heute setzt die Reklametrommel in zu verurteilender Weise ein, wie die alberne Notiz über die Reichspräsidentenkandidatur des Dichters bewies. Daß er sie selbst dementierte, läßt Schlimmes fürchten. Gerade die umstrittene Stellung Gerhart Hauptmanns in unserer Dichtung verlangt Würde und Vornehmheit..." Er selbst vermißt bei diesem Dichter „Mangel an Weltanschauung": „Das ist der dichterische Bruch in Hauptmann"... Doch das steht auf einem andren Blatt; es handelt sich hier nicht eigentlich um den Poeten selbst, sondern um die Art, wie eine gewisse Presse eine ihr genehme Gestalt in den Himmel hebt, ungenehme jedoch totschweigt oder nur nebenbei und verächtlich erwähnt, eine sachliche Abwägung aber weder dort noch hier zu finden weiß. Gegen diese Unausgeglichenheit, die zugleich Unrecht ist nach beiden Seiten, setzt sich unser Rechtsgefühl zur Wehr.

Den Aufruf zu den Breslauer Festspielen haben wir nicht mitunterzeichnet, weil Hauptmann für weite Kreise deutschen Volkes nicht schlechthin „der" repräsentative Dichter der jetzigen Deutschen ist, zu dem man ihn dort krönen will. Diese Leute, die einen Wagner aufs leidenschaftlichste bekämpften, einen Bruckner, Thoma, Raabe, Böcklin, Feuerbach — und wie sie alle heißen —, ebenso wie den damals unzeitgemäßen Nietzsche möglichst lange totschwiegen, wollen hier durchaus einen beherrschenden Dichter vorzeitig machen: indem sie großzügige gesellschaftliche Aufmachungen mit künstlerischen Wirkungen verwechseln.

Dies mag ein Teil von Deutschland sein, und zwar das laute Deutschland, das jetzt tanzen und feiern muß, um sich über innere Not und Leere hinwegzutäuschen. Aber das stille Deutschland macht nicht mit. L.

*

Rechts und Links

Auf rechtsnationaler Seite weist man oft auf die Tatsache hin, daß „Juden“ den Dichter Hauptmann so einseitig in den Vordergrund geschoben haben, wie sie überhaupt ein instinktstärkeres Gefühl und ein lebhafteres Gefühl für ihre Schützlinge haben. Diesen heiklen Punkt berührt ein bekannter Führer der Burschenschaft, Prof. Dr E. Heyck, in seinen Blättern „Fortunatus“ (Lahr, Schauenburg):

„Der von den Juden eroberte Einfluß beruht darauf, daß sie auch in dieser Art sich in so großer Zahl als regere, bestrebtere, minder befangene und minder gleichgültige Menschen zeigen. Wer schöpferisch oder objektiv etwas ausrichten will, kann sie gar nicht mehr umgehn. Zudem liebt der Jude das Hervorragende, drängt ihm zu, hält ihm beglückte Dankbarkeit und Heroldstreue. Er blickt freier, persönlicher in der allgemeinen Bewegung um, verschließt sich nicht selber die allseitige Gemeinschaft; sein Kopf muß nicht für jede Schattierung landläufiger Gedanken die Satzung eines neu zu gründenden Bundes entwerfen. Der deutsche Neiding wird schon verstimmt, wenn ein Selbständiger nur dasselbe wie er will, und weiß es besser. Er beklagt sich über die jüdische Herrschaft in Presse, Literatur, Verlag, journalistischer Reklame und Kritik; dabei, soviel es auf ihn ankommt, rührt er sich nicht für den willensvollen Deutschen, tut alles für dessen Ungekanntheit und seine Niederhaltung, bringt ihn nicht selten soweit, verzweifelnd und unmutig sich auch mit in Abrahams Schoß zu flüchten. Von linksher marschieren die breiten Fronten, die sich die Solidarität heranerzogen hat. Nach rechtshin steht die noch machtvolle Gesamtheit der trefflichsten, besten, auch vielfach im kleineren Kreise verdienstvollsten Nationalen, Männer und Frauen; im Ganzen ist aber kein geistiger Zusammenschluß, nicht Führung noch Fühlung.“

Herb gesagt! Heycks politisches Ideal ist auf Ausgleich eingestellt: „Wenn wir künftig einmal eine deutschgeartete Richtung von Demokratie bekommen, wird das Doppelgestirn, das über ihr lehrend im Zenit steht, Bismarck und der Freiherr vom Stein sein. Noch vielmals weniger, als die Tadler Bismarcks, kennen ihn die, die sich mit ihm brüsten. Die den vorsichtigsten, feinhändigsten, meistpsychologischen Staatsmann, der je gewesen ist, zu dem großen Wauwau machen, zu dem abgedroschenen Eisernen Kanzler. Und wieder andere zum Unterdrücker der Arbeiterpartei, — ihn, der sie von nur trügenden, ausraubend entseelenden, fremdbürtigen Agitationen wieder loszufeilen wünschte, der ein römisch kahles Lohnrecht in germanische Treupflicht und Fürsorge zu wandeln begann. Die Tragik des Heros ist, daß er bewundert, mythisiert wird, doch nicht auch erzieht und lehrt. Man erkannte, was Bismarck vollbrachte, doch das Geringste von dem, was er unermüdlich für alle gesprochen und geschrieben. So ward seine Wirkung nur eine einseitig günstige...“

Vielleicht finden sich einmal die besten geistigen Baumeister von rechts und links zu etwas wie zu einem Volkskönigtum zusammen, auf gesellschaftlich breitem Grundbau. Dies scheint Heycks Ideal zu entsprechen.

*

Der Feind steht rechts?

Ein verhängnisvolles Wort. Solange wir uns von ihm nicht losmachen können, ist für unser Volk nichts zu hoffen. Vielmehr könnte es berechtigt sein, zu sagen: Der Feind steht links. Denn von dorther erschallt die Losung, die unsere Überschrift enthält. Von dorther tönt nur ein Kampfgeschrei: „Rettung der Republik. Die Republik ist in Gefahr. Tod den Verrätern an der heiligen Sache der Republik!“ Bestärkt wird die Linke in ihrem Kampfgeschrei durch die Annahme, daß die auf der Rechten Vertreter des Kapitalismus seien. Reaktionäre und Kapitalisten bilden nach der Auffassung der Linken die Front, die niedergerungen werden muß. Alle Sinne und alle Kräfte konzentrieren sich innerhalb der Masse auf diese Losung. Sie sieht nichts anderes. Deshalb muß alles, was nur von weitem vaterländisch anklingt, verboten werden.

So zerfleischt sich das deutsche Volk. Die Wahnsinnstaten des Kapp-Putsches, der Er-

mordung Rathenaus bestärken die Linke in ihrem Kampfeifer gegen rechts, da sie nicht glauben will, daß es nur Auswüchse einzelner überhitzter Gehirne sind, die zu solchem Wahnsinn sich hinreißen lassen, ähnlich wie auf der Rechten die Mordtaten der Genossen um Hölz u. a. der gesamten Linken in die Schuhe geschoben werden.

Die Rechte wie die Linke geben sich in dieser Blindheit nichts nach. Aber die Linke sollte, weil sie die Macht hat, darin staatsmännischer sein und die innere Spannung nicht zum alleinigen Arbeitsfeld machen, von dem sie lebt. Ein trauriges Leben, das vom Streit der Volksgenossen sich nährt, während draußen an den Grenzen im Westen der gallische Feind den Augenblick erspäht, um das innerlich zerspaltene Reich zum Verfall zu bringen.

Der Feind steht in Paris und in London. Will unser Volk das immer noch nicht sehen, oder kann es nicht? Sollen ihm die Augen erst aufgehen, wenn die Franzosen im Ruhrgebiet und am Main sich festgesetzt haben? Und wenn es geschehen, werden sich genug geduldige Sklavenseelen finden, die auch dann alles über sich ergehen lassen, weil sie gegen den inneren Feind, gegen die „reaktionäre" Rechte, allen Haß aufwenden, den sie aufbringen können?

Was hilft es aber, die „Republik zu retten", wenn sie von äußeren Feinden zerschlagen ist?! Eine furchtbare Erbschaft haben wir vom Marxismus übernommen. Er wollte den alten Staat vernichten, um die Gesellschaft zu retten. 1918 ist ihm dies gelungen. Was ihm aber nicht gelang, ist die Heraufführung der neuen Gesellschaft, es sei denn, daß ihre Merkmale in Vergnügungssucht, Wohlleben, Haß und Rachsucht gegen Andersdenkende, Geldgier, Mordanschlägen u. a. gesehen werden.

Es gibt nur ein Mittel, die Republik zu retten. Es besteht darin, daß sie abrückt von der Idee der Weltverbrüderung auf Kosten des Vaterlandes. Weder die französische, noch die englische Arbeiterschaft sind dafür zu haben. Das sollten die Einsichtigen in unserer Arbeiterschaft endlich einsehen und sich darauf besinnen, daß wir Deutsche in dem Wettkampf um die höchsten Menschheitsleistungen nur auf der Grundlage eines in sich gefestigten, freien Staatswesens unseren Beitrag liefern können. Ein solches gilt es erst wieder aufzubauen auf neuen Grundlagen. Statt unsere Kräfte in inneren Streitigkeiten aufzureiben, sollten wir alles daransetzen, eine innere Front aufzurichten, die auf dem Boden der neuen Verfassung kein anderes Ziel kennt, als frei zu werden von den Fesseln des Versailler Schmachfriedens und stark zu werden in dem einheitlichen Willen, dem Vaterland zu dienen.

Prof. Dr W. Rein

Haben wir Republikaner?

Eine Republik haben wir. Aber haben wir auch Republikaner? Zur Beantwortung dieser Frage müssen wir uns nach einem Maßstab umsehen, um an ihm gemessen erkennen zu können, wer von denen, die sich Republikaner nennen, auch solche in Wahrheit sind. Die Geschichte hat uns in den Republiken der alten Welt Muster hinterlassen, an denen wir die begrifflichen Elemente herausstellen können, die das Gesamtbild des echten Republikaners ausmachen. Eine schöne Aufgabe für unsere Erziehungsschulen, der heranwachsenden Jugend die Züge zu verdeutlichen, die zu dem Bild eines Republikaners, wie er sein soll, gehören.

Die absolute Ethik, wie sie von Kant und Herbart unter uns vertreten worden ist, kann dabei gute Hilfe leisten. Um nur einige hervorstechende Züge zu nennen, so fällt vor allem die aufrechte, charaktervolle Haltung der Republikaner alten Stils ins Auge, ihre Schlichtheit und Einfachheit in der Lebenshaltung, ihre Unbestechlichkeit. Ihr einziges Sinnen und Trachten ist auf die Größe, den Ruhm und die Ehre des Vaterlandes gerichtet.

Hätten wir in Deutschland solche Republikaner großen Stils, welchen die Verehrung der Zeitgenossen unwillkürlich sich zuwendet, so wäre der Streit um Monarchie oder Republik im Keime erstickt, jeder innere Zwiespalt von vornherein beseitigt. Da wir sie nicht haben, ist die Bildung einer Einheits-

front, die gegen die äußeren Feinde sich richtet, noch immer ein Gegenstand frommer Wünsche. R.

*

Vom Studententum

Aus Burschenschafts-Kreisen wird uns geschrieben:

Im Juniheft des „Türmers“, den ich seit meiner Feldzeit lese und liebe, steht ein Aufsatz „Kommers und Fackelzug“ (Abteilung: „Auf der Warte“), der mir zu denken gibt. Ich kenne jene Vorgänge in Rostock nicht; um ein vollgültiges, gerecht abwägendes Urteil zu fällen, müßte man auch alle Zeitungsstimmen und die Begleitumstände miterlebt haben oder nachprüfen können. Ich würde bedauern, wenn durch jenen Aufsatz etwa ein schiefes Licht auf das studentische Ehrenstrafgericht im allgemeinen fallen würde. Daß ein Fackelzug gegenwärtig, in unsern Tagen der Not, nicht angebracht ist, darüber ist wohl kein Wort zu verlieren. Anders ist es mit dem Kommers. Wir brauchen nicht nur von Zeit zu Zeit festliche Lebenserhöhung, wie der „Türmer“ mit Recht schreibt, sondern wollen auch dem lebendigen Gefühl Ausdruck verleihen, daß wir mit allen Fasern an unsrem deutschen Vaterlande hangen. Ich darf aus Erfahrung sagen, daß dies bei manchem schönen Anlaß trefflich gelungen ist. Die studentischen Formen stören ja nach außen niemanden; der Abend baut sich auf vaterländischen Liedern, Reden von jung und alt auf und schließt mit der ehrwürdigen Burschensitte des Landesvaters, der ein Treugelöbnis in feierlichster Form ist.

Darf ich Ihnen ein Stück aus einer Rede mitteilen, die Schreiber dieser Zeilen bei solchem Anlaß gehalten hat?

„... Die Nachkriegszeit hat einen Studententypus gebracht, der anders aussieht, als der Student vor dem Krieg. Einmal ist es die drückende materielle Not, zum andern der Vertrag von Versailles, der wie ein Sargdeckel auf dem Vaterlande lastet, und dann das Erleben, mittelbar oder unmittelbar, des großen Krieges, das eine gewisse Selbständigkeit und Reife zur Folge gehabt hat. So ist auch in unseren burschenschaftlichen Kreisen eine Umstellung der Geister gekommen, die man wohl bezeichnen darf als ‚von außen nach innen‘.

Daß die Burschenschaft hervorragenden Anteil hat an der Schaffung der Allgemeinen studentischen Ehrengerichte, ist bekannt. Sie ist damit einer Aufgabe gerecht geworden, deren Lösung schon 1792 in Jena versucht wurde; erst jetzt ist es überall soweit gekommen. Vorbedingung aber dazu war, daß man sich in der Frage der Genugtuung auf andern Boden stellte. Denn nach früheren Anschauungen war doch die Erledigung des Streites mit einem Manne, der die Genugtuung mit der Waffe verweigerte, eine Unmöglichkeit. Nun aber richten heute in den Allgemeinen Ehrengerichten über den Waffenstudenten unter Umständen sogar Studenten, die unter den vorhergenannten Begriff fallen. Man hat in andern Kreisen notgedrungen dieses Erfordernis der Zeit anerkannt.

Die völkische Not, die Zerrissenheit unseres Vaterlandes, sie erheischt die Sammlung aller Kreise, die von wahrhafter Vaterlandsliebe erfüllt sind, einer Liebe, die sich nicht in großen Beteuerungen nach außen, wohl aber in stiller, selbstloser Arbeit zeigt. So mußte denn auch in der Studentenschaft daran gegangen werden, die Klüfte zu überbrücken, in die sie gespalten ist, deren größte und tiefste die ist: Hie Waffenstudent, hie Nichtwaffenstudent. Es soll auf Deutschlands hohen Schulen nur eine Trennung geben: hie vaterländische Studentenschaft, auf der andern Seite die nichtvölkischen Studenten. Wir haben im Feld gelegen. Der Waffenstudent und der Nichtwaffenstudent. Sie alle haben die große Messung pro patria bestanden, sie haben Blut und Leben, ihr Letztes dahingegeben. Wer wollte den großen nichtschlagenden Verbänden die echt vaterländische Gesinnung absprechen, die der Waffenstudent früher doch in Erbpacht zu haben glaubte?

Es mußte ein Boden gefunden werden, auf dem gemeinsam gearbeitet werden konnte. All das hat die Burschenschaft dazu geführt, das Verbände-Abkommen zu schließen mit den großen studentischen Verbänden, und eine einheitliche Ehrenordnung dazu zu

schaffen. Wenn heute nur noch die schlagenden Verbände beiseite stehen, so ist das nicht die Schuld der Burschenschaft.

Was die Deutsche Burschenschaft damit getan hat, und um was sie heute noch kämpft, ist die Anerkennung des Standpunktes, daß ein ehrenhafter Student voll gleichberechtigt sein muß, der aus ehrlicher Überzeugung die Genugtuung mit der Waffe ablehnt, aus innerer Einstellung zu Gott und Religion. Die Burschenschaft hat damit vermittelt zwischen zwei Weltanschauungen, in treuer Verfolgung des Grundsatzes der Freiheit. Die Geschichte mag dereinst gegenüberstellen die Zeit nach den Freiheitskriegen und unsere Gegenwart; sie wird Parallelen finden. Wir aber tragen die feste Überzeugung, daß wir in den Bahnen der alten Burschenschaft geblieben sind. Um so mehr, als unser gefestigter Standpunkt in der Genugtuungsfrage seit hundert Jahren derselbe ist, ein Standpunkt, den die Ehrengesetze der Deutschen Burschenschaft enthalten, wie sie von der Urburschenschaft aufgestellt wurden...

Und dann ist es noch eine Idee, die die Burschenschaft bewegt, die Idee des deutschen Volkstums. Wenn heute das deutsche Volk, und auch schon vor dem Kriege, ein Bild bietet der Zerrissenheit und des Klassenhasses, so ist es vielleicht wesentlich mit eine Schuld davon, daß man im Staate das Heil erblickte, und nur als guter Staatsbürger seine Pflicht tat. Jedoch unter der Volkheit verstehen wir die Gemeinschaft aller derer, die durch Bande des Blutes, des Heimatbodens, Sitte, Sprache und Kultur zusammengehören. Es reicht also das deutsche Volkstum weit hinaus über die Grenzpfähle, die dem Staate gesteckt sind. Und das Ursprüngliche, was die Gemeinschaft zusammenhalten muß, ist die Liebe. So gilt es denn, in der Jugend aufzuwecken den Sinn für die Eigenart des Volkes, zu pflegen die Liebe zu den Volksgenossen. Voll und ganz sind wir uns bewußt, wie klein die Voraussetzungen sind, wie ungeheuer die Aufgabe. Aber wenn auch von vielen Samenkörnern nur wenige aufgehen, reifen und Frucht tragen: der Wille ist da und der Anfang ist gemacht"... W. H.

Leonhard Schrickel

verdient schon ob seines Mutes Anerkennung: er gibt ein Idyll in Hexametern heraus unter dem bürgerlich klingenden Titel „Hedwig und Bernhard" (Stuttgart, Verlag Greiner & Pfeiffer). Hedwig? Bernhard? Es sind Durchschnittsnamen, sicherlich, und sind Durchschnittsmenschen. Das Ganze spielt in einer behaglich gezeichneten deutschen Kleinstadt etwa in der Art von Goethes „Hermann und Dorothea". Hintergrund? Die Gegenwart und ihr Schiebertum. Und die Handlung? Sie lieben sich — und kriegen einander am fröhlichen Schluß. Das ist an und für sich ziemlich belanglos. Alles kommt auf die Ausführung an. Und da muß man sagen: Schrickel, der bereits als guter Erzähler bekannt ist, hat auch ein natürliches Gefühl für Bau und Rhythmus des Hexameters, der sich hier vorzüglich liest. Man mache den Versuch, stecke das schmucke handliche Bändchen — mit Scherenschnitten von Rich. Duscheck — in die Tasche und lese es draußen im Grünen irgendeinem lieben Menschen vor!

Mit dem Wort „Ärgerlich" setzt es ein:

„Ärgerlich war ihm das Wetter und ärgerlich war ihm das Leben;
Nein, wahrhaftigen Gottes, das Wirt-sein war ihm verleidet —"

— und schließt mit dem zuversichtlichen Akkord:

„Alles auf Erden vollendet sich ewig zum Besten und Schönsten,
Alles entringt sich dem Dunkel und blüht in das Licht; und die Menschen,
Adelt sie Wahrheit, Liebe und Treue sind heilige Flammen,
Welche die Priesterin Erde entzündet zu Ehren der Gottheit."

Der Schluß wickelt sich etwas rasch ab; die Handlung klingt, nach unsrem Gefühl, nicht voll genug aus. Das tut aber der reizenden Wirkung des wirklich gemütvollen Ganzen keinen Eintrag. Der Dichter hat Humor: jenen wohligen Kleinstadthumor, der in dieser üblen Zeit selten ist und durch seine Wärme ebenso wohltut wie durch seine Reinlichkeit.

Thomas Mann und Gerhart Hauptmann haben idyllische Hexameter geformt; Leonhard Schrickel kann sich neben ihnen hören lassen.

Wir und die Anderen

Es ist gebräuchlich und es ist denn auch ein hübscher Brauch, daß man neue Spielarten von Blumen nach bekannten und großen Menschen benennt. So gibt es schönfarbige Blütenwunder, die „Königin Luise“, andere wieder die Bismarck und Moltke heißen, und die Reihe dieser Blumennamen ist schier unübersehbar — an guten Namen war ja auch kein Mangel. Die Ausländer machen es natürlich geradeso und geben ihren neuen Blüten ebenfalls die Namen ihrer großen Männer und Frauen. Doch eines scheint mir zweifelhaft: ob wohl im Augenblick eine deutsche Bismarck- oder Hindenburg-Blume in Frankreich Absatz fände? Aber umgekehrt ist auch was wert. Im diesjährigen Katalog einer großen süddeutschen Gärtnerei steht eine neue Gladiole verzeichnet. Verzeichnet, damit wir sie kaufen und in unsere Gärten pflanzen sollen. Und diese Gladiole trägt den Namen „Maréchal Foch“! Nun sage mir einer, ob wir nicht großzügig sind!

Noch ein Beispiel und zwar sogar ein noch schöneres. Seit einigen Wochen lese ich von Zeit zu Zeit in einer großen süddeutschen Tageszeitung eine Anzeige, die wörtlich lautet: „Unterricht in Sprache, Schrift und Umgangsformen des gebildeten England“. Es scheint also heute nicht mehr zu genügen, sich deutsche gute Sitte zu eigen zu machen, sondern es müssen englische, ausgerechnet englische Umgangsformen her!

Daß aber das Ausland — auch das englisch sprechende — ein gutes und feines Benehmen hat, daran dürfen wir heute nicht mehr zweifeln. Denn wir konnten es erst vor ganz kurzem mit eigenen Augen bestaunen, wie in der „Götterdämmerung“ im Münchner Nationaltheater zwei ausländische Damen im Publikum, als ihnen die Geschichte allmählich zu langweilig wurde, sich frisch und fröhlich — Zigaretten anzündeten und zu rauchen begannen! Dafür hatten freilich die Deutschen wieder einmal kein Verständnis, und richtig kam's soweit, daß man — „man“ waren, man höre und staune über diese Unhöflichkeit: die Schutzleute! — daß man also die Damen bat, draußen weiter zu rauchen. Daß Ausländer neuerdings mit dem Hut auf dem Kopf in den deutschen Theatern sitzen oder wenigstens versuchen es zu tun, soll als kleines Gegenstück hierzu nur ganz bescheiden erwähnt werden.

„Ärgere dich nicht, wundere dich nur“, sagt ein holländisches Sprichwort. Wundern wir uns also, daß in deutschen Gärten vielleicht der Marschall Foch blühen wird, und wundern wir uns, daß englische Umgangsformen uns als vorbildliche Muster und noch dazu für teures Geld angepriesen werden. Im Jahre des — Heils 1922! M. A. v. L.

*

Storck-Gedächtnisfeier in Olsberg

Wo die hellen Wasser der Ruhr dem stattlichen Dorfe Olsberg (Westfalen) enteilen und in anmutigen Windungen sich im flachen Wiesengrund sonnen, steigt am Bergeshang der alte Kirchhof empor. Wie eine dunkle Toteninsel liegt der Zypressengarten inmitten der blaßgrünen Saatenfelder, der Wiesen und Weiden, abgeschieden allem Lärm des Tages, aller Unrast der Welt. Nur das Raunen der Ruhr hallt verworren herauf und zuweilen ein verwehter Klang aus den Dörfern, der aber hier oben wie losgelöst schwingt aus dem Schwall des fern brandenden Lebens.

Eine Amsel singt in den Tannen des Friedhofes. Weich und sehnsüchtig klingen die Rufe durch den Lenznachmittag. Die tiefe Stille ringsum fängt die Töne auf wie fallende Rosenblätter. Leiser Wind geht durch die wildblühende Flur von Frühlingsgräsern und weißen Sternenblumen und durch den Blütenrausch der Linden. Ein Hauch von starkem süßem Duft zieht über die Gräber hin. Friede... Über Karl Storcks Grabe singt die Amsel nimmermüde: Frühlingsjauchzen und Frühlingssehnsucht. Es sind immer Vögel auf diesem Friedhof, das laubige Gebüsch, die menschenferne Stille locken sie herbei, und es ist ein Singen und Jubilieren über den Gräbern. Die letzte Ruhestätte Karl Storcks ist von klingenden Tönen umgeben.

Plötzlich verstummt die Amsel. Erschrecktes Zwitschern aufgescheuchter Vögel, hastiges Flattern im schwarzen Tannengezweig... Eine große Menschenmenge, schier endlos, ergießt sich über die Wege zwischen den Gräberreihen, flutet zu einem Ziel, stockt, steht. Und aus dieser Menge heraus hebt ein sanftes Schwellen von Klängen an, das aufsteigt und wächst zum vielfarbigen Brausen; klagend, feiervoll, dunkelmächtig umschlingen sich die Stimmen zu hallendem Choral. Und dann neigt es sich wieder herab zum Grabe mit mildströmendem, gottverklärtem Trost: Wie sie so sanft ruh'n — und nicht mehr weinen hier — — und nicht mehr fühlen hier — — von Zypressen sanft umschattet — —

Und Schweigen wird um den Hügel. In das Aufhorchen hinein spricht eine klare Männerstimme und kündet von dem Toten, der hier in alten Sachsenlandes Scholle schläft. Der von weißem Haar umwallte Charakterkopf des Geheimrats Dyroff neigt sich zu dem Grabmal des Freundes. Hier ruht er gut, der deutsche Mann, mitten in westfälischer Bauernlandschaft, die er so sehr geliebt hat, hier ruht er mitten unter dem schlichten Volk der Roten Erde. Sein Geist, der alte deutsche Kultur in unsres Vaterlandes Männern und Frauen wieder lebendig machen wollte, soll hier geliebt und verstanden sein. Was sterblich war an Karl Storck, das liegt in unserem alten treuen Mutterboden gebettet, sein Unsterbliches aber wird weiterwirken in unseren Seelen. Wir wollen uns zu seinen Testamentsvollstreckern machen; die deutsche Seele, die in unsern Wäldern und Bergen wohnt, wollen wir wieder einfangen in die einfachen Formen unserer heimischen Kultur und Kunst. Das ist, Storcks Erbe, das wir nicht verlieren wollen.

Wie war das grüne Waldtal erfüllt vom Singen und Rauschen der trauten alten Volkslieder! Storcks Lieblingswunsch, dem Volk der Dörfer und kleinen Städte große wahre Kunst nahe zu bringen, hatte in einem Volksmusiktag seine erste Erfüllung gefunden. Bis spät in den Abend hinein klangen vielstimmige Weisen aus der Olsberger Halle, wo Musikdirektor Nellius-Neheim mit seinem feingeschulten Massenchor alle die herrlichen Schätze deutschen Volksgutes melodienfunkelnd zum Lichte hob. Wie reich sind wir an köstlichem Besitz, der in den dunklen Truhen der Vergangenheit geborgen, — — und sollte doch mit klingenden Wanderschuhen durchs Land ziehen! Aber auf Straßen und Gassen schillert die aufdringliche Marktware der Operettenschlager und Gassenhauer. „Wir besitzen reiche Schätze, aber sie sind außer uns, wir tragen sie nicht mehr in uns", sagte Religionslehrer Hatzfeld, der verdienstvolle Herausgeber von „Tandaradei" und „Susani", in seiner meisterhaften Feierrede über das Volkslied. Wird es nun anders, besser werden? Wer am Olsberger Volksmusiktag sein Herz an all den lebendig gewordenen Köstlichkeiten deutschen Gemütes, deutscher Kunst begeistert hat, der mag wohl immer mehr das Echte mit dem Falschen tauschen. Immer wieder aufs neue hub das Singen an vom Rauschen der Wälder, vom Wandern der Winde und Wellen, von Liebe, von Scheiden und Treugedenken, und ausgewählte Solistenstimmen namhafter Künstler wetteiferten mit der Vielfarbigkeit der Chöre.

Und als das Grab am Hügel schon tief im Dunkel des Abends lag und die Sterne der Mitternacht blaß darüber hinzogen, da hallte von den Talwegen noch das letzte Grüßen der scheidenden Sänger herauf:

Sei mir gegrüßt, mein deutsches Land,
Du schönstes Land von allen!

Maria Kahle

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Schriftleitung des „Türmers": Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Berliner Vertreter, zugleich verantwortlich für politischen und wirtschaftlichen Teil einschließlich „Türmers Tagebuch": Konstantin Schmelzer, Friedenau-Berlin, Bornstr. 6.
Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten" mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart wird. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet.
Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

24. Jahrg. September 1922 Heft 12

Im Banne der elsässischen Doppelkultur

Von Friedrich Lienhard

(Schluß)

Die „Revue des deux Mondes" ist eine der angesehensten Zeitschriften Frankreichs. Sie spricht gleichsam im Angesicht der gebildeten Kulturwelt. Wir verzeichnen die Tatsache, daß diese Stimme Frankreichs, diese führende französische Zeitschrift, den planmäßigen Hochverrat eines Elsässers verherrlichend erzählt, eines Elsässers, der als deutscher Staatsbürger seinen Eid geschworen hatte.

Welches Gesicht jene zahlreichen französierenden Veranstaltungen im Elsaß vor dem Weltkrieg zeigten, veranschaulicht z. B. folgender deutschgeschriebener Zeitungsbericht. Da steht die französische Überschrift: „Grande Soirée Litéraire et Musicale". Und der Bericht lautet: „Gestern abend war der große Saal der ‚Réunion-des-Arts' in der Feggasse bis auf den letzten Platz gefüllt. Der ‚Cercle des Annales', die ‚Société Dramatique' und die ‚Revue Alsacienne' hatten gemeinschaftlich einen großen literarischen und musikalischen Gesellschaftsabend veranstaltet, dessen Vorsitz Madame Adolphe Brisson zierte, die liebenswürdige Gattin des Herausgebers der weltbekannten Wochenschrift ‚Annales politiques et

littéraires'. Madame Adolphe Brisson leitete den Abend mit einer ‚Conférence' ein, in der sie über das Wesen und Sein des ‚Cercle des Annales' und das Zustandekommen der Abendunterhaltung in sympathischen, geistreichen Worten sprach, deren herzliche Wirkung nicht zuletzt in dem Ausdruck edler Weiblichkeit lag, der jedem ihrer Worte entströmte. Wieviel schöner war ihr Bild, als einer der vielen Suffragetten, die man heute als öffentlich redende Frau zu sehen gewohnt ist! Den rein musikalischen Teil bestritt ein Schwesternpaar, Mlles. Laurent, ein Gestirn, das man als direkte Parallelerscheinung der Damen Mabel and May Harrison ansprechen möchte. Man spielte für Cello eine Elegie von Fauré und das ‚Allegro appassionato' von Saint-Saëns für Violine, eine Romanze von Huë und eine Sarabande und Tamburin von Leclair, alles sehr sympathische Salonkompositionen, die auch im Saale ihre Wirkung nicht verfehlten und den beiden jungen Künstlerinnen reichen Beifall und Lorbeer eintrugen. Was aber der Höhepunkt des Abends war, ein alle Veranstaltungen dieses Winters überstrahlender Stern der Abendunterhaltung, das waren die Rezitationen von Herrn Mounet-Sully, des Altmeisters französischer Deklamationskunst ... Mlle. Marguerite Deval führte sich uns in eigenen Schöpfungen vor, deren Witz und Treffsicherheit einen schlagenden Erfolg hatten. Auch eine ‚Chanteuse' war für den Abend gewonnen. Eine wunderschöne Griechin, Madame Sorga, die namentlich in den von Ravel gesetzten griechischen Volksliedern, Brévilles stimmungsvollen ‚Chansons du Caikdji sur le Bosphore', dem als Zugabe gesungenen griechischen Kinderlied und dem Russischen Volkslied wärmsten und wohlverdienten Beifall fand. Ein Abend, auf den die Veranstalter mit Stolz blicken dürfen" ...

Welche Veranstalter? In welcher französischen Stadt geschah denn dies eigentlich? — In gar keiner französischen Stadt: vielmehr in der deutschen Stadt Straßburg! Und das deutsche Zeitungsblatt (die „Straßburger Neue Zeitung") trägt als Datum den 19. Mai 1912!

Spricht dieser Bericht nicht Bände über die französische Propaganda, die vor dem Krieg im Elsaß an der Arbeit war?! Und zugleich über die — Duldsamkeit der deutschen Regierung?!

Ununterbrochen wurden Redner über die Vogesen zu uns herübergeschickt; es ließe sich ein Buch schreiben über die pangallischen Bestrebungen eines Maurice Barrès, René Henry, André Lichtenberger, Paul Acker, Georges Delahache, Ehepaar Regamey, Georges Ducrocq, Paul Adam, General Langlois — und wie die Revanche-Apostel alle heißen. Es ist in meinem Besitz eine ungefähre Liste der Redner und ihrer Stoffe, die in den zwei Jahren vor dem Weltkrieg das Elsaß bearbeitet haben. Sie umfaßt 63 Vorträge; und selbst diese Liste ist noch unvollständig.

Von Buchers Kampfmethode geben einige seiner Briefe an die Gräfin La Tour (einst Gobineaus Freundin) allerliebsten Anschauungs-Unterricht. Am 4. August 1908 schrieb er ihr folgenden Brief, der in der bereits erwähnten Schrift über französische Propaganda in Elsaß-Lothringen („Zehn Jahre Minenkrieg im Frieden", Bern 1918) photographisch wiedergegeben ist. Das Schreiben fand sich unter den vielen anderen schriftlichen Bekundungen in Buchers Keller und lautet in deutscher Übersetzung:

„Im Juni habe ich ein großes Erckmann-Chatrian-Fest organisiert, dessen Romane ‚Madame Thérèse‘ und ‚L'Histoire d'un paysan‘ die Unterlagen für die Dekorationen und die Kostüme bildeten. Ungefähr 60 Damen im Kostüm Louis XIV. und etwa 30 junge Leute als Freiwillige von 1792 spielten vier Tage lang im elsässischen Museum ganz ausgezeichnet. Das war Anlaß zu einem patriotischen Enthusiasmus im ganzen Elsaß [?], und trotz unaufhörlichem Regen haben wir 25000 Frs. eingenommen.

Am letzten Tage gab ich dem Drängen meiner Freunde nach und legte die ehrwürdige Uniform eines Verwandten an, der im Jahre 1870 bei der berühmten Attacke der Kürassiere von Reichshofen gefallen ist. Im Küraß, mit großem Helm und Schwert, empfing ich am Eingang unsere Gäste. Ein Loch im Küraß und Waffenrock, vorn und hinten, zeigte den Weg der Kugel, die meinen Vetter getötet hatte. Ich sah gut aus, und die Leute gerieten in Rührung, als sie die Uniform erkannten. Vor der Tür stand ein deutscher Polizist zur Aufrechterhaltung der Ordnung. Ein gutes Trinkgeld und der Respekt vor meiner prächtigen Uniform ließen ihn jedesmal unwillkürlich stramm stehen, wenn er mit mir sprechen mußte. Alte Leute weinten. Das war das erstemal, daß sie eine Pickelhaube vor einem Kürassier des unglücklichen Krieges salutieren sahen.

Ich glaube, daß Ihnen in Frascati, inmitten einer schönen Natur, auf einem Boden, der so viele Erinnerungen bietet, das Elend unserer Erinnerungen [!] etwas kindlich vorkommen wird, aber ich schwöre Ihnen, daß viel mehr Werbekraft von einem einfachen Feste dieser Art ausgeht, als von der feurigsten Dialektik. Das Volk braucht Schaustücke, die ihm in die Augen stechen, eine Atmosphäre, die es erbeben läßt. Lassen Sie jemand mit einer Kerze in einer Prozession mitgehen, und Sie haben einen Streiter des Katholizismus; denken sie an die politischen oder religiösen Parteien, die Sozialisten, die Heilsarmee, sie kennen genau die Bedeutung des Banners und des Aufzuges.

Ich habe in den letzten zwei Monaten viele junge geistreiche Franzosen gesehen. Ich bin erstaunt über ihre Intelligenz, über ihr außergewöhnliches Auffassungsvermögen, über ihre Schlagfertigkeit. Leider sind sie vollständig fähig, alles zu erklären, so daß sie, wie der Esel des Buridan, unentschlossen zögern, unter den Lösungen zu wählen, die sich darbieten. Ihre Skepsis führt sie aus dem Leben heraus, und wir sehen mit Kummer, daß ihr großer Überfluß an Intelligenz sie unfruchtbar macht.

Wenn ein Volk in seinen besten Elementen davon durchsetzt ist, so gibt es nur ein Heilmittel: die Brutalität des Nachbarn, die die Zögerung anpeitscht, die Invasion, den Krieg.

So lange sich das Elsaß gegen die Anmaßung eines Herrn aufbäumt, der ihm verhaßt ist [?], wird seine Lebensenergie gestärkt durch den Kampf, durch den leidenschaftlichen Wettkampf. Das ist das Geheimnis der Lebenskraft der Völker, und ich glaube, eine fruchtbare Arbeit für mein armes [!] liebes Land zu tun, wenn ich nicht dulde [!], daß der Widerstand ... sich vermindere ... Das ist der tiefe Grund meiner Tätigkeit, meiner leidenschaftlichen Initiative“ ...

Also aufpeitschen! Immer wieder aufpeitschen! Nicht zur Ruhe kommen lassen! Und dem Elsaß einreden, daß es Deutschland „haßt“!

Noch ein anderer Brief aus dem Dezember 1908:

„Ich kann mit Genugtuung hinter mich blicken. Unsere Bestrebungen haben Erfolg. Wir sehen, wie das nationale Gefühl und der Mut im Kampf gegen das Gift des fremden Elementes sich verstärken [!]. Wir können sagen, daß wir unsere Zeit nicht verloren haben. Ich kenne das Ziel nicht, das wir erreichen werden, und seit langem hat mich das Leben gelehrt, daß es nicht das Wesentliche ist, Erfolg zu haben, sondern mit allen Kräften

für ein fernes Ziel zu arbeiten. Die Sorge muß sein, aufzubauen, das heißt, Mut zu haben und ihn anzuwenden; die Ereignisse in Deutschland sind viel wichtiger, als man versucht ist, sie aus der Ferne zu beurteilen. Sie haben die Wurmstichigkeit des schönen deutschen Gebäudes bewiesen. Frankreich erholt sich. Wünschen wir von ganzem Herzen, daß es Zeit habe, in dem Klassenkampfe, trotz Nachlassens der Moralität, die Gesundheit wiederzufinden, die nationale Energie ‚son fonds excellent, son antique valeur'. Ich glaube nicht, daß eine politische Umwälzung bald zu erwarten ist, aber es ist nützlich, daß die Vorstellung eines Krieges das Fieber erhält, das Vaterlandsgefühl und den Tätigkeitsdrang belebt [!] ...

Nach einem Verbot eines dieser westlichen Hetzvorträge im Elsaß (man schützte wohltätige Zwecke vor) schreibt Bucher am 11. Februar 1909 an die Gräfin:

„Tatsächlich ist eine französische Matinée, die ich zugunsten der Opfer der Katastrophe in Sizilien und Kalabrien organisiert hatte, durch die deutsche Polizei verboten worden, weil sie in französischer Sprache abgehalten werden sollte. Ich habe übrigens an ihrer Stelle eine französische Conférence organisiert, die man nicht verbieten konnte, denn die Conférences, bei denen wir das Recht haben, französisch zu sprechen, sind dem Vereinsrecht nicht unterworfen.

Dieses Verbot, das die erste Maßregel gegen mich war, hat mich gezwungen [!], die Regierung durch alle meine Freunde, Abgeordnete und Journalisten angreifen zu lassen. Die Regierung hat eine vollständige Niederlage erlitten, und das ganze Land ist in Aufregung. Der Brunnen des Protestes, den viele erschöpft glaubten, fließt wieder, und man kann sagen, daß die ganze Schlacht im höchsten Maße dazu beigetragen hat, dieses unglückliche Land aus seiner traurigen Resignation herauszureißen [!].

So mußte ich fatalerweise dazu kommen, die Zähne zu zeigen. Ich habe dies getan; mit Ruhe und ohne jeglichen Zorn. Aber es ist tatsächlich möglich, daß ich fortan zahllosen Belästigungen ausgesetzt sein werde. Ich bin kampfbereit und habe nichts zu verlieren. Mein Schicksal ist mir gleichgültig, und von vornherein habe ich alle Opfer auf mich genommen.

Es ist noch nicht so weit, und ich bemühe mich, zu meiner diskreten Methode zurückzukehren, die ich liebe und die so fruchtbar ist. Nur unter dem Zwang der Ereignisse habe ich, ohne Furcht und ohne Pose, die Verteidigung unserer Rechte auf die französische Sprache und Kultur aufnehmen müssen" ...

So tanzte Herr Bucher, der deutsche Untertan, sein Menuett mit der deutschen Regierung! Sein Selbstgefühl ist zu derartiger Dreistigkeit angewachsen, daß er sich der Behörde seines Landes gegenüber als eine selbständige Kriegsmacht fühlt.

* * *

An Gobineau und die Gräfin La Tour knüpfte Bucher an, als er — freilich von fern, ich habe ihn nie gesprochen — auch mit mir Fühlung suchte, um mich für seine „Revue alsacienne" einzufangen. Er sagte sich wohl (wie bei Stadler, dem Sohn des Kurators der Universität): wenn der bekannteste altelsässische Vertreter des Deutschtums Mitarbeiter geworden, macht meine französische Sache der Behörde gegenüber erst recht einen unverfänglichen Eindruck. So ließ er mir denn durch einen Mittelsmann sagen, er hätte von meinem Interesse für den Grafen Gobineau vernommen (im 1. und 5. Band meiner „Wege nach Weimar" hatte ich das Heldische in Gobineaus Persönlichkeit und Lebenslehre gewürdigt) und wäre gern bereit, mir etwas aus dessen Nachlaß, etwa einige Teller oder dergleichen, durch die mit ihm

befreundete Gräfin La Tour übermitteln zu lassen. Er möchte in seiner Revue mein Bild und einen Aufsatz über mein Schaffen bringen. Etwas verlegen hinkte freilich der Wunsch nach, man erwarte natürlich, daß ich meinerseits einen selbständigen Aufsatz dazu beisteure. Mitarbeiter an Buchers „Revue alsacienne illustrée"? Es braucht nicht gesagt zu werden, daß ich ablehnte. Einige Zeit später erschien auf meinem Zimmer eine französisch dichtende Elsässerin. Nach allerlei Begrüßungsworten merkte ich, daß die greise Dame die deutsche Sprache unvollkommen beherrschte, bat sie also, französisch zu sprechen, mir aber zu gestatten, hochdeutsch zu antworten. Auch an diese Höflichkeit knüpfte sie eine liebenswürdige Bemerkung an: es bekunde sich darin so recht die elsässische Doppelkultur — — nun ja, und rückte denn also mit ihrem Anliegen heraus. Die „Revue alsacienne" wollte ein „Oberlin-Heft" herausgeben; sie selbst, die Schriftstellerin, habe den französischen Aufsatz übernommen; nun sei es der Wunsch der Schriftleitung, daß ich über denselben schönen Stoff den deutschen Festartikel beisteure. Wir haben wohl zwei Stunden miteinander geplaudert; ich habe ihr meine Stellung zu Buchers Kreis und meine schweren Bedenken dargelegt und sie schließlich mit einem Korb entlassen. Für einen deutschgesinnten Elsässer, so brachte ich zum Ausdruck, ließ sich eine Mitarbeit an dieser Zeitschrift mit der eigenen nationalen Überzeugung nicht vereinen. Wir verabschiedeten uns in den höflichsten Formen. Der deutsche Aufsatz, den für diesen Kreis zu schreiben ich als Altelsässer nicht auf mein Gewissen nehmen konnte, wurde dann doch geschrieben: und zwar von dem altdeutschen Literaten Ulrich Rauscher.

Mein „Oberlin" war kurz zuvor erschienen und hatte rasch weithin Widerhall gefunden. Einige Monate nach dem „Oberlin-Heft" riß derselbe Ulrich Rauscher meinen Roman in eben derselben Zeitschrift Buchers gründlich herunter. Dieser moderne Amoralist, um dessen Zukunft mir niemals bange war, hielt sich zwar erst seit wenigen Jahren im Elsaß auf, aber er legte dar, daß er in jenem Aufsatz den Pfarrer Oberlin groß und königlich geschaut habe, während ich ihn eng und kleinlich darstelle!

Dies war, meiner Erinnerung nach, der erste Angriff aus Buchers Lager.

Ein Versuch, mich zu einer jener französischen Gesellschaften einzuladen, wurde meinerseits gar nicht ernst genommen. Hierbei noch ein bezeichnender Zug! In Buchers Kellerversteck fand sich auch ein (nicht in jener Schrift veröffentlichter) Brief, worin für eine solche Tafelrunde die klug berechnete Tischordnung gemacht wird: minder zuverlässige Elemente wurden zwischen sichere Französlinge oder gewandte Franzosen gesetzt. Es war mir ein aparter Reiz, als ich diese Liste Straßburger Persönlichkeiten durchsah, auf die jener listige „Menschenjäger" Jagd machte.

Im Jahre 1912 machten wir den Versuch, in einem Sammelbuch „Der elsässische Garten" all die zerstreuten und feindlichen Geisteskräfte im Elsaß auf einem friedlichen Eiland zu vereinigen. Ich hatte die Gesamtleitung; der Kunstmaler Karl Spindler übernahm oder überwachte die Ausstattung; Hans Pfitzner prüfte die musikalischen Beilagen.

Die Auflage des buchtechnisch ungewöhnlich schön geratenen Buches (die Ausstattung ist ein Verdienst des Verlags Karl J. Trübner), wie es wohl ein zweiter deutscher Gau so leicht nicht aufzuweisen hat, war sofort vergriffen. Wir hatten den

Leuten von der „Revue alsacienne" gezeigt, daß wir ihrem Geschmack Ebenbürtiges gegenüberzustellen vermochten. Wahrlich weitherzig genug — zu weitherzig — hatte ich eine Reihe französischer Beiträge aufgenommen und auch das jüngste Elsaß (Stadler, Flacke, Rauscher, Schickele) zu Wort kommen lassen, wenn sie auch nur zögernd und nicht gerade mit ihren besten Sachen anrückten. Mein kurzes Geleitwort betonte folgenden Gesichtspunkt: „In Zeiten der Unruhe tut ein ruhiges Wort gut. Wir wollen der Welt in diesem Buche ein ruhiges Elsaß zeigen, ein Elsaß als Land der Schönheit und des Friedens, ein altes Kulturland, das in seinem Volkstum Schätze birgt, von denen wir hier nur eine kleine Andeutung geben können. ‚Hortus deliciarum', Wonnegarten, war jenes Werk der Hohenstaufenzeit genannt, aus dem sich die Schülerinnen der Äbtissin Herrad von Landsberg in Wort und Bild belehrten. ‚Quel beau jardin" — Welch ein schöner Garten — rief Ludwig XIV., als er vom Gebirge her sein neugewonnenes Land überschaute. So haben wir dieses Sammelbuch neu-elsässischer Art und Kunst in Anlehnung an jene berühmten Worte den ‚elsässischen Garten' genannt, in den wir alle Freunde unseres schönen Landes hiermit zu Gaste laden."

In jener Zeit (Januar 1913) erschien in den Heften der „Elsaß-Lothringischen Vereinigung" mein „Bekenntnis eines Elsässers", das gleich in den ersten Sätzen denselben versöhnlichen Standpunkt wiederholte: „In den letzten Jahren habe ich mich nicht mehr an den elsässischen Erörterungen beteiligt, da ich keine Möglichkeit zu sachlicher und leidenschaftsloser Verständigung sah. Wo aber Friedensarbeit möglich ist im Sinne eines Oberlin, eines Tauler, einer Odilia, da bin ich mit ganzem Herzen gern dabei." Das Heft übrigens, das mein „Bekenntnis" enthielt, brachte aus der Feder von Heinrich Schneegans eine warme Begrüßung unseres „Elsässischen Gartens" und betonte, daß bei aller reichen Abwechslung „kein einziger Mißklang" darin sei, „alles klingt so harmonisch". Aber — dasselbe Heft muß leider unter dem Titel „Das Buch des Hasses" mit einer äußerst gehässigen antideutschen Veröffentlichung des Malers Hansi abrechnen und schließt mit einem wahrhaft ergrimmten Artikel gegen die Umtriebe des „Hochverräters Wetterlé"!

So waren die Rollen verteilt. Auf unserer, mindestens auf meiner Seite, neben aller Festhaltung unseres deutschen Charakters Bemühungen um Ausgleich und versöhnliche Stimmung; auf der anderen Seite unversöhnlicher Haß. So wuchsen die nationalen Gegensätze im Elsaß in ein sittliches Problem empor. Treue stand gegen Tücke.

Bucher und die Seinen gingen, wie gesagt, schonend oder schweigend um mein Schaffen herum. Die ganz in französischer Kultur steckende Dichterin Elsa Koeberlé rempelte mich zwar einmal im Juli-Heft der „Cahiers alsaciens" (1913) ein wenig an, daß die Art und Weise, dortzulande vom deutschen Elsaß und von der Unfruchtbarkeit des französischen Teils zu sprechen, immer auf dasselbe hinausliefe: „Zitieren, verherrlichen, exaltiert preisen Lienhard, den großen Lienhard, den einzigen Idealisten, den ich für mein Teil sehr bewundere und von dem ich glaube, daß er dem Lärm, den übereifrige Freunde um sein Werk zu machen belieben, vollständig fremd ist" — wonach sie Eduard Schuré gegen mich ausspielt. Aber solche Angriffe waren eine Ausnahme und, wie man sieht, harmlos (wobei mir übrigens von einem so-

genannten „Lärm“ meiner dortigen Freunde nichts bewußt ist). Die Kritik meines „Oberlin“ im „Mercure de France“, von dem doch wahrlich mir scharf entgegengesetzten Henri Albert, atmete zwischen den Zeilen Hochachtung und hob, ebenso wie die Pariser Zeitschrift „Le Témoignage“, ausdrücklich hervor, daß französisches Empfinden in meinem Buche nicht verletzt werde. Es blieb einem altdeutschen Mitarbeiter des Bucher-Kreises vorbehalten, in denkbar gehässigster Weise über mich herzufallen; und zwar in einer Veröffentlichung des fanatisch französelnden „Cercle des Étudiants“, der jährlich einen „Almanach“ herausgab. Von diesem Almanach heißt es in der bereits mehrfach genannten Schrift „Zehn Jahre Minenkrieg“: „Ihr jährlicher Almanach war das Unverschämteste, was sich ein deutsches Land bieten lassen konnte.“ In einem deutschfeindlichen und pornographischen Semesterbericht dieses Almanachs, verfaßt von dem elsässischen Studenten Munck, war z. B. die Rede von den „Chiens fouettés d'Jéna et d'Auerstädt“ (den bei Jena und Auerstädt gepeitschten Hunden), und die Hoffnung wurde ausgesprochen, der Tag würde kommen, wo Freiheit und Recht sich siegreich erheben würden, wozu sich noch allerlei erotische Unsauberkeiten gesellten. (Munck wurde relegiert, ging nach Paris, ward mit Jubel begrüßt, umarmte die französische Fahne, und man hatte drüben wieder einmal das nötige Theater.) Just in diesem Almanach hielt es der Sohn altdeutscher Eingewanderter, der Sohn des Kurators der deutschen Universität Straßburg, der wissenschaftliche Anfänger Ernst Stadler, für angebracht, mein gesamtes Wesen und Wirken dem Hohngelächter jener feindlichen Umgebung preiszugeben! Der Almanach selber liegt mir nicht mehr vor; doch im letzten Heft der „Cahiers alsaciens“ (Juli 1914) wird in französischer Sprache mit Wohlbehagen über diese „Hinrichtung“ berichtet. Ich bin danach ein „pedantischer Poet“, der wenig fähig ist, die „großen Gedanken der andern zu verdauen“, der, eine „mittelmäßige Intelligenz“, uns eine Moral predigt, die „unserem stärkeren und lebhaften Ehrgeiz wenig genügt“. Der Berichterstatter wiederholt noch einmal: „Und Lienhard ist eine mittelmäßige Intelligenz, die bisher niemals den Pädagogen und den Philister verleugnet hat.“ Er gesteht zwar, daß er und seine Freunde mich manchmal geliebt haben, und daß man einige meiner Werke bewundern könne, daß sie mich aber nach und nach als Autor von einer „erbarmenswerten (à faire pitié) Schwäche“ und Mangel an Leben erkannt hätten.

Nun, diese Beurteilung wird nach dem Gesagten niemanden wundern; ich rechne sie mir zur Ehre an. Ein anderes Gesicht aber gewinnt die Sache, wenn ein Freund dieses auf dem Schlachtfeld ehrenhaft gefallenen Ernst Stadler, wenn Herr Dr Hans Naumann, damals junger Privatdozent in Straßburg, jetzt Universitätsprofessor in Frankfurt am Main, jene gehässige Tonart jetzt wieder aufnimmt und nach dem furchtbaren Zusammenbruch in der Öffentlichkeit zu wiederholen wagt. Man sollte erwarten, daß ein Mann, der auch nur einigermaßen eine Ahnung hat von jener ungeheuerlichen Täuschung und Tücke der sogenannten „Doppelkultur“ und von den Machenschaften des verderblichen Bucher und seines Kreises, nunmehr schwiege und nur noch schamvoll an jene trübe Zeit zurückdächte. Nichts von alledem! In einem Nachruf auf seinen Freund Stadler, der als besondere Schrift erschienen ist (Berlin 1920), also in einem Gedenkwort auf einen Verstorbenen, hält es Pro-

fessor Naumann für angebracht, meine Persönlichkeit und mein Werk verunglimpfend in Gegensatz zu dem Verherrlichten zu stellen.

Ein Abschnitt daraus ist durch eine Pressekorrespondenz in die Tageszeitungen übergegangen. Darin heißt es über die für uns Deutsche so schmachvolle Bucher-Epoche, wobei Stadler als Mitarbeiter Dienste getan:

„Nichts ist törichter, falscher, ja böswilliger, als Stadler zuzutrauen, er hätte sich vom Geiste der ‚Etudiants' und der ‚Revue alsacienne' umstricken lassen [?]. Vielleicht sind andere von Bucher, jenem durchtriebenen Straßburger Arzt, der seit Jahren wühlte, das Land nicht zur Ruhe kommen ließ und mit der französischen Botschaft in Berlin wie mit dem Quai d'Orsay in Paris und dem Journal des Débats gleich eng liiert war, mehr umnebelt worden. Stadler war viel zu klug dazu. Auch war er nicht frisch eingewandert, sondern kannte die Verhältnisse. Buchers Durchtriebenheit ahnte er instinktiv [so?!). Er wußte genau, daß man ihn dort — den Sohn des Kurators der Universität, den Privatdozenten, den deutschen Dichter! — als Aushängeschild, als Fangmittel, als Deckmantel benutzte. Aber er wagte das gefährliche Spiel [!]. Es kam ihm — mit jugendfrohem Wagnis — auf die Probe an, wer der Stärkere war [?], der Stärkere in Ehrlichkeit und wirklicher Kultur. Was einem Friedrich Lienhard oder noch kleineren Geistern in seinem Gefolge natürlich [!] nicht gelingen konnte — aus Mangel an Weltbildung oder Einfluß oder Mangel an persönlicher wie geistiger Kultur, äußerer wie innerer Urbanität — das konnte dem feinen, auch französischen Geist völlig beherrschenden Weltkind aufgeschlossenen Sinnes und wirklicher höchster persönlicher wie geistiger Kultur sehr wohl gelingen. Schien — damals — wenigstens nicht unmöglich! Heute sehen wir freilich aus den Enthüllungen über Buchers Hinterlassenschaft ja leicht, daß es ein völlig vergebliches Unterfangen war, gegen dieses raffinierte, großangelegte und zuletzt in der französischen Regierung wohlfundierte Unternehmen anzukämpfen. Aber wer von uns konnte das damals so überblicken?"

So also versucht Naumann den glatten Reinfall Stadlers nachträglich zu entschuldigen, ja zu einem Akt der Kühnheit und der hohen Bildung umzufärben, wobei er mir gleichzeitig einen Fußtritt versetzt! Ein unglaublich Beispiel unlogischen Denkens und — nicht vornehmer Gesinnung. Stadler „wagt das gefährliche Spiel"; das heißt also mit nüchternen Worten: er wurde Buchers regelmäßiger Mitarbeiter und Söldling, während er die Gegenseite öffentlich dem Hohn preisgab! Worin bestand denn hier das „Spiel"? Was war denn hier zu „wagen"? Er hatte bereits seine Anstellung nach Kanada in der Tasche. Er war vorher Lehrer in Brüssel gewesen, und Naumann betont ausdrücklich, „er liebte alles in allem die Westmächte" und „er war ein Kosmopolit". Ist dies etwa nicht eindeutig genug?

Naumann fühlt, daß die von ihm vertretene Sache denn doch nicht ganz säuberlich ist; und so beschließt er seine kleine Schrift mit einem nochmaligen und zwar noch unwürdigeren Ausfall gegen mein Werk und Wesen. Dieser deutsche Universitätsprofessor schreibt folgendes:

„Soweit ging sein (Stadlers) Schrecken vor allem Philister- und Spießertum, das im Vatikan [?] und in noch geistigeren Gefilden — wie etwa in denen des Gral — mit subalternem Wesen und Benehmen herumläuft, daß es sich äußerte in entsetzten und doch so überaus liebenswürdigen Gebärden. Denn das Kapitel Friedrich Lienhard, auf das wir hier anspielten, um noch einmal auf das Elsaß zurückzulenken, fiel für ihn auch unter dieses geistige Spießbürgertum. Er empfand einen Widerwillen gegen den daselbst beliebten hohen Kothurn [?], der ihm unanständig, weil der Kümmerlichkeit der

Person unangemessen, also stilwidrig erschien [!]. Er verkannte einzelne Schönheiten Lienhardscher Dichtung nicht, aber er wollte ihn in seine Grenzen gewiesen wissen. Er fragte sich vergebens, ob denn von jener verschwommenen und undeutschen, ja für unser Volk gefährlichen Theosophie und jenem weichen, krankhaften Mystizismus [?] wirklich Wege nach Weimar führen könnten, dem fröhlichen und frei bejahenden, und nach der Wartburg des kraftvollen und derben Lutherlebens. Er ward mißtrauisch gegen diese poesie-ertötende, allzu geschwätzige Theorie, die immerfort den erlauchten Namen Goethes im Munde führt und im Grunde dem Goetheschen Lebensideal so unendlich fern ist, und die da aus dem sinnenfrohen Hofmilieu eine pietistisch strenge Geistesgemeinschaft erdichtet [!]. Von diesen Lienhardschen Bezirken schon nicht mehr harmlosen und kühn für tief und deutsch verausgabten Wesens fühlte er sich durch eine Welt getrennt. Diese traurigen Einöden des Verzichts und der Verneinung [!] und wer weiß wie naheliegender Askese [!] lagen nicht in seinem Weimar, und sie dünkten ihn am allerwenigsten die Ziele neuer Menschlichkeit."

Ich bin von deutscher Kritik manches gewöhnt. Dies ist aber allerdings das erbärmlichste Stück, das ich jemals vom Katheder herunter vernommen habe. Man hat mir schon aus akademischen Kreisen Jenas solche Urteile Naumanns hinterbracht. Hier ist die Ablehnung meines Gesamtwerks, das Naumann nicht kennt, aufs gehässigste verflochten mit der Verleumdung meiner Person, die er noch weniger kennt, und mit meinem Wirken in meiner elsässischen Heimat. Die beiden ersteren Abschätzungen möge dieser jüngere Gelehrte und Ästhet vor seinem eigenen Gewissen verantworten. Aber in bezug auf das Elsaß verstehe ich keinen Spaß. Und da muß ich Naumanns Ausfall am Schluß seiner Gedenkschrift auf einen toten Freund als eine unerhörte Taktlosigkeit brandmarken; ganz abgesehen davon, daß diese Darstellung meines Wesens und meiner Anschauungen bis zur Grimasse gefälscht ist. Man stelle sich vor, wie jene jungen Leute bei Valentin oder in sonst einer guten Weinstube beisammensitzen und sich „mit entsetzten und doch so überaus liebenswürdigen Gebärden" über einen älteren Elsässer und seine deutschen Ideale lustig machen, den sie weder von innen noch von außen wirklich kennen! Dieselben jungen Leute, die sich als Mitarbeiter des Hochverräters Bucher gleichzeitig bis auf die Knochen blamierten!

* * *

Wie war der Sachverhalt in Wirklichkeit?

Erstens war weder ich selber, der Nichtpolitiker, noch der gänzlich einflußlose Ernst Stadler etwas wie ein „Gegenspieler" gegen Bucher. Selbst wenn ich als solcher in Betracht gekommen wäre, etwa als bekanntes Beispiel der deutschgesinnten Elsässer: wer ist mir denn just in dem Kreise der Französlinge in den Rücken gefallen und hat mich dort lächerlich gemacht? Der Sohn eines Altdeutschen! Diese Tatsache bleibt bestehen. Gegen Landesverrat, wie es Buchers Wirken war, gibt es aber in Wahrheit kein Gegenspiel und kann es keins geben, es seien denn Maßregeln der Behörden oder Hinwegfegen der Verräter durch Entrüstung der Volksmehrheit. Tatsächlich war die Empörung des deutschgesinnten Volkes im Anwachsen, wie die große Protestversammlung vom 16. Januar 1913 im Sängerhause zu Straßburg bewies, wo Wetterlés „friedenstörende Politik" in schärfster Weise gegeißelt wurde,

und nicht minder der letzte Ausfall der Wahlen, der sich gleichfalls gegen den Abbé von Kolmar und seinen Spießgesellen Blumenthal richtete. Vielleicht hätte man auch Buchers Kreis noch überwunden und als Fremdstoff ausgeschieden oder bloßgestellt, wenn das Deutschtum im Elsaß, etwa unter Führung der „Elsaß-Lothringischen Vereinigung", zum vollen Selbstbewußtsein zu erstarken Zeit gehabt hätte. Doch der Krieg kam. An seinem Ende siegte Frankreich über ein ausgehungertes Deutschland durch Übermacht, die uns durch ungeschickte Diplomatie auf den Hals gehetzt war. Einen Augenblick nur triumphierte dann im November die rote Fahne der deutschen Republik auf der Münsterspitze — um sofort dem blau-weiß-roten Banner des imperialistischen Frankreich Platz zu machen.

Oft rauscht es jetzt wie eine Symphonie der Wehmut in uns auf — die sich freilich besser in der Dämmerung am Klavier vom Herzen phantasieren als in Worte kleiden läßt —, wenn wir zurückdenken, was alles an reiner, starker Schönheit und Schöpferfreude dort zwischen Rhein und Wasgenwald hätte aufblühen können, wenn nicht die Politik die Gemüter vergiftet hätte. Durchblättert man heute die gelben Hefte der „Elsaß-Lothringischen Kulturfragen" (die von jener Vereinigung ausgegeben wurden), und desgleichen die grauen Gegenhefte der „Cahiers alsaciens" Buchers, so hat man den vollkommen deutlichen und erschütternden Eindruck: hier spielte sich ein Auftakt zum Weltkrieg ab. Die schürenden Kräfte aber kamen von Westen; es war der anfangs nur erst glimmende, nach und nach bewußt angefachte Revanche-Gedanke, der in all diesen Treibereien insgeheim oder offen wirkte. Coßmanns ausgezeichnete „Süddeutsche Monatshefte" — wo soeben ein Poincaré-Heft erscheint — sollten auch diese planmäßige Vorarbeit Frankreichs einmal aktenmäßig beleuchten. Es ist ein Teil der französischen Kriegsschuldfrage.

Was aber meine eigene damalige Stellung zum Elsaß betrifft, so muß ich die Geduld des Lesers noch einen Augenblick in Anspruch nehmen. Während von Westen her in jenem letzten Jahrzehnt Hunderte von „Conférences" abgehalten wurden, trat ich selber aus meiner Straßburger Zurückhaltung nur dreimal mit — äußerst warm aufgenommenen — Vorträgen hervor; ich sprach über „Deutschen Idealismus", über „Parsifal und Zarathustra" und über Schillers Gedichtentwurf „Deutsche Größe". (Der erste Vortrag steht in meinen „Neuen Idealen"; die zwei anderen erschienen als besondere Schriften und sind inzwischen in mein Werk „Der Meister der Menschheit" aufgenommen.) Man kann schon daraus ermessen, was es mit Naumanns leichtfertigem Vorwurf einer „allzu geschwätzigen Theorie, die immerfort den erlauchten Namen Goethes im Munde führt", auf sich hat. Und was das Grundsätzliche meiner Einstellung betrifft, so bitte ich aus dem Schluß meines „Bekenntnisses eines Elsässers" (1912/13) folgendes hiehersetzen zu dürfen:

„... Persönlichkeit empfand ich als innersten Ring, Volkstum als den weiteren; jetzt traten beseelend, vertiefend, erweiternd hinzu die Ideale der Humanität. Die ganze Menschheit wurde mir Heimat; oder, richtiger und genauer: das Menschentum in uns allen, das Edelmenschliche, der Geist in uns, der sich immer aufs neue Flügel schmieden will. So schien mir die Arbeit an diesem zu Erlösenden in mir das wichtigste Geschäft; mit Schiller suchte ich ‚den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht' — und tauchte nun aufs neue in den Wald zurück, diesmal in den Thüringer Wald. Aber nicht in den Wald als Stimmungsfaktor,

sondern als Stätte der Sammlung, der Stille und der Vertiefung. Dies war im Jahre 1903. Ich suchte das geistige Weimar und wohnte in der Nähe des räumlichen. Herzliche persönliche Freundschaften griffen belebend ein. So entstanden jene Thüringer Werke der Stille: „Thüringer Tagebuch", „Wartburg", „Wege nach Weimar" und mitten darin das Mysterium von „Wieland der Schmied", der emporfliegt aus Not und Enge. Der Leser wird ohne weiteres spüren, daß jetzt bei dieser neuen Problemstellung nicht mehr Deutsch oder Französisch, Wald oder Stadt, Provinz oder Berlin die zu überwindenden Gegensätze sind. Hier ist geistiger Boden errungen. Und so gestärkt und vertieft konnte ich nun in neuer Weise dem Elsaß wiederum nahen, mit dem ich durch meine Angehörigen immer in Fühlung geblieben war. Nun konnte auf elsässischer Grundlage ein allgemeines Problem wie das im ‚Oberlin' behandelte — Entwicklung eines Menschen aus dumpfer Enge zur geistigen Klarheit — auf Grund des bisher Erreichten gestaltet werden. Man konnte gleichsam als ein Gebender, wenn der Ausdruck erlaubt ist, in das stets geliebte Land der Jugend zurückkehren ... Diesen geistigen Weg möchte ich zu Ende gehen, wenn Glück und Gnade günstig sind. Man wird mir hoffentlich nicht vorwerfen, daß ich einseitig geworden sei; denn zu meinen Führern und Freunden gehören Gobineau und Emerson neben Goethe oder Homer oder Shakespeare. Und meine Reisen haben mich nicht nur nach Nachbarländern, sondern nach England, Schottland, Norwegen, Italien und allen möglichen Ecken Deutschlands geführt. Ich bin viel in Bewegung und lerne auf solchen Fahrten aus lebendigen Menschen ebensoviel wie aus guten Büchern."

Um kurz und derb zu schließen: ein anständiger deutscher Kerl wird bedauern, was uns im Elsaß mißlang — doch ein erbärmlicher Gesell, der uns darob verhöhnt!

* * *

Zwei andere junge Professoren mögen das freundlichere Finale bilden! Sie sind gleichfalls durch das Elsaß gegangen oder hatten für romanische Kunst und Form Zuneigung und Verständnis, haben sich aber zugleich schärfstens zu ihrer deutschen Volksart bekannt: Ernst Robert Curtius und Ernst Bertram. Auch sie kommen nicht von meinen deutschvolkstümlichen Idealen, sondern aus benachbarter literarischer Richtung: sie übten sich in der Zucht eines Stefan George, sie schliffen ihren Stil an der Prosa Nietzsches, über den Bertram ebenso geistvoll wie stilschön geschrieben hat. Doch beide junge Gelehrte haben, erschüttert von ihren Erfahrungen im Rheinlande, den Franzosen von der hetzerischen Art eines Maurice Barrès samt der ganzen grausamen, mit Farbigen die weiße Rasse schändenden Schikanen-Politik öffentliche Absage erteilt, schmerzbewegt, erbittert, unzweideutig.

Was sich vor dem Weltkrieg an der elsässischen Rheingrenze abgespielt hat, sucht sich jetzt am Mittelrhein fortzusetzen: Werbung für gallische Kultur, Untergrabung reichsdeutschen Empfindens. Bucher starb, doch die Welsch-Lothringer Barrès und Poincaré leben und wirken. Sie stellen vor die Phantasie des französischen Imperialismus oder Ausdehnungsdranges immer wieder „le génie du Rhin", den sie als gallisches Erbrecht in Anspruch nehmen. Ihr Ziel ist die Rheingrenze. Frankreich rückt vor. Wie es im Elsaß vor dem Weltkrieg gearbeitet hat, so durchsäuert es jetzt Saargebiet, Pfalz und Rheinprovinz.

Möge Deutschland wachsam sein!



Der Kreuzer

Eine Jugendgeschichte von Jakob Boßhart

Auf dem Hof wohnten etwa ein Dutzend Erwachsene und fast so viele Kinder. Es war ein abseitiges Leben. Man sah von der nahen Höhe auf der einen Seite den Schwarzwald ganz fern, auf der andern die Schneeberge, und zwischen beiden, über dem Steichelwald, scheinbar nah, die Lägern, steil aufsteigend wie ein mächtiger dunkler Dachgiebel. Die Berge lockten die Augen und das Sinnen in die Ferne; die vier Rauchfänge des Hofes zogen sie immer wieder zu sich heran. Rauchfänge haben eine große Kraft. Zuweilen ereignete sich etwas Außergewöhnliches: ein Hausierer keuchte unter seiner Warenkiste vom Tal herauf und breitete in den Stuben allerlei Prunk aus, von dem man nicht wußte, woher er kam, noch wer ihn zu machen verstand, oder es schlich sich ein Vagabund in herrlicher Sorglosigkeit in den Hof und heischte seinen Schoppen Most. Und der Krämer und der Lump schienen aus ganz anderen Welten zu kommen, der eine aus einer Welt, wo wundergeschickte Hände schafften, der andere aus einer Welt, wo man neben der Arbeit vorbeikam. Beides war seltsam genug für den allem Überflüssigen abholden, mühselig um das tägliche Brot ringenden Hof.

Eines Tages tauchte ein Riese auf. Langsam, schwer, dunkel stieg er in der Abenddämmerung heran. An einem über die Schulter gelegten Stock trug er einen Korb, der sich auf dem breiten, leicht gewölbten Rücken lächerlich klein ausnahm. Wir Kinder standen auf der Hofreite, als er hereinstelzte, und bestaunten den Ungeheuren wie ein Meerwunder. Er stellte sich stelzbeinig vor uns hin, bog sich vor und musterte uns. Unheimlich sah er aus. Er hatte nur ein Auge und daneben eine Nase wie zwei aneinandergefügte Weintansen. Auf einmal schnob er aus den Tansenlöchern hervor: „Mueß di mippernäh?“ Wir stoben wie Spatzen auseinander, um nicht gefressen zu werden, er aber füllte den ganzen weiten Hof mit seinem Lachen.

Beim Nachtessen saß er an unserem Tisch, und es ging nicht lange, so wußte ich, daß er kein Menschenfresser, sondern ein ganz gutmütiger Schalk und Schärmauser aus dem Bernbiet war und Peter Rüegg hieß. Vor dem Schlafengehen ließ sich der Riese herab, mit mir zu spielen, das heißt, ich war sein Spielzeug. Er saß auf der Ofenbank, wirbelte mich toll in der Luft herum, warf mich wie einen Ball in die Höhe, fing mich auf, ließ mich auf seinem ausgestreckten Arm, gleichsam auf einem Pferdchen, reiten oder drehte mich zwischen seinen Pranken im Kreis herum, wie wir Buben etwa Lehm zu Stengeln walzten.

Am Morgen ging's in die Wiesen hinaus. Da ich noch nicht vom Schulzwang erfaßt war, begleitete ich ihn. Es war im Frühling, das Gras erst im Werden, der Baumgarten in Blütenpracht und voll Bienengesumm, die Maulwurfshügel voller Ahnungslosigkeit. Der Schärmauser suchte mit der langen Eisenspitze seines Stockes die Gänge der Wühler, schlitzte den Rasen auf und spannte seine Schnellbogen. Dabei plauderte er fortwährend in seiner gemächlichen Weise, erzählte mir mit der Umständlichkeit eines Zeitlosen, wie, wann und wo ihm ein Schnellbogen das linke Auge ausgeschlagen hatte.

Nachdem er sein Vormittagswerk getan hatte, setzte er sich unter den Nußbaum oben am Haus, und bald war die Hofjugend um ihn versammelt. Er hetzte uns Buben aufeinander und hatte eine kindliche Freude, wenn einer seinen Gegner ins Gras warf und ihm das Knie auf die Brust setzte. Bald hielt er es beim bloßen Zuschauen nicht mehr aus, er fing an, den Lehrmeister zu spielen und uns allerhand Griffe und Kniffe beizubringen. Als unser Eifer zu erlahmen begann, zog er seinen Geldbeutel hervor, der nichts anderes war als eine runzelige Schweinsblase, klopfte gewichtig darauf und sagte bedächtig: „Am Sonntag, wenn ich ausgemaust habe, gibt's ein Schwingerfest, und wer Schwingerkönig wird, kriegt einen Preis aus diesem Ding da. Einen Preis!" Das Wort in diesem Sinn war wohl den meisten von uns fremd, aber wir waren Bauernbuben und begriffen die Beziehung zwischen dem Laut und dem Geldbeutel augenblicklich. Wir waren auf einmal wieder rauflustig, und wenn von da an zwei von uns sich begegneten, liefen sie einander wild an und übten sich für den Ringkampf. Mich nahm Rüegg nach seinen Jagdgängen in den Wiesen noch besonders in die Übung: „Schau so! Eins, zweu! Ha, ha!"

Der Sonntagnachmittag kam. Am Morgen war für Rüegg Zahltag gewesen, zwanzig Rappen für jede Maus, fünfundzwanzig für jeden Maulwurf. Die Schweinsblase hatte sichtlich zugenommen und damit unsere Erwartung. Wir versammelten uns unter dem Nußbaum, so war es verabredet worden. Rüegg stellte sich als Preisrichter überlegen an den Stamm, hatte es aber gar nicht eilig. Er rauchte erst seine Pfeife leer und zog dann scheinbar gleichgültig, aber mit einem schelmischen Zwinkern seines Auges den Geldbeutel hervor, drehte ihn ein bißchen auf und senkte einen Blick hinein. Wir erwarteten, er werde uns zeigen, um was der Kampf ging. Aber er hütete sich. Er schüttelte den Beutel, daß er lustig erklingelte und schob ihn wieder in die Tasche. Dann teilte er uns in Paare ein, und der Wettkampf begann.

Es ging heiß zu. Wir bissen die Zähne zusammen, wir keuchten, wir ächzten. Die Aussicht auf einen Preis hatte uns alle ins Feuer gebracht, Preis ist ein Zauberwort. Mein Gegner war mein etwa zwei Jahre älterer Vetter Hans. Ich warf ihn dreimal nacheinander und wußte nicht, wie es geschah. Hatten mir die Kunstgriffe Rüeggs eine so große Überlegenheit gegeben? War ich flinker oder mehr auf den Sieg erpicht als der andere?

Zum Schluß hielt der Schärmauser eine kleine Rede an uns, er mochte in seiner Berner Heimat mehr als einem Schwingfest beigewohnt, ja in jüngeren Jahren dabei handlich mitgetan haben, und wußte, was sich für eine solche Gelegenheit schickt. „Ihr habt wacker gearbeitet, junge Männer," sagte er, „wacker gearbeitet! Ich bin mit euch zufrieden und meine, der Hof könne auf euch stolz sein. Nervige Jungmannschaft! Ihr habt in weniger als einer Woche unter meiner Anleitung große Fortschritte gemacht, fahret so fort, junge Männer, und wenn einer von euch einmal an einem Turnfest einen Kranz holt, so denke er an den Peter Rüegg von Trubschachen und an den hohen Preis, den er jetzt dem Würdigsten von euch erteilt, weningleich er selber nur ein armer Schlucker und Schärmauser ist." So sprechend zog er langsam seinen Geldbeutel hervor. Uns flogen die Augen aus dem Kopf, und die Brust war seltsam gebläht. Hatte er uns doch „junge Männer" genannt!

Ein paar Erwachsene waren herzugetreten und spitzten die Ohren nicht weniger als wir.

Rüegg begann wieder zu reden: „Wer soll nun Schwingerkönig sein? Das ist diesmal eine ganz klare Sache! Wer den andern dreimal auf den Rücken gelegt hat, soll herkommen.“ Ich wußte, daß einzig ich dreimal obenauf war, blieb aber verschämt stehen. Inwendig glühte ich. „Komm nur her, du kleiner Spitzbube, du hast ihn vaterländisch gebodigt“, ermunterte mich Rüegg. Und nun war auch der Preis in seiner Hand, sorglich in ein Stückchen Papier eingewickelt. Ich stand vor dem Riesen wie im Taumel, alles drehte sich um mich. Rüegg faßte meine Hand in seine unheimliche Pranke: „Glück alleweg, Schwingerkönig! Da ist der Preis! Schau nicht gleich danach, das tut kein rechter Schwinger und gar ein Schwingerkönig! Steck ihn in den Sack und nimm ihn erst heraus, wenn ich über den Rain hinauf bin. Vielleicht wächst er derweil noch, man sagt, das sei schon vorgekommen. My gottstüri, gottssündigi Söiseeu!“ fügte er hinzu. Das war eine Bekräftigung, die man oft von ihm hörte.

Ich nahm den Preis und ließ ihn sorglich in der Tasche verschwinden. Ich hatte einen übermannshohen Respekt vor dem Schärmauser. Wie hätte ich ihm nicht auf den Punkt gehorcht!

Hansens Vater, der unter den Erwachsenen war, zog einen Fünfer hervor, warf ihn in die Luft und rief: „Wer ihn fängt, hat ihn!“ Alle andern stürzten darauf, Hans erhaschte ihn. Ich fand es unter der Würde eines Schwingerkönigs, mitzutun. Was war mir ein Fünfer! Hatte ich nicht den „Preis“ in der Tasche! Mein Verhalten trug mir ein neues Lob des Schärmausers ein: „Recht so, Schwingerkönig! Du bist ein steifes Büblein!“ Steif war in seinem Munde ein sehr schmeichelhaftes Wort.

Ich war stolz. Zum ersten Male hatte ich erfahren, was Ruhm ist. Ich merkte, daß ich beneidet wurde, was mein Gefühl mächtig erhöhte. Die rechte Hand stak immer noch in der Hosentasche, umschloß den Preis und suchte ihn zu ermessen. Der Gedanke an die Kirchweih schoß mir durch den Kopf; da sollten die Krämer Augen machen! Und erst die andern Knaben! Kein Zweifel, ich war nun der reichste von allen, was bedeutete der Hans mit seinem aufgeschnappten Fünfer! Ich glaube nicht, daß es sehr edle Gefühle waren, die mich in jener Viertelstunde aufbliesen. Ich hatte sicherlich alle schlimmen Regungen eines Geldmenschen: Hochmut, mühsam niedergehaltene Prahlsucht, Gier nach mehr, Machtwillen und Willen zum Genuß, Selbstsucht. Und dazu noch den Ruhm! Ruhm und Reichtum, die Endziele törichter Menschen.

Der Preis in meiner Tasche begann zu brennen, ich mußte mich anstrengen, die Hand nicht herauszureißen und das Papier zu zerschrenzen. Ich hatte den Schärmauser, der mich zu einer so wichtigen Person erhoben hatte, fest ins Herz geschlossen, aber ich wünschte ihn doch über den Bücklirain hinauf, damit ich endlich meines Reichtums froh werden könnte.

Endlich entschloß sich mein großer Freund und Gönner zum Gehen. Er holte im Schopf seinen Mauserkorb, hob ihn bedächtig auf die Schulter, bot seinen Gruß in die Runde und stapfte hoch und breit davon, am Nußbaum vorbei, den Weg hinan, einem andern Hof und neuen Maulwurfshügeln zu. Nachdem er zehn oder fünfzehn

Schritte gemacht hatte, wandte er sich nochmals um, als hätte er etwas vergessen, richtete seine unübersehbare Nase und sein Schelmenauge auf mich und sagte oder lachte, ich kam nicht draus: „Lass' dir den Preis nicht zu hoch in den Kopf steigen, Schwingerkönig, sonst legt dich der Hans übers Jahr auf den Rücken."

Sobald sein Schlapphut hinter dem Bücklirain versunken war, zog ich meinen Preis hervor und wickelte ihn mit zappeligen Fingern aus seiner Hülle. Alle streckten die Nase und warfen sie dann zurück. Gelächter entstand um mich: „Es ist ja nur Kupfer! Nur Kupfer!"

Mir klang das sehr unangenehm in die Ohren, aber ich mußte es zugeben: es war wirklich bloß Kupfer und nicht einmal eine ansehnliche Scheibe. Hatte mich der Rüegg angeführt? Warum war er denn immer so freundlich zu mir gewesen? Es fehlte wenig, so hätte ich geweint. Aber da begann die Hoffnung wieder zu scheinen. Man musterte das Kupferstück und verwunderte sich darüber. Ein Räppler war es nicht, ein Zweiräppler ebensowenig. Niemand wußte Bescheid. Also besaß ich doch etwas Außergewöhnliches, etwas, das keiner der Kameraden auch nur je gesehen hatte. Ich steckte die Münze in die Tasche und eilte mit dem Ruf: „Gelt, ihr hättet's auch gern!" davon. So suchte ich mein Selbstgefühl zu retten und dem Trug seinen Glanz zu erhalten.

Ich stieß auf meinen Vater, erzählte ihm, wie ich zu dem Geld gekommen sei und wagte die Frage, ob das Stück Kupfer etwas Rechtes sei. Er lächelte und sagte bestimmt, ja, das sei schon etwas Rechtes. Das erste selber verdiente Geld sei nie zu verachten.

Mir wurde etwas leichter, und ich fragte weiter, ob es auch etwas Rechtes sei, Schwingerkönig zu heißen. Ich hatte im geheimen Mißtrauen auch gegen dieses Wort gefaßt.

„Ja, ja, das ist schon etwas", versicherte der Vater. „Ich habe es in meinem ganzen Leben nicht soweit gebracht. Aber nun wollen wir sehen, was wir mit dem Preis anfangen." Er betonte das Wort Preis seltsam. Er öffnete ein Wandschränklein und entnahm ihm ein zierlich gestricktes Säcklein aus weißem und blauem Garn. Ich kannte es. Im Herbst zuvor hatte der Vater ein Rind zur Prämiierung geführt und das Beutelchen mit einigen Silberstücken heimgebracht. Ich steckte meinen Preis hinein, zog die Schnur, an der niedliche Trottelchen hingen, fest zu und betrachtete durch das Garngeflecht meinen Schatz. Er blinkte ganz wundersam in dem Säcklein. So wenigstens redete ich es mir ein. In der Nacht kam der Schlaf etwas weniger rasch über mich als sonst. Ich schwamm noch in Ruhm und Reichtum, oder besser, ich flog darin. Ganz leicht und beflügelt war mir zumute. Die Stimme, die spitz heraufttönte, es sei mit meinem Preis vielleicht doch nicht ganz richtig, überhörte ich. Und so blieb es. In einer heimlichen Ecke, ganz im Dunkeln, hauste bei mir der Zweifel an dem Wert des Geldstückes, durch mein ganzes übriges Wesen machte sich die Zuversicht und das Hochgefühl des Besitzes breit. Ich hütete mich, Vater oder Mutter weiter nach dem Preis auszufragen. Ich wollte nicht wissen. Die Münze war mein Herr, sie zwang mich, an sie zu glauben, und peinigte mich, wenn ich einen Zweifel vorzubringen wagte. Ich war dem Selbstbetrug verfallen, wie jeder andere Geldmensch auch.

Im August war Kirchweih. Die ganze Dorfjugend wanderte zum Dorf hinab. Jeder trug ein paar Batzen bei sich, ich außerdem meinen Preis. Etwas in mir drängte endlich nach Klarheit, ich wollte es darauf ankommen lassen. Es war mir gar nicht behaglich zumute, fast wie vor einem Zahnziehen. Die Unruhe trieb mich hin und her, zu den Krämern hin und wieder von ihnen weg. Es handelte sich in dieser Peinlichkeit wohl weniger um den Wert der Münze, der in Anbetracht ihrer Kupferfarbe und ihres Gewichts nicht groß sein konnte, als um meinen Glauben an den Schärmauser und um die Auszeichnung, die ich von ihm erfahren hatte. War ich wirklich grausam genarrt worden, und warum?

Zuerst gab ich mein anderes Geld aus und verschlang und verschleckte, was ich daraus kaufte, ohne Genuß, mißmutig. Es ging schon gegen Abend, als ich den Preis aus seinem Versteck hervorzog und mit einem heftigen Entschluß auf eine Krämerbude zuschritt.

„Was möchtest, Bübli?" fragte mich die Verkäuferin mit der Freundlichkeit der Gewinnsucht.

„Einen Elggermann", erwiderte ich und wies mit dem Finger auf den leckeren Gegenstand meines Wunsches.

„Nimm ihn nur!" lud mich mit gewinnendem Lächeln die Frau ein, „und gib mir einen Batzen. Wirst doch einen haben?"

Ich rührte den Elggermann nicht an, sondern hielt der Frau meine kleine Faust hin, in der Rüeggs Münze verborgen war. Die Finger wollten sich nicht lockern und es bedurfte eines kräftigen Zuspruchs der Krämerin, damit ich meinen Schatz ihren Blicken preisgab. Sie sah mich mißtrauisch an und fragte: „Hast du sonst keinen Batzen?" Ich würgte mein „Nein" hervor, worauf sie noch mißtrauischer wurde.

„Damit kannst du auf der ganzen Kilbe keinen Elggermann kaufen", sagte sie enttäuscht. „Da nimm diesen Feuerstein und dann geh deiner Wege." Wahrscheinlich war sie sich nicht klar darüber, ob ich ein Betrüger oder nur ein kleiner armer Schelm sei, und meinte, mit etwas Güte auf alle Fälle keinen Schaden zu stiften. Ich verschmähte ihren Feuerstein. Mir war nun völlig klar, daß mein Geld und der Rüegg nicht viel taugten, aber ich wollte mich in diese bittere Erkenntnis nicht fügen, obschon ich mir sagen mußte, daß man schlecht von mir denken werde. Den seltsamen Blick der Krämerin hatte ich ganz richtig gedeutet. Beim „Wilden Mann" hatte ein Zuckerbäcker seine Bude aufgeschlagen, ein Tausendsassa, der seine bunten Zuckerstengel und -kugeln mit allerlei lustigen Worten abgab und ein sehr schlaues und allwissendes Gesicht machte. Ich wählte ihn aus, er sollte das letzte Wort über meinen Preis sprechen. Ich trat zu ihm hin und fragte mit unechter Keckheit, wieviel Zuckerkugeln ich für mein Geldstück erhalte. Er nahm die Münze in die Hand, drehte sie aufmerksam um und um und rief dann schallend: „Das ist ja nur ein Kreuzer, gib ihn euerer Geiß zu fressen, wenn sie ihn mag!" Ein breites Lachen zog über sein Gesicht, als er mir die Münze verächtlich auf seinen Auslagetisch hinschleuderte.

„Ist denn ein Kreuzer nichts wert?" wagte ich zu fragen.

Er schnalzte mit den Fingern: „Nicht so viel!"

Ich wollte davoneilen. Er rief mir nach: „Vergiß deinen Napoleon nicht!" Rot übergossen nahm ich das Geldstück an mich und hastete wie gepeitscht davon. Oben

auf dem Kirchplatz ließ ich es, wie ich meinte, unvermerkt fallen. Aber schon hatte ein mir unbekannter Junge es aufgehoben und rief mir nach: „Du verlierst dein Geld, da!"

„Kannst's behalten!" gab ich zurück. Ich sah, wie er die Münze beschaute und dann vergnügt davontrottete, um wohl die gleichen Enttäuschungen mit dem verfluchten Kreuzer zu erleben wie ich.

Ich lief heim. Etwas war in mir ausgerenkt. Ich war betrogen und lächerlich gemacht worden. Mein erstes Geld war falsch gewesen, es hatte mir nichts als Demütigung, Enttäuschung und Spott eingetragen, und einen ganz elenden Nachgeschmack hinterlassen, irgendwo unten im Hals. Am meisten kränkte mich, daß der Rüegg mich so gefoppt hatte, er, der mich zum Schwingerkönig ausgerufen hatte. Das falsche Kupferscheibchen, an das ich so lange mein Herz und mein Sinnen gehängt hatte, verfolgte mich wie eine ekelerregende Speise, von der man genossen. Ich dachte an den Knaben, der das Geldstück aufgehoben hatte, ich sah, wie auch er es schließlich enttäuscht fortschmiß, ich sah einen dritten danach greifen und so weiter: einer nach dem andern streckte vertrauensvoll die Hand danach aus, und einer nach dem andern wurde davon zum Narren gehalten, wie wahrscheinlich auch einmal der Schärmauser Rüegg und mancher vor ihm. Hätte ich doch den Lumpenkreuzer zutiefst in den Feuerweiher geworfen!

Zu Hause wollte ich den Vater ausforschen, warum er mich über den Wert des Preises im Ungewissen gelassen habe. Ich zürnte ihm. Statt auf ihn stieß ich zuerst auf die Mutter und klagte ihr meinen Schmerz. Sie lächelte: „Nimm's nur nicht so ernst! Kreuzer oder Fünfer, Geld ist ohne Treu. Du hättest dein Küpferlein behalten sollen für später."

Ich begriff damals nicht, wie recht sie hatte. Aber darin irrte sie sich, wenn sie glaubte, der Kreuzer sei mir ganz verloren gewesen.



Geheimnis

Von Ernst Stemmann

Du aber blühst mir nur in Träumen auf ...
Und deiner Blume Süße fühl' ich dann
Wie innerstes Geheimnis, das mich segnet.
Davon mein Auge leuchtet noch am Tag,
Davon nachzitternd meine Seele noch
Am Tage heimlich heiße Wünsche trägt
Und bunte Funken sprüht, die niemand deutet.
Doch wissen wir am Tag die Wege nicht
Zu dir — zu mir — Wir grüßen uns und sind
Uns gut — und fremd — —

Wie seltsam, daß du mir im Traume blühst ...



Die Shakespeare-Frage
Von Dr. K. Schneider und Prof. Dr. A. Brandl

I. Offener Brief an Herrn Geheimrat Prof. Dr. Alois Brandl in Berlin

Hochgeehrter Herr Geheimrat!

Die neue Ausgabe Ihres „Shakespeare" (Shakespeare. Leben — Umwelt — Kunst. Von Alois Brandl, Professor an der Universität Berlin. Neue Ausgabe. Mit sieben Abbildungen. Berlin, Ernst Hofmann & Co., 1922) habe ich, und mit mir wahrscheinlich noch viele Leser, mit einer doppelten Erwartung in die Hand genommen. Einmal in der Gewißheit, darin eine handliche und namentlich als Nachschlagewerk gut brauchbare Zusammenfassung alles dessen zu finden, was über Shakespeare, sein Leben und seine Werke nach ihren besonderen Eigenwerten wie nach ihren Zusammenhängen mit Schrifttum und Leben an sicheren Tatsachen erwiesen und festgestellt ist; sodann aber auch in der Hoffnung, daß darin einer der namhaftesten Vertreter der deutschen akademischen Shakespeare-Forschung sich eingehend und gründlich mit den Feststellungen und Folgerungen auseinandersetzen würde, die in den letzten Jahren in Deutschland wie England zum sozusagen urkundlichen Beweis der ursprünglich mehr gefühlsmäßig gewonnenen Überzeugung aufgewiesen und geltend gemacht worden sind: daß der uns als „Shakespeare" überlieferte Mann aus Stratford die Shakespeareschen Werke unmöglich geschrieben haben könne, daß also dieser Shakespeare nur eine Maske sei, hinter der ein wahrhaft großer Unbekannter — nach der zweifellos bestbegründeten Ansicht Graf Rutland — sich bisher habe verborgen halten können.

Wenn ich dabei einen gewissen Nachdruck auf die Zusammenstellung des Tatsächlichen als einen zu erwartenden Hauptzug Ihres „Shakespeare" lege, so soll darin keineswegs eine Bemängelung in dem Sinne liegen, daß Ihr Buch nach anderen Seiten — etwa der des psychologisch-ästhetischen Nacherlebens und Ausdeutens — seinem großen Gegenstand manches schuldig bleiben werde; ich wollte vielmehr lediglich darauf hinweisen, daß die neue Ausgabe Ihres „Shakespeare", wenn auch in erheblicher Erweiterung und Bereicherung, doch meiner Erwartung nach im wesentlichen die gleichen Züge aufweisen würde, die schon der ersten Ausgabe das Gepräge gegeben haben. Ich erkenne auch gerne an, daß Ihr neuer „Shakespeare" nach dieser Richtung hin meine Erwartungen im wesentlichen erfüllt hat, daß er eine inhaltreiche und mit sichtlicher Liebe gearbeitete Zusammenstellung des überlieferten Wissens von Shakespeare darstellt, daß er darüber hinaus auch ein persönliches Verhältnis zu dem großen Schöpfer erkennen läßt, das der im wesentlichen auf Tatsächlichkeiten gerichteten Darstellung die gerade bei Shakespeare doppelt unerläßliche Wärme und Beseelung verleiht.

Um so schmerzlicher empfinde ich es, daß Sie die zweite und in meinen Augen ganz selbstverständliche Erwartung, mit der ich an Ihr Buch herantrat, vollkommen enttäuscht haben. Sie haben sich darin mit der „Shakespeare-Frage", also mit den

gegen die Verfasserschaft des Stratforder „Schauspielers“ und für die Verfasserschaft Anderer geltend gemachten Tatsachen und Gedankengängen, nicht nur nicht gründlich und eingehend auseinandergesetzt, sondern Sie sind der Erörterung der Shakespeare-Frage überhaupt ausgewichen. Kein Leser Ihres Buches erfährt überhaupt oder höchstens in geheimnisvollen Andeutungen etwas davon, daß gegen die bisherige Shakespeare-Überlieferung Stimmen des Zweifels und der unbedingten Ablehnung laut geworden sind — noch weniger von den gewichtigen Tatsachen, die zugunsten der Verfasserschaft des Grafen Rutland in neuerer Zeit dem öffentlichen Urteil übergeben wurden. Als überzeugter Anhänger dieser letztgenannten Ansicht bedaure ich diese Ihre Haltung aufs lebhafteste und halte mich für berechtigt, gegen die zweifellos darin liegende Unterstellung, als sei die Erörterung der „Shakespeare-Frage“ unter der Würde wissenschaftlicher Forschung, öffentlich Einspruch zu erheben. Denn, hochgeehrter Herr Geheimrat, so stand es in Wahrheit um die „Shakespeare-Frage“ niemals, und so steht es heute weniger denn je.

Da die Erforschung und Verfolgung der englischen Literatur Ihren Lebensberuf bildet, kennen Sie ohne Zweifel alle wichtigen Veröffentlichungen, die von Seite der „Shakespeare-Gegner“ zum Beweis ihrer Überzeugung erschienen sind, vor allem also Greenwoods „Shakespeare Problem restated“ und Karl Bleibtreus „Lösung der Shakespeare-Frage“. Um zunächst beim englischen Verfasser zu bleiben, so wissen Sie auch, daß Greenwoods Buch in England außerordentlichen Eindruck gemacht hat, und daß seit seinem Erscheinen dort niemand mehr die Leugner der Verfasserschaft des Stratforders als Urteilslose oder Unwissende hinzustellen wagt, wie es bei uns leider noch vielfach Brauch ist; die Frage nach der Verfasserschaft an den Shakespeareschen Werken ist vielmehr jenseits des Kanals eine Frage geworden, die ernsthaft für und wider erörtert wird wie etwa die nach der Haltbarkeit des Darwinismus oder der besten Währungsordnung. Auch Sie selbst haben ja schon bei einer Tagung der Shakespeare-Gesellschaft Anlaß gesehen, auszusprechen, daß unter den Leuten, die den überlieferten Shakespeare als unmöglich ablehnen, „doch auch recht ernst zu nehmende Gelehrte sich befinden“; und andere Berufsgenossen von Ihnen haben anerkannt, daß diese Leute sich insofern unbestreitbare Verdienste um die Shakespeare-Forschung erworben haben, als sie die Erschließung der bei „Shakespeare“ notwendigerweise anzusetzenden Lebenszustände, Bildungsmöglichkeiten und Schicksale in größere Tiefe geführt haben als die bisherige Forschung vermocht hatte. Schien es Ihnen bei dieser Sachlage nicht angemessen, von diesen Leuten, ihren Leistungen und Schlußfolgerungen — die Sie ja ablehnen mochten — Ihren Lesern wenigstens in kurzen Hinweisen etwas mitzuteilen?

Eine eingehende Prüfung der von dieser Seite geltend gemachten Tatsachen und Gedankengänge hätte auch Ihrer eigenen Arbeit, so wie sie vorliegt, unmittelbaren Gewinn gebracht. Ich will nicht davon sprechen, daß es bei Ihnen selbstverständlicherweise zahlreiche Versuche zur Erklärung auffälliger Einzelheiten bei „Shakespeare“ aus dem Leben des Stratforders gibt, die ich für mißglückt halte, ja daß diese Erklärungsversuche nach meiner Überzeugung ausnahmslos verfehlt sind, und daß nur die Annahme der Verfasserschaft des Grafen Rutland diese Widersprüche beseitigt; denn da steht Ansicht gegen Ansicht, und zum Austrag all der einzelnen

Punkte, die dabei in Frage kommen, ist hier nicht der Ort. Ich will vielmehr nur — notgedrungen nur an wenigen Beispielen — zeigen, daß das Bestreben, die geistige und menschliche Persönlichkeit des Dichters mit den Lebensumständen des Stratforders in Einklang zu bringen, Sie oft genug zu Widersprüchen, allzu kühnen Behauptungen und gelegentlich auch zum Verschweigen wichtiger Tatsachen, also — ich bedaure, dies Wort aussprechen zu müssen — zu Verstößen gegen die Gebote unvoreingenommener Wissenschaftlichkeit geführt hat, denen gegenüber das strenge Verbleiben bei den Tatsachen und gelegentlich auch das offene Eingeständnis der von Ihrem Standpunkt aus sich ergebenden Erklärungsschwierigkeiten das bessere Teil bedeutet haben würde.

Zu den Wesenszügen der geistigen Persönlichkeit „Shakespeares“, die sich mit den Bildungsmöglichkeiten des Stratforders mit am schwersten vereinigen lassen, gehört unbestritten der ungeheure Besitz „Shakespeares“ an erworbenem Wissen, seine Belesenheit, die ihn zweifellos zu einem der „literarischsten“ Dichter der Weltliteratur macht. Sein Wissen umfaßt bekanntlich die ganze lateinisch-antike Literatur in einem Maße, wie sie auch unter Studierten nur ganz außerordentlich selten anzutreffen und selbst bei Fach-Philologen keineswegs selbstverständlich ist. Ovid, Cicero, Horaz, Plautus, Seneca und viele andere antike Dichter und Schriftsteller sind ihm — und zwar im Urlaut, wenn er auch gelegentlich von einer der damals noch seltenen Übersetzungen Gebrauch gemacht hat — genau bekannt, er zieht sie häufig an und läßt sich von ihnen zum Teil — namentlich in den Jugendwerken — zu eigenen Schöpfungen anregen; womit seine gründliche Kenntnis der lateinischen Sprache zusammenhängt, die ihn u. a. befähigt, seinen an sich schon so umfassenden Wortschatz mit Tausenden neuer, unmittelbar aus dem Lateinischen geschöpfter Wortbildungen zu bereichern. Dazu tritt — auch schon in den Jugendwerken! — eine nicht minder erstaunliche Kenntnis anderer Sprachen und Literaturen: er ist des Französischen so sehr mächtig, daß er im „Heinrich V.“ zwei ganze Auftritte darin schreiben kann; er kennt venezianische und florentinische Novellen, dazu Veroneser Dramen und andere italienische Literaturwerke, wie den „Rasenden Roland“ des Ariost und den „Verliebten Roland“ des Berni; aber auch der dänische Geschichtschreiber Saxo Grammatikus ist ihm nicht fremd geblieben und bot ihm den äußeren Rahmen für den „Hamlet“. Und dieses ungeheure, hier nur angedeutete Wissen des Dichters, der wahrlich mit der ganzen Bildung seines Jahrhunderts ausgerüstet war, glauben Sie ohne Schwierigkeit dem Stratforder „Landkind“ zuschreiben zu dürfen, der eine Schulbildung auch nur im Umfang unserer Volksschulen, geschweige unserer Progymnasien gar nicht empfangen haben kann, dessen Eltern ihre Namen nicht schreiben konnten, der frühzeitig aus der angeblichen Stratforder „Grammatikschule“ austrat, in dem buchlosen Ort in den einfachsten Verhältnissen lebte und dann nach der Flucht von seiner Frau in dem damaligen London, in dem es weder eine einzige Zeitung noch eine Zeitschrift gab, sich durch bescheidene Dienstleistungen — angeblich Pferdehalten am Theater — sein Brot erwerben mußte?

Sie suchen diese Schwierigkeit — eine unter vielen! — dadurch zu lösen, nein! über sie hinwegzukommen, daß Sie Shakespeares Wissen nicht zusammenhängend und als eigenen Abschnitt Ihres Buches behandeln, sondern wesentlich nur von

Fall zu Fall, soweit es sich bei der Besprechung der einzelnen Dichtungen unmöglich umgehen läßt, seiner Erwähnung zu tun. Daß bei diesem Verfahren der Leser Ihres Buches kein richtiges Bild vom vollen Umfang der geistigen Persönlichkeit „Shakespeares" erhalten kann, ist selbstverständlich. Das Bestreben, auch in dieser Hinsicht den durch die neuere Forschung ermittelten Befund mit der Überlieferung in Einklang zu bringen, verleitet Sie zudem dabei, wie gesagt, gelegentlich zu Behauptungen und Darstellungen von einer Kühnheit, gegen die ich Einspruch erheben muß; nur als Stichprobe sei davon folgende Stelle angeführt (S. 28):

„In die Schule pflegte man (in Stratford um 1670! D. V.) die Knaben mit sieben Jahren zu schicken. Eine Schülerliste des Stratforder Gymnasiums (!) ist zwar nicht vorhanden, um ihn als Besucher dieser Anstalt zu erweisen; aber es war Sitte der besseren Bürger, die Söhne selbst dann, wenn sie Geschäftsleute werden sollten, dieser geschätzten Unterrichtsstiftung anzuvertrauen, die von einer frommen Zunft der alten Kirche fürsorglich begründet und nach dem Hauptsturm der Reformation von einer wohlmeinenden Regierung wieder hergestellt war. Vater und Mutter schrieben, wenn sie eine Urkunde zu fertigen hatten, ein bloßes Handzeichen, was nicht gerade Mangel an Schulung (!), doch an literarischer Gewöhnung verrät; der junge Wilhelm aber lernte Latein, und so natürlich kam es ihm allmählich auf die Lippen (!), daß er in seinen frühesten Werken eine Reihe Stellen im Originaltext einflocht. Gerade in den altrömischen Hauptklassikern, in Ovid, Vergil, Horaz und Seneca, zeigt er sich auf solche Weise bewandert" ...

Hat Ihnen, hochgeehrter Herr Geheimrat, nicht ein wenig das Herz geklopft, als Sie Ihren doch zum guten Teil auf Ihre Zuverlässigkeit bauenden Lesern von dem Stratforder „Gymnasium" berichteten, von dem uns doch wahrlich noch viel weniger nicht überliefert ist als bloß — zweifellos aus sehr triftigem Grund — die Schülerlisten? Und wie können Sie — um nur eines hervorzuheben — diese angebliche humanistische Schulung des Stratforders mit der Tatsache vereinigen, daß dieser — auch nach Ihrer Angabe — jene, sagen wir: Schule, nur ganz kurze Zeit besucht hat, daß er (S. 37) „in den Jahren, in denen moderne Dichter Griechisch treiben und die ersten Verse versuchen, mitten ins Geschäftsleben gedrängt" wurde?

Es wären noch sehr zahlreiche Tatsachen und Lebensumstände Shakespeares anzuführen, die gleichfalls in Ihrem Buche nicht gebührend berücksichtigt sind. So erfährt der Leser bei Ihnen nur sehr wenig von der erstaunlichen Kenntnis italienischen, insbesondere venetianischen Lebens, die einen längeren Aufenthalt des Dichters in dieser oder doch einer benachbarten Stadt — wie wohl auch in anderen oberitalienischen Städten — zur unbedingten Voraussetzung hat; denn wer sich vorstellen kann, daß ein so in jedem Zuge echtes, mit örtlichen und zeitlichen Farben gesättigtes Bild venetianischen Lebens, wie es uns etwa — nicht allein! — der „Kaufmann von Venedig" bietet, auf Grund von bloßen Mitteilungen, und Nachrichten, schriftlichen und mündlichen, vor unsere Augen gestellt worden sein könne, der kann sich vermutlich auch ausdenken, daß etwa die Bilder von Guardi nach dem Hörensagen gemalt wären. Dieser Mangel an tatsächlichen Beziehungen gilt ferner auch für den unzweifelhaften engen Zusammenhang der Shakespeareschen Dichtung mit Persönlichkeiten und Vorgängen aus der damaligen englischen Hofgesellschaft,

insbesondere aus dem Familienkreis der Grafen Essex und des Sir Philipp Sidney, der doch zweifellos für den Lebensuntergrund der Shakespeareschen Dichtung von höchster Wichtigkeit ist; denn so sicher es ist, daß „Shakespeare“ in engster Beziehung zum damaligen englischen Hoch- und Hofadel stand — hat doch auch Gustav Rümelin in den „Shakespeare-Studien eines Realisten“ die Ansicht geäußert, daß „Shakespeares“ Werke für „die adelige Jugend Englands“ geschrieben seien, während Bismarck aus den darin zum Ausdruck gebrachten politischen Einsichten und Gesinnungen den gleichen Schluß auf den Verfasser zog —, so steht doch andrerseits fest, daß alle Angaben über einen engen und regen Verkehr des Stratforders mit hervorragenden Mitgliedern dieser Gesellschaft beweislose, erst aus der Einsetzung des Stratforders mit dem Dichter erschlossene Behauptungen sind und nach den in Betracht kommenden gesellschaftlichen Verhältnissen nichts weniger als Wahrscheinlichkeit für sich haben.

Auf alle diese und noch sehr viele andere Dinge, die in diesem Zusammenhange in Betracht kommen, kann ich indessen hier nicht des näheren eingehen. Meine obigen Hinweise wollen auch nicht etwa die „Shakespeare-Frage“ in ihrer ganzen Breite aufrollen, sondern vielmehr nur in kurzen Andeutungen begründen, warum ich mich für berechtigt halte, vor der Öffentlichkeit dagegen Einspruch zu erheben, daß Sie als einer der hervorragendsten Vertreter der deutschen akademischen Shakespeare-Forschung in Ihrem neuen „Shakespeare“ Ihren Lesern von all den Tatsachen und Begründungen, die von seiten der „Shakespeare-Leugner“ als Beweise gegen den überlieferten Verfasser der Shakespeareschen Werke angeführt werden, als solchen in Ihrem Buche gar keine Kenntnis gegeben, also Ihren Lesern das Dasein dieser Partei unter den Shakespeare-Forschern vollständig verschwiegen, ja sogar in Ihrer Literaturübersicht kein einziges der von diesem Standpunkt aus geschriebenen Werke auch nur mit Namen aufgeführt haben. Das mag dem Geiste entsprechen, in dem man in einem leider nicht ganz kleinen Teile unserer Gelehrtenwelt leider heute noch glaubt die „Shakespeare-Frage“ behandeln zu können — dem Geiste unvoreingenommener Wissenschaftlichkeit und dem tatsächlichen Stand der Dinge entspricht es zweifellos nicht, und man wird es den Leugnern des überlieferten „Shakespeare“ als des Schöpfers der „Shakespeareschen“ Werke nicht verdenken können, wenn sie in dieser Vermeidung einer von ihnen gewiß nicht gefürchteten Auseinandersetzung keinen Beweis für die innere Stärke Ihrer Stellung zu erblicken vermögen.

Genehmigen Sie, hochgeehrter Herr Geheimrat, den Ausdruck ausgezeichneter Verehrung

Ihres ergebenen

Dr Karl Schneider

II. Antwort auf obiges Schreiben:

Sehr geehrter Herr Doktor!

Als Shakespeare kaum gestorben war, gingen seine Londoner Freunde alsbald daran, seine Dramen gesammelt herauszugeben. Es waren Schauspieler; sie wußten von den Proben her, wobei der anwesende Dichter stets zu Erläuterungen und oft

sogar zu Änderungen seines Textes bereit sein muß, am besten, ob er den Hamlet geschrieben hatte oder nur so tat. Sie begnügten sich nicht, seinen Namen auf den Titel zu setzen; auch sein Porträt, den Londonern durch häufiges Auftreten wohlbekannt, wurde auf der Titelseite angebracht, so daß es alle Käufer und Leser des Bandes uns zu Kronzeugen für die Verfasserschaft dieses Mannes stempelt.

Noch mehr. Jedermann in einem Landstädtchen lebt bekanntlich wie in einem Glashause; die Nachbarn wissen von seinem Tun und Lassen auf das genaueste. War Shakespeare ein Autor oder nicht? Seine Stratforder sahen und besprachen es täglich. Hier aber stellte man ihn noch früher in einem Grabmal nächst dem Altar der Pfarrkirche schreibend dar, die Feder in der Hand, und darunter setzte man lateinisch einen Ruhmesvergleich mit Vergil. Eine Lüge wäre an dieser Stätte ein öffentliches Sakrileg gewesen.

Hatte unter solchen Umständen eine Identitätsfrage überhaupt eine wissenschaftliche Berechtigung? Dürfte sie betreffs unseres Grillparzer nach ein paar Jahrhunderten ein Forscher aufwerfen? Grillparzer hat nicht entfernt so viel vor der Öffentlichkeit gestanden; er war weder auf Proben noch bei Hofe, an dem wir Shakespeare doch häufig in Sondervorstellungen finden, hervorgetreten, er war nicht sofort nach seinem Ableben in Verbindung mit seinen Dramen vor allem Volke dargestellt worden; eher wäre insofern ein Zweifel an seinem Dramatikertum nach einigen Generationen angebracht, und wie töricht würde solcher Zweifel einem heutigen Gebildeten an der Donau erscheinen!

In meinem Shakespeare-Buch habe ich nicht verabsäumt, diese Tatsachen anzuführen, auf Seite 463 und 468. Aber anstatt gegen etwaige Zweifler — und was kann der Voreingenommene nicht alles bezweifeln? — polemisch vorzugehen, strebte ich, ihnen Schritt für Schritt durch positive Angaben die Grundlagen zu entziehen. Gegenüber der Behauptung, sein Vorleben sei niedrig, seine Theaterumgebung geistesarm, sein eignes Handeln unbedeutend gewesen, rückte ich ins Licht, wie sein Vater und er zu Stratford von vornherein in Ehren bestanden, wie dann in London seine Bühnenkameraden in der Lebensführung an die Künstlergesellschaft des Burgtheaters streiften, wie er vor dem Hochadel und in einem Falle (1599) auch vor Gericht sich mannhaft betätigte. Andererseits verwies ich auf die Grenzen und Schwächen seiner Gelehrtheit, auf manche Gröblichkeiten seiner Jugendarbeiten, auf die Stufen seines Wachstums. Der praktische und der poetische Shakespeare — das sollte überall gezeigt werden — fielen nicht auseinander, sondern waren ineinander verankert. Nicht durch Dialektik sollte eine grundlose Frage bekämpft, sondern durch Lebensbilder ihrem Auftauchen vorgebeugt werden. Ich danke es Ihnen jetzt, daß ich dies Vorgehen ausdrücklich hier erläutern darf.

Erlauben Sie mir, nachträglich noch auf einige Einzelheiten hinzudeuten, die offenbar in meinem Buche nicht klar genug hervortreten. Es gab in Shakespeares London bereits zu seiner Frühzeit eine italienische Gemeinde mit einem Geistlichen und 116 Leuten (S. 48), dazu mehrere Handelsgesellschaften nach dem Mittelmeer und allerlei italienische Gäste (S. 17, 153); zur Erkundung venezianischer Verhältnisse und Vorfälle war also keine Reise dorthin erforderlich. Es gibt keine italienische Novelle, die Shakespeare in der Ursprache gelesen haben muß; nicht einmal die

von Othello gehört hierher (S. 351); diese Literaturgattung floß ihm durch eine Menge Zwischenformierungen zu, die teils erhalten, teils bezeugt sind; da ist für Verfasserfragen kein stichhaltiges Argument zu gewinnen. Was die Lateinschule zu Stratford lehrte, ist zwar nicht überliefert; aber was die zu Shrewsbury, Eton, London u. a. trieben, wissen wir genau und können uns danach den Unterricht am Avon vorstellen. Die „Tausende neuer, unmittelbar aus dem Lateinischen geschöpfter Wortbildungen“ in den Shakespeare-Dramen möchte ich gern erfahren, um sie nachzuprüfen; ich habe über ein Dutzend Dramen aus der Zeit vor ihm herausgegeben, eingeleitet und erläutert und kann bezeugen, daß seine Sprache sogar sehr wenig nach der Tiber riecht; linguistische Behauptungen aus angelsächsischer Feder b:dürfen immer besonderer Vorsicht. Genug der Einzelheiten; es gibt dafür philologische Zeitschriften.

Aber noch eine Schwierigkeit legte mir Zurückhaltung auf; Sie selbst berühren sie, da Sie sich zur Rutland-Theorie bekennen: nur im Zweifel an Shakespeare als Dramendichter sind viele einig; in der Behauptung des eigentlichen Dichters gehen sie mächtig auseinander. Sollte ich nun der Bacon-Theorie mich widmen, oder der Rutland-Theorie, oder einer der mannigfachen andern? Da hielt ich mich ohne viele Worte an jene, die am ehesten ins Wesen Shakespeares zu leuchten erlaubt. Bacon bezeichnete ich als einen Gegenpol in der Stellungnahme gegenüber Essex, gegenüber der platonischen Gottesahnung Hamlets, gegenüber der Wertschätzung von Theater und Schauspielern, wie sie Shakespeare durch Hamlet am deutlichsten bekennt. So waren doch zwei Geistesführer in einer Stadt und zu einer Zeit zu vergleichen, an denen sich die Gegensätze bedeutungsvoll abwägen ließen. Rein negative Auseinandersetzungen wollte ich sparen. Sollte ich jemand durch Nichtangriff verletzt haben, so tat ich es doch, wie Quince im Sommernachtstraum sagt, „mit gutem Willen“.

Klipp und klar gesagt: Die Zusammengehörigkeit des Schauspieler-Gymnasiasten Shakespeare und der ihm zugeschriebenen Werke ist mir überhaupt keine wissenschaftliche Frage. Dennoch, wenn ich mich wundere, warum solcher Streit betreffs keines der vielen anderen oft recht dämmrigen und dunklen Schriftsteller Albions entstanden ist, hab' ich daran meine Freude. Wo Rauch, da Feuer, und wo Meinungsverschiedenheit, da Leben. Gälte Shakespeare als Dramatiker unserem Volke nicht so gewaltig viel, fast in übermenschlichem Grade, so würde man sich über seine Wirklichkeitsperson nicht derart ereifern. Wir lernen eben von ihm lieber als von einem Philosophen oder Historiker, weil er alles mit Schönheit oder Humor vorträgt. Der Kunstsinn unserer Zeit und unseres Volkes erhebt sich an ihm und strahlt aus in einem Feuerwerk von Möglichkeitsannahmen, die alle das Gemeinsame haben, daß sie, wenn erweisbar, zu seiner gesellschaftlichen Verklärung ausschlagen würden. Diese Theorien sind ein Ausdruck besonderer Hochschätzung, ein literarischer Weihrauch, ein abwechslungsreiches Symbol der Ehrfurcht: mögen sie lange und üppig uns den Nachthimmel der Gegenwart durchleuchten!

Alois Brandl



Walthers Lehen
Von Friedrich Lienhard

„Ich han min Lehen, all die Werlt, ich han min Lehen",
jubelte Walther von der Vogelweide, als er von König Friedrich
ein Gut erhielt. Diesem Jubel gibt das folgende Gedicht Ausdruck.

Ich hab' mein Lehen, alle Welt, ich hab' mein Lehen!
Fortan darf ich auf eigner Scholle gehen
Und bin der Grundherr Walther von der Vogelweide,
Wie ich bislang der heimatlose Geistherr war.
Im Hornung frier' ich nimmer an den Zehen,
Im Lenz umlachen mich am Zaun die weißen Schlehen,
Im Sommer summt der eignen Immen Schar.
Ich präge Kraft und Glut dem Garten ein,
Wie ich sie eingoß in mein Saitenspiel:
Mir blühen Blumen, mir gehorcht Gestein!
O Grund und Geist, o Haus und Harfe — ihr seid beide
Gefügsam meiner Hand! Ich bin am Ziel:
Ich hab' mein Lehen, alle Welt, ich hab' mein Lehen!

Was ich an Mädchenduft und Frauensüße fand,
Das Schöne, dem ich immerdar gehuldigt:
Als Rosen wächst es nun auf meinem Gartenland.
Viel hab' ich euch verehrt und kaum beschuldigt,
Unarten gern ertragen, liebe Frauen, denn die Arten
Sind ja beglückend hold, wenn Zauberhand
Sie aus des Weibes Harfenseele schmeichelt!
Nun dankt ihr mir! Nun schenkt mir diesen Garten
Frau Glück, die auch ein Weib ist und mich nicht gestreichelt —
Ich hab' mein Lehen!
Ach Gott, ich darf nun zwischen Rosen gehen,
Darf halten, hegen, herzen lebenslang —
Wie ich durch Frauen ging und sie so gern besang!

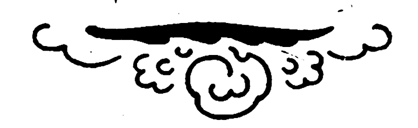
Den Spaten her! Ich sang vom deutschen Reich:
Nun grab' ich aus dem Grund ein Reich der Liebe.
Ob klein, ob groß, vor Gott gilt beides gleich.
Durchgeistet blüh' es hier im Weltgetriebe,
Von Maß und Stete meisterlich gebändigt,
Aus Wachstums-Wildnis edel verlebendigt,
Wie sich Gesang und Abgesang bequemt zur Strophe —
So spiel' ich nun mit Garten, Haus und Hofe.



O meine Freunde, Leben ist ja Spiel!
Ein Reigentanz, ein Saitenspiel! Gedenke dessen,
Mein Herz, wenn ich auf schwerem Grunde schreite:
Sollst nie des freien Spiels, des frohen Flugs vergessen!
Die Harfe war mein köstlichstes Geleite,
Mein Treugesell, der niemals mir mißfiel;
Schier dünkt's mich untreu, wenn ich nimmer fliege,
Wenn ich auf eignem Bett behaglich mich verliege
Und faulen Strohtod sterbe auf der Streu — —
O meine Harfe, o mein Heimweh, bleibt mir treu!

Sei mir gesegnet, du mein liebes Schloß!
Gesondert von der Welt, die mich so oft verdroß,
Brauch' ich nun nimmer durch viel Volk zu reiten —
Ich lade mir zu Gast die fernsten Weiten,
Ich übe Gastfreundschaft, wie ich bewirtet war:
Den milden Hausherrn freut ein frohes Schenken.
War's einst ein Lied, bring' ich nun Früchte dar
Und Trauben und des Alters herbstgereiftes Denken.
Das Gute, das ich draußen oft gesucht in Hast —
O seht, nun weilt's bei mir als mein willkommner Gast!

Wen meine Hände grüßten, war gesegnet;
So war mein Wunsch, ob's manchmal auch mißlang.
Und wenn mir nun am Tor der Tod begegnet
Und meine Hand will — Freund, mir ist nicht bang.
Ich werde mich vor keinem Gast verstecken,
Auch nicht vor dir, mein Bruder, nimm mich hin!
Bekränze mich mit Rosen meiner Hecken!
Ich war und werde sein, was jetzt ich bin:
Der Freude Frohgesell, nicht undankbar dem Leide
Und immer frei: — Herr Walther von der Vogelweide.



Der stille Türmer

Von Leonhard Schrickel

Wenn am Pfingstmorgen die sieben Stadtmusikanten in den Stadtkirchturm steigen und oben unter dem spitzen Turmhelm aus den weitgeöffneten Luken den Pfingstchoral auf das kleine verschlafene Städtchen hinabblasen: klimm' auch ich die dunkle Wendeltreppe empor, klopfe oben an die schmale, vom Alter gebräunte Tür des Türmers und mache ihm meinen Besuch.

Dann lädt er mich zum Sitzen ein, indem er mir den Ehrenplatz auf der einsitzigen Holzbank am runden Fenster anbietet, und läßt mich still und begierig hinabschauen auf die von mancherlei runden Baumkronen überragten Häuser, die sich da unten zusammendrängen wie eine helle Schar halbwüchsiger Mädchen.

Während ich mich des freundlichen Anblicks erfreue und des weltweiten Schweigens genieße, durch das nur die verhallenden Töne der Pfingstmusik ins Weite schwingen, sitzt der alte Türmer und schmaucht in seiner braungeräucherten Knasterpfeife den Tabak, den ich ihm als Festgeschenk mitgebracht habe. Und wenn die Musik geendet und ich mich vorerst satt geschaut und er sein Pfeifchen ausgeschmökert hat, fangen wir ein sachtes Plaudern an, dabei so behutsam verfahrend, als störten wir sonst den Sonntagsfrieden der tief da unten hingebreiteten Welt.

Immer ist es fast dasselbe, was wir uns sagen. Ich erzähle dem Alten, der nur noch ganz selten auf die Erde hinabsteigt und kaum eine Zeitung liest oder von einem Turmbesteiger aufgesucht wird, von den tausend Dingen, die in der unruhvollen Welt geschehen. Doch ob ich ihm nun Kunde bringe von Krieg und Pestilenz oder anderen die Länder durchtobenden und zerstörenden Begebnissen, er richtet seinen Blick still und unangefochten auf seinen Rosenstock im Fenster und lächelt leise vor sich hin. Er freut sich der unveränderten Pracht seines Lieblings, dem er das sonnigste und windgeschützteste Plätzchen im Turmstübchen eingeräumt hat und für den er mit der ganzen Liebe eines guten Gärtners sorgt. Es könnte kein Vater sein Kind besser und emsiger umhegen und pflegen. Streit und Haß und Mord und Brand, so lebhaft ich sie auch schildere, rühren kaum an seine tiefruhige Seele; denn sein Rosenstock im Fenster blüht. Was gilt ihm das Lärmen und Toben der Menschen da unten? Erzähle ich ihm, wie allerhand Leute jäh aus dem Dunkel einer ungewissen Existenz hervorgebrochen und sich Taschen, Haus und Scheuer mit Schätzen angefüllt haben: so lächelt er noch deutlicher und umfängt seinen Rosenstock mit hellem Blick. Was gilt ihm, so arm er ist und so kärglich er lebt, der Reichtum der andern? Seine Rose blüht. Mehr braucht er nicht. Die Rose ist der Widerschein seiner eigenen still blühenden Seele.

Und wenn ich ihm berichte, wie erfinderische Männer im Flugmotor die Erde überfliegen und wie sie unter dem Wasser dahinsausen, Raum und Zeit überwindend: er lächelt. Seine Rose blüht. Was kann die Welt mit all ihren äußeren Erfindungen gewinnen? Was besitzt sie in all ihren Eroberungen, das schöner wäre und köstlicher

und von sichererer Dauer als eine blühende Rose — hier vor den Augen und hier drinnen im Herzen?

Er sagt es nicht, was ihm vom alten Gesicht zu lesen und im hellen Blick der Augen geschrieben ist; aber wer verstünde ihn nicht? Ich fühle es immer von neuem und weiß es mit immer stärkerer Bestimmtheit, so oft ich vom Türmer scheide und wieder hinuntersteige in den Lärm der engen Gassen des Lebens: So du nur eine reiche Seele hast, die wie der Rosenstock des Türmers in der lieben Sonne steht und immer von neuem ihre Blüten treibt, was gibt es für dich zu gewinnen, was zu verlieren? Die Welt mag widerhallen von Krieg und Mord, von Raub und Gier, und mag ihr Angesicht verändern — an deine Seele rührt das alles nicht. Sie steht hoch über jedem Tag und blüht ihre Schönheit und Freude dankbar und selig in die Ewigkeit hinaus — wie die Rose des Türmers.



Der Greis ❖ Von M. Naacke

Nun so der Sommerabend sinkt, sitzen in heckenumstandener Laube wir drei: Phylax, der treue, mein Pfeifchen und ich, der Greis.

Draußen rings ist weite, weite Welt.

Früher hab' ich diese weite Welt geschaut, bin manchen lieben Hügel hinangestiegen, habe den letzten Strahl vom Sonnenball mit Erdenaugen eingefangen und mit dem Seelenkuß geküßt.

Jetzt aber geschweig' ich den Wunsch, das Sehenwollen, und tröste die Seele mit dem, was einstmals war und einstmals wieder wird.

Kaum hör' ich mehr das Grillenzirpen; die Außenwelt wird still und stiller; doch meine Seele meint den Sternengang und das Weltenrollen und den Sphärenklang ganz heimlich zu erhorchen, zwischen Laub und Strauch und Heckenzaun.

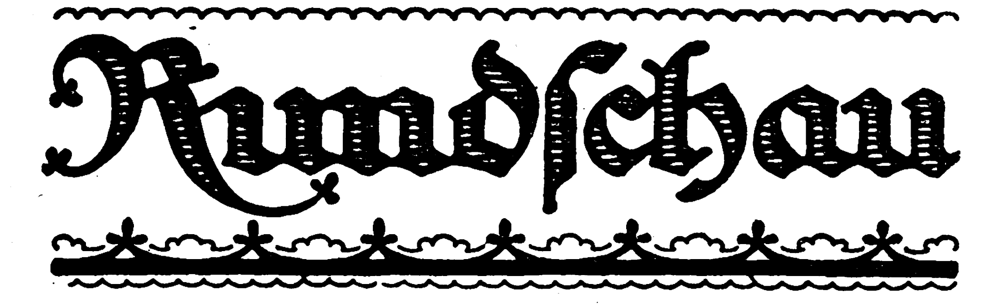
Und sie weiß: daß draußen weit die liebe Welt mit Wald und See und Feld in Fernen geht, und dann am Horizont dem Himmel sich verschmilzt.

Und sie weiß: daß einstmals deine Seele mein gehört, jetzt Flügel trägt und mich erwartet.

Und weiß, und weiß: daß meine Stille immer größer wird hier in dem grünen Heckenzaun, doch eine Zukunft mir erwächst, so hoch, so groß, so fremd und heilig — schon — bekannt, daß sie kein Name fassen und umspannen kann, denn nur allein der Name:

Gott.





Alpenluft

Fast hört es sich heute wie ein Märchen an, daß die großen Hotels des Berner Oberlandes vor dem Kriege bis zu sechzig Prozent Deutsche unter ihren Besuchern zählten. Jetzt beherbergen sie der Mehrzahl nach Amerikaner und Holländer; aber der Verdienstausfall, der ihnen durch das Fehlen des deutschen Reisepublikums erwächst, bleibt sehr empfindlich und ist so leicht nicht auszugleichen. Vielleicht nirgends in der Welt ersehnt man so sehr das Steigen der deutschen Valuta. Jeder vereinzelt auftauchende deutsche Besucher wird als Vorbote einer wiederkehrenden besseren Zeit begrüßt.

Aber ganz abgesehen von den hier berührten Interessen der Schweizer Hotelbesitzer ist es auch vom allgemeinen deutschen Standpunkt tief bedauerlich, daß die geistigen Bande zwischen Deutschland und der Schweiz durch die Ungunst der Zeitumstände und die daraus für den Deutschen sich ergebende Unmöglichkeit, die Schweiz als Reiseziel zu wählen, so sehr gelockert werden.

Zwar ist entschieden die Beliebtheit des deutschen Reisenden gerade durch seine Seltenheit außerordentlich gewachsen, während andererseits mancher Schweizer, der früher im eigenen Lande geblieben wäre, durch die für ihn so günstigen Geldverhältnisse angelockt, heute nach Deutschland fährt und meist weit bessere Eindrücke mit nach Hause nimmt, als er vorher erwartet hatte. Alles das aber kann nicht die stete nahe Berührung ersetzen, die durch den früheren deutschen Reiseverkehr in der Schweiz gegeben war.

Und wieviel leuchtende Erinnerung lebt in unseren Herzen auf, wenn die Namen der majestätischen Alpengipfel der Schweiz, der Paßübergänge und traulichen Täler im Gedächtnis vorüberziehen!

Wie manchen deutschen Naturfreund mag zur Sommerszeit die Sehnsucht packen, liebgewordene Stätten wieder aufzusuchen; aber wenn nicht Wunder und Zeichen geschehen, dann werden die Schweizer Grenzen für die allermeisten Menschen in deutschen Landen noch recht lange Leidensjahre hindurch eine unübersteigbare chinesische Mauer bilden, die nur im Rückerinnern an schönere Zeiten zu überfliegen ist.

So werde sie auch hier nun in einem kleinen Erinnerungsbezirk einmal überflogen! Ich bin gewiß, daß mich mancher Leser, der die Orte und Namen kennt, von denen hier die Rede ist, gerne begleiten wird. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nachdem wir wochenlang die Häupter der Schneeriesen des Berner Oberlandes nur vor klarblauem Himmel gesehen hatten, war offenbar der Wetterumschlag gekommen; denn immer mehr ballten sich schwere Wolkenmassen in steingrauen Klumpen um die Berge, verdeckten bald dieses, bald jenes Eishaupt der höchsten Gipfel, bis sie auch die Jungfrau selbst, die noch vor einer Stunde in all ihrer Majestät sich dem stets aufs neue überwältigenden Blicke dargeboten hatte, dichter und dichter umhüllten.

Besorgt standen wir auf der breiten Terrassenbastion des Regina-Hotels in Wengen und versuchten immer wieder irgend ein Anzeichen zu entdecken, das doch auf besseres Wetter

schließen lassen könnte; denn lange schon war es geplant: — morgen sollte es über die Stationen Eigergletscher, Eigerwand und Eismeer hinauf zur derzeit höchsten Station der Jungfraubahn gehen, zum Jungfraujoch. Was hätten wir aber davon, in 3457 Meter Höhe zu sein, wenn man doch droben nur im Nebel herumstapfen könnte?!

„Sie werden morgen einen prächtigen Tag haben", ließ sich da der Besitzer des Hotels vernehmen, der eben unserer besorgten Gruppe nähergetreten war.

Nun, das hörte sich fast an wie Hohn und wurde auch zuerst fast als mitleidiger Spott von uns aufgenommen, bis wir doch merkten, daß es dem stets nur in liebenswürdig-persönlicher Weise um seine Gäste besorgten Hotelier gar nicht in den Sinn gekommen wäre, uns ein wenig zu verspotten, daß er im Gegenteil: mitfühlte, was in uns vorging, und uns ganz ernstlich Hoffnung geben wollte.

Nun bin ich schon grundsätzlich mißtrauisch gegen jede Gutwetterprophezeiung in den Bergen; aber wenn auch dieses Mißtrauen vielleicht in vorliegendem Fall nicht ganz gerechtfertigt gewesen wäre, so setzte ich dennoch allerlei Zweifel in die Wetterkundigkeit unseres freundlichen Trösters, denn er war jahrelang drunten am Nil Direktor eines Hotels in Assuan, bevor er sein Schweizer Hotel übernahm (eines, der auch vom künstlerischen Standpunkt her vorbildlichsten großen Hotels, die ich kenne); und Leute, die so lange unter dem ewig blauen Himmel des Südens lebten, haben meist ihre Wetterinstinkte für unsere Breiten ziemlich verloren.

Wie sehr aber hatte ich am anderen Morgen in Gedanken Abbitte zu leisten, als ich schon beim ersten Augenaufschlag — ich hatte absichtlich am Abend die Vorhänge nicht vorgezogen — das durch all die Wochen her gewohnte Bild wieder erblickte: den leuchtend blauen, gleichsam strahlensprühenden Himmel, und davor das gigantische Jungfraumassiv, Gipfel und Silberhorn eben gerade von dem ersten Licht der Morgensonne zart übergossen!

Ja, er kannte halt doch seine Berge und ihr Wetter besser als wir; und es war kein bloßer fadenscheiniger Trost gewesen, als er uns gestern so selbstverständlich „gutes Wetter" verheißen hatte!

Es dauerte nicht lange, da trug uns die, trotz früher Morgenstunde schon mit Fahrgästen vollbesetzte Wengernalpbahn hinauf zur kleinen Scheidegg, dem Ausgangspunkt der Jungfraubahn.

Die Fahrt bis Scheidegg hinauf ist schon an sich überaus lohnend durch die stetig wechselnden Bilder, die man beim langsamen Emporklimmen der elektrisch betriebenen Zahnradbahn fort und fort zu beobachten Gelegenheit hat. Man genießt dabei wie ein Fußgänger die allmählige Eroberung der Höhe, nur völlig unbehindert durch die Mühe eigenen Ersteigens. Vom bequemen Sitz aus blickt man hinunter ins Lauterbrunnental mit seinem Staubbachfall, dann geht's durch Tannenwald immer höher hinauf zu Alpweiden, wo uns Kuhglockengeläute melodisch umfängt und wo „die guten großen Tiere" Segantinis nachdenklich an der Bahnrampe dem seltsamen Ungetüm nachsehen, das da raupenartig auf die Höhe kriecht und in seinem Innern so viel Menschen herauftragen kann, ohne Stöhnen und Pusten, und vor allem — ohne Rauch, so daß man im offenen Aussichtswagen durch nichts gestört wird in seinem Naturgenuß.

Jetzt endlich ist, kurz vor Station Wengernalp — dem weltbekannten, herrlichen Ausflugsziel — die Höhe fürs erste erklommen; und nun bietet sich dem Auge ein Bergpanorama aus nächster Nähe! Nun läßt sich förmlich jedes Steinchen der Gletschermoränen schon greifen, und Jungfrau, Mönch und Eiger liegen ausgebreitet in der ganzen Erhabenheit und Größe ihrer urweltlichen Formen vor uns! Hier auch erblicken wir nun hoch oben das Jungfraujoch, den großen Gletschersattel zwischen dem eigentlichen Jungfraugipfel und dem Mönch. Aber wer würde ahnen, daß man auf diese unglaubliche Höhe mit einer Bahn hinaufkommen kann?! Wo sieht man auch nur die leisesten Spuren ihres Daseins??

Doch wir haben nicht gar lange Zeit zu solchen Betrachtungen; denn kaum konnten wir auch nur das grandiose Bild des gewaltigen Bergmassivs so recht in uns aufnehmen, da sind

wir auch schon auf der kleinen Scheidegg angelangt, wo die eleganten Salonwagen der Jungfraubahn bereitstehen, uns aufzunehmen.

„Einsteigen nach Station Eigergletscher, Eismeer, Jungfraujoch!" ruft der sprachenkundige „Interpret" des Platzes, der stets in liebenswürdigster Weise bereit ist, den Fremden aus allen Nationen, die hier heraufströmen, Auskunft auf alle Fragen zu geben. Wie eigentümlich berührt doch das Aussprechen dieser Namen hier als „Bahnstationen"! Man muß sich erst an den Gedanken ordentlich gewöhnen, bevor es einem so recht zu Bewußtsein kommt, daß man keinen Jules-Verne-Traum träumt, sondern daß das reale Wirklichkeit ist!

Eben hilft er einer alten Dame, die am Arm ihrer Begleiterin langsam auf den Wagen zukam, flink und behutsam beim Einsteigen, und — in diesem Moment erst empfinden wir völlig die Größe der Idee Guyer-Zellers, des geistigen Urhebers und Erbauers der Jungfraubahn, empfinden, was er allen denen geben wollte und mit aller Zähigkeit seines unbeugsamen Willens schließlich erkämpfte, die wohl die unendliche Majestät der Bergwelt ahnend empfinden konnten, aber niemals imstande gewesen wären, die Höhen des ewigen Eises selbst zu ersteigen...

Während wir aber noch in derartigen Empfindungen versunken, dem bedeutenden Tatmenschen, der diese Bahn erstehen ließ, unsern Dankesgruß über sein Grab hin senden, hat sich fast unmerklich unser kleiner elektrischer Zug in Bewegung gesetzt. Tief unter uns sehen wir schon wieder die Wengernalpbahn, die uns heraufgetragen hatte, nach Grindelwald hinunterkriechen; dann geht's bei uns durch einen kleinen Vortunnel, und schon haben wir die Station Eigergletscher erreicht.

Von Wengen aus zu Fuß, oder von der kleinen Scheidegg her, waren wir schon öfters hier, haben den Gletscher bis weithinauf durchquert, sind in seine phantastischen Spalten hinuntergestiegen und ließen die Kinder auf dem Schneefeld beim Gletscher in der Julihitze auf dem großen Hörnerschlitten rodeln.

Auch die grünsmaragdene Eishöhle, die man, da der Gletscher stets wandert, alljährlich aufs neue in seine Flanken bohrt, haben wir natürlich bewundert. Der Gletscher ist uns so schon richtig lieb und vertraut geworden und hat unvergeßliche Erinnerungsbilder der Seele eingeprägt.

Wie oft sahen wir auch schon die braunpolierten, vornehmen Wagen der Jungfraubahn gleich hinter der Station durch die dunkle Höhlung in den Felsen des Eiger verschwinden!

Jetzt fährt auch unser Zug, prächtig elektrisch beleuchtet, in die Finsternis des Berginnern hinein. (Von hier aus braucht er mit allen Aufenthalten nicht mehr ganz eine Stunde, um sein höchstes Ziel zu erreichen, und überwindet dabei eine Steigung von 1127 Meter, denn auf 2330 Meter Höhe waren wir schon beim Eigergletscher angelangt.) Nach einigem Fahren gewahren wir plötzlich eindringendes Tageslicht in der Ferne des Tunnels. Noch wenige Minuten, und der Zug hält. „Station Eigerwand!" Ein kurzer Aufenthalt ermöglicht es allen Reisenden, auszusteigen, und durch den Stollen, den man in die Felsen sprengte, bis zum Aussichtspunkt zu gelangen, von wo aus man das Tal von Grindelwald und dahinter die weiten Bergketten bis fast ins Vorland hinaus überblickt. Die Aussicht ist bestrickend, aber dennoch trennt man sich bald von ihr, denn noch gibt es hier keine Gletscher und ewige Schneefirnen.

Wieder im fahrenden Zug, wird nun mit Spannung die Station Eismeer erwartet und — die verwegenste Erwartung wird nicht enttäuscht, als wir schließlich in diesem respektablen Bahnhof im Innern des Urgesteins der Erde anlangen.

Die Bahnstrecke hatte von Station Eigerwald aus eine Biegung gemacht, und wir sind nun hoch oben im Innern des Bergmassivs wieder ans Licht gekommen, mitten in einer titanisch aufgebäumten Gletscherwelt mit haushohen Eisblöcken und unergründlichen Spalten; und dahinter ragt wieder mächtiges Felsgebirge bis zu den Gipfeln des Schreckhorns, des Finsterahorns und vieler anderer ferner Spitzen. Der Eindruck ist so unerhört großartig, daß man lange braucht, seiner Herr zu werden.

Erst, als nach längerer staunender Bewunderung das Auge zu ermüden anfängt, empfinden wir es doch recht angenehm, hier im Erdinnern in einer eleganten Restauration auch unserer Leiblichkeit einige Stärkung zufügen zu können; denn hier ist Wagenwechsel, und der Aufenthalt genügt, um Seele und Leib zu ihrem Rechte gelangen zu lassen. Eines der Sprüchlein in Schweizer Mundart, die mir rings an den Wänden der äußerst geschmackvollen Restaurationsräume auffielen, möge hier seine Stätte finden, da es mir eine sehr beherzigenswerte Weisheit zu enthalten scheint. Es besagt:

„Dä het am meiste vo sim Gelt,
Wo öppis g'seht vo der schöne Welt!"

Wirklich, man kann dem Spruchdichter nur recht geben, besonders hier, wo man so Grandioses „vo der schöne Welt" zu sehen bekommt!

Das gilt natürlich noch weit mehr von der bald darauf erreichten, derzeit höchsten Station der Jungfraubahn — dem Jungfraujoch.

Wer jedoch hier heraufkommt und nur in Sorge ist, ob er hier oben nicht etwa „verhungern" müsse, dem sei zum Troste gesagt, daß er hier alles vorfindet, was Küche und Keller einer ganz erstklassigen großstädtischen Hotelrestauration zu bieten haben. Und das in einer Höhe von 3457 Metern über dem Meer! Der tüchtige Wirt gehört zu jenen Originalen, denen man schließlich auch eine gewisse Rauhbeinigkeit verzeiht, weil man so gut bei ihnen aufgehoben ist.

Ich sprach hier zuerst von den leiblichen Genüssen, weil der Weg von der Station im Innern des Berges zum Tageslicht und zum eigentlichen Joch, durch das heimelige und wieder überaus geschmackvolle Restaurant führt.

Schon auf der Terrasse des Restaurants ist man mitten in einer wahren Wunderwelt. Unter uns der riesenhafte Aletschgletscher, auf dem alljährlich im Juli das berühmte „Jungfrau-Ski-Rennen" stattfindet, gegenüber aber, in erhabener Majestät, der eigentliche Gipfel der „Königin der Alpen"!

Das Auge ist zuerst so geblendet von der fast unwirklichen Weiße des Schnees, von all der strahlenden Helligkeit, daß man gerne die Schneebrille anlegt, oder wenn man noch keine besitzt, sich eine hier oben noch kauft.

Der ganz unbeschreibliche Eindruck steigert sich noch ins völlig Märchenhafte, wenn man dann heraustritt und mit wenig Schritten über den Schnee, droben am Joch selbst mit seiner unvergleichlichen Aussicht, angelangt ist! Weder Wort noch Bild können hier das Wesentliche der Empfindung zum Ausdruck bringen, die jeden fühlenden Menschen ergreift, der, so fast unvermittelt auf dieses ragende Gletscherplateau emporgehoben, nun mit allen Sinnen aufzunehmen sucht, was ihn umgibt...

Tausende bringt die Jungfraubahn alljährlich hier herauf, aber es dürfte nicht einen geben, der hier nicht in stiller Ergriffenheit verstummen müßte, der nicht auf dieser Empore des Tempels der Allnatur von Andacht ergriffen würde und Höheres auch in sich selbst erwachen fühlte, als ihm jemals im Leben des Alltags, drunten in der Ebene, zu Bewußtsein gekommen war.

Wer solches seinen Mitmenschen zu verschaffen wußte, der hat wahrlich den Dank der Nachwelt reichlich verdient! Sein schönstes Denkmal aber bleibt sein Werk, dieses Meisterwerk, das unzählige Gehirne in seinen Dienst spannte, die alle nur durch die Kraft der Idee eines einzelnen angeregt wurden, dem Werke ihr Bestes zu geben.

Der Mann aber, aus dessen Geist heraus die Idee einer Jungfraubahn Gestalt gewann, der Schweizer Guyer-Zeller, hat niemals selbst diese Firnenhöhen betreten. Er starb, als er gerade noch kurz vorher durch den Draht die Nachricht erhalten hatte, daß der Durchbruch bei Station Eigerwand geglückt war.

Jos. Schneiderfranken



Das Geheimnis der Spielkarten

Als wir Kinder waren, war das Kartenspiel schlechthin Sünde. Ein Lehrer sagte uns in der Schule: Das Kartenspiel ist für einen geisteskranken französischen König erfunden worden, also ziemt es vernünftigen Menschen nicht, Karte zu spielen.

Später las ich in Meyers Konversationslexikon: „Schon früh den Chinesen bekannt, kamen die Spielkarten wahrscheinlich durch die Sarazenen nach Europa und waren im 13. Jahrhundert so üblich, daß Ludwig der Heilige sie 1234 verbot. Aber um 1440 war das Kartendrucken in Deutschland schon verbreitet."

Natürlich muß das Kartenspielen vom Auslande stammen — nach Herrn Meyer. Denn daß der Deutsche etwas erfinden kann, das darf doch der Deutsche nicht glauben. Die Spielkarte heißt auch „des Teufels Gebetbuch". So faßt die Kirche sie auf. Es mag gern zugegeben werden, daß es einen Spielteufel gibt, vor dem man sich hüten soll. Das Kartenspiel selbst aber ist ursprünglich etwas Heiliges. Es birgt drei große Heiligtümer der Urgermanen, die allerdings den eingedrungenen Fremdlingen und ihrem Wesen ein Greuel, unserem Volke ein großes Heil waren und eigentlich wieder werden müssen, wenn unser Volk neu aufgebaut werden soll. Sie stellen dar den Glauben, das Recht und die Verfassung unserer Väter.

In den Spielkarten hat alles seine tiefe Bedeutung. Es sind zunächst vier Farben. Warum gerade vier? Die Vier ist an sich eine heilige Zahl seit Uralters, die die vier Elemente oder besser stofflichen Zustände versinnbildlicht, und also die Zahl der Welt ist, auch dem hochheiligen Armanensigill, dem Hakenkreuz, zugrunde liegt. Feuer galt als Urzustand des Stoffes und bedeutet den Ether oder ait-har, „den Atem des Höchsten" (Wotan = Atem, Odin = Odem). Es war die erste Stufe verdichteten Geistes, das Ur, aus dem alles stammte, der Urzustand und die erste Schöpfungstat Gottes. Dieses Feuerelement entspricht dem biblischen Wort: Es werde Licht! ein Licht, das bekanntlich vor der Sonne und den Gestirnen, die erst am vierten Schöpfungstage ihren Platz haben, vorhanden war. Diesem Zustande des Lichts oder Urfeuers folgten dann die weiteren Zustände des Gasförmigen (der Luft), des Flüssigen (des Wassers), des Festen (der Erde).

Darum ist alles Weltliche viergeteilt wie die Himmelsrichtungen und Jahreszeiten. Also auch das Kartenspiel. Seine vier Farben sind eigentlich Schwarz, Grün, Rot, Blau. Das sind aber nicht eigentlich Farben, sondern Sinnbilder. Suart bedeutet „Schwert". Grün steht für Gryn oder Grein und bedeutet „greien", „schreien", und übertragen den „Richterspruch". Rot ist ruot und bedeutet „Recht", „Gesetz". Blau endlich war der Stein des Richters, mit dem er gegen eine Glocke schlug, um Ruhe zu gebieten. Daher wurde der „Stein" auch die „Belle" genannt, behielt aber damit seine eigentliche Bedeutung, denn auch „bel" ist ein Wort für Gesetz. Ebenso sinndeutlich sagte man dafür „Schelle". Das kommt von scillan „richten", scal „Gericht". Die Schelle trug natürlich statt der blauen die goldene Farbe, aber gold bedeutet leuchtend, glänzend, klar.

Mithin deuten schon die Farben der Karten an, daß sie Femzeichen sind. Aber mehr noch ihre Form. Das geheime Erkennungszeichen der Feme waren vier Runen, die man schreiben kann: S. S. G. G. Sie werden gelesen: Strick (Stock), Stein, Gras, Grein.

Strick ist wyd oder Weide. Der Gerichtete wurde an einer Weidenrute aufgeknüpft. Die Weide war der heilige Waltbaum, der wyd hieß. Wyd bedeutet zugleich „Recht", „Gesetz". Für Strick sagte man auch Stock und meinte damit den Weidenstock. Im Kartenspiel vertritt ihn ein rotes Herz, ein ruot hart. Das Englische hat das Wort hart für Herz noch aufbewahrt. Das Herz galt den Alten überhaupt noch als hart und nicht für butterweich wie bei unsern heutigen Herzerweichten. Wir sagen heute noch „herzhaft", wenn wir kräftig und hart meinen und nennen einen Helden einen „beherzten" Mann. So kam in das Kartenspiel für Strick oder Stock ein rotes Herz, dessen Bedeutung die Verstehenden wohl kannten. Ein rotes Herz war

überall das Zeichen, daß dort ein Femgericht war. Rot kam also nicht in Betracht als Farbe, sondern verhehlte ruot „Gesetz, „Recht". Herz hängt aber auch zusammen mit Erde, der Hertha. „Rote Erde" heißt „Rechts-Land" und wurde ein Name für Westfalen, weil Westfalen der Hauptsitz der heiligen Feme war.

Stein ist eigentlich die Raute, ihrer Gestalt nach natürlich das Wahrzeichen des Fyrfos oder Feuerfußes, der „Zeugung aus dem Feuer", der die vier Elemente bedeutete. Der Name der Raute, des auf die Spitze gestellten Quadrats, war Ruotha der Fyrung „Recht der Führung". Der blaue Stein war der blutige Stein des Germanentums. Denn sie waren allesamt blaublütig. Es bedeutet nämlich Blut s. v. a. blu—ot „wahre den Geist". Blaw heißt „wahren", „beobachten". Blaw bluot heißt: „Bewahre das Blut". Darum wahrten sie ihr Blut und hüteten es vor Mischung mit Fremdstämmigen. Solange sie das taten, waren sie stark. Seit das blaue Blut, das „bewahrte Blut", aufhörte, versanken sie im Rassenchaos und wurden — wie sie heute sind.

Stein kann aber auch ein Ziegel sein. Die Form der Raute, des auf der Spitze stehenden Quadrats, legt das nahe. Ziegel hieß Tegel. Tegel aber ist das Wort für Geheimnis. Die Schelle, oder die Raute, der Stein, der Ziegel barg das Geheimnis der Feme.

Gras bedeutet nicht die Pflanze des gramen, sondern im Kartenspiel s. v. a. Gerase, Getümmel, aber auch den Kampfplatz, auf dem die gerichtlichen Zweikämpfe ausgefochten wurden. Demnach gilt es im Kartenspiel „Stiche" zu machen. Gewinner ist, wer die meisten Stiche oder die besten Stiche macht, denn das Spiel ist die Sinndeute des gerichtlichen Zweikampfes. Gerase ist auch ein Wort für Donner, und Donner ist gleichbedeutend mit tun—ar oder „Tun = Sonnenrecht (ar)". Donar hat seinen Namen davon. Gras bezeichnet die Anklage vor dem Femgericht oder den Versuch des Rechtsaustrags.

Dargestellt wird es durch ein schwarzes Kreuz, das aus drei Eicheln zusammengesetzt ist. Es heißt auch bei den Spielern durchweg Kreuz oder Treff oder Eichel oder Eckern. Das sind hochbedeutsame Namen. Die drei Zweige oder Eicheln sind die drei Zweige der Weltesche Yggdrasil. Sie sind als Eicheln dargestellt, ein Femzeichen, weil Eiche = e—ok „gesetzmäßige Bewegung" bedeutet, das gesetzlich angeordnete „Treffen", der Zweikampf. Unter Eichen oder Linden wurden die Femtagungen abgehalten, die seit uralters wirklich „Tagungen" waren und von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang währten und erst später in das nächtliche Dunkel flüchten mußten. Kreuz im Kartenspiel ist die Bezeichnung der höchsten richterlichen Gewalt, der Macht über Leben und Tod und heißt deshalb „Treff". Wir haben noch im Worte „trefflich" den Begriff des hervorragenden Herrn. Treff ist ein Herrenzeichen.

Endlich Gryn oder Grein heißt auch Pick, was natürlich der Deutsche „Pique" zu schreiben für notwendig erachtet. Man sagt auch Beck, was „erzeugen" bedeutet, oder Schüppen s. v. a. schöpfen, das Recht schöpfen. Das Kartenzeichen ist eine Schöpfe und ein Urwort für Gerichtsverfahren. Pick ist die Lanze, um „Stiche" zu machen. Es wird auch gedeutet als grünes Lindenblatt und behält den gleichen Sinn. Linet heißt inneres Heil, das Lindenblatt ist das Symbol des wahren, inneren Heils. Darum tagte die Feme auch unter Linden.

Strick, Stein, Gras, Grein bedeuten also Gericht, Geheimnis, Verfahren, Richterspruch. Man kürzte das ab durch S. S. G. G. und las es auch als Geheimwort: Thuo Esse, thuo Gege. Den wenig Eingeweihten erklärte man es so: „Im Verborgenen (zur Esse) zugegen". Esse heißt der Schornstein, hier der Schornstein des geheiligten Schmiedeherdes als des Schmiedealtars, der den Asen geheiligt war. Dann übertragen: das Dunkel, das Verborgene.

Den Eingeweihten erklärte man es tiefer: „Thue wie Es", wie das große Unbekannte, wie Gott, „der zugegen" ist. Im „Verborgenen zugegen" bedeutete die Allwissenheit und Gegenwart Gottes, des höchsten Richters. Das Femzeichen wurde später durch das schwarze Kruzifix sehr sinndeutlich ersetzt. Schwarzes Kreuz als oberstes Femzeichen oder Treff.

Das Kartenspiel ist also seiner Form nach das heilige Zeichen der Feme voll tiefster Symbolik. Nicht minder seinem Inhalte nach. Warum sind's gerade dreizehn Blätter? Warum haben sie gerade diese Bewertung?

Die Einteilung ist offenbar 12 + 1. Lassen wir zunächst das As beiseite, so haben wir: Zehn, König, Dame, Bube. Das sind die vier Karten, die „Geltung" haben. Unter ihnen stehen acht Karten, die keine Geltung nach außen, sondern nur im Innern des Spiels haben, nämlich 9, 8, 7, 6, 5, 4, 3, 2. Das ist aber genau die urgermanische Einteilung sämtlicher Behörden. Jede Gemeinde, jeder Bezirk, jeder Gau, jedes Land, ja das Reich selbst hatte einen Zwölferrat, der es leitete. Dieser Zwölferrat war in den Gemeinden auf Lebenszeit gewählt von allen Bürgern, die „einen eigenen Rauch" hatten, also nicht von den grasgrünen Buben und Mädeln des Fremdenrechts, das augenblicklich bei uns regiert, sondern den Trägern der Familien nach dem deutschen, echten Recht. Es fehlte also, da sie Gewählte waren, alles volksfremde Beamtentum. Der Rat setzte sich wie folgt zusammen. An der Spitze stand ein Schultheiß, im Bezirk ein Hune, im Gau ein Gaugraf, im Lande ein Fürst, im Reich ein Kanzler. Jeder war seines Gebietes Gerichtsherr. Ihm zur Seite standen drei Schöppen, die das Recht „schöpften". Sie hießen auch „Walter". Sie waren 1. der Heilswalter, 2. der Weistumswalter, 3. der Femwalter. Es war also in ihrem Schoße gewährleistet die Einheit und Zusammengehörigkeit von Religion, Wissenschaft und Recht.

Das wären die Vier. Der Zehner entspricht dem Schultheißen, denn man nannte die Gemeinde Centschaft. Seine drei Schöffen versinnbilden den dreieinigen Gott in ebenso schlichter wie ernst mahnender Weise. Das war also eine Verfassung, die nicht dem Willen eines genialen Staatsmannes oder gar eines zusammengelaufenen Revolutionsgesindels ihr Dasein verdankte, sondern die ehrfürchtig der Natur abgelauscht war, eine sehr sinnvolle und treffende Nachbildung des Makrokosmos voll heiligen Ernstes und tiefster Weisheit, in der sehr begründeten Erwägung, daß alles, was bestehen soll, unbedingt mit dem Wesen der Natur im Einklang sein muß, also auch eine politische Staatsverfassung. Die Natur ist die Darstellung der Gedanken Gottes. Also muß es auch der Staat sein.

Neben dieser „Vierung", woraus man ohne weiteres „Führung" heraushörte, standen mehr als Berater, aber mit besonderen Aufträgen die acht „Wahrer", nach denen man sich heute sehnen könnte: 1. der Volkswahrer, dem Handel, Gewerbe und Wohlfahrt anvertraut war, 2. der Sippenwahrer, der auf das „blawe bluot" zu achten hatte, dem Sippenarchiv und Gesundheitspflege unterstand, 3. der Wehrmachtswahrer, 4. der Schatzwahrer, 5. der Heilswahrer, 6. der Weistumswahrer, 7. der Rechtswahrer, 8. der Landwahrer. Diese Acht hatten im verborgenen große Bedeutung, nach außen keine „Geltung". Genau wie die Karten. Man kann mit den acht Karten Stiche machen, aber in der Rechnung zählen sie nicht.

Über allen 12 Kartenbildern aber schwebt das As, die Eins, der Ase, das Sinnbild Gottes als des Höchsten, dem die Zwölf unterstellt sind. Darum gilt As mehr als jeder der Geltenden. Sogar mehr als der Zehner.

Zehn ist die Ziffer der Vollendung. Über der Zehn beginnt eine neue Daseinsebene. Dort steht das große „Es" oder As. Neben dem Zehner aber steht eine heilige Dreiheit: König (Wotan), Dame (Freya), Bube (Donar). Gott selbst ist unerforschlich, aber er offenbart sich als Dreieinigen. Denken wir uns jeden dieser drei Heilswerte, den im Leben die Schöppen, in den Karten diese drei darstellten, in die Ecke eines gleichseitigen Dreiecks geschrieben, so steht am Boden Freya und Donar, also das weibliche und das männliche Prinzip, die Polarität, wie wir heute im Deutschen sagen. An der Spitze stünde der erste Gottesname, den man aussprechen kann, Wotan. Der eigentliche Gottesname war unaussprechlich und galt für unmitteilbar. Man sagte dafür bloß vod, oder Gott, oder Wotan, was „der Einzige" bedeutet. In Gott, dem Einzigen, also Wotan, liegt mithin der apolare Ausgleich der beiden Kraftkomponenten des Männlichen und des Weiblichen und aller auseinanderstrebenden Polaritäten als positiv und negativ,

Gut und Böse usw. Die Offenbarung des Einen, Unerforschlichen ist also eine Dreieinheit. — Dieser Dreiheit entspricht auch ihre Geltung im Spiel. König gilt 4, Dame 3, Bube 2. Das sind zusammen 9 oder dreimal drei. Es ist die Schöpfungsdreiheit in ihnen dargestellt als 9. Im Zehner liegt die Vollendung, die aus der Schöpfung werden muß, und im As oder Asen das höchste Ziel und die letzte Wurzel. Es trägt die Ziffer 11. Nun ist (9 + 10 + 11) × 4 = 120 oder zwölfmal zehn. Das ist die Ziffer des Zwölferrats in seiner Vollendung.

Im Kartenspiel liegt also tiefste Religion oder Wihinei, wie die Alten sagten, was Innerlichkeitswissen bedeutet. Ferner oberstes Recht und heiligste Staatskunst. Mit dieser Staatenordnung haben die Arier alle Kulturstaaten aufgebaut. Es ist ganz selbstverständlich, daß diese Karte im Deutschen „französische" Karte genannt wird, denn der Deutsche darf ja nicht glauben, daß sein Altertum ihm gehöre. Sie haben uns alles gestohlen, sogar den Glauben an uns selbst.

Dr. Heinrich Lhotzky



Moltke — Falkenhayn — Ludendorff

Es ist nicht beabsichtigt, in den nachfolgenden Zeilen ein abgeschlossenes, zusammenhängendes Bild der drei Männer zu geben, denen im Weltkrieg die Führung unsrer Heere anvertraut war. Ich will mich vielmehr darauf beschränken, auf einige bedeutsame Neuerscheinungen der Kriegsliteratur hinzuweisen, die grelle Streiflichter auf die Tätigkeit der drei Generale werfen und ihre Führung kritischer Würdigung unterziehen.

Vorausgeschickt sei, daß ich im Gegensatz zu anderen Militärschriftstellern, die über den Krieg geschrieben haben, mit keinem der oben genannten Generale während des Krieges in nähere persönliche Berührung getreten bin. Ich weiß mich daher frei von Gunst oder Haß, nur geleitet von dem Gedanken, die Wahrheit zu ergründen.

Ich habe mich in diesen Blättern bereits früher mit der Kriegsliteratur über die Marneschlacht beschäftigt (vgl. „Türmer" 1921, S. 99) und kann auf das dort Gesagte verweisen. Einen wertvollen Beitrag bringt die neueste Schrift des Oberstleutnants und Oberarchivrats Müller-Loebnitz „Die Sendung des Oberstleutnants Hentsch am 8.—10. Sept. 1914" (Heft 1 der Forschungen und Darstellungen aus dem Reichsarchiv, Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1922, 68 S. 12 M), dessen Feder wir schon früher ein ausgezeichnetes Werk über die Marneschlacht verdanken. Die Akten über die Marneschlacht können hiemit als abgeschlossen gelten. Neues Material hierüber ist kaum mehr zu erwarten. Die Vorgänge sind geklärt. Die Schuld am vorzeitigen Abbruch der Schlacht, in der wir schon dem Siege nahe waren, ist vielfach dem von Moltke zu den Armeeführern entsendeten Oberstleutnant im Generalstab Hentsch in die Schuhe geschoben worden, der an Kluck im Namen der O. H. L. den Befehl zum Rückzug überbracht hat. Müller-Loebnitz weist in eingehenden Untersuchungen nach, daß hier ein unseliges, geradezu tragisches Mißverständnis obgewaltet hat, indem Hentsch seinem Auftrag eine Deutung gegeben hat, die von Moltke weder gewollt noch beabsichtigt war. Das einzige, was man Hentsch vorwerfen kann, ist, daß er den Führer der 2. Armee, Generaloberst von Bülow, der in gänzlicher Verkennung der operativen Lage den Befehl zum Rückzug gegeben hat, hievon nicht abgebracht hat. Die Hauptschuld am Verlust des Marnefeldzugs trifft neben Bülow voll und ganz die O. H. L., Moltke und seine Gehilfen. Es erscheint

geradezu unfaßlich, daß die O. H. L., während an der Marne um die Entscheidung des Feldzugs, ja vielleicht des Krieges, gerungen wurde, sich 230 Kilometer vom Entscheidungsflügel entfernt, ohne Drahtverbindung zu den Armeen, noch in Luxemburg aufhalten konnte! Fast noch unbegreiflicher aber erscheint, daß die für die Führung Verantwortlichen, anstatt sich selbst an die Front zu begeben, den Oberstleutnant Hentsch nur mit mündlichen Weisungen versehen dorthin absandten. Dies widerspricht den elementarsten Regeln der Kriegskunst, die jeder Fähnrich auf der Kriegsschule gelernt hatte, und kam einer Pflichtversäumnis gleich, die Moltke ebensosehr wie seine Gehilfen belastet und für die es keine Entschuldigung gibt. Müller-Loebnitz schließt sein Buch mit den Worten: „Das letzte und größte Marnewunder besteht für uns Deutsche darin, daß in jenen Tagen eine Reihe von bewährten Männern (Anm. des Verfassers: Moltke, Stein, Tappen, Bülow, Lauenstein, Hentsch) versagt hat, daß eine Häufung von Fehlern, Reibungen und Unterlassungen in der Führung zusammengekommen ist, die die gewaltigen Leistungen des deutschen Heeres, die Summe seiner bisherigen Erfolge und die Überlegenheit der leitenden strategischen Gesichtspunkte des deutschen Operationsplanes aufhob und in ihr Gegenteil verkehrte." Daß Moltke zudem noch den Schlieffenschen Operationsplan stark verwässert hatte, indem der linke Flügel in Elsaß-Lothringen viel zu stark gemacht wurde, entgegen dem leitenden Grundgedanken Schlieffens, wonach alle Kraft auf dem ausholenden rechten Flügel massiert werden sollte, ist bereits in einem früheren Aufsatz erwähnt worden. Ich kann daher Müller-Loebnitz, der von einer großen „Tragödie", die hier vorliegen soll, spricht, in diesem Punkte nicht ganz zustimmen. Tragödien sind etwas Unabwendbares; das trifft hier nicht zu. Ich schließe mich vielmehr dem Urteil des Generalleutnants Keim an, der in den Monatsheften für Politik und Wehrmacht (Februar 1922) schreibt: „General von Moltke war eine vornehme Natur, aber nicht einmal ein hervorragender Soldat, geschweige ein Feldherr! Ihm fehlten das Selbstvertrauen und die technische Vorbildung für sein hohes Amt. Er durfte es niemals annehmen, und der Kaiser durfte es ihm niemals übertragen."

Bei Nennung des Namens Schlieffen möchte ich nicht unterlassen, auf ein Buch „Schlieffen" von Dr Hugo Rochs (Vossische Buchhandlung. Berlin 1921, 92 S. 11 M), dem langjährigen Hausarzt des verstorbenen Feldmarschalls empfehlend, aufmerksam zu machen. Es schildert uns Schlieffen als Menschen und vervollständigt neben den Veröffentlichungen von Foerster und v. Freytag-Loringhoven das Bild dieses hervorragend genialen Mannes, der als Charakter nicht minder groß und vorbildlich war, denn als Stratege. Ich bin der festen Überzeugung, daß wir an der Marne 1914 einen großen Sieg errungen hätten, wenn ein Graf Schlieffen zur Stelle gewesen wäre.

Nach dem Zusammenbruch Moltkes übernahm der zufällig im Großen Hauptquartier anwesende Kriegsminister v. Falkenhayn die Leitung. Er war kein „Hofgeneral", wie manche behaupten, und hat sich zu diesem schweren Amt auch nicht gedrängt. Er war nicht volkstümlich und ist es auch nie geworden. Nach Volksgunst hat er nie viel gefragt. In Armeekreisen galt er als bis zur Rücksichtslosigkeit tatkräftiger, energischer, kluger und unterrichteter Offizier. Leider hat sich seine Tatkraft mehr oder weniger nur in negativem Sinne geäußert und zu unfruchtbaren Reibungen mit Hindenburg und Conrad von Hötzendorff geführt, die der Sache nichts weniger als förderlich waren. Seine Amtsführung ist dem deutschen Heere nicht zum Heile geworden und durch eine Reihe schwerer Fehlgriffe gekennzeichnet, die von der militärischen Kritik ziemlich allgemein verurteilt werden. Mit ungewöhnlicher Schärfe geht der als Militärschriftsteller über Deutschlands Grenzen hinaus bekannte und geschätzte General v. Bernhardi in seinem neuesten Buch „Deutschlands Heldenkampf 1914—18" (Lehmanns Verlag, München 1922, 544 S. 70 M) mit Falkenhayn ins Gericht. Sein Urteil über dessen Strategie lautet geradezu vernichtend. Der österreichische General Alfred Krauß, der sich nicht nur als Armeeführer gegen Italien, sondern auch als Militärschriftsteller einen bedeutenden Namen gemacht hat, schließt sich diesem Urteil in einer Besprechung in der Monatsschrift „Deutschlands

Erneuerung" (Februar 1922) an. Er schreibt u. a.: „Wilhelm II. war nicht glücklich in der Wahl seiner wichtigsten Berater. Der Kaiser wollte nur bequeme, seine Überlegenheit anerkennende Naturen um sich. Falkenhayn war ein bedeutender Mann und doch zum Unglück Deutschlands kein Feldherr... Dem hervorragenden Soldaten Falkenhayn fehlte die letzte Reife zum Feldherrn, denn ihm fehlte der unbedingte Vernichtungswillen." Hermann Stegemann, der dem deutschen Volke soeben den 4. und letzten Band seiner ausgezeichneten „Geschichte des Krieges" (Deutsche Verlagsanstalt 1921, 708 S., geb. 95 M), die Kriegsjahre 1916, 1917 und 1918 umfassend, beschert hat, kommt gleichfalls zur Verurteilung Falkenhaynscher Strategie, die dem Wesen des uns aufgezwungenen Kriegs nicht entsprach. Die von Falkenhayn geprägte Formel der Kriegführung mit beschränkten Zielen, die eine Vernichtung des Feindes als nicht erreichbar, nicht in den Kreis ihrer Erwägungen gestellt hatte, war verfehlt und nicht geeignet, den Enderfolg zu sichern. Der mörderische Einsatz der sogenannten „Kinderkorps" bei der Offensive in Flandern, die Art der Führung der Operationen im Osten 1915, die im Gegensatz zu Ludendorff nur die Lähmung, nicht die Zertrümmerung des Russen erstrebte, das Haltmachen vor Saloniki, anstatt Sarrail ins Meer zu werfen, das Nichteingehen auf Conrads Plan einer Offensive in Italien 1916, endlich last not least der Angriff auf Verdun stellen eine Reihe von Fehlgriffen dar, denen nur wenige Guthaben auf strategischem Gebiete gegenüberstehen. Obwohl die Falkenhaynsche Strategie der beschränkten Ziele gerade darauf ausging, Kräfte zu schonen, war der Kräfteverbrauch unter Falkenhayn, auch dank einer veralteten, unzweckmäßigen Abwehrtaktik, doch ein ganz ungeheurer, und die Armee hat sich von den damals empfangenen Wunden nie mehr wieder ganz erholen können. Bernhardi geht so weit, Bethmann Hollweg und Falkenhayn als die Haupturheber unseres Zusammenbruchs zu bezeichnen, indem ersterer den U-Boot-Krieg verhinderte, letzterer den Angriff im Westen beschloß und auf Verdun lenkte, nachdem er schon 1915 die mögliche Zertrümmerung der russischen Armee verhindert hatte. Daß beide Männer das Beste gewollt haben, wird hiebei nicht in Abrede gestellt. Sie waren eben ihrer Aufgabe nicht gewachsen.

Der einzige, der Falkenhayn die Stange hält, ist Professor Hans Delbrück, der aus politischen Gründen sein Lebensziel darin erblickt, dem deutschen Volke seinen „Götzen" Ludendorff zu verekeln. Diesem würdigen, vom Parteihaß gänzlich verblendeten Vertreter deutscher Wissenschaft ist es vorbehalten geblieben, in einer von gehässigen Ausfällen strotzenden Schmähschrift gegen Ludendorff („Ludendorffs Selbstportrait", Verlag für Politik und Wirtschaft, Berlin 1922, 72 S. 26 M) diesen und Tirpitz als die Zerstörer des Deutschen Reiches zu bezeichnen. Und zwar Tirpitz, weil er uns durch eine sinnlose Flottenpolitik den Haß Englands und dadurch den Krieg auf den Hals gezogen, Ludendorff, indem er den Verteidigungskrieg in einen Eroberungskrieg verwandelt habe, den Krieg nicht zu führen verstand und endlich durch seine Auflehnung gegen den Kriegsherrn mit der Revolution begann, die endlich das Deutsche Reich unter sich begrub und verschlang.

Zur Charakterisierung des Tones, in dem die Schrift abgefaßt ist, möchte ich nachstehend einige Proben anführen. Ludendorff wird darin u. a. als „wahnsinnig gewordener Kadett", „politischer Kindskopf", „Kriegsverlängerer" und „Meuterer" bezeichnet. Es werden ihm „Engigkeit des Horizonts" vorgeworfen, jede Allgemeinbildung und jede Fähigkeit zur Kritik abgesprochen, dagegen seine „Kadettenbildung" verächtlich hervorgehoben. Es fehlt ihm „die Fähigkeit, seine Gedanken zu Ende zu denken". Er „schwankte haltlos hin und her und wußte selber nicht, was er wollte", „Ludendorff hatte kein Ziel, sondern nichts als unbestimmte auf und ab schwebende Absichten". Als Haupttrumpf wird endlich noch angeführt, daß Ludendorff „von einer jüdischen Urgroßmutter abstamme". Ich verzichte darauf, diese Blütenlese fortzusetzen. Sie charakterisiert zur Genüge den Geist, in dem die Schrift abgefaßt ist. Es ist tief bedauerlich, daß ein Mann, der als kriegswissenschaftlicher Forscher sich immerhin einige Verdienste erworben hat, sich aus politischem Haß so tief vergessen konnte. Abgesehen von den

unwürdigen Angriffen enthält die Schrift auch so viele sachliche Unrichtigkeiten, daß der Ruf Delbrücks als Gelehrter, der ernst genommen werden will, hiedurch ernstlich erschüttert erscheint. Diese nachgewiesen zu haben, ist das Verdienst des Oberstleutnants Foerster, auf dessen ausgezeichnete Schriften ich schon früher hingewiesen habe (vgl. „Türmer" 1921, S. 98). Er tritt in einer vortrefflichen kleinen Druckschrift „Hans Delbrück — ein Portraitmaler" (Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1922, 40 S. 12 M) Delbrück entgegen und versteht es, die von diesem gegen Ludendorff und seine Strategie erhobenen Angriffe wirksam zu entkräften. Foerster hält darin mit strenger Sachlichkeit und unerbittlicher Logik Gericht über Delbrücks Vorstöße und weist diesem zahllose historische Unrichtigkeiten, schiefe Urteile und krasse Widersprüche nach. Der gleichen Aufgabe unterzieht sich mit bestem Erfolge und völlig unabhängig von Foerster der als einer unserer allerersten Kriegshistoriker bekannte und geschätzte General v. Kuhl in Nr. 39 des Militärischen Wochenblattes 1922. Für jede ernsthafte militärische Kritik dürfte der Fall Delbrück damit erledigt sein. Ich zähle gewiß nicht zu den bedingungslosen Bewunderern des Generals Ludendorff und habe an seiner Heerführung in diesen Blättern mehrfach schon scharfe Kritik geübt, wo sie mir berechtigt schien. Die unvornehme und gehässige, vielfach unsachliche Kampfesweise Delbrücks hat mich aber innerlich empört. Delbrück geht sogar so weit, Ludendorff den verwässerten Moltkeschen Aufmarsch 1914 in die Schuhe schieben zu wollen, und äußert hiebei Ansichten, die seine Befähigung, über strategische Dinge zu urteilen, in einem recht zweifelhaften Lichte erscheinen lassen. Ludendorff für den Moltkeschen Aufmarsch verantwortlich zu machen, heißt die Verantwortlichkeitsgrenzen verschieben. Daß auch mich das Eintreten Ludendorffs hiefür befremdet hat, habe ich schon früher erwähnt (vgl. „Türmer" 1922, S. 340). Ich überlasse es berufeneren Federn, sich mit dem politischen Teil der Schmähschrift Delbrücks auseinanderzusetzen und will mich auf den militärischen Teil beschränken. Sogar Thersites Delbrück kann nicht umhin, Ludendorffs Kriegführung bei Tannenberg und beim Rückzug in Polen 1914, den er seine bedeutendste strategische Tat nennt, anzuerkennen, wenn er dessen Anteil hieran auch in kleinlicher Weise zu schmälern versucht. Als weitere strategische Großtaten Ludendorffs möchte ich noch anfügen die Meisterung der außerordentlich kritischen und schwierigen Lage bei seinem Amtsantritt im Sommer 1916, den rumänischen Feldzug und den Rückzug in die Siegfriedstellung 1917. Nicht vergessen seien auch Ludendorffs Verdienste um Einführung einer zeitgemäßen Abwehrtaktik, die uns allein im Verein mit dem Hindenburgprogramm das Durchhalten ermöglicht hat.

Am eingehendsten verweilt Delbrück naturgemäß bei der großen Westoffensive 1918, die der Kritik auch die meisten Angriffspunkte bietet. Sein Vorwurf, daß Ludendorff hiebei nicht gewußt habe, was er eigentlich will, kann aktenmäßig zurückgewiesen werden. Den gleichen Vorwurf hat übrigens auch schon Nowak in seinem „Sturz der Mittelmächte" erhoben. Aus Ludendorffs Schriften sowohl, als auch aus der von mir schon früher erwähnten kleinen Schrift Fehrs „Die Märzoffensive 1918", die für die Beurteilung der Märzoffensive 1918 von größter Bedeutung ist (vgl. „Türmer" 1922, S. 341), geht klar und unzweideutig hervor, daß Ludendorff nicht einen Teilerfolg, wie Delbrück meint, sondern den entscheidenden Endsieg angestrebt hat. Der leitende strategische Gedanke hiebei war, die Engländer vernichtend zu schlagen, von den Franzosen zu trennen und ins Meer zu werfen. Über die hiebei gewählte Angriffsrichtung kann man verschiedener Ansicht sein. Ich habe mich hierüber schon früher geäußert (vgl. „Türmer" 1921, S. 103). Was ich Ludendorff zum Vorwurf mache, ist, daß er an diesem strategischen Ziel nicht konsequent und unverrückt festgehalten hat, sondern sich durch an anderer Stelle gemachte Erfolge, denen nur die Rolle von Ablenkungsangriffen zukam, hat verleiten lassen, seinem ursprünglichen Plan untreu zu werden und diese Erfolge mehr auszunützen, als gut und für den leitenden Gedanken zuträglich war. Dadurch ist der große Märzangriff strahlenförmig auseinandergeflattert und der Schwerpunkt schließlich in das Marnebecken verschoben werden. Ich kann nicht umhin, der Vermutung Ausdruck zu geben, daß Ludendorff, nachdem der

große Wurf bei Amiens nicht in vollem Umfang geglückt war, etwas die Nerven verloren hat. Die Zielklarheit seines strategischen Handelns und Wollens mag hiedurch gelitten haben. Der Bogen wurde infolgedessen überspannt.

In den beiden Werken von Stegemann und Bernhardi sind dem deutschen Volke zwei Kriegsbücher geschenkt worden, die beide in ihrer Art ausgezeichnet sind und es daher verdienen, Volksbücher im weitesten Umfang zu werden. Das monumentale Werk von Stegemann ist schlechthin eine Meisterleistung. Die Beherrschung, Durchdringung und plastische Gliederung des Stoffes ist vortrefflich gelungen. Den in sehr maßvoller und doch bestimmter Form auftretenden kritischen Urteilen kann man fast durchweg zustimmen. Der Schwung und die dichterische Kraft der Sprache ist geradezu hinreißend. Der trockene spröde Stoff erfährt hiedurch eine Belebung, daß wir die Erlebnisse mitzuerleben vermeinen.

Auch dem greisen Haudegen v. Bernhardi, der als Korpsführer selbst an leitender Stelle mit dabei war, ist der Versuch, die Ereignisse des Weltkriegs in einem Bande zusammenzufassen, hervorragend gelungen. Trotz mancher Lücken, über die sich auch der Verfasser nicht im unklaren war, ist das Bild des gewaltigen Ringens wohl noch in keinem Werk, auch für den Laien, so anschaulich geschildert worden, als in dem vorliegenden. Die Tatsachenschilderung ist von Anfang bis zu Ende wie aus einem Guß. Daß die Urteile des Generals oft reichlich temperamentvoll sind, wird niemand wundern, der den schneidigen alten Reitergeneral aus seinen früheren Schriften kennt.

Es ist schwer zu entscheiden, welchem von beiden Werken man den Vorzug geben soll. Wenn bei Stegemann der hinreißend-dichterische Schwung der Darstellung besonders besticht, so macht andrerseits die glühende Vaterlandsliebe, die das Buch Bernhardis durchweht, uns dieses besonders lieb und wert. Beide Schriftsteller werden den Leistungen und Ruhmestaten des deutschen Heeres in hohem Maße gerecht. „Die Kriegsgeschichte wird ihm, ob Deutschland auch den Krieg verlor, zu allen Zeiten und vor allen anderen Armeen den Lorbeer reichen." So der Schweizer Stegemann. Und Bernhardi sagt in der Einleitung zu seinem prächtigen Buch: „Ich stehe heute am Rande des Grabes. Bis zur letzten Stunde hatte ich als Soldat für mein Vaterland gekämpft. Jetzt bin ich gezwungen, das Schwert mit der Feder zu vertauschen: aber so lange noch ein Atemzug diesen Körper belebt, will ich für Deutschland arbeiten und — indem ich dieses Buch dem deutschen Volke widme — das Wort der Mahnung, das einst unser großer Dichter Schiller sprach, ihm zurufen:

Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,
Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben.
Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen."

Franz Freiherr von Berchem





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Der Türmerbrief eines Juristen

Hochverehrter Herr Professor!

Vielen Dank für Übermittelung der Zuschriften zu meinem im Juli-Heft abgedruckten Brief: „Steuerfrei schlemmende Herren und ihre sterbenden Knechte“! Es sind das Äußerungen des Augenblicks aus dem engen Kreis der eigenen Interessen und aus den Sorgen des Alltags heraus, die in der Hauptsache auf — Mißverständnis beruhen.

Der erste Punkt des Inhalts ist negativ. Es wird nämlich der erste, grundlegende Teil meines Briefs, der die Steuerentbürdung der Arbeitnehmer darlegt, einfach als nicht vorhanden betrachtet. Man glaubt ihn abgetan durch die schlichte Bemerkung, daß man soundsoviel Steuern „zahlt“ und fügt allenfalls noch nachdrücklich an: „Jawohl, Steuern“! Eine mit aller Sorgfalt aufgestellte wissenschaftliche Beweisführung läßt sich dadurch nicht erledigen.

Der zweite Punkt des Inhalts des Zuschriften ist positiv, und zwar ist es ihr einziger positiver Inhalt: man ist erklärtermaßen persönlich beleidigt (!) durch den Ausdruck „schlemmen“ und bringt aus der eignen Lebensführung Beweise dafür, daß man wahrhaftig nicht schlemmt. Das mutet fast an wie ein Vorwand, sich mit dem wirklichen Inhalt des Briefs nicht zu beschäftigen. Vom „Schlemmen im engeren Sinne“ ausgehend, habe ich gleich in den allerersten Zeilen gesagt, daß dieses zurückgeht auf ein Schlemmen im weiteren Sinne: und habe diesen absichtlich scharfen Ausdruck gebraucht für das grundsätzliche „Leben vom Fremden“. Wer mich tadeln will, daß ich auch hierfür jenen Ausdruck anwandte, der spricht eine bloß sprachliche Rüge aus. Bevor er auch nur dies tut, bedenke er, daß ich sonst den sinnverwandten, aber noch viel härteren Ausdruck „schmarotzen“ hätte wählen müssen.

Gern gebe ich zu, daß so mancher von den Arbeitnehmern bis 50000 Mark nach seinen persönlichen Verhältnissen in einer Lage ist, die Üppigkeit ausschließt und Wünsche begreiflich macht. Aber nur ein Unaufrichtiger kann bestreiten, daß die große Masse der sogenannten niedern Schichten eine Kaufkraft und Genußfähigkeit entwickelt, von der die ärmliche Lebensweise der Bürger absticht. Die Ausnahmen in Ehren!

Dies gilt erst recht hinsichtlich des Schlemmens im weiteren Sinne. Das Schmarotzen ist eine notwendige Folge der Gesetzgebung dadurch, daß sie den Arbeitslohn über alle Maßen begünstigt gegenüber den andern Einkommensarten, insbesondere gegenüber dem Kapitaleinkommen. Für den Gang der Gesetzgebung kann man aber den einzelnen nicht verantwortlich machen.

Der dritte Punkt des Inhalts der Zuschriften ist wieder negativ: der Egoismus nämlich, mit dem die, die ich die „Herren“ nannte, unermüdlich die eigne Not feiern, aber blind sind gegen das Elend der „Knechte“. Ist es nicht entsetzlich, sind wir überhaupt noch Menschen, wenn heutzutage jeder hoch und teuer schwört, er könne sich nicht mehr einschränken, nein, er müsse unbedingt zugelegt bekommen — und gleichzeitig zwingt man eine zu Parias gemachte Klasse,

die Begründer des noch vorhandenen Wohlstandes, obendrein unter Mißachtung ihrer Rechtsansprüche, sich noch zwanzig- bis dreißigmal mehr als die Jammernden einzuschränken und zu sterben? Gerade gegen diesen Zeitgeist, daß „mangels behaglichen Auskommens für alle nicht die allgemeine, freiwillige Einschränkung, sondern das Leben vom Fremden Trumpf ist", ist mein Brief gerichtet. Herr W. S. in F. klagt, daß er sich mit einem Drittel der Kaufkraft seines kärglichen Friedensgehaltes begnügen muß. In meinem Brief (S. 224) muß er gelesen haben, daß der Rentner gezwungen ist, mit dem 75. (jetzt 90.) Teil seines Friedenseinkommens auszukommen. Daran ist er stillschweigend vorübergegangen! Da ist mir die Einsenderin mit dem Vornamen „Hedwig" lieber. Sie gibt am Schluß wenigstens offen zu, „daß alte oder kranke Menschen, die nicht mehr arbeiten können und von ihrem immer mehr zusammenschmelzenden Kapital leben müssen, natürlich immer noch viel schlimmer daran sind". Na also! Hier ist das weibliche Herz durchgedrungen. Es muß durchgreifend geholfen werden. Der Kapitalist oder Kleinrentner, mit der seltenen und allgemein-nützlichen Fähigkeit zu sparen, muß wieder dem Arbeiter gleichberechtigt werden. Nicht Almosen, sondern sein Recht muß er erhalten! Das Kapital verfolgen heißt Ersparniskraft, Fleiß und Treue bestrafen — heißt den Hungertod zu Gaste laden. Wer aber nun einmal das Kapital schlechthin haßt, der richtet seine Wut gegen die harmloseste, unschuldigste Form desselben, wenn er den ruhigen Sparer vernichtet. In Gewerbe, Industrie und Spekulation feiert es gleichzeitig Orgien, und es ist dies obendrein eine unmittelbare Folge seiner ihm aufgezwungenen Flucht vor zinsbarer Anlegung und vor der Öffentlichkeit.

Der Türmerbrief ist keine leichte Lektüre. Er weiß, daß er Neues sagt (S. 220, 222).

Bei dieser Gelegenheit darf ich seinen geneigten Lesern mitteilen, daß nach der neuesten Gesetzesänderung der sogenannte 10prozentige „Steuerabzug vom Arbeitslohn", richtiger die Steuerabwälzung vom Arbeitslohn, sich nunmehr nicht bloß auf Arbeitseinkommen bis zu 50000 Mark, sondern sogar bis zu 100000 Mark erstreckt.

Mindestens seltsam ist die Aussetzung eines andren Einsenders (den Zorn am sachlichen Lesen und Verarbeiten gehindert hat), daß der Türmerbrief, von unseren inneren Gebrechen handelnd, Versailles nicht erwähnt. Gerade weil dieser sogenannte Friede so furchtbar ist, können wir uns den schleichenden Bürgerkrieg, der ganze Klassen auf unblutigem Wege ausrottet wie ehemals die feindliche Blockade, nicht leisten. Gleiches Recht für alle! Versailles ist schuld an allen Leiden und Lasten Deutschlands. Wie wir sie aber unter uns verteilen, dafür kann Versailles nichts. Im übrigen ist die Tarifschraube ein halbes Jahr älter als Versailles.

Ihnen, sehr geehrter Herr Professor, meine hochachtungsvolle Empfehlung!

Ihr ergebenster

N. N.

Nachwort des Türmers. Unser Wunsch, über eine Frage von grundsätzlich hoher Wichtigkeit — über das Prinzip der Tarifschraube, während daneben ein Volksteil verkümmert — eine ersprießliche Erörterung wachzurufen, hat sich leider nicht erfüllt. Die Zuschriften auf den absichtlich scharf betitelten Brief des Juristen waren zumeist gereizt und gingen auf den Kern nicht ein. Zu dem hungernden Volksteil gehören z. B. neben den Kleinrentnern usw. auch die freien Schriftsteller und Künstler, denen die Segnungen der Tarifschraube nicht zuteil werden und die nicht durch Generalstreik Lohn erpressen können. Der Herausgeber des Türmers kann als Vorsitzender der Schillerstiftung ein Lied davon singen, wie es in diesen geistigen Kreisen aussieht. Und ihnen versteuert man nun auch noch das Honorar — statt als Arbeitseinkommen, wie ja schon selbstverständlich — als Rente eines Kapitals, nämlich ihrer Bücher: man versteuert das Urheberrecht als solches! Und den also konstruierten „Kapitalisten" zieht man zur „Kriegsvermögenszuwachssteuer" u. dgl. heran! Es sollte durch den Brief des Juristen selbstverständlich kein Stand beleidigt, sondern eine gesetzgeberische Gefahr bloßgelegt werden.

D. T.

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Aus meinem Leben

Der bedeutende Schweizer Jakob Boßhart, dessen Namen in der erzählenden Dichtung guten Klang hat, feierte am 7. August seinen 60. Geburtstag. D. T.

Zwischen der Töß und der Glatt zieht sich ein vielgestaltiger Höhenzug zum Rhein hinunter, mit Reben an den Halden und zahlreichen Weilern und Höfen, echt alemanni chen Ansiedlungen auf dem Rücken. Auf einem dieser Höfe, Stürzikon, zur Kirchgemeinde Embrach gehörig, wurde ich am 7. August 1862 als zweitjüngstes Kind geplagter, aber aufstrebender Bauersleute geboren. Der Hof bestand damals nur aus zwei Wohnhäusern, einem Trottgebäude und einigen Speichern, alle im malerischen Riegelstil gebaut. Er ist von allen größeren Ortschaften so weit entfernt, daß nur bei günstigem Wind ein Glockenschlag zu ihm hinauf- oder herüberdringt. Aber er ist voller Naturschönheiten und an Abwechslung reich. Buschige Bachläufe, Wiesen, Äckerbreiten, Buchen- und Tannenwälder, lange Grünhecken voller Vogelnester und Rebhügel schließen sich um die Häuser, die in einem engeren Rahmen von Obstbäumen träumen, wirklich träumen. Von den erhöhten Stellen erblickt man die Schneeberge der Alpen.

Meine ersten Erinnerungen an den Hof gehen bis ins zweite, ja fast bis an die Grenze des ersten Lebensjahres zurück. In einer der frühesten lebt das Bild eines blühenden Rapsfeldes in mir mit wunderbarem Leuchten weiter. Es war wohl das erstemal, daß mir Farbe bewußt wurde. Und so kann ich in meinem Gedächtnis eine ganze Reihe erster bewußter Eindrücke feststellen, vom Feuer im Herd, vom fließenden Wasser, von einer Kuh, von einem Schirm, unter dem ich lag, vom Schlagen der Wanduhr, von einer Sauerkirsche. Das starke Gedächtnis habe ich von meiner Mutter geerbt, die noch mit siebzig Jahren eine Theaterrolle, die sie als zwanzigjähriges Mädchen gespielt hatte, auswendig konnte. Mein Jugendland habe ich in der Erzählung „Wenn's lenzt“ in den wesentlichen Zügen wiedergegeben.

Meinen ersten Schulunterricht erhielt ich in einer kleinen Bergschule, die eine halbe Stunde vom Vaterhause entfernt auf einem anderen Hofe lag. Ich hatte dort, und auch später, recht mittelmäßige oder gar unzulängliche Lehrer; aber das hat mir, meiner Ansicht nach, nicht viel geschadet, wie ich denn überhaupt den Wert der Schulen nicht allzuhoch einzuschätzen vermag, obschon ich selber gegen dreißig Jahre unterrichtet habe. Während der ersten Schulzeit (6. bis 12. Lebensjahr) war ich ein seltsames Gemisch von Wildheit und Verträumtheit. Beim Spiel und unter Kameraden konnte ich einer der wildesten und ausgelassensten sein, auf dem Hofe dagegen gab ich mich gern der Beschaulichkeit und Träumerei hin. Die bäuerliche Arbeit, die ich jetzt, nachdem ich in die verschiedensten Verhältnisse geschaut habe, sehr hochstelle, sagte mir, vom Kirschenpflücken, der Traubenlese und dergl. und etwa von der Heuernte abgesehen, nicht zu, und ich suchte mich davon zu drücken, wenn immer es ging. Da ich drei ältere Geschwister und nachsichtige Eltern, besonders eine ebenso gute als kluge Mutter hatte, wurde ich denn auch durch ländliche Arbeit nicht gedrückt. Die Streifereien und Entdeckungsreisen durch Wald

und Feld, den Bächen und Hecken entlang, die ich mir gestatten durfte, waren etwas Köstliches, und ich wünschte jedem Kinde etwas Ähnliches. Gelesen habe ich in diesen Jahren, vom Schulstoff abgesehen, sehr wenig. Eine Schulbibliothek gab es nicht und zu Hause außer dem jedes Jahr einkehrenden Kalender, dem „Hürnenen Siegfried" und dem „Eulenspiegel" (Reutlinger Hefte), Pestalozzis „Lienhard und Gertrud" und Zschokkes „Goldmacherdorf" nichts der Jugend Angemessenes. Darüber vermag ich nicht zu trauern. Denn, wenn die Phantasie nichts von Büchern erhielt, so fing sie aus sich selber heraus ihr Spiel an. Schon mit etwa neun oder zehn Jahren erzählte ich meinen Geschwistern am Abend vor dem Einschlafen Geschichten eigener Erfindung, die ich immer wieder wiederholen mußte und jedesmal weiter ausspann, bis schließlich sehr lange Erzählungen daraus wurden. Die Einsamkeit des Hofes und das häufige Alleinsein hatten aber noch eine andere Wirkung. Ich wurde, je mehr ich erwachte, um so mehr auf mich selber angewiesen und auf mich zurückgeworfen, und war schon mit zehn Jahren ein eigentlicher Grübler, was ich aber für mich behielt. Das erste große Problem, das mich packte, und seit dem zehnten Jahr zerquälte, war das des Todes. Bald kamen auch religiöse Fragen an die Reihe, denen ich mit großem Radikalismus entgegentrat, besonders seit ich den Religionsunterricht eines wortgläubigen Pfarrers besuchte. Ich hatte es durchgesetzt, daß ich nach Absolvierung der sechs Primarklassen vom 12.—15. Jahr die Sekundarschule in Bassersdorf, einem größeren, eine Wegstunde von Stürzikon entfernten Dorfe, besuchen durfte. Diese Schule sollte mir die Tür zu höheren Schulen öffnen. Auf dem langen, im Winter sehr beschwerlichen Schulwege hatte meine Phantasie reichlich Zeit, ihre Schwingen zu üben.

Aber nun galt es, an einen Beruf zu denken. Da ich in der Gemeinde und besonders auch in unserer Familie das segensreiche Wirken einer Landarztes, eines vortrefflichen Menschen, beobachten konnte, wurde es mein sehnlichster Wunsch, Arzt zu werden. Aber der Pfarrer von Bassersdorf, mein Religionslehrer in der Sekundarschule, hatte anderes mit mir vor; er wollte mich für das Pfarramt gewinnen. Er begann mir Lateinunterricht zu erteilen und suchte mehrmals meinen Vater auf, um ihn für seinen Plan einzunehmen. Seine Hauptwaffe gegen meien Neigung war, das Medizinstudium dauere sehr lange, sei kostspielig und übersteige weit die Mittel meines Vaters, während ein Theologiestudent großer Stipendien sicher und mit 23 Jahren für das Amt vorbereitet sei. Mein Vater, der für einen Bauern einen weiten Blick hatte, hätte mir gern meinen Willen gelassen; aber die Argumente des Pfarrers verfehlten ihre Wirkung auf ihn nicht, denn er hatte nicht nur an mich, sondern auch an vier andere Kinder zu denken.

Zur Theologie konnte ich mich nun erst recht nicht entschließen; denn der Pfarrer hatte durch sein rücksichtsloses Eingreifen in meinen Werdegang seinen ganzen Stand in meinen Augen verunglimpft. Zudem machte ich damals eine Krise durch, in dem ich mit den religiösen Anschaungen meiner Knabenjahre gründlich aufräumte und mich, wenn auch nicht zu einem entschlossenen Atheismus, denn dazu kam mir die ganze Welt doch zu wunderbar und rätselhaft vor, so doch zu einer Art religiöser Naturverehrung durchfand. Daß das nichts Abschließendes sein konnte, brauche ich nicht zu sagen. Ich fühlte das natürlich selber; und es wäre mir in diesem Zustand der Gärung und des ungewissen Suchens nach Erkenntnis unerträglich gewesen, auf höhere Schulen zu verzichten, von denen ich Aufschluß über die verborgensten Dinge und Klärung erhoffte. Ich schlug nun den Weg ein, der schon manchen Bauernjungen zum Ziel geführt hat: ich trat in ein Lehrerseminar ein, und zwar in dasjenige in Küsnacht bei Zürich.

In Küsnacht fühlte ich mich, besonders in den zwei ersten Jahren, durchaus nicht heimisch. Wir waren mit Unterrichtsstunden überladen und für die so fruchtbare und wertvolle Privatbeschäftigung blieb fast keine Zeit übrig. Zudem war ich nun in ein System hineinversetzt. Während in den vorhergehenden neun Schuljahren die Lehrer mein Schifflein so ziemlich meinem eigenen Steuer überließen, kam jetzt die systematische Hinleitung, um nicht zu sagen Abrichtung, auf einen bestimmten Zweck. Der einflußreichste Lehrer war der Direktor, ein ausgezeichneter Pädagoge, der nur den Fehler hatte, daß er allzu rationalistisch und etwas trocken

war. Er lehrte die Naturwissenschaften, war Anhänger Darwins und als solcher stark angefochten. Die Folge dieser Angriffe war, daß er seine tiefsten Überzeugungen nie mit der ganzen Schärfe und Tragweite aussprach und deshalb die Schüler auch nicht eigentlich mitzureißen vermochte, so sehr er sonst angesehen und beliebt war. Ihm zur Seite stand ein Mathematiker, der seiner streng wissenschaftlichen Methode mit einem wilden Temperament Geltung zu verschaffen suchte. Die beiden gaben der Anstalt das stark rationalistische Gepräge. Der Deutschlehrer, der berufen und vielleicht imstande gewesen wäre, ein Gegengewicht zu bilden, war keine Kampfnatur und im Grunde genommen auch Rationalist, wenigstens gab er sich im Unterricht so. Es war Adolf Calmberg, ein Hesse von Geburt, ein feiner Kopf, der um den dichterischen Lorbeer rang und ein paar Dramen verfaßt hat, die sich freilich die Bühne nicht zu erobern vermochten. Sein Hauptverdienst war, daß er auf äußerst korrekten Stil hielt und sauberen Ausdruck verlangte. Aber er übertrieb seine Tugend; fast jede Girlande wurde von ihm abgelehnt; und was einem schließlich aus der Mehrzahl der für ihn verfaßten Aufsätze entgegenstarrte, war eine große Nüchternheit. Der Geist der Anstalt entsprach übrigens ganz dem damaligen Zeitgeist. Jedermann und auch wir Zöglinge, glaubten an die Unfehlbarkeit, ja Allmacht der Wissenschaft und erhofften von ihr etwas wie die Welterlösung. Man war noch mehr als ein Dutzend Jahre von dem Zeitpunkt entfernt, da der Bankerott der Wissenschaft erklärt wurde und noch viel weiter von der Bewegung getrennt, die es wagte, an der Tyrannis des Intellektualismus zu rütteln. Nach und nach fand ich mich mit dem Geist der Schule ab. Ich band meine Phantasie zurück und verbrannte am Ende des zweiten Jahres alle meine poetischen Versuche. So kam es, daß der ursprünglich widerwillige Seminarist nach vier Jahren als einer der vier ersten unter siebzig Kandidaten die Lehrerprüfung bestand.

Es herrschte damals großer Lehrerüberfluß im Kanton Zürich, und ich mußte es als ein Glück betrachten, daß ich durch die Vermittlung des Seminardirektors eine Lehrstelle an der Benderschen Erziehungsanstalt in Weinheim an der Bergstraße erhielt. Mein Ziel war nun die Universität. Ich vervollständigte meine Kenntnisse der alten Sprachen und suchte mir, teils durch meine Tätigkeit an der Anstalt, teils durch Privatunterricht die Mittel zum weiteren Studium zu erwerben. Im Frühjahr 1884 bezog ich die Universität Heidelberg, um germanistische und romanische Philologie zu studieren, eine Kombination, die ich nie bereute, so unpraktisch sie manchem erscheinen mag. Unter großen Entbehrungen, ja, zuweilen in Hungerepochen, die wahrscheinlich den Grund zu späterer schwerer Krankheit legten, setzte ich von 1885 an die Studien in Zürich und Paris fort und bestand im Herbst 1887 mein Staats- und Doktorexamen. Einige Wochen später atmete ich schon als Lehrer in England, dessen Sprache und Eigenart ich genau kennen lernen wollte. Ein Jahr darauf befand ich mich in Italien, wo ich das in England verdiente Geld in bessere Werte ummünzte. Ich teilte meine Zeit zwischen Sprach- und Kunststudien und sah mir auf großen Fußwanderungen Land und Leute genau an. Mein Standquartier war Florenz, das mir durch seine Kunstsammlungen und die Heiterkeit seines Lebens besonders lieb wurde; aber ich trieb mich auch in Rom mehr als einen Monat herum in seinen Sammlungen und Denkmälern und wanderte nach Neapel hinunter. Eine Besteigung des Vesuv an einem wunderbaren, in Blütenduft fast ertrinkenden Frühlingstag gehört zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens.

Im Jahre 1890 wurde ich als Lehrer des Französischen an der Kantonsschule in Zürich angestellt. Im Herbst 1896 erhielt ich den Auftrag, den französischen Unterricht am Staatsseminar in Küsnacht nach neueren Methoden zu reformieren, wie ich das schon im Gymnasium getan hatte. So siedelte ich für drei Jahre nach jenem Küsnacht über, in dem ich einst vier so sauersüße Lehrjahre durchgemacht hatte. In Zürich hatte mir meine Amtstätigkeit wenig Zeit zu freier Arbeit gelassen. Ich mußte jahrelang dreißig und mehr Unterrichtsstunden erteilen und hatte zudem eine große Last von Korrekturen. Von der unerläßlichen Vorbereitung auf den Unterricht gar nicht zu reden. Was der Schulbetrieb an Zeit übrig ließ, wurde zu wissen-

schaftlichen Studien verwendet. Aber gerade in jener Zeit erwachte der alte Drang nach dichterischem Schaffen wieder; und etwa von 1893 an wurden die Ferien, soweit sie nicht durch die von mir leidenschaftlich geliebten Bergwanderungen ausgefüllt waren, zu dichterischen Versuchen benützt, ganz ohne Absicht auf Veröffentlichung, nur zur Befriedigung einer Sehnsucht und zur Erholung. Allmählich aber entschied sich der lange und schmerzliche Kampf zwischen poetischer und wissenschaftlicher Neigung zugunsten der ersteren; und als nach der Übersiedlung nach Küsnacht meine Stundenlast etwas abnahm — ich hatte nur noch 27 (!) Stunden zu erteilen —, fühlte ich mich so frei und entlastet, daß ich an die Verwirklichung meiner dichterischen Pläne ging. Von Weihnachten 1896 bis Mai 1897 schrieb ich, meistens bei Nacht und wie im Fieber, mein erstes Novellenbuch „Im Nebel", das dann im Sommer 1898, 400 Seiten stark, bei H. Haessel in Leipzig erschien (nunmehr in veränderter Gestalt neu aufgelegt), 1898 entstand „Das Bergdorf" (1900 erschienen), 1899 „Die Barettlitochter" (1901 veröffentlicht).

Im Herbste des Jahres 1899 wurde ich als Rektor des kantonalen Gymnasiums nach Zürich berufen. Zur selben Zeit gründete ich einen eigenen Hausstand, indem ich mich mit der Tochter des nachmaligen schweizer Bundespräsidenten Dr. Ludwig Forrer verheiratete, die mir eine treue und umsichtige Helferin und Stütze wurde.

Das neue Amt brachte mir sehr viel Arbeit. Ich hatte neben der Leitung der großen Schule immer noch gegen 20 Unterrichtsstunden wöchentlich zu erteilen, eine Menge Verwaltungsgeschäfte zu besorgen und unternahm es außerdem, die ganze Schule in zeitgemäßem Sinne umzugestalten. Daneben konnte ich meine schriftstellerische Tätigkeit, die mir immer mehr zum Lebensbedürfnis geworden war, nicht aufgeben. Ich merkte erst, als es zu spät war, daß man eine Kerze nicht an beiden Seiten anzünden darf. Ich hatte eben den Novellenband „Durch Schmerzen empor" herausgebracht, als ich im Frühjahr 1903 zusammenbrach. Es hatte sich ein schweres Lungenleiden eingestellt. Um Heilung zu suchen, reiste ich, von meiner Frau betreut, nach Ägypten, wo ich etwa 7 Monate zubrachte, ohne jedoch die erhoffte Genesung zu finden. Die literarische Frucht dieses Aufenthaltes sind die „Träume der Wüste", orientalische Märchen und Novelletten, die allerdings erst später gestaltet wurden und 1918 bei Huber & Cie. in Frauenfeld erschienen sind. Heilung brachte mir nach monatelanger Kur Clavadel im bündnerischen Hochgebirge, so daß ich im Frühjahr 1905 meine Tätigkeit an der Schule wieder aufnehmen konnte. Ich brachte die vorher begonnene Schulreform zu Ende und fand allmählich auch die Kraft zu dichterischem Schaffen wieder. 1910 publizierte ich den Novellenband „Früh vollendet", 1913 die „Erdschollen". Dann kam der Weltkrieg, der mich seelisch sehr bedrückte und mir, da viele Lehrer des Gymnasiums zum Grenzdienst ausrücken mußten, vermehrte Arbeitslast brachte. Im Beginn des Jahres 1915 kam das alte Leiden in dem ermüdeten Körper wieder zum Ausbruch und nötigte mich zu einem neuen Kuraufenthalt im Gebirge. Die Gesundheit wurde durch diese zweite Attacke so erschüttert, daß ich mich 1916 entschließen mußte, mein Amt niederzulegen. Seither wohne ich in Clavadel.

Außer den schon erwähnten „Träumen der Wüste" veröffentlichte ich in den letzten Jahren „Irrlichter" (bei Huber & Cie.), „Opfer" (bei H. Haessel) und schrieb einen Roman „Ein Rufer in der Wüste", der zuerst in der „Neuen Zürcher Zeitung" abgedruckt wurde und zu Weihnachten 1922 in Buchform erschienen ist. Er behandelt die Zeit unmittelbar vor dem Kriege, und wenn er auch auf schweizerische Verhältnisse aufgebaut ist, so sucht er doch das ganze Zeitproblem in seiner Tiefe auszudecken. Dazu kommen einige Novellen, die ich in den nächsten Jahren in einem Sammelband zu veröffentlichen gedenke. Meine lyrischen Gedichte sind durch die Jahre zerstreut zum großen Teil in Zeitschriften erschienen; ich habe sie gesammelt und werde sie vielleicht nächstes Jahr herausgeben.

Meine Stoffe habe ich zum kleinen Teil der Geschichte meines Landes, sonst dem Strom des Lebens entnommen. Einzelne Rezensenten haben mich, oberflächlich genug, in die Rubrik „Heimatkünstler" einreihen wollen. Gewiß stelle ich oft Gestalten meiner Heimat in den Mittel-

punkt meiner Erzählungen, aber es kommt mir viel weniger auf das Heimatliche als auf das Menschliche an; und da ich dieses in den Bauern unverfälschter und vor allem naiver als in den Städtern finde, so mache ich sie gern zu Trägern meiner Probleme und Handlungen.

Jakob Boßhart



Das Spiel von den zehn Jungfrauen

Der Hof des ehemaligen St.-Annenklosters in Lübeck liegt in später Nachmittagsonne. In den Umbauten, die jetzt unser köstliches Heimatmuseum aufnahmen, herrscht heute ein regeres Leben. Treppauf hinter den Fenstern huschen weiße Gestalten, und während sich unten die Scharen der Schaulustigen sammeln, von der Ankündigung hergelockt, daß man hier das alte Spiel von den zehn klugen und törichten Jungfrauen aufführen werde, gruppieren sich oben in den geöffneten Fenstern die Auserwählten, Angehörige der Spieler, der Museumsverwaltung und hervorragende Persönlichkeiten der Stadt. In der Linde schmettert ein Buchfink unermüdlich und fast kriegerisch herausfordernd seine Strophe zwischen die schräg und goldig in die höchsten Laubwipfel hineinblitzenden Sonnenstrahlen. Dort drüben an einer der schmaleren Seiten des rechteckigen Hofes erhebt sich der Bühnenaufbau: ein breites Podium von mäßiger Höhe und dahinter die mit Teppichen behängte stattlichere Erhöhung für die im Spiel vorkommende Hochzeitstafel, zu der von beiden Seiten teppichbelegte Stufen emporführen.

Und nun verkünden feierliche und strenge Töne den Beginn der Aufführung. In langem Zuge schreiten sie aus dem ehemaligen Kreuzgang hervor, an dem die Halle „der klugen und törichten Jungfrauen" liegt, jener neun (die zehnte ging leider verloren) zierlichen Kalksteinstatuetten aus unserer nun längst nicht mehr existierenden Burgkirche, die das Entzücken aller Kenner spätgotischer Kunst sind. Kleine brave Engelbüblein voran, dann hübsche jungfräuliche Engelchen, alle in Weiß — darauf die fünf klösterlich gekleideten klugen Jungfrauen, in Gestalt und Faltenwurf köstlich jenen Figuren nachahmend, die bräunlichen Gesichter aus den weißen Kopftüchern wie aus einem Helm streng und weltfremd hervorguckend — jede mit ihrer sorglich getragenen Öllampe — und die fünf törichten (auch die verlorene hat sich wieder angefunden) in reizvoll satte Farben gekleidet, in zierlicher Haartracht und koketten Bewegungen die Lampen lässig niederhängen lassend. Sie alle sind heruntergestiegen von ihren Sockeln drinnen in der dämmerigen Halle, um ihr Gericht noch einmal zu erleben — für uns. Ihnen folgen der ragende Christus — eine Erscheinung, die nicht nur körperlich Größe hat — und seine kleine in Blau und Rot gekleidete Mutter wie ein holzgeschnitztes Marienbildchen, das irgendeine süddeutsche Kirchennische verließ. Dem Paar schließen sich der junge Mönch mit zwei Chorknaben, die Freunde der Freude und der Torheit und endlich die grotesken Teufelsgestalten mit der langnachschleifenden Kette an, deren grauenvolles Rasseln das düstere Ende vorauszuverkünden scheint. Die Ahnung, daß hier ein jeder über seine Tage hinausgerückt und dem Ewigen gegenübergestellt werden wird, senkt sich auf die Versammlung herab, so daß sie totenstill der Dinge wartet, die da kommen sollen.

Und das Spiel beginnt.

Was ein asketischer Mönch — ein solcher war's ja wohl, der das Stück im Anfang des 14. Jahrhunderts schrieb — seiner Zeit erbarmungslos vorgehalten hat, das beginnt nun seine künstlerische und sittliche Kraft auf uns Kinder eines Zeitalters der Elektrizität und der Chemie auszuwirken: auf eine Menschheit, die aus Selbstvergötterung und einem aufgeblasenen Nichtsmehr-glauben eine ungeheuerliche Kulturkatastrophe zurückgeschleudert hat in die ganze Hilf-

losigkeit solcher, die sich plötzlich aus dem Schutt ihrer bisherigen Götzenbilder zurückfinden wollen zum Geistigen, zu dem einen unsichtbaren Gott und zu sittlicher Weltordnung.

Einst — im Jahre 1322, vierzehn Tage nach Ostern — wurde vor dem Landgrafen Friedrich dem Freidigen von Predigermönchen am Wildpark „auf der Rolle" unterhalb der Wartburg dieses geistliche Spiel zuerst aufgeführt und zwar mit dem Erfolg, daß der Landgraf in eine Gemütskrankheit verfiel, der er 2½ Jahre später erlag. Die Unbeugsamkeit des richtenden Christus allen herzbewegenden Bitten der reuigen fünf Törichten, ja, der eigenen Mutter gegenüber soll ihn derart mit Zorn und Schwermut erfüllt haben, daß sein Lebensmut gebrochen wurde — oder, wie andere berichten, er einen Schlaganfall erlitt. (Vgl. in Lienhards „Thüringer Tagebuch" das Kapitel über Friedrich und die Wirkung jenes Spiels!)

„Nun schweiget, liebe Frau Mutter mein!
Was Ihr bittet, das kann nicht sein..."

Es sind nun dreißig Jahre, da stand ich in der Sixtinischen Kapelle vor des Michelangelo Jüngstem Gericht. Derselbe harte, erbarmungslose Geist sprach hier im Herzen der christlichen katholischen Kirche zu mir aus der Miene des Richters, zu dem die anstürmenden Märtyrer Nägel und Räder und Folterinstrumente aller Art erheben, als vereinigten sich alle ihre Seelen in dem einen Aufschrei, dem empörten Protest: „Um was erlitten wir denn den grimmen Martertod? Einzig und allein für uns selbst? Für wen bist denn du gestorben, wenn es keine Gnade gibt? Wenn die Hölle bestehen blieb — wenn die Liebe nicht grenzenlos ist, so ist das ganze Christentum sinnlos." Und ich dankte im Herzen dem großen Künstler für seine unerhörte Kühnheit.

Heute denke ich daran, während die Abendsonne leise die alten Klosterdächer zu röten beginnt, sich unten die Fackeln und Lichter entzünden, das Spiel leidenschaftlicher und leidenschaftlicher wird und die Zuhörer sich immer tiefer in Ergriffenheit und Stummheit zu neigen scheinen. Und der kleine Buchfink schmettert noch immer seinen geharnischten Protest herab. Er lebt ja freilich jenseits von Kultur und Zusammenbrüchen.

Lila, tiefgelb, grün und weiß leuchten die Gewänder — reizvoll sind Gestalten und Bewegungen der törichten Weltfreudigen — der Jungen — der Schönen. Zur Hochzeitstafel hinauf aber führt der mächtige Christus die anderen: die einzig eines künftigen Lebens warteten — des ewigen Lebens — die sich in strengen, verhüllenden Formen „verschöpften", die von den Schönen lachend als „Betschwestern" verspottet wurden. Und unsere Sympathien neigen sich bedenklich den Jungen, den Schönen, den Lachenden zu. Aber da wächst vor der tiefe Abendglut ausströmenden Hinterwand die weiße Riesengestalt Christi drohend empor und den ganzen Raum des Hofes füllt die donnernde Stimme:

„Sünder, geh von mir!
Trost und Gnade versage ich dir.
Geh hin! und Ach und Wehe schrei!
Heil heut und nimmermehr dir sei!"

Unten winden sich im Fackellicht um Erbarmen flehend, in Angst schreiend und klagend die Schönen, sie, die nicht Öl auf ihren Lebens-Lampen haben, die, ermüdet von Festen mit Tanz und Ballspiel, eingeschlafen waren und die rechte Stunde versäumt hatten. Als sie einmal erwacht und die fürsorglichen Braven um etwas Öl gebeten hatten, waren sie von diesen herzlos abgewiesen worden. Sie möchten nur beim Krämer kaufen. Gräßliche Stunden aus unserm eigenen Schülerleben dämmern auf... Man hatte etwa den Nepos nicht präpariert und erbat in der Zwischenstunde von einem Musterknaben einige Anweisungen; aber dieser wuchs in der ganzen Unerbittlichkeit des wirklich tüchtigen Schülers und künftigen Ehrenbürgers vor einem empor, und zerknirscht sank man in sich zusammen... Oh, wie fühlen wir mit den fünf Törichten! Würden sie doch begnadigt! Würden sie doch auch erhöht! Würden doch Lachen und Freude als berechtigt, ja, als etwas dem Himmel Entstammtes anerkannt! — Aber dieser Christus ist

anderer Auffassung. Das Erdenleben sei ernst, streng und entsagend! Im Jenseits leuchtet das wahre Licht! Die Hölle will auch etwas Lebendiges — will ihr Opfer haben. Schon hört man die Teufel dort hinten im Kreuzgang Triumph heulen.

Und sie kommen und umwinden die armen Törichten mit dicken Ketten. Und die Klugen — Allzuklugen — sehen es mit herber Genugtuung und gekröntem Stolz; und Christus steht eisern unter ihnen. Einseitigkeit, Kraft in der Unbeweglichkeit seiner Haltung, in seiner ragenden Größe, in jeder Miene, daß wir in Ehrfurcht zu ihm aufblicken: Ja — so muß ein verweichlichtes Volk wieder gehärtet werden. Kein Erbarmen, wo nur genossen wurde! Nichts von rührseliger Humanität am falschen Orte! Persönlichkeit ist nun einmal einseitig, ist erbarmungslos wie die Tragödie und eben dadurch stark. Also den Hammer her! —

Ist es so?

Auf der Bühne jauchzen die strafenden Teufel. Die gefesselten Jungfrauen ziehen klagend ab. Im Kreuzgang verhallt ihr: „Ach wehe! Ach weh!, daß ich Christus nicht mehr seh!" — War dies das Jüngste Gericht? — Das Weltgericht, wenn auch das „Jüngste" nicht. Denn es ist nicht in der Zeit. Es ist immer, und es wägt die Zustände, die sich selber richten. Hier ist alles Symbol.

Es waren nicht finstere Mönche, die diesmal das alte Werk verkörperten, sondern Lübecker Laienspieler. Die Jungfrauen waren denn auch Jungfrauen, die sich mit der ganzen Freudigkeit der Jugend der Sache gewidmet hatten. Paul Helwig, ein Lübecker Kind, der kürzlich schon in Eisenach die Aufführung des gleichen Spiels geleitet hat, hatte auch bei uns in seiner Vaterstadt die künstlerische Leitung übernommen. Der Text von Freybe lag dem Spiel zugrunde.

In tiefer Ergriffenheit gingen die Zuschauer auseinander. Die Sommernacht dieser Sonnwendtage spannte noch einen lichten Himmel über die Stadt. Der Jasmin duftete überall. Und der Bann, der um die Herzen lag, löste sich überall in Mitteilsamkeit. Freilich, es ist nicht mehr Zeit zu Tanz und wilder Lustbarkeit; aber die Freude, die durch Leid geläutert und vertieft wird, die zu empfinden lernt gar manch einer heute auch noch aus diesen alten Spielen.

Julius Havemann



Brahms und Bülow

Im Mai 1860 schrieb Hans v. Bülow an Felix Draeseke:

„Liebster Freund, Soeben kommt mir der Wortlaut des Hannover-Göttingenschen Circulars zu Gesicht; es folgt hiermit:

‚Die Unterzeichneten haben längst mit Bedauern das Treiben einer gewissen Partei verfolgt, deren Organ die Brendelsche Zeitschrift für Musik ist. Die genannte Zeitung verbreitet fortwährend die Meinung, es stimmten alle ernster strebenden Musiker mit der von ihr vertretenen Richtung überein, erkennten in den Compositionen der Führer eben dieser Richtung Werke von künstlerischem Wert und es wäre überhaupt namentlich in Norddeutschland der Streit für und wider die sogenannte Zukunftsmusik und zwar zu Gunsten derselben ausgefochten. Gegen eine solche Entstellung der Tatsachen zu protestieren halten die Unterzeichneten für ihre Pflicht und erklären wenigstens ihrerseits, daß sie die Grundsätze, welche die Brendelsche Zeitschrift ausspricht, nicht anerkennen und daß sie die Produkte der Führer und Schüler der sogenannten neudeutschen Schule, welche teils jene Grundsätze praktisch zur Anwendung bringen und teils zur Aufstellung immer neuer unerhörter Theorien zwingen, als dem innersten Wesen der Musik zuwider nur beklagen und verdammen können. Johannes Brahms. Julius Otto Grimm. Josef Joachim. Bernhard Scholz.'

Hättest Du Zeit, die Kerle ‚en bloc' in einer Broschüre abzutun, so wäre das famos. Ich ließe selbige hier in Berlin drucken. Du hättest Dich um nichts zu kümmern. Gib Antwort oder Feuer, oder beides."

Im November 1866 an Joachim Raff: „Weiß der Teufel — Kiel ist mir viel sympathischer als Brahms, dessen sämtliche Werke ich einmal eine Woche lang zu Hause gehabt und wirklich ohne Vorurteil gründlich angesehen habe. Schlußeindruck: ich danke — das ist für mich keine Musik. Es verlangt mich nach Haydn. Übrigens Hochachtung und Anerkennung, so viel als verlangt wird — aber à distance."

Im Mai 1882 in den „Skandinavischen Konzertreiseskizzen:

„Mir geht es nach zwölfjährigem eifrigem Studium des großen Meisters (Johannes Brahms) wie dem Maler Cornelius bezüglich der Stadt Rom. Von einem Gaste aus der Heimat interpelliert, wieviel Zeit vonnöten sei, um die ewige Stadt recht gründlich kennen zu lernen, erwiderte er ärgerlich: ‚Da müssen Sie einen anderen fragen als mich, denn ich lebe erst seit 25 Jahren hier.'"

Man hat den Wandel in Bülows Ansichten über Brahms, seine Bekehrung von völliger innerer Ablehnung zu begeistertem Prophetentum in äußerlicher Weise mit dem Bruche in Zusammenhang gebracht, der aus persönlichen Gründen in seine Beziehungen zu Wagner und Liszt kam.

Ganz gewiß haben die seelischen Erschütterungen jener Jahre große Bedeutung; aber nicht aus deren äußerem Anlaß, sondern mit innerer Notwendigkeit wandte sich Bülow der Brahmschen Kunst zu.

In dem schönen Aufsatze über Karl Tausig aus dem Jahre 1871 spricht Bülow von der „Entwicklungskrankheit", dem „Zukunftsfieber" und sagt: „Richte man uns Irrend-Strebende nicht vor unserem ‚jüngsten' Tage!"

Man muß die Entwicklung Bülows als naturnotwendig erkennen und darf diejenigen Musiker glücklich preisen, die sie an sich selbst erleben durften.

Denn es ist keine Entwicklung, wie etwa oberflächliche Beurteiler denken könnten, von Wagner und Liszt weg zu Brahms, (in dem Tausig-Aufsatz sagt Bülow: „Die bis an seinen Tod unwandelbar aufrecht erhaltenen freundschaftlichen Beziehungen zu Brahms machten den immer männlicher heranreifenden Künstler seiner alten Bewunderung und Verehrung für Wagner und Liszt nicht untreu"); es ist vielmehr die Erkenntnis, daß der Fortschritt in der Welt nicht durch Richtungen und Schlagworte entsteht, sondern einzig und allein durch große Persönlichkeiten, daß es überhaupt keinen Fortschritt gibt, sondern nur eine immer neu und anders sich offenbarende Urkraft alles Lebens.

Große Männer sind niemals und nirgends Parteigänger, sie fahnden immer auf Persönlichkeiten. Nicht auf die Richtung kommt es an, sondern auf den Wert!

Natürlich wurde Bülow als „Abtrünniger", als „Reaktionär" bezeichnet. Ich habe vor Jahren bereits in einem „Reaktionär?" betitelten Aufsatze mit den Leuten abgerechnet, die den Fortschritt gepachtet zu haben glauben, und habe immer wieder betont, daß es einer der größten Irrtümer in der Kunst und im Leben sei, den „Fortschritt" als das Wichtigste anzusehen.

Liszt, der viel zu wenig Gekannte, dem zum wirklichen geistigen Führer nur das Geschmiedetsein in einer harten deutschen Lebensschule fehlte, hat auch darüber schon das Wesentliche gesagt: „Es ist wohl zu unterscheiden, ob das Neue die unumgängliche Folge einer neuen Gefühlsweise und einer aus dieser mit Notwendigkeit hervorgegangenen neuen Form ist oder nur eine Zuflucht geistiger Armut, eine Maske, hinter der sich ein leeres Gesicht verbirgt."

Bülow wandte sich von diesen Masken, diesen leeren Gesichtern zu Brahms. Seine Jugendtorheiten bereute er nicht, aber er erkannte sie, wenn auch als nicht innerlich notwendig, so

doch als Torheiten. Er wäre sich vor sich selbst lächerlich vorgekommen, wenn er sie als reifer Mann wiederholt hätte.

Die Wandlung ist lehrreich. Sie wird sich auch in dem jetzt üppiger denn je blühenden Fortschritts- und Cliquenrummel wiederholen bei denen, die Natur in sich haben und Persönlichkeiten sind.

Dr Georg Göhler



Die Krone der Schöpfung

Zu unserer Kunstbeilage

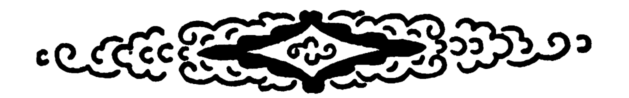
Peter von Anderten ist unserem Leserkreise noch unbekannt. Er tritt hier zum ersten Male an die Öffentlichkeit, ein junger Künstler, der mit bemerkenswerter Vereinfachungskraft einen kosmischen Gedanken veranschaulicht. In all den Lichtwirbeln der unendlichen Schöpfung gibt es für den beschauenden und erlebenden Geist einen Mittelpunkt. Da handelt es sich aber nicht darum, ob Erde oder Sonne, ob helio- oder geozentrisches System: da ist der erwachte Mensch Kern und Krone der Schöpfung. Und wodurch erwacht er? Durch das Geheimnis wahrer Liebe, die zugleich schöpferisches Schauen und Gestalten ist. Der Mensch ist demnach hier eine liebend erkennende Zwei-Einheit Die wechselseitige Liebe von männlichem und weiblichem Pol entzündet Geistkraft, wenn sie sich aus dem Triebhaften ins wahrhaft Menschliche und Göttliche emporhebt, so daß eine starke, ja die stärkste Strahlung von einem solchen Edelpaar ausgeht und den Sinn, den Wert, die Erfüllung des Weltgeschehens darstellt.

Man beachte den feinen und stolzen Zug, daß der Mann großen Auges gradaus schaut, die zartere, im Profil hingehauchte, ein klein wenig tiefer gestellte Frau jedoch ihrerseits in des Mannes Antlitz. Das liebende Weib schaut durch den Geliebten hindurch in die Schöpfung, liest die Welt gleichsam aus dem Widerschein seiner Augen, während der Mann unmittelbar mit den Dingen kämpft und sie als Geistesbeute in seine Hütte trägt. Das ist keine Herabsetzung der weiblichen Gemütskraft: denn in ihrer geschlossenen Schauweise ist sie oft genialer und seherischer als der Mann.

Es ließe sich eine tiefsinnige Abhandlung über diese schöpferische Polarität zwischen männlicher und weiblicher Veranlagung schreiben. Beide zusammenwirkende Kräfte stehen als liebende Einheit im Kern der Schöpfung; sie werden nicht mehr mitgewirbelt, sie sind der ruhige Mittelpunkt. Sie sind selber Schöpfende, Zeugende, Schaffende; sie strahlen Geistlicht aus — und um sie her schwingen die Lichtspiralen, Kometen und kosmischen Nebel des Weltalls.

So erfasse man medidativ dieses kosmische und zugleich so überaus zeitgemäße Bild! Zeitgemäß? Ja, denn was ist uns in dieser haßgewirbelten Menschheit mehr abhanden gekommen als die Mittelpunktskraft durchgeistigter Liebe?

L.



Türmers Tagebuch

Zwanzig Millionen zuviel — Zweierlei Jugend
Amerikas Wiedergutmachungsschuld

Der Deutsche Beamtenbund hat kürzlich eine Flugschrift erscheinen lassen unter dem aufrüttelnden Titel: „Wie wir verhungern“. Auf 16 Seiten bringt der Verfasser, Erich Lilienthal, plastisch das Elend unseres gegenwärtigen Helotendaseins zur Darstellung. Mit den bescheidensten Mitteln, ohne jeglichen Aufwand an volkswirtschaftlichen oder gar weltpolitischen Theorien, aber gerade deshalb um so eindringlicher und überzeugender, wird auf diesen wenigen Blättern der Beweis von der Notwendigkeit einer gründlichen Revision des Versailler Vertrages geführt.

Die Gestaltung, die Lilienthal diesem Gedanken gibt, ist so einfach wie möglich. Zum Belege dafür, daß der Versailler Vertrag das ganze deutsche Volk mit Ausnahme einer dünnen Oberschicht proletarisieren muß, und dafür, daß wir trotz des trügerischen Bildes, das das Leben in unsern von Ausländern überschwemmten Großstädten, der Betrieb unserer Fabriken, die Bestellung unserer Felder vorspiegelt, tatsächlich körperlich und geistig verhungern, hat er mit größter Sachlichkeit zusammengestellt, was eine Familie von vier Personen, die im Frieden mit einem Einkommen von etwa 6000 Mark ein behagliches Leben führte, heute verbrauchen müßte, wollte sie heute im gleichen Stile wie im Frieden weiterleben. Auf Grund sorgfältiger Berechnungen kommt der Verfasser bei Annahme der Preise vom 1. April 1922 auf die ungeheure Summe von fast 240 000 Mark im Jahre, auf die Zinsen eines Vermögens von fast fünf Millionen.

Diese Ziffern, die heute nach dem neuen katastrophalen Sturz der Mark noch ganz anders aussehen müßten, zeigen mit erschreckender Deutlichkeit, wie tief unsere Lebenshaltung gegen früher gesunken ist. Die Blockadejahre des Krieges, Zwangswirtschaft und Rationierung haben uns so an Entbehrungen gewöhnt, daß uns der Unterschied von einst und jetzt gar nicht mehr recht zum Bewußtsein kommt. Man könnte einwenden, es sei überflüssig, vielleicht sogar schädlich, diese bittere Erkenntnis aufzuwühlen. Allein nichts erscheint geeigneter, die fatalistische Ergebung in das Schicksal zu verhindern, als der ständig wache Gedanke an den Verzicht, den jeder Einzelne sich auferlegen muß. „Das Leben ist zur Tretmühle geworden und Deutschland ein Zuchthaus. Aussicht auf Besserung dieser Zustände ist, solange der Versailler Vertrag besteht, nicht vorhanden.“ Und weiter: „Clemenceaus rohes Wort von den

zwanzig Millionen Deutschen zuviel ist grausige Wahrheit geworden. Zwanzig, vielleicht auch dreißig Millionen leben zuviel auf der armen, ausgehungerten deutschen Erde. Damit noch nicht genug, haben die Feinde durch das Land einen Gürtel bewaffneter Männer gelegt, Wilde und Weiße! Die Besatzung am Rhein soll das schwache Frankreich vor deutschen Hungeraufständen schützen, soll als Gerichtsvollzieher dienen, um sofort zur Pfändung zu schreiten, wenn die Hungernden nicht den vorletzten Bissen Brot hergeben wollen. Vier Tage in jeder Woche arbeitet schon heute jeder Deutsche für die Reparationen. Nach Frankreichs Willen sollen es sechs Tage werden."

* * *

Ein Münchener Professor hat ausgerechnet, daß Deutschland heute kaum mehr denn 40 Millionen Menschen ernähren kann, und er bestätigt so, daß Herrn Clemenceaus Wort bereits wirtschaftstheoretisch zur Tatsache geworden ist: 20 Millionen sind zuviel.

Wo sind diese, die zuviel sind, zu suchen? Die Deutschen sind insgesamt ein armes Volk geworden. Aber innerhalb dieser allgemeinen Armutsgrenzen gibt es genau so erhebliche Verschiedenheiten wie ehedem. Denn die 50 Friedensmark haben sich für den einen in 1000 Papiermark verwandelt, für den andern nur in 500, und für den dritten sind an die Stelle von 50 Goldmark — einfach 50 Papiermark getreten!

Daß es dahin gekommen, daß mit anderen Worten innerhalb des Volkes eine so grauenhafte Ungerechtigkeit in der Verteilung der Kriegsschuldenlasten überhaupt eintreten konnte, ist Deutschlands eigene Schuld, die Schuld seiner Regierungen, der vorrevolutionären so gut wie der nachrevolutionären. Der Ententegläubiger verlangte bisher lediglich die Erfüllung seiner Forderungen und kümmerte sich nicht darum, wie Deutschland sie im einzelnen zusammenbrachte. Wenn jetzt in London die regelrechte Finanzkontrolle zustande kommt, so hat Deutschland selbst zu einem guten Teil die moralischen Vorbedingungen für diese Ottomanisierung unseres Wirtschaftslebens geschaffen. „Hatte früher", legt Justizrat Noël im „Tag" dar, „ein Krieg unglücklich geendet, war Mangel an Geld im Lande. Auch bei uns wäre das eingetreten, wenn wir unseren Bestand an Banknoten, Kassenscheinen und ‚Darlehnskassenscheinen' nicht so leichtfertig vermehrt hätten. Früher hatte der Geldmangel eine Teuerung zur Folge, die mit diesem Mangel in geradem Verhältnis stand. Der Geldmangel erzwang Sparsamkeit. Das Leben wurde gewiß dadurch nicht angenehm; vielfach herrschte Not; aber die Not trug ihr Heilmittel in sich selbst, sie erzwang Einschränkung und Anspannung aller Kräfte, und dadurch konnten bessere Zeiten angebahnt werden. Von alledem sehen wir infolge der leichtsinnigen Schaffung von Geld heute das Gegenteil. Wie kommt es, daß weite Kreise der Bevölkerung jetzt sovielmal 1000 Papiermark ihr eigen nennen, als sie früher 100 Goldmark besaßen, an deren Stelle sie heute höchstens 50 besitzen dürften? Die Antwort wird dem nicht schwer, der beobachtet, was nach einer Lohnsteigerung passiert. Kaum hat ein Streik die Arbeitslöhne erhöht, so steigen, oft noch am selben Tage, die Preise aller Waren. Die erhöhten Preise und die dadurch verteuerte

Lebenshaltung raubt den Arbeitern die Frucht ihres Streiks und legt ihnen nahe, weitere Lohnerhöhung zu fordern. Unmöglich wäre das, wenn nicht inzwischen neue Ballen Papiergeld auf den Markt geworfen wären. Da nun aber Geld ‚auf der Straße liegt', so steigern sich die Preise weiter, die die Kaufleute ansetzen, und wiederum wird den Arbeitern, da ja das Geld auf der Straße liegt, auf neuen Streik eine neue Lohnerhöhung zugestanden. Neues Papiergeld wird gedruckt, und wiederum steigern sich alle Preise, weil jetzt noch mehr Geld zirkuliert als früher. So schraubt sich die Indexziffer, erst langsam, dann mit immer vermehrter Geschwindigkeit in die Höhe. Abseits aber stehen diejenigen, die weder durch Streik eine Lohnerhöhung erzwingen noch den Preis ihrer Waren steigern können. Auf ihre Kosten geht das frivole Spiel, das durch die Geldvermehrung betrieben wird."

* * *

Herr Ignaz Wrobel, der in linksgerichteten Blättern Esprit zu verspritzen wähnt, wenn er alles „Nationale" herabzieht, hat kürzlich auseinandergesetzt, es gebe heute zwei Deutschland. Das eine sei das gemütsrohe Bürgertum, das den Hungernden auf der Landstraße durch schöne schmiedeeiserne Gitter von dem gemütlich Frühstückenden hinter dem Gitter trennt. Die Hungernden, das sind natürlich die Arbeiter. Ein Unerfahrener, der die sozialistische Presse zurate zöge, würde diese Behauptung des Herrn Wrobel tagtäglich wiederholt finden. In Wirklichkeit weiß jedes Kind, daß die Dinge wesentlich anders liegen. Dem deutschen Arbeiter geht es relativ und vielfach absolut besser als dem früher wohlhabenden mittelständischen Rentner. Man wird den Arbeitern ihre jetzt menschenwürdigeren Verhältnisse von Herzen gönnen, aber warum wird diese ganz offenkundige Tatsache auf sozialistischer Seite geflissentlich verschwiegen und es stets so dargestellt, als ob die Arbeiterschaft allein es sei, die alle Lasten der Reparation trage? Dieses Märchen hat mehr als alles andere zur Verhetzung armer Hirne beigetragen. In welcher bösartigen Form es auftritt, dafür nur ein Beispiel, der unabhängigen „Freiheit" entnommen:

„Graufeuchter Herbsthimmel über der Stadt. Es ist Mittagzeit. Die Satten und Behäbigen finden ihren Tisch reichlich gedeckt. Die armen Teufel sehnen sich nach einem Stück Brot. Durch die Fensterscheiben lockt es: Weißbrot. Blütenweiße Schrippen. Brot, Brot, Brot. Die Behäbigen kauen mit schmatzendem Behagen in gut gewärmten Räumen ihr Mittagessen. Die armen Teufel frieren und stieren den Bäckerladen an. Da plötzlich, wie eine Eingebung — die Ladenscheibe klirrt! Hände greifen — — Brot, Brot!!.. Im nächsten Augenblick ist die Auslage leer.

Ein fetter Bürger, mit sanftem Bauchansatz, wendet sich an einen Arbeiter: ‚Dies Pack! Räuber! Plünderer! Ganz anders sollte man mit der Bande aufräumen!'

Der Arbeiter entgegnet: ‚Den Leuten geht es schlecht. Sie haben Hunger. Wer hilft ihnen? Eigentlich müßte ich mit dabei sein.'

Der Bürger verzieht sein Gesicht: ‚Sie? Sie sind ja gut gekleidet. Was haben Sie mit dem Pack zu tun?'

Der Arbeiter reißt sein Halstuch ab, öffnet rasch den Überzieher: ‚So — sehe ich aus!'

Unter der dürftigen Weste kein Hemd, die Hosen zerschlissen und zerfranst. ‚So sehe ich aus,' wiederholt er bitter; ‚eigentlich müßte ich auch mit dabei sein. Es sind meine Leidensgefährten!'

Der Bürger schweigt betroffen, bis ihm das Herannahen der Schupo seine Sprache wiedergibt.

‚Schlagt hinein in die Bande! Den Kolben auf die Schädel! Kugeln in den Bauch! Die verfluchten Schweine! Plündern wollen sie, plündern ...!'" ...

Dieser „Bürger", ein unmögliches Gemisch aus Roheit und Idiotismus, dieser Arbeiter, der sich bei einem Stundenlohn von durchschnittlich 30—40 Mark kein Hemd auf den Leib kaufen kann — was für kitschig erlogene Typen! Aber das zieht.

In der „Zeit" erzählt jemand: „Ich war neulich in einer Arbeiter-Kolonie. Die Männer spielten Karten, rauchten Zigaretten und waren alle kerngesund! Sie klagten natürlich über die schlechten Zeiten, daß Frau und Kinder nichts zu essen hätten, daß sie selbst schwer arbeiten müßten und so. Das schloß nicht aus, daß einer von ihnen beim Kartenspiel binnen dreiviertel Stunde 600 — Mark verlor. Schlesische Lotterie heißen sie's."

Ein anderes Zeitbild: „Ich hatte bei einer Firma, die mich interessierte, vorzusprechen. Der Türhüter war sehr nett zu mir, lud mich ein, Platz zu nehmen, der Chef sei noch nicht da, und hub folgendes mit mir an: Er verdiene bloß (Juli 22) wöchentlich 700 Mark, sein Sohn wöchentlich 2500 Mark, das sei ja gar kein Geld, wo das Geld heute so wenig Wert habe; wenn seine Frau nicht den gutgehenden Laden hätte, würden sie unmöglich durchkommen heute usw.

Ich ließ den Mann schwätzen. Was sollte ich sagen? Ich war wie gelähmt: ich dachte an den Mittelstand."

* * *

Der deutsche Mittelstand — ist er es vielleicht, der aus den 20 Millionen besteht, die Herr Clemenceau für überflüssig hält?

In einer Zeit, da das Schiebertum dominiert, da die Sechs- und Achtjährigen mit gewichtigen politischen Forderungen demonstrierend durch die Straßen ziehen und die Fünfzehn- und Sechzehnjährigen in dem Wahn erzogen werden, als gehöre ihnen die Welt, ist für jene Bevölkerungsschicht, die Immermann in seinem „Münchhausen" den „ehrwürdigen, tätigen, wissenden, arbeitsamen Mittelstand" nennt, freilich keine rechte Daseinsmöglichkeit mehr. Jedermann geht an der mittelständischen Tragödie vorüber, wie honette Leute es tun, wenn ein Hund auf der Straße mißhandelt wird. Man schaut geniert zur Seite — —

Die Älteren und die Alten, die Vierzig-, Fünfzig- und Sechzigjährigen haben, abgekämpft und zermürbt, im großen und ganzen es aufgegeben, sich tatkräftig gegen das widrige Geschick zu wehren, das sie wie in einem Sumpf langsam versacken läßt. Selbst ihre Klagen, von kräftigeren Lungen übertönt, verstummen allgemach. Aber die Jungen wollen sich nicht unterkriegen lassen. Sie ringen mit noch ungebrochenem Mut darum, an der Oberfläche zu bleiben. Der „Werkstudent" ist eine Erscheinung der Nachkriegszeit, eine erfreuliche, zugleich doch aber auch betrübliche. Gewiß, es bedeutet einen nicht zu unterschätzenden Gewinn, wenn der

aus bürgerlichem Boden stammende Student frühzeitig schon in unmittelbare Berührung mit der anderen sozialen Schicht gerät. Aber man darf ob solchen Urteils die Einbuße nicht vergessen, die nicht ausbleiben kann und die körperlicher und geistiger Art ist. Einer doppelten Betätigung hält nur der physisch Starke auf die Dauer stand, und ähnlich liegt es mit dem geistigen Ertrag eines Studiums, dessen Kosten durch Arbeit aufgebracht werden müssen. Ein bedenkliches Streiflicht auf die Bildungsverhältnisse der akademischen Jugend wirft zum Beispiel der Umstand, daß im letzten Jahre ein verminderter Andrang der Studenten zu den Bibliotheken zu bemerken ist. Bei der Berliner Staatsbibliothek hat die Zahl der studentischen Entleiher ganz beträchtlich nachgelassen, und vergleichende Zahlen aus der Universitätsbibliothek bestätigen diese Wahrnehmung. Die Gründe für den scheinbaren Unfleiß der Studenten sind tiefbedauerlicher Natur und liegen auf wirtschaftlichem Gebiet. Nach der Angabe des Wirtschaftsamtes des Studentenausschusses sind etwa zwanzig Prozent der an der Universität Berlin Immatrikulierten nur im Nebenberuf Studenten. Sie sind immatrikuliert, um die für das Examen vorgeschriebene Semesterzahl zusammenzubekommen, aber sie müssen für ihren Lebensunterhalt arbeiten und können ihr Studium nicht regelrecht absolvieren. Weitere dreißig Prozent sind auf Halbtagsarbeit angewiesen, die sie durch den Studentenausschuß oder das Rote Kreuz an Instituten, Banken, bei Anwälten usw. erhalten haben. Abermals dreißig Prozent leben von Nebenbeschäftigungen, wie Übersetzungen, Nachhilfestunden, Sprachunterricht usw., und höchstens fünfzehn Prozent sind in der Lage, ohne Nebenberuf ihrem Studium nachzugehen. In ganz Deutschland befinden sich in den gegenwärtigen Ferien von den 80 000 bis 90 000 Studenten, die wir zählten, gegen 20 000 als Werkstudenten auf Arbeit. Sie werden nach dem Tarif für ungelernte Arbeiter bezahlt und arbeiten in Eisenbahnwerkstätten, beim Streckenbau, im westfälischen und Braunkohlenbergbau, als Erntearbeiter, Gärtner und in Süddeutschland besonders bei der Moorkultur. So drückt die Not der Zeit dem geistigen Nachwuchs ihren Stempel auf.

* * *

In diesem Werkstudententum findet man viel wütende Energie, viel herbes Heldentum und bisweilen einen neuen und eigenartigen Idealismus, der weit über die erbärmliche Gegenwart hinausweist. Im „Tag" hat jüngst ein solcher „Industriejunge" die Eindrücke und Gefühle geschildert, die sich in ihm verdichteten, als ihn die Eisenbahn nach einer schweren Arbeitswoche durchs Industriegebiet trug.

„Ich weiß nicht, ob das auch andere Menschen empfinden, die das Industriegebiet im Abenddämmer oder bei Nacht durchreisen, die entweder in ihm aufwuchsen, durch Arbeit mit ihm verwachsen sind, oder die ihm eine starke, aus Sachlichkeit und persönlicher Ethik geborene Zuneigung entgegenbringen: Ich empfinde jedesmal die Fahrt durch die sparsam ausgenutzten Äcker, die kargen Wiesen, die vielfenstrigen, eintönigen Häuserfassaden, deren Verzierung der Ruß alsbald jede Ornamentwirkung nimmt, die Gitterbauten der Förderschächte und Kohlentransportanlagen, — das unermüdliche Räderwuchten vorbei an langen Schloten und der von puritanischer Zweckmäßigkeit zeugenden Backsteingotik der Industriekirchen, das

Einlaufen in Netze und Weichen, den Wirrwarr von Waggons, Signalen, Masten, Bahnsteigen, Menschen und Geschäftigkeit, — das Wiederauslaufen in eine Nacht, die weither von Hochofenflammen durchhellt ist, — dies wimmelnde Durcheinander von Eindrücken empfinde ich als harmonisches Zusammenspiel, als Durchgleiten der Adern eines stark pulsenden Herzens, in dem sich die Eigenart des ganzen Körpers konzentrieren muß: Das Herz ist das Industriegebiet und der Körper das zukünftige Deutschland!

Ich habe stets eine arbeitsreiche Woche hinter mir, und diese Fahrt schließt sie mit einem Rückblick und leidenschaftlichen Ausblick ab. Alles, was ich tat, dachte, was ich schrieb und las, verdichtet sich noch einmal in mir zu einem Extrakt und stellt sich mit geradezu erstaunlicher Sprunghaftigkeit und Glut auf die rußige, durchflammte Arbeit ein, die diese Landschaft aushaucht. Alle zeitgemäßen, politischen und wirtschaftlichen Probleme, die in uns nach Mitarbeit und Urteil drängen, setzen sich zu ihr in lebendige Beziehung: Die Gedanken des Wiederaufbaues, der Arbeitsgemeinschaft, die großen Pläne der Siedlungsform, die Vorarbeiten zur Schöpfung eines umfassenden Arbeitsrechts, die Lösung der Kohlen- und Ernährungsfrage als Grundlagen einer gesunden Volkswirtschaftspolitik, kurz, die meisten großen Probleme, die uns heute beschäftigen, gewinnen eine fast sinnliche Überzeugungskraft und Anschaulichkeit angesichts dieser tausendfachen Symbole der Arbeit“ . . .

* * *

Schwerlich läßt sich ein größerer Gegensatz denken, als der zwischen der schwer ringenden jungen bürgerlichen Intelligenz und jener proletarischen Jugend, die einer unsinnigen Lohnpolitik zufolge im Gelde schwimmt. Es ist kein Zufall, daß trotz der Teuerung der Verbrauch an Zigaretten, Schokolade und Alkohol gegenüber den Friedensjahren erschreckend gestiegen ist. Man wird nicht fehlgehen, wenn man diesen Mehrverbrauch zu einem nicht geringen Teil der unverhältnismäßig hoch bezahlten ungelernten Arbeiterjugend aufs Konto setzt. Ein Bergarbeiter schildert in dem sozialistischen Gelsener „Volkswillen“ das Treiben der dortigen hochbezahlten Jugend. Er berichtet aus seinen Erlebnissen an einem Abschlagstage, daß ihm in einer Zechenkolonie laut gröhlende betrunkene junge Leute begegnet seien und schreibt weiter: „Auf der Wildenbruchstraße sehe ich zwei junge Burschen, die heftig gestikulierend mit einem Schupobeamten verhandeln. Einige Leute sehen zu. ‚Was haben die gemacht?‘ fragt ein Mann. ‚Die sind betrunken!‘ antwortet jemand, ‚die haben Mädchen belästigt, Jungen verhauen und sich wie wild angestellt. Der eine hat einen Revolver bei sich, der andere ein langes Messer.‘ — ‚Warum nimmt denn der Schupomann die Rowdies nicht mit?‘ — ‚Ja, der hat gesagt, wenn die einen Revolver haben, kann ich nichts machen.‘ Tatsächlich geht der Beamte fort, und die Rüpel ziehen höhnisch grinsend den Hut vor ihm ab.

Auf der Ringstraße wieder ein Betrunkener. Er hat ein neues, nicht eingepacktes Salzfaß in der Hand und schwankt bedenklich.

Wieder hundert Schritt weiter. Da kommen gleich viere und singen. Was? ‚Völker, hört die Signale — — die Internationale erkämpft das Menschenrecht.‘ Da habe ich meine Schritte beschleunigt, um nichts mehr zu hören und zu sehen.“

Und der „Deutschen Tageszeitung“ wird aus einer Stadt im Ruhrgebiet geschrieben: „Ein hiesiger Wirt, dem das Geldeinnehmen noch nicht über alles geht, klagte mir sein Leid darüber, daß die jugendlichen Arbeiter heute gar nicht genug Geld ausgeben könnten. Wenn sie von ihm z. B. eine Zigarre — aber eine gute — verlangten und er ihnen eine Zigarre zu 3 Mark anböte, fragten sie, ob er keine zu 5 oder 6 Mark habe. Wenn die Leute einen guten Schnaps trinken wollten und er ihnen einen zu 8 Mark oder 10 Mark brächte, meinten sie, daß es in Gelsenkirchen auch solche zu 12 Mark oder 15 Mark gäbe, ob er die nicht auch hätte.

Vor kurzem beobachtete ich zwischen dem Werk der Gutehoffnungshütte und der Mannesmannröhrenwerke folgendes:

Vor mir gingen einige jugendliche, zweifellos dem Arbeiterstande angehörende Leute in dem heute bei ihnen zu beobachtenden Talmiglanz, d. h. mit Handschuhen, feinen Spazierstöcken usw. Ihnen entgegen kam ein Bäckermädchen mit einem Korb voll Brötchen. Die Arbeiter hielten das junge Mädchen an, schäkerten zunächst mit ihm, kauften dann Brötchen und bewarfen sich damit auf offener Straße, ein Verhalten, das selbst einige zuschauende Arbeiter der Gutehoffnungshütte zu der Bemerkung veranlaßte: ‚Man sollte mit dem Knüppel dreinschlagen.‘“

So geht in Tausenden und Abertausenden von Fällen das Geld, das die Arbeiterjugend schnell und leicht verdient, für ein hemmungsloses Triebleben oberflächlichster Art dahin. „Schaut doch einmal“, so klagt der Arbeiterdichter Karl Bröger in der „Tat“, „an einem Sonntag in einer Großstadt junge und auch ältere Arbeiter an! Auf ihr Äußeres, ihre Vergnügungsansprüche, ihren Stil, die Zeit auszufüllen! Seht ihr nicht recht häufig Affen, die im Spiegel des verhaßten ‚Bourgeois‘ ihre Grimassen schneiden? Haben diese Proletarier nicht das völlig kulturfremde Bemühen, einem Gentleman zu gleichen, der alles andere als ein Arbeiter ist?“

* * *

Es ist ja kein Wunder, wenn unerfahrene junge Leute, die plötzlich in den Besitz größerer Geldsummen gelangen, bei deren Verwendung auf die abwegigsten Ideen geraten. Gierig suchen sie die Genüsse des Daseins an sich zu reißen, und greifen doch ins Leere. Denn was diesen unreifen Köpfen allen vielleicht als höchste Dynamik des Lebens erscheint, die Vergnügungen, die lockend die Großstadt bietet in Dielen, in Bars, in Rummelplätzen, in Kinos und Tingeltangeln, ist doch nur Krampf, der notwendig in Erschlaffung, in Ekel und Überdruß enden muß. Die Sucht nach Rausch, nach Betäubung, nach Taumel und Orgie ist allen den „neuen Reichen“ gemeinsam, aus welchen Schichten der Bevölkerung sie aufgestiegen sein mögen. Der Kulturkritiker kennt ähnliche Zeitläufte in der Geschichte der Menschheit. Das untergehende Rom, das Paris Ludwigs XVI. weist die selben Merkmale auf. Es ist der phosphoreszierende Schimmer, der irrlichterierend aus verwesenden Stoffen leuchtet.

Aber wer tiefer sieht, nimmt neben dieser „Lebenslust“, dieser verzerrten Ausgelassenheit, die sich lärmend austobt, das graue Elend wahr, das stumm und mit starrem Blick durch die Lande schleicht. Es ist immerhin bemerkenswert, wenn ein Fernstehender, der frühere italienische Ministerpräsident Francesco Nitti, ein Staats-

mann von Rang und scharfer Beobachter, zu dem Schluß gelangt: „Deutschland ist in einem Zustand verzweifelter Erbitterung und großer Gedrücktheit.“ Und wer denkt nicht an die Mordepidemie der letzten Monate, wenn er fortfährt: „So widersinnig es aufs erste erscheinen mag, nimmt diese Niedergedrücktheit zuweilen eine Form an, die an psychische Störung grenzt.“

Der italienische Staatsmann legt sich im „Berl. Tageblatt“ in einem Aufsatz, dem man die weiteste Verbreitung im Ausland wünschen möchte, die Frage vor: „Was sind die Gründe des Gesamtzustandes in Deutschland?“ Und die Antwort, die er sich gibt, lautet: „Vor allem die Art und Weise, wie der Friede gemacht, sodann wie er durchgeführt wurde.“ Zum Beweis dessen greift er zurück auf die unanfechtbaren Tatsachen, die er in seinem kühnen Buch „Europa ohne Frieden“ zusammengetragen hat und die erkennen lassen, daß die in Paris abgeschlossenen Verträge die Verneinung aller von der Entente aufgestellten Grundsätze sind. „Niemals hat das seit hundert Jahren an den Sieg gewöhnte Deutschland, als das Waffenglück ihm lächelte, seine Macht mißbraucht, noch Attentate gegen die Gesittung begangen, wie sie durch die Friedensverträge der Entente und ihre Anwendung hervorgerufen wurden.

Man kann nicht leugnen, daß Deutschland und seine Verbündeten die meisten Schlachten gewonnen haben, so wenig als man leugnen kann, daß Deutschland hauptsächlich darum fiel, weil Hunger und Rohstoffmangel der Bevölkerung allzu harte Opfer auferlegten; aber auch, weil die Proklamation der Entente und vor allem die von Wilson übernommenen feierlichen Verpflichtungen Amerikas mit der Garantie eines gerechten Friedens die innere Widerstandskraft Deutschlands schwächten. Wilson hatte wiederholt gesagt, daß es weder Kontributionen, noch Annexionen, noch Strafentschädigungen geben dürfe (11. Februar 1918); daß das Recht kostbarer sei als der Frieden selbst; daß man nicht mit dem deutschen Volke, sondern mit dem deutschen Kaiser Krieg führe; daß die dem Krieg folgende wirtschaftliche Neuregelung auf dem Grundsatz vollständiger Gleichheit ruhen müsse. Seit Jahrhunderten hatte man keinen Frieden geschlossen, ohne daß die beiden Teile über ihn zuvor verhandelten und sich, wenn auch notgedrungen, verständigten: zum ersten Male in der Geschichte wurden Deutschland und die besiegten Völker nicht einmal angehört, als ob es sich um wilde Völkerstämme handelte.“

Die Vereinigten Staaten von Amerika waren das entscheidende Element des Krieges. Statt der vierzehn Punkte Wilsons hat man auf Deutschland vierzehn Formen der Demütigung, der Auflösung, des Bruches feierlicher Verpflichtungen angewandt. „Amerika“, sagt Nitti, „kann heute nicht beiseite treten.“ In der Tat! Es ist höchste Zeit, daß Amerika sein „Desinteressement“ an den europäischen Dingen aufgibt. Es hat eine moralische Wiedergutmachungsschuld gegenüber Deutschland, das, durch die falschen Versprechungen Wilsons betört, gutgläubig die Waffen aus der Hand legte.

Wird Amerika Nittis Stimme hören?



Auf der Warte

Lienhards „Westmark" im besetzten Gebiet verboten

Vor uns liegt ein Schriftstück aus Koblenz, in französischer und deutscher Sprache. Daraus ist zu ersehen, daß der bei Greiner & Pfeiffer in Stuttgart 1919 erschienene, bereits in 50. Auflage vorliegende Roman „Westmark" von *Friedrich Lienhard* im besetzten Gebiet verboten ist. Weshalb verboten? Von den Franzosen verboten, weil dieses Buch *„die Sicherheit und die Würde der Besatzungstruppen beeinträchtigt"*!

Noch einmal: die „Sicherheit und Würde" (sécurité et dignité) der farbigen Besatzungstruppen ist durch einen deutschen Roman beeinträchtigt, der im Elsaß des Jahres 1918 spielt und, wie des Verfassers ganzes Schaffen, auf Innerlichkeit und in diesem Fall auf Wehmut um die verlorene Heimat eingestellt ist.

Steht es wirklich da? Es steht wörtlich da: *Sicherheit und Würde.* Die Würde jener dunklen Besatzungstruppen, die in der *ganzen Welt berüchtigt* sind, weil die *Sicherheit und Würde deutscher Frauen und Mädchen* von ihnen auf das schmählichste bedroht ist — die Würde und Sicherheit dieser Besatzungstruppen ist bedroht.

Wir verzeichnen diese neueste Unterdrückung durch den französischen Militarismus, der schon unsren „Türmer" in Elsaß-Lothringen und in ganz Frankreich verboten hat. Diese Nation, bis an die Zähne bewaffnet, wollte uns Deutschen *„Freiheit"* bringen — *Freiheit vom Militarismus!*

Im übrigen noch dies: der Sinn jenes Romans ist schon im einleitenden Gedicht deutlich ausgesprochen.

... „Das unbeseelte Reich zerbrach,
Wir stehn vor aller Welt in Schmach;
Nun bleibt uns aufzubaun aus Licht
Ein Seelenreich, das nie zerbricht.
Hier, deutsche Jugend, ist die Bahn:
Beseelt Neudeutschland! Fanget an!"

Demnach ist der Sinn des Buches nicht Revanche, sondern *Beseelung.* Das kommt auch in der Rede des vertriebenen Elsässers auf der vorletzten Seite des Buches trauernd und herb zum Ausdruck: *„Deutschland braucht Seele* ... Nun hoffe ich noch auf eine Auslese, auf das heimliche Deutschland, auf jene Großmacht des Herzens, deren Weisheit aus Märchen, Mythos und einzelnen Meistermenschen uns entgegenleuchtet. Dieser Großmacht will ich in aller Stille zu dienen suchen. Nicht also dem Papier, sondern dem königlichsten Stoff, den dieser Planet beherbergt: der gottsuchenden Menschenseele." Und der Trinkspruch des Hausherrn auf der letzten Seite schließt mit den Worten: „Und so hält unser Herz dennoch das Elsaß fest. Denn viele Gute von dort kommen zu uns. Und gemeinsam wollen wir, die ausgewanderten Edelsassen und die im Reiche vorhandenen Edeldeutschen, durch Leid geläutert die *deutsche Seele bauen.* Es ist Elsässer Wein, den ich Ihnen hier vorgesetzt habe, meine Herren! Stoßen Sie mit mir an! Unsere liebe, nie zu vergessende deutsche Westmark — und das beseelte Reich!"

Durch die hier bekundete Gesinnung kommt also die „Sicherheit und Würde" französischer Besatzungstruppen am Mittelrhein in Gefahr!

Ist vielleicht schon der Titel „Westmark" eine Versündigung, sofern hier das Elsaß als *des deutschen Reiches* Westmark dem Empfinden eingeprägt wird, während Frank-

reich das linke Rheinufer als seine Ostmark beansprucht?

Es fällt uns nicht ein, gegen das Verbot Bitten oder Protest zu erheben. Die Rheinlandkommission hat die Macht; sie handhabt diese Macht in feindseliger Weise und mit den fadenscheinigsten Gründen. Sie möge fortfahren, ihr Wesen zu enthüllen!

*

Karl Henckell

ist einer jener jungen Geistesoffiziere, die mit dem Marschallstabe im Tornister um 1890 auszogen — und die von dem Anstrom der massenhaften Literaten dieser letzten Jahrzehnte in den Hintergrund gedrängt wurden. Jetzt wagt es der tapfere Verlag J. Michael Müller, München, Karl Henckells Gesammelte Werke in vier schönen Bänden herauszugeben, sogar mit Bildern und Faksimiles reichlich geschmückt. Das Werk kann sich sehen lassen. Es gibt einen Überblick über einen ehrlichen, offenen Poeten, dessen hauptsächliches Talent sich in sangbarer Lyrik und in sozialen Gedichten ausströmt. Das Wort „sozial" gilt hier im engeren wie im weiteren Sinne eines Bedürfnisses nach Lebensgemeinschaft überhaupt.

Wie stark war in ihm die soziale Note schon damals! Jene Lyriker um Anno Neunzig, obenan Holz und Henckell, brachten grade in der stürmisch erfaßten Erkenntnis der sozialen Probleme einen neuen Ton in die Dichtung. Henckell ist sehr oft vertont worden. Sein Tonfall ist rasch und lebendig, seine Formen mannigfaltig und natürlich, nicht verkünstelt; er ist eigentlich immer Jungbursch geblieben, fest anpackend, kampflustig. Der zweite Band heißt „Das Buch des Kampfes" und begleitet die Geschehnisse der letzten Jahrzehnte bis in das gegenwärtige Zeitalter der Schieber, denen der Dichter ein kräftig Wörtlein widmet („Nach uns die Sintflut"). Das erste Buch ist der Natur und der Liebe gewidmet; und da singt und klingt es dem Komponisten entgegen. Das dritte steht unter dem Gesichtspunkt: „Buch des Lebens", mit einer längeren „Symphonie des Lebens" in äußerst flüssig und flott behandelten Stanzen, worin — wie auch sonst oft — die freiheitliche Stimmung des Poeten zum Ausdruck kommt. Und den Beschluß macht das „Buch der Kunst": da setzt sich der Sänger mit Kollegen und Nachbarkünstlern in der ihm so wohl anstehenden Frische und Unmittelbarkeit auseinander. „Nachdichtungen" lassen das Gesamtwerk ausklingen, das der Dichter selber kritisch gesichtet und mit einem kurzen selbstbiographischen Vorwort eingeleitet hat.

Man darf ihn und seinen Verlag zu dieser eindrucksvollen Abrundung eines Lebenswerkes beglückwünschen. L.

*

Notruf im Namen Fichtes

„In schwerer Zeit soll man sich sammeln. Dieses Sammeln ist aber nichts anderes, als sich wachrufen, was man Rechtes und Schlechtes gedacht und getan, in sich gehen, daß sich uns der ganze inwendige Mensch nach außen kehrt und wir uns unserer selbst bewußt werden. So sollten es auch die Völker machen ... Tausende verlieren in bewegter Zeit stracks alles Organ für die Werke des Geistes, weil ihnen diese nur Spiel und Genuß waren; jeder muß sparen, aber statt beim Essen und leeren Vergnügen, beginnt man das Sparsystem bei seiner inwendigen Erziehung und Erhebung, wohl gar beim Unterricht der Kinder. Wir Deutsche sind so stolz auf unsere geistige Macht und werfen unsere geistigen Bedürfnisse doch also rasch über Bord, wenn die Börsenkurse nur etliche starke Ohrfeigen erhalten."

Diese Worte des Kulturhistorikers Wilhelm Heinrich Riehl aus seiner Schrift „Die deutsche Arbeit" (1861) sind wie für unsere Zeit gedacht. Sie gelten aber nicht nur der leichtlebigen Gesellschaft, die im Taumel leerer Vergnügungen sich über die Not der Zeit betäubt, sondern auch den ernsten Männern, die unsere Politik machen, welche heute das Interesse Aller außer den vergnüglichen Ablenkungen fast allein noch erfüllt. Man starrt wie hypnotisiert auf das Damoklesschwert oder den Felsblock, den der Feind bereit hält, um ihn auf uns niedersausen zu lassen, und versäumt darüber den inneren Aufbau,

verkürzt die Werke des Geistes, die uns beim Zusammenbruch allein wieder aufrichten und retten könnten. Dieser Vorwurf trifft vor allem die Presse, die unter dem Druck der Papiernot überall zuerst den Raum, der der inwendigen Erziehung und geistigen Erhebung gewidmet sein sollte, einschränkt, um ihn fast ausschließlich der Großmordpolitik des Feindbundes, sowie für die kleinen inneren Raubmorde, Verbrechen, Ausartungen und Exzesse in Wahrheit und Filmdichtung zur Verfügung zu stellen, nach denen das sich selbst überlassene sensationslüsterne und lesebegierige Publikum verlangt. Es muß einmal rückhaltlos ausgesprochen werden, daß die Haltung der gesamten Presse aller Parteien in dieser Hinsicht in unserer ernsten Zeit geistiger Not nicht zu verantworten ist. Den ernster gerichteten Geistern ist die Zeitung — und in den periodischen Zeitschriften steht es nicht viel besser — längst verleidet worden. In welches Blatt man auch hineinsieht, überall findet man fast den ganzen Raum nur von denselben Hiobsposten, dem gleichen Unglücksrabengekrächz gegenseitiger Anschuldigungen und Parteigezänk, wenn nicht Geheul, erfüllt. Die Werke des Geistes aber finden sich darüber immer weiter in die Ecke gedrückt.

Es ist daher kein Wunder, daß unter dem Druck des Feindbundes keine geistige Erhebung in Deutschland zustande kam, wie unter dem Druck Napoleons vor hundert Jahren; denn weder ist in unseren Tagen ein Fichte erstanden, noch würde, wenn er erstünde, seinen flammenden Worten von der Presse Raum gegeben, geschweige, daß er von ihr allgemein auf den Schild erhoben würde. Vielmehr dürfte er von Links als „nationalistisch" verdächtigt und beschimpft, von Rechts als „sozialistisch" bekrittelt werden. Man bringt wohl hin und wieder einen Artikel über Fichte unter Hinweis auf die gleiche Lage seiner Zeit mit der unserer Tage, der übrige Inhalt der Presse aber ist auf beiden Seiten in der Regel das gerade Widerspiel von Fichtes Warnung vor der „freundlichen Gewöhnung an unseren elenden Zustand". In seiner 14. „Rede an die deutsche Nation" erklärte Fichte: „Wen diese Gegenwart nicht aufregt, der hat sicher alles Gefühl verloren," und er fordert einen Entschluß, „der zugleich unmittelbar Leben sei und inwendige Tat, und der ohne Wanken fortdauere und fortwalte, bis er am Ziel sei." Denn das, was eigentlich in die Verworrenheit über unsere Lage, in unsere Gedankenlosigkeit, in unser blindes Gehenlassen uns stürzte, war nach Fichte die „süße Selbstzufriedenheit mit uns und unserer Weise dazusein".

Wie eine Ironie auf diese ernsten Mahnworte aber klingt es, was der Verfasser in unseren Tagen in der Presse erlebte. Vor Jahresfrist wurde mir von der Schriftleitung einer Berliner Tageszeitung, für die ich jahrelang kultur- und gesellschaftskritische Beiträge im Geiste Fichtes geliefert hatte, die überraschende Mitteilung, daß derartige Artikel für die gegenwärtige Zeit jetzt „zu ernst" seien, in der dem Publikum nur leichter Unterhaltungsstoff geboten werden dürfe! Also in einer Zeit nicht nur politischen, sondern auch sittlich-geistigen tiefsten Niedergangs, wie die allgemeine Veräußerlichung, Verlüsterung und süchtige Entartung selbst in gebildeten Kreisen zeigt, wird einem Autor die erziehlich aufbauende Wirksamkeit beschränkt, um das Publikum weiter in „süße Selbstzufriedenheit" und „freundliche Gewöhnung an seinen elenden Zustand" einzuwiegen, und damit zugleich den seichteren Elementen in der Presse Spielraum zu geben, hinter denen die ernsteren Autoren zurückstehen müssen. Diese Zeitung war die inzwischen eingegangene „Post". Aber auch in anderen ansehnlichen führenden großen Tageszeitungen hat inzwischen, wie ich beobachten konnte, der bloße Unterhaltungsstoff die kultur-erziehlichen Beiträge immer mehr verdrängt.

Zu welcher erschreckenden Gedankenlosigkeit und Abgestumpftheit eines gebildeten Publikums aus guten, wenn nicht der „besten" Kreisen gegen jede feinere Empfindung dies bereits geführt hat, daß die Presse sich in keiner Weise ernstlich seiner Erziehung an-

nimmt, soll ein Erlebnis zeigen, das der Verfasser unlängst an dem Gesellschaftsabend einer der großen politischen Parteien hatte, zu der er, nebenbei bemerkt, nicht gehörte, aber geladen worden war. Zur Eröffnung dieses Abends wurde die 14. Rede Fichtes an die deutsche Nation von Carl Wallauer in ungemein wirkungsvoller Weise vorgetragen. In der Folge ergriff Reichswehrminister Dr. Geßler das Wort, um unter Hinweis auf die nationale Selbstdisziplin der Engländer während des Weltkriegs ernste Mahnworte an die Versammlung in diesem Sinne zu richten. Die Einschränkung der Lebenshaltung, so führte er aus, die sog. Rationierung, die bei uns durch behördliche Maßnahmen erzwungen, aber durch den Schleichhandel umgangen wurde, sei in England von jedem Einzelnen selbst aus eigenem Antrieb vorgenommen worden als eine Angelegenheit des nationalen guten Anstands und Takts, indem es allgemein für unpassend und des Ernstes der Zeit unwürdig erachtet wurde, irgend Aufwand zu treiben und vor Andern etwas genießend voraus zu haben. Nach diesen gewiß beherzigenswerten Ausführungen Geßlers schloß der erste Teil des Gesellschaftsabends in würdiger Weise mit Gesang- und Instrumentalvorträgen namhafter Künstler.

Dann aber erfolgte das Unglaubliche, vor dem sich nicht nur der von Fichtes Worten Ergriffene, sondern jeder mit feinerem Kunst- und Stilgefühl Begabte entsetzen mußte. Die Varieté-Sängerin Cläre Waldoff trat auf und trug der Versammlung, die eben noch durch Fichte gegen „freundliche Gewöhnung an unseren elenden Zustand“, gegen Gedankenlosigkeit, blindes Gehenlassen und „süße Selbstzufriedenheit“ zur „inwendigen Tat“ aufgerufen worden war, die ordinärsten, plattesten und mit zynischen erotischen Anspielungen gewürzten Kouplets mit abgeschriener krächzender Stimme vor, von denen eines, um nur eine Probe zu geben, mit dem Endreim schloß:

Die Liebe hat mit Weisheit nichts zu schaffen,
Man wird so sukzessiv zum Affen —
Weil nur der Affe wirklich glücklich ist!

Und ein anderes von einem jungen Mädchen, das statt den Antrag eines alten Herrn anzunehmen, einen jungen geheiratet:

Nun hat sie keine Ruh,
Sechs Kinder und Schläge dazu —
Wenn sie den Alten genommen,
Hätt' sie seidne Kleider bekommen,
Und den Jüngling dazu!

Niemand regte sich dagegen. Die Waldoff wurde ebenso beklatscht, wie vorher Fichtes Rede — nein, vielmehr mit tosendem Beifall begrüßt! Der Verfasser war der Einzige, der zusammen mit einer bekannten Führerin der Frauenbewegung, die das auch nicht mehr mit anhören konnte, den Saal verließ. An der Tür empfing der Veranstalter des Abends, ein bekannter Berliner Arzt, eben noch ankommende Herrschaften mit den Worten: „Sie kommen gerade zur Hauptsache recht!“ Zur „Hauptsache“! Und derselbe Herr hatte bei seiner Eröffnungsansprache ebenfalls mit ernstesten Worten zur Einkehr und inneren Sammlung in dieser schweren Zeit aufgefordert, der dieser Abend gewidmet sein sollte. Jetzt aber war Fichte vergessen und die Waldoff die Hauptsache!

So schamlos wurde Fichtes Name in unseren Tagen geschändet.

So schwerfällig die Deutschen im allgemeinen sind, besitzen doch manche eine wahre Genialität in der Anpassung nach unten und eine bedauerliche Geschmeidigkeit, sich auch in die unwürdigsten Verhältnisse zu fügen. Demgegenüber ist es ernsteste Pflicht der tiefer Denkenden und in Fichtes Sinne für die nationale innere Erhebung zu einer geistigen Einheitsfront Wirkenden, sich nicht abdrängen und unterdrücken zu lassen, vielmehr sich erst recht zur Geltung zu bringen. Heinrich Driesmans

*

Versöhnungsklänge zwischen deutschen und französischen Christen

In der französischen Zeitschrift „Evangile et Liberté“ (Mai 1922) steht folgender Bericht:

„Eine Gruppe von sieben deutschen Pfarrern und Professoren, Angehörige von pro-

testantischen Kirchen und Gruppen aus den Rheinlanden, aus Hessen und aus Sachsen, hat soeben die zerstörten Gebiete in Frankreich bereist. Im Verlangen, selber die Hindernisse kennen zu lernen und zu verstehen, die gegenwärtig der moralischen Entwaffnung und einer Annäherung auf religiösem Gebiet von seiten der französischen Protestanten im Wege stehen, haben sie da eine mutige und aufrichtige Tat vollbracht.

Sie waren begleitet von dem Pfarrer Jules Rambaud, früherer Feldgeistlicher der Alliierten Truppen, gegenwärtig in Bonn, und von André Monod, dem Direktor des Comité protestant français. Dieses Komitee hatte die Leitung der Reise übernommen und die nötigen Verhandlungen mit der hohen Interalliierten Kommission in den Rheinlanden und mit den französischen Behörden geführt.

Unsere Besucher haben im Auto die Reise ausgeführt, deren Hauptstationen waren Trier, Verdun, Reims, Saint-Quentin, Arras, Liévin, Lens, Lille und Sedan. Der Wille zur Wiederaufrichtung und der außerordentliche Lebenswille, der sich in den verwüsteten Gebieten äußert, sind ihnen aufgefallen. Sie haben erkannt, daß die Nachrichten darüber in der deutschen Presse unrichtig seien; im Angesichte gewisser vorsätzlicher Zerstörungen haben sie Worte der Verurteilung und des Bedauerns ausgesprochen.

Die sorgfältige Pflege der deutschen Soldatengräber in Frankreich hat sie sehr bewegt. Sie haben mehrere Gräber aufgefunden, die sie aufsuchen sollten, und sie haben eine große Zahl von Soldaten-Friedhöfen besucht. Sie haben darin die Vorwürfe deutscher Zeitungen berichtigen können. Auf einem gemischten Friedhof von Nord-Frankreich haben die Reisenden zwei Kränze auf die Denkmäler für die Toten beider Länder niedergelegt.

Sie haben endlich in einem gewissen Maße die französischen Protestanten am Werke gesehen und einige unserer Pfarrer und Laien treffen können, Männer der Tat und des Glaubens, deren Zeugnis sie tief bewegt hat. Von gewissen besonders bedauerlichen Tatsachen der Besetzung, vor allem in Liévin und Lille haben sie gehört und dabei den Edelmut und den Heroismus so vieler Männer und Frauen aus unsern Gemeinden und auf unsern Evangelisationsposten in ihrem moralischen und religiösen Wert schätzen gelernt.

Dieser Besuch, der vor allem den Zweck hatte, vertrauenswürdige Männer aufzuklären, die aus eigener Anschauung sich unterrichten wollten, wird nicht zwecklos gewesen sein und wird zur moralischen Annäherung beider Länder beitragen.

Die Besucher haben dem Comité protestant français für Wiederaufbau-Arbeiten freiwillige Gaben von deutschen Christen im Betrag von 4000 Mark übergeben." —

Wir verzeichnen unbefangen diese Stimme der Versöhnung, obschon ein leiser Beigeschmack („vorsätzliche Zerstörungen") von deutschem Schuldbekenntnis die reine Freude stört. Wenn aber gleich auf der nächsten Seite von Sigmund-Schultzes reichhaltiger „Eiche" (München, Chr. Kaiser) folgendes berichtet wird:

„Professor Fernand Menegoz von der Universität Straßburg ist aus Frankreich zur freikirchlichen Konferenz in Liverpool erschienen und hat über ‚das protestantische Zeugnis in Europa' gesprochen. Er überbrachte Grüße der lutherischen und reformierten Kirche sowie der theologischen Fakultät des Elsaß und berichtete über den ungeheuren Aufschwung, den die Straßburger Universität nach ihrem Übergang in französische Hände genommen habe"...

— so haben wir einstweilen wieder genug. Wir sind über diesen „ungeheuren Aufschwung", wobei die deutsche Muttersprache — auch im Religionsunterricht des Landes — nicht zu ihrem Rechte kommt, gänzlich andrer Ansicht.

*

Aus dem Elsaß

erhalten wir ein Stimmungsbildchen, das wir mit etlichem Schmunzeln hier einfügen. Ob diese alemannische Zornkraft Dauer und ob sie Wirkung haben wird? Das ist eine andre Frage. Aber wir spüren doch bei dieser Gelegenheit, daß sie noch da ist. Man schreibt uns also:

„Während die bisherigen politischen Parteien im Elsaß — wie auch sonstwo üblich —

über kleinen Sonderbestrebungen das dem Lande vor allem Notwendige, eine tatkräftige Förderung des Heimatlichen und wahrhaft Elsässischen, vermissen ließen, hat sich nun, hauptsächlich auf Betreiben des Freiherrn Claus Zorn von Bulach, des Sprößlings einer der ältesten Adelsfamilien, eine „Elsässer Partei“ gegründet, die mit der Vertretung der Heimatrechte allen Ernst macht. In der Gründungsversammlung der neuen „Partei“ (keine Partei im bisherigen Sinne!) am 8. Juli 1922 im Straßburger „Sängerhaus“ brachte Zorn von Bulach in einer — in kräftiger Mundart gehaltenen — Ansprache die vielfachen Beschwerden und Forderungen der „beleidigten“ Elsässer an die französische Regierung und das französische Volk zum Ausdruck. Von den 3000 Anwesenden spendeten, nach Straßburger Blättermeldungen, vier Fünftel dem Redner begeisterten Beifall. Sämtliche für Frankreich — das Frankreich Poincarés und des „Bloc national“ — eintretende Redner mußten, ohne zum Wort zu kommen, die Rednertribüne verlassen. Im Verlauf der Versammlung ereigneten sich so erregte Auftritte, daß der Vorsitzende die Versammlung aufheben mußte, bevor es zu einer endgültigen Entschließung gekommen war! Unter den Ausgepfiffenen befand sich der Zentrumsführer und Députe Dr Walther. — So beginnt das Elsaß mit seinen Führern und Verführern Abrechnung zu halten. Zahlreiche Mitglieder sollen der Partei sogleich beigetreten sein. Die weitere Entwicklung wird im Lande mit Spannung erwartet.“ — Soweit der Bericht. Inzwischen erlebten wir die unerhörten Ausweisungen. Sollten die letzteren vielleicht eine Antwort sein auf diese Regungen im Elsaß?

*

Aufruf

Das „Wissenschaftliche Institut der Elsaß-Lothringer im Reich“ zu Frankfurt am Main (Bankkonto: Filiale der Dresdner Bank, Frankfurt a. M., Gallusanlage 7; Postscheckkonto der Dresdner Bank Frankfurt a. M. 639) erläßt folgenden Aufruf:

„Zum zweiten Male sind die Lande an Rhein, Saar und Mosel mit ihrer deutschstämmigen Bevölkerung nach einem unglücklichen Kriege vom deutschen Volkskörper losgelöst worden. In der wechselvollen Geschichte des alten schicksalsschweren Grenzlandbodens von Elsaß und Lothringen ist ein neues Blatt aufgeschlagen. Dieses Hin- und Herziehen einer Grenzlandbevölkerung zwischen zwei Nationen ist eine der tragischsten Erscheinungen im Völkerleben, aus der für die beteiligten Völker die schwersten wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Probleme erwachsen.

Soweit die elsaß-lothringische Frage ein politisches Problem darstellt, sei es dem politischen Wollen des elsaß-lothringischen Volkes überlassen.

Damit soll durchaus nicht ausgesprochen sein, daß das deutsche Volk teilnahmslos und gleichgültig am Leben und Dasein der ihm stammverwandten Bevölkerung vorübergehen darf. Ein Volksstamm wie dieser, der die Glanzzeiten des deutschen Volkes handelnd und bestimmend miterlebt hat, dessen vorzüglichste Geister am Werdegang der deutschen geistigen Größe mitbeteiligt waren, wird nicht aus dem Gedächtnis des deutschen Volkes ausgelöscht werden können. Wir brauchen heute mehr denn je eine Werkstatt, in welcher Erinnerung an die Vergangenheit des Landes lebendig erhalten und getreulich weitergepflegt wird, einen Mittelpunkt, in dem alles Empfinden für das herrliche Land zusammenströmt und wo, wie an einem heiligen Herd, die Schätze der Jahrhunderte gehütet und weiter überliefert werden.

Dieser Mittelpunkt ist das „Wissenschaftliche Institut der Elsaß-Lothringer im Reich“, welches durch den Willen von Alt- und Neu-Elsaß-Lothringen ins Leben gerufen wurde. Die Frankfurter Universiät hat dem jungen Unternehmen das Gastrecht eingeräumt, und unter Mitarbeit sach- und landeskundiger Männer hat das Institut seine Tätigkeit aufgenommen. An der Spitze steht ein Gelehrter von Weltruf, der Elsässer Dr Albert Ehrhard, jetzt Professor an der Universität Bonn. Schon dieser Name allein bürgt für die Lauterkeit der Absichten und die wissenschaftliche Arbeitsweise des Instituts. Durch Sammlung einer den Zwecken des Instituts gewachsenen Bücherei, Neudruck

elsässischer und lothringischer literarischer Denkmäler, Herausgabe eines literarisch und künstlerisch wertvollen Jahrbuchs, will das Institut seiner hohen Aufgabe gerecht werden. Ein großes Ziel wird hier mit würdigen Mitteln erstrebt. Es zu fördern, ist eine Aufgabe, die jedem Deutschen zufällt, der sich mit seines Volkes Vergangenheit verbunden fühlt.

Wir wenden uns an alle Deutschen in Nord und Süd, Ost und West, wes Stammes, Standes und Glaubens sie auch seien, und rufen ihnen zu: Helft eine Warte bauen, von der aus wir das anderthalb tausend Jahre alte Leben alemannisch-fränkischer Kultur betrachten und erhalten können!"

*

Der Wendepunkt im Marxismus

Der marxistische Grundgedanke ging dahin: Eroberung der Staatsmacht durch das Proletariat und Übernahme aller vormals bürgerlichen Produktionsmittel in dessen Händen. 1918 ist der Marxismus im innerstaatlichen Verhältnis zum Sieg gelangt, hat aber den vollen Übergang der Staatsgewalt von der ausbeutenden auf die ausgebeutete Klasse nicht erreicht. Die Erreichung dieses Zieles scheitert an den kapitalistisch einheitlich geschlossenen Staatsgebilden von Frankreich und England. Denn in außenpolitischer Hinsicht ist der Marxismus unfrei, da lebenswichtige Funktionen der deutschen Staatsgewalt durch fremde Siegerstaaten überwacht werden. Würde die deutsche Arbeiterschaft zu dieser Einsicht gelangen, dann müßte sie ihre ganze Stoßkraft gegen die fremden kapitalistischen Zwingherrn wenden. Statt dessen verbraucht sie ihre gesamte Stärke im Kampf gegen rechts und in elendem Parteigezänk eines wortreichen Parlamentarismus. Sie fühlt immer noch nicht, daß das Reich, als es den Namen eines Freistaats annahm, in Wahrheit zu einem Knechtstaat des ausländischen Kapitalismus wurde. Der außenpolitische Druck zwang den erklärten Todfeind jeder kapitalistischen Gesellschaft in eine gehorsame Gefolgschaft.

Somit trat für den Marxismus 1918 ein Wendepunkt ein, insofern er innerpolitisch in einem erschöpften Lande Sieger war, doch seinen Sieg wegen der außenpolitischen Konstellation nicht ausbeuten konnte. Er sieht sich damit genötigt, eine Revision seiner Grundgedanken vorzunehmen gegenüber der Tatsache, daß der Übergang zur Demokratie und zum Sozialismus wirkungslos an der verdoppelten Macht der westlichen Nationen abprallte, nachdem der deutsche Staat sich seiner eigenen Macht beraubt hatte. Die Staatsmacht, dessen Primat die Marxistische Gesellschaftslehre leugnet, erweist heute ihren Einfluß im Staatensystem des Westens in einer Weise, die zu einer vernichtenden Kritik der Grundlagen des Marxismus Veranlassung gibt.

Ein Proletariat, das auf die Verteidigung der nationalen Unabhängigkeit verzichtet und damit auch auf die eigene freie Entwicklung, wird nicht die Kraft aufbringen, den Kapitalismus zu besiegen. Wenn es zum Joch des Kapitals widerstandslos auch noch das Joch des Eindringlings auf seinen Nacken nimmt, wird es nicht einmal die Versuchung mehr fühlen, sein Haupt zu erheben.

Das sind die Früchte der marxistischen Lehre. Marx machte die Arbeiter, nach Bebels Wort, zum Todfeind der Gesellschaft und ihres Staats: er mobilisierte die Klasse wider die Nation.

Kann man sich dann wundern, wenn die deutsche Arbeiterschaft zu nichts weiter Kraft zu haben scheint, als der Losung: der Feind steht rechts, zu folgen und in Demonstrationen, Generalstreiks, Umzügen u. a. m. sich einzubilden, daß etwas geschehe? Den 28. Juni ließ man vorübergehen, da man den kapitalistischen Weststaaten keinen nationalen Gesamtwillen gegenüberstellen konnte. Dafür wurde der 4. Juli gefeiert als Gelöbnis zur Republik. Als ob sie gefährdet wäre! Und wenn sie es wäre: glaubt man, durch Arbeitsruhe sie zu festigen, da uns doch Arbeit allein über Wasser halten kann?

Unser Volk muß noch immer schwer krank sein, da es über Kleinlichem, Nebensächlichem, Bedeutungslosem übersieht, was uns not tut: die geschlossene Einheitsfront nach außen. Erst dann, wenn wir wieder frei geworden sind, können wir in Freiheit unsere

wirtschaftlichen Verhältnisse selber ordnen. Die „Rechte" hindert uns nicht daran, sondern die fremden Zwingherren. Darum: Kampf gegen den Versailler Schmachfrieden!

Prof. Dr W. Rein

*

Proletarische Jugend

Am 18. Oktober 1817, am Tage der Leipziger Schlacht, warfen am Abend einer begeisterten Wartburgfeier, die als Einleitung des dreihundertjährigen Reformationsfestes gedacht war, deutsche Studenten, an ihrer Spitze einige jüngere Professoren, eine Anzahl Bücher von Kotzebue, Kamptz, Haller, Zarke u. a. nebst den Sinnbildern einer veralteten unfreien Zeit: als Zopf, Schnürbrust, Korporalstock ins Feuer. Überschäumende Begeisterung für deutsche Freiheit und deutsche Größe erfüllten ihre Herzen.

In den Pfingsttagen dieses Jahres kam die proletarische Jugend bei der Feier des „Reichsjugendtages der proletarischen Jugend" auf dem Kemmler bei Plauen i. V. zusammen und entfachte dort eines Flammenstoßes Geleucht. Unter Jubel und Hohngeschrei warfen die Hände der jugendlichen Proletarier Stöße von Büchern und Zeitschriften ins Feuer. Welchen Inhalts? „Neben Romanen, Illustrierten Zeitschriften aus der Kriegszeit, Instruktionsbüchern des ehemaligen deutschen Heeres" — so schreibt der „Vogtländische Anzeiger" in seinem Bericht — „sind es vaterländische Geschichtsbücher und religiöse Schriften aller Art, die man auf dem Kemmler verbrannt hat. Schilderungen der Großtaten des deutschen Volkes von 1813 (Theodor Körner), von 1870 (eine illustrierte Geschichte des Krieges von 1870/71), von 1914/18 (Mackensen usw.) sind dem Holzstoße übergeben worden. Aber nicht nur mit der Vergangenheit des eigenen Volkes hat man dort sein zügelloses Spiel getrieben, sondern zu der sogenannten ‚Schundliteratur' gehörten auch evangelische Gesangbücher, katholische Kommunions- und Gebetbücher, Katechismen und Psalter." Und das Blatt fügt hinzu: „So hat man dort in den Abendstunden des ersten Pfingstfeiertags auf der waldigen Bergeshöhe mit dem, was Tausenden und Hunderttausenden des Volkes das Heiligste und Höchste, was vielen anderen wenigstens noch verehrungswürdig geblieben ist, leichtfertigen Spott und Hohn getrieben."

Welch eine Welt trennt unsere proletarische Jugend von der begeistert-nationalen Jugend des Wartburgjahres 1817!

Es paßt zu jenem Benehmen, wenn die Jugendwandertrupps in diesen Pfingsttagen unter Vorantragen einer roten Fahne mit dem Sowjetstern geschmückt, beim Eintritt in Burgen, Herbergen und Berggasthäuser ein brausendes Heil Moskau! als Gruß bieten!

Edmund Leupolt

*

Vom konfessionellen Frieden

Als ich anfangs dieses Jahres mehrere Wochen in Bonn war, sagte mir mein Hauswirt: „Ich glaube, die konfessionelle Frage ist das größte Unglück Deutschlands." Und eine im Westen Deutschlands hochangesehene und vielgenannte Persönlichkeit legte mir nahe, über die gleiche Frage ein Wort des Friedens zu sagen. Ich tue es gern, wenn ich mir auch wohl bewußt bin, welche Hemmnisse dem heute im Wege stehen. Der Sozialismus wird sich durch die Notwendigkeiten der Zukunft von selber korrigieren und dem Ganzen einordnen; aber wird die religiöse Frage nicht die Klippe sein, an der das Ganze zerschellen wird?

Schlimm ist's, wenn in böser Stunde die Kleinen und Kleinlichen am Ruder sind. Sie sehen nur das Trennende, die eigenen Interessen, das Sondergut, das in stillen Zeiten natürlich Beachtung und Pflege verdient. Aber in großer Stunde gilt nur der Blick aufs Ganze. Er allein kann befreien, die Zukunft sichern. Ich rede von der religiösen oder richtiger von der kirchlichen Frage. Denn nur die Frage der Kirche hat uns getrennt, nachdem uns Jahrhunderte die gleiche Religion verbunden hatte. Die Frage nach der Religion ist immer die tiefere. Sie führt zu den Wurzeln des Menschenlebens und der Welt, wo wir mit zitternder Freude erkennen, daß wir eines sind. Die Frage nach der Organisation solcher Erkenntnis innerhalb der menschlichen Gemeinschaft und ihre Verbreitung ist eine sekun-

däre, wird leicht zu einer Machtfrage und gefährdet die Religion, der sie doch dienen will. Wir nennen uns alle Christen, d. h. wir bekennen uns zu dem Christusgeiste, den Jesus den Menschen brachte, der uns allein zur Gottheit und zur wahren Gemeinschaft mit unsern Brüdern führen kann. Kein Bannspruch und kein Protest ändert etwas an der Wirklichkeit der einen christlichen Kirche, die sich in viele Konfessionen und Sekten gespalten hat. Die unsichtbare Kirche, die der echte Christusgeist immer wieder schafft, ist unser aller Mutter. Und alle Glieder leiden unter der Trennung, die das Betonen des Besonderen hervorgerufen hat. Die Mutter bangt nach ihren Kindern, und die Kinder härmen sich im stillen um die Mutter, die sie verloren. „Una sancta ecclesia!" bleibt die Sehnsucht der Gläubigen. Hie katholisch, hie protestantisch — das ist unsere Not, in ganz besonderem Sinne heute die Not Deutschlands, das so notwendig Einigkeit braucht.

Wir sind zerspalten. Und so kommt es, daß sich im politischen Leben das Verhängnis des religiösen Lebens noch einmal wiederholte. Der Protestantismus ohne Kirche wurde zum Sozialismus ohne Staat. Die politische Spaltung wäre ohne die religiöse schwerlich gekommen. Wie die Kirche zur Stiefmutter des Protestantismus, so wurde der Staat zum Stiefvater des Sozialismus. Was wäre für uns heute eine Universalkirche mit Einschluß des Persönlichkeitsgedankens, ein Gesamtstaat mit Einschluß des Sozialismus! Sowie aber der Protestantismus für sich Kirche sein mußte, zerstörte er die „una sancta"; und als der Sozialismus für sich Staat sein wollte, vernichtete er das Reich.

Aber ich meine nun: Die Fanatiker und Hetzer in Religion und Politik haben lange genug gehaust. Ihrer „Sünden Maienblüte" wird auch dem Gleichgültigsten die Augen öffnen. Dem politischen Unverstand wird vermutlich rasch ein Ende gesetzt werden, und ein furchtbares Erwachen wird an seine Stelle treten, der erste Schritt, dem Gegner in der Politik zum Bruder zu werden. Aber ihr, deutsche Katholiken, auf euch schauen wir weit besorgter. Soll das Vaterland an eurer euch aufgezwungenen Politik zugrunde gehen?! Wir ehren euren Glauben, eure Kirche, euren Gehorsam. Aber sagt denen, die mit eurer Hilfe Deutschland national und religiös schwächen: „Wir sind und bleiben gute Katholiken, aber wir haben auch ein irdisch Vaterland, dem wir Treue halten wollen bis in den Tod. Wir sind fromm und deutsch. Bringt uns nicht in die schreckliche Lage, daß wir uns entscheiden müßten, katholisch oder deutsch, Katholiken oder Patrioten zu sein!" Werdet so stark, daß die Fanatiker und Hetzer schweigen müssen!

Es muß in deutschen Landen zu einer „treuga Dei", zum Frieden zwischen katholisch und evangelisch kommen: zu einem heiligen Gottesfrieden aller schöpferisch gestimmten Christen.

Wir alle wollen uns erziehen lassen durch den einen und zu dem einen Christusgeist.

Karl Beller

*

Die Not der jungen Lehrer

behandelte der Bildungsausschuß des Reichstages. Es ward berichtet, daß es von Ostern 1922 ab allein in Preußen 30000 stellungslose Lehrer gebe. Diese Ziffer muß sich in den nächsten Jahren bis zum völligen Abbau der Seminare 1926 weiter erhöhen und dürfte dann etwa 36000 betragen (Lehrer und Lehrerinnen). Bei 83000 vorhandener Lehrstellen bedeutet das 43 %. Ein geradezu trostloses Verhältnis!

Wer hilft dem Junglehrerstand aus diesen Nöten? Wer schafft 30000 Junglehrern Arbeit? Wenn es jetzt nichts Unerhörtes mehr ist, daß durch eine hohe Wohnungssteuer die unterstützt werden sollen, die keine Wohnung haben, wenn also die Wohnungsinhaber gezwungen werden, denen zu helfen, die ohne Behausung sind, so wäre es nur ein entsprechender Gedanke: der angestellte Beamte hat den stellungslosen Beamten seiner Klasse mit zu erhalten. Der geschlossene Lehrerstand hat für sich selbst zu sorgen, bzw. wird zu seiner Selbsterhaltung gezwungen. Wer könnte leugnen, daß in diesem Gedanken etwas Gesundes liegt? Das Schlimme ist nur, daß auch aus solchen Maßnahmen kein Segen

kommt, solange derartige Opfer sofort mit Erhöhung der Löhne oder Gehälter ausgeglichen werden. Bei der Mietsteuer ist ja bereits von ministerieller Seite ausgeführt worden, daß die Arbeiter selbstverständlich entsprechend entschädigt werden müßten.

In dieser selbstverständlichen, entsprechenden Entschädigung liegt grade die Wurzel allen Übels. Denn, was Lohnerhöhung bedeutet, sollte doch nun endlich der Dümmste unter den Dummen eingesehen haben: Erhöhung der Lebenskosten — also Teurung. Im Kampf zwischen Lohn und Preis siegt der Preis. Es ist der verhängnisvolle Fehler der Revolution, aus dem Nichts das „Existenzminimum" hervorzaubern zu wollen, das den „schaffenden Kräften" unbedingt garantiert sein müsse, und dieses Lohnerhöhungssystem noch mit dem Achtstundentag auszustaffieren! Ob nun endlich der Tag der Erkenntnis kommt, die Einsicht, daß die Grundlage zu einem Wiederaufbau eine ganz andre sein muß, nämlich die: Was vermag der wollende Mensch zu leisten und mit wie wenig kann der entsagende, opferbereite Mensch auskommen?

Ich habe das hier ausgeführt, weil ich glaube, daß für solche Gedankengänge bei der leidenden Junglehrerschaft Raum und Verständnis ist. Wer mir zustimmt, für den ist das Planen, das ich hier unterbreiten möchte.

Wir hatten früher einmal, wie erinnerlich sein wird, die dreijährige Dienstzeit. Der Lehrer zwar nicht. Aber unsere deutsche Jugend ward doch drei Jahre aus Umgebung und Beruf herausgenommen; und darin lag, aufs Ganze gesehen, kein Schade, sondern für den einzelnen ein großer Gewinn. Wäre es nicht möglich, daß der leidende Junglehrerstand geschlossen sich zeitweise von seinem Beruf und von seiner Wartebank losmachte und als ein starkes Heer, von einem Geiste vaterländischer Gesinnung erfüllt, für den Wiederaufbau kämpfte? Nicht mit dem Schwert in der Hand, aber mit Hacke und Schaufel. Statt des Samenstreuens in der Schule das ganz wirkliche Samenstreuen in die Mutter Erde. **Der Junglehrerstand als Pionier, als Arbeiter in deutscher Siedlung!**

Wenn unsere ganzen Siedlungspläne nicht aus der Stelle kommen, so liegt das nicht allein an der bureaukratischen Art sechsfacher Verwaltung und zwölffacher Verordnung, sondern es liegt vielfach — das wird jeder wirkliche Kenner der Materie bestätigen — an dem Material der Siedler oder derer, die siedeln wollen. Die hundertfachen Sonderwünsche jeder Gruppe zu erfüllen, ist eine völlige Unmöglichkeit. Außerdem ist die Zahl brauchbarer Siedler gering. Alle die tausend und abertausend arbeitslosen Kräfte sind leider Gottes zu mehr als 90 % verseucht von der Hyperzivilisation der Großstadt! Wieviel Lohn erhalte ich? wie wird die Überstunde bezahlt? wie oft und wie lange kann man krank sein? (das moderne Kranksein ist ein besonderes Kapitel mit erschrecklichen Zahlen!), wie oft wird in Solidaritätsempfinden gestreikt?

Wenn nun eine geschlossene, geistig gleich eingestellte Tausendschaft deutscher Männer käme und sagte: Wir sind des Zuwartens satt. Wir wollen deutsche Arbeit auf deutschem Boden! Wir sind zwar Federfuchser, aber der Lehrerstand hat schon im Kriege gezeigt, was er zu leisten vermag. Jetzt soll es wieder geschehen. Wir wollen einmal zeigen, was schöpferische Tat heißt. Dort in Oldenburg-Friesland liegen 300000 Hektar Hochmooröde; gebt uns das Recht, dieses Moorland aus seinem Schlaf aufzurütteln, es zu befreien! Wir fühlen uns in dieser furchtbaren Notzeit dienstpflichtig dem Vaterlande.

Das wäre mal etwas andres als das ewig-negative Streikgeschrei und der Lärm um Streikrecht!

Wenn das geschieht — und warum könnte es nicht geschehen — so ergibt sich als Folgeerscheinung zweierlei: die Landeskulturarbeiten kommen unter diesem Impuls in Bewegung und können nicht wieder zum Stehen kommen; und eine Tausendschaft der Lehrer gibt das Warten auf, wird und bleibt Siedler auf eigner Scholle. Lehrer und deutscher Bauer, oder Gärtner oder Geflügelzüchter wird gar trefflich zueinanderstehen und gibt ein farbenfrohes Bild ab. Noch mehr als ein Bild: gibt ein besonderes Blut und eine Rasse, wie wir sie brauchen: ein aufbauendes Geschlecht. Hermann Bousset

Bodenreform und Eigensucht

Gestatten Sie mir, lieber „Türmer", im folgenden von einer stillen Beobachtung zu berichten, die mir geeignet erscheint, als kennzeichnendes Beispiel zur Beurteilung der gegenwärtigen inneren Verhältnisse in Deutschland zu gelten.

Es handelte sich in beiden Fällen um einen „ausgewählten" Kreis von Vertretern, einmal des Kapitals, das andre Mal der Arbeiterschaft, vor dem der bekannte Bodenreformer Dr Damaschke in gleich schöner, eindringlicher Weise seine Ausführungen über die Notwendigkeit durchgreifender Maßnahmen auf den Gebieten des Boden- und Wohnungswesens machte. Das eine Mal war es im Sommer vorigen Jahres, daß er in dem vornehm ausgestatteten, teppichbelegten Vortragssaal der Handelskammer zu einer Versammlung von Kaufleuten und Industriellen sprach. Das andre Mal, im Mai dieses Jahres, sprach er im Tanzsaal des Volkshauses zu einer Vollversammlung der Betriebsräte. So gegensätzlich in allem Äußeren diese beiden Versammlungen waren, so viel Gemeinsames hatten sie doch in ihrem Wesentlichen. Gegensätzlich war nicht nur die Umgebung und das Äußere der Zuhörer, sondern auch der Beifall, mit dem Damaschkes Reden von den beiden Versammlungen aufgenommen wurden. Ich habe diesen Beifallsäußerungen keine Bedeutung beigemessen; denn es erscheint mir selbstverständlich, daß die Männer der Industrie einer so bedeutsamen Reformierung, wie sie Damaschke vorschlägt, und wie sie, durchgeführt, umgestaltend auf allen Gebieten der Wirtschaft wirken muß, skeptischer gegenüberstehen als Arbeiter, die heute nach wie vor bei einer solchen Veränderung wenig oder nichts zu verlieren, aber viel zu gewinnen haben. Es wäre töricht, hier den Beifall als Maßstab anwenden zu wollen. Immerhin: es war bezeichnend, daß die überaus sachliche Rede Damaschkes von der Handelskammer ohne jeden Beifall, die Ausführungen des ersten Debatteredners dagegen, dessen Unkenntnis in Sachen der Bodenreform mich in Staunen versetzte, mit lebhaftestem Beifall aufgenommen wurden. Es ist das bezeichnend insofern, als auch in unseren volkswirtschaftlich gebildetsten Kreisen in Fragen des Bodenrechts eine geradezu verhängnisvolle Unkenntnis anzutreffen ist.

Das entscheidende, für beide Versammlungen gleich charakteristische Merkmal ist Egoismus, krassester Egoismus, an dem auch die dringlichsten Mahnungen und Warnungen zuschanden gehen.

„Deutschland muß siedeln oder untergeh'n!" Stinnes hat dieses Wort vor mehr als zwei Jahren geprägt, und viele unsrer Besten fordern es seitdem unaufhörlich. Das Wohnungselend ist neben unserer Ehr- und Wehrlosigkeit das Entsetzlichste, das der verlorene Krieg über unser Vaterland gebracht hat. Das deutsche Volk sehnt sich nach der Heimstätte, nach Bodenständigkeit und Wurzelfeste. Wie aber sieht es um seine Opferbereitschaft aus? Ist deutscher Wille zum Edelmut noch stark, daß er in zwölfter Stunde Partei- und Klassenhaß überwindet, um zur Tat zu schreiten? — Die Forderung lautet einfach: Kapital im weitesten Sinne, organisierte Arbeiterschaft, ebenfalls im weitesten, umfassendsten Sinne, sind berufen, mit der Durchführung und Finanzierung einer durchgreifenden Siedlungsarbeit zu beginnen. Keine Zeit ist günstiger für diesen Beginn, als die Gegenwart mit ihrem Riesenumsatz an Geld und Arbeit. Größtmögliche Opfer von beiden Seiten sind nötig, um unser Volk vor einem katastrophalen Ende zu bewahren, das kommen wird, mit Notwendigkeit kommen muß, wenn die deutschen Auslandslieferungen ein Ende erreicht haben. Damaschke hat diese Forderung klar und dringlich ausgesprochen. Man kann sich der Wahrheit ihrer Dringlichkeit auf keiner Seite entziehen. Aber der Egoismus ist stärker als der Wille, ihr nachzukommen.

Unser eben angeführtes Beispiel mag die Tragikomik dieses Zustandes beleuchten. In allen anderen deutschen Städten wird es ähnlich sein. Bei uns ist von der Stadtbehörde ein Aufruf an die gesamte Industrie ergangen, Mittel zum Kleinwohnungsbau aufzubringen. Es sind daraufhin vor mehreren Monaten bereits zehn Millionen gezeichnet worden. Weshalb es bisher nur bei der Zeich-

nung geblieben, ist mir unbekannt. Währenddem aber baut dieselbe Industrie für ihre Zwecke Neubauten im Werte von über 400 Millionen Mark, um die ihr zurzeit verfügbaren Summen einigermaßen unterzubringen. Hiesige Großbanken reißen ihre Prachtbauten nieder, um an ihre Stelle noch prächtigere Bauten zu setzen. So entzieht man nicht nur dem Kleinwohnungsbau, sondern sogar dem Ausbau dürftiger Notwohnungen die Baumaterialien und Arbeitskräfte, indem man Preise und Löhne ins Schwindelhafte steigert.

Und auf der anderen Seite: Begeistertes Eintreten der gesamten Arbeiterschaft für den Siedlungsgedanken, Forderungen, Drohungen und — Egoismus! Ein Vorschlag der sächsischen Regierung ging dahin, die in den Gewerkschaftskassen verfügbaren Millionen wenigstens zu einem Teil für Siedlungszwecke zu verwenden. Doch das sind Streikgelder — und damit basta! In einem hiesigen Vorort wurde von seiten der Unternehmer der Vorschlag gemacht, mit je zwei doppelt bezahlten Überstunden pro Tag die zum Häuserbau erforderlichen Gelder aufbringen zu helfen. Man nannte das in der Betriebsräteversammlung „einen tückischen Plan der Kapitalisten, den Achtstundentag zu beseitigen"! Daß man alsdann für eine Forderung, wie sie der Sozialist Dr Hugo in den „Sozialistischen Monatsheften" ausspricht, erst recht nur ein Lächeln übrig hat, ist selbstverständlich. Dr Hugo ruft die Bauarbeiter zur Hilfsbereitschaft auf. „Das Baugewerbe ist ein Saisongewerbe. Um vier Uhr nachmittags legt der Bauarbeiter sein Handwerkszeug fort, läßt Wohnungsnot Wohnungsnot sein. Sollte er aber nicht an die Allgemeinheit, sollte er nicht vor allem an seine Arbeitsgenossen denken, die keine Wohnung haben?" Herr Dr Hugo scheint seine Genossen schlecht zu kennen.

Und noch ein kleines, bezeichnendes Beispiel, das ich noch am Schluß jener Betriebsräteversammlung erlebte, nachdem Damaschke noch einmal die Herzen und Sinne dieser Männer aufgerüttelt hatte, wobei sie ihm begeistert zujubelten. Ich ging zu einem der besonders Beifälligen, um ihm den Vorschlag zu machen, er möchte doch dem „Bund der deutschen Bodenreformer" beitreten, so könnte er der guten Sache am besten dienen. Aber da bekam ich die Antwort, er müsse doch erst sehen, ob ihm das auch als Betriebsrat bezahlt werde!

Ich habe über all diesen Eindrücken gewiß nicht vergessen, daß treffliche Menschen mit dem Willen und auch mit der Fähigkeit zur Tat an beiden Stellen wacker hervorgetreten sind. Es sind das die Männer, die uns dennoch hoffen und streben lassen, wenn auch die soviel enttäuschte deutsche Jugend im Anblick solch jämmerlicher Selbstsucht auf der ganzen Linie schmerzlich genug berührt wird. Den Glauben an die Ehrlichwollenden bewahren wir uns dennoch! K. W.

*

Setzer-Nöte

Gute Mitarbeiter sind ein Göttergeschenk. Und wenn sie vollends in guten Handschriften ihre Gedanken verabreichen, sind sie geradezu zärtlich willkommen. Aber gesudelte, eilfertige Schriftstücke, durchscheinendes Papier, bleichsüchtige Schreibmaschinenschrift: — das ist für Setzer, Korrektor und Schriftleitung Augenmord, demnach strafbar.

„Es ist einfach empörend," schreibt uns ein erfahrungsreicher, also leiderprobter Korrektor, „was uns da oft vorgelegt wird! Manche Autoren meinen wohl, daß der schlechteste, blasseste Durchschlag eben noch gut genug ist für unsere überarbeiteten Augen. Wenn Sie einmal die Flüche, Verwünschungen und unzarten Ausdrücke da hören könnten, die dem geplagten Setzer und Korrektor bei solchen nichtswürdigen Manuskripten entfahren!"

Auch die Schriftleitung kriegt hierbei ihre ernstliche Vermahnung: „Die Schriftleitungen sollten solche Manuskripte von vornherein nicht annehmen, sondern das Gesudel zurücksenden, mit dem Ersuchen, dem Setzer eine menschenfreundlichere Handschrift vorzulegen. Wir sind doch auch Menschen — und wer ersetzt uns denn den Schaden, wenn unsre Augen sich vor solchen Manuskripten krank gearbeitet haben? Mir ist übrigens handschriftliche Arbeit, wenn mit Tinte leserlich geschrieben, immer noch lieber als verblaßte Maschinenschrif auf durchsichtigem Seidenpapier...

Und noch eins: man hat oft mit dem Eigensinn mancher Autoren seine liebe Not. Hat man sich Mühe gegeben, in den Kuddelmuddel der von den betreffenden Herren beliebten Rechtschreibung Ordnung hineinzubringen, genau nach Duden, so macht der Autor die ganze Arbeit — auch des Setzers — zunichte, indem er bockbeinig darauf besteht, daß das betr. Wort so geschrieben werden muß, wie er es geschrieben hat — und wenn's hundertmal falsch ist! ... Dazwischen sorgt aber der Humor zum Glück für Abwechslung: nämlich mit originellen Druckfehlern, wobei übrigens das meiste, was man in Witzblättern liest, für den Fachmann den Stempel der Erfindung trägt."

Diesen Stoßseufzer aus Fachkreisen wollen wir dem schriftstellernden Leser nicht vorenthalten, damit er sein Gewissen nachprüfe.



An die Leser

Mit dem ersten Heft des nächsten Jahrgangs feiern wir das 25jährige Bestehen unsres „Türmers". Nach dem rasch hintereinander erfolgten Ableben der beiden Hauptschriftleiter im Jahre 1920 galt es für den neuen Herausgeber, mit dem vorhandenen Stoff auf der bisherigen Grundlage weiterzubauen, um die ruhige Entwicklung der Zeitschrift nicht zu gefährden. Die Abteilung „Türmers Tagebuch" wurde nach dem Tode des Freiherrn von Grotthuß in dankenswerter Weise von dem Berliner Schriftleiter übernommen; nunmehr wird der Herausgeber selbst das Tagebuch schreiben und es auf breitere Grundlage zu stellen versuchen. Wir dürfen unsere Leser mit einer Reihe von bisher unveröffentlichten Briefen der Fürstin Johanna von Bismarck erfreuen; von Julius Havemann bringen wir eine Novelle „Overbeck"; von Paul Ernst Proben aus seinem Kaiserepos; der Herausgeber selbst wird allerlei Dichtungen beisteuern. Es wird unser Bestreben sein, den „Türmer" immer mehr zu einem aufbauenden Kulturblatt auszugestalten. Unsere Haltung ist nach wie vor parteilos vaterländisch; zugleich aber sind wir bestrebt, in unserem zerrissenen Vaterlande versöhnlich und ausgleichend zu wirken. Wir glauben an das Edle in den Tiefen des deutschen Wesens und wollen es in jeder Weise zu stärken suchen.

Fortwährend mit dem Ausbau der Zeitschrift beschäftigt, sprechen wir unserer treuen Türmergemeinde für jede freundliche Unterstützung herzlichen Dank aus. — Den Verleger freut es besonders, daß die den Bezugspreis des „Türmers" in Mitleidenschaft ziehende Teuerung von den Lesern bisher standhaft ertragen wurde. Wie mancher von ihnen mag sich seinem „Türmer" zu Liebe Entbehrungen anderer Art auferlegen! Bei der letztmaligen Ankündigung der Preiserhöhung im Juni rechnete der Verlag mit einer weit geringeren Steigung der Druckkosten, als sie im abgelaufenen Vierteljahr von Heft zu Heft eingetreten ist. Nun muß vom neuen Jahrgang ab der Vierteljahrspreis sprunghaft auf Mk. 150.—, der Preis des einzelnen Heftes auf Mk. 50.— festgesetzt werden. Ach, lieber Türmerleser, weißt du, wie's dem Verleger dabei zumute ist, der zwar gern von einem Gewinn absieht, aber doch seine Mittel einzuteilen und mit der furchtbaren Geldentwertung zu rechnen hat? Er hofft, verstanden zu werden!

Herausgeber und Verlag

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Schriftleitung des „Türmers" Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Berliner Vertreter, zugleich verantwortlich für politischen und wirtschaftlichen Teil einschließlich „Türmers Tagebuch": Konstantin Schmelzer, Friedenau-Berlin, Bornstr. 6.
Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten" mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart wird. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet.
Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.









